Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1828.
Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 1. u. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

Wien* 1824. *bei Anton Schmid. كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة ***Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.*** **Gross Folio, X. S. Vorbericht, 277. S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.**

(1ster Artikel.)

Der persische Text läuft bis S. 184., eine persische Columne auf jeder Seite, der eine daneben stehende deutsche entspricht. Von da an die Anmerkungen, die sich auf Zahlen, der deutschen Uebersetzung eingefügt, beziehen. Die persische Druckzeile enthält nicht ein Beit, sondern Halb-Beit, Mis'râ', eine, wenn auch der Raum es anders zuliesse, bei einem Methnewî oder aus gepaarten Reimzeilen bestehenden Gedichte schon deswegen zweckmässige Einrichtung, weil dadurch die Reime auf eine augenfällige Weise unter einander zu stehen kommen. Jeder persischen entspricht eine deutsche Zeile, die aber, obgleich innerlich um etwas kürzer, äusserlich um vieles länger als jene erscheint, ein dem Auge unangenehmes Verhältniss, das durch Wahl gedrängterer Lettern fürs Deutsche, und länger gezogener fürs Persische, wol hätte ausgeglichen werden können. Die persischen Lettern selbst aber sind nichts weniger als zierlich, und nicht mit denen zu vergleichen, die man jetzt in arabischen Drucken aus den besten deutschen Offizinen hervor gehen sieht. Es scheint ganz das alte unfeine doch deutliche Neschî aus den eingegangenen Fundgruben, nur nicht, wie dort, durch Druckfehler und Nachlässigkeiten entstellt. Nicht einmal die Verlängerungsstriche der verbundenen Buchstaben sind benutzt um die Zeilen zu gleicher Länge zu dehnen. Dagegen erscheinen die einzelnen Wörter wohl getrennt, und das zu einem Worte gehörende wohl zusammengehalten, ein Vorzug dieses unscheinbaren Neschî vor dem blendendsten Ta'lîk der Handschriften. Dem Gleichmass der persischen und deutschen Spalte zu Liebe, ist eine Partie von 10 Beit's, oder 20 Zeilen, die ein Beilager auf eine Art schildern, die der Uebersetzer nicht mit Anstand übersetzen zu können glaubte, aus dem persischen Texte des 68sten Kapitels, damit im gegenüberstehenden deutschen keine Lücke sichtbar würde, verwiesen, und in den Anmerkungen, S. 223. untergebracht. Das ganze Gedicht besteht aus 75 Kapiteln, oder Gesängen, oder wie man sonst die namenlosen Abtheilungen nennen will. Jedes dieser Kapitel, ausgenommen das erste, das nur aus 13 Beit's bestehend, blos den Eingang selbst vorstellt, hat eine eigene weitschichtige, im redseligsten und geziertesten persischen Prosastyl verfasste Ueberschrift, die Herr v. Rosenzweig in der Uebersetzung, wie mir scheint mit Recht, immer gegen eine ganz kurze deutsche vertauscht hat. Oder sollte jemand im Ernste diese Schnörkeleyen, als doch auch zur Form des Werkes gehörend, vermissen? So lautet die des zweiten Kapitels: افتتاح نامه بنام یکانه که چشمهء روشن مهر از دریای نوالش یک نم است ودفتر ملوّن سپهر از آیات کمالش یک رقم wörtlich: Eröffnung des Buches im Namen des Einzigen, vor dem die lichte Quelle der Sonne aus dem Meere seiner Spenden nur ein Tropfen ist, und die bunte Schriftrolle der Sphären aus den Wunderversen seiner Vollkommenheit nur ein Zug. Rosenzweig kurz: Anrufung des göttlichen Namens. Und das vorletzte Kapitel ist überschrieben: مخاطبهء نفس وترقّی دادن وی از حضیض خویشتن داری وخود پسندی بذروهء دست کوتاهی و همّت بلندی wörtlich: Anrede der Seele und Aufschwunggebung derselben aus der Tiefe der Selbsthaltung und Eigenbefriedigung zum Gipfel der Handkürze (äusserer Macht Entäusserung) und Muth-Höhe. Rzw: Rede an sich selbst. — Dagegen scheint mir der Herausgeber mit Unrecht die Zahl-

Digitized by Google

bezeichnung der Kapitel, und der Verse jedes Kapitels, unterlassen zu haben. Ich habe in meinem Exemplar diese Bezeichnung, die keinem fremden Sprachwerke fehlen sollte, nachtragen müssen, schon zum Behufe der in dieser Beurtheilung zu machenden Nachweisungen, die, nach den blossen Seitenzahlen eingerichtet, für die Seiten, wo zwei Kapitel durch einen Zwischenraum sich berühren, nicht ohne grosse Umständlichkeit zu machen waren.

Nach diesen Aeusserlichkeiten wende ich mich an das Innere des wichtigen Werkes, des ersten seiner Art in Deutschland, ja in Europa, Herausgabe zugleich und Uebersetzung eines der grossen erzählenden Gedichte der Perser, über deren Anzahl, Umfang, Stoff und Darstellungsweise uns zuerst *Hammer's* persische Redekünste einen Begriff gegeben haben. Ausser den zahlreichen Auszügen aus solchen Gedichten in dem eben genannten Hammer'schen Werke, worin auch schon, v. S. 327. an, eine starke Probe aus eben dieser uns nun vollendet vorliegenden Rosenzweig'schen Uebersetzung eingerückt ist, waren von grösseren Ganzen aus diesem Fache bisher nur Shîrîn und Chosrew von Nit'hâmî, und Meg'nûn und Leila' von G'âmî, durch Bearbeitungen unter uns bekannt geworden; Shîrîn und Chosrew durch die glanzvolle Darstellung *Hammer's*, Meg'nûn und Leila' durch die französische Uebersetzung *Chezy's* und die daraus geflossene deutsche *Hartmann's*. Das erste, Shîrîn und Chosrew, ist seinem Zwecke nach gar nicht Uebersetzung eines einzelnen Werkes, sondern mussivische Zusammentragung alles Schimmers und Flimmers persischer Poesie in den Rahmen jener Geschichte; Meg'nûn und Leila' aber hat durch die Doppelübertragung ein gut Theil seiner ursprünglichen Färbung verlieren müssen. Texte dagegen, vollständige Texte der wichtigsten aus der grossen Klasse dieser erzählenden Gedichte, sind bisher in Europa nicht gedruckt, oder doch mir nicht bekannt geworden. Wohl sind deren mehrere aus den englisch-ostindischen Pressen hervorgegangen, wovon auch einzelnes zu uns gekommen, z. B. das Iskender Nâme, oder Alexandersbuch, von Nit'hâmî, wovon eine theilweise Uebersetzung von mir selbst in einem vorigen Jahrgange des Frauentaschenbuchs zu finden ist. Lauter Kleinigkeiten gegen des Herrn von Rosenzweig uns nun vorliegende Doppelleistung, diese vollständige Herausgabe und Uebersetzung eines vorzüglichsten jener Gedichte als Stellvertreters für alle übrigen. Denn keineswegs sollen, noch können, alle diese Gedichte, die sich äusserlich wie innerlich so sehr gleich sehen, jemals herausgegeben oder übersetzt werden. Der Stellvertreter ist aber, für uns sehr schicklich, gewählt in dem morgenländischen Schönheits-Ideal, Jûsuf, dem travestirten Joseph unserer heiligen Schrift, mit der aus Potiphar's Gemalin veredelten Zuleichâ. Durch Hervorhebung dieses untergeordneten Bezugs, durch Verwandlung des Nebenumstands in den Mittelpunkt, ist die uns bekannte Geschichte Joseph's eine ganz neue geworden, wozu die Familienverhältnisse Joseph's, dort die Hauptsache, hier nur als Einleitung dienen und im Verlaufe völlig verschwinden. Die rührendste Geschichte des alten Testaments hat selbst durch die abgeschmackte Umkleidung des Kor'ân's nicht für das menschliche Gefühl vernichtet werden können; es ist daraus ein persisches Liebesmährchen geworden, das mannichfaltig gewandt und angewandt, bald mehr dem sinnlichen, bald mehr dem geistigen zugekehrt, nun endlich in der rechten poetischen Mitte gefasst, zwischen Himmel und Erde schwebend, von dem letzten grossen Meister persischer Zauberrede, G'âmî, in einem Alter von siebenzig, mit einer Phantasie von siebzehn oder sieben und zwanzig, dargestellt, durch Rosenzweig uns dargeboten ist. Ueber die Fabel des Gedichtes, und deren gründliche, ja tiefe Behandlung, so wie über die dabei vom Dichter begangenen Fehler, behalte ich mir vor, mich an einem andern Orte und in anderer Form ausführlich zu äussern, indem ich mich hier beschränke auf die Beurtheilung dessen, was Herr v. Rzw. als Herausgeber und als Uebersetzer des Werkes geleistet und leisten wollen. Er selbst sagt darüber, S. VI. des Vorberichts: „Es dürfte nicht überflüssig seyn, hier Einiges über die Uebersetzung selbst zu sagen, die bereits vor mehreren Jahren, unter der besonderen Leitung des von allen europäischen Missionen in Konstantinopel gekannten und seiner seltenen Verdienste wegen hochgeschätzten, seitdem verstorbenen orientalischen Lehrers der jüngeren Gesandtschaftsbeamten zu Pera, *Ssalich Efendi*, begonnen und vollendet wurde; so wie dem Uebersetzer, bei vorkommenden Schwierigkeiten, mehrere gelehrte Türken, unter denen hier besonders der Name *Ismail Efendi's*, ehemaligen ottomanischen Gesandten in London dankbarst erwähnt wird, ihren gefälligen Beistand zur Lösung nicht versagten. - Die Erklärung dunkler Stellen von Seite solcher Männer scheint keinem Zweifel über deren wahren Sinn Raum zu geben, und macht die Anführung von *Varianten* um so mehr überflüssig, als deren in einem Werke von solcher Gediegenheit übrigens auch nur wenige vorkommen, wie solches vier miteinander verglichene Handschriften desselben beweisen." — Also vier Handschriften sind verglichen worden, vielleicht genug, ja viel, für

Digitized by Google

einen im Westen festsitzenden Herausgeber eines orientalischen Werkes, aber wenig, viel zu wenig für unseren, der, von seinem diplomatischen Berufe begünstigt, in Konstantinopel an eine solche Arbeit gehen konnte. Doch wenn die Handschriften keine bedeutenden Varianten gaben, was half es sie zu vergleichen? Aber eben dass sie keine gegeben, ist höchst wunderbar, und erregt die Vermuthung, dass die vier Handschriften im Grunde nur Eine, nämlich aus Einer nächsten Quelle geflossene, gewesen. Denn was will der angegebene Grund sagen: dass in einem Werke von solcher *Gediegenheit* nur wenig Varianten vorkommen? Das erregte ein schlimmes Vorurtheil gegen die Gediegenheit des in Varianten schwimmenden *Firdewsi*, oder des darin fast untergegangen *Hâfit'h*. Der Autor macht ja die Varianten nicht, sondern seine Abschreiber. Wir könnten also umgekehrt sagen: Je gediegener ein Werk, desto gelesener; je mehr gelesen, desto mehr abgeschrieben; je mehr abgeschrieben, desto mehr Varianten. Also müssten in einem Werke von solcher Gediegenheit sehr viel Varianten vorkommen. Denn was den Kor'ân in seinen tausendfachen Abschriften vor Varianten bewahrt, seine Heiligkeit nämlich, davon kann doch bei einem profanen Dichtwerke, wie dieses, keine Rede seyn. Wir selbst werden in dieser Beurtheilung einige Varianten beibringen, die der Herausgeber, wo er sie gekannt, nicht zu beachten sehr Unrecht würde gethan haben. Es versteht sich, dass nicht alle, und auch nicht die meisten Varianten mehrerer verglichener Handschriften bei einer Ausgabe wirklich angeführt werden sollen; aber einige müssten von Rechtswegen bei einer ersten Ausgabe wie diese angeführt werden, nämlich alle diejenigen, die an sich selbst wichtig und dazu so beschaffen wären, dass ein von authentischer Auslegung verlassener Herausgeber sich selbst die Entscheidung darüber nicht zutrauen dürfte. Authentische Auslegungen aber sind nur die Original-Commentare, entweder von dem Autor selbst oder von einem eingeborenen, besonders einem der Zeit nach dem Autor zunächst stehenden Kritiker, dergleichen Beihülfen den arabischen Dichtwerken, die deren auch so sehr bedürfen, so reichlich zu Theil geworden, viel weniger den viel leichteren, solchen Ballast verschmähenden, persischen. Ob unserem Jûsuf und Zuleichâ? weiss ich nicht; unser Herausgeber sagt nichts davon; sondern seine authentische Auslegung ist die von seinen türkischen Lehrmeistern des Persischen in Konstantinopel ihm geworden. Aber gegen diese Autorität müssen wir feyerlich protestiren. Wir geben gerne zu, dass jenen Leuten das Persische, zumal als Umgangssprache, geläufiger sey als uns. Aber sie sind eben so wenig Perser als wir, und was mehr ist, sie sind durchaus keine Kritiker und keine Philologen. Sie durften also gar wohl für Herrn v. Rosenzweig in seiner einen Qualität, als junger Diplomatiker, ein Orakel seyn, aber durchaus nicht in seiner andern, in der er vor uns auftritt, als Herausgeber und Uebersetzer. Da ich nach seiner Versicherung nicht zweifeln darf, dass seine Uebersetzung in allen Stellen treu den Sinn ausdrückt, den seine genannten Lehrer darin fanden; so werde ich im Verlauf dieser Beurtheilung einige male zu zeigen Gelegenheit haben, wie wenig diese Lehrer den rechten Sinn gefunden, und wie leicht dieser zu finden war, wenn Herr v. Rzw. sich nicht auf seine Türken, sondern auf eigene Sprachkenntniss hätte verlassen wollen. In dieser Beziehung also, der völligen Abwesenheit aller Texteskritik und Vernachlässigung der Hülfsmittel dazu, hauptsächlich der Varianten, so wie in der Unselbständigkeit der Auslegung, erscheint das Werk vielmehr als die geschmackvolle Arbeit eines sinnvollen und fleissigen Dilettanten, der die Nebenstunden seines diplomatischen Berufes auf eine gute Art zu verwenden weiss, denn als eine wirklich philologische Leistung. Und dasselbe Gepräge ist der Uebersetzung selbst und den Anmerkungen aufgedrückt. In letzteren machen sich fast zu breit die Parallelstellen aus Lateinern, Italiänern und Britten, um die Belesenheit des Herausgebers darzuthun, und uns zu beweisen, dass Sonne, Frühling, Blumen und dergleichen, in allen Zeiten und Zonen, die natürlichen Bilder der Poesie seyen. Dafür hätten wir lieber noch öfter als es geschehn allerley *Sacherklärungen* beigebracht gesehen, obgleich sich aus diesem Fache schon manches und meist recht zweckmässiges findet. Dagegen fehlen fast ganz die *Worterklärungen*, sowohl Erörterungen über den Wortsinn einer Stelle, als über die Bedeutung eines Wortes. Stoff war genug dazu vorhanden; es sollte dem Werke, wie durchaus jedem ähnlichen, ein alfabetisches Verzeichniss der vorkommenden seltneren, oder in irgend einer Beziehung merkwürdigen Wörter nicht fehlen, zur allmählichen Sichtung und Füllung unserer eben so verworrenen als trockenen Wörterbücher. Ich habe aus dem Werke einige hundert wichtiger Glossen gesammelt, was billig der Herausgeber selbst zum allgemeinen Besten hätte thun sollen. Was nun aber die Uebersetzung angeht, so gibt sie Zeile um Zeile wieder, erlaubt sich keine willkührlichen Abweichungen, Zusätze oder Auslassungen, ist also in so weit eine treue. Dabei liest sie sich höchst angenehm und fliessend; das gewählte Versmaass, der beliebte fünf-

Digitized by Google

füssige Jambus, geht dem gewöhnten Ohre leicht ein; es ist ihm auch durch die stäte Beobachtung des männlichen Ausgangs eine zum Tone des Gedichtes passende ruhige Haltung gegeben. Das Reimgeklingel ist im Ganzen vermieden; nur zur Betonung von Hauptstellen oder Kapitelausgängen ist ein schiller'scher Schlagreim mit Nachdruck angewandt. Die zahlreichen, vielmehr zahllosen Wortspiele des Originals sind unserem besseren Geschmack zu Liebe übergangen, die starken Uebertreibungen geschickt gewendet, die scharfen Antithesen leise gemildert, die grellen Farben angenehm gedämpft. Im Ganzen ist die Sprache so zahm und geschmeidig, so glatt und gefällig, so alle Härten und Ecken, Stösse und Sprünge vermeidend, so gewöhnlich schön, wie sie nur die gebildetsten Roman- und Schauspiel-Leser und Leserinnen verlangen mögen, die von der Poesie nicht gerüttelt und geschüttelt, sondern auf schwanker Leiter der Gefühle gewiegt seyn wollen. Und obgleich ich mich auf den Geschmack des Publikums auch gar nicht verstehe, so glaube ich doch profezeyen zu dürfen, dass diese Uebersetzung, wenn irgend eine eines orientalischen Gedichts, bei uns allgemeinen Eingang finden müsse. Und in dieser Beziehung ist ihr hoch anzuschlagen und als Hauptverdienst anzurechnen die durchgängige Verständlichkeit und völlige Deutlichkeit des Zusammenhangs und alles Einzelnen, selbst scheinbar da, wo wirklich der Sinn verfehlt ist. Denn dadurch wird einmal der Wahn zerstört werden, der so allgemein verbreitete, durch ungeschickte Uebersetzungen genährte, von der Verworrenheit und Unklarheit, Ueberladung und Ungeniessbarkeit persischer oder überhaupt orientalischer Poesie. Indem ich so dem Publikum zu dieser Uebersetzung Glück wünsche, die Ihm, damit Es nicht an dem daneben stehenden Persischen Anstoss nehme, so viel ich weiss, auch apart, und hoffentlich nicht in Folio dargeboten wird; sehe ich selbst doch von meinem Privatstandpunkt sie etwas anders an. Von da nämlich erscheint mir ihre absolute Tendenz zum Modern-Angenehmen verwerflich; dem sogenannten guten Geschmacke scheint mir viel zu viel von der nothwendigen Eigenthümlichkeit orientalischer Poesie aufgeopfert; bei einer gewissen, so zu sagen, materiellen Treue, finde ich zu wenig formelle, nicht blos was die äussere Form, sondern hauptsächlich was die innere, den Ton, die Haltung, die Färbung angeht. Zuerst, statt des Versmaasses des Originals, das

⏑ – – – | ⏑ – – – | ⏑ – –

ist, nicht wie hier S. VIII. steht:

⏑ – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑

ist, wie erwähnt, der fünffüssige Jamb gewählt, der, wie sehr auch jetzt im Gang, doch von Haus aus ein Unthier ist, wie jedes Fünffüssige. Warum dafür nicht lieber einen *Sechsfuss*, wie im Sanskrit das Thierchen süsser Kunst, die Biene, heisst? oder, was dasselbe ist, einen Dreidoppelfuss, oder griechischen Dreimesser? Doch dessen ursprüngliche Bewegung dürfte zu rasch seyn gegen den feyerlich langsamen Auftritt des persischen Maasses. Dieses selbst ganz strenge nachzubilden, gienge nicht auf die Länge eines Gedichts von solchem Umfang; aber ein recht vollgedrängter Fünffüssler (von dem wir einmal nicht loskommen können) mit schwerem weiblichem, wo möglich eine Doppellänge oder etwas ihr ähnliches enthaltendem Ausgange, dürfte so ziemlich, und ohne Schwierigkeit, das persische Metrum ersetzen. Dadurch würde ein Uebelstand vermieden seyn, der sich nun in der Uebersetzung sehr fühlbar macht, dass nämlich der deutsche Vers gegen den persischen immer um eine Sylbe zu kurz ist, um die Endsylbe nämlich, die Längen in der Mitte des persischen gegen die Kürzen in der Mitte des deutschen ungerechnet, wie gleichfalls ungerechnet die grössere Kürze des persischen Ausdrucks gegen den deutschen. Dadurch ist die Uebersetzung überall im Gedränge, und gezwungen, allerley Nebenbezüge der Rede wegzulassen, um nur die Hauptsachen in dem zu engen Raume unterzubringen. Doch sey nun das verkürzte Versmaass um seiner Geläufigkeit willen zugegeben; aber der dabei ausgebliebene Reim ist nicht zu entschuldigen. In arabisch-persischer Ghazel- oder K'as'iden-Form den Einen Grundreim, der das ganze Gedicht hindurchläuft, im Deutschen nachzubilden, hat bei grösseren Gedichten solche Schwierigkeiten, die zu besiegen in manchen Fällen unthulich, in andern nicht der Mühe Werth seyn mag. Hingegen die gleichförmig wechselnden einzelnen Reimpaare, aus denen ein solch erzählendes persisches Gedicht, so gut als ein erzählendes altdeutsches, besteht, sollte doch ein deutscher Uebersetzer nicht von sich weisen dürfen. Dass dabey im Persischen, was im freyeren Altdeutschen nicht der Fall ist, je zwei reimende Zeilen auch fast immer die Strophe und den Satz vollenden, macht die Sache, weil gebundener, nur noch leichter zu handhaben. Dass aber die persischen Reime innerlich künstlicher und reicher, nicht an sich und immer sind, sondern gelegentlich seyn können, darf bei unserer vorgeschrittenen Reimfertigkeit gar nicht als etwas Besonderes in Betracht kommen. Und ich bin der Ueberzeugung, dass dieser persische Paarungsreim wirklich mit seinem ganzen sehr manichfaltigen Apparat von Künstlicht-

Digitized by Google

keiten, ganz ohne Zwang und Noth, mit gutem Erfolg und zu rechter Wirkung, von uns nachgebildet werden kann und muss; nicht als ob jede einzelne Künstlichkeit desselben in der Uebersetzung gerade eben so an derselben Stelle, wie und wo sie im Persischen erscheint, zu erzwingen wäre, sondern das System selbst ist im Ganzen durchzuführen, so dass jede künstliche Blüte davon an der Stelle frey hervortreten dürfe, wo sie sich am liebsten von selber bietet. Und diese Freiheit der Abwechselung im Gebrauche übrigens gleicher Mittel wird das Gleichgewicht der Nachbildung im Ganzen gegen die Urschrift nicht aufheben, sondern begründen. Wenn das Persische an einer Stelle eine einfache Reimkunst hat, an einer andern eine doppelte, und an einer dritten eine dreifache; so wird das deutsche, dem sich an der letzten Stelle gerade nur eine einfache Künstlichkeit darbietet, zum Ersatze die doppelte und die dreifache vielleicht auf die beiden andern Stellen vertheilen können. Z. B. die im Persischen so sehr gewöhnliche Reimverlängerung, indem nach der Reimsylbe in beiden Reimörtern ein gleicher Zusatz hinzutritt, der bald nur eine unselbständige Sylbe, bald mehrere Sylben, ein Wort, ja viele Worte umfasst, kann in derselben Abstufung im Deutschen angewendet werden. Ich *schlag' es*, ich *trag' es*, ist noch kaum etwas mehr als: des *Schlages*, des *Tages*. Eben so: *schlag' ich, trag' ich; schlägst du, trägst du.* Dieses mag aber nun immer zu wachsen: *schlägst du es, trägst du es; schlägst du alles, trägst du alles; schlägst du alles nicht, trägst du alles nicht;* u. s. w. Umgekehrt lässt der persische Reim an seinen beiden Oertern, statt nach sich, auch vor sich ein gleiches Wort einher gehn. So im Deutschen: *ich schlage, ich trage; werde schlagen, werde tragen.* Oder der Reim verdoppelt sich: *schlagen wollen, tragen sollen.* Solche Künstlichkeiten in sich selbst vermehrt, oder miteinander in Verbindung gesetzt, erzeugen dann die Fälle, die im Einzelnen an den Stellen, wo sie zufällig eintreten, nicht nachgebildet werden können noch dürfen. Wenn z. B. in unserem Gedicht das achte Beit des ersten Kapitels lautet:

زشعرم خامه را شکّر زبان کن
زعطرم نامه را عنبر فشان کن

d. h. wörtlich: Durch das Lied meinen Schreibekiel zuckerzungig mache du! Durch Weihrauch mein Buch amberstreuend mache du! Nach Rosenzweig einfach und schön:

Leih meinem Rohre einen Zuckermund,
Und lass mein Buch nur süssen Ambra streun.

Hier hätten wir uns in einer Reimübersetzung gern mit einem einfachen wohl tönenden Reime begnügt, ohne auf den vierfachen des Originals Anspruch zu machen; denn vier verschiedene Reime hat das Original, deren zweiter und vierter noch mit der Reimverlängerung geschmückt ist, so wie der erste einen Vorschlag hat, so dass die beiden Zeilen, nach den Reimen abgetheilt, in europäischer Schrift so aussehn:

Zi shi'rem | câme râ | shukker | zubân kun
Zi 'it'rem | nâme râ | 'anber | fishân kun

Hiermit ist abgethan, was ich über die Nachbildung der äusseren Form des Gedichtes zu sagen hatte; von nun an werde ich nur auf das Innere Rücksicht nehmen, nämlich auf die Kritik des Textes, dessen Verständniss und gelegentliche Erklärung in den Noten, und die Art des Ausdruckes in der Uebersetzung. Ehe ich nun daran gehe, mein Urtheil im Einzelnen mit aller Schärfe, die die Bedeutendheit des Buches fordert, zu üben, muss ich mich gegen einen Vorwurf verwahren, den man mir über die anzuwendende Strenge machen könnte, und den ich mir wenigstens selbst gemacht habe: ob ich nicht auf diese Art dem Buche eben so Unrecht thun werde, wie neulich einem Buche von mir selbst, meiner Verdeutschung des H'arîrî, in eben diesen Blättern hier Unrecht gethan worden ist durch einen jugendlichen sprachgelehrten Beurtheiler, der an die vorzugsweise ästhetische Leistung einen einseitig philologischen Maassstab gelegt hat? Doch die Verschiedenheit des Falles ist einleuchtend. H'arîrî ist herausgegeben und erläutert durch de Sacy; zu übersetzen ist er gar nicht, ich habe ihn nachzubilden versucht, durch ein berechnetes System von Freiheiten und Kühnheiten, um mit geflissentlicher Aufopferung alles Einzelnen den Eindruck des Ganzen zu retten; und mit Anerkennung dieses Zweckes ist auch mein Buch von de Sacy selbst gut geheissen. Nicht die Fälle durften nachgezählt werden, wo ich im Einzelnen, auch scheinbar ohne Noth, ohne Grund, vom Text abgewichen; nur der träfe mich etwa, der bewiese, wo ich den Text wirklich nicht verstanden; obgleich selbst aus einem solchen Missverständnisse leicht etwas zweckgemässes könnte hervorgegangen seyn. Hier aber erscheint Herr v. Rosenzweig zuvörderst selbst als Herausgeber und Erklärer eines das erstemal herausgegebenen Textes, und ist als solcher nicht mit ästhetischer Schonung zu behandeln. Als Uebersetzer selbst aber hat er keine dem H'arîrî ähnliche Aufgabe; er braucht keine künstlichen Stellvertretungen aufzubieten, keine weiten Umwege und gefährliche Sprünge zur Errei-

Digitized by Google

chung von einem auf ebenem Wege nicht erreichbaren zu machen; er darf nur gerade vor sich hin, Schritt vor Schritt seinem Texte nachgehn, und Zeile um Zeile übersetzen. Noch dazu hat er sich dabei die einzige etwaige Schwierigkeit, die des Reimes, erspart, und die von ihm gewählten Jamben können in unserer Zeit für nicht mehr als wohlklingende Prosa gelten. Wo er demnach in der Uebersetzung etwas anderes oder etwas anders sagt, als was oder als wie es im Texte steht, werde ich es ihm, sey es nun dem Herausgeber und Erklärer, sey es dem Uebersetzer, anrechnen dürfen; was freilich in allen einzelnen Zeilen zu thun, eben so unmöglich als unnöthig seyn wird. Was aber insonderheit die Texteskritik angeht, so werde ich dazu die Vergleichung einer Handschrift des hier herausgegebenen Gedichtes benutzen, die durch die Güte des *Herrn von Hammer* eine geraume Zeit lang in meinen Händen gewesen ist. Diese Handschrift ist in klein Octav, und hat nicht mehr als 146 Blätter, so dass ich wohl Anfangs zweifelte, ob auch das ganze grosse Gedicht, das im Drucke (freilich durch die deutsche Uebersetzung um die Hälfte geschwellt) wie ein Riese vor uns steht, wirklich in diesem niedlichen Zwerg-Schneckenhäuschen stecken könne? Aber die Schrift ist auch die zierlichste feinste, auf den ersten Anblick ein reines *Ta'lik'*, aber bei näherer Ansicht sehr gemischt mit allerlei dem gewöhnlichen Ta'lik' fremden, aus der Diwânî oder anderen Schriftarten herübergenommenen Buchstabenverschlingungen und Abkürzungen. Dabei sind die unterscheidenden Punkte der Buchstaben so häufig weggelassen, dass das Lesen hin und wieder sehr schwer fällt; man kommt in Versuchung zu glauben, der Abschreiber habe das Gedicht nur für solche abschreiben wollen, die es schon halb auswendig wissen. Da auf jeder Seite zwey Columnen von vierzehn Zeilen stehn, also 28 Beits auf jedem Blatte, so würde das für die 146 Blätter 4088 Beits machen. Davon aber sind abzurechnen 14 Beits für die leere Rückseite des ersten Blatts, 4 Beits für den verzierten Anfang, 10 für die Endseite, 80*) für den Raum, den die Kapitelüberschriften wegnehmen, und noch 4 für einzelne Beits, die zu einer Art von Auszeichnung die Doppelcolumne unterbrechen, und jedes, statt in einer Doppelzeile, in zwey Einzelzeilen, geschrieben sind. Hinzuzurechnen sind aber 2 am Rande geschriebene Beits; so dass die Handschrift in Allem 3978 Beits enthält. Der Dichter selbst gibt im Schlusscapitel, B. 31., die runde Zahl von 4000 Beits an; wozu Rszw. bemerkt, dass es bei ihm 5 Beits weniger, also 3995 seyen. Hiernach enthielte die Handschrift nur 17 Beits weniger als der Druck. Aber nach meiner Zählung der Rszwg'schen Capitel, enthalten diese 28 Beits über die vom Dichter angegebenen 4000, oder 38 darüber, wenn man, wie billig, die 10 aus einer ästhetischen Rücksicht, wie oben erwähnt, vom Herausgeber aus dem Text in die Noten versetzten mit einrechnet. Hiernach erscheint die Differenz zwischen der Handschrift und dem Drucke schon ziemlich bedeutend, und wächst noch dadurch etwas, dass auch die Handschrift einige Beits hat, die im Drucke fehlen, wie an der Stelle, wozu sie gehören, angezeigt werden wird. Man sieht hieraus, dass die Handschriften, selbst im Gröbsten, der Zahl der Verse, nicht alle so wunderbar übereinstimmen, wie die vier von Rszw. verglichenen. Ich glaube aber eben daraus vermuthen zu dürfen, dass die vom Dichter angegebene Zahl 4000 vielleicht keine sogenannte runde, der Kürze wegen für das etwas mehr oder minder gebrauchte seyn möge, sondern dass er wirklich sein Werk zu 4000 Beits, wo nicht angelegt, doch redigirt habe. Denn die Zahl 4000 ist zu bestimmt ausgedrückt:

گرفتم بیت بیتش را شماره
هزار آمد ولیکن چار باره

Nach Rosenzweig:

Und Doppelreim für Doppelreim gezählt,
Gibt eine Tausend, nimmt man viermal sie.

Was etwas unverständlich klingt, aber sogleich deutlich wird, wenn man es wörtlich übersetzt und den Reim hinzu thut:

Ich fasste Beit um Beit des Lieds in Zahlen;
Heraus kam Tausend, doch zu vieren malen.

Hat der Dichter vielleicht durch diese Zauberfassung in Zahlen sein Werk vor den gewöhnlichen Verfälschungen der Abschreiber bewahren wollen? so zeigen nun unsere fünf Handschriften, wie wenig er seine Absicht erreicht hat. Ich bemerke nur noch, dass die von mir verglichene Handschrift freilich gar nicht alt ist, wie ihre Unterschrift zeigt. Beendigt am Mittwoch, dem letzten des Monats Reg'eb, 1215 der Heg'ra. Ob sie hierin hinter den vier dem Drucke zu Grunde liegenden Geschwistern bedeutend zurück stehe, kann ich durch die Schuld des Herausgebers, der vom Alter der seinigen schweigt, nicht sagen. Dass sie aber an Güte

*) Oder 81. Es ergibt sich hier in meiner Rechnung eine Differenz, die ich, da die Handschrift nicht mehr in meinen Händen ist, unausgeglichen lassen muss.

Digitized by Google

der Lesarten es mit jenen vieren ohngefähr aufnehmen könne, wird die nun folgende Vergleichung zeigen.

(Seite 1. des Drucks) Cap. I. Beit 1. a. امیـد, gegen das Metrum; Hammr. Handschr. richtig امّید.

Beit 2. Rzw. übersetzt:

Mein Garten lächle jener Knospe Mund,
Und mich erquicke dieser Rose Duft.

Unverständlich für das einfache Persische:

بخندان از لب آن غنچه بـاغم
وزین گل عطر پرور کـن دماغم

d. i. Mit Mund der Knospe meinen Park durchlächle!
Mit Duft der Rose mein Gehirn durchfächle!

Beit 4. ستایش پیشه lies ستایش پیشه, nicht: lobwaldig, sondern: lob-geschäftig. — In diesem Fall und allen ähnlichen hat die Vergleichung der Handschrift nichts genutzt, weil in ihr پیشه und پیشه auf einerley Art geschrieben werden.

B. 5. زتقویم خـرد بهروزیم بخش
باقلیم سخن فیروزیم بخش

Rzw. übersetzt:

Gib mir zur Lanze meines Geistes Kraft,
Damit ich siege auf des Wortes Feld.

Mit der dazu gehörenden Note: „بهروز eine Art Lanze, wie sie die Vornehmen in *Imrin* zu tragen pflegen. Dieser Vers kann auch heissen (durch die doppelte Bedeutung der Worte تـقـویم, Kraft und Kalender, und *bihrus*, das nebst der obigen Bedeutung noch ein guter Tag heisst): Gib mir einen guten Tag aus dem Kalender der Weisheit." — Zu dieser Note bemerke ich: Dass bihrôz eine Lanze bedeute, weiss ich nicht, und finde es nirgends; freilich steht mir von den Originalwörterbüchern nur der *Burhân* zu Gebote. Es ist aber vielleicht nur ein türkischer Is't'ilâh' oder Idiotismus, von dem unser Dichter nichts gewusst, der übrigens in dem Verse auch gar nicht bihrôz sondern bihrôzî sagt, بهروزی, was auch nicht etwa das *nomen unitatis*, nämlich *eine* solche vorgebliche Lanze, seyn kann. Denn dieses wäre (wie bekannt, aber leider meist noch nicht beachtet) bihrôzê, als mit dem jâ'i meg'hûl, auszusprechen, was hier nicht angeht schon wegen des Reims fîrôzî, das hier mit jâ'i ma'rûf, Siegreichheit, Sieg, nicht fîrôzê mit jâ'i meg'hûl, ein Sieger, ist. Die Lanze also, so gut sie auch zum folgenden Siege zu passen scheint, wird wohl hinweg geräumt werden müssen, und damit auch *tak'wîm* als Kraft, was übrigens an sich niemals Kraft, sondern Kräftigung, in Bezug aber auf die Lanze, Streckung, Geraderichtung, bedeuten würde. Die Doppelsinnigkeit also verschwindet, und es bleibt nur der Kalender (tak'wîm) der Vernunft, aus dem sich der Dichter gute Tage oder Wohlbefinden zugetheilt wünscht, nicht *einen* guten Tag, was weder bihrôz noch bihrozî heissen kann, denn ersteres ist ein Adjectiv, guttagig, gute Tage habend, und letzteres das Abstract davon, das gute Tage haben, das Wohlbefinden. Der *Kalender* der Vernunft findet aber seinen zur Redezierlichkeit nothwendigen Gegensatz ganz natürlich im folgenden *Himmelsstrich* des Wortes, wie es im Texte statt des Wortes *Feld* heisst.

B. 7. b. معطّر کن زمشکم قاف تا قاف

heisst nicht, wie die Note sagt, wörtlich: „Mache mich vom *Kafe* zum *Kafe* moschusduftend." Sondern es heisst: Mache durchduftet von meinem Moschus (einen) K'âf bis zu (dem andern) K'âf.

(S. 2.) C. II. B. 1. a.

بنام آنکه نامش حـرز جهانهاست

Rzw. Im Namen dessen, der die Welt beschirmt.

Der persische Vers hinkt; die H. Hdschr. hat ihn richtig:

بنام آنکه نامش حـرز جانست

d. i. im Namen dessen, dessen Name das Amulet der Seele ist.

B. 6. فلک را انجمن افـروز انجم
زمین را زیب انجم ده بمردم

Rzw. (Gott) der Sternenschaaren lässt am Himmel glühn,
Und Menschensterne durch die Erde ziehn.

Recht gut und sogar gereimt, doch die Feinheit des persischen Ausdrucks übergangen, wodurch hier ein Gegensatz durch seine eigene Umwendung als doppelt erscheint. Wörtlich:

Am Himmel die Gestirn*gemeind'* erhellend,
Auf Erden Sternenschmuck im *Menschen* stellend.

B. 8. b. حلّی, lies حلی (ـ ـ) Schmuck.

B. 9. b. قیام آمـوز سرو جویباری

Rzw. Er (Gott) lehrt den Baum am Strome aufrecht stehn.

Uebersehn: Aufrecht stehn im *Gebete*.

B. 15. a. پر شکر lies پر شکر mit metrisch aufgehobenem Teshdîd.

Digitized by Google

B. 18. بما زآن منّت هستی نه آمد
که هست وهستیش هستی ده آمد

Rzw. Durch ihn (Gott) ward uns des Lebens Glück zu Theil;
Er lebt, sein Leben ist des unsern Grund.

So gewöhnliche Dinge auf so gewöhnliche Art sagen solche Dichter nicht. Es heisst wörtlich: Uns ist er deshalb die Gnade des Daseyns setzend (oder die Dankbarkeit des Daseyns auflegend) geworden, dass er ist, und sein Seyn Seyngebend geworden ist. — Was das aber heissen möge, geht mich nichts an. Ich bemerke nur, dass منّت هستی نه ein zusammengesetztes Adjectiv von der Art ist, wie sie G'âmî liebt, statt منّت نه هستی oder نهندهٔ منّت هستی. So, gleich in B. 12. b. dieses Capitels: روز در محنت گذار für روز گذارِ محنت und im bereits angeführten B. 6. زیبِ انجم ده für زیب ده انجم. Eine andere Bemerkung sey, dass das Medd über زآن in der ersten Zeile metrisch falsch ist; denn زآن ist *zidn*, hier aber soll es *zân* gesprochen werden. Doch dergleichen metrische Rücksichten sind in diesem Drucke nirgends genommen, und ich werde hinfort solche Fehler nicht weiter anzeigen, es müsste denn etwas besonderes der Art kommen.

B. 19. u. 20.

زبام آسمان تا مرکز خاک
اگر صد پی بپای وهم وادراک
فرود آیی یا بالا شتابی
زحکمتش ذرّه بیرون نیابی

Rzw. Stiegst du bedächtig auf der Einsicht Fuss
Tief in der Erde Mittelpunkt hinab,
Flögst du empor zur lichten Himmelsflur,
Du träfst allüb'rall seiner (Gottes) *Weisheit Spur.*

Das erste Beit ist ohne Anstoss, und hier nur deswegen mitgeschrieben, weil es (eine seltene Ausnahme) ohne Ruhepunkt, mit seiner Construction ins zweite verflochten ist; in diesem zweiten aber hinkt jede der beiden Zeilen. Das ganz verdorbene Beit ist so herzustellen:

فرود آئیم یا بالا شتابیم
زحکمش ذرّهٔ بیرون نیابیم

Und dieses ist die Lesart der H. Hdschr., nur dass an ذرّه die sowohl metrisch als sprachlich nothwendige Hamza fehlt. Denn ذرّهٔ ist gleich یک ذرّه. Wonach die beiden Beits denn wörtlich heissen: Vom Dach des Himmels bis zum Centrum der Erde, wenn hundertmal auf dem Fuss der Forschung und Einsicht, wir hernieder stiegen oder zur Höhe eilten, kein Stäubchen fänden wir ausser seiner (Gottes) Gewalt gestellt. — Wie durfte der Herausgeber sich mit so ganz nichtigen Lesarten zufrieden stellen, wie die der letzten Zeile bei ihm ist? Denn abgesehn von der Metrik, von der bei einem Gedichte doch nicht abgesehn werden sollte, so ist die Weisheit حکمت hier nicht im Stande, die Stelle der Allmacht حکم zu vertreten. Der Uebersetzer hat nur mit Nichtachtung alles Sprachgebrauchs den Unsinn in einen leidlichen Sinn zu verwandeln gewusst; was er übersetzt: Du träfst allübrall seiner Weisheit Spur; kann sprachlich nur heissen: Von seiner Weisheit das Stäubchen draussen fändest du nicht.

B. 28. (letztes) b.

پس زانوی خاموشی نشینیم

Rzw. Und (lasst uns) *fürder* sitzen *auf* des Schweigens Knie.

Als ob پس für پس ازین oder ازین پس ausgelegt worden sey, wenn anders das *fürder* sich darauf bezieht. Dann aber zu dem Sitzen *auf* - die dem *auf* entsprechende Präposition. Und der Perser setzt sich nicht *auf* das Knie des Schweigens, sondern *hinter* das Knie des Schweigens, so nämlich, dass das Knie vor dem auf plattem Boden sitzenden aufgestemmt ist, und die Kniescheibe (die daher ein Spiegel heisst) das Ziel seiner schweigenden Betrachtung bildet. Es ist klar dass پس زانو *hinter* dem Knie bedeutet. Vergl. C. 38. B. 18.

(S. 3.) C. III. B. 13. b. رو در که آرند Hdschr. schöner رو در که دارند.

B. 15. a. شکّی; das Teshdîd ist metrisch aufzuheben, und شکی zu schreiben.

B. 17. a. شکّی; das Teshdîd eben so aufzuheben, und شکی zu schreiben. Von nun an werde ich die überall metrisch falsch stehenden Teshdîd's nicht weiter rügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3. u. 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

Wien 1824. *bei Anton Schmid.* كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة *Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.* **Gross Folio, X. S. Vorbericht, 277. S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.**

(Fortsetzung.)

B. 17. b. رخ و جهت وجهى در يكى كن

Rzw. im Allgemeinen richtig:

Und kehr dein Antlitz nur dem Einen zu.

Aber der persische Vers ist lahm, und wie soll man construiren? Die Hdschr. bietet keine Variante, nur ein Teshdîd über وجهّت, was gar nichts ist. Ich vermuthe bis auf weiteres, nämlich bis bessere Handschriften verglichen sind:

رخ و جبهت و وجهى در يكى كن

d. i. wende Wange, Stirn und Antlitz zum Einen.

B. 24. b. خالى Hdschr. غافل. B. 27. b. با Hdschr. بر. B. 28. a. بدو Hdschr. برو. Dergleichen unbedeutendere Varianten, von denen die Handschrift voll ist, werde ich nicht weiter anführen.

C. IV. B. 1. b. بيم Hdschr. قيد; zu erwägen.

B. 3. a. زضعف ناتوانايى, wörtlich: von der Schwäche der Unkraft; welchem nichtigen Genitivsverhältniss Rzw. die geschickte Wendung gibt: von der *Schmach* der Unkraft. Die Hdschr. hat die einfache unschuldige Tautologie زضعف و ناتوانائى von der Schwäche und Unkraft. Solche, gleichsam nach Willkühr der Abschreiber, stehende und fehlende و machen einem Kritiker persischer Texte das Leben sauer. — Hier ist aber zu bemerken, dass ناتوانائى wie die Hdschr. hat, nicht ناتوانايى, wie der Druck hat, d. i. dass nâtuwânâ'î, nicht nâtuwânâjî, die richtige Schreibart sey. Leider hat der Druck überall يى jî statt ئى 'î; was ich nun auch nicht weiter berühren werde. — Ich glaubte Anfangs, die Wiener Lettern hätten gar dieses rechtmässige Zeichen für das hamzirte *i* nicht; doch steht es wirklich, ein einzigesmal in diesem Buch, und zwar falsch gebraucht, siehe unten C. 75. B. 34. b.

B. 4. b. خطابى Hdschr. stärker عتابى

B. 9. b. بده توفيق كوشش تا بكوشيم

Hdschr. schwächer, doch richtiger:

بده توفيق طاعت تا بكوشيم

B. 13. b. بايمان بر برون همراه مارا

sagt doch wahrlich nicht, was Rzw. daraus macht:

Und leite uns den Weg zum Glaubenslohn!

sondern: Zum Glauben führe heraus (aus seinem Unglauben) unsern Weggefährten (d. i. bekehre unsere ungläubigen Nebenmenschen).

(S. 5.) C. V. B. 1. Rzw.

Der Vogel bin ich, dessen Netz dein Korn,
Und dessen *Zaubersang* dein Mährchen ist.

Wenn man es recht versteht, so ist es recht übersetzt. Aber man wird beim *Zaubersang des Vogels* schwerlich an das denken, was der persische Dichter mit seinem فسون وحشت, *Wildheitsbannung*, meint, nämlich das, wodurch dem Vogel seine ursprüngliche Wildheit benommen, wodurch er gezähmt und gelehrt worden ist, wie der Papagey.

B. 4. b. كشيدى سرمهٔ چشم راه بينم

Rzw. Du strichest Surme (Augensalbe) in mein forschend Aug.

Digitized by Google

Wörtlich: Du strichest die Surme meines Weg- schauenden Auges. Aber der Vers geht nur zur höchsten Noth, wenn man سرمهء, surme'i, als einen Trochäus, surmi, spricht. Besser daher die Hdschr.

کشی سرمه بچشم راه بینم

Du streichest Surme in mein Weg- schauendes Auge.

B. 5. b. دلم را خال یاد خویش دادی

Hdschr. — دلم را یاد ذوق خویش دادی

B. 6. u. 7. بشیرینی وچربی از زبانم
نهادی لقمهء خوش در دهانم
نه بر دندان ازو کوبی رسیده
نه از خوردن کلو رنجی کشیده

Rzw. Als einen Bissen, lieblich zart und süss,
Hast du die Zung' mir in den Mund gelegt.
Ihr Schlag verschonet stets der Zähne Bund,
Und frey von Schmerzen dient sie stets dem Schlund.

Hier ist das erste Beit völlig gut übersetzt; das Bild von der eigenen Zunge als einem Bissen, von Gott in den Mund gelegt, wird einer persischen Dichterzunge zu gut gehalten werden dürfen, man denke nur an den landesüblichen Mastixbissen, an dem die Zunge wie an sich selber saugt. Aber das zweite Beit ermangelt schicklicher Beziehung. Was ist das für ein Ruhm der Zunge, dass sie die Zähne, denen sie nichts anhaben kann, verschont? und dann, dass sie frey von Schmerzen dem Schlunde diene? Auch hat die letzte persische Zeile diesen Sinn nicht. Die Hdschr. liest die erste Zeile des zweiten Beits so:

نه از دندان برو کوبی رسیده

wörtlich: *Weder von den Zähnen ist über sie* (meine Zunge) *ein Schlag jemals ergangen.* D. i. Meine Zunge hat sich nie durch Reden so unnütz gemacht, dass die Zähne die Strafe der Zurückweisung oder der Reue über sie zu verhängen brauchten. Noch auch (so schliesst sich dann die zweite Zeile an) *noch auch durch Essgier hat sie mir jemals Kehlweh zugezogen.* کلو رنجی als substant. compos. mit dem ī unitatis, *gelū reng'ē*, ein Kehl-Weh.

B. 10. u. 11. Rzw.

Wenn meinem Rohr ein frevelnd Wort entträuft,
So lass, *bevor ich noch das Wie erspäht,*
Verzeihung werden diesem frevlen Wort,
Und wirf mich gleich dem Rohre nicht in *Streit.*

Wörtlich: Wenn meinem Schreiberohr ein Fehlbuchstab entspringt, von dem mir ein Wie und Warum zukommen wird (d. i. worüber ich einst zu Verantwortung und Rechenschaft vor Gott werde gezogen werden), so ziehe den Tilgungsstrich der Huld über jenen Fehlbuchstaben, und setze mich durch ihn nicht in unruhige Bewegung gleich (der Bewegung) des Schreiberohrs. Oder metrisch:

Wenn meinem Rohr ein Fehlbuchstab entquoll,
Worüber ich einst Rede stehen soll,
Zeuch drüber hin der Gnade Tilgungsstrich,
Und wirf nicht, wie das Rohr, in Unruh mich.

Die Irrung ist hauptsächlich durch die zweite Zeile entstanden:

کزان پیش آیدم چون و چرائی

wo ازان پیش auf gut Glück gleichsam für پیش ازان که, vor dem dass, *bevor*, genommen worden; es ist aber natürlicher Weise so zu verbinden: پیش آمدن, begegnen, zukommen, کزان, dass darüber, d. i. *worüber.*

B. 15. Rzw.

Gib mir Ein Herz nur, wie's die Knospe trägt,
Und zeichne mich mit *Malen* Tulpen gleich.

Der Gesichtspunkt ist in der zweiten Zeile verrückt. Es sollte heissen: Und drück' mir auf, als wie der Tulp', *Ein Maal.* Das *Eine* Brand-Maal, یک داغ, ist die Liebe zu dem *Einen*, dem Göttlichen.

B. 18. u. 19. Rzw.

Weil jede Aehre hundert Körner nährt,
Trifft auch die Sichel jedes Kornes Haupt.
Weil in der Knospe Brust ein Herz nur wohnt,
Bleibt sie vom Dornendolche stets verschont.

Wörtlich: Weil die Aehre hundert Körner im Busen trägt (weil sie in Vielfältigkeit, ohne die *Einfalt* ist), kommt für jedes Korn ein Schwert (ein Leid) über ihr Haupt. Weil die Rosenknospe einherzig ist, ergeht über sie vom Dornstrauch bei allen seinen tausend Dornen kein Leid.

B. 22. fehlt in der Hdschr.

B. 23. بهر گلرخ که کردم سرخ دیده
کنون از هر مژه خونم چکیده

Rzw. Für jede Rosenwange, die ich sah,
Träuft mir nunmehr aus jeder Wimper Blut.

Die erste Zeile sagt wörtlich: Für jeden Rosenwangigen, um den ich das Auge roth machte. Das erklärt die Note

Digitized by Google

dazu falsch: „(Jede Rosenwange) die mich rothaugig machte, d. h. die mein Auge entzückte; denn roth ist, so wie weiss, den Orientalen die Farbe der Freude, des Ruhms; so heisst سرخ روی, die Röthe des Gesichts, soviel als die Ehre, der Ruhm.“ — Das gilt vom Angesicht, doch natürlich nicht vom Auge. Die mich rothaugig machte, ist, die mein Auge entzündete, vor Begierde schwellen machte. Das rothe Auge ist die Wollust oder die Blutgier, und سرخ چشم, Roth-Auge, heisst nach Burhan der Blutvergiesser, der Henker. — Als Kleinigkeit bemerke ich noch, dass Rzw. in der ersten Zeile zu construiren scheint: که کردم d. i. که کرد مرا die mich machte, rothaugig. Das gienge an sich, und wäre vielleicht besser als mein: dass (um die) ich machte. Aber der folgende Vers hat dann zu چکیده, geträufelt, kein Subject; deswegen muss das کردم als *ich* machte, *ich habe* gemacht, genommen werden, damit das *ich habe*, bei dem folgenden *geträufelt* das Subject ersetze. Die Construction aber: Um jeden Rosenwangigen *dass* ich gemacht, für: *um den* ich gemacht habe, ist eine zierliche; die Casusbestimmung zur Relativpartikel wird ausgelassen, wenn derselbe Casus gemeint ist, der unmittelbar vorher geht, was hier der Fall ist. Diese Wendung entspricht der lateinischen: *de qua pulcra dixi*, für *de ea pulcra, de qua dixi.*

B. 25. نظر کر سعی در بی آبیم کرد
سرشک آبی بروی کارم آورد

Rzw. Strebt gleich mein Blick nach eitler Ehrsucht nur,
Bleibt doch die Thräne nur mein höchster Ruhm.

Statt dieses Unsinns sagt der Dichter: Wenn sonst mein (nach irdischer Schönheit spähender) Blick nach dem Wasserlosen (Erquickungslosen) strebte, so hat nun dagegen meine (Reue-) Thräne das Antlitz meines Zustandes gewässert (verbessert).

C. VI. B. 1.

محمّد کش قلم چون نامور ساخت
زمیمش حلقهٔ طوق و کمر ساخت

Rzw. Dess Rohr den Namen *Mohammed* geformt,
Dem wird das *Mim* zum Halsring und zum Gurt.

Mit der Erklärung dazu: „Der den Namen *Mohammed* schreibt, findet sich alsbald wunderbar an ihn gefesselt. Eine Anspielung auf die Ringelform des Buchstaben *Mim*, der den Namen Mohammed beginnt.“ — Aber so wird den persischen Vers Niemand construiren können. Er sagt wörtlich: *Moh'ammed* — als der (ewige) Griffel ihn namhar machte, machte er (der ewige Griffel) aus dem (doppelten) *Mim* desselben einen Ring des Halsbandes und Gürtels (der Herzens-Sklaverey).

B. 5. a. ار Druckfehler für از

B. 12. a. نکشی Druckf. für نکشتی (نگشتی)

B. 12. b. زرین schreibe زرّین

B. 20. a. بسر gegen das Metrum. Hdschr. بر سر metrisch richtig.

B. 27. فلک همچون زمین چون سایه دارش
بزیر افتاد در پا سایه وارش

Rzw. Der Himmel und die Erd' beschatten ihn (Moh'ammed),
Und sinken, Schatten ähnlich, vor ihm hin.

Die Hdschr. lässt das چون in der ersten Zeile aus, das auch nach dem همچون ganz unerträglich ist. Es ist ohne Zweifel eingeflickt von einem stumpfen Abschreiber, der dem nicht verstandenen Verse dadurch aufzuhelfen glaubte. Es versteht sich, dass, nach ausfallendem چون, das vorhergehende زمین mit Id'hafet زمینِ zu lesen, wegen des Metrums, aber auch wegen des Sinnes, der dann dieser ist: Der Himmel, gleich der Erde, seiner Schattenhalterinn, ist selbst niedergesunken schattenähnlich vor ihm.

(S. 8.) C. VII. B. 4. von der Nacht der Himmelfahrt des Propheten:

نسیمش جعد سنبل شانه کرده
هوایش اشک شبنم دانه کرده

Rzw. Ein lauer Ostwind kämmt ihr Sunbul-Haar,
Und ihre Luft körnt durch des Thaues Zier.

Wörtlich: Ihr Hauch kämmt die Locken des Sunbul (Hyacinthe u. s. w.), und ihre Luft macht die Thränen des Nachtthaus zu Körnern. — Ist es nicht wunderlich, wie alle Bestandtheile des persischen Verses, als da sind Windhauch, Haar, Sunbul, Kamm, Luft, Thräne, Thau, Korn, im deutschen Vers beibehalten, aber in eine ganz entgegengesetzte Verbindung gebracht sind?

B. 6. a. طرب را چون سحر خندان ازو لب

Rzw. Hold wie der Morgen lacht ihr (jener heiligen Nacht)
jede Lust.

Wörtlich: Der Entzückung ist durch sie die Lippe lachend gleich dem Morgen.

Digitized by Google

B. 12. b. سبک روتر ازین طاوس اخضر

Rzw. Er schritt behender als der grüne Pfau. Mit der Note: „Der grüne Pfau, die Erde.“ Falsch. Die Erde steht, und schreitet nicht schnell. Der grüne Pfau ist der Himmel, grün ist blau, und die Augen des Schweifes sind die Sterne.

B. 14. Gabriel sagt zum Propheten, um ihn zur Himmelreise aufzurufen:

برون بر یکزمان زین خوابکه رخت
تو بخت عالمی بیخواب بیاخت

Rzw. Verlass ein Weilchen diese Schlummerstatt,
O du der Erde immer waches Glück!

Der Ausgang des Verses hinkt, und hat keinen Sinn. Die Hdschr. hat richtig بیدار به بخت, woraus sich die gleichbedeutende aber nachdrücklichere Lesart بیخواب به بخت, als die einzig richtige ergiebt. Wörtlich: Trag hinaus einmal aus diesem Schlafort dein Gepäck! Du bist das Glück der Welt; das Glück ist schlaflos (oder wach), besser, d. i. das Glück darf nicht schlafen. Das wache Glück, d. i. das gute, und das schlafende Glück, d. i. das üble, sind höchst häufige sprüchwörtliche Bilder.

B. 22. a. این دولت سرا „diess sel'ge Haus“, Note: „die Erde.“ Richtig, aber nicht seliges Haus, sondern Glückshaus, Haus der irdischen Herrschaft, Zeitlichkeit.

B. 34. Rzw.

Schon fliegt er (Moh'ammed) auf zum siebenten Palast,
Wo froh Suhal (Saturn) ihm jeden Knoten löst.

Sehr unehrerbietig gegen Moh'ammed. Umgekehrt sagt der Dichter: Zuh'al fand (durch Moh'ammeds Ankunft in seiner Sphäre) Lösung aller seiner Schwierigkeiten. — Vermuthlich hat er ihm den Ring abgenommen, der ihn drückte.

B. 40. b. زپریدن پر جبریل شد سست

schreibe: — — زپریدن پر جبریل

B. 48. b. از اندکی Hdschr. besser وز اندکی
Ich bemerke noch, dass in der ersten Zeile dieses Beits das letzte یکی nicht jekê, einer, ist, wofür es Rzw. angesehn zu haben scheint, soweit man aus seiner hier ganz willkührlichen Uebersetzung schliessen kann, sondern jekî, Einheit, so dass der Vers wörtlich sagt: Jener Eine (nämlich Gott) blieb (oder er blieb Einer), selbst von der Eigenschaft der Einheit frey.

یکی ماند آن هم از نعت یکی پاک

Rzw. Und Einer, den kein Lob noch würdig pries.

B. 49. a. ist metrisch so zu schreiben:

بدید آنچه از حد دیدن برون بود

wörtlich: Er schaute was über die Grenzen des Schauens hinaus war.

B. 51. steht in der H. Hdschr. richtiger nach B. 52.

B. 52. شنید آنکه کلامی نی بآواز

heisst nicht, wie Rzw. übersetzt:

Er hörte, was kein Laut noch nachgetönt;

sondern: er hörte daselbst (oder alsdann) ein Wort nicht in Tönen (sondern im Geiste). Rzw. scheint sich آنکه ãnki, das was, gedacht zu haben, da es doch ãngeh, jenes Orts, jener Zeit, dort, damals, ist. Leider sind im Drucke ک und گ, *k* und *g*, nirgends unterschieden. — Die Hdschr. hat بانداز für بآواز, schlechter.

B. 55. زدیدن برترست آن وز شنیدن
زبان زین کفت و کو باید بریدن

ist vom Uebersetzer recht schön umschrieben:

Noch hörts kein Ohr, kein Auge hats geschaut,
Und lallen muss, wer sichs zu künden traut.

Unrichtig aber ist, dass, wie die Anmerkung dazu sagt, die letzte Zeile wörtlich heisse: Will man dieses aussprechen, muss man die Zunge sich ausschneiden. — Sondern: Man muss die Zunge von solchem Reden abschneiden, d. i. es lassen.

(S. 11.) C. VIII. B. 4. u. 6. fehlen in der Hdschr.

B. 8. Der Prophet wird beschworen aufzutreten:

ادیم طایفی نعلین پا کن
شراک از رشتهٔ جانهای ما کن

Rzw. Mach dir aus Thaif's Erde einen Schuh,
Mach Riemen dir aus unsrer Seele Band.

Der Bezug ist übersehn, dass ادیم ausser Erde auch Leder heisst, wodurch allein das Bild einen Bestand erhält.

Mach T'â'if's Saffianerde dir zum Schuh,
Und unser Lebensband zum Riem dazu.

B. 9. a. جهانی دیده کرده فرش راهند

Rzw. Als Teppich liegt der klügste selbst vor dir.

Es heisst aber: Eine (d. i. alle) Welt hat das Auge zum Wegteppich (für dich) gemacht. — Der Uebersetzer hat

Digitized by Google

seltsamer Weise جهانی دیده, eine Welt, das Auge, für جهان دیده, Weltgesehn habend, erfahren, klug, genommen; wobei doch, da dieses ein Singular, und nicht wie eine Welt ein Collektivbegriff ist, am Ende des Verses nicht اند, sie sind, sondern است, er ist, stehen müsste, nicht zu gedenken, dass das کرده, gemacht, dann gar nicht unterzubringen ist.

B. 10. a. زحاجره Hdschr. زهاجره

B. 13. تو ابر رحمتی آن به که گاهی
کنی بر حال لب خشکان نگاهی

Rzw. Allein du (o Prophet) bist der milden Wolke Nass,
Das doch zuweilen auf die Durst'gen träuft.

Sehr unpassend. Der Dichter klagt, dass der Prophet säume, zu trösten, zu retten, zu erquicken, und beschwört ihn zu eilen. Wörtlich: Du (nur du allein ja) bist die Wolke der Erbarmung; besser ists dass (endlich) einmal du auf den Zustand der trockenlippigen Rücksicht nehmest.

B. 14. کشیده رسیده, Hdschr. کشیدیم رسیدیم, richtigere Construction und bessere Verbindung mit den folgenden Beits.

B. 16. hat die Hdschr. nach B. 17. richtig; dadurch entsteht folgender Zusammenhang. B. 14. O Heil uns, dass wir auf der Wallfahrt zu deiner Ruhestatt, Medîna, gelangt sind u. s. w. B. 15. dass wir dort im Mesg'id dir dankten u. s. w. B. 17. mit unseren Thränen deinen heiligen Grabespark netzten, 16. um den Grabespark rüstig und freudig im Kreise zogen, das Herz wie ein Fenster durchbrochen (von Rührung).

(B. 17.) بکرد روضه ات کشتیم کستاخ
دلی چون پنجره سوراخ سوراخ

wofür Rzw. bei dem die ganze Partie aus den Fugen ist, hier den Widersinn hat:

Wir frevelten in deines Gartens Raum,
Und unser Herz blieb löchrig, Fenstern gleich.

B. 20. fehlt in d. Hdschr.

B. 21. Hdschr. hat die beiden Mis'rá's umgestellt.

B. 22. fehlt.

B. 23. a. دلی Hdschr. richtiger دل

Rzw. etwas unverständlich:

Dein Schönheitsmaal schien unsrer Brust Gewinn,
Und unser Herz entflammte jedes Licht.

Wörtlich: Frohes Herzens durch das Brandmaal der Sehnsucht nach dir, schlugen wir aus dem Herzen an jeder Lampe (deines von uns besuchten Heiligthums) Feuer.

B. 26. a. اگر نبود چو لطفت دستیاری

Rzw. Reichst du nicht huldvoll deine Hand uns dar.

Besser: Wenn deine Huld nicht selbst die Hand uns reicht. Wörtlich: Wenn nicht ein Handreicher wie deine Huld uns wird.

B. 31. u. 32.

چو چوگان سر فکنده آوری روی
بمیدان شفاعت امّتی کوی
بحسن اهتمامت کار جامی
طفیل دیگران یابد تمامی

Rzw. Gebeugten Haupts — dem Schlägel ziemt ja diess —
Bringst du (Moh'ammed) den Spielball auf des Vorworts Plan.
Und durch dein Streben wird das Werk Dschami's,
— *Der Menge Spott* — sich froh dem Ende nahn.

Der Uebersetzer hat uns zur Abwechselung eine vierzeilige Strophe mit gekreuzten Reimen gegeben. Besser wäre es, er hätte uns einigen Aufschluss gegeben, wie man die schweren Verse verstehen soll, von denen mir nur soviel gewiss scheint, dass sie nicht das sagen, was sie in der Uebersetzung zu sagen scheinen. Der Dichter redet nicht von seinem Werke, d. i. Buche, sondern von seinen Werken, seinem Leben. کار kann auch gar nicht das schriftstellerische Werk bedeuten, und wie könnte dieses der Dichter der Menge Spott nennen? zugegeben, dass طفیل دیگران dieses heisse? Hier hätte Herr von Rzw. durchaus nicht mit der Weisheit seiner türkischen Meister hinterm Berge halten sollen. Von dieser verlassen, so wie von jeder sehnlichst erspähter Variante, weiss ich blos folgende wörtliche Uebersetzung, mit eingeschobener problematischer Auslegung aufzubringen: Wie ein Schlägel gesenkten Hauptes (d. i. demüthig) wirst du (dort beim jüngsten Gericht, wovon bisher die Rede war) auftreten, und auf die Bahn der Fürsprache den Gemeindeball (*scil.* bringen; eine wunderbare Ellipse; man muss gleichsam das آوری aus der ersten Zeile wiederholen. Der Gemeindeball auf die Bahn der Fürsprache gebracht von dem Schlägel gesenkten Hauptes, bedeutet natürlich die moslemische Gemeinde von Moh'ammed, als legitimirtem Fürsprecher vertreten.) Durch

Digitized by Google

deine schöne Bemühung (der Fürsprache u. s. w.) wird auch das Ding G'âmî's, als eines Schmarotzers der andern (Nachtreters, Anhängers der besseren und frömmeren der Gemeinde) zur Vollkommenheit gedeihn.

(S. 12.) C. IX. B. 3. Es wäre wohl zu erörtern gewesen, wie der *'Obeidallâh*, von dem die ihm gewidmete Note nur das gemein bekannte sagt, mit dem Orden der *Nak'shbendî* zusammenhänge; denn auf einen solchen Zusammenhang deutet die Art, wie er hier genannt ist.

B. 5. a. هر کس را, eben so die Hdschr. Doch ist besser هر کش را zu lesen, d. i. هر که اورا jeder, dem.

B. 7. a. هرآن Hdschr. richtig ازان. B. 8. b. راه Hdschr. باغ gleichgut. Diese beiden Beits übersetzt Rzw. ohne Zusammenhang so:

Das Korn, das uns verächtlich däucht, man bringts
Vom Paradies ihm (dem Weltentsagenden Derwisch)
in diess ird'sche Garn;
Die Saat deckt tausend Aehrenfelder ihm,
Als Zehrung für den Weg ins Paradies.

Nach den Worten: Von jenem Korn (des Lebens), durch das wider Willen Adam aus dem Garten des Paradieses in dieses Netz (der irdischen Welt) kam; (von jenem Korn) sind tausend Saatfelder für ihn (den Derwisch) unter Saat, die ihm Zehrung zur Reise in den Garten des Paradieses wird.

B. 15. b. آورد Hdschr. viel besser آورده. Diese beiden Beits, 14 u. 15, sind nicht so tautologisch, wie sie bei Rzw. lauten:

So wird — ist sein (des Derwisches oder Weisen)
Bestreben erst erkannt —
Der Erdenstier zum Himmelsstier gespannt,
Und, um sein Korn zu treten, steigt im Trab
Der Himmelsstier zum Erdenstier herab.

Wörtlich: Wenn es seinem Hochsinn genehm ist, freiwillig wird der Stier der Erde und des Himmels ein Paar; indem, um seine Korntenne zu treten, die unergründliche Huld (oder Weisheit, Gottes) aus dem Sternbild des Stieres einen Arbeitstier (d. i. den Stier des Sternbilds als Arbeitstier) vom Himmel bringt.

B. 16. Rzw.

Sieh wie der Himmel hold mit Sternen prangt,
Ein glänzend Sieb, mit lichten Körnern voll.

Schön, doch falsch. Es heisst: Siehe wie der Himmel, mit den Sternen in seiner Mitte, von seinen (des Frommen, oder Mohammeds?) Speichern nur ein Siebvoll Körner ist.

B. 18. a. خاک Hdschr. جان, welches allein einen rechten Sinn zu geben scheint. Doch diese ganze Partie, bis Beit 28, ist mir im Zusammenhang so unverständlich, dass ich keine Erklärung des Einzelnen wage. Der Uebersetzer hat sie offenbar auch nicht verstanden, aber warum sagt ers nicht offen? Es schwankt hier überall Gott und Moh'ammed aufs sinnverwirrendste durcheinander. Gründliche Hülfe muss von andern Handschriften durch Lesarten, vielleicht aber besonders durch Versetzung mehrerer Beits, erwartet werden.

B. 21. b. تقریر زبانست Hdschr. تقریر و بیانست, deutlicher und regelmässiger.

B. 22. a. بحر Hdschr. نهر, schwächer.

B. 33. b. مفصّل دار Hdschr. مفصل دار. In der Rzwschen Uebersetzung der beiden Beits 32 u. 33:

Der Edlen Jahre mögen öfters sich
Als selbst das Himmelsrad im Kreise drehn;
So auch die Jahre jener Söhne, die
Des Vaters Tugend mehren und erhöhn;

ist alle Beziehung auf den Propheten, mit dem wir es noch immer zu thun haben, untergegangen. Die Beits sagen wörtlich: Die Lebensjahre der (seiner Verehrung geweihten) edlen, engelsittigen mögen vor ihm (پیشش d. i. vor seinen sich daran weidenden Geistesaugen, oder auch *vor* d. i. *durch* seinen himmlischen Segen) mehr als die Kreislaufe des Himmels seyn; insonderheit (خصوصا) die Jahre seiner berühmten Söhne (der Scherîf's, der 'Alîden), die geadelt sind durch seine hohen Eigenschaften.

(S. 14.) C. X. B. 1—3. Diese panegyrischen Verse des höchsten Tones sagen im Persischen: Die ganze Welt, Geister und Leiber zusammengefasst, ist eine geaugte Person (شخصی معیّن d. i. ein Einzelwesen, Individuum) Namens *'Alem* (Welt). An dieser geaugten Person stellt der Mensch das blickende Auge vor; das begreife wohl! Aber der Mann in diesem Auge (d. i. der Augapfel) ist der Weltmann, *Sult'ân H'usein.* — Wer kann dieses in seiner Art herrliche Bild in Rzwg's Uebersetzung erkennen:

Digitized by Google

Ist diese Welt ganz Körper oder Geist?
Ein Einzelwesen ist es, Welt genannt.
In diesem Einzelwesen wohnt ein Mensch,
Hell wie das Auge, wie du's klar begreifst.
Was in dem Aug der Mensch des Auges heisst,
Das ist der Weltenmensch Sultan Hussein.

B. 20. Rzw.

Sich nach des Falken Kralle sehnend, krümmt
Der schnelle Vogel selbst zum Haken sich.

Wörtlich: Aus Liebesziehkraft wird die Kralle des Falken zum Haken für den schnellen Vogel werden. — Das bedeutet wohl: der Falke wird den Vogel nur aus Liebe fangen. — Persisch:

پی جذب محبّت چنکل باز
شود قلّاب مرغ تیز پرواز

Das محبّت in der ersten Zeile kann, dem Metrum zufolge, nicht im Genitivsverband mit dem folgenden stehn, wie es Rzw. genommen zu haben scheint.

B. 21. a. پر Hdschr. richtiger بر. Das Beit enthält eine phantastische Jagdbeschreibung:

درخت بیشه بر شاخ برومند
اکر شاخ کوزنی را کند بند

Rzw. Mit Fruchtgezweige prangt das Nadelholz,
Ob wohl der Hirsch dran knüpfe sein Geweih?

Was man freilich nicht versteht. Wörtlich: Der (sonst unfruchtbare) Waldbaum steht mit fruchtbarem Zweige, wenn er den Zweig (das Geweih) eines Hirsches verstrickt.

B. 23. heisst wörtlich: Der Lauerort der furchtlosen Uebelsinner (Räuber) wird nun (für den Wanderer) von Besorgniss der Unsicherheit frey.

B. 24. Wenn Jemand, ausgelassen *allein* یک تن

B. 28. u. 29. Rzw.

Herr! lass die Alten, deren Glück noch grünt,
So lange Himmelszelt und Erdthron stehn,
Sanft unter seines Königsthrones Fuss
Im milden Schatten seines Zeltes ruhn.

Ich sehe nicht, wie man, um diese Alten, von denen man nicht weiss, wer sie seyn mögen, zu so hohem Lebensalter zu bringen, die persischen Worte construiren müsse:

خداوندا بپیران جوانبخت
که تا هست آسمان چتر و زمین تخت
بزیر پای تخت شاهیش باد
بتارک چتر ظلّ اللّهیش باد

die nur heissen können: O Herr! bei den glücksjungen Alten (den Sternen)! So lange der Himmel ein Schirmdach und die Erde ein Thron ist, möge unterm Fuss der Thron der Herrschaft ihm (dem gepriesenen Sult'ân) seyn! möge über der Scheitel der Schirm der Gottabschattung (der Königswürde) ihm seyn! — Ich bemerke nur noch: die Form ظلّ اللّهی kann nicht heissen Schatten Gottes d. i. König, welches ظلّ الله wäre, noch auch göttlicher Schatten, welches ظلّ الهی wäre; sondern ظلّ الله, Schatten Gottes, ist im Persischen als Ein Wort betrachtet, und daraus durch Anhängung des ی eben so ein Abstraktum gebildet, wie das vorhergehende شاهی aus شاه, also buchstäblich *Schattengottesheit*, d. i. Gottabschattung, Königswürde.

B. 36. b. همیکرد آرزوی نقشی بنامش lässt sich weder construiren noch scandiren. Hdschr. richtig:

همیکرد آرزو نقشی زنامش

Er (der Himmel) begehrte ein Gebilde von seinem (des Prinzen) Namen.

C. XI. B. 2. a.

وجودی بود از نقش دوئی دور

Rzw. ohne Sinn:

Noch paarte sich das Bild des Körpers nicht.

Wörtlich: Ein Daseyn war, vom Bild der Zweiheit fern. Es ist nämlich von dem Zustand vor der Schöpfung die Rede. — Ich bemerke, dass ich دوئی sprich *du'î*, an die Stelle der fehlerhaften Schreibung دویی sprich *dûjî*, gesetzt habe; ich werde es nun nicht weiter anzeigen, wo ich ferner ئی *'î* für ein fehlerhaftes یی *jî* setzen werde.

B. 7. von der noch unoffenbarten Schönheit vor der Schöpfung:

نکشته با کلش همسایه بلبل
نبسته سبزه اش پیرایهٔ کل

Digitized by Google

Rzw. Ihr Rös'chen lockte keine Nachtigall,
Kein zartes Grün hob dieses Rös'chens Zier.

Den Worten nach ist die letzte Zeile gleichsam umgedreht, diese sagen nämlich: Ihrer Rose Schattennachbar war noch nicht die Nachtigall geworden; ihr (der Schönheit) Grün hatte noch nicht den Schmuck der Rose angelegt. Welches letztere aber nicht etwa (wie Rzw. wohl glaubt) dem ersten widerspricht, sondern es nur auf persische Weise steigert. Die Schönheit erst als Rose, die noch nicht ihre Nachtigall gefunden, dann als Grün, das noch nicht einmal zur Rose gekommen.

B. 9. نوای دلبری با خویش میساخت
قمار عاشقی با خویش میباخت

Die Anwendung eines Reims hat bei Rzw. für die letzte Zeile ein gar zu abweichendes, eigentlich sinnloses Bild herbeigeführt:

Mit sich nur kost' sie von der Liebe Tand,
Und wob sich selbst der Liebe Wiegenband.

Statt des Wörtlichen:

In Liebeslieder sang sie selbst sich ein,
Und spielte Liebesspiel mit sich allein.

B. 13. a. کند شق [corr. شق] شقّهٔ کل زیر خارا

Rzw. So dringt sie (die Tulpe) aus dem Felsenriff hervor.

Dadurch ist das schwere شقّهٔ کل übergangen. Die Hdschr. hat شقّهٔ کلریز خارا d. i. sie sprengt das blumengiessende (blütentreibende?) Felsenstück. Es ist aber nicht zu vergessen, dass خارا, Fels, auch gewobene Seide bedeutet, also شقّهٔ کلریز خارا das blumenbestreute Stück Seidenzeug.

B. 15. b. دهی بیرون بکفتن یا شنفتن

Rzw. Aussprechen musst du's oder *hören* doch.

Hat keinen Sinn im Context, und im Texte keinen Reim, weil das vorhergehende Reimwort کنشتن ist. Die Hdschr. hilft für beides durch die Lesart نوشتن statt شنفتن; also wörtl. von dir geben musst du's durch Sagen oder Schreiben.

B. 21. a. بحر فلک فلک Rzw. „des Himmels Meer;" als wäre es bloss بحر فلک. Jene künstliche Zusammensetzung aber, auszusprechen bah'ri felek fulk, besagt das *himmelschiffige Meer*, d. i. das Meer (der Schönheit nämlich) worin der Himmel selbst ein Schiff ist.

B. 25. zeigt einen merkwürdigen Reim, der eine von mir anderwärts aufgestellte Theorie bestätigt. Der Name *Leilâ*, لَیْلَی, ist hier durch *Imâlet* als *Leilê* (nicht etwa *Leili*) ausgesprochen, und so auf میلی, *eine* Neigung, also *meilê*, nicht *meili*, gereimt. So kann wohl jedes arabische ی (nicht یْ) im Persischen auf ja'i meg'hul, é, nicht aber auf ja'i ma'rûf, î, gereimt werden.

B. 29. a. پهر پرده که بینی پردهٔکی اوست

Rzw. zu vag: Sie (die Schönheit) hält den Vorhang, der Verborgenes deckt. Wörtlich, entweder: In jedem Vorhang, worin du eine verhüllte Schöne siehst, ist sie (die Schönheit); nach der oben zu C. V. B. 23. bemerklich gemachten Construction. Oder einfacher: In jedem Vorhang, den du siehst, ist sie die verhüllte Schöne. پردهٔکی oder پردکی, ein sittsames verschleyertes Weib.

B. 31—35. Die feine Schönheits- und Liebesphilosophie dieser Beits ist in der wohltönenden Uebersetzung ziemlich unverständlich:

31. Das Herz, den Schönen liebend zugewandt,
Ist, unbewusst, stets nur in *sie* (die Schönheit) verliebt.
32. Gib diessfalls keinem frevlen Irrthum Raum,
Denn Liebe zollen *wir*, *sie* spendet Reiz.
33. Bist du erst schön, bist du auch liebenswerth,
Du stammst von *ihr*, sie wies an *dich* uns an;
34. Der Spiegel *du*, des Spiegels Zierde *sie*,
Du der Verdeckte, *sie* die Klare stets;
35. Im Grunde ist wohl *sie* der Spiegel auch,
Der theure Schatz, der im Verborgnen ruht.

Wörtlich heisst dieses, freilich auch nicht allzudeutlich: (B. 31.) Ein Herz, das in herzeinnehmende Schönen verliebt ist, dasselbe ist, mag es dieses wissen oder nicht, in die Schönheit selbst verliebt. (B. 32.) O dass du nicht irrest und nicht etwa sagest: „von uns selbst hommt die Liebe, von ihr (der Schönheit) nur die Trefflichkeit (Liebenswürdigkeit)." (B. 33.) Denn wie die Liebenswürdigkeit, so ist die gepriesene Liebe aus ihr entstanden, in dir erschienen. (B. 34.) Du bist der Spiegel, sie ist die Spiegelbereiterinn; du bist verhüllt, und sie offenbar. (B. 35.) Wenn du's recht betrachtest, ist sie auch der Spiegel; nicht allein der Schatz, sondern auch die Schatzkammer.

Ich bemerke noch, dass in B. 33. a. für نیکوئی d. Hdschr. عاشقی hat, wohl fehlerhaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 5. u. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

Wien* 1824. *bei Anton Schmid. كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة ***Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.*** **Gross Folio, X S. Vorbericht, 227 S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.**

(Fortsetzung.)

B. 38. a. Durch die Uebersetzung:

Wer liebt, der hat das edelste gethan;

ist der Uebergang verkannt, der hier vom Capitel der Schönheit zum folgenden Capitel der Liebe gemacht wird. Wörtlich: Besser ists, dass wir (von der Spekulation über die Schönheit) ab zur Liebe beugen; همان بهتر كه ما در عشق پيچيم.

C. XII. B. 6.

مى عشقت دهد كرمى و مستى
دكر افسردكى و خود پرستى

Ganz gewaltsam und willkührlich übersetzt:

Berauschend wärmt dich der Liebe Wein,
Leiht dir Bewusstseyn, leiht dir kalten Muth.

Sage dafür nach den Worten:

Der Wein der Liebe gibt dir Wärm' und Rausch;
Jed andrer (oder all andres?) gibt Starrheit und Eigensucht.

B. 22. چو دايه مشك من پى نافه ديده
بتيغ عاشقى نافم بريده

Rzw. Kaum sah die Amme meine Nabelschnur,
So schnitt sie mit der Liebe Schwert sie ab.

Damit ist die Schwierigkeit des پى نافه in der ersten Zeile freilich abgeschnitten. Auch die Hdschr. hat so; doch vermuthe ich بى ohne, für پى wegen oder Fuss. Dann sagt der Vers: Als die Amme meinen Moschus ohne Blase sah (d. i. meine edle Natur offen erkannte), schnitt sie mit dem Schwert der Liebe mir den Nabel, d. i. weihte mich der Liebe. Denn das will die sprichwörtliche Redensart des Nabelschneidens sagen.

(S. 19.) C. 13. B. 5.

چو شد قاف قلم زان كاف موجود
كشاد از چشمش زود فوارهٔ بود

Die letzte Zeile ohne Construction und Metrum. Hdschr. richtig dafür:

كشاد از چشمه اش فوّارهٔ نور

Mit der Veränderung des Reimworts بود in نور, ist aber auch in der ersten Zeile für موجود in der Hdschr. das verstärkende موفور eingetreten. — Danach wird das Beit, das bei Rzw. lautet:

Und als das Rohr auf jenes *Werd'* erschien,
Da sprang ein Quell aus seinem Aug' hervor,

wörtlich heissen: Als das *K'âf* von *K'alem* (der Anfang des Schreiberohres) durch jenes *Kâf* (des Wortes Kun, Werde) hervorquoll, entsprang aus seiner Quelle ein Flutstral von Licht. — Im Ganzen dasselbe, was auch Rzw. rathend aus den verstümmelten Worten herausbringt, bis auf die *Quelle* statt des *Auges*, zu dem er eine Note macht, die hiermit wegfällt.

B. 10. Rzw.

Da eilet das Gemüth es (das kommende Wort) zu empfahn,
Und bringt ein knospenenges Herz ihm dar.

Die letzte Zeile ist wörtlich: Das Herz wird es (das Wort) enge in die Brust, wie in eine Knospe, bringen oder fassen.

در آرد دل ببر چون غنچه اش تنك

Digitized by Google

C. XIV. B. 6. b. شوکت شاهی Hdschr. besser شوکت و شاهی.

B. 15. fehlt, ohne Schaden.

C. XV. B. 3. b. اسرار کو Hdschr. انوار کان; wo das کان genauer als das کو.

B. 8. a. چو شد تدریس درس آسمانی

Uebersetzt: Als dann auch er (Idris - Henoch) *des Himmels Schüler ward.* Dieser Vers *bedeutet* zwar allerdings, was die Note sagt: Als er, Idris - Henoch, *starb;* ist aber anders zu übersetzen, nämlich: Als hingieng, oder aufhörte, شد, die (von Idris der Welt gehaltene) Vorlesung des himmlischen Collegiums.

B. 10. چو خوان دعوتش چیدند از آفاق
موفق شد بآن انفاق اسحاق

Rzw. Man lud auch diesen (Abraham) von der Erde Tisch,
Da freute Isaac jener Nahrung sich.

Die Beziehungen des Bildes sind, bei materieller Richtigkeit des Sinnes, eben so falsch gestellt, wie B. 8. beim Idris-Henoch. Das Beit sagt wörtlich: Als die Gasttafel seiner Einladung aus der Welt weggehoben wurde, ward darauf Isaak zu diesem Aufwand angestellt. Nämlich: Abraham hat die Völker zur Gasttafel des Glaubens geladen, und eine Zeitlang offene Gottestafel auf der Welt gehalten. Nach ihm bestreitet nun Isaak diesen gastlichen Aufwand.

B. 13. b. فتادش در فرایش Hdschr. schöner wie ich glaube, فتاد اندر فرایش d. i. فتاد اورا اندر فرا

B. 16. Als seine Mutter ihn (Joseph) zur Welt gebar,
Bekam der Himmelsmond ein Brüderchen.

Eine ganz artige Verschönerung des Originals:

چو یوسف بر زمین آمد زمادر
برخ شد ماه کردون را برادر

wörtlich:

Als Joseph kam zur Erde von der Mutter,
Ward er dem Himmelsmond an Wang' ein Bruder.

B. 18. ز گلزار خلیل الله گلی رست
قبای نازکه اندامی برو جست

nach dem Sinne recht gut Rzw.

Ein Röschen spross auf Abrahams Gefild (besser: Geheg).
Das in der Anmuth zartem Kleid erschien.

Aber das letzte persische Wort, جست, als Präteritum von جو, lässt sich hier nicht construiren. Die Hdschr. hat dafür richtig چست, das ziemlich seltene Adjectiv, das enge, knapp, straff, daher rüstig, munter, lebhaft u. s. w. bedeutet. Danach sagt der Vers wörtlich: Das Gewand der Zartgliedrigkeit war ihm enge (gut) anschliessend.

B. 26. زعمه مرغ جانش پرورش یافت
بگلزار خورش بال و پرش [c. پرش] یافت

Rzw. Die Base zieht diess Herzensvöglein (den Joseph) auf,
Das bald den Flug im Speisegarten wagt.

Mit der Note dazu: Bis ins zweite Jahr seines Alters sängte den Joseph seine Mutter, nach ihrem Tode kam er zu seiner Base, wo er zuerst *anfieng andere Nahrung zu sich zu nehmen.* — Durch die Auslassung des ش, sein, an جانش, ist der Bezug der Rede in der Uebersetzung willkührlich verändert. Das persische sagt: Durch die Base fand der Vogel seines Lebens die Ernährung, im Rosenbeet der Fütterung fand er Schwing' und Fittigung (ward er flügge). — So ist an unzähligen Stellen in dieser scheintreuen Uebersetzung der materielle Bestand der Bilder, wie hier مرغ جان, beibehalten, ihre Beziehung aber durchaus umgedreht. Nicht Joseph ist ein Herzensvogel, sondern es ist vom Vogel seines Lebens die Rede. Ebenso gleich wieder:

B. 29. a. بهر شب خفته چون جان در برش بود

Rzw. Gleich ihrer Seele schläft er Nachts bei ihr.

Wörtlich: Nachts schläft er als die Seel' in ihrer Brust.

B. 37. b. بآن Hdschr. بخود, weniger geflickt.

B. 40. b. زآن (metr. زان) Hdschr. در

B. 46. a. هرکز Hdschr. هرکو, allein richtig.

B. 48. a. بتزویر این بهانه Hdschr. بتزویر و بهانه

B. 50. b. برهم [H. چشم] زدیدارش نبستی دیده, kann nicht heissen, wie übersetzt ist:

Und seinen Schlaf wehrt Lust des Wiedersehns.

Sondern höchstens, wenn man will: Er schloss die Augen nicht, eh er ihn wiedergesehn. Doch wohl einfacher und natürlicher: Er that die Augen nicht zu von seinem Anblick, d. i. er sah ihn beständig an.

B. 54. fehlt, ohne Schaden.

(S 26.) C. XVI. B. 18.

Digitized by Google

فلک درس جمالش کرده تلقین
نهاده از جبینش لوح سیمین

Rzw. Der Himmel gab ihr Schönheitsunterricht,
Und legt' ein Silberbrett ihr auf die Stirn.

Es ist dabei richtig bemerkt, dass das Silberbrett eine silberne Lehrtafel sey; doch ist das Bild ganz falsch gewendet. Die Worte sagen: Der Himmel, um den Unterricht von ihrer Schönheit zu geben (oder die Schule ihrer Schönheit zu halten, nämlich für die Welt als die Schüler, deren Lehrgegenstand jene Schönheit seyn soll), hat aus ihrer Stirne eine silberne Schreibtafel gemacht. Worauf er dann, wie das folgende sagt, an den Rand der Tafel die zwey *Nûn's* der Augenbraunen geschrieben, u. s. w. Siehe die Bemerkung zu C. XV. B. 26.

B. 26. a. ذکات Schreib- oder Druckfehler für زکات

B. 28. b. آنجا Hdschr. آکا, was, wie es scheint, des Reimes wegen für آکاه, gewahr u. s. w. steht. Vergl. کیا und کیاه. Die 3 Beits, 26 — 28, sind vom Uebersetzer falsch construirt. B. 28. bezieht sich nicht ganz allein auf 27, wozu es hier als Nachsatz gezogen ist, sondern es fasst das Resultat von 26 und 27 zusammen, nämlich so: (B. 26.) ihr *Kinn* ist steuerfreyes Silber, und daran ist eine Grube voll Lebenswasser. (B. 27.) Wenn aber erst unter das *Doppelkinn* (غبغب) ein Weiser kommt, da wird sich eine Träufelung jener Grube (des Kinnes) in einen Wirbel gesammelt haben. (B. 28.) Der Gemüthsruhe wird er da verlustig seyn, wo er zugleich eine Grube und einen Flutwirbel sieht. — Man kann zugleich aus dieser Beschreibung schliessen, dass mit dem so häufig vorkommenden Brunnen oder Grübchen des Kinnes mehr gemeint ist als die Vertiefung, nämlich zugleich die Feuchtigkeit der Haut, die dann besonders am Doppelkinn sich zeigt, und auch hier dem Naturliebenden Orientalen ein Reiz ist; wie denn sonst auch der Schweiss des Schönen öfter gepriesen und wohl als den Neid der Rose und ihren kalten Thauschweiss erregend beschrieben wird.

B. 42. نیارستی کمر از موی بستن
کز آن مو بودیش بیم کسستن

Rzw. Nie zwang sie sie (ihre Lende, oder Gestalt) in einen härnen Gurt,
Voll Angst, es reisse ihr das Haar entzwey.

Mit der Note dazu: Das Haar des Gürtels oder die dem Haare ähnliche Lende? Diess lässt Dschami mit Vorsatz unentschieden u. s. w. — Das wahre an der Sache ist, dass das Beit wörtlich zu übersetzen ist: Nie wagte sie einen Gürtel nur von einem Härchen umzubinden, denn von dem Härchen selbst würde ihr Gefahr drohn entzwey zu brechen (so zart ist ihr Wuchs).

B. 43. شکم چون تختهٔ قاقم کشیده
بنرمی دایه ناف او بریده

Rzw. Dem Hermelinbret gleicht ihr weisser Leib;
Sanft nahm die Amme ihr die Nabelschnur.

Auf diese Art hat die letzte Zeile keinen Sinn. Sie sagt: Die Amme schnitt ihm (dem Unterleib) den Nabel auf Zartheit, d. i. bestimmte, weihte ihn ein zur Zartheit. Siehe die Bemerkung oben zu C. XII. B. 22.

B. 44. سرین „Hüfte," besser: Lende, eigentlich: Gesäss. Oben B. 41. ist میان falsch Lende übersetzt, statt Hüfte, oder besser noch Mitte (des Wuchses).

B. 54. قدم در لطف نیز از ساق کم نیست
چو او در لطف کس صاحب قدم نیست

Rzw. An Schönheit gleich dem Schenkel ist ihr Fuss,
Den Niemand mehr so zart geformt besitzt.

Die Schwierigkeit der letzten Zeile ist, wie gewöhnlich, in der Uebersetzung umgangen; doch eine auf eine Note verweisende Zahl schien Aufklärung zu versprechen; ich suchte nach, und fand: Et Thetidi quales vix rear esse pedes. Ovid.! — Die Hdschr. hat ثابت قدم für صاحب قدم. Also wörtlich: Der Fuss ist an Anmuth nicht unter dem Schenkel; ja Niemand hat in der Anmuth so festen Fuss als er (dieser Fuss) gefasst. — Die Lesart des Druckes aber, صاحب قدم, wenn es nicht ein blosser Fehler für ثابت قدم, festen Fusses, könnte etwa bedeuten: von glücklicher Vorbedeutung, glückbegabt u. s. w.

B. 55. zu bemerken, dass hier نازک und چابک auf einander reimen, da man gewöhnlich jenes nâzek, dieses aber c'âbuk angibt.

B. 58. بزیور خود که وصف آن پری کرد
که زیور را جمالش زیوری کرد

Rzw. Nein, selig wer mit Schmucke sie vergleicht,
Da ihre Schönheit diesen Schmuck erst ziert.

Wörtlich: Doch wer möchte diese Peri wegen des Schmuckes (den sie trägt) rühmen? da ja dem Schmucke selber erst ihre Schönheit *Schmuckhaftigkeit* verlieh. — زیوری, ein merkwürdiges Gebilde, nicht *nomen unitatis*, zwerg,

Digitized by Google

ein Schmuck, sondern Abstract, zîwerî, wie der Reim zeigt, Schmuckhaftigkeit, die Kraft zu schmücken u. s. w.

B. 71. hat die Hdschr. eben so wie der Druck zweimal کردی, conjunctiv. sing. statt plur. کردندی. Man könnte کرده, Particip als Aorist gebraucht, vermuthen; aber C. XIX. B. 10. b. steht der Singular eben so.

C. XVII. B. 7. Was das zusammengesetzte Wort کنکردار sey, ist nicht gesagt, es ist *Kuppeldach* übersetzt. Ist es vielleicht der Wächter auf der Zinne selbst? und der im Vers genannte حارس der Wächter unten im Hofe oder an den Thoren des Schlosses? Dann sähe dieser Wächter nicht (wie es nun lautet) das Kuppeldach, sondern den Wächter oben auf der Zinne für einen (von Schläfrigkeit wankenden) Mohnkopf an, und würde selbst schläfrig davon. — Uebrigens ist diese ganze, einen eigenen Nachtduft athmende Partie, die an Shakspeare's Nachtgemälde, z. B. das von Droll im Sommernachtstraum erinnert, meisterhaft übersetzt.

B. 10. Ausnahmsweise bemerke ich das falsche Teshdîd auf موذّن. Es muss hier nicht das Particip der zweiten, sondern der vierten Conjugation stehn.

B. 11. a. Statt des ungefügen آن hat die Hdschr. بد d. i. بود, sie war.

B. 25. b. درخشان, Hdschr. درفشان, gewiss das rechte, weil es ein künstlicher Reim auf das vorhergehende در افشان, Perlen verstreuend, ist.

B. 32. زحسن صورت ولطف شمایل
اسیرش شد بیکدل نی بصد دل

Das im Persischen ungemein zierlich und gefühlt gesagte verliert allen Sinn in der Uebersetzung:

Das schöne Bild, die hohe Lieblichkeit
Die fesseln nun *mit hundert Herzen* sie (die Zuleichâ).

Wörtlich: Durch die Schönheit der Gestalt und die Anmuth der Sitten ward sie seine Gefangene, nicht mit Einem Herzen, sondern mit hundert Herzen.

B. 38. زسیمین ساعدش شست از خرد دست
میانش را کمر در بندکی بست

Hier ganz falsch und unverständlich:

Sein Silberarm raubt ihr der Sinne Gut,
Sie knüpft als Dienstgurt um die Lende ihn.

Es heisst: Durch seinen silbernen Arm (nämlich durch die Vorstellung davon und Erinnerung daran) wusch sie die Hand von der Vernunft (gab sie die Besinnung auf); um seines Wuchses willen band sie sich den Gürtel zur Dienstbarkeit um. میانش را ist nicht gleich میان خود را, wofür es Rzw. genommen zu haben scheint.

(S. 31.) C. 18. B. 19.

دلی کز عشق در کام نهنگ است
زجست و جوی کامش کام لنگ است

Rzw. Ein Herz, im Schlund des Liebeskrokodills,
Freut ach, nur lahm sich des erreichten Ziels.

Dem österreichischen Reim zu Gefallen ein completer Unsinn. Es heisst wörtlich: lahm ist ihm der Schritt (gâm) um seinem Wunsche (kâm), seinem eigenen Willen nachzugehn; d. i. es kann ihm, gelähmt an Füssen, nicht nachgehn, sondern muss thun was die Liebe will.

B. 33. زناله Druckfehler für زناله

B. 41. a. همه شب تا سحر کارش انین بود
Die Hdschr. همه شب تا سحرکه کارش این بود; schliesst sich besser an, jenes ist zu verbindungslos. Sollte es aber gelten, so müsste die Zeile zur zweiten des Beits gemacht werden.

B. 45. [موئی] سر مویی Hdschr. بسر موئی deutlicher.

(S. 33.) C. 19. B. 3. a. بخوردان gegen das Metrum; Hdschr. richtig بخردان d. i. بُخُردان.

B. 10. b. شمیدی Hdschr. شنیدی, hören, den Duft, d. i. ihn riechen. — *Richardson* hat zwar unter شمیدن auch: riechen, aber nur unter der äusserst unzuverlässigen Autorität *E*, worunter fast lauter Missverständnisse stehn. *Burhan* hat nichts von diesem aus dem arabischen شمّ gebildeten Verbum شمیدن, sondern nur das persische شمیدن, bestürzt, unruhig seyn u. s. w., was hieher nicht passt. — Diese Variante kehrt C. 58. B. 36. wieder.

B. 28. تو در باغ جمال آن تازه سروی
که کردد طوطیء جانم تذروی

Rzw. Du bist der Schönheitsflur Zipressenbaum,
Den meine Seele als Fasan umschwebt.

Ganz richtig und gut, obgleich der Papagey neben dem Fasan ausgeblieben ist. Aber wie soll man die zweite Zeile

Digitized by Google

im Persischen construiren? Selbst wenn تذروی hier *tedherwé* wäre, *ein* Fasan (oder Auerhan, *tetrao*) so fehlte ein اش oder ات, ihm (dem Baum) oder dir (als Baum). Aber der Reim auf سروی, du bist Zipresse, also *serwi*, zeigt, dass es *tedherwi*, Fasanschafft, Fasaneigenheit, seyn müsse. Nun passt aber کردد nicht. Die Hdschr. hat richtig dafür کردت, wodurch zugleich das zuvor vermisste Pronomen, ات, herbeigeschafft ist. Nun sagt der Vers wörtlich: Du bist die Zipresse u. s. w., für die (für dich) der Papagey meiner Seele die Fasanschaft gemacht, sich als Fasan betragen hat. Dass aber der Fasan die Zipresse liebe, und sie etwa gern umwandele, kann ich nur aus dieser Stelle schliessen, mit keiner sonst aber belegen.

B. 31. b. گلاب مشکبو کردم خطابت

Rzw. Ich sprengte dich mit Rosenwasser ein. —

Es heisst: Moschusduftendes Rosenwasser machte ich zur Anrede für dich, d. i. ich kos'te sanft mit dir.

B. 32. قماط از پردهٔ دل کردمت ساز
زجانش رشته پیچیدم بصد ناز

Rzw. Mein Herzensschleyer ward dein Wiegenband,
Worein ich meiner Seele Fäden wob.

Scheint ein recht orientalisches Bildchen, und dem Munde der schmeichlerischen Amme wohl anzustehn. Gleichwohl ist die Zweckmässigkeit des Ausdrucks in der zweiten persischen Zeile sehr zu bezweifeln, die auf diese Art wörtlich sagte: Ich bog seine (des Wiegenbandes) Fäden aus der Seele mit hundert Zärtlichkeiten. — Die Hdschr. liest زجانت für زجانش; nun heissts wörtlich: Aus der (meiner) Seele drehte ich für dich ein Fädchen in tausendfältiger Zärtlichkeit.

B. 33. b. بپروردم تن جان پرورت را

Rzw. Ich zog den seelbewohnten Leib dir gross.

Der seelbewohnte Leib erscheint so als ein episches Beiwort, dessen Einfalt in solcher Bezuglosigkeit dieser persischen Poesie fremd ist. Sage wörtlich:

Ich nährte deinen seelennähr'nden Leib.

B. 52. b. بخواهد gegen die Reimstellung; die Hdschr. richtig نخواهد; die Construction ist schwerer, aber schöner:

که باشد خود که پیوندت نخواهد
نه بنده بل خداوندت نخواهد

Wörtlich: Wer wäre wohl, der (d. i. wie wäre es wohl, dass Jemand) deine Verbindung nicht begehrte? (dass) nicht (sag' ich) ein Knecht, sondern (selbst) ein Herrscher dich nicht begehrte?

Rzw. Wer leistet deiner Fessel Widerstand?
Sie ziert des Sklaven, wie des Herrschers Hand.

B. 53. b. پردازیء; Hamza ist zu streichen.

B. 54. a. ندید جز راست گفتن هیچ چاره

Rzw. (sie sah) kein Mittel mehr als in der Wahrheit Wort.

Der Vers hinkt. Die Handschr. richtig, aber schwerer:

ندید از راست گفتن هیچ چاره

d. i, sie sah keinen Ausweg, die Wahrheit (nicht) zu sagen (dem Wahrheitsagen zu entgehn).

Der entzückende Zusatz der zweiten Zeile dazu:

گرفت از گریه مه را در ستاره

d. i. durch Thränen fasste sie den Mond (ihres Angesichts) in Sterne; heisst bei Rzw.:

Drum schwamm ihr Mond in einem Sternenmeer.

(S. 37.) C. XX. B. 6.

هلال آسا شبی پشت خمیده
نشسته در شفق از خون دیده

sehr gut übersetzt:

Nachts sass sie einst, dem Neumond gleich gekrümmt,
In ihres blut'gen Auges Morgenroth.

Statt der phantastischen zweiten Zeile, die wörtlich besagt: sitzend im Morgen- (oder Abend-) Roth durch das Blut des Auges, hat die Hdschr. durch Umstellung zweyer Präpositionen den viel schwächeren Sinn:

نشسته از شفق در خون دیده

d. i. sitzend vom Morgenroth an im Blut des Auges (in blutigen Thränen); wodurch mir aber doch die Legitimität jenes phantastischen Bildes etwas problematisch wird.

B. 13. نکیرد چشم من در خفتن آرام
زبخت خویشتن خوابش دهد وام

Rzw. Mein Auge ruht in keinem Schlafe mehr;
O liebe doch mein Glück ihm seinen Schlaf!

Dem Sinn nach durchaus richtig, nur dass fast eine Note nöthig war. Das schlafende Glück ist das unwirksame, saumselige, träge. Mein Auge wacht und mein Glück schläft; schliefe doch mein Auge, und wachte dafür mein

Digitized by Google

Glück! — Aber construiren lässt sich die letzte persische Zeile durchaus nicht. Die Hdschr. liest:

وبخت خویشتن خوابش نهم نام

Darin ist نام ein Fehler für وام; نهم aber ist das richtige für دهد; also: Von meinem Glücke möchte ich den Schlaf für es (das Auge) borgen.

B. 16. a. که ناکه Hdschr. زناکه, schöner.

B. 30. b. عالمم Hdschr. آدمم, so dass zwei آدمم auf einander reimen, eines als Adam, eines als Mensch zu nehmen. Die Lesart عالمم scheint eine ungeschickte Verbesserung von einem, der die Absichtlichkeit in der Wiederholung des Wortes آدم nicht begriffen.

B. 46. b. Das seltene Wort برزن, hier *Strasse* übersetzt, ist in der Hdschr. بمرون ohne diakritische Punkte, wofür بیرون, draussen, in den Zusammenhang passt.

B. 56. a. نکار Hdschr. نکاری d. i. آن نکار, besser.

B. 66. Rzw.

(— Diess zartgepflegte Bild,
Dem jedes Stäubchen an des Fusses Rand)
Zum Berge wird, der *ihm* die Seel' erdrückt,
Und mir der Freude bunten Teppich birgt.

Schief. Wörtlich: Dass, wenn auf dem Rücken seines Fusses ein Stäubchen sich setzte, auf dem Antlitz *meiner* Seele ein Berg von Schmerz sich niederliesse, und ich den Teppich der Freude zusammenfaltete.

B. 69. a. آن Hdschr. این

B. 70. a. فتاد از زخم او بر سینهٔ چاک

Rzw. Da sank sie hin auf die zerrissne Brust.

Die Hdschr. besser:

فتاد از زخم آن بر سینه اش چاک

d. i. es kam von seinem (des Pfeiles) Schlag in ihre Brust ein Riss.

(S. 40.) C. XXI. B. 14. a. جویش Druckfehler für خویش.

B. 37. b. روان شد زآب رفته جوی من باز

Die Hdschr. ganz eben so. Die seltene Construction ist wohl: Fliessend ward mein von Wasser gekommener (versiegter) Strom wieder.

B. 53. a. سخن کوش ist übersetzt als heisse es: Rede hörend (gôsh), es heisst aber wohl Rede pflegend (kûsh).

(S. 43.) C. XXII. B. 1.

زلیخا کرچه عشق آشفت حالش

Rzw. Suleicha war *entstellt* durch Liebe zwar.

Warum nicht gar! *Verstört* war sie.

B. 6. b. چه Hdschr. چو, besser, weil es nur einmal steht.

B. 27. b. بسوی آشنائی کوش میبود

Rzw. Sie lauschte nach bekannter Worte Schall.

Wörtlich: Sie war Ohr nach Bekanntschaft. Die Hdschr. ببوی آشنائی, sie war Ohr nach Duft der Bekanntschaft, d. i. nach lieber Kunde von Geliebten, Freunden. Zierlicher zugleich und bestimmter. — Da man sonst auf persisch den Duft hört, d. i. riecht, so kann man auch wohl den Duft, d. i. die Kunde, hören.

B. 43. b. وکر Hdschr. richtiger اکر

B. 45. اکر شد خرمنم بر باد کو شو
دو صد خرمن ازین برتر بیک جو

Rzw. Mag ich dem Wind auch meine Garben weihn,
Hat er doch oft schon grössere verweht.

Dazu die Note: „Wörtlich: zweihundert grössere Garben sind *ihm* kein Körnchen werth." — Ich bemerke nur, dass leider der ganz unerlässliche Bezug *ihm, für ihn,* fehlt. Die Hdschr. liest پرتو für برتر; das gibt den richtigen Sinn: Zwey hundert Speicher (des Lebens) sind vor diesem Blitzstral (des Verhängnisses) einem Körnchen gleich.

B. 46. b. زداغ مرک; Hdschr. schicklicher تیغ عشق

B. 51. b. زارش Hdschr. خوارش; gleichgültig

(S. 45.) C. 23. B. 8. b. بوسید Hdschr. بوسیده. allein richtig.

B. 22. b. از بیرون Hdschr. ازو بیرون allein richtig.

B. 41. b. کمان نخوت از من دور دارید

Rzw. Und haltet mir des Zornes Bogen fern!

(d. i. zürnet mir nicht!) — Vielmehr: Und haltet die Meinung des Hochmuths fern von mir, sehet es nicht für Hochmuth von mir an.

Digitized by Google

B. 45. b. زلعل ودر همه بر مو کمر بند

Rzw. Und um ihr Haar schlingt sich ein Gemmenband. —

Kann کمر etwas anderes als *Gürtel*, kann es hier ein Kopfband seyn? Es heisst wohl: Jeder (tragend) von Edelstein und Perlen um das Haar (der Leibesmitte, d. i. um den haarfeinen Wuchs) einen Gürtel.

B. 59. چو آن میوه خورای خوانت افتاد

Rzw. Ist jene Frucht erst deiner Tafel werth. —

Kann خورا (ـ ـ) die Bedeutung von خور oder درخور haben? Die Hdschr. liest:

چو آن میوه خور این خانت افتاد

wobei nur das خانت falsche Schreibung für خوانت ist.

(S. 48.) C. 24. B. 18. a. نیکو gegen das Metrum; Hdschr. نکو, richtig.

B. 22. b. کره بر خیزران افکنده از دم

Rzw. Und kräftig schürzt ihr (der Rosse) Schweif zum Knoten sich. —

Dazu die Note: Ihr Schweif bildete einen Knoten auf dem *Chaisuran*. Chaisuran das krumme Rohr, womit man beim Spiele جرید, *Dsherid*, den Wurfstab جرید aufhebt u. s. w. — Die Hdschr. kehrt den Bezug um: کره از خیزران افکنده بر دم; was nichts zu heissen scheint, wenn nicht etwa: Die einen Knoten (Krümmung) des Chaizurân auf den Schweif werfen, d. i. den Schweif gleich dem Chaizurân krümmen.

B. 35. b. لوحای Druckfehler für لوحهای, wie die Hdschr. hat.

B. 36. a. چتر Hdschr. بزم.

(S. 50.) C. 25. B. 13.

در افکنده دف این آوازه از دوست
کزو در دست ره کوپان بود پوست

Rzw. Es ruft die Pauke in der Freundschaft Ton:
Schlagt zu! denn seht, das Fell erschlaffte schon.

Wie nur das? — Die Hdschr. hat:

در افکنده زه این آوازه در پوست
کزان در دست ره کوپان بود دوست

Wenn man für das زه, Saite, Senne, das aus der vorhergehenden Zeile wiederholt seyn mag, und hieher nicht passt, das دف aus der Lesart des Druckes einsetzt, so heisst der Vers: Die Handpauke warf in ihr Fell ein solches Getöne, dass sie dadurch in der Hand der Reisenden ein Freund würde. — Welches zwar nicht gar zu wohlgefällig ist, doch wohl besser als die Lesart des Druckes, der ich nichts abzugewinnen weiss. Sie müsste denn auch bedeuten: Die Handpauke gab einen solchen Freundeston von sich, dass sie dadurch in der Hand der Reisenden ein *Vertrauter* würde, wörtlich *Fell* würde. Denn *Burhan* hat: پوست کردن, Fell machen, کنایت از انیس و محرم ساختن, figürlich: zum Genossen und Vertrauten machen.

B. 15. u. 16. fehlen in der Hdschr. wodurch eine Lücke entsteht.

B. 20. b. سوی gegen das Metrum; Hdschr. بسوی richtig.

B. 25. چه Hdschr. چو, und eben so in den folgenden Versen; gleichgültig. — وثاقان, Hdschr. وشاقان, *Sclaven*, richtig. Ob وثاق auch so vorkommt? Möglich ists übrigens, dass وشاق, eigentlich der *verlässige* Sclav, selbst aus dem arabischen وثاق, Plural von وثیق, entstanden.

B. 27. a. موبنه Hdschr. richtig موثینه, Pelzwerk.

(S. 52.) C. 26. B. 4. Hdschr. ganz eben so. Das auffallende سایه کردن, Schatten machen, bedeutet also schlechthin: zugegen seyn; nach Burhan کنایه از توجه نمودن و متوجه احوال کردیدن.

B. 8. Der schöne Spruch:

چو کیرد آب بر لب تشنه جانی
بسوزد کرنه تر سازد دهانی

ist in der Uebersetzung etwas schief ausgedrückt:

Das Wasser, in des Durst'gen Mund geträuft,
Versenget, wenns des Durstes Qual nicht heilt.

Statt geradezu:

Nimmt ein Durstherz'ger Wasser an die *Lippe*,
Verbrennt er, wenn er feucht nicht macht den *Mund*.

Oder, um den Reim zu gewinnen, und zugleich die Steigerung fühlbarer zu machen:

Nimmt ein Durstherz'ger Wasser an den *Mund*,
Verbrennt er, wenn er feucht nicht macht den *Schlund*.

B. 10. b. چو چشم خیمکی, Handschr. eben so. Es ist vielleicht ein Sprichwort: eng wie das Auge (d. i.

Digitized by Google

der Spalt) des Hüttchens. Ohne einen Nebenbezug der Art wäre die Vergleichung des Spaltes, den Zuleicha's Anme ins Zelt macht, mit dem Spalt eines Hüttchens, sehr ungeschickt, wegen zu naher Aehnlichkeit des Verglichenen und dessen, womit es verglichen wird.

B. 16. دریغا بخت سستم سختی آورد
طلوع اخترم بد بختی آورد

Rzw. Weh! Härte nur hat itzt mein weiches Glück,
Und Unheil mein Geburtsstern mir gebracht.

Förmlicher:

Weh! Schwere trug mir mein leichtfert'ges Glück;
Mein Lebensstern trug widerwärt'ges Glück.

B. 17. نشاندم نخل خرما خار بر داد
فشاندم تخم مهر آزار بر داد

Rzw. Ich pflanzte *Palmen*, *Disteln* sprossen mir;
Ich säte Liebessaamen, Kummer reift.

Richtiger und förmlicher:

Die Palme pflanzt' ich, Dorn trug sie als Frucht;
Lieb' sät' ich, Schmerzenskorn trug sie als Frucht.

Das schöne Beit 21. fehlt in d. Hdschr.

B. 22. a. ناکهان, Hdschr. viel schlechter هرزمان

B. 22. b. آب gegen das Metrum, Hdschr. richtig او

B. 29. b. تا Hdschr. بر, ründer.

B. 33. نه دل اکنون بدست من نه دلبر
ازآنم سنگ بر دل دست بر سر

Rzw. Das Herz entfloh, es schwand der Herzensfreund;
Ein Stein nur blieb, der meinen Geist beschwert.

Der bedeutendste Zug ist ausgelassen: Ich bin geblieben, Stein auf dem Herzen, *Hand überm Kopf* (als Jammergeberde). In Reimen:

Was blieb mir, da mir Herz und Herzlieb schwand?
Stein auf dem Herzen, überm Haupt die Hand.

NB. Ich bemerke noch, dass der Druck in der zweiten Zeile, wie an mehreren Orten, wo ichs nicht angezeigt, das Zeichen für *Was'l* statt des Zeichens für *Medd* hat. An der Stelle hier aber wäre in metrischer Rücksicht eigentlich auch das Medd falsch; denn ازآنم ist - - -, es soll aber ⏑ - -, also ازانم seyn.

B. 45. a. مبادا gegen das Metrum, Hdschr. richtig مباد.

B. 48. Die Umschreibung der Eunuchenschaft des Wezir's, womit die ihm zufallende Zuleicha getröstet wird:

چو از خار ترش دادند سوزن
چه سان کردد بخارا بخیه افکن

ist hier so ausgedrückt:

Dem weichen Dorn ist sein Verlangen gleich,
Ob er damit wohl einen Kiesel zwingt.

Wörtlich:

Der einen weichen Dorn zur Nadel hat,
Wie brächt' er den Brokat wohl unter Nath?

بخیه starke Nath; خارا Brokat, nur nebenbei auf das homonyme خارا Kiesel anspielend.

(S. 54.) C. 27. B. 1.

سحرکاهان که زد چرخ مکوکب
زرین [زرّین] کوس کوس رحلت شب

Rzw. Des Morgens, als der Himmel sternenvoll
Der Nacht hellgoldne Aufbruchstrommel schlug.

Gar schön für sich betrachtet, aber das Bild des persischen Dichters von der Trommel ist gedämpft, hier scheinbar unschädlich, der Schaden kommt aber nach, wie sich sogleich zeigen wird. Ich übersetze wörtlich, und zwar nach der Hdschr. die für زرّین richtiger چو زرّین liest: Morgens als der sternenbesetzte Kreis, wie eine goldene Pauke die Aufbruchspauke der Nacht schlug. Die Hauptsache ist hier: Der Himmel selbst ist eine runde, gewölbte goldbeschlagene Kesselpauke; dass diese Pauke die Pauke des Aufbruchs schlägt, ist kein Widerspruch, sondern eine persische Redezierlichkeit, die dadurch begreiflich wird, dass: die Pauke des Aufbruchs schlagen, blos eine figürliche Redensart ist, des Sinnes: Das Zeichen zum Aufbruch geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7. u. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

Wien 1824. *bei Anton Schmid.* كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة *Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.* Gross Folio, X S. Vorbericht, 227 S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.

(Fortsetzung.)

In der deutschen Uebersetzung konnten die zwei Pauken, deren eine die andere schlägt, nicht bleiben, weil uns jene sprichwörtliche Redensart abgeht. Nun ist aber durch einen Fehlgriff gerade die nothwendige Pauke weggeworfen, und die zufällige zur Hauptsache gemacht, weil es so am besten zu klingen schien. Der Himmel aber, selbst als Pauke gedacht, ist die nothwendige Hauptsache, als solcher wird er dann weiter beschrieben, welches nun bei Rzwg's Auffassung natürlich nichts als eine glänzende Verwirrung gibt. So sagt:

B. 3. شد از رخشانیء آن زر فشان کوس
بـرنگ پرّ طوطی دم. [دُمّ] طاوس

bei Rosenzweig:

Als jener goldnen Trommel Strahlenlicht
Als Papagey und Pfauenschweif erschien.

Es heisst aber: Es ward durch das Glanzsprühen jener Goldlicht verstreuenden Pauke der Pfauenschweif papageyflügelfarbig. — Der Pfauenschweif ist eine stehende Bezeichnung für Morgen; der Morgen also (das ist der Gehalt des Bildes) wird papageyflügelfarbig. Dass aber der Morgen in Rücksicht auf den Papageyflügel, mit dem er verglichen werden soll, Pfauenschweif genannt wird, macht eben die Feinheit des Ausdrucks nach persischem Geschmack aus, so wie vorher, dass der Himmel mit der Pauke verglichen wird, indem er selbst die Pauke des Aufbruchs der Nacht schlägt.

B. 6 — 8. von der Reise der Frauen in den Sänften.

Rzw. 6. Goldzelte überm Haupt der Seligen
Beschatten ganz der goldnen *Bäume* Pracht,
7. Und Gemmensättel an der *Bäume* Fuss
Erbieten sich zum Sitz für Selige.
8. *Baum*, Schatten, Sitze, wallen zahllos fort,
Und in der Mitte sitzt die Seligste.

Mit der Note: Goldgestickte Sonnenschirme beschatten die reichgekleideten, goldnen *Bäumen* ähnlichen Mädchen. — Durch diese Erklärung der Mädchen als Bäume ist das ganze Bild eine grelle Verwirrung geworden. Wie kommen (B. 7.) die Sättel an die *Füsse* dieser Mädchenbäume? Und wie kann B. 8. sagen: Baum (d. i. Mädchen), Schatten und Sitz, wallen fort, und in der Mitte davon (also auch in der Mitte des Baumes, d. i. des Mädchens) sitzt die Seligste, nämlich das Mädchen? — Die *Bäume* sind hier ohne Zweifel عيدان هودج, das Gebälke der Frauensänfte, auch شجار, Gebaum, genannt, bei *Lebid*, Mo'all. B. 13. عصىّ, Bäume:

مِنْ كُلِّ مَحْفُوفٍ يُظِلُّ عِصِيَّهُ
زَوْجٌ — —

Von jeder Sänfte, deren Balken beschattet
Eine Decke —

Demnach heissen unsere Verse wörtlich: (B. 6.) Von den goldenen Schirmen über den Scheiteln der Seligen fiel zu den Füssen hernieder der Schatten in den goldenen Bäumen (der Sänften). (B. 7.) Ein edelgesteinter Sattel zu Fuss eines jeden Baumes, dienend zum Sitz für eine Selige; (B. 8.) Baum und Schatten und Sitz sich fortbewegend,

Digitized by Google

und die Selige in deren Mitte sitzend. — Aus dem in B. 7. angegebenen Verhältniss des Baumes zum Sattel, kann man schliessen, dass der Baum das über den Sattel hinaufgehende Geländer und Gitterwerk des Frauensitzes auf dem Sattel sey.

B. 9. Rzw.

Der Schall der Stimmen und des Rufes Laut
Erfüllt des Himmels und des Feldes Plan.

So plan drückt sich der künstliche G'âmî nicht aus; er sagt:

Bis Treiberruf und Sang gefüllet hatte
Des Himmels *Schaale* und des Feldes *Platte*.

شد از بانک حدی و غلغل لحن
فلکها را طبق پر دشت را صحن

B. 23. که از دیوانکی بندم نهادی
که از فرزانکی بندم کشادی

Rzw. Die kaum gelösten Wahnsinnsbande knüpft
Nun neuerdings dein (des Himmels) launenhafter Sinn.

Gar zu weit ab vom Wortsinn: Bald (nämlich vor diesem) legtest du mir durch Wahnsinn ein Band an; bald (nämlich jetzt hingegen) lösest du durch Besinnung (Bewusstseyn meines Zustandes) mir das Band (des Lebens). — Derselbe Bezug wie oben C. 26, 2. wörtlich: Durch eine Hoffnung legt er (der grausame Himmel) auf einen Armen ein Band; dann bricht er durch eine Hoffnungslosigkeit ihm das Band (des Lebens) entzwey. Wofür Rzw. auch nicht ganz richtig:

Er schlingt der Hoffnung Bande um ein Herz,
Dann löst er sie durch Hoffnungslosigkeit.

B. 31. b. که آن برداشت را آمد فرو داشت

Rzw. Der die erhöhte so zu Boden schlug. — Der Sinn ist freilich richtig, es sollte aber doch das im Persischen gebrauchte Bild erörtert seyn, nämlich was denn das برداشت hier ist? Wörtlich: Der kam und nahm herab jene *Aufnahme*. — Richardson, unter der unverlässigen Autorität *E*, hat, was hier passen möchte: برداشت *a musical instrument pertaining to royalty*.

B. 34. Nicht, wie übersetzt ist, der Wezîr trägt pflichtschuldig die goldenen Platten u. s. w. herbey, sondern die ihm entgegenkommende Volksmenge trägt sie ihm (عزیز مصر را) zur Huldigung herbey.

B. 38. Die Construction des زبس ist merkwürdig; es ist nach ihm das relative که ausgelassen, und somit das Adverbium in eine Conjunction verwandelt. Vergl. C. 18. B. 18. C. 19. B. 1. wo که nach هرجا ebenso fehlt.

B. 40. Um die Menge der ausgestreuten Edelsteine zu bezeichnen, heisst es, in der Uebersetzung:

Und sprühen Funken unterm Pferdetritt,
Ists ein Rubin, der mit dem Huf sich trifft.

Im Persischen viel kühner:

چو کشتی سم [سمّ] اسپان آتش افکن
زلعل و نعل بودی سنک و آهن

wörtlich:

Wo unterm Rosstritt sprüht ein Funkenstrahl,
Da war Rubin und Huf statt Stein und Stahl.

Hier bringt die gerade Spitze des Ausdrucks, die schroffe Eleganz, fast das Gefühl der Erhabenheit hervor. Alles dieses ist hier und überall durch die zärtliche Uebersetzung getilgt.

B. 51. a. تاج کهر سنک, übersetzt: Gemmenkrone, ein ungefüger Ausdruck im Persischen. Hdschr. besser: تاج کران سنک, schwerwichtige, vielwerthe Krone.

B. 53. a. ازو Hdschr. grammatisch genauer ازان

B. 54. b. صد سر Hdschr. سرها

B. 56. b. زبد بختیست Hdschr. زبک لخت است, stärker. Das Beit steht in der Hdschr. vor B. 54. welche Ordnung schlechter ist.

(S. 57.) C. 28. B. 8. a. Das و fehlt in der Hdschr.; schöner. B. 10. a. fehlt es ebenso.

B. 12. مقیمان حرم در پاکبازی
امینان حرم در کارسازی

Die Hdschr. liest die erste Zeile so: مقیمان حریم پاکبازی; schöner und richtiger, wie ich glaube. Denn مقیمان حرم ist kein voller Begriff, er fordert zur Ergänzung den Genitiv پاکبازی. Anders im zweiten Mis'râ', امینان حرم ist für sich voll. Der Parallelismus muss also hier einer wichtigeren Rücksicht weichen.

B. 16. b. ولب Hdschr. برون

B. 22. a. مهر Hdschr. چهره, schöner, wegen des Bezugs des Folgenden, wo sonst das اش, ihr, nämlich der Nacht, ungeschickt wäre.

B. 30. b. افروزم Hdschr. اندوزم

B. 36. a. در Hdschr. بر

B. 37. a. نیست Hdschr. مست

Digitized by Google

B. 45. b. برک Hdschr. روی, besser.

B. 60. b. Das seltene Wort دری, in Verbindung mit کوه, Bergschlucht und dergl., derî nicht derê, davon eine Art Rebhuhn کبک دری. Und eben in Bezug darauf ist hier کبک im nächsten Vers genannt.

B. 78. Statt dieses schönen Beits ist in der Hdschr. das letzte des ersten Capitels wiederholt.

Joseph und Zuleïcha u. s. w.

(2ter Artikel.)

(S. 60.) C. 29. B. 12. b. زان gegen die Construction; Hdschr. آن richtig. — Die Beziehung ist: Der Vater gibt dem Sohne jenen grünen Stab, d. i. den Ast als einen Stab.

B. 16. b. عصای fehlerhaft; Hdschr. richtig عصائی, *ein* Stab.

B. 19. a. تواضع با Hdschr. تضرّع در

(S. 62.) C. 30. B. 6. b. شوری falsch, *Grauen* übersetzt; besser: *Unruhe.*

B. 10. a. تعظیم gegen Sinn und Versmaass; Handschrift richtig تعظیمم.

B. 12. a. مبادا gegen das Versmaass; Hdschr. مباد richtig.

B. 15. b. Uebersetzung: zerriss. Sage: zerreisst.

B. 17. u. 18. Eine Probe der gnomischen Weisheit unseres Dichters:

شنیدستی که هر سر کز دو بکذشت
باندک وقت ورد هر زبان کشت
حکیمی کفت کان دو جز دو لب نیست
کزان سر بکذرانیدن ادب نیست

d. i. formgetreu:

Geht ein Geheimniss über *zwey* hinaus,
So ist es bald die Mähr' in jedem Haus.
Ein Weiser sprach: Die *Lippen* sind die zween;
Lass über sie nicht dein Geheimniss gehn.

(S. 64.) C. 31. B. 8. u. 9. sind in der Uebersetzung falsch construirt. Sie heissen wörtlich: Vergiesse des Feindes Blut, wenn du kannst; denn durch das Blutvergiessen (nur) kannst du seiner Hand entgehn (bist du vor ihm sicher). Wenn er (Joseph) heimlich getödtet wird, so wirds geheim bleiben, u. s. w. — Rzw.:

Kannst du des Feindes Blut vergiessen kühn,
Kannst du durch Blut entrinnen seiner Hand,
So bleibt die That — ist er erst todt — geheim, u. s. w.

Die falsche Fügung ist hauptsächlich durch Uebersehn des in der zweiten Zeile einzuschiebenden *nur* entstanden. Dieses einzuschiebende *nur* spielt bei Auslegung persischer Gedichte eine wichtige Rolle.

(S. 65.) C. 32. B. 10. نوی, anomal; Hdschr. نو richtig.

B. 21. b. زیکسو Hdschr. بیکسو

B. 30. b. مرده Druckfehler für هرده

(S. 67.) C. 33. B. برّه بردند Hdschr. کرکان برّه بردند کرکان کلّه بردند. Das برّه statt بره, *Schaf,* finde ich nicht. Vermuthlich ist das کرکان کله بردند, die Wölfe haben die Heerde davon getragen, ein Sprichwort. — Doch C. 42. B. 18. a. steht wieder بره als برّه zu scandiren, und hier hats auch die Hdschr.

B. 12. b. پینچه gegen das Metrum; Hdschr. richtig با پنچه. Siehe eine Erklärung dieses Beits am Ende der Erklärung des folgenden.

B. 16.

کسی کآن [کان mtr.] کوش را مالد بانکشت
جز انکشتش مبادا هیچ در مشت

Rzw. unverständlich:

O dass dem Mann, der jene Ohren rieb,
Ein einz'ger Finger in der Faust nur blieb.

In der Faust, مشت, d. i. der Zusammenballung der Hand, kann gar kein Finger bleiben. Doch wo steht auch hier *ein* (einziger) Finger? انکشتی oder یک انکشت? Es steht انکشت, انکشتش, der Finger ihm, wenn das Wort nämlich wirklich *engusht* ist. Es ist aber *engisht* zu sprechen, nämlich Asche, eine Kohle, die zu Asche zerfällt. Burhan: انکشت بکسر ثالث زغال را کویند که اخکر کشته شده است. Also wörtlich: Dem Manne, der jenes (unschuldige) Ohr mit dem Finger (*engusht*) gerupft, bleibe nichts als Asche (*engisht*) in der Hand. — Das Wortspiel ist hier ganz wie vorher B. 12.

Digitized by Google

بتیغ قطع باد آن دست کوتاه
که سر پنجه زند بپنجه [با پنجه] ماه

Rzw. Das Schwert verstümmle die verruchte Hand,
Die sich den Mond zu schlagen unterwand.

Wörtlich: Durchs Schwert der Stümmelung sey jene Hand kurz, die ihre Krallen, penc'e, setzt an das Vorderhaupt, punc'e, jenes Mondes. — Bei Vergleichung mehrerer Handschriften fände sich gewiss, für einen in Constantinopel arbeitenden Herausgeber und Uebersetzer, irgend eine gute, worin die Vokale solcher, ohne diese Unterscheidung so schwerer Stellen, unterschieden wären.

B. 19. دادی als Reimverlängerung; die Hdschr. کردی, wodurch schicklich der Gleichklang mit dem Reime des vorhergehenden Verses vermieden wird. Auch möchte ساز کردن gefüger gesagt seyn als ساز دادن.

B. 20. a. کریه Hdschr. ناله, passt besser zu برداشتن, und gibt zugleich einen schmückenden Mittelreim mit dem لاله der zweiten Verszeile.

B. 25. Eben so in der Hdschr., die aber seltsamer Weise vor diesem Beit ein anderes, als eine Duplette davon hat, nämlich:

کلی کز روضه جاوید خیزد
برو باران احسانت بریزد

B. 35. vom Brunnen, worein Joseph geworfen wird:

لب او چون دهان اژدهایی [ئی]
پی قوت از برون مردم ربایی [ئی]

Hier etwas seltsam übersetzt:

Des Drachen Mund ist seine Lippe gleich,
Und Menschenfleisch ist seine *ekle* Kost.

Als ob Josephs Fleisch eine *ekle* Kost wäre! Der Dichter sagt nur:

Es ist sein Rand wie eines Drachen Mund,
Zum Futter Menschen ziehend in den Schlund.

مردم ربائی ist nicht Menschenraub *merdum ruba'ï*, sondern ein Menschenräuber, *merdum ruba'é*, wie der Reim zeigt.

B. 39. b. رو ببستی; Hdschr. راه بستی, besser, da die Formen رو sowohl als ببستی blosse Auskunftsmittel für راه und بستی sind.

B. 43. Welches falsche Streben der Uebersetzer hat, alles auffallende, scharfe, zu vermeiden, möge dieser Vers zeigen:

ولی آن ساز تیز آهنگ تر شد
دل چون سنگ ایشان سنگ تر شد

Rzw. Allein je mehr er (Joseph) klagt im heft'gen Schmerz,
Jemehr *verhärtet* sich ihr (der Brüder) steinern Herz.

Warum nicht wenigstens, um die Kraft des Originals nicht ganz zu brechen:

Jemehr *versteinert* sich ihr steinern Herz.

Wörtlich wäre es:

Allein, sein Klaglied, Pein wards immermehr;
Ihr wie von Stein Herz, Stein wards immermehr.

Eben so B. 48. u. 49. Rzw.

Drauf rissen sie das Hemde ihm vom Leib,
Und — ohne Knospe — steht die Rose da;
Doch schneiden sie zu gleicher Zeit sich selbst
Der ew'gen Schande freche Kleidung zu.

Warum nicht etwa:

Da ward — sie rissen ihm vom Leib das Hemd —
Der Rosenleib der Knospenhülle fremd;
Und ihrem Wuchse schnitten sie aus Schande
Ein *Kleid* bis zu der Auferstehung *Rande*.

Und B. 51. Rzw.

Ihn, eine Sonn' an Schönheit, schleudert nun,
Gleich ihr, der Himmel in ein Wassergrab.

Wörtlich:

An Schönheit war er Sonne, Weltenglut;
Der Himmel stürzt als Sonn' ihn in die Flut.

B. 54. a. لعل می کداز, der Weinschmelzende Rubin, scheint ein unstatthaftes Bild für den Mund. Es soll wol heissen لعل می کذار, der Wein-ausschenkende Rubin; und so scheint in der Hdschr. zu stehn.

B. 66. a. Die merkwürdige Pluralform کیان, *tivsç*.

B. 68. a. تاختنه سنکین, Handschr. besser تاختنه سنکس. Uebrigens wird in beiden Fällen metrisch das vokalische *he* am Ende vom hinzutretenden *i* verschlungen, tachti, statt tachte'i.

(S. 70.) C. 34. B. 3. Hierzu eine besonders reichhaltige und wohlausgearbeitete Note des Herausgebers, über den Zaubermond von *Nachsheb*, und dessen verrufenen Meister, Muk'anna', S. 209—210.

B. 4. Eine glänzende Ausnahme unter den von uns im Allgemeinen getadelten, meist so unnützen Parallelstellen

Digitized by Google

aus Klassikern und Modernen, macht dieser Vers, in welchem G'âmî die Sonne einen Nachts in den Brunnen gefallenen Jûsuf nennt, und das in der Note dazu beigebrachte Gegenstück aus Young, wie dieser, zu Ehren der Herzoginn von Portland, den Mond die schöne Portland des Himmels nennt.

B. 7. a. بجابی Druckfehler für بجایی [بجائی]

B. 22. a. روانـــی, vielleicht statt روانـــه; Hdschr. نهانی gut.

B. 25. b. کارش, falsch übersetzt: *ihre* List; statt: *sein* Ding, seine Lage.

B. 26. fehlt.

B. 27. a. lautet in d. Hdschr.

بـــرون از چاه بـــر نامد صدائی

B. 31. b. زما Hdschr. ره

B. 34. نداری از بدی در تـــاب و پیچش

heisst nicht, wie hier übersetzt ist:

Dann quält dich doch sein schlechter Sinn nicht mehr;

sondern: Dass du ihn nicht um seiner schlechten Aufführung willen in Zwang und Druck halten müssest.

B. 38. a. بستند, macht das Metrum nicht voll; Hdschr. ببستند, richtig.

B. 38. b. بقصد عـــزم, eine schlechte Tautologie; Hdschr. بقصد مصر. Rzw. übersetzt die Zeile:

Und setzt in *Sänften* nun die Reise fort.

Aber diese Kaufleute, von denen hier die Rede ist, reisen nicht in Sänften, auch ist محمل nicht Sänfte, sondern Kamelsattel oder Kamelgepäck.

B. 41. b. خریدن را تواند. Das را nach dem Infinitiv ist gar zu seltsam. Hdschr. richtig خریداری تواند sie vermag den Kauf.

(S. 72.) C. 35. B. 8. b. کفتن Hdschr. غیرت

B. 12. b. زود gegen das Metrum; Hdschr. زو als die Abkürzung davon, richtig.

B. 16. b. سر منّت, ungefüg. Handschr. vielleicht زسر منّت.

B. 18. a. بکفتا زامدن فـــکـــری نداریم

Rzw. Da spricht Malik: Noch denken wir nicht dran (nämlich hinzukommen). Umgekehrt: Er sprach: Vom Kommen werden wir den Sinn nicht (zurück) halten. — Es steht die unbestimmte Zeit, nicht des Präsens همی نداریم.

B. 20. a. روزی falsch; Hdschr. روز richtig.

(S. 73.) C. 36. B. 4. b. خـــالـــی, ohne Sinn; Hdschr. حالی d. i. auf der Stelle; richtig.

B. 5. a. für از برون hat Hdschr. از میان, richtig, wenn anders der Vers:

بزیر پیرهن برد از برون [از میان] دست
سمن را پـــردهٔ نیلوفـــری بست

heissen soll, wie Rzw. ihn übersetzt:

(Er) hebt unterm Hemd die zarte Hand *hervor*,
Verdeckt mit Lotosschleyern den Jasmin.

Es ist nämlich von dem ins Bad gehenden Joseph die Rede, und die letzte Zeile soll nach Rzw's Note bedeuten: Er taucht den *Fuss* ins Wasser, birgt ihn im Schleyer des Lotos, d. i. im Wasser. — Aber wie kommt hier der *Fuss* her? wie soll der *Jasmin* gerade hier den Fuss bedeuten? Und es ergibt sich, dass Joseph im folgenden neunten Beit erst ans Ufer geht, und im vierzehnten erst den Fuss ins Wasser setzt. Also muss die Zeile „er verdeckt mit Lotosschleyern den Jasmin" hier etwas anders meinen. Aber der persische Ausdruck پردهٔ نیلوفری sagt auch gar nicht Schleyer des Lotos, was پردهٔ نیلوفر wäre, sondern der lotosfarbige Schleyer, d. i. der blaue. Nun ist Josephs Hemde (Gewand) blau. Also heisst der Vers, wobei denn die Lesart des Druckes gegen die der Handschrift Recht behält: Unter (in) das Hemde zog er von aussen den (einen) Arm hinein, und gab so dem Jasmin (des Arms) einen Lotosschleyer. — Es ist der erste Act des sich-Entkleidens, den einen Arm in das Hemde zurück zu ziehn. Worauf dann B. 6. und 7, wörtlich: Die goldne Haube nahm er von der Scheitel; aus dem goldnen Ey der Sonne (d. i. aus der Haube; denn بیضه, Ey, bedeutet zugleich Helm, Hauptbedeckung) ward geboren der Rabe der Nacht (d. i. kam sein schwarzes Haar zum Vorschein). Dann zog er auf solche Art das Hemde über die Scheitel, dass dessen Kragen der Untergang des Mondes ward, und dessen unterer Saum der Aufgang desselben. — Eine entzückend mahlerische Beschreibung des über den Kopf ausgezogenen Hemdes, wobei die Gestalt (der Mond) oben verschwindet und von unten wieder hervorkommt. Bei Rzw. lauten diese beiden Verse:

Digitized by Google

Nimmt von der Scheitel sich der Krone Gold,
— Da fliegt ein Rabe aus der Sonne Ey —
Und zieht das zarte Hemd sich übers Haupt,
— Da tritt ein Vollmond aus des Hemdes Saum.

B. 8. b. نمود آن روشنی Hdschr. نموده دوش وبر

B. 11. من بـــودی und من آسودی, seltene Conditional-Optativformen für بودمی und آسودمی.

B. 13. نه بیند چشمهء خـــور چون سزایش
طفیل نیل شـــوید دست و پایش

Rzw. Doch er (Joseph) verschmäht der Sonne Stralenquell,
Und wäscht den Leib im trüben Nil sich schnell.

Abermals (vergl. B. 5. dieses Capitels) bringt der Uebersetzer seinen Jûsuf zu früh ins Bad. Erst ja im folgenden Vers setzt er den Fuss ins Wasser; dieser hier aber sagt wörtlich: Der Sonnenquell sieht es nicht als ihm (dem Jûsuf) geziemend an, (dass) der Schmarotzer Nil ihm waschen solle Hand und Fuss. — Die ganze Irrung hat das ausgelassene که, dass, der zweiten Zeile verursacht. Es ist aber dieses eine häufige Wendung unseres Dichters. Z. B. nach بُوَد, *buwed*, C. 32. B. 22. nach ترسد C. 23, 13. In andern Fällen, unserem mehr oder minder ähnlich, C. 18, 18. C. 19, 1. C. 27, 38. (verglichen mit 39, 7. wo das که steht); C. 30, 35. C. 33, 17. 18. 19. — Der Uebersetzer hätte bedenken sollen, dass sein Dichter nicht das Präsens als erzählende Form zu missbrauchen pflegt, wie er selbst, der Uebersetzer; ferner, dass hier nicht einmal ein Präsens vorhanden, sondern ein Conjunctiv - Futur. Desgleichen dass es سزایش heisst, nicht سزای خود, u. s. w.

B. 17. Der badende Jûsuf:

کشاد از هم مسلسل کیسوانرا
برخ زنجیر بست آب روانرا

Rzw. Nachdem er hold das Kettenhaar gelös't,
Knüpft er das flücht'ge Wasser ans Gesicht.

Wie denn das? — Wörtlich: Er löste von einander die geringelten Locken, ums Antlitz schlang er (die herabhangenden Locken als) eine Kette fürs fliessende Wasser. Nur so hat der Vers Zusammenhang mit dem folgenden.

B. 21. a. از Druckfehler für از

B. 27. u. 28. Rzw.

Vor diesem Köschke stand ein hoher Thron,
Worauf sich *nun* der König niederliess;
Und vor ihm *reihte sich* der Schönen Heer,
Und *weidete* an Josephs Anblick sich.

Hierdurch ist überall dem Gange der Handlung störend vorgegriffen. Die Verse besagen wörtlich: Vor dem Palaste aussen zeigte sich ein Thronsitz, wo der König *zuweilen* sich hinzubegeben *pflegte*. Davor *hatte* sich die Schaar der schönen Knaben in Reihen gestellt, auf den Anblick Josephs *wartend*. — Auf jenen Königsthron wird nun B. 29. die Sänfte, worin Joseph verhüllt ist, niedergesetzt; wie kann da der König darauf sitzen? — Doch ich muss die spottleichten Beits 27 u. 28 im Texte selbst noch hersetzen, weil wirklich der Augenschein dazu gehört um zu begreifen, wie ein geübter Orientalist sie so habe missverstehn können.

نمود از قصر بیرون تختکاهـــی
که شاه اینجا کشیدی رخت کاهی
بپیشش خیل خوبان صف کشیده
پـــی دیدار یوسف آرمیده

In der zweiten Zeile کشیدی nicht کشید, trahebat, trahere solebat, nicht traxit. Und کاهی zuweilen. Die letzte Zeile Wort für Wort: Wegen des Anblicks Jûsufs ruhend, wartend.

B. 29. a. هودج را Hdschr. شه هودج, schöner.

B. 30. a. قضارا بود زابـــر تیره آنروز

wörtlich: Zufällig war von Wolken trübe jener Tag. — Aber so hinkt der Vers, er wäre

⏑ – – – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – – statt
⏑ – – – | ⏑ – – – | ⏑ – –

Die Hdschr. richtig: قضارا بود ابر تیره آنروز d. i. zufällig waren trübe Wolken diesen Tag.

(S. 75.) C. 37. B. 2. سوزی Hdschr. شوری. —

Durch Uebersetzung der erzählenden Präterita ins Präsens, was durch das ganze Buch geschieht, und zwar überall unstatthaft ist, entsteht doch zumal hier, in der ersten Partie dieses Capitels der ärgerliche Eindruck einer Rückläufigkeit der epischen Handlung. Der Dichter nämlich hat im vorigen Capitel die Geschichte Jûsufs bis auf einen gewissen Punkt herabgeführt, hier nun nimmt er die Geschichte Zuleicha's von einem früheren Punkte her auf, um sie bis zu jenem Punkte, zum Zusammentreffen mit

Digitized by Google

Jûsuf, fortzuleiten. Dieses ist mit der grössten epischen Geschicklichkeit so gewendet, dass, was von Zuleichà als vorher gethan angeführt wird, als Einleitung zu jenem Punkte, von welchem aus die Handlung selbst weiter schreitet, erscheint, und so dass dadurch der Gang dieser Handlung nur angehalten, nicht unterbrochen wird; ganz wie Homer dergleichen zu handhaben weiss. Jene *Vorhandlung* nun, wenn man sie so nennen darf, die als solche sich von selbst gegen die eigentliche Handlung ins praeteritum plusquamperfectum setzt, ob sie gleich im erzählenden Praeteritum vorgetragen ist, wird vom Uebersetzer durch das Präsens ausgedrückt, wodurch jede Zurückversetzung derselben in eine frühere Vergangenheit für die Phantasie aufgehoben ist. Es entsteht dadurch die unepische Manier des Ariosto, die man dessen springendem Humor zugeben kann, aber keinem in epischer Gleichmuth sich bewegendem Dichter aufdringen darf.

B. 5. b. در آن Hdschr. بران, scheint besser.

B. 7. a. چو در صحرا در خرمن سیلس افتاد

Rzw. Und als ihr Thränenstrom die Saat genetzt.

خرمن heisst nicht Saat. Es will sagen: Als im Felde der Strom in ihren Speicher gedrungen war, d. i. als sie im Felde ihre Hoffnung (sich zu erheitern) vereitelt sah.

B. 11. یکی کفت این پی فرخنده نامیست
بساط عرض کنعانی غلامیست

Die Hdschr. liest die erste Zeile so یکی کفتا که این فرخنده نامیست, weniger gut, wie ich glaube; in der zweiten Zeile عبرانی statt کنعانی, gleichgültig.

Rzw. übersetzt, gleichsam mehr nach der Lesart der H. Handschrift, als nach seinem Texte:

Und man entgegnet ihr: Ein Glücklicher,
Ein Knab aus Kana'n wird hier ausgestellt.

Wörtlich (nach dem Drucke): Einer sprach (zu Zuleichà, die nach der Ursache des Freudengeschreys gefragt): Es ist wegen eines Glücksnamigen; der Ehrenteppich eines kan'ànischen Sklaven ist es (dieses Freudengeschrey). Nach der Handschr. Einer sprach: Es (die Ursache des Freudengeschreys) ist ein Glücksnamiger; der Teppich der Ehre, ein ebräischer Sklave ists.

B. 29. مه من شاه ایوان که کردد
برخ شمع شبستان که کردد

Rzw. Wess ist das Schloss, wo sich mein Mond gefällt?
Wo leuchtet Nachts sein heller Wangenschein?

Das Präsens dringt sich ungebührlich, wie sonst für das Präteritum, so hier für das Futurum ein. Wörtlich: Mein Mond, der Schah der Halle wessen wird er werden? Mit seiner Wange die Kerze des Nachtgemaches wessen wird er werden? d. h. wer wird den schönen Jûsuf als Sclaven für sein Haus kaufen?

B. 31. u. 32. fehlen in der Hdschr.

B. 34. a. دل, gegen Metrum und Reim. Handschr. حال, richtig.

(S. 77.) C. 38. B. 3. a.

چو یوسف شد بخوبی کرم بازار

ist in der Uebersetzung unverständlich ausgefallen:

Nun Joseph's Schönheit seinen Preis erhitzt.

Wörtlich: Als Jûsuf durch Schönheit ward des Marktes Hitze, d. i. des Marktes Belebung, starke Nachfrage von Käufern erregend. — Oder wenn کرم nicht auf diese Art das Abstractum vorstellen, sondern nur adjectivisch, mit بازار zusammen, heissen Markt machend, bedeuten könnte, so bliebe doch der Sinn derselbe. Und so hat es wohl Rzw. verstanden, nur dass man es, wie er es ausdrückt, nicht wieder versteht.

B. 18. b. پس زانوای نومیدی نشستند

Rzw. Sie setzen sich auf der Verzweiflung Knie.

Da man sich nicht auf sein eigenes Knie setzen kann, so wird hiermit die Verzweiflung als ein persönliches Wesen gedacht, auf dessen Schooss gleichsam, oder Knie, sich jemand setzt. So ists aber im Persischen nicht gemeint, sondern, wörtlich: Sie sassen *hinterm* Knie der Hoffnungslosigkeit. — Sie sitzen also, die Knie vor dem Gesicht aufstemmend, sie sitzen gebückt. Eine Anwendung der bereits oben C. 2. B. 28. erläuterten Redensart.

B. 42. a. ار der schon öfter dagewesene Druckfehler für از

B. 45. b. خالیده falsch, Hdschr. خلیده richtig.

B. 54. a. بشعر فکرت Hdschr. eben so.

(S. 79.) C. 39. B. 6. a.

زده درج عقیقش خنده بر در

Rzw. Ihr Onyxkästchen höhnte Perlenglanz.

vielmehr: Ihr Onyxkästchen (Rubinlippe) lachte über der Perle (der Zähne).

Digitized by Google

B. 10. a. چو در لطف از نباتش لب فره شد

Handschrift: چو از لطف دهانش لب فره شد

D. i. wenn die Lippe (eines Küssenden) erfrischt ward durch die Lieblichkeit ihres Mundes. — Am besten die Combination beider Lesarten چو از لطف نباتش; wenn die Lippe erfrischt ward durch die Lieblichkeit ihres Zuckers (d. i. Kusses).

B. 14. b. بتان شهر ناپرواش بودند

Rzw. Die vornehm selbst auf Götzen niedersah.

ناپروا heisst: ohne Kraft, ohne Halt, unruhig, verstört; also besagt die Zeile: Die Schönen der Stadt waren hingerissen oder überwältigt durch sie, durch ihre Schönheit. — Durch die Rzw'sche Uebersetzung ist dem Inhalte des folgenden Verses vorgegriffen, wie denn auch deswegen dessen Adversativpartikel ولی, *jedoch*, in der Uebersetzung hat unterdrückt werden müssen.

B. 20. a. نصابش Hdschr. جهازش

B. 30. a. وزآن پس بیهشی; ohne Construction. Hdschr. وزآن بیهوشی; vielleicht am besten die Combination وپس زان بیهشی.

B. 33. که لامع ساخت خورشید جبینت
که آمد خرمن مه خوشه چینت

Rzw. Wer hat die Sonnenstirne dir erhellt?
Wer pflückt die Aehren deiner Mondessaat?

Wozu die Note sagt, dass خرمن ماه, Mondspeicher, nach Burhan, der erste sprossende Bart sey; ihn pflücken hiesse also küssen. — Aber wer pflückt denn den Bart beim Küssen? Doch über die Möglichkeit des *Bildes* liesse sich noch streiten, unbestreitbar aber ist die grammatische Unmöglichkeit der Construction der Worte, die bei dieser Auffassung heissen müssten: که آمد خرمن ماه ترا خوشه چین. Uebrigens soll in diesem und allen folgenden Versen dieser Partie nur umschreibend gefragt werden: Wer hat dich geschaffen? keineswegs: wer hat dich geküsst und dergleichen? Demnach heisst das Beit wörtlich: Wer hat die Sonne deiner Stirne erhellt, du, dessen Aehrenleser (Abfallbettler) der (reiche) Mondspeicher ist! — Das که in der zweiten Zeile ist also nicht fragend, wie in der ersten, sondern relativ. Dem gemäss bedeutet also auch

B. 38. a. مه روی تو لوح نامه کیست

nicht, wie es Rzw. gibt:

Wer lies't im Buche deines Wangenmonds?

sondern: Wessen Brieftafel (Schreibtafel) ist der Mond deines Antlitzes? d. i. wer hat diese Tafel geschrieben? d. i. dein Antlitz geschaffen?

B. 48. steht in der Hdschr. vor 47. mit Recht.

Rzw. 47. Aus Weltatomen schuf er Spiegel uns,-
Worin sein Antlitz jedem widerstrahlt;

48. Rein von der Mängel Schande ist sein Reiz,
Doch hüllt er ihn in undurchsicht'gen Flor.

Wörtlich (nach der Umstellung) B. 48. Seine Schönheit *war*, rein von Anschuldigung eines Fehls, verborgen im Schleyer des Zeltes des Geheimnisses. B. 47. Aus den Atomen der Welt machte er (nun aber) Spiegel, in jeden derselben warf er einen Abglanz seines Antlitzes. — Also: Er war verhüllt, nicht aus Unvollkommenheit; hat sich nun aber offenbart durch seine Abglänze.

B. 66. b. ist falsch als Nachsatz gefasst, es gehört noch zum Vordersatz; der Nachsatz ist B. 67.

Rzw. 66. Wenn mir zur Zunge würde jedes Haar,
So pries' ein jedes deine Güte nur.

67. Wie bohr' ich Perlen meiner Dankesschuld?
Wie rühm' ich nur ein Härchen deiner Huld?

Wörtlich (66) Wenn jedes Haar von mir eine Zunge würde, und ich mit jeder von dir eine Geschichte erzählte; (67) nicht vermöchte ich die Perle deines (des dir gebührenden) Dankes zu bohren, oder ein Härchen von deiner Huld auszusagen.

B. 90. b. چنگ Hdschr. جنگ richtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9. u. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

***Wien* 1824. *bei Anton Schmid.* كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامي عليه الرّحمة *Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.* Gross Folio, X S. Vorbericht, 227 S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.**

(Fortsetzung.)

(S. 83.) C. 40. B. 12. u. 13. Von Zuleichâ, die den sohngleich in ihrem Hause lebenden Jûsuf anzieht und schmückt. Rzw.

Setzt sie die goldne Krone ihm aufs Haupt,
Küsst sie *diess Haupt* wohl tausendmal, und spricht:
Ach! meine Krone sey dein Fussstaub nur,
Er sey mein Schemel zu der Herrschaft Höhn!

Wie mag der Uebersetzer, um diesen Sinn herauszukriegen, das Persische construirt haben:

چو تاج زر بفرقش بر نهادی
هزاران بوسه اش بر فرقه دادی
که چون تو خاک پایش تاج من باد
باوج سروری معراج من باد.

das, soviel ich sehe, nichts anders heissen kann als: Wenn sie die Krone von Gold ihm aufs Haupt setzte, gab sie ihr (der Krone) tausend Küsse aufs Haupt: O dass zu einer Krone wie du für mich sein Fussstaub würde, dass er zum Zenith der Herrschaft für mich der Aufstieg würde! d. i. dürfte ich nur seinen Fussstaub küssen, so würde ich dadurch so erhöht seyn, wie du, o Krone, auf seinem Haupt es bist u. s. w. — Zuleichâ, in dem Verhältnisse wie hier, kann unmöglich das Haupt Jûsuf's küssen, auch wenn die Construction des Verses es erlaubte.

B. 17. a. آرزوی gegen das Metrum; Hdschr. آرزو, richtig.

B. 22. نعمتخانه Rzw. „Speisekammer", doch wohl Speisezimmer, Erfrischungszimmer. Dass die نعمتها gute Sachen, d. i. Früchte und Süssigkeiten sind, sieht man aus B. 23.

B. 26. a. ریش Hdschr. پیش

— b. خویش Hdschr. ریش

B. 30. b. زروز ورنج او Hdschr. einfacher زرنج روز او; wo dann او nicht im Genitiv vom vorhergehenden abhängt, sondern das Subject des Satzes ist.

B. 39. a. کیسویش sollte metrisch کیسوش, kêsu'esh, - ∪ -, geschrieben seyn.

(S. 85.) C. 41. B. 18. b. ist nicht als Nachsatz zu fassen, der erst B. 19. angeht.

(S. 87.) C. 42. B. 1. a. دولت یار die Hdschr. mit Recht verbunden: دولتیار

B. 26. b. دنباله دو Hdschr. دنباله کش

C. 43. B. 30. a. آیینه ist metrisch آینه zu schreiben.

C. 44. B. 30. b. عم Druckfehler für غم

(S. 92.) C. 45. B. 1. b. رحم Hdschr. رحم و

B. 3. a. ز Hdschr. به

B. 4. a. کن Hdschr. نه, schöner.

B. 4. b. از من Hdschr. آنکه, schöner.

C. 46. B. 11, 2. ز lies از

Digitized by Google

B. 18, 1. دوستتر ist entweder دوست تر, dôst'ter, oder دوستر, dôs'ter, mit Elision des einen der beiden zusammenstossenden ت, zu schreiben. دوستتر wäre nicht anders zu syllabisiren als dôsetter, was begreiflich nicht angeht. Vergl. die Bemerkung zu B. 51. dieses Capitels.

B. 34. fehlt in der Hdschr. — Die letzte Zeile bedeutet wohl nicht, wie Rzw. übersetzt: Und sieh, ein ew'ges Glück bereit' ich dir; sondern: und sieh, wie ich dann ewig glücklich bin.

B. 45. b. بود آنجا بپا صد کاکرم پیش gegen das Versmaass, und ohne Reim; denn das Reimwort der ersten Zeile ist dasselbe پیش. Die Handschr. richtig: بود آنجا هزاران کارکر بیش; daselbst werden seyn tausende und mehr Geschäftsführer; nach der gewöhnlichen Construction des بیش, mehr. Doch wird بپا صد aus der Lesart des Drucks an die Stelle von هزاران in die Lesart der Hdschr. aufzunehmen seyn.

B. 46. b. در پا gegen das Metrum, das در پای verlangte. Hdschr. در کار.

B. 51. b. دوستدار, ist entweder دوست دار oder دوسدار zu schreiben. Letzteres hat die Hdschr. Vergl. die Bemerkung zu B. 18. dieses Capitels.

(S. 97.) C. 47. B. 13. a. مرغک Hdschr. مرغکی.
b. چو طفل [در] پر در Hdschr. پر کرده طفل.

B. 27. In der Hdschr. haben die beiden Mis'râ's ihre Stellen vertauscht, wodurch das Beit runder wird.

B. 32. b. وزین یک شهد gegen das Metrum; Hdschr. richtig وزان شهد.

B. 42. a. بر آن falsch. Hdschr. richtig بران (Imperativ von راندن).

C. 48. B. 14.

که دفع چشم بدرا زآن [زان] شمایل [ئل]
بکردن دست من بادت حمایل [ئل]

Sehr verwischt in der Uebersetzung:

Um dich vom Bosheitsauge zu befreyn,
Will ich die Hand zum Amulet dir weihn.

Uebersetze:

Dass dir von bösem Blick nicht nah' ein Harm,
Sey Amulet um deinen Hals mein Arm.

B. 20. ولی ist (wie schon oben einmal) *drum* übersetzt, statt *aber*. Der vorhergehende Vers hat eine falsche Wendung des Sinnes bekommen, die nun die unstatthafte Verwandlung des *aber* in *drum* nothwendig nach sich zieht.

B. 31. Die Uebersetzung:

Neigt sich das Haupt des Klugen wohl vor dem,
Dess Haupt und Fuss auf gleicher Stufe stehn?

ist schief, und eigentlich unverständlich, ausgedrückt. — Wörtlich: Warum soll ein Weiser sein Haupt vor einem solchen (Götzen) beugen, der mit Fuss und Haupt ihm selbst gleich gegenüber steht?

(S. 102.) C. 49. B. 23. از لطف رفتار. Hdschr. از لطف بسیار; wonach der Vers wörtlich sagt: Führe ihn auf den Weg der Zärtlichkeit durch grosse Zärtlichkeit, d. i. sey recht zärtlich gegen ihn, bis du ihn dazu bringst, es auch gegen dich zu seyn. Nach der Lesart des Druckes schöner: Führe ihn auf den Weg der Zärtlichkeit durch Zärtlichkeit des Ganges, d. i. durch zärtliches Betragen, oder auch durch deinen anmuthigen Gang ihn lockend.

B. 25. a. Der *silberne Ball* ist nicht, wie die Note sagt, die *Faust*, sondern, wie gewöhnlich, das *Kinn*.

B. 33. 34. Rzw.

Mein Elend ist nicht seine Schönheit nur,
Mein Unglück ist sein achtungsloser Sinn;
Denn achtete der Herzensräuber mein,
Ich würd' ihm nimmer — so verächtlich seyn!

Das letzte ist, trotz des Reimes, sehr ungereimt; und wirklich würde, so verstanden, der persische Vers sich nicht reimen:

اگر آن دلربا پروام کردی
کجا زین گونه ناپروام کردی

Denn *perwâ*, Achtung, und *nâperwâ*, das gerade Gegentheil davon, Nicht-Achtung, geben im Persischen so wenig einen Reim ab, als im Deutschen; *nâperwâ* heisst aber halt-ruhelos, wie oben in einer von mir ausgehobenen Stelle, die ich jetzt nicht auffinden kann. Oder auch, es heisst: rücksichtlos; denn auch diese Bedeutung kommt dem Worte zu, wie denn im vorhergehenden Beit das Substantiv davon, *nâperwâ'i*, richtig: achtungsloser Sinn, übersetzt ist. Aber achtlos, activ, und ungeachtet, verächtlich, passiv, können doch nicht füglich in demselben

Digitized by Google

Worte zusammen seyn. Auch weiss *Burhân* nichts von dieser letzten Bedeutung. Dessen Worte sind:

نا پروا بمعنی سراسیمه وبی فراغت وبی طاقت وبی آرام وبی التفات وبی ترس وبیم وبی رغبت ومیل وبی دانش باشد

Wenn man dem dunklen Haupt-Worte *perwâ* die Grundbedeutung *Achtung*, in jeder Beziehung, beilegt, als da ist Hochachtung, Beachtung, Besorgung, Besorgniss, Furcht, welche wieder zur Hochachtung zurück kehrt; so werden auch im Beiworte *nâperwâ* sich leicht alle von Burhân ihm zugeschriebenen Bedeutungen erklären, erstens *achtlos*, rücksichtlos, furchtlos, zweitens *achtlos*, besinnungslos, kraftlos, halt- und ruhelos. Doch abgesehn von dem nun vorhandenen persischen Sprachgebrauche möchte das Hauptwort *perwâ* wohl ursprünglich Halt, Kraft, bedeuten, und eins seyn mit dem weniger geistig verflüchtigten Sanskritworte *perwan*, Nominativ *perwâ*, das Gelenk an Gewächsen und am Leibe u. s. w. — Unser Vers aber würde nach obigem, mit Beibehaltung des rosenzweigischen Reimes, füglich übersetzt werden können:

Denn achtete der Herzensräuber mein,
Es würde nie mein Thun so achtlos seyn.

(S. 104.) C. 50. B. 2. b. بیش; besser بیش.

B. 7. a. باجستن Hdschr. باجستی d. i. بچستی, mit Flinkheit; richtig. In dieser nämlichen, oder doch einer nächst verwandten, Bedeutung ist oben vorgekommen (ich finde die Stelle nicht, und citire aus dem Gedächtniss): قبای نازک اندامی برو چسبیت; das Gewand der Zartgliedrigkeit war ihm *knapp anliegend*, wohl anstehend. Knapp, schlank und flink fliessen aus oder in einander. Wozu ich hier noch füge C. 40. B. 18. کمر چون چست کردی بر میانش; wo im Drucke gleichfalls falsch جست steht.

B. 35. a. بهر کل کل زمینش wörtlich: auf jedem Rosen-Rosenplatz desselben. Es scheint die gewöhnliche Verdopplung eines Wortes, aber, weil dieses Wort ein zusammengesetztes ist, nur auf den ersten Theil des Wortes, statt auf das ganze, ausgedehnt, also هر کل کل زمین statt هر کل زمین کل زمین.

B. 36. فرش, wohl nicht, wie übersetzt ist: *Teppich*; sondern der *Fussboden*, im Gegensatz zu der *Decke*, سقف, in B. 32., wo unrichtig *Täfelwerk* übersetzt ist, und zu den *Seitenwänden*, دیوار, in B. 34. Die wirklichen Teppiche, die auch فرش heissen, werden in den Palast, den ja hier Zuleicha nur erst ausmalen lässt, später, nämlich C. 51. B. 2. gebracht.

C. 51. B. 26. Vom Nägelfärben:

بصنعت ده هلال مه قفارا
زجلباب شفق کرد آشکارا

Rzw. Zehn neue Monde, die ein Vollmond stützt,
Lässt sie im Kleid der Morgenröthe schaun.

Dazu die Note: „Die *untern* Theile der zehn Nägel, die ungefärbt bleiben, werden zehn Neumonden verglichen, die von den *grösseren, oberen* Theilen der Nägel, die Vollmonden ähnlich sind, gestützt werden.“ — Ich mache die Bemerkung: Wenn diese *unteren* Theile, die *ungefärbt* bleiben, die *Neumonde* sind; so könnte es ja nicht heissen: Zehn neue Monde lässt sie *im Kleid der Morgenröthe schaun*. Doch es ist alles wohl umgekehrt. Der *ganze* Nagel wohl ist ein Vollmond, und der obere gefärbte Rand davon ein neuer oder halber Mond. Daher sagt der Vers wörtlich: Zehn neue Monde, die den vollen Mond zum *Hinterhaupt* haben. Also ist der neue Mond selbst das *Vorderhaupt*, d. i. der Rand des Nagels. Dass sie aber diese Monde, sey es nun die neuen oder die vollen, *färbe*, davon sagt der Vers, so viel ich sehe, gar nichts. Er heisst von Wort zu Wort: Mit besonderer Kunst zehn neue Monde, die Vollmonde zum Hinterhaupt haben, macht sie *aus* dem Gewand der Morgenröthe sichtbar, d. i. lässt sie aus ihrem rothen Schleyer-Gewande hervorblicken. Gefärbt nun hat sie die Nägel allerdings, aber schon im vorhergehenden Beit, das nach Rzw. heisst: die Haselnüsse (d. i. die Fingerspitzen, also die Nägel) färbt sie *unnabroth*. In diesem Beit hier werden die dort gefärbten Nägel nun mit Monden auf obige Art verglichen, und dadurch verschwindet die sonst vorhandene Tautologie beider Beits.

B. 33. a. آبی Hdschr. آب, richtiger.

B. 34. b. با Hdschr. از.

B. 67. 68. Jûsuf sagt zu Zuleichâ:

تو کان آتشی من پنبهٔ خشک
تو باد صرصری من نفحهٔ مشک
کجا این پنبه با آتش بر آید
چه سان این نفحه با صرصر کراید

Digitized by Google

nach Rzw.:

Ein Glutschacht du, ich trockner Wolle gleich,
Ein Ssarssar (Sturmwind) du, ich *sanft* wie Moschushauch.
Verträgt sich je die Wolle mit der Glut?
Verträgt der Hauch sich mit des Ssarssar's *Wuth?*

So schrecklich ungalant ist der persische Jûsuf nicht; er sagt vielmehr sehr bescheiden:

Ich Baumwollflocke, du ein Feuerschacht;
Ein Hauch von Musk ich, du des Sturmwinds Macht.
Wie bei dem Feuer solls der Woll' ergehn?
Wie bei dem Sturmwind soll der Hauch bestehn!

C. 52. B. 25. Rzw.:

Und seufzend spricht sie mit *verhaltner Wuth.*

Warum nicht gar wieder die Wuth! Ganz gegen Situation und Charakter. Es heisst:

Mit Ach und Klag' und Wehlaut hub sie an.

بآه ونـالـه وزاری در آمد

B. 28. چنانم از تو دور ای کنج نا یاب
که باشد کشته بیجان تشنه بی آب

Rzw. So fern bin ich von dir, verborgner Schatz,
Als Durst vom Wasser und vom Leben Tod.

Recht artig an sich, doch in Bezug auf das Original schief, und aus dem Missverständniss der Construction, auf die der Uebersetzer niemals genaue Rücksicht nimmt, entsprungen. Die Worte sagen: Fern von dir befinde ich mich so, o unfindbarer Schatz, wie ein Getödteter ohne die Seele, ein Durstiger ohne das Wasser sich befindet. — Statt بیجان in der zweiten Zeile schreibt die Hdschr. getrennt بی جان, richtig, weil es hier kein zusammengesetztes Adjectiv ist, sondern parallel mit dem folgenden بی آب. Statt تشنه hat die Hdschr. دیده, woraus der feinere Sinn entsteht: Wie ein Getödteter ohne die Seele, wie ein Auge ohne seine Feuchtigkeit oder seinen Glanz.

B. 51. kann zu einer Probe dienen von der Schwierigkeit einzelner Verse für jede Uebersetzung:

بآن بیچون که چونها صورت اوست
برونها چون درونها صورت اوست

D. i. wörtlich: Bei jenem *Ohne- Wie* (dem Qualitäts- und Causalitätslosen), dessen Sichtbarwerdung die *Wie's* (Qualitäten und Causalitäten, Endlichkeiten) sind; dessen Sichtbarwerdung die Aeusserlichkeiten wie die Innerlichkeiten sind. — Rzw.:

Bei Gott, dem Urbild jeder Eigenschaft,
Und jedes Innern, jedes Aeussern Bild.

Vielleicht, mit einiger Annäherung an die innere und äussere Form:

Bei dem, der wielos jedes Wie gestaltet,
Der Aeussres dort wie Innres hie gestaltet.

B. 52. b. ربرق Druckfehler für زبرق.

B. 59. b. از زود Hdschr. از صید, richtig.

B. 67. 68. In der Uebersetzung:

Der schönen Schande, die am jüngsten Tag
Der Ehebrecher frevle Thaten lohnt!
Geschrieben steht so schnöder Sünder Fluch:
Als Titel prangt' ich dann in ihrem Buch.

ist die verschlungene Construction des Persischen verkannt:

زهی خجلت که چون روز قیامت
که افتد بر زناکاران غرامت
جزای آن جفاکیشان نویسند
مرا سر دفتر ایشان نویسند

d. i. wörtlich:

O Schmach, dass, wann am Auferstehungstage,
Wo gegen Ehebrecher geht die Klage,
Man gegen diese Sünder schreibt den Fluch,
Man mich als Titel schreib' in ihrem Buch.

Dass dergleichen verschlungene Constructionen in seinem Dichter so selten vorkommen, ist ein Glück für den Uebersetzer, der sich überall nur an die materiellen Wörter hält, und die Partikeln wenig beachtet, wie hier das که چون in der ersten Zeile, wovon das چون (im Deutschen das *wann*) die dritte Zeile, und das که (im Deutschen *dass*) die vierte Zeile beherrscht. Der Uebersetzer thut aber, als seyen die beiden einflussreichen Geister gar nicht zugegen.

B. 77. der schöne Vers, womit Jûsuf antwortet auf Zuleichâ's Vorschlag, die Sünde, die Jûsuf durch Bewilligung ihrer Wünsche zu begehen fürchtet, durch ihre reichen Schätze abzubüssen; nämlich:

بجان دادن چو مزد از کس نگیرد
در آمرزش کجا رشوت پذیرد

ist hier schwach ausgedrückt:

Digitized by Google

Der keinen Lohn nimmt für der Seele Gut,
Wird er vergeben, wenn wir Gold ihm weihn?

Sage etwa:

Der keinen Lohn nimmt, um zu geben Leben;
Wie nähm' er Sold, um Sünde zu vergeben?

B. 88. عاجب بیطاقتم آرام من ده
اکر خواهی وکرنه کام من ده

Rzw. Ich bin bewegt; — gib meine Ruhe mir,
Wo nicht, so füge meinem Wunsche dich.

Es ist kein Unterschied zwischen dem Ruhe geben und dem sich dem Wunsche fügen, bei einer solchen Angelegenheit, worüber hier Zuleichâ mit dem spröden Jûsuf unterhandelt. Das in der Note beigebrachte ovidische Sprüchlein: da modo te facilem, machts auch nicht aus. Vielmehr ist die Construction اکر خواهی وکرنه verkannt, wovon nicht der erste Theil zum ersten Satz, und der zweite zum zweiten gehört, sondern das Ganze zusammen: magst du wollen oder nicht.

Nicht trag' ichs mehr; gib Ruhe meiner Brust;
Woll' oder nicht, nur gib mir meine Lust.

B. 98. Zuleichâ zieht das Schwert:

دلی از آتش غم پر تف و تاب
بحلق تشنه برد آن قطرهٔ آب

Rzw. (B. 97. Sie sprichts, und zieht nun hinter einem Pfühl
Ein Schwert hervor, grün wie ein Weidenblatt).
98. Ein Herz, im Feuer wilder Grameswuth,
Löscht nur durch blut'ge Tropfen seine Glut.

Die *Grameswuth*, an sich etwas nichtiges, mag dem Reime hingehn; ärger ists, dass eine lebendige *Schilderung* des Dichters vom Uebersetzer in eine sehr frostige und höchst überflüssige *Sentenz* ist verwandelt worden. Der Dichter sagt:

97. Sie sprachs, und zog aus ihrer Lagerstatt
Ein Schwert hervor, grün wie ein Weidenblatt,
Und führte (voll ihr Herz von Brand und Glut)
Nach ihrem durst'gen Hals *den* Tropfen Flut.

Der Tropfen Flut ist natürlich der wasserglanzige (damascirte) Stahl. Das Bild springt so in die Augen, dass man nicht begreift, wie mans übersehn kann.

B. 99 — 101. Rzw.:

Doch Joseph siehts, springt rasch vom Sitz empor,
Umfängt gleich einem Armband ihre Hand,
Und spricht: Suleïcha, mäss'ge deine Wuth,
Suleicha kehre um auf dieser Bahn,
Sonst wirst du nie des Zieles Wange sehn,
Wirst nie durch mich des Herzens Wunsch erflehn.

Die letzte Vertröstung ist im Original nicht so frostig:

زمن خواهی رخ مقصود دیدن
زوصل من بکام دل رسیدن

Als Jûsuf dieses sah; wie schnell er stand,
Und hielt als goldnes Armband ihre Hand:
Steh von *der* wilden Sitt' ab, o Zuleicha!
Zeuch von *der* Bahn den Schritt ab, o Zuleicha!
Sehn sollst du durch mich deines Wunsches Wangen,
Durch mein Gewähren findeh dein Verlangen.

B. 105 — 107. Rzw.:

(Sie) versüsst die Lipp' ihm durch den eignen Mund,
Und macht den Arm zu seines Halses Band.
Es wird ihr Geist zu seiner Wünsche Ziel,
Zur Muschel seiner Sehnsucht wird ihr Leib.
Doch Joseph hemmt der Wünsche raschen Flug,
Und achtet ihrer *hehren Tugend Glanz.*

Eine sehr gewischte Umschreibung, worin besonders die hehre Tugend der lieberasenden Zuleicha ganz unerträglich modern ist. Wörtlich:

Sie gab, die Lipp' ihm zuckernd mit dem Mund,
Den Arm zum Band, den Schenkel ihm zum Bund.
Sie gab die Seele zum Ziel für seine Spitze,
Den Leib zur Muschel zu seines Kerns Besitze.
Doch Jûsuf wandt' aufs Ziel nicht das Geschoss,
Noch lös't' er für den Kern der Muschel Schloss.

لب از نوشین دهانش پر شکر [شکر] کرد
زساعد طوق وز ساقش کمر کرد
بپیش ناوکش جان را هدف ساخت
زشوق کوهرش تن را صدف ساخت
ولی نکشاد یوسف بر هدف شست
پی کوهر صدف را مهر نشکست

Wenn hier der Muth gefehlt hat, rein deutsch herauszusagen, was der persische Dichter mit bewundernswürdiger Kunst geschildert hat, so thut der Uebersetzer sogleich darauf im Gegentheil dem Dichter und seinem Keuschheitshelden gross Unrecht, wenn er

B. 110. نهادی بر قرار خویش دستی
یکی عقده کشادی ودو بستی

mit sträflicher Lüsternheit übersetzt:

Doch legt er (Joseph) schon die Hand ans eigne Kleid,
Treibt mit den Knöpfen manch bedenklich Spiel.

Ganz umgekehrt; der keusche Joseph sucht Ausflucht und Hinhalt in seiner bedrängten Lage:

Digitized by Google

Er legt' an seine Gürtung Eine Hand,
Löst' Eine Schnur; indess er zweye band.

B. 120. من از بینای یکتایی نترسم
زقیّوم توانایی نترسم

Handschrift: من از دانای بینا می نترسم
زقیّوم توانا می نترسم

Vermuthlich sind die beiden بی [schreibe ئی] in der Lesart des Drucks aus den beiden می der Hdschr. entstanden; doch kanns auch umgekehrt seyn. Druck: sollte ich Gott nicht fürchten? Hdschr.: ich fürchte Gott nicht. Beides wunderbarer Weise hier einerley.

B. 122. b. رهاند از کاز سیمین شمع کافور

Rzw. Er ringt sich schnell aus ihren Armen los.

Dazu die Note: Der Anstand verbot die wörtliche Uebersetzung dieses Verses. — Wir übersetzen ihn ohne Anstand: Er befreyte aus der silbernen Scheere die Kampferkerze. Ohne die aufmerksam machende Note hätten wir wirklich nichts unrechtes dabei gedacht: Zuleicha's festhaltende Arme sind die Silberscheere, und die Kampferkerze ist Jûsufs Gestalt, die er loswindet.

B. 124. بهر در کامدی پی در کشائی
پریدی قفل جائی پرّه جائی

Wörtlich: An welche Thüre er kommen mochte um willen einer Thüreröffnung, da flog das Schloss auf eine Seite, der Riegel auf eine andere. — Merkwürdig dass کشا hier in Composition des Abstractum, Eröffnung, bedeutet; sonst کشاد. Denn das angehängte ئی (im Druck fälschlich بی) ist nicht das *ī* abstracti, sondern das *ê* unitatis, wie der Reim zeigt. Die Handschr. hat کشادی, gegen den Reim. Zweitens ist zu bemerken, dass پی, wegen, hier *pej*, contrahirt, statt *peji* ist.

B. 132. b. شیر Milch; Hdschr. شهد Honig; schöner, wegen des (arabischen) Reims mit صید in der vorhergehenden Zeile.

(S. 116.) C. 53. B. 14. a. من ازوی نه آکاه

Hdschr.: از وی من نه آکاه; durch welche Stellung etwas besser das Verhältniss des Zwischensatzes: ohne dass ich es merkte, bezeichnet ist.

B. 32. a. خویشتن gegen das Metrum; Handschr. خویش, richtig.

B. 38. b. Hdschr. eben so wie der Druck:

کناهی نی بدین خواریم مپسند

Der Uebersetzer scheint die beiden Negationen des Satzes für Eine genommen, und کناهی als Accusativ zu مپسند construirt zu haben: „Beschuld'ge mich so schnöder Sünde nicht." — Es heisst aber: Keine Sünde ist (hier von mir begangen); erkenne mir diese Schmach nicht zu!

B. 54. b. چه gegen das Metrum; Hdschr. richtig هرچه.

B. 56. fehlt in der Hdschr.

B. 64. بسرهنکی اشارت کرد تا زود
زند بر جان یوسف زخمه چون عود

Rzw. Er winket einem Schergen, der nun schnell
Das Plektrum schlägt auf Josephs *Lautenherz*.

Wörtlich: Dem Schergen winkt' er, dass er gleich am Tage
Die Seele Jûsufs wie die Laute schlage.

Das *Lautenherz* ist ein Unding und unseliger Bombast. Dergleichen ist überall eingeschoben durch Componirung der im Persischen neben einander stehenden blos relativen Bilder, wie hier Seele und Laute, auf einander bezogen durch Schlagen. Eben so, um nur eine Parallele anzuführen, sagt die Uebersetzung in C. 55. B. 6.

Als das Geheimnissröschen itzt erblüht,
Wird eine Welt zur *Lästrungsnachtigall*.

Die *Geheimnissrose* ist ein wirkliches Bild, aber die *Lästrungsnachtigall* ist nichts. Das Persische sagt: da ward alle Welt, um jene Rose zu schmähn, laut wie die Nachtigall. — Für unsere Stelle aber entsteht noch eine Schiefheit dadurch, dass, was der Wezîr dem Schergen sagt dass er thun solle, der Uebersetzer diesen wirklich thun lässt. Es ist doch was ganz anders, wenn der Wezîr im Affect die Bestrafung Jûsufs unter einem wunderbaren Bilde ausspricht, als wenn der Scherge selbst sie so allegorisch ausführt. Und dann entsteht eine Wiederholung im folgenden Capitel, denn dort erst wird die wirkliche Handlung des Schergen, und zwar in ganz ordentlichen Ausdrücken, beschrieben:

Nachdem der Scherge Josephs Hand erfasst,
Führt er des Kerkers Schmerzensort ihm zu, u. s. w.

Digitized by Google

C. 55. B. 7. b. حوالتکاه Hdschr. حوالت خواه, natürlicher.

B. 11. b. دین ودانش Hdschr. دین ودنیا.

B. 35. b. چو لوزینه gegen den Vers, es müsste چون stehn, wenn es *wie* heissen sollte. Aber die Hdschr. hat جو, also von جویدن, also adjectiv. compos. mit dem vorhergehenden کام, Verlangen suchend oder dergleichen. So lässt sich der Vers wenigstens construiren, was im Drucke nicht der Fall ist; doch verstehe ich ihn auch so nicht. Das hat auch der Uebersetzer nicht gethan, wie die willkührliche und doch unverständliche Uebersetzung der Stelle zeigt:

Im engen Mund der Zuckerlippigen
Fand selbst das kleinste Törtchen keinen Raum;
Doch als ihr Gaum wie Törtchen sich versüsst,
Da pfropften sie damit den Mund sich voll.

Es mag vielleicht heissen: Die engmundigen mit den zuckerkauenden Lippen, die im Munde dem Mandelbackwerk nicht Raum gaben (es verschmähten, es nicht kosten wollten) — als das Backwerk sein Verlangen fand von ihnen (den Lippen, von denen es erhört und verkostet wurde), da ergieng mit seinem Füllsel sein Name (Lob) über die Zungen.

B. 36. 37. Rzw.:

Des frisch'sten und des schönsten Obstes Saft
Glänzt, rein wie Wasser, in des Gärtners Korb.
Selbst jener, der das seltsamste geschaut,
Stellt keinen solchen *Wasserkorb* sich vor.

Hier ist im nichts heissenden *Wasserkorb* der kurz vorher gerügte Fehler wieder, die materielle Zusammensetzung zweyer nur in Beziehung stehender Bilder. Es heisst:

Der frischen *saft'gen* Früchte Fülle ruht'
Im Korb, den Gärtner füllten so mit *Flut*.
Wer alles Seltne sah, stellt sich nicht vor,
Wie so aus *Flut* ein *Korb* geh' *voll* hervor.

Es ist also ein Räthsel: ein Korb mit Flut gefüllt, der nicht ausläuft. Die Flut aber sind die saftigen und saftglänzenden Früchte, dieses von der Sonne in Kugelform gebundene Wasser.

B. 40. Sehr theecirkelmässig:

(Der von Zuleichâ eingeladene Frauenkreis)
Ass, nach Gebühr, von jeglichem Gericht,
Und übertrat des Wohlstands Schranken nicht;

statt der rein epischen Wendung:

زهر خوان آنچه می بایست خوردند
زهر کار آنچه می شایست کردند

Sie assen was beliebt von jeder Speise,
Und thaten was geziemt in jeder Weise.

B. 41. b. شکر کویان, zuckerredend, ein Fehler statt شکر کویان, danksagend, wie das Metrum fordert (- ᴗ - -).

B. 44. a. ترنج gegen das Versmaass, wie auch gegen die Construction; Hdschr. richtig ترنجی.

B. 69. a. بد, dem Metrum nach unnöthige, und also fehlerhafte Verkürzung für بود, welches d. Hdschr. hat.

B. 74. b. کره صد جان وصد دل; Hdschr. weniger tautologisch کره کرده دو صد دل. — Die Uebersetzung:

Als Amulet hängt sie ein Tuch ihm um,
Mit Seelen und mit Herzen zart durchwebt;

bürdet dem Text einen erotischen Unsinn auf. Der Text sagt nur:

Sie that ihm um ein Kleid von feinsten Linnen,
Von dem verschlang ein Fädchen hundert Sinnen.

d. i. jedes Fädchen davon ist bezaubernd schön.

B. 85. 86. Von den, durch den Anblick von Jûsuf's Schönheit verwirrt, sich in die Finger schneidenden Frauen, sagt die Uebersetzung:

Die eine schafft der Finger Schwert zum Rohr,
Und schreibt damit der Treue Wort ins Herz;
Doch giesst das Rohr, ists mit dem Schwert im Strauss,
Bei jedem Knoten seine Seele aus.

Was hiermit gemeint sey, wird nicht ganz deutlich durch die Note: „Wenn das Messer das Rohr (die Schreibfeder der Orientalen) zu schneiden beginnt, so fällt aus jedem Knoten dieses Rohrs jener feine Faden heraus, den wir die Seele nennen, und der auf persisch شنگرف, *schengerf*, heisst, das zugleich der Name des *Zinnobers* ist, und wodurch eine Anspielung auf die Farbe des vergossenen Blutes entsteht.“ — Zuvörderst wünschte ich, der Uebersetzer hätte diese Bedeutung von schengerf bewiesen, von der ich in meinen Hülfsmitteln nichts finde, auch nicht sehn kann, wie diese Bedeutung mit der legitimen, *rothe Tinte*, zusammen hängen könne. Es dürfte wohl ein Missverstand seyn. Auf jeden Fall nicht für unsere Verse die herkömmliche *rothe Tinte*. In dieser Bedeutung hat das Wort seine richtige Etymologie im sanskritischen *s'rngâra*. Das palatale

Digitized by Google

s' wird, in solchen Fällen, im Persischen *sh*, und der Vokal *r* wird *a* (*e*) (zuweilen *u*); wie das persische *shaghâl*, Schakal, aus dem sanskritischen *s'rgâla* kommt. Das *f* in shengerf muss für einen zufälligen Anwuchs gelten. — Die persischen Verse aber, die ich erst hersetzen muss:

یکی از تیغ انکشتان قلم کرد
بدل حرف وفای او رقم کرد
قلم دیدی که با تیغ از ستیزد
زهر بندش برون شنکرف ریزد

verstehe ich so: Die Eine schnitt mit dem Messer ihren eigenen Finger als Schreiberrohr, und schrieb damit das Wort seiner Liebe aufs Herz. Hast du wohl (o Leser!) schon ein (so wunderbares) Schreiberohr gesehn, dem, während es mit dem Messer kämpft (schon indem es geschnitten wird), aus jedem Gelenke rothe Tinte fliesst? — Das Rohr schreibt erst, nachdem es geschnitten ist, dieses Räthselrohr aber schreibt unterm Schnitte selbst, und zwar mit rother Tinte. — Eine ähnliche Räthselwendung siehe kurz vorher, B. 36. 37. dieses Capitels. Auch oben, C. 51. B. 26. ist eine solche; und dergleichen ist überhaupt ein stehender Artikel bei unserm Dichter.

(S. 125.) C. 56. B. 2. b. ist in der Uebersetzung zum Vordersatz gezogen, da es zum Nachsatz gehört, und zwischen ihm und B. 3. a. ein *und* zu verstehn ist, nicht zwischen 2. a. und 2. b. wie Rzw. verstanden hat.

B. 4. a. احوال Hdschr. حالی ز.

B. 34. b. بر مرک gegen das Metrum; Hdschr. richtig بمرک.

B. 40. a. ساخت Druckfehler für سخت, was die Hdschr. hat.

B. 52. a. کذشتن, Hdschr. کذشتند; eins grammatisch so ungenau wie das andere; es sollte heissen: که کذشتند oder کذشتن شان, was aber beides der Vers nicht verträgt. Uebrigens heisst dieser Vers nicht, wie übersetzt ist:

> Als er das schnöde, frevle Wort (der Frauen) vernimmt,
> Das nicht nur sie (die Zuleichâ), das auch ihn selbst entehrt;

sondern: (als er hörte,) wie sie ausschritten aus dem Wege der Religion und der Vernunft, nicht nur um jener (der Zuleichâ), sondern auch um *ihrer selber* willen (indem sie nämlich nicht blos aus Freundschaft für Zuleichâ, sondern für ihren eigenen Gewinn, ihn zu verführen suchten.

B. 63. a. عافیّت Fehler statt عافیت.

(S. 128.) C. 57. B. 17. b. مغدور, Hdschr. vielleicht معذور.

B. 52. a. این با پاکی, gegen das Metrum; Hdschr. این بصر پاکی, richtig.

(S. 132.) C. 58. B. 17. (Zuleichâ zerreisst Wange und Haar). Rzw.:

> Und denkt bei Wang' und Haar des Seelenfreunds,
> Und reisst, getrennt von ihm, die Seele wund.

Das Persische sagt dieses nicht:

چو بودش روی و موی از جان نشانی
زهجر یار خود می کند جانی

Das *g'ân* in der ersten Zeile ist nicht *Seelenfreund*, wie es die Uebersetzung nimmt, als sey es *g'ânân*, sondern dasselbe, was es in der zweiten Zeile ist, *Leben*. Der Vers sagt also:

> Da Wang' und Haar ihr sind ein *Lebens*zeichen,
> Zerriss sie *Leben* um des Freunds Entweichen.

nämlich indem sie Wange und Haar zerriss. Das ist etwas frostig, aber es hilft kein Zittern vorm Froste. Alle diese Capitel vom 54sten an, bis hieher, und noch etwas weiter hinab, sind frostig.

B. 18. 19. Rzw.:

> Den Busen schlägt sie mit des Herzens Hand, a.)
> Schlägt ihn als Pauke, die zur Trennung ruft, b.)
> Und litt — wenn Fürstin gleich im Schönheitsheer —
> Gewaltig doch durch jenen Paukenschlag. c.)

Rosenzweig's Noten dazu:

a.) D. h. ihr Herz pochte laut gegen ihren Buser.
b.) Zur Trennung von dieser Welt, zum Tode. (Falsch.)
c.) D. h. ihre Reize, so gross sie waren, nahmen doch bei der heftigen *Misshandlung* ihrer selbst gewaltig ab. (Schief; der Paukenschlag der Flucht ist ja der Herzschlag nach a.) nicht also solche Selbstmisshandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11. u. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

***Wien* 1824. *bei Anton Schmid.* كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة *Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.* Gross Folio, X S. Vorbericht, 227 S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.**

(Fortsetzung.)

Die erste Zeile heisst wörtlich: Mit der Hand des Herzens schlug sie gegen die Brust einen Stein. Die Hand ist blosse Umschreibung des Werkzeugs, und zuvörderst auszulassen. Wenn man nun ferner die persische Wendung: sie schlug durch das Herz einen Stein an ihre Brust, in die genau gleichgeltende deutsche übersetzt: ihr Herz schlug wie ein Stein an ihre Brust; so geben die Verse das deutliche (wenn gleich unnatürliche) Bild:

Laut pocht' ihr Herz als Stein an ihre Brust,
Die Pauke schlagend zu der Flucht der Lust. (des Geliebten)
Wiewol sie Fürst war in der Schönheit Heer,
Doch vor *dem* Paukenschlag erlag sie schwer.

Worauf B. 20 — 22. wörtlich:

Durch ihre Finger Staub aufs Haupt sie stiebte,
Und Thränen sie aus trübem Auge stiebte,
Macht' einen Mörtel so aus Staub und Tropfen,
Den Trennungsriss des Herzens zu verstopfen.
Doch welchen Riss ins Herz die Trennung bricht,
Den stopfet eine handvoll Mörtel nicht.

B. 25. رخ كلكون خود مى ساخت نيلى
چو نيلوفر زضربتهاى سيلى

Rzw. Blau färbt sie ihrer Wangen Rosenroth,
Gleich Wasserlilien, die die Strömung peitscht.

Hiernach ist also سيلى als *seilê, eine* Strömung, genommen, was doch nicht auf *nîlî*, Nil - oder Indigofarbig, reimt, wie es reimen soll, sich ausserdem auch gar nicht construiren lässt. Es ist vielmehr *sîlî*, das G'âmî öfter gebraucht, das Schlagen. Also:

Da machte sie mit Schlägen hart und rauh
Ihr Rosenangesicht wie Lilien blau.

B. 36. a. شميدى Handschr. شنيدى. Dieselbe, oben, C. 19. B. 10. b. erörterte Variante.

B. 48. بياد آهوى صيد افكن خويش
كمندش ساختى در كردن خويش

Rzw. Und eingedenk des ihr entflohnen Rehs (Jûsufs),
Wirft sie als Schling' ihn (seinen zurückgebliebenen Gürtel) um den eignen Hals.

Wörtlich heisst es: Zum Andenken ihres Wildniederwerfenden Rehs, schlang sie u. s. w. d. i. des Jûsufs, der zwar selbst ein zartes Reh, doch durch seine Schönheit ein Jäger, das Wild der verliebten Herzen niederwarf, erlegte. Nur hierin liegt der rechte Bezug, warum Zuleichâ seinen Gürtel sich als Schlinge, als einem von ihm gefangenen Wild, um den Hals wirft.

B. 51. b. ازو بوسى بجانى مفت ديدى

Rzw. So küsst sies rasch, als gälts der Seele Gut.

Wörtlich: Einen Kuss davon um ein Leben (erkauft) sah sie für (so wohlfeil als) geschenkt an.

B. 52. Dieses ausgezeichnet schöne Beit fehlt in der Hdschr. — Zur Phrase طاقتش طاق كشت, ist eine mit besonderem Dank zu erkennende grammatische Note vom Uebersetzer beigegeben.

B. 68. a. كامت, Hdschr. جانت, schlecht. Uebrigens ist hier كام nicht Gaum, wie Rzw. übersetzt, sondern Schritt, Tritt, Stufe, *gâm*, oder auch Wunsch, *kâm*.

Digitized by Google

(S. 135.) C. 59. B. 1. u. 2. Von der besonders kunstreichen Umschreibung von: Es ward Nacht, führe ich die Uebersetzung hier an als eine Probe des völlig gelungenen, sobald man die Manier überhaupt zugibt:

Als sich die Sonne — Josephs hehres Bild —
Schon in des Westes dunklem Kerker barg;
Als sich der Himmel — wie Suleicha schön —
In Sternenthränen liebend schon verlor.

Wörtlich: Als in den Kerker des Westen der Jûsuf der Sonne vor der Zuleichâ des Himmels sein Antlitz barg, und der Zuleichâ des Himmels das Antlitz durch die Liebe (heisst zugleich Sonne) Jûsufs in den Thränen der Sterne schwand. — Poetisch:

Da Sonne Jûsuf in des Abends Haft
Der Himmelsluft Zuleicha ward entrafft,
Der Himmelsluft Zuleicha Licht, aus Sehnen
Nach Sonne Jûsuf, schwand in Sternenthränen.

Durch die deutsche Wendung: Sonne Jûsuf, Himmelsluft Zuleicha, ist der persischen Wendung: Der Jûsuf der Sonne, die Zuleicha des Himmels, vollständig genügt. Denn das scheinbare Genitivsverhältniss des Persischen ist wirklich blos eine Vergleichung; und ich denke, nur auf diese Art, ist diesen unendlich häufigen Vergleichungs-Genitiven, mit Erfolg von einem deutschen Uebersetzer beizukommen.

B. 6. Die Sentenz dieses Beits ist dem Uebersetzer zu einfach vorgekommen. Er gibts:

Der *Tag* des Liebenden, er gleicht der Nacht,
Doch seine *Nacht*, wie mehrt sie seine Glut!

Es heisst aber an sich doch schöner:

Bringt Nacht den Flor dem Tage Liebender,
So wächst in Nacht die Klage Liebender.

چو رو اندر شب آرد روز عاشق
بشب کردد فزونتر سوز عاشق

B. 13. a. وز metrisch unrichtig; Hdschr. واز richtig.

B. 31. Rzw.:

Sonst öffnen Gärten der Verliebten Herz,
Doch mir erschliessts des *Kerkers Knospe* nur.

Mit der Note zu des Kerkers Knospe: „Joseph." — Falsch. Es heisst:

In Gärten gehn sonst Herzen stärker auf;
Doch mir geht diese Knosp' im Kerker auf.

Mein Herz wird sich nur bei Jûsuf, in seinem Kerker, wohin sie eben zum Besuch gehen will, öffnen.

B. 36. a. شمعی gegen das Metrum; es muss شمع heissen; Hdschr. سرو, schwächer.

B. 41. b. Rzw.:

Und tulpenroth wird ihres Augs Jasmin. —

Jasmin kann nie das Auge seyn. Es heisst: Aus der Narzisse (des Auges) machte sie den Jasmin (der Wange) zur (rothen) Tulpe (durch blutige Thränen).

زنرکس یاسمین را لاله می کرد

B. 42. b. زنخل تر رطب را میتراشید

Rzw. Reisst Datteln sich vom frischen Palmenzweig. —

Mit der Note: Sie rauft sich die Haare aus, die Datteln des Palmenzweiges ihres Wuchses. — Diese Ausdeutung ist problematisch. Vielleicht sind die Datteln der Palme die Brüste, die sie mit ihren Nägeln zerfleischt.

B. 48. a. نداری Hdschr. نکردی

(S. 138.) C. 60. B. 3. b. نه Hdschr. چه

B. 48. a. دیدهٔ کس Hdschr. چشم هرکس

B. 61. 1. بدین Handschrift. برین, besser. Diese Zeile: برین دام کرانجانان قدم نه heisst: Setz auf dieses Netz der Trägheit den Fuss, d. i. tritt es zu Boden und schreite darüber weg. — Rzw. ganz willkührlich:

Der Trägheit Netz fängt läss'ge Seelen nur.

(S. 141.) C. 61. B. 8. a. بکردن طوقشان شد غلّ اقبال, ganz ungeschickt. Hdschr. richtig بکردن غلّ شان شد طوق اقبال; wie ich selbst schon unter dem Lesen des Druckes nach dem Gefühl emendirt hatte, eh ich die Handschrift nachsah.

B. 16. b. بخشکی برد رختش را زکرداب Hdschr. بخشکی آمدی رختش زکرداب, richtiger construirt.

C. 62. B. 3. a. صنع, gegen das Metrum; Hdschr. صنعی, richtig.

B. 5. a. از, gegen das Metrum; Hdschr. ز, richtig.

B. 22. مرا چشم خرد زان لحظه کورست
که از دانستی این راز دورست

Digitized by Google

Rzw. Und blind fürwahr ist meiner Einsicht Aug,
Das ferne weilt von dieses Räthsels Spur.

Wörtlich: Der Einsicht Aug' ist seit der Zeit mir blind,
Als diese Räthsel ihm verborgen sind.

B. 32. Der nachdrückliche Bezug:

چنان نان کم شود از خوان دوران
که گوید آدمی نان ودهد جان

d. h. So wird von Brot der Tisch der Zeit verwaist,
Dass Jemand Brot! ruft und aufgibt den Geist;

ist hier so übersetzt:

Der Zeiten Tisch trägt dann kein Krümchen Brot,
Und jeder stirbt den grausen Hungertod,

B. 68. غم من چون گذشت از حدّ وغایت
بحالش کرد حال من سرایت

Rzw. Denn als mein Gram die Grenzen überschritt,
Liess ich ihn büssen, was ich selbst verbrach.

Was beim persischen Dichter hier Zuleichâ als Grund angibt, warum sie den Jûsuf im Kerker habe leiden lassen, ist viel phantastischer:

Es ward, da sich mein Weh so weit erstreckt,
Von meinem Zustand seiner *angesteckt.*

Der Sinn könnte also, prosaisch ausgedrückt, höchstens so gestellt werden: Ich liess ihn büssen, was ich selber *litt;* nie aber: ich liess ihn büssen, was ich selbst *verbrach.*

B. 70. هر احسان کآید [کاید] از شاه نکوکار
بصد چندان بود یوسف سزاوار

Rzw. Und jeder Huld, womit der Fürst ihn ehrt,
Ist Joseph mehr als hundertfältig werth.

Das scheint nun so treu als möglich, und ganz den Sinn erschöpfend; und doch ist die Anmuth des persischen Ausdrucks ganz verwischt. Wörtlich:

Wie viele Huld der edle Shâh gewährt,
Ein hundertmal so viel ist Jûsuf werth.

(S. 146.) C. 63. B. 10. b. با خود Handschrift deutlicher با هم.

B. 19. خز و اطلس بپا انداختندش
بپای انداز سر افراختندش

Hdschr. فرق Scheitel, für سر Haupt.

Rzw. abentheuerlich:

Und Seide wirft man, reichen Atlasstoff,
Ja Scheitel selbst, als Teppich vor ihn hin.

Wie hat er das nur aus den Worten des Textes: Durch *Fusswurf* erhöhten sie ihm das Haupt, herausgebracht? Höchstens könnte der Fusswurf gedeutet werden auf das sich zu Füssen werfen; also: durch sich niederwerfen zu seinen Füssen erhöhten sie sein Haupt, ehrten sie ihn. Aber پا انداز, *Fusswurf*, ist eine Art Pantoffel. Diese zieht man hier dem Jûsuf an, um auf den Teppichen zum Könige hinzugehn. Durch Pantoffel erhöhten sie sein Haupt, ehrten sie ihn, weil andere etwa mit blossen Füssen über den Teppich gehn mussten. In dieser Bedeutung, Pantoffel, kommt das Wort *pâj endaz* selbst in diesem Gedichte vor, (S. 9.) C. 7. B. 39. wo es Rzw. durch *Teppich* umschreibt. — Richardson: پای انداز, shoes which they tie with strings. E.

B. 28. چه سان تدبیر آن کردن توانم
غم خلق جهان خوردن توانم

Farao sagt zu Joseph in Bezug auf jenen Traum von den Kühen. Rzw.:

Wie wehr' ich wohl den Folgen, die er droht?
Wie trink' ich wohl des Weltenvolkes Gram?

Mit der Note: Wie *ertrage* ich wohl die Leiden meines Volks? — Aber den Gram Jemands essen heisst nicht: sein Leiden *ertragen*, sondern sich um ihn kümmern, bekümmern, für ihn sorgen. Statt Gram muss man Kummer, Sorge, sagen, und der Genitiv der Person bezeichnet in dieser Phrase nicht den Besitz, das haben, von Seite jener Person, sondern den Bezug auf sie als auf den Gegenstand der Sorge. Ich esse die Sorge um Jemand; wie sonst ich esse meine eigene Sorge.

B. 36. b. که از دانش بود با وی دلیلی

Rzw. übersetzt:

Der sie (die Sache) mit Klugheit nach dem Ziele lenkt;

als sey das دلیل als Ziellenker (Führer, Wegweiser) verstanden, wozu doch der Bezug با وی, *mit* ihm, nicht passt. Der Vers sagt wörtlich: Von dessen Einsicht man Beweise hat.

B. 38. b. Hier, wie schon B. 36. a. ist کفیل als *Bürge* übersetzt, was nicht passt. Es ist Verwalter, Sachführer, Vertreter, nicht einer Person, sondern einer Angelegenheit. Auch in einer früheren Stelle, die ich aber nicht finden kann, hat کفتل diese Bedeutung.

B. 45. b. Rzw.: So stehn als *Führer* tausende vor ihm. — *Führer*, zu unbestimmt für das im Texte stehende

Digitized by Google

جنیبت کش, *Handpferdführer;* als sey das Wort für den Jambus zu lang, der doch ihm zu Gefallen nur das *Tausende* hätte verkürzen dürfen: Stehn tausend Handpferdführer vor ihm da.

(S. 149.) C. 64. B. 12. b. نماند زاسباب, gegen das Metrum; Hdschr. نماند اسباب, metrisch richtig, aber ohne gute Construction.

B. 26. fehlt in der Hdschr. — Das erste Mis'rá' hinkt, und ist so zu versetzen: کجائی آخر ای یوسف کجائی.

B. 56. b. نی ناز, vielleicht ein Druckfehler für بی ناز, wie die Hdschr. hat.

B. 68. b. مرصّع, Hdschr. مربّع.

(S. 153.) C. 65. B. 1. reimt nicht. An der zweiten Reimstelle, statt ساخت ist خواست zu setzen, wie die Hdschr. hat.

B. 4. b. زآهش شعله در هر نی کرفتی

Rzw.: ergreift ihr Seufzerfunke jedes Rohr. — Das ist richtig, und deutlich, und wird nur in Verwirrung gebracht durch die hinzukommende Note: „Spiel mit der Doppelbedeutung des Wortes *girift;* denn es heisst: er *ergriff,* und ist zugleich der Name eines kurzen durchdringend tönenden Rohres." — Woher dieses? Doch es ist Unrecht, einem Dichter, der Wortspiele genug hat, eines aufzudringen, wo wirklich keines ist, und der Construction und dem Sinne nach keines seyn kann. Wie kann *giriftê,* er ergriff, zugleich ein solches Rohr seyn? Dadurch verlöre der Satz sein nothwendiges Verbum, und bekäme ein ungebührliches, in der Construction nicht unterzubringendes Nomen.

B. 16. اکر کردش ببازو پس کشیدی
بکردش باد صرصر کی رسیدی

Rzw. Wühlt es (das Ross) im Staube mit dem Vorderfuss,
Erregt der *Ssarssar* (Sturmwind) keinen gleichen Staub.

Ganz willkührlich übersetzt. Die erste Zeile hat im Persischen keine Construction. Die Hdschr. liest dafür:

اکر کردش به بار وپس کشیدی

wo nur statt بار wohl باز zu setzen, und dann zu übersetzen ist:

Wenn es nicht vor- und rückwärts Kreise zöge,
Wo wär' ein Wind, der seinen Staub erflöge?

d. h. kein Wind würde es (oder den von ihm erregten Staub) einholen, wenn es gradaus liefe, nicht vor- und rückwärts spränge. — کردش im ersten Mis'rá', *gerdish,* das Kreisen, im zweiten Mis'rá' *gerdesh,* sein Staub.

B. 17. Dasselbe Pferd:

براه ارچه شدی بر قطره از خوی
ندیدی هیچکس یکه قطره از وی

Die Hdschr. in der ersten Zeile پر statt بر, richtig.

Rzw. Und trieft es gleich von Schweiss auf seiner Bahn,
Sieht man doch nie ein Tröpfchen Schweiss an ihm.

Ein wahres Wunder, eines solchen Wunderpferdes würdig. — Der Uebersetzer gibt dazu die Erklärung: „Der Dichter lobt die Kraft des Pferdes, und zwar auf eine höchst sinnreiche Weise, indem im Persischen der Ausdruck قطره زدن, *k'at'ra zeden, triefen,* zugleich im *Passschritt gehn* heisst." — Diese Bedeutung ist mir unbekannt, doch will ich sie aus Respekt vor seinen türkischen Lehrmeistern, von denen sie der Herausgeber vermuthlich hat, nicht gradezu leugnen. Nur sollte der Passgang eher قطور, *k'ot'úr,* als قطره, *k'at'ra,* heissen. Dann aber hätte übersetzt werden müssen: So sieht man keinen Passschritt doch an ihm (es galoppirt doch rüstig fort.) Denn dieses, der Passschritt, wäre der *Sinn,* jenes, ein Tropfen, wäre nur die *Anspielung.* Und wer wird die blosse Anspielung ausdrücken, und den Sinn auslassen? Aber vielleicht ist das قطره der letzten Zeile *k'ot'ra* auszusprechen, d. i. res vilis; ob ich gleich die Gangbarkeit dieses arabischen Wortes im Persischen nicht beweisen kann. Dann wäre der Sinn: so sieht man doch nichts schlechtes (Ermattung u. dergl.) an ihm. Also etwa:

Floss Schweiss in *Tropfen* ihm auf heisser Bahn,
Doch liess es drum nicht wie ein *Tropf* sich an.

Sondern, wie die weitere Beschreibung, B. 18. u. 19. besagt:

Es war in seinem *Schweiss* zum Laufe jach,
Wie ein von *Tropfen* angeschwellter Bach;
Voll *Gemmen* war es, wie ein *Schatz* im Gange,
Doch lag nicht auf dem *Schatz* die Peitsch' als *Schlange.*

Wofür Rzw.:

Es liebt den *sachten und gemessnen Gang,*
Dem Strome gleich, den Tropfen erst geschwellt,
Und wallt voll Gemmen, wie ein Schatz, einher,
Doch von der Qual der Peitschenschlange frey;

wo denn der *sachte und gemessne Gang* ein Widerspruch ist nicht nur mit dem obigen Passgang, der dem Pferde abgesprochen wird, sondern hier auch selbst mit dem Bilde

Digitized by Google

des Stromes. Im Persischen freilich خوش رفتن, *gut gehn*, was oft, nach den Umständen, *sachte*, *sanft gehn*, bedeuten kann. Das *jach* in der Reimübersetzung ist, einzeln genommen, allerdings zu stark, doch kommt nichts drauf an. Es könnte leicht besser heissen:

Es hielt in seinem Schweiss den Lauf gemach,
Wie ein von Tropfen angeschwellter Bach.

Die Peitschenschlange bei Rzw. ist wieder die gerügte, beliebte Bildercomponirmethode. Im Persischen allerdings: *Die Schlange der Peitsche.* Doch über diesen Schein-Genitiv sehe man das zu C. 59. B. 1. 2. bemerkte. Zur Erläuterung des Bildes dient hier 1.) dass *Schatz im Gange*, wandelnder Schatz, eine sprichwörtliche Redensart ist, die sich auf den also genannten Schatz des *k'ârun* bezieht; und 2) *die Schlange auf dem Schatze*, eine andere sprichwörtliche Redensart.

B. 23. Der abentheuerliche Vers:

زشعر چشمه دار شب مه وسال
پی جو کردیش آماده غربال

lautet bei Rzw.:

(Der Himmel) flicht ihm (jenem Rosse) aus nächtlichem Kometenhaar
Für jeden Mond ein eignes Gerstensieb.

Man möchte wissen, wie das übrigens wohl passende *nächtliche Kometenhaar* im persischen شعر چشمه دار شب, *Haar des Quellhalters der Nacht*, gefunden worden? Heisst Quellhalter der Nacht ein Komet, und warum? — Auch جو کردی, doch liesse sie sich erklären, *Gerstenschwingung*. — Die Handschr. liest alles eben so, nur fehlt der Punkt unter جو.

B. 25. Der Sattel, der mit dem Zeichen der Zwillinge verglichen wird, oder, wie es eigentlich heisst, von dem das Zeichen der Zwillinge ein Gleichniss war, ist wohl ein Sattel mit *doppelter* Lehne, vorn und hinten.

B. 27. کشیدی زیر ران او صحیلی
که رفتی هر طرف اضعاف میلی

Rzw. Ihm unterm Schenkel wiehert dann das Pferd,
Und *fühlt*, *wie seine Rennlust sich vermehrt.*

Es heisst wörtlich: Unter seinem Schenkel zog das Pferd ein Gewieher, das nach jeder Seite auf das doppelte einer Meile sich erstreckte. — *mîlê*, eine Meile (reimt *s'ah'îlê*, ein Gewieher) ist falsch für *meilê*, eine Neigung, genommen, als welches es hier doch nicht einmal construirbar ist.

B. 29. Rzw.:

Doch alle sammeln schnell um Joseph sich,
So wie *Planeten um des Mondes Licht.*

Der Dichter sagt keineswegs den Unsinn, dass die Planeten sich um den Mond versammeln; sondern höchstens:

Zu Jûsuf kamen alle schnell getreten,
Als ob zum Monde *kämen* die Planeten.

شتابان سوی آن شاه آمدندی
چو سیّاره پی ماه آمدندی

Denn *âm'dendê* ist niemals sie kommen, oder sind gekommen, sondern 1.) sie pflegten zu kommen (so in der ersten Zeile) 2.) sie würden kommen. — Aber einfacher ist zu übersetzen:

Zu Jûsuf kamen alle schnell getreten,
Und zogen wie dem Mond nach die Planeten.

Dass die Planeten dem Monde *nachziehn*, kann man sich schon als Dichterbild gefallen lassen.

Uebrigens ist diese ganze Partie, von Beit 26 bis 45, in der Uebersetzung dadurch vergriffen, dass alles ins Präsens gesetzt ist, da hier nicht einmal das Präsens statt des erzählenden Präteritums auftritt, weil im Original überall das Imperfectum (wie obiges *âm'dendê*) zur Beschreibung einer oft wiederholten Handlung steht. Wenigstens sollte B. 30. „Suleicha, die von ihrer Ankunft hört", heissen: Zuleichâ, *wann* sie ihre Ankunft hört. Und B. 32. „*Als itzt* die Schaar, doch ohne Joseph naht" gleichfalls: *wann nun* die Schaar, doch ohne Jûsuf, naht. Und B. 38. eben so: „doch *als itzt*"; doch *wann nun*.

B. 32. a. بی یوسف, ohne Jûsuf. Die Handschr. پی یوسف, Jûsuf's wegen, um sich zu Jûsuf zu begeben. Besser. Das Metrum ist nicht im Wege; schon oben ist *pej*, statt *peji* ausgesprochen, dagewesen.

(S. 155.) C. 66. B. 5. b. کاریش بود Hdschr. کارش این بود. Dieses letztere ohne Anstoss; ob man hingegen, nach der Lesart des Druckes, کاریش sagen könne, *kârê esh* (*kârejesh*) *ein* Werk von ihr, zweifle ich noch, ob man gleich بودیش *bûdê esh* (*bûdejesh*) es wäre ihr u. s. w. sagen kann.

Digitized by Google

B. 29. b. اورا Hdschr. آنرا, deutlicher, und richtiger, wenigstens in dem Sinne wie Rzw. übersetzt:

Und jammervoll war diese Lage doch!

Wörtlich: Sie gieng in einem Zustande, wie ihn Niemand (an sich selbst) sehn (erfahren) möge! — Aber wenn man das persönliche اورا des Druckes urgirt, entsteht der bessere Sinn: Sie gieng in einem Zustand, worin *sie* Niemand sehen möge! d. i. worin es besser für sie ist unbemerkt zu bleiben.

بحالی شد که اورا کس مبیناد

und das geht denn auch mit dem sachlichen آنرا: sie gieng in einem Zustand, den Niemand (an ihr) sehen möge!

B. 28. heisst nicht, wie Rzw. übersetzt:

Und wenn ich wünschend je dich angefleht,
So sag' ich nun von jedem Wunsch mich los.

sondern: des Wunsches beider Welten ward ich (dadurch, dass ich meine Wünsche, Gebete, an dich, den Götzen, gerichtet) verlustig.

Leicht die erhabenste Partie im ganzen Werk ist diese, wie Zuleichâ, die im Liebeswahn gealterte, endlich das Götzenbild, dem sie bisher gedient hat, zerbricht, weil es ihr nicht das durch Kummer verlorene Gesicht, um Jûsuf noch einmal zu sehn, wieder geben kann, und dann zu Gott spricht, B. 34 — 37, was bei Rzw. lautet:

Du, dem der Götzendiener liebend dient,
Du, dem der Götze und sein Bildner fröhnt!
Fiel' nicht *dein* Abglanz auf der Götzen Schaar,
Wer neigte je sich vor den Götzen wohl?
Erst wenn dein Liebesschwert den Bildner traf,
Schnitzt sich sein Meissel kühn ein Götzenbild.
Erniedrigt sinkt der Mensch vor Götzen hin,
Und wähnt, wer Götzen diene, diene Gott.

Dieses lautet in Reimen, und mit treuerer Anschmiegung an die Satz- und Gedankengliederung:

Du, dessen Liebe unterthan ist jeder
Götz, Götzenbildner, Götzenbildanbeter!
Fiel' auf die Götzen nicht von dir ein Schein,
Wer beugte wohl sein Haupt vor Holz und Stein?
Den Bildner reitzest du mit Liebesspitzen,
Und bringst ihn so dazu ein Bild zu schnitzen.
Anbetend sinkt zu Boden der vor ihnen,
Der, Götzen dienend, glaubet Gott zu dienen.

Dann bittet sie Gott, zum Zeichen ihrer Annahme, ihr das Gesicht wiederzugeben, um (mit neuen Augen) Jûsuf zu sehn. Dieses ist, B. 42. von Rzw. so ausgedrückt:

Damit ich, frey von jeder Klage Spur,
Ein *Tulpchen pflücke hold* auf Josephs Flur.

Ist irgendwo das von Rzw. unzählig oft missbrauchte Deminutiv unleidlich, so ist es hier. Sage:

Damit ich kummerfrey, froh deines Ruf's,
Pflück' eine Tulpe von der Flur Jusuf's.

بود دل فارغ از داغ تأسّف
بچینم لاله از باغ یوسف

B. 47. a. „Diese Lobende"; eine falsche Beziehung für: diese Betende, این تسبیح خوان. Das vorhergehende, was Zuleichâ ruft, B. 44. war ja nicht an Jûsuf, sondern an Gott gerichtet: „O Reiner, der zum Knecht den König schuf," wie Rzw. es ausdrückt; d. i. O Gott, der du den vormals mächtigen Wezîr (Zuleichâ's Gatten) entsetzt hast u. s. w. Wodurch freilich indirekt *Jûsuf* beschworen wird, seine Aufmerksamkeit auf ihren Zustand zu richten.

B. 53. a. صدق صادق Hdschr. صبح صادق; beides ohne rechte Construction, da das صادق wegen des Metrums kein jâ'i id'hafet haben kann, das die Construction forderte. Vielleicht ist aus einer Combination beider Lesarten die rechte so herzustellen:

فروغ صبح صدق دلد خواهان

wörtlich: O Glanz des Morgens der Gerechtigkeit der Gerechtigkeitsuchenden! — so dass im صبح صدق, Morgen der Gerechtigkeit, nur eine Anspielung auf den صبح صادق, oder den *rechten*, d. i. wirklichen Morgen liege; welche Anspielung dann in den Text gedrungen.

B. 54. a. هر Hdschr. مر, schöner.

B. 56. b. ازو دست دو صد کس Handschrift: وکر زو دست هرکس; wodurch die Construction deutlicher wird. Aus Verkennung dieser Construction, bringt Rzw. das hier völlig unpassende heraus (B. 56. u. 57.):

Ein Wüthrich schlägt um einen Denar oft
Zwei hundert Menschenhände wund und lahm.
Der Denar bringt zwar hundertfält'ge Scham,
Doch fruchtlos klagt, wer Hülfe hier gehofft.

Wobei ich im Vorbeigehn die Anwendung der verschränkten Reime nicht ungerügt lassen darf. Der Sinn aber ist vielmehr:

Der Rechtsverletzer, der an Goldglanz reich ist,
Ob auch durch ihn Verletzter Antlitz bleich ist;
Sein Gold gibt seinem Ansehn solchen Schein,
Dass fruchtlos wird um Recht der Kläger schreyn.

Digitized by Google

Die سرخ روئی in der vorletzten Zeile, die Röthe des Angesichts, ist nicht, wofür Rzw. sie genommen, *Schaam*, sondern *Ansehn, Ehre*, wie Rzw. selbst zu C. 64. B. 32. in der dort angeführten Note, bemerkt hat.

(S. 158.) C. 67. B. 3. In der Handschr. sind die beiden Mis'râ's gegen einander umgesetzt, wodurch eine bessere Abründung entsteht.

B. 11. a. همچون ذرّه رقّاص, wie ein Sonnenstäubchen tanzend; die Hdschr. همچون زهره رقّاص, wie *Zohre* (der Abendstern) tanzend.

B. 18. a. دانیست Fehler für دانست.

B. 21. b. آن هوش Hdschr. از هوش, besser.

B. 32. Rzw.:

Sie spricht: Ach mein Bedarf, er kränkt dich nur,
Und du allein sollst ihm als Bürge stehn.

Ohne Sinn. Persisch:

بگفت از حاجتم آزرده جانی
نخواهم جز تو حاجت را ضمانی

Das ی an جانی in der ersten Reimstelle ist als *î, du bist*, genommen, und in Folge davon das م an حاجتم als *mein*. Jenes ی ist aber, wie der Reim darauf, d'hamâmê, *ein* Bürge, zeigt, nicht *î*, sondern *ê*, also ist *âzerde g'âne* eine Bekümmerte von Seele, und das *m* ist: ich bin. Also: Sie sprach über ein Bedürfniss bin ich seelenbekümmert, und du allein u. s. w. — Ein auf solche Art überflüssiges *ê* unitatis, ich bin eine bekümmerte, statt: ich bin bekümmert, steht eben so C. 30. B. 26. C. 72. B. 1. und B. 26.

(S. 160.) C. 68. B. 14. a. آویخت Hdschr. آمیخت.

B. 17. b. چون ذرّه Hdschr. در پرده.

B. 32. b. زحسن آرایشش, gegen Metrum und Construction. Hdschr. رخش زارایش, richtig.

Nach B. 38. hat der Uebersetzer aus Decehz 10 Beits weggelassen (wie schon oben Eingangs erwähnt worden) und sie in den Noten ohne Uebersetzung beigebracht. Die Handschrift hat in diesen schwierigen Versen keine Abweichung, ausser in der letzten Zeile den Fehler یا für نا. Ich muss, des Endes dieser Arbeit nunmehr eben so begierig, wie mein Leser, die Verse dahingestellt seyn lassen, wohin sie der Herausgeber gestellt hat.

(S. 163.) C. 69. B. 4. b. بنو رس لعبتان Hdschr. بشغل لغبتان.

B. 18. fehlt in der Hdschr., ohne allen Schaden.

B. 21. b. در مانع کدازی; richtig in der Note erläutert. Hdshr. در ضایع کدازی; wörtlich (ihr Leben war vergangen) in vergeblichem Hinschmelzen.

B. 24. b. زهر چه نا کزیرش بود بکریخت.

Die Hdschr. schiebt nach چه ein verdeutlichendes آن ein, welches dann mit چه contrahirt wird, *c'ân*. Statt نا کزیر hat die Hdschr. vielleicht نا کریز, und das ist, besonders hier in Anspielung auf das folgende کریختن, etwa richtiger; doch wage ich über diese in den Handschriften begreiflich so sehr schwankenden, und in den Wörterbüchern so wenig erörterten Formen, nicht zu entscheiden. — Rzw. übersetzt:

Und sie vermied, was Niemand meiden kann.

Es heisst aber wohl:

Sie mied jetzt, was ihr sonst unmeidbar war;

d. i. sie besiegte die Triebe ihrer Sinnlichkeit.

B. 33. b. مهندس را بـرو فکر ونظر وقف

Rzw. Und ehrfurchtsvoll staunts (das Gebäude) selbst der Künstler an.

Ich denke, es heisst blos:

Daran der Künstler Sinn und Blick verwandt.

B. 37. Von den Malereyen des Gebäudes:

دمیده زآب [زلب] کلک نیکبختان
زنخلستان دیـوارش درخـتـان

Rzw. Aus der *beglückten Dinte flossen* hier
Die Bäume auf der Wände Palmenwald.

Sage: Aus Künstlerpinsel-Fluten wuchsen Aeste
Hier aus der Wände Palmenwald aufs beste.

B. 40. b. آویـزهٔ درّ d. i. Perlengehänge, hier gerade *Lustern* (Prunkleuchter) seyn sollen, wie die Uebersetzung hat, ist nicht zu sehn. — Uebrigens ist contrahirt *âwêzi durr* zu sprechen; wie C. 71. B. 87. *dîdi eshk'bârân* statt *dîde'i eshk'bârân*.

B. 41. b. و fehlt in der Hdschr.

B. 44. b. statt des zweiten نه hat d. Hdschr. نی, metrisch genauer.

Digitized by Google

C. 71. B. 3. b. زین پس gegen das Metrum; Hdschr. زین پیش, richtig.

B. 26. a. چهارم بار, d. i. zum vierten mal. Handschrift چهارم روز, am vierten Tag. Und so „am vierten Tag" übersetzt Rzw. aber aus falscher Ansicht der Erzählung, aus welcher falschen Ansicht eben auch die Lesart der Hdschr. hervorgeht. Es ist so. B. 23. Zuleichá fällt für todt hin, und liegt so drey Tage. B. 24. am vierten *Tag* erwacht sie wieder, und sinkt sogleich wieder hin. B. 25. so sank sie *dreimal* an *drey* (verschiedenen) *Tagen* hin; das erstemal ist jenes Hinsinken, aus welchem sie nach drei Tagen erwacht; das zweite ist das Hinsinken am vierten Tage; das dritte ist ein nicht näher bezeichnetes an einem folgenden Tag. — B. 26. Als sie sich nun das *viertemal* erholt, sprach sie u. s. w. Wofür Rzw., die Male mit den Tagen verwechselnd, falsch

B. 25. Drei Tage lag sie so entselbstet da.

B. 26. Und als sie sich am vierten Tag erholt.

B. 41. Rzw.:

Als er von hier auf einem *schmalen Pferd*
Hinüber ritt in jenes ew'ge Land.

Note zum schmalen Pferde: „die Bahre." — Ein echt orientalisches Bild, wie es scheint. Doch sagt der Vers blos: Als sein Reiseentschluss den Sattel auf dem Pferde fest machte, (und er in die Ewigkeit ritt).

چو عزمش کرد زین بر بارکی تنک

تنک kann nicht *schmal*, vom Pferde heissen; auch steht es damit nicht im Genitivverband, sondern gehört zum Sattel und zum Machen.

B. 44. b. خویش از صفحهٔ نسرین نچیدم

Rzw. Ich *küsste* seinen Rosenschweiss nicht auf;

klagt Zuleichá bei Jûsufs Tode. — Es heisst wol nur:

Noch seinen Schweiss *wischt'* ich vom Rosenblatt.

عرق چین, Schweisspflücker, heisst das Schweisstuch, und چیدن, Schweiss abwischen.

B. 45. b. پیشتوان, eine seltsame Form, übersetzt *Lehne;* dem Metrum nach wäre *péshetwân* zu sprechen. Es ist vermuthlich ein Fehler. Die Hdschr. hat پشتیبان, Rückhalt, Lehne; doch fehlen die Punkte unter den beiden vorletzten punktirten Buchstaben.

B. 57. lautet in der Handschrift:

وفادارا وفاداری نه این بود
بمحتاجان کرم کاری نه این بود

B. 73. a. کس; das Metrum fordert کسی, wie die Hdschr. hat, die übrigens statt بدور falsch بروی und statt آبش falsch آتش hat.

B. 80. Zuleichá reisst sich die Augen aus, wirft sie (die ausgerissenen Augen) aufs Grab von Jûsuf, und stirbt Nicht, wie Rzw. in der Note sagt: sie wirft einen Blick voll Schmerzes auf sein Grab.

B. 92. — *Jenseit von des Niles Strand,*

Wo Josephs reiner Leib bestattet lag,
Entstand urplötzlich Hungersnoth und Pest.

Das ist ungenau. Wörtlich: An welches von beiden Ufern des Nils als man Jûsufs Leichnam brachte, so entstand am *andern* Ufer Hunger und Pest. — Daher man ihn endlich in die Mitte von beiden, in den Nil selbst begraben musste; welchen letztern Punkt die Note von Rzw. sehr gut erörtert.

(S. 172.) C. 72. B. 2. b. Rzw.:

Wir können seinem *Schweife* (des Drachen) nicht entgehn.

Es soll heissen: seinem *Rachen.* Denn dass دم hier nicht *dum*, Schweif, ist, sondern *dam*, Athem, Mund, zeigt der Reim *cham*, Schlinge, nicht *chum*, Krug.

B. 7. a. در, füllt das Metrum nicht; Handschrift درین richtig.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 13. u. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

July 1828.

Wien 1824. *bei Anton Schmid.* كتاب يوسف وزليخا من تصانيف مولانا عبد الرّحمان جامى عليه الرّحمة *Joseph und Suleïcha, historisch romantisches Gedicht, aus dem Persischen des Mewlana Abdurrahman Dschami, übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig.* Gross Folio, X S. Vorbericht, 227 S. pers. Text, Uebersetzung und Anmerkungen.

(Beschluss.)

B. 14. u. B. 16. ist طبايع *Gemüther* übersetzt, und dadurch das hier vorgetragene Philosophem verwirrt. Es sind (menschliche) Naturen, hier kurzweg *Triebe*. B. 13—17. lauten dann so:

Des Himmels blaue Kuppel dreht sich immer,
Und Sonn' und Mond und Sterne geben Schimmer,
Bis, dadurch zahm, sich ird'sche Triebe binden,
Ein Fangnetz um den Vogel Seele winden.
Noch hat der arme Vogel ohne Letze
Das Wunschkorn nicht gepickt aus jenem Netze,
Da reissen ihr Verband entzwey die Triebe,
Dass jeder heim zu seinem Ursprung stiebe;
Und fern vom Neste bleibt, das Herz voll Blut,
Der Vogel, dem das Korn fehlt und die Flut.

B. 27. Rzw.:

Der Tannenapfel hat der *Herzen viel,*
Doch ist sein Leib vom Sonnenschwert durchbohrt.

Es heisst:

Tannapfels einz'ges Herz hat hundert Falten,
Ein Leib, vom Sonnenschwert vielfach gespalten.

صنوبر با دلى كشته بصد شاخ
تنى از تيغ خور سوراخ سوراخ

B. 31. Rzw.:

Der Sinn der tausend Schmerzenslieder ist:
Glückselig, wen des *Gartens Gram verschont.*

Das soll heissen:

Die Nachtigall mit nächt'gem Gellen wimmert:
Wohl dem, den diese Lenzflur minder kümmert!

هزاران با هزاران نغمهٔ درد
كه خوش آنكو غم اين باغ كم خورد

Diese ganze Partie von der schmerzlichen Lust der Welt ist die Krone des Gedichts. Hier ist der jugendliche Dichtergreis, *G'âmî,* ja die persische Poesie selbst, in ihrem eigentlichen Elemente.

B. 42. 43. Rzw.:

Des Gartens Mädchen, aller Reize baar,
Sind sämmtlich in ein fahles Kleid gehüllt;
Auf ihrer gelben Wange sitzt der Staub,
Als lebten sie von ihren Freunden fern.

Es heisst:

Die *Quitte*, Riechflasch' in des Gartens Hand,
Färbt weichlich nun mit Krokus ihr Gewand;
Die gelbe Wang' ist ihr von Staub umbräunt;
Gewiss, sie ist getrennt von ihrem Freund!

Die erste Zeile, worin die übersehene Quitte, *bih,* enthalten ist, lautet wörtlich: die Quitte, für die Schönen des Gartens (d. i. für die übrigen Gartengewächse) das Riechzeug:

به آن خوبان بستان را شمامه

B. 45. 46. Rzw.:

Der Ahorn, den die Hand des Frostes quält,
Vernimmt mit Schmerz der Kälte Trauerchor,
Und streckt bis itzt, aus Furcht, die eigne Hand
Noch aus der Zweige Ermel nicht hervor.

Digitized by Google

So mehr ein Bild von Frühlingsanfang, als von Herbst, was es doch seyn soll. — Die persischen Verse sind:

چنار از دست بردی برد دیدی
بباغ آوازهٔ سرما شنیدی
نکردی دست خودرا تا باکنون
زبیم از آستین شاخ بیرون

Die erste schwierige Zeile ist in der, sonst oft sogar der diakritischen Punkte entbehrenden Handschrift, ausnahmsweise gar vokalisirt, und zwar so

چنار از دست بُرْد بَرْد دیدی

wörtlich: Der Ahorn sah vom Gewaltangriff des Frostes; was nichts heisst, weil das Gesehene fehlt. Aber so zu construiren: Der Ahorn hat vom Gewaltangriff Frost gesehn (erfahren), verbietet das Metrum, nach der Lesart der Hdschr., *dest burd*; nicht zwar nach der Lesart des Drucks, *dest burdé*; aber der Sinn bleibt schlecht, und die Zeit von *dídé*, videbat oder videret, ist unmotivirt; es müsste *díd*, vidit, stehn. Ich emendire demnach durch die Wegnahme eines Pünktchens, des über از, *von*. Dafür ار, *wenn*, gesetzt, sagt nun, übrigens nach der Lesart der Hdschr., dieser Vers samt den folgenden:

Wenn Ahorn sah' des Frostes Ueberfall,
Und hört' im Park der schaur'gen Lüfte Hall,
Würd' er bis jetzo seine Blätterhand,
Vor Furcht, nicht strecken aus dem Zweiggewand.

d. h. wenn der Ahorn nicht blind und taub, gefühllos wäre, würde er sich vor dem Frost fürchten und nicht noch immer seine Blätterhand (gefingerten Blätter) ausstrecken.

B. 51. a. نـاز حبیبی, ist sehr unpassend „der Trotz falscher Freunde" statt: Sprödigkeit eines Liebchens, übersetzt.

B. 57. a. خفتهء gegen das Metrum; Hdschr. خفته, richtig.

B. 59. 60. Rzw.:

Quält dich ein Wunsch, schnell greifst du zu dem Stab,
Der dir, dem Lahmen, statt des Pferdes dient:
Doch frische Zweige, die der Sturm zerknickt,
Knüpft man mit keinem dürren Holze fest.

Hat keinen deutlichen Bezug noch Zusammenhang. Persisch lautet das erste Beit:

عصا گیری بکف گاه روایی [ئی]
که لنگی را برهواری نمایی [ئی]

Das letzte Mis'rá' ohne Construction. Die Handschr. hat dafür

که لنگی به که رهواری نمائی

wörtlich: Denn lahm bist; besser (dünkt dirs) dass du ein rüstiger Gänger scheinest. — Also sagen die Verse:

Du greifst zum Stab, und strebest in die Ferne;
Denn lahm bist du, und schienest rüstig gerne.
Doch wenn der Sturm die frischen Aeste (deine Beine) brach,
Hilft man mit dürrem Holz (Stab oder Krücke) vergebens nach.

B. 65. a. خود Handschr. ایـن, etwas deutlicher. Rzw. (B. 64. u. 65.):

Man hat des Auges Klarheit dir entwandt;
Was streichst du, Blinder, Surme (Salbe) dir ins Aug?
Da dir des Sehens theure Baarschaft fehlt,
Frommt nur ein helles Aug, nicht Surme dir.

Es heisst:

Des Auges Sehkraft gieng dir aus im Sturme;
Was streichst du's gegen Blindheit nun mit Surme?
Da du auf *solche Art* nicht *sehn* mehr kannst;
Heil, wenn statt Surme *Einsicht* du gewannst!

B. 67. b. چو لبّ [لُب] عقد شمارش. Das عقد ist falsch zu لب construirt: „des Bundes Mark"; es gehört zu شمار, der Knoten, d. i. die Chiffer der Zahl.

B. 68. b. سین را Hdschr. کس را.

B. 69. Es ist ein bedeutender Uebelstand des Drucks, dass die Vokalzeichen durchaus fehlen, auch in den Fällen, wo bessere Manuscripte sie immer haben, zur nöthwendigen Unterscheidung einzelner Wörter. Beispiele sind schon da gewesen. Hier ist auch für das blosse که des Drucks in der Handschrift richtig گه *gehi* geschrieben.

B. 70. Rzw.:

Und ihre (der Zähne) Härte oder Weiche ists,
Die dir dein Ganzes hundertfach zerbricht.

Digitized by Google

Mit der Note: „Die meisten deiner Unfälle hast du der Härte oder Weiche deiner Zähne, d. i. der Rauhigkeit oder Schwäche deiner *Zunge* zu danken." — Es steht aber wirklich nichts von der Härte oder Weiche der *Zähne* im Text, wenn diese auch wirklich, seltsam genug, die *Zunge*, d. i. die Rede bedeuten könnten. Diese ganze Partie, von B. 67 bis 73, ist in der Uebersetzung völlig aus den Gelenken. Sie ist zu weitläuftig, um Text, Rzw's Uebersetzung, mit Erörterung aller einzelner Missgriffe, und die mir richtig scheinende Erklärung, miteinander vorzutragen. Der Sinn, der sich an das vorhergehende (B. 64. 65. siehe oben erörtert) aufs genauste anschliesst, ist in der Kürze folgender. (B. 67—69.) In deine 32 Zähne ist eine Lücke, ein Bruch, gekommen; du suchst ihn beim Reden und Schweigen mit der Zunge zu bedecken, (anstatt nachzudenken, woran die Lücke dich mahnen sollte). (B. 70.) *Auf solche Art ist durch deinen Ungestüm und deinen Leichtsinn schon mancher Bruch in die Ganzheit deines Wesens gekommen.* (B. 71.) Du siehst jeden solchen Bruch nur stets als etwas einzelnes an, das du aus einer einzelnen Ursache ableitest, und führest vergebliche Reden und Klagen darüber. (B. 72.) Wie irgend etwas deinen Körper- oder Geisteskräften abhanden kommt, fällt deine Vermuthung auf die weltlichen Ursachen; (B. 73.) und es geht dir der Gedanke nicht auf, dass nur derjenige dasjenige nimmt, wer und was er gegeben hat (Gott). — Das heisst nun bei Rosenzweig:

67. Der Silber-Sine (Zähne), deines Mimes (Mundes) Glanz,
Sind zwei und dreissig, als des Bundes Mark.

68. Doch eine Lücke schändet diesen Bund,
Und bleibt der reinen Sine stete Schmach.

69. Wenn du, Bethörter, faselst oder schweigst,
So birgst du mit der Lippen Vorhang sie,

70. Und ihre Härte, ihre Weiche ists,
Die dir dein Ganzes hundertfach zerbricht.

71. Stets aus demselben Ort stammt solch ein Bruch,
Und dennoch greifst du stets den Thaten vor.

72. Was deinem Leib und Geiste sich entzieht,
Heisst es dich zweifeln an der Welten Grund?

73. Doch deinem Innern ward ja noch nicht klar,
Dass der nur nimmt, der einst der Geber war.

Nach B. 78. hat die Hdschr. folgende 4 Beits, die im Drucke fehlen, die den Satz des B. 78. „selbst, wenn das Loos den Todeskelch dir reicht, bleibt noch dein Aug von ird'scher Sehnsucht feucht", durch ein freilich derbes Beispiel erläutern.

شنیدستم که جالینوس از دل
نزد نوریش سر از عالم کل
چنین کفتست چون جانش رسیده
بلب کای کاشکی پیش دو دیده
زفرج استرم یک فرجه بودی
کران عالم بچشمم می نمودی
کشاد دل نبودش چون میسّر
فرجرا فرجه جست از فرج استر

Was ich hier wörtlich in barbarisches Latein übersetzen will:

Audivi, quod quondam Galenus sponte
Non subtraxit recens barbatum (vel ornatum) caput ex hoc mundo luti.
Sic dixit, cum anima ejus venerit
In labium (exitura): Utinam coram duobus oculis
Ex interstitio pedum mulae mihi aliqua rima esset,
Per quam mundus oculo meo appareret.
Laxatio cordis cum ei non esset in promptu,
Dilatationis animi causa rimam quaesivit ex interstitio pedum mulae.

B. 81. b. درو صد کوه سختی ریک وارست

Rzw. (Die Erd' ist einem engen Schuhe gleich),
Mit schweren Bergen wie mit Sand gefüllt;

oder wörtlich: hundert Berge der Schwierigkeit sind wie Sand darin. Viel besser als die Lesart der Handschrift:

درو صد کونه سختی کوه وارست

hundertfache Schwierigkeiten sind wie Berge darin.

(S. 176.) C. 73. B. 15. b. Durch die völlige Nichtbeachtung des Metrums, steht hier zugleich ein Teschdid, wo es fehlen sollte, und fehlt eins, wo es stehen sollte. مسّ, Kupfer, ist hier مس, und زر Gold, زر zu schreiben. Die in diesem Punkte meist sehr genaue Hdschr. hat beides richtig.

B. 30. b. Die Hamza von وامداریء ist zu tilgen.

Digitized by Google

B. 88. b. فرو دان ohne Sinn. Hdschr. فراوان, leidlich. Vielleicht فرودان, als Plural von فرود; doch kenne ich das Wort nicht als Adjectiv: der Niedrige.

B. 94. a. یادیش بجز, gegen das Metrum; Handschrift یادیش مکر, eben so. Es muss یادش statt یادیش heissen.

B. 98 — 100., zum Schluss der Rede an den siebenjährigen Sohn des siebzigjährigen Dichters, hat der Uebersetzer drei Reimpaare aufgewendet:

Beherzige den allbekannten Spruch:
Den besten selbst verfolgt des Lästrers Fluch:
Wenn sich das kräft'ge Meer am Felsen bricht,
Hört man das Quaken dummer Frösche nicht.
O glücklich, wenn im Kloster dieser Welt,
Die Huld des Herrn mit mächt'ger Hand dich hält.

Leider sehr fehlgegriffen. Es heisst:

Das altbewährte Sprichwort sagt mit Fug:
Ist wer im Haus, so ist ein Wort genug. (1.)
Hebt sich das Meer der Kraft an zu bewegen,
Was ist an armem Froschgequäk gelegen! (2.)
O besser, wenn in dieser Welt des Scheins
Der Herr des Lebens waltet deines Seyns!

(1.) um ihn zu rufen, indem man anpocht. Es braucht nicht viel Pochens und Lärmens; sapienti sat. Persisch:

که کر در خانه کس حرفی برو بس

(2.) Das Meer ist Gott selbst, die göttliche Weisheit, die der Dichter hier aufruft, seinem Sohne sich brausend zu offenbaren; sein eigener bisher gegebener Rath verstummt wie Froschgequäke dagegen. Persisch:

چو دریا قدر جنبش را نماید

wörtlich: wenn das Meer die Kraft (k'adr) der Bewegung zeigt. Kräftiger die Handschrift:

چو دریای قدر جنبش نماید

wörtlich: wenn das Meer des göttlichen Beschlusses (k'adar) sich in Bewegung setzt.

(S. 180.) C. 74. B. 13. u. 14. مکرّر ist beide male durch *Wechsel* ausgedrückt, da gerade das Gegentheil: *Wiederholung*, gemeint ist.

B. 21. b. ist gegen alle grammatische Möglichkeit als Conditionalsatz aufgefasst.

B. 25. a. ترا آخر gegen das Metrum; Handschrift آخر ترا, richtig.

B. 43. b. پهلوانی übersetzt: ein Held wirst du, als sey es *pehlewânî*, es ist aber, wie der Reim zeigt, *pehlewânê*, *eines* Helden, in Apposition mit dem Genitiv des ersten Mis'râ'.

B. 44. a. چه خوش کفت آن دل او کنج عرفان

wörtlich: wie schön sprach jener, sein Herz ein Weisheitsschatz; d. i. jener, dessen Herz ein Weisheitsschatz. Diese kühne aber ganz richtige Construction ist in der Hdschr. mit der planeren vertauscht: آن دل پر کنج (wie schön sprach) jenes Herz voll Weisheitsschatz.

B. 48. a. نیز gegen das Metrum, und ohne gefüge Construction. Hdschr. از, richtig, indem das directe Object des Satzes in B. 47. (چنان دلرا) ist. — Statt مرد hat die Hdschr. پیر, gleichgültig.

Uebrigens ist der Gedankengang dieser ganzen Partie wieder in der Uebersetzung nichts weniger als klar. Er dürfte so seyn: (B. 30 — 34.) Die Zeit der Poesie und der grossen Dichter ist vorbey. (B. 35 — 41.) *Nit'hâmî* war der letzte, der Vollender der Dichtkunst, das unerreichbare Muster; mit dessen Abtreten ist die Poesie selbst verschwunden. Das erkennt nur, wem selbst ein höherer Sinn aufgegangen. (B. 42. 43.) Fühlst du, o *G'âmî*, diesen Vorzug des *Nit'hâmî*, und deine Unselbständigkeit gegen ihn, so kannst du nichts besseres thun, als dich ihm anschliessen, dich nach ihm bilden, und ihn zum Muster nehmen. (B. 44.) Freilich, *wer fastet, spart Brot;* d. i. die heutigen Dichter behelfen sich mit ihrer Dürftigkeit. (B. 45.) *Die Kraftlosigkeit eines alten Weibes ist keine Andacht;* d. i. die Schwäche der heutigen Dichter keine Kunst. (B. 46.) Du aber, o G'âmî, strebe als Mann nach dem Höchsten, indem du Nit'hâmî zum Vorbild nimmst.

(S. 182.) C. 75. B. 6. a. مرکّب gegen das Metrum; Hdschr. مرکب, richtig. — فارس مرکب انامل, eine kühne Zusammensetzung: der reitthierfingrige Reuter, d. i. ein Reuter, dem die Finger zum Reitthier dienen, d. i. das Schreiberohr.

Digitized by Google

B. 8. b. دراز nicht *fern*, wie übersetzt ist: er liegt nun fern auf einem Wiegenpfühl; sondern (sehr mahlerisch vom obigen Reuter, dem Schreiberohr): liegt *lang gestreckt*. در مهد „auf einem Wiegenpfühl;" Handschrift بی مهد, ohne Wiegenpfühl; wohl schöner.

B. 10. b. falsch: es streut u. s. w. statt: welches zuvor streute.

B. 13. b. Nicht, wie übersetzt ist: (die Blätter des Buches,) die eine Haut (Einband) vor Himmelsbosheit wahrt; sondern: die Blätter sind in eine Haut gebunden, bis sie einmal der Himmel (die Zeit) zerstören wird. — Zum Glück für uns, und zur Qual meiner Schreibefinger hat aber die Rzw'sche Uebersetzung gegen die rechte Recht behalten.

B. 18. b. بوستان metrisch falsch, schreibe بُستان; Hdschr. کلشن.

B. 27. Rzw.:

Und aus des Schöpfers regem Gnadenmeer
Netzt itzt ein Tropfen seinen (des Lesers) durst'gen Mund.

Missverstanden. Es heisst: (B. 26. b.) Er (der Leser) hebt die Hand des Gebetes empor, indem er dankbar das Buch liest, und (B. 27.) wird für diesen Durstlippigen (den nach Gottes Gnade verlangenden Dichter) aus dem Meere der göttlichen Huld ein Tröpflein erflehn.

30. b. Wie ists möglich dass

نهم سال از نهم عشر از نهم صد

„heisst achtmal hundert achtmal zehn und acht."

Es heisst: Das neunte Jahr aus dem neunten Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts, also 889. — Bei alledem hat H. v. Rzw. sehr glücklich ein Jahr dieser Zeitbestimmung des Werks unterschlagen, um die Kraft des Ausdrucks zu erhalten. Er hätte nur noch einen Schritt weiter gehn dürfen, und statt:

Das neue Jahr, das diesem Jahre (der Vollendung des Werks) folgt,
Heisst achtmal hundert, achtmal zehn und acht;

sagen:

Das Jahr, in dem ich dieses Werk vollbracht,
Heisst achtmal hundert, achtmal zehn und acht.

B. 34. b. هثیتان schreibe هیثتان.

B. 35. b. نسب Hdschr. لقب.

B. 36. fehlt in der Hdschr.

B. 37. a. یکی در آز در دوران کننده

Rzw. Wovon der Eine (Löwe) jede Gier bekriegt.

Es ist 'Alî gemeint, aber nicht zu sehn, wie zu construiren? Etwa: Einer, in der Gier drinnen (in ihrer Gier) die Welt zerreissend? Aber der Ausdruck ist ungeschickt. — Die Hdschr. hat یکی در از در دوران کننده, d. i. Einer, eine Thür für die Welt bildend, d. i. 'Alî, die Thür (باب) des Glaubens, nach Moh'ammeds Wort, und der besonders persisch-schî'itischen Vorstellung. — Das erste در ist Thür, das zweite از در, zum Behuf, für. — Ueber دوران steht in der Hdschr. خیر übergeschrieben, also خیران, eine Thür für die Guten bildend.

B. 37. b. کورکان d. i. کرکان Wölfe, nach gleichsam türkischer Schreibweise. Die Handschrift hat کوران, Wildesel. Der Löwe, der die Wildesel zerreisst, ist eine passendere Beziehung, als, der die Wölfe zerreisst.

B. 41. b. از Handschr. زین wie im ersten Mis'râ', besser; noch besser, wenn im ersten Mis'râ' زان und im zweiten زین stände.

B. 43. بذکرش ختم شد این روشن انفاس
بسان نور منزل ختم بر ناس

Rzw. Sein Lob (des Dichters Lobspruch auf *'Alisher*) besiegelt diesen hellen Sang,
Wie jenes Himmelslicht die Menschen einst.

Das Himmelslicht, das einst die Menschen besiegelt hat, soll, laut der Note, Moh'ammed, das Siegel des Prophetenthums seyn. Aber ausserdem, dass so die Vergleichung schief gestellt ist, ist auch die Construction ungefüge, ja falsch, und die Ausdrücke schlecht gewählt. Es heisst also wohl: Wie das herabgesandte Licht (der K'or'ân, besiegelt, beschlossen wird durch die Sûre *Na's*, die letzte des K'or'ân's. Die Construction ist richtig; denn ختم بر ناس ist gleich که ختم شد بر ناس. Siehe die Bemerkung zur Construction in C. 74. B. 44.

Digitized by Google

B. 47. b. بنصیحت zerstört den Vers. Die Handschrift بآمرزش, d. i. mit Anflehung um Vergebung, richtig fürs Metrum, und dem Sinne nach weit besser.

B. 49. a. جوادّ, ein nicht wie gewöhnlich blos metrisch-, sondern formell-fehlerhaftes Teschdîd; جواد خامه ist der Renner (das Ross) des Schreiberohrs.

B. 50. in beiden Mis'râ's ist خاموشی metrisch in خامشی zu verwandeln, wofür die Handschrift mit ungewöhnlicher Orthographie خوامشی hat. — In diesem Schlussvers des Gedichts sagt der Dichter zu sich selbst:

زبان را کوشمال خامشی ده
که هست از هرچه کوئی خامشی به

Der Uebersetzer:

Und strafe, schweigend, deine Zunge nun;
Was hannst du bessres wohl als schweigen thun?

Der Recensent:

Nun zupfe deine Zung' am Ohr, zu schweigen!
Denn besser thut der beste Chor, zu schweigen.

Friedrich Rückert.

Practische Darstellung der wichtigsten ansteckenden Epidemieen und Epizootien in ihrer Bedeutung für die medicinische Polizey, von Dr. M. W. Mandt. Berlin 1828. XVI. 616 S. 8.

Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland das Bedürfniss einer besseren Medicinalpolizey und eines ihr conformen Lebens reger wurde, entstand eine Art von Wetteifer unter den Männern, welche die Gesellschaft von einem grossen Heer physischer Uebel befreien wollten. Zu diesem Unternehmen wurden die älteren Materialien mit Fleiss gesammelt, neue kamen hinzu, und die Erwartungen der Menschenfreunde schienen zu nicht geringen Erfolgen zu berechtigen. Bald wurden die gesammelten Vorschriften, welche man schon damals mit dem Namen einer Wissenschaft beehrte, von den Lehrstühlen verkündet; sie fanden bei Staatsmännern Eingang und zeigten sich immer sichtbarer in der Gesetzgebung und Verwaltung. Dieser Ruhm gebührt den Deutschen, und wenn auch hier und da der philanthropische Geist zu Missgriffen führte, so wurde bei dem frischen Eifer doch manches Erspriessliche bewirkt, und Besseres vorbereitet. Unglücklicherweise fiel die fernere Gestaltung des sogenannten Systems der medicinischen Polizey in die Zeit, da alle Staaten erschüttert wurden; in den Stürmen des Krieges und der politischen Veränderungen konnte die neue Disciplin, deren Früchte zur Zeitigung das Glück des Friedens bedürfen, nicht tief genug Wurzeln schlagen. Mit der wiederhergestellten äussern Ruhe zeigten sich erneuerte Bemühungen, die Medicinalpolizey fortzubilden und sicherzustellen. Allein der erste wohlwollende Aufschwung war vorüber, und noch scheint unentschieden, welches Princip überhaupt an die Stelle kommen und die Herrschaft behalten werde.

Blicken wir unbefangen auf das zurück, was in diesem Gebiet während der lezten zwanzig Jahre sich ereignet, so zeigen sich einzelne Ergebnisse, die als wirkliche Bereicherungen der Wissenschaft und Praxis sich erweisen, und andre, die nur noch der lezten Hand zu bedürfen scheinen, um ihre volle Wirkung wohlthätig auf das Leben zu äussern; im Ganzen aber ist der Zustand weit weniger erfreulich, als man nach den vielfachen und fast unbedingten Lobpreisungen erwarten sollte. Es bleibt dahin gestellt, ob die Hemmung der Fortschritte mehr in einer Geringschätzung der Sache, oder in einem falschen Eifer begründet gewesen. Verbergen lässt sich jedoch nicht, dass grade in jenen Ländern, wo man der medicinischen Polizey den meisten Einfluss gestattet hat, viele ihrer Anordnungen in machtlose Formen erstarrt sind, und dass in dem Maass, wie die befruchtende Idee entwich, die Praxis nicht selten in eine kleinliche Geschäftigkeit überging, die sich in Einzelheiten verlor oder mit leeren Formen spielte, während die grossen Calamitäten ungestört fortwirkten, und der Grund wie das wahre Verhältniss des abzuwendenden Uebels wenig beachtet wurden. Verlässt man bei einem Gegenstande solcher Art den Weg der sichern Erfahrung, und wird die eigentliche Aufgabe, die nach ihrem ganzen Umfang nur von einem höhern Standpunct zu übersehen ist, einseitig oder schief erfasst, so sind Täuschungen, Eitelkeiten und verkehrte Bemühungen die unausbleiblichen Folgen. Diese Irrthümer sind am meisten verderblich in einem Fache, dessen Richtung durchaus eine practische ist, und wo die Nachtheile nicht auf den Urheber des Irrthums allein oder auf Wenige zurückfallen, sondern durch eine falsche Praxis

Digitized by Google

auf die grosse Bevölkerung ganzer Länder und Staaten sich ausdehnen.

Denn die medicinische Polizey soll die Gesundheit des Volkes erhalten und wo möglich verbessern; alle feindseligen Einflüsse, von denen das physische Wohl der Gesammtheit bedroht ist, soll sie abwenden oder unschädlich machen, alle heilsamen Mächte in Bewegung setzen, dabei mit der Gerechtigkeit in Einklang seyn und die persönliche Freiheit achten; auf Alles, was Hand an den menschlichen Körper legt, von der Hebamme bis zum Todtengräber soll sie ihr Auge richten, und nicht allein mit den Ursachen und der Vorbeugung allgemeiner Krankheiten sich beschäftigen, sondern diese selbst auch beseitigen; die Nahrungs- und Arzneymittel, die Wohnstätten, Beschäftigungen und Lebensweisen der Menschen, und alle Schädlichkeiten, die auf und unter der Erde sind, soll sie in ihren Kreis ziehen, in alle öffentliche Versammlungsorte, sie seyen der Lust oder dem Elend, dem Nutzen oder der Noth gewidmet, soll sie eindringen, den Kriegern ins Feld folgen, in die Schiffe und Gefängnisse hinabsteigen, und selbst auf die Seuchen der Thiere sich erstrecken. Sie ist die eigentliche *medicinische Praxis im Staate*, die öffentliche Besorgerin des Gesundheitwohles, welche daher auch vorzüglich ihre Wirksamkeit, es sey in Krankenhäusern oder ausserhalb derselben, der grossen Masse des Volkes zuwenden muss, wo keine Privathülfe ausreichend ist. Diese Polizey hat ihr Fundament in den Thatsachen, welche ihr die Geschichte der Gesundheit, die Staatenkunde, die gesammten Naturwissenschaften und insbesondre die Pathologie und Therapie gewähren. Aus solchen Erfahrungen leitet sie die grosse Lehre de juvantibus et nocentibus ab, welche, indem sie die Gesundheit des Menschen in den Mittelpunkt setzt, allerdings auch einer wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, und dann als *Hygieine* einen wesentlichen Theil der Arzneykunde ausmacht.

An der Spitze aller Gegenstände, mit welchen die medicinische Polizey sich beschäftiget, steht das Verfahren gegen pandemische und ansteckende Krankheiten, womit die öffentliche Krankenpflege zusammenhängt. Dazu sind bestimmte Einrichtungen und Heilanstalten erforderlich. So lange die Welt voll Sklaven und der Kindermord noch kein Verbrechen war, konnten öffentliche Anordnungen zum Schutz der Gesundheit noch nicht als ein Bedürfniss erscheinen. Die Hebräer und Aegypter, bei denen verschiedene Gesundheitsregeln zu Vorschriften der Religion erhoben waren, müssen allein von dieser allgemeinen Behauptung ausgenommen werden. Die früheren Gesetze der Römer, in welchen man eine Beziehung zur medicinischen Polizey erblicken wollte, haben offenbar nur die allgemeine Sicherheit zum Gegenstande; es ist besonders merkwürdig, dass im Alterthum keine Spur von öffentlichen Anstalten für Arme und Kranke zu finden ist. Eine Menschenklasse, für welche die Mildthätigkeit und das Gemeinwesen (respublica) sorgen, entsteht erst in späterer Zeit. Im vierten Jahrhundert werden die ersten Krankenhäuser gegründet, und für jedes der vierzehn Stadtquartiere zu Rom wird ein Armenarzt (Archiater popularis) bestellt. In der Folge entstehen zahllose Hospitäler, Krankenhäuser, Leproserien, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bildet sich in mehreren italienischen Städten der erste Anfang einer Medicinalordnung, Kaiser Friedrich II. erlässt umständliche und strenge Gesetze für die Gesundheitspolizey, und sehr viele Corporationen verbinden sich zur öffentlichen Krankenpflege. Die grössten Verheerungen bewirkten in jener Zeit die Pest und die Viehseuchen, gegen welche man sich nicht zu schützen wusste; die Gesundheit der Individuen muss aber im Allgemeinen von vorzüglicher Ausdauer gewesen seyn, da eine grosse Menge von schwächenden und schädlichen Einflüssen, denen jezt das Leben unterliegt, damals unbekannt, und im Volk die alte Kraft der Barbaren noch nicht völlig gebrochen war. Der Verkehr mit dem Orient, besonders mit den Arabern, hatte zwar dem europäischen Leben einige neue Quellen der Krankheit geöffnet, diese vervielfältigten sich aber, als im Occident die neue Welt gefunden war.

Die Entdeckung von Amerika macht eine entscheidende Epoche in der Geschichte der Gesundheit, und seit diesem Ereigniss, mit welchem die Veränderungen in der geistigen Welt zusammenfallen, ist die Wirksamkeit der medicinischen Polizey immer nöthiger, aber auch die Aufgabe derselben viel schwerer geworden. Die Energie des Lebens ist gesunken, ein mehr oder minder künstliches und unnatürliches Daseyn ist zur Gewohnheit geworden, und wie die Seele reizbarer, die Sinne und Triebe beweglicher wurden, verlor auch der Leib an Festigkeit und widerstehender Kraft, er wurde zarter und gebrechlicher. Die Ueberreizung des Lebens von Jugend auf, die frühere Entwicklung der Seelenkräfte und des Zeugungstriebes, die grössere Kränklichkeit und Sterblichkeit der Kinder, das zunehmende Verderben der Säfte, und eine allgemein bemerkbare Nervenschwäche sind hervorstechende Züge im Character der neueren Gesundheit. An die Stelle der Pest und des Aussatzes sind neue nicht weniger verheerende Krankheiten gekommen,

Digitized by Google

die Lustseuche, die Pocken, der Scharlach, das gelbe Fieber u. s. w.; andre Uebel sind viel häufiger geworden, z. B. der Typhus, die Nervenkrankheiten aller Art, die Scropheln, die englische Krankheit, die Lungensucht u. s. w. In der neuesten Zeit kommt noch eine Schrecken erregende Zunahme des Wahnsinnes und Selbstmordes hinzu, und die bis zum Aeussersten gediehene Industrie zehrt an der Gesundheit von Tausenden. — Diese Thatsachen liegen am Tage, und wurden vor einiger Zeit schon von einem Veteran der Heilkunde in einer kleinen aber denkwürdigen Schrift aller Welt vor Augen gelegt. (Geschichte der Gesundheit, nebst einer physischen Characteristik des Zeitalters von C. W. Hufeland.) Welche Aufgaben demnach für die heutige Medicinalpolizey sich ergeben, lässt sich ermessen; die entgegenstehenden Hindernisse sind aber in ihrem ganzen Umfang erst dann zu erkennen, wenn man einen Blick in unser öffentliches Leben und in die Einrichtung des Gemeindewesens gethan hat. Diese Hindernisse haben sich besonders in der allgemeinen Krankenpflege und in dem Verfahren gegen Volkskrankheiten so mächtig gezeigt, dass man den Versuch gemacht hat, die medicinische Polizey in engere Gränzen einzuschliessen, indem man zwischen *curativen* und *polizeylichen* Maassregeln unterscheiden, jene als Privatsache den Gemeinden überlassen, und nur diese als öffentliche Angelegenheit dem Staate vindiciren wollte, eine Unterscheidung, deren Nichtigkeit in der Praxis sogleich in die Augen fällt, wenn man sich nur erinnert, dass bei den meisten ansteckenden Krankheiten die Cur selbst als eine der wichtigsten polizeylichen Massregeln erscheint, um der weiteren Ansteckung Gränzen zu setzen, und dass die Polizey nicht allein die weitere Verbreitung eines Uebels verhüten, sondern dieses selbst auch vertilgen oder heilen soll. Dies wird freilich um so weniger gelingen, so lange nicht allgemein anerkannt wird, dass bei der steigenden Volksvermehrung und bei der Zunahme der Kranken auch eine grössere Anzahl von Heilanstalten erforderlich ist, und so lange die Organe der medicinischen Polizey, anstatt als Handlanger einzelnen Behörden zu dienen, nicht zu wirklichen Aerzten des Volkes verordnet und dieser Bestimmung würdig werden. Wie die Sachen heute liegen, ist zwar wenig Hoffnung zu einer Verbesserung vorhanden, und wie hoch auch der medicinische Luxus in den Städten gestiegen ist, auf dem Lande ist kaum der dringendsten Noth gesteuert, fast überall fehlt es hier an mildthätigen Kranken- und Pflegehäusern, die Armen sollen für die Armen bezahlen, und der grösste Theil der Kranken bleibt hülflos, weil er die Hülfe nicht erkaufen kann. Weit entfernt indess, uns durch die Noth des Lebens entmuthigen, oder uns das Ziel verrücken zu lassen, müssen wir vielmehr ohne Unterlass darauf hinweisen. Denn „dadurch, dass deutsche Aerzte wenigstens zum Theil wissen und aussprechen können, was uns fehlt, bekennen und bezeugen sie, dass wir voraus vor andern Nationen doch etwas haben, und dass auch der Arzt unter andern Verhältnissen auf den seiner Bestimmung angemessenen, jetzt noch sehr verrückten Standpunct zurückkommen kann." Mit dieser in einer bekannten Schrift von A. F. Schweigger enthaltenen Bemerkung gehen wir zur näheren Beurtheilung unseres Gegenstandes.

Das Werk des Hrn. Dr. Mandt will dem Titel zufolge practisch zeigen, welche Bedeutung die wichtigsten ansteckenden Epidemieen und Epizootien für die medicinische Polizey haben. Die Absicht verdient Lob, da eine solche Darstellung zeitgemäss scheint, und noch kein Schriftsteller diesen Gegenstand einer ausführlichen Behandlung unterworfen hat. Erwarten durfte man, dass in einer solchen Schrift vom polizeylichen Gesichtspunct aus das bisherige Verfahren gegen jene Krankheiten an den Maassstab der Wissenschaft und der Erfahrung gebracht, die Hindernisse der Praxis aufgedeckt, und aus dem Vergleich des Gebräuchlichen mit den Resultaten eben jener Erfahrung und Wissenschaft, unabhängig von bestimmten gesetzlichen Normen, sowohl für die Abhaltung als auch für die Heilung dieser Seuchen allgemeine Regeln abgeleitet würden, deren Wirkung weniger auf Individuen als auf eine grössere Gesammtheit berechnet wäre. Diese Richtung ist aber im Buche nicht streng genug festgehalten, und dadurch hat das Ganze nicht wenig von seiner Nützlichkeit für den Gebrauch verloren. Das pathologische Element ist vorherrschend, während das polizeyliche fast nur als Zugabe erscheint. Der Verfasser gehört zwar nicht zu denen, welche den angestellten Arzt als *blossen* Polizeydiener betrachten möchten, er sieht vielmehr überall in ihm auch den Heilkünstler, und handelt daher von der Therapie der Krankheiten, allein meistens nur kurz und unvollständig, so dass man auf allgemeine nach den Hauptcharacteren der Epidemieen in grossen Umrissen entworfene Heilvorschriften Verzicht leisten muss.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 15. u. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1828.

Praktische Darstellung der wichtigsten ansteckenden Epidemien und Epizootien in ihrer Bedeutung für die medicinische Policei; von Dr. M. W. Mandt.

(Fortsetzung.)

Auf die Prüfung der in einem oder dem anderen Staate bestehenden und die Ausübung dieses Theils der Medicinalpolicei betreffenden Einrichtungen und Verhältnisse läfst sich das Buch nicht ein, so wie auch die Schwierigkeiten der Praxis nicht gehörig gewürdigt sind, vielmehr die Ausführung der gegebenen Vorschriften, wie oft schon geschehen, fast überall als möglich und leicht vorausgesezt wird. Die Zweckmäfsigkeit dieser Vorschriften selbst erscheint nicht hinlänglich begründet; viele derselben werden ohne weitere Beurtheilung blofs historisch angeführt, und dem Leser bleibt es überlassen, über ihren Werth zu entscheiden. Für den Praktiker enthält das Buch überdiefs nicht unerhebliche Lücken. Der Menschenpest und dem gelben Fieber, welche den Deutschen Aerzten sehr entfernt liegen, sind grofse Abschnitte gewidmet, während manche Uebel, die für uns in policeilicher Hinsicht zu den *wichtigsten* gehören, z. B. der ansteckende Typhus, die Lustseuche, die Krätze, die Schaafräude, die Klauenseuche u. a. m. gänzlich übergangen sind. Es bleiben nur die acuten Exantheme, die Wuthkrankheit, die Rinderpest und der Milzbrand übrig, als Gegenstände, welche für unsere policeilichen Aerzte von praktischem Interesse sind.

In der Einleitung ist zuerst von der Stellung des medicinischen „Staatsbeamten" die Rede, wobei wie gewöhnlich eine doppelte Beziehung geltend gemacht und das Verhältnifs so dargestellt wird, als ob ein solcher Arzt halb der Justiz und halb der Policei angehöre. Wie gangbar auch diese Ansicht ist, so läfst sich dagegen erinnern, dafs die medicinische Policei, man mag auf den Umfang ihrer Lehren, auf ihr Object oder auf das Gebiet ihrer Anwendung sehen, in einem sehr ungleichen Verhältnifs zur sogenannten gerichtlichen Arzneikunde steht, und daher auch mit Unrecht als ein Seitenstück derselben betrachtet wird. Die Medicinalpolicei ist, was nicht oft genug wiederholt werden kann, im weitern Sinne die öffentliche medicinische Praxis auf das Allgemeine gerichtet; die Anwendung medicinischer Kenntnifs oder Erfahrung auf einzelne Rechtsfälle dient eigentlich keinem ärztlichen Zweck, sie hat es überdiefs nur mit Individuen zu thun, und nähert sich in dieser Hinsicht offenbar der Privatpraxis. Ganz folgerecht wird daher in den Preufsischen Staaten die Ausübung der gerichtlichen Arzneikunde nicht als ausschliefsendes Vorrecht der vom Staate angestellten Aerzte betrachtet; diese werden vielmehr als Organe der Medicinalpolicei angesehen, und nur als solche besoldet.

Wenn hierauf der Verf. von der hohen Cultur und den schönen Früchten spricht, deren sich die medicinische Policei in Deutschland erfreuen soll, und mit einer fast Sitte gewordenen Geringschätzung auf Frankreich, England u. s. w. sieht, so möchten wir Tadel und Lob nicht ohne Einschränkung gelten lassen. Wir wissen, dafs es in diesen und mehreren Ländern mit vielen Dingen der Gesundheitspolicei sehr übel bestellt sei, doch fehlt es auch nicht an Gegenständen, worin uns das Ausland überlegen ist, z. B. in der Menge der Kranken- und Pflegehäuser, in der Administration der Hospitäler, in verschiedenen Rettungsanstalten u. dergl. Welchen Ruhm unser Vaterland mit Recht hierbei in Anspruch nehmen könne, ist bereits im Eingange angedeutet; es ist die Idee, welche bei uns vorherrscht und systematische Formen zu erzeugen sucht, während die Ausführung im Leben noch viel zu wünschen übrig läfst.

Die Paragraphen, welche *von den Contagien im Allgemeinen*, deren Natur und Eintheilung handeln, glauben wir übergehen zu können, da in dieser dunkeln Lehre das Allgemeine noch nicht hinlänglich festgestellt ist, und das

Digitized by Google

Besondere, worauf es dem Praktiker ankommt, bei den einzelnen Krankheiten sich wiederfindet. Eben so wenig wollen wir bei der *Menschenpest* verweilen, da diese der Referent so wenig als der Verf. aus eigener Anschauung kennt, und die Kritik sich hier in einen blofsen literarischen Streit verwandeln würde. Zu auffallend erscheint es aber, dafs bei diesem Gegenstande gerade der gröfsten und wichtigsten Policeimittel, der Quarantaineanstalten in Oesterreich, Italien, Frankreich u. s. w. mit keinem Worte gedacht ist, und der Verf. sich fast allein darauf beschränkt, in einer Anmerkung einen Auszug aus der Policeiordnung für den Hafen von Pillau zu geben!

Den Artikel von der *Rinderpest* kann eine gerechte Kritik nur als mifslungen bezeichnen. Nach einigen kurzen historischen Notizen beschreibt der Verf. zuerst die Symptome der Krankheit, wobei eine Eintheilung von vier Stadien zum Grunde gelegt ist. Anstatt aber hierbei nur die Beschreibungen solcher Beobachter zu benutzen, welche weniger ins Allgemeine sich verlierend, den Verlauf der Krankheit an einzelnen Individuen gesehen und angemerkt haben, scheint der Verf. hauptsächlich dem Handbuche von Veith zu folgen: einem Werke, dessen theoretischer Theil dem praktischen weit überlegen ist. Die Schilderung der Krankheit ist daher im Ganzen zu grell gerathen, es wird nicht genugsam beachtet, dafs die von den Schriftstellern beschriebene Gesammtheit der Symptome eigentlich der Seuche, nicht aber den einzelnen Kranken angehören, es werden auch unter den Zeichen manche Erscheinungen mit angeführt, die nur selten und in manchen Contagionen gar nicht vorkommen, die man aber in den Büchern mit möglichster Treue zu copiren gleichsam übereingekommen ist, z. B. ein kraftvoller entzündlicher Zustand im Anfang der Krankheit, Emphyseme unter der Haut, Aphthen u. s. w. Was von der Ablösung der Schleimhaut der Nasen- und Maulhöhle, von Krämpfen, welche dem Tode vorhergehen, von dem Verwerfen trächtiger Thiere, von der grofsen Abmagerung und von kritischen Erscheinungen gesagt ist, erleidet vielfache Einschränkung, und hätte in einem allgemeinen Bilde zum Theil gänzlich wegbleiben müssen. Es handelt sich überhaupt in einer *praktischen* Darstellung nicht um das Zusammentragen und Vermengen aller Beobachtungen, welche zu verschiedenen Zeiten von Einzelnen gemacht sind, vielmehr um ein Gemälde, welches in grofsen und deutlichen Zügen nur das Wesentliche und Bezeichnende hervorhebt, damit darnach in der Natur das lebendige Gegenbild um so leichter und sicherer erkannt werde. An dieser ausdrucksvollen Kürze und einer weisen Sparsamkeit in Anführung der Sachen würden wir den Meister erkennen, die Kenntnifs des Wesentlichen ist aber in der Regel nur durch eigene Anschauung der Natur zu erwerben. Nur an den wenigsten pestkranken Thieren entwickelt sich die ganze Gruppe der Symptome, die angenommenen Stadien sind schwer zu unterscheiden, die einzelnen Zufälle erscheinen oft sehr unregelmäfsig, der Verlauf der Krankheit bietet selbst Verschiedenheiten in Hinsicht der Race dar, und alle diese Umstände sind Ursache, dafs die Rinderpest nach ihren Symptomen oft verkannt werden kann, wenn nicht noch andere Indicien vorhanden sind.

Das Ergebnifs der Leichenöffnung ist nicht glücklicher dargestellt. Die Häute der Nasen-, Maul- und Augenhöhlen sollen mannigfach verändert, entzündet, brandig, geschwürig und die Oberhaut leicht ablöslich seyn. Der Referent hat während der Seuche, welche er so eben zu beobachten Gelegenheit hatte, in der Maulhöhle nur sehr selten rothe Flecke gesehen, dagegen die Schleimhaut der Nasenhöhle und der Luftröhre zwar heftig entzündet, aber niemals in einem brandigen oder geschwürigen Zustande gefunden. Der erste Magen enthält kein trockenes, sondern feuchtes Futter, der zweite ist nicht allezeit entzündet. Der dritte Magen soll stets mit einem dürren fast zerreiblichen, aschfarbigen oder schwarzgrauen Futter versehen seyn. Das Wahre an der Sache ist, dafs dieser Magen in den *meisten* Fällen ein trockenes dunkelgrünes Futter enthält, und die äufsere Haut oft rothe Flecken oder Streifen zeigt, die aber noch häufiger an den Blättern vorkommen. Ein ganz dürres zu Pulver zerreibliches und aschgraues Futter ist in diesem Theil während der lezten Rinderpest bei vielen Sectionen pestkranker Thiere niemals gesehen worden. Richtig wird bemerkt, dafs der vierte Magen jedesmal sehr entzündet sei, die Farbe desselben erscheint aber gewöhnlich weder bleifarbig noch schwarzgrau, sondern kirschbraun, zuweilen mit noch dunkleren Flecken. Die Leber ist öfters, die Milz aber selten von krankhafter Beschaffenheit, und darnach mufs die Bemerkung, dafs diese Eingeweide „bedeutend und ziemlich constant" verändert seien, beschränkt werden. Der Verf. spricht viel von Spuren des Brandes in den Magen, Gedärmen u. s. w., da man aber unter dem Brande bald einen hohen Grad der Entzündung, bald ein wirkliches Absterben des Organi-

Digitized by Google

sehen versteht, so wäre es besser, anstatt einen zweideutigen Namen zu gebrauchen, sich immer nur an die Beschreibung der sinnlichen Merkmale zu halten. Bei der lezten Seuche hat man in den Leichen der pestkranken Thiere wohl die Spuren der heftigsten Entzündung, niemals aber in irgend einem Theil den wahren Brand (Sphacelus) entdecken können. Die Berichtigung dieser Einzelheiten ist defshalb nicht unwichtig, weil man sie bei der Diagnose in Betracht zieht, und ein Irrthum in dieser immer die nachtheiligsten Folgen haben kann.

Der Verf. bemerkt zulezt von den Resultaten des Leichenbefundes, dafs die Veränderungen in den Magen, im Darmkanal, in der Leber und Gallenblase ziemlich allgemein als *charakteristische* Zeichen dieser Krankheit angenommen seien. Der Ref. hält viel auf die pathologische Anatomie, er mufs aber zu seinem Bedauern bekennen, dafs diese Zeichen keinesweges bei der Rinderpest charakteristisch sind, denn kein einziges ist darunter, welches nicht zuweilen auch bei anderen Krankheiten dieser Thierart vorkäme, ja man findet hier sogar nicht selten fast alle Erscheinungen, die in den Leichen der pestkranken Thiere beobachtet werden. Die Section kann daher niemals für sich allein eine sichere Diagnose der Rinderpest begründen, sie dient nur zur Bestätigung, wenn man schon zuvor aus dem Herkommen und der Verbreitung der Seuche, aus der Ansteckung, aus den Perioden des Erkrankens und aus den Symptomen auf das Daseyn der Krankheit zu schliefsen berechtigt war. Diese Rücksichten, welche bei der Diagnose zu nehmen sind, hätten eine sorgfältigere Beachtung verdient, und eine solche würde nützlicher gewesen seyn als die Beschreibung der noch nicht hinlänglich untersuchten Ruhr- oder Magenseuche, die wahrscheinlich zur Rinderpest in einem sehr nahen Verhältnifs steht, aber bei uns äufserst selten vorkommen mag.

Ueber den Ursprung der Rinderpest wird angeführt, dafs dieselbe im Orient erzeugt, aus der grofsen Tartarei verschleppt, in der Moldau, Ukraine und Podolien eine gewöhnliche Erscheinung geworden sei, und von daher in unsere Gegenden gelegentlich durch Heerden verbreitet werde. — Diese Meinung scheint einer alten aber falschen Münze zu gleichen, die schon lange in Curs gesezt ist, und noch immer von ehrlichen Händen verbreitet wird. Es findet kein Zweifel darüber statt, dafs die Seuche aus Osten durch Steppenvieh uns zugeführt werde, allein der Annahme eines beständigen Pestheerdes in jenen Ländern stehen die stärksten Gründe entgegen, welche alle ausführlich darzulegen hier nicht der Ort ist. Nur fragen möchten wir, wie es zugehe, dafs in der Moldau, Ukraine u. s. w., wo die Seuche angeblich niemals erlöschen soll, der sämmtliche Viehstand nicht längst aufgerieben worden, woher es komme, dafs Aerzte und Thierärzte, welche zu verschiedenen Zeiten in jenen Gegenden nachforschten, keine Spur der Rinderpest daselbst entdecken konnten, und dafs die Geschichte der Seuchen von einer Viehpest im südöstlichen Polen oder in der Moldau kein einziges Zeugnifs gibt, was diesen Namen verdient, warum vielmehr in den Heerden, welche dort als gesunde erkauft werden, die Krankheit erst auf der langen Reise erscheint, und die Intensität und die Verbreitung des Contagiums zunimmt, je mehr die fremde Heerde sich unsern Gränzen nähert oder dieselben überschreitet? Woher endlich der nicht selten bemerkte gelinde Verlauf, den die Krankheit bei den Fremdlingen nimmt, während die von diesen angesteckten einheimischen Thiere auf das Heftigste erkranken; woher kommt es, dafs nach Lancisi's, Vallisneri's u. A. Beobachtungen die ersten Thiere, welche von der Seuche befallen werden, öfter durchseuchen? — Wir kennen alle Gegenreden, die man hierauf vorgebracht hat und vorbringen kann, wir haben aber auch erfahren, dafs gerade eine genauere Prüfung der Einwände in Vergleich mit den festgestellten Thatsachen auf den der Wahrheit näher liegenden Gedanken führt, dafs die Rinderpest ihre Heimath nicht in den Steppen habe, sondern erst durch die Beschwerden eines langen Marsches unter einer besondern, der fremden Race eigenthümlichen Disposition erzeugt, und dann durch Ansteckung weiter verpflanzt werde. Dieser Gedanke wird zur Ueberzeugung, wenn man erfährt, dafs die Heerden mit grofser Eile und unter vielfachen Beschwerden einen Weg von 200 bis 300 Meilen zurücklegen, auf welchem es ihnen oft an Tränken und fast immer an der für die Gesundheit dieser Thiere so nöthigen Ruhe zum Wiederkauen gebricht. Wenn der Verf. selbst sagt, dafs individuelle durch eine weite Reise und Lebensart acquirirte oder ursprüngliche Disposition fremder Ankömmlinge in Verbindung mit andern Einflüssen das gelbe Fieber zu erzeugen im Stande sei, so kann dieses eben so wohl auf die Rinderpest angewendet werden. Noch unverkennbarer ist die Analogie dieser Seuche mit dem ansteckenden Typhus, besonders in Hin-

Digitized by Google

sicht der Ursachen. Von Hildenbrand nahm daher keinen Anstand, die Rinderpest einen wahren Typhus des Hornviehes zu nennen, und wollte seine Ansicht von dem Menschentyphus unter passender Anwendung auch auf die Rinderpest übertragen wissen. Und was dieser scharfsinnige Praktiker von dem ursprünglichen und mitgetheilten Typhus, von dem den Marschrouten folgenden Typhus der Feldlager, und zum Theil das, was derselbe von dem Contagium sagt, kann mit Recht auch für die Rinderpest gelten, die mit dem Typhus noch gemein hat, dafs sie in Kriegszeiten fast immer seine Begleiterin ist, und gewöhnlich mit ihm zu gleicher Zeit erscheint. Allein noch ehe v. Hildenbrand sein Buch schrieb, ist diese Analogie erkannt, und in neuester Zeit namentlich von Huzard und Guersent angenommen worden, von denen der erstere ausdrücklich sagt: il parait que ce sont les fatigues de la route etc. qui causent cette maladie, et sous ce rapport on peut la comparer au typhus, qui fait dans le même tems de si grands ravages parmi les hommes et presque par les mêmes causes. In den niedrigen Gegenden Ungarns sieht man unter ähnlichen Verhältnissen eine der Rinderpest sehr analoge Krankheit sich entwickeln; es entsteht daselbst zur Zeit, wenn die Zugochsen vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht arbeiten müssen, und nur einmal des Tages gefüttert und getränkt werden, die sogenannte Ruhr- oder Magenseuche unter ihnen, welche mit der Rinderpest die gröfste Aehnlichkeit hat, und vielleicht diese selbst in ihrem ursprünglichen Zustande ist, die es aber noch nicht bis zur Bildung eines Contagiums gebracht hat, wiewohl auch dieses von Waldinger angenommen wird.

Die policeilichen Mafsregeln zerfallen in solche, welche zur Abhaltung der Seuche für immer anzuordnen sind, und in solche, welche die Tilgung des bereits vorhandenen Uebels erfordert. Unter den ersteren gebührt der Quarantaine, in welcher das Steppenvieh eine Gesundheitsprobe auszuhalten hat, mit Recht der erste Platz; der Verf. geht jedoch über dieses wichtige, die sorgfältigste Beurtheilung erfordernde Mittel nur flüchtig hinweg, und berührt kaum die äufsere Einrichtung einer solchen Anstalt. Eine Deduction der nöthigen Dauer der Quarantainezeit aus der Naturgeschichte der Krankheit, eine Rücksicht auf örtliche Verhältnisse, Handelsverkehr u. s. w. eine Prüfung der bisherigen Resultate der Quarantainen sucht man vergebens. In Ansehung der übrigen Mafsregeln scheint der Verf. vorzüglich das königlich Preufsische Viehseuchenpatent vor Augen gehabt zu haben, wiewohl auch dieses nicht überall zur Richtschnur genommen ist. So z. B. ist nirgends von dem Tödten *sämmtlicher* Erkrankter die Rede, dagegen die einem Gefallenen zunächst stehenden Thiere getödtet werden sollen. Mit Recht wird die Sperre der von der Seuche betroffenen Häuser und Höfe angerathen (nach der Erfahrung des Ref. ist diese unter allen Umständen das zuverlässigste Mittel, wenn es *strenge* gehandhabt wird), bei der Empfehlung der allgemeinen Sperre eines ganzen Ortes scheint der Verf. die drückenden Beschwerden einer solchen Mafsregel und die Hindernisse der Ausführung nicht hinlänglich erwogen zu haben. Eben so lassen sich gegen die Anlage einer Pestbucht gegründete Bedenken erheben. Der kleineren Vorsichtsmafsregeln wird zwar gedacht, dagegen sind andere von grofser und durchgreifender Wirkung mit Stillschweigen übergangen. Dahin gehörte die Anwendung der bewaffneten Macht in den betroffenen Orten, die schleunige Ausmittlung aller Wege und Strafsen, welche das fremde verdächtige Vieh passirt hat, die beständigen Viehrevisionen in allen von der Seuche bedrohten Orten und Kreisen ohne Ausnahme, die Bewachung der Gränzen sowohl der von dem Uebel noch verschont gebliebenen Districte als auch der Landesgränzen, wenn auf dem fremden Gebiet die Rinderpest herrscht, und endlich das Verbot des Vieheinlasses und der sogenannten giftfangenden Dinge aus dem Auslande. Wir rechnen dazu noch, dafs die obere Leitung des ganzen Tilgungsgeschäftes einer handelnden Person übertragen sei, damit ohne schädliche Verzögerungen überall mit Nachdruck, rasch und gleichmäfsig verfahren werde.

Unter den prophylaktischen Mafsregeln wird zuerst eines Peststalles gedacht, welcher auf das Schleunigste in einem entfernten Orte errichtet werden soll, und „worin alle verdächtigen und kranken Thiere, diejenigen ausgenommen, welche sich im lezten Stadium der Krankheit befinden und getödtet werden müssen, aufgenommen und von Sachverständigen unter Sperre behandelt werden.“ Zuvor wollte der Verf. die einem Gefallenen zunächst stehenden (verdächtigen) Thiere tödten lassen, und hier sollen kranke, und zwar, wie die gemachte Ausnahme anzudeuten scheint, pestkranke Thiere nach einem entfernten Ort gebracht und curirt werden? Eine königlich Preufsische Verordnung geht von einer ganz anderen An-

Digitized by Google

sicht aus, und hat die Anlage von sogenannten Pest- oder Quarantaineställen weislich untersagt, ohne Zweifel, weil eine solche Einrichtung, wenn einmal alle Kranken getödtet werden müssen, nicht allein überflüssig und umständlich ist, sondern zuweilen sogar gefährlich werden, und die weitere Verbreitung der Seuche begünstigen kann.

Noch weniger ist unter den Vorbauungsmitteln die allgemeine Einimpfung der Rinderpest zu loben, weil dadurch das Seuchengift ins Unendliche vervielfältigt, und die Krankheit bei uns einheimisch werden müfste. Da jedoch der Verf. sich des eigenen Urtheils darüber enthält, so will Ref. nur erwähnen, dafs die Impfung, wenn nicht der Krieg alle policeiliche Ordnung aufhebt, als eine allgemeine Mafsregel durchaus zu verwerfen sei, und dafs dieses gefährliche Mittel einzig und allein nur da in Anwendung kommen dürfe, wo es nicht erlaubt ist, eine grofse schon für verloren zu achtende Herde auf der Stelle zu tödten, wo die Absonderung derselben in kleinere Theile entweder zu spät oder aus anderen Gründen nicht thunlich ist, und wo es sich darum handelt, dafs der Seuchengang abgekürzt, und eine noch gesunde Nachbarschaft so schnell als möglich von der Gefahr der Ansteckung befreit werde. Für diesen Fall allein, um eine abgesonderte sorgfältig bewachte verseuchte Herde schnell durchseuchen zu lassen, wird die Impfung auch von Bojanus empfohlen.

Der Verf. hält die Seuche für beendigt, wenn in 16 bis 20 Tagen kein fernerer Todes- oder Krankheitsfall sich ereignet, und weicht hierin mit gutem Grunde von den Angaben mancher Thierärzte ab, die schon eine Frist von 10 Tagen für hinreichend halten. Was überhaupt die Medicinalpolicei leisten könne, wird bei der Rinderpest vorzüglich offenbar. Im siebenzehnten Jahrhundert hielt Rammazzini dafür, dafs gegen diese Landplage alle menschliche Anstrengung vergeblich sei, im achtzehnten glaubte noch Adami, dafs die Seuche gewöhnlich längere Zeit, zwei bis vier Jahre anhalte, wenn nicht der erste Ausbruch unterdrückt wird; heute, wenn Ordnung und Friede herrschen, lassen wir dem Uebel kaum Zeit, in einigen Gränzdistricten um sich zu greifen. Es wäre aber die gröfste Täuschung, wenn man das jetzige Verfahren für unverbesserlich halten wollte.

Ungleich befriedigender als der Artikel von der Rinderpest sind die hitzigen Exantheme abgehandelt. Hier tritt der Verf. der Natur näher, und es ist unverkennbar, dafs ihm, was die Pathologie dieser Krankheiten betrifft, eine genauere Kenntnifs der Sachen beiwohnt, die zum Theil durch eigene Anschauung erworben zu seyn scheint. Bei der Darstellung der ursprünglichen und veränderten *Menschenpocken*, so wie der *Kuhpocken*, hätten jedoch die neueren Beiträge von Thomson, Gregory, Wendt in Kopenhagen und Lüders eine gröfsere Beachtung um so mehr verdient, da das häufigere Erscheinen der veränderten Pocken für die medicinische Policei ohne Zweifel von wichtiger und neuer Bedeutung ist. Gegen die unter den policeilichen Mafsregeln vorgeschlagene Sperre ganzer Ortschaften, welche der Verf. nicht nur bei den Menschenpocken, sondern unter gewissen Umständen auch beim Scharlach und selbst bei den Masern anwenden will, müssen wir unser früheres Bedenken wiederholen, da nicht wohl abzusehen ist, wie während einer solchen Sperre, wenn sie streng gehalten wird, die Aecker bestellt, die Ernte besorgt, und die Armen ernährt werden sollen, eine unvollständige und halbe Mafsregel aber noch schlimmer als keine ist. Die Ursachen der unvollkommnen Vaccination, welche bekanntlich von vielen Aerzten als Grund der modificirten Pocken angesehen wird, und unstreitig auf den Erfolg der Schutzimpfung von dem wichtigsten Einflufs ist, hätten in einem Buche dieser Art ausführlich untersucht werden sollen, so wie auch die Fragen, ob die Lymphe der Kuhpocken durch vielfache Propagationen in menschlichen Körpern eine Veränderung erlitten habe, und ob defshalb eine öftere Erneuerung des Impfstoffes aus der ursprünglichen Quelle nothwendig sei, eine gründlichere Beantwortung verdienten.

Die Cur der Menschenpocken ist nicht besonders abgehandelt, da doch die der Schafpocken eine eigene Stelle erhalten hat. Am Schlufs wird indefs das allgemeine Verfahren bei ansteckenden fieberhaften Ausschlagskrankheiten angegeben, jedoch nur ein diätetisches, welches freilich auf dem Lande das allein anwendbare ist, so lange hier die öffentliche Krankenpflege in dem bisherigen kläglichen Zustande verbleiben mufs.

Ein wichtiger Gegenstand ist das Verfahren bei der allgemeinen Schutzpockenimpfung, und man durfte erwarten, dafs der Verf. mit Rücksicht auf bestehende Einrichtungen und aus der Erfahrung die allgemeinsten Grundsätze entwickeln werde, nach welchen der Zweck dieser Impfung am sichersten zu erreichen wäre. Diefs

Digitized by Google

ist jedoch nicht geschehen, sondern bloſs eine Verordnung mitgetheilt, welche für den Bezirk, in dem der Verf. lebt, von der Behörde ergangen ist. Diese wie manche andere Impfordnung hat unstreitig ihren Werth; keine ist jedoch überall anwendbar, da provincielle und örtliche Verhältnisse mehr oder weniger Modificationen erheischen. Mit Erfolg können nur die Grundzüge der Einrichtung festgestellt werden; von den ganz besonderen, Alles vorhersehenden und regelnden Bestimmungen hat man sich im Allgemeinen wenig Heil zu versprechen, und mit Lüders muſs man darin übereinstimmen, daſs auch bei den zahlreichsten Anordnungen der gute Wille und die Gewissenhaftigkeit des Arztes und seiner Gehülfen die Hauptsache bleiben. Wo diese Eigenschaften fehlen, wird ungeachtet aller Vorschrift wenig oder nur Scheinbares geleistet, und wo sie vorhanden sind, darf man die freiwilligen Arbeiter nicht durch allzuviele Befehle, Listen und Tabellen, unter deren Last ohnehin schon die Erde seufzt, von einem Geschäft zurückschrecken, welches besonders auf dem Lande mit groſsen Beschwerden und geringem Lohn verbunden ist.

Von den *Schafpocken* ist beinahe zu kurz nur Bekanntes angeführt. Die policeilichen Rathschläge, welche hier mitgetheilt werden, sind eigentlich die gegen diese Seuche in den Preuſsischen Staaten geltenden Verordnungen; als vorbauendes Mittel wird noch Pessina's Vorschlag, die allgemeine Einimpfung der Krankheit mit einer durch öftere Propagationen gemilderten Lymphe, empfohlen. — Bei den Schafpocken müssen übrigens die neueren Französischen Schriftsteller so lange berücksichtigt werden, bis uns die vergleichende Pathologie zu einer kritischen Naturgeschichte sämmtlicher Pockenkrankheiten bei Menschen und Thieren geführt haben wird, ein Werk, welches ohne Nachtheil nicht lange mehr kann aufgeschoben werden.

In der Abhandlung über die *Masern* beschreibt der Verf. eine bösartige Epidemie, bei welcher die Belladonna als Präservativ sich nützlich gezeigt haben soll. Die Krankheit war mit schmerzhaften Brustbeschwerden und mit Aphthen von einer sehr üblen Form begleitet. Wichtig ist die Bemerkung, daſs die schlimmsten Fälle bei solchen Kindern vorkamen, deren geschwollener Leib eine krankhafte Beschaffenheit der Gekrösdrüsen verrieth. Es scheint hieraus hervorzugehen, daſs auch in der Neumark, wo der Verf. lebt, die ehemals auf dem Lande nur selten vorkommende Scrofula mesenterica sich in neuerer Zeit eben so vermehrt habe, wie dieſs Ref. in anderen Provinzen wahrgenommen hat. Wer denkt nicht bei dieser auſserordentlichen Zunahme eines Uebels, wodurch die Gesundheit der zahlreichsten Menschenclasse an der Wurzel untergraben wird, an das Manna der neueren Zeit (Solanum tuberosum), welches schon Haller und Kortum als die häufigste Ursache jener Krankheit bezeichneten, und welches seitdem in vielen Gegenden das vornehmste, ja fast das einzige Nahrungsmittel geworden ist.

Bei der ausführlichen Beschreibung der Masern sowohl als des *Scharlachfiebers* ist der Widerspruch, in welchem sich der Verf. mit seinem Endzweck befindet, am meisten sichtbar. Dem policeilichen Arzt hätte hier eine kurze Angabe der diagnostischen Merkmale vollkommen genügt; eine so umständliche Schilderung des Krankheitverlaufes und der Symptome gehört in ein Handbuch der Pathologie und Therapie, und wäre im vorliegenden Werke um so eher zu entbehren gewesen, da in demselben von der eigentlichen Heilung dieser Krankheiten und von den dabei nöthigen Cautelen nicht die Rede ist. Die policeilichen und prophylaktischen Maſsregeln gegen das Scharlachfieber bestehen nach den Angaben des Verfs. hauptsächlich in der Sperre und Isolirung der Kranken, in Räucherungen u. dergl. und vorzüglich in der Hahnemannschen Präservativcur mittelst der Belladonna, deren Werth jedoch weder durch kritische Untersuchung der bisherigen Erfahrungen noch durch neue Thatsachen von dem Verf. festgestellt ist.

Dankenswerther ist die Mühe, welche auf die Beschreibung der *Wuthkrankheit* der Menschen und Hausthiere verwendet ist, indem manche neue über diesen Gegenstand gemachte Beobachtungen hier benutzt sind. Es ist zu bemerken, daſs der Verf. mehrere Impfversuche angestellt hat, ohne daſs das Gift, von wuthkrankem Hornvieh entnommen, bei Thieren derselben Art die gleiche Krankheit hervorgebracht hätte, wogegen andere Versuche das Gegentheil lehren. Der Zustand der Leichen bietet im Allgemeinen keine beständigen Zeichen dar, verhält sich aber beim Hornvieh sehr oft wie nach der Rinderpest. Der Verf. ist der Meinung, daſs zur Verhütung der Wuthkrankheit das Brennen und Ausschneiden der gebissenen Stelle das einzig sichere Mittel sei, und behauptet, in vierundfünfzig auf diese Art behandelten Menschen den Ausbruch der Krankheit jedesmal verhütet

Digitized by Google

zu haben. Die policeilichen und prophylaktischen Maſsregeln, unter welchen auch Verordnungen verschiedener Behörden mitgetheilt werden, enthalten nichts Neues, und hätten in einigen Punkten z. B. wegen Aufhebung der Viehmärkte modificirt werden können. Im Ganzen erscheint jedoch die Abhandlung von der Wuthkrankheit zweckmäſsig und belehrend, obwohl wir weit davon entfernt sind, mit dem Verf. an die unerwiesene Meinung zu glauben, daſs das Wuthgift ein Product des Tropenhimmels und von da nach Europa gekommen sei.

Wir würden es als keinen Mangel ansehen, wenn der Abschnitt über das *gelbe Fieber* weggeblieben wäre. Der Verf. hatte nicht nöthig, auf diesen Gegenstand einzugehen, da sein Werk für praktische Policeiärzte bestimmt ist, und er selbst das Erscheinen dieser Krankheit in Europa's entfernteren Staaten, zu welchen Deutschland gehört, nicht für wahrscheinlich hält. Für die Pathologen, so wie für die Aerzte der Küstenländer, ist diese Krankheit viel zu wichtig, als daſs ihnen bei der reichhaltigen Literatur eine compendiarische Darstellung genügen könnte. Was der Verf. hier gibt, scheint meistens nach den Untersuchungen Matthaei's und nach den im Hamburger Magazin von Gerson und Julius enthaltenen Nachrichten zusammengetragen, so jedoch, daſs die Hauptfragen nicht vollständig und bestimmt genug aufgestellt, und selbst Widersprüche nicht völlig vermieden sind. Das Werk von Moreau de Jonnès, welches der Verf. zwar anführt, aber nicht hinlänglich benuzt zu haben scheint, würde ihm zur richtigen Stellung der Aufgabe die beste Anleitung gegeben haben. Ueber die Bedingungen des Ursprungs des gelben Fiebers, über die Beschaffenheit der Gegenden, welche als der heimathliche Boden dieser Krankheit anzusehen sind, über die geographische Verbreitung derselben, so wie über die Grade der Empfänglichkeit dafür nach dem Unterschiede der Nationen u. s. w. erfährt man wenig oder nichts; der Verf. eilt nach der Beschreibung der Symptome zur Beantwortung der schon zu oft alternativ gestellten und an das Ei des Columbus erinnernden Frage, ob das gelbe Fieber ansteckend sei oder nicht, indem er die für und gegen die Ansteckung sprechenden Gründe aus Matthaei anführt, und daraus den Schluſs zieht, daſs die Krankheit zwar ursprünglich nicht anstecke, aber doch zuweilen in ihrem Verlauf unter besonderen Verhältnissen ein epidemisches Contagium erzeugen könne. Bei den policeilichen Vorkehrungen soll daher zuerst die Frage entstehen, ob die Krankheit ein Contagium entwickelt habe oder nicht; eine Frage, die in besonderen Fällen oft eine so schwierige als lange Untersuchung erfordern würde, und auf deren Entscheidung die zum Handeln bestimmte Policei sich um so weniger einlassen kann, da ihr schon die bloſse Möglichkeit einer Ansteckung ein hinreichender Grund zu vorbauenden Maſsregeln seyn muſs. Die Einrichtung und Dauer einer Schiffs-Quarantaine übergeht der Verf. mit Stillschweigen, doch *könnte* man nach seiner Meinung, wenn die Krankheit sich ansteckend zeigt, die Vorsicht auf fremde Handelsartikel, Schiffe und dergl. ausdehnen, obgleich es *durchaus* unwahrscheinlich sei, daſs das Contagium, aus dem Kreise seiner Bildungsstätte vertragen, noch die Fähigkeit haben sollte, eine gleichartige Krankheit zu erzeugen. Das Schwanken und der Widerspruch dieser Angaben ist zu offenbar, als daſs die Medicinalpolicei sich darnach richten könnte. Eben so ist der kurze Rath, daſs man da, wo die Krankheit nicht ansteckend ist, die allgemeinen Ursachen derselben, Sümpfe, unreine Luft, verdorbene Nahrungsmittel und dergleichen fortschaffen oder verbessern solle, zu allgemein und unbestimmt, da noch nicht hinlänglich erwiesen ist, daſs die Krankheit ursprünglich sich immer nur aus *diesen* Schädlichkeiten erzeuge, und nicht einmal angegeben wird, auf welche Weise dieselben entfernt oder unschädlich gemacht werden können. Uebrigens wird das gelbe Fieber vom Verf. besonders in Hinsicht der Ansteckung nicht etwa mit einer anderen analogen Krankheit des Menschen, sondern mit einer Thierseuche, und zwar mit dem Milzbrande (!) verglichen, der sich zunächst hier anschlieſsen und wie jenes während des Verlaufes *gewöhnlich* ein Contagium erzeugen soll.

Ein Vergleich zwischen zwei so verschiedenen Krankheiten scheint uns nicht glücklich zu seyn. Die unter dem Namen des Milzbrandes bekannten Krankheitsformen kommen fast auf der ganzen Erde vor, während das gelbe Fieber (und auch die Rinderpest) nur innerhalb gewisser Breiten, das erstere nur in Küstenländern die Bedingungen zu ihrer Entstehung finden. Der Milzbrand ist wahrscheinlich so alt wie die Welt, da hingegen das gelbe Fieber als eine neue Krankheit ursprünglich durch klimatische Einflüsse auf den Antillen unter den europäischen Fremdlingen entstanden zu seyn scheint. Das gelbe Fieber, auf solche Weise hervorgebracht, ist wie manche

Digitized by Google

andere Krankheit fähig zur Erzeugung eines in der Luft auflöslichen Contagiums, welches sich über eine ganze Stadt und Gegend verbreiten kann; der Milzbrand vermag dieses nicht. Die erfahrensten Thierärzte kommen mit Bojanus darin überein, dafs nie eine Milzbrand*seuche* beobachtet wurde, die sich durch Ansteckung erzeugt, erhalten oder verbreitet hätte. Demungeachtet können einzelne Individuen, sowohl Menschen als Thiere, die Krankheit durch Infection z. B. durch Berührung, Fleischgenufs u. s. w. sich zuziehen, obwohl auch diese Umstände die Krankheit nicht immer, und weit öfter bei fleischfressenden als bei wiederkauenden Thieren herbeiführen.

Wir sehen den Milzbrand in zahlreichen Heerden oft nur wenige Häupter, zuweilen nur ein einziges ergreifen, und dann verschwinden; die Fälle, wo eine grofse Anzahl von Thieren dahingerafft wird, sind minder häufig, und nichts berechtiget hier zur Annahme eines in der Luft auflöslichen Contagiums, wo viel wahrscheinlicher andere allgemeine Ursachen die Krankheit hervorbringen konnten. Freilich denken Viele bei einer gröfseren Sterblichkeit sogleich an die Ansteckung; Niemand jedoch ist bisher im Stande gewesen, über das Daseyn eines epidemischen Contagiums beim Milzbrande den entscheidenden Beweis zu führen, ja diese die gröfste Vorsicht erfordernde Annahme wird sich mehr und mehr verlieren, je genauer wir mit den Gelegenheitsursachen bekannt werden, welche den Milzbrand ursprünglich erzeugen. Unter diesen werden besonders die Hitze und die Feuchtigkeit des Sommers angeklagt; sie scheinen aber nicht sowohl an sich, sondern vielmehr durch ihre entfernteren Wirkungen die Entstehung der Krankheit zu bedingen; denn diese kommt auch im Winter vor, und ist z. B. in der Nähe des Ref. während der strengsten Kälte des Januars in zwanzig Orten zum Ausbruch gelangt. Einen gröfseren zum Theil durch Hitze und Feuchtigkeit bedingten Einflufs räumt man mit Recht den Nahrungsmitteln ein. Sobald sich daher unter den Pferden der sibirischen Hirtenvölker, z. B. der Kirgisen, die Seuche zeigt, werden die Heerden aus der Ebene in die Berge getrieben, wo sie eine andere Nahrung finden, und sicher vor der Krankheit sind. Die Veränderung des Futters ist nach den Erfahrungen der Thierärzte unter den vorbauenden Mitteln eines der wichtigsten, und der Verf. selbst hat die wohlthätige Wirkung desselben beobachtet. Aus Vernachlässigung dieser Mafsregel sahen Bojanus u. A. den Milzbrand bis in den Winter hinein dauern, und öfters wieder erscheinen, wo er schon beschwichtigt schien. Wir können daher den von dem Verf. angeführten Fall, wo in einem „ominösen" Stall innerhalb sieben Monaten, ohngeachtet aller angewandten Reinigungsmittel, nach und nach zehn Pferde am Milzbrand starben, noch keinesweges als einen Beweis für die Gegenwart des Contagiums gelten lassen, da nicht gesagt ist, dafs während jenes Zeitraums eine Veränderung der Nahrung stattgefunden habe, die Krankheit überdiefs einen raschen Verlauf nahm, und die Möglichkeit einer solchen Ansteckung selbst von denen, welche daran glauben, nur dann zugegeben wird, wenn die Thiere längere Zeit an einer Art von Typhus erkrankt waren.

So wenig als die Ansteckung bieten andere Eigenheiten dieser Seuche eine vollständige Analogie mit dem gelben Fieber oder irgend einer Krankheit dar. Nach der Meinung des Verf. sollen „gallichte Erscheinungen" vorhanden seyn, unter welchen wahrscheinlich die gelbe Farbe der Augen der Milch und der in verschiedenen Theilen vorkommenden Ausschwitzungen, so wie der oft vergröfserte Umfang der Gallenblase, zu verstehen sind; diese Zeichen sollen in Verbindung mit den übrigen des Leichenbefundes beweisen, dafs die Krankheit vorzüglich im Venensystem ihren Sitz habe, wefshalb sie auch vom Verf. ein Typhus venoso-putridus genannt wird. Jene Zeichen sind aber nicht immer vorhanden, noch weniger sind die meisten aus ihnen dem Milzbrand ausschliefslich eigen. Vergleicht man die Krankheitsformen des Milzbrandes in verschiedenen Thierarten durch längere Zeit, so ergibt sich, dafs fast allein die serösen sulzigen und blutigen Ergiefsungen als die beständigsten Merkmale zu betrachten sind. Die Entstehung derselben läfst sich ohne einen allgemeinen Aufruhr in ganzen und insbesondere im arteriellen Gefäfssystem nicht erklären, und man tritt weder Waldinger noch Veith zu nahe, wenn man ihre Meinung, dafs bei dem Milzbrande vorzüglich die Pfortader leide, bei Seite sezt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17. u. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1828.

Praktische Darstellung der wichtigsten ansteckenden Epidemien und Epizootien in ihrer Bedeutung für die medicinische Policei; von Dr. M. W. Mandt.

(Beschluſs.)

Ueberhaupt bietet diese Krankheit, welche in der Thierwelt so allgemein und wie ein Proteus unter verschiedenen Gestalten erscheint, ein weites Feld zu Vergleichen dar. Da sie kein in der Luft auflösliches Contagium erzeugt, sondern nur durch Infection ansteckt, so gleicht sie in dieser Hinsicht einigermaſsen der Hundswuth; die Symptome und der Leichenbefund scheinen oft auf eine Vergiftung zu deuten, die plötzlichen Todesfälle erinnern an den Schlagfluſs, die Geschwülste an die Menschenpest. Diese Vergleiche haben aber bisher das wahre Analogon des Milzbrandes unter den menschlichen Krankheiten noch nicht entdecken lassen; sein Wesen liegt, selbst in so fern es erkennbar wäre, noch immer im Dunkel; er ist nicht minder als die Hundswuth bis auf diesen Augenblick ein Räthsel für die Thierheilkunde. Erwägen wir indeſs, daſs der Milzbrand auf dem Erdkreise die allgemeinste Thierkrankheit ist, zahme und wilde Thiere von verschiedener Ordnung und Art befällt, bald dieses, bald jenes Organ vorzugsweise ergreift, in seinen Erscheinungen im Ganzen höchst veränderlich ist, *und sich so oft zu andern Krankheiten hinzugesellt*, auch wegen seiner Verschiedenheiten lange nicht mehr als eine Species, sondern als ein Genus von Krankheiten angesehen wird; so dürfte es vorläufig erlaubt seyn, denselben als die Grundform, gewissermaſsen als ein Protypon der Thierkrankheiten anzusehen, und diese Ansicht könnte wenigstens zu einer genaueren Erforschung der feinen Nüancen und Verbindungen der Krankheit führen, die noch nicht hinlänglich beachtet sind.

Als die gewöhnlichsten Formen des Milzbrandes beschreibt der Verf. den Erdsturz, den schleichenden Milzbrand, die Carbunkelkrankheit, den Zungenkrebs, das Rankkorn, die bösartige Bräune, die Rose oder das heilige Feuer und die bei Menschen durch Insecten erzeugte schwarze Blatter. Auch hierbei vermissen wir in der Charakteristik die nothwendige Kürze, die nur Bezeichnendes hervorhebt; durch das Bestreben, Alles aufs Genaueste auszumalen, und durch die schulgerechte Eintheilung der Krankheit in Stadien wird das Bild mehr getrübt als erhellt. Jene Krankheitsformen lassen sich überdieſs noch um einige vermehren. So wie z. B. der Milzbrand sich zuweilen mit der Maulseuche verbindet, und in dieser Verbindung den sogenannten Zungenkrebs darstellt, eben so fehlt es nicht an Beobachtungen, nach welchen der Milzbrand sich auf die Klauen werfen und dann eine bösartige Klauenseuche verursachen soll. Derselbe kommt auch mit der Lungenseuche und der Rinderpest zusammen vor. Es gibt Varietäten, wo nach Verschiedenheit der leidenden Organe mehr oder minder heftige Blutungen aus der Nase, aus dem Darmcanal oder den Harnwerkzeugen erfolgen. Die von französischen Schriftstellern beschriebene Waldkrankheit (maladie de bois) gehört ebenfalls hierher und ist in unsern Gegenden nicht selten.

Policeiliche Maſsregeln will der Verf. gegen die Seuche nur dann eintreten lassen, wenn dieselbe sich contagiös zeigt; die Beurtheilung des besondern Falles, so wie die Anordnung des Nöthigen, soll ganz den Medicinalpersonen anheimgestellt bleiben. Da aber nach der Meinung des Verf. die Krankheit *gewöhnlich* ein Contagium erzeugen soll, so würden in den meisten Fällen policeiliche Anstalten nothwendig seyn, zu welchen der Verf. sogar eine bedingte (?) Sperre rechnet. Der Ref. ist anderer Meinung, und hält das Einwirken der Policei in *jedem* Fall, wo der Milzbrand ausbricht, für nöthig und heilsam, nicht sowohl des Contagiums wegen, das nicht existirt, sondern um Menschen und Thiere vor einer Infection zu schützen, und vorbauende Maſsregeln anzuordnen; dagegen bei gehöriger Wachsamkeit die allge-

Digitized by Google

meine Sperre, die Verlegung der Viehmärkte u. s. w. überflüssig erscheinen. In Hinsicht des Fleisches von kranken Thieren ist noch zu bemerken, dafs über dessen Schädlichkeit, wenn es genossen wird, kein Zweifel mehr stattfindet, obgleich es nicht in allen Fällen die nachtheilige Wirkung hervorbringt. Der Ref. lebt in einer Gegend, wo der Milzbrand fast endemisch ist, wo die durch diese Krankheit verursachten Unglücksfälle ungemein häufig sind, und unlängst in einem Orte fünfzehn Menschen den Carbunkel bekamen, nachdem sie das Fleisch eines kranken Thieres verzehrt hatten. Von diesen Menschen wurden eilf am Leben erhalten, und merkwürdig ist es, dafs bei Einigen die Krankheit erst mehrere Wochen nach dem schädlichen Genufs zum Vorschein kam, während sie bei den Meisten schon nach acht Tagen entwickelt war. Es scheint daher das Milzbrandgift in Hinsicht der langsamen Wirkung zuweilen eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Wuthgift zu besitzen.

Wir glauben den Inhalt dieser Schrift mit jener Freimüthigkeit, Mäfsigung und Wahrheitsliebe beurtheilt zu haben, wie jeder redliche Verfasser es wünschen mufs, und wie es der gegenwärtige Zustand der Medicinalpolicei zu erfordern scheint. In den vom Verf. gemachten Anmerkungen und Citaten hätten wir eine zweckmäfsigere Wahl, in der Schreibart überhaupt einen sparsameren Gebrauch der neuen Schulworte gewünscht. Die lezteren begegnen uns zwar meistens an rechter Stelle; da aber viele, zum Theil aus fremden Sprachen geborgte und widerlich entstellte Ausdrücke so oft zum Deckmantel der Unwissenheit gedient haben und noch dienen, so gereicht es jedem ärztlichen Schriftsteller zum Verdienst, einen Schmuck zu verschmähen, der sich einfacher und besser durch einen anderen ersetzen läfst.

C. J. Lorinser.

System der theoretischen Philosophie. Von Dr. Georg Andreas Gabler, k. B. Studien-Rector und Lyceal-Professor zu Baireuth. Erster Band: die Propädeutik der Philosophie. Erlangen, in der Palmschen Verlagsbuchhandlung, 1827. Vorr. XXXII. S. 447. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der philosophischen Propädeutik, als Einleitung zur Wissenschaft. Erste Abtheilung. Zu akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium u. s. f.

Der wesentliche Unterschied und Charakter der neueren Philosophie von der älteren besteht darin, dafs jene keinesweges, wie diese, mit der Erkenntnifs der Gegenstände sich begnügt, sondern vielmehr darauf ausgegangen ist, das Erkennen der Gegenstände selbst zum Gegenstand der Erkenntnifs zu machen. Die alte Philosophie nämlich erkannte die Wahrheit in dem Sinne, dafs sie die Erkenntnifs überhaupt als eine solche erachtete, die der Natur der Sache gemäfs sei, und nahm defshalb an, dafs der Gegenstand ganz so, wie derselbe gedacht werde, sich verhalte. Sie wufste auch darum in der Erkenntnifs nicht von einer Trennung oder gar Entgegensetzung des Gegenstandes und des Bewufstseyns, eine Trennung und Verschiedenheit, die erst in der Philosophie des Mittelalters erschienen ist, aber in der neueren Philosophie zum strengsten Gegensatz sich ausbildete. Da nun die leztere gleich von der Baconischen und Cartesischen Zeit an mit diesem Gegensatz beginnt, ja selbst in ihrer weiteren Fortbildung sogar bis auf die neuesten Zeiten herauf daran festgehalten hat, liefs sie, was die Erkenntnifs betrifft, die Wahrheit allein nur aus dem Gegenstand (Realismus), oder allein nur aus dem Gedanken (Idealismus) entstehen, so dafs Gegenstand, Seyn, Objectives und Gedanke, Bewufstseyn, Subjectives unversöhnlich einander gegenüber blieben, und es den Anschein hatte, als wenn dieser Gegensatz nicht wissenschaftlich aufgelöst werden könne. Aber so lange der Gegenstand und das Bewufstseyn in der Erkenntnifs als nur verschieden und entgegengesezt nicht mit einander in Uebereinstimmung sind, kann auch keine wahrhafte Erkenntnifs statt finden, wefshalb das Interesse der neueren Philosophie weiter sich dahin bestimmen mufste, zu begreifen, wie solche Trennung und Verschiedenheit sich aufhebe, oder auch solche Uebereinstimmung

Digitized by Google

und Einheit zu Stande komme, ein Interesse, welches eben die Ausbildung dieses Gegensatzes von Realismus und Idealismus, nachdem derselbe zu seiner gänzlichen Auflösung sich auf die äufserste Spitze getrieben, und zulezt in das leere Nichts des modernen Skepticismus dahin geschwunden, erzeugt und herbeigeführt hat. Von diesem Interesse geleitet hat dieselbe daraus *angefangen*, in der Kantischen Philosophie ihrer wahren Grundidee gemäfs sich zu gestalten, die eben darin besteht, die Einheit des Gegenstandes (Seyns) und des Bewufstseyns (Denkens) als die Wahrheit zu begreifen, oder selbst das Bewufstseyn über das Erkennen der Gegenstände, das sowohl der alten Philosophie als auch der Philosophie des Mittelalters abgeht, zu gewinnen. Defshalb hat auch *Kant*, anstatt des Gegensatzes von Gegenstand und Bewufstseyn, vielmehr die auflösende Einheit desselben zum Princip und zur Aufgabe der Wissenschaft gemacht, und ist bestrebt gewesen, beide Seiten der Erkenntnifs, nämlich sowohl diejenige, welche das Wahre aus der Erfahrung ableitete, als auch diejenige, welche für dasselbe von der Selbstständigkeit des Gedankens ausgegangen ist, zu vereinigen.

Mit *Kant* beginnt also in der neueren Philosophie auch eine neue Epoche, aber *beginnt* nur, weil derselbe nicht über die blofse Aufstellung jener Aufgabe hinaus gekommen ist. Jedoch bleibt es sein grofses Verdienst, zuerst sich solche Aufgabe, welche die wahre Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft ist, gemacht zu haben. Dieser ihrer Aufgabe gemäfs müfste nun aber auch die Kantische Kritik zu erforschen bemüht gewesen seyn, wie die Erkenntnifs ohne alle Voraussetzung sich mache, oder das Bewufstwerden des Gegenstandes wissenschaftlich sich gestalte. Anstatt dessen aber, nämlich in dem Elemente des Gedankens das Princip selbst ausfindig zu machen, von dem die Wissenschaft ausgehe, oder worin die Wahrheit ihren Anfang nehme, sezt sie vielmehr die verschiedenen Seiten der Erkenntnifs, als Empfinden, Verstand und Vernunft voraus, oder sezt überhaupt voraus, dafs man die Erkenntnifs und das Denken habe, und betrachtet in diesem Sinne, was die Erkenntnifs sey. Es ist freilich eine grofse Erleichterung, dasjenige, worauf es in der Wissenschaft ankömmt, nämlich, dafs nichts vorausgesezt werde, ganz bei Seite zu lassen, um auf solche unwissenschaftliche Weise sogleich über die Erforschung, wie es denn eigentlich zur Erkenntnifs und zum Denken überhaupt komme, hinaus zu seyn, damit man, wenn auch nicht wissend woher, doch nun einmal Verstand und Vernunft gleichsam als ein Geschenk vom Himmel empfangen habe. Mit solcher Voraussetzung fixirt *Kant* noch zugleich das Bewufstseyn als ein sogenanntes Erkenntnifsvermögen, und hat dabei den sonderbaren Einfall, dieses Erkenntnifsvermögen sogar *vor* aller Erkenntnifs in Untersuchung gezogen wissen zu wollen, als wenn dasselbe, ohne dafs es erkenne, wirklich was wäre, was denn sogleich die Trennung des Bewufstseyns vom Gegenstande zur Folge hat. Zwar geht die wichtige Frage der Kritik, wie synthetische Urtheile a priori möglich seyn möchten, wenn auch nur formeller Weise, auf die Einheit des Bewufstseyns mit seinem Gegenstand, aber diese Einheit wird nicht ihrem wahren Begriffe nach erkannt, indem dieselbe nicht anders gefafst ist, als dafs sie den Gegenstand als einen von dem Bewufstseyn unterschiedenen Inhalt zwar mit dem Bewufstseyn verknüpft enthalte, aber nur so, dafs trotz dieser Verknüpfung und Einheit mit dem Bewufstseyn der Gegenstand ein dem Bewufstseyn Anderes und Fremdes bleiben, also das, was der Gegenstand an sich ist, nicht mit dem Bewufstseyn in Einheit seyn soll. Wegen dieser defshalb blofs äufserlichen Einheit wird die wahre und innere Einheit vielmehr so vorgestellt, dafs dieselbe ein dem erkennenden Bewufstseyn Unerreichbares sei, und weder der Gegenstand noch das Bewufstseyn, wie jedes an sich sei, sondern nur, wie es erscheine, erkannt werden könne. So läfst also *Kant* es bei der blofsen Aufgabe bewenden, indem er wohl die Kraft gehabt hat, sich solche Aufgabe zu stellen, aber zu ohnmächtig gewesen ist, auch dieselbe zu lösen.

Was defshalb die Kantische Philosophie zunächst zur Folge haben mufste, konnte auch nichts Anderes seyn als die Kantische Kraft und Ohnmacht selber, entweder die einmal aufgestellte Aufgabe festzuhalten, und weiter zu verfolgen, oder dieselbe ganz aufzugeben, und sich damit als mit einer sogenannten Thatsache, dafs die Wahrheit nicht könne erkannt werden, ein für allemal zu begnügen. Da es aber in philosophischer Hinsicht allein nur von Interesse seyn kann, zu sehen, wie in der weiteren Entwickelung und Ausbildung der Wissenschaft eine so wichtige Aufgabe wirklich ihre Lösung erhält, so mag es hinreichen, von Seite der Ohnmacht bemerklich zu machen, dafs es die sogenannten Kritiker und Skeptiker der Zeit sind, die jene Kantische Aufgabe ganz unberücksichtigt gelassen, und darum auch nur von dieser Seite als Schüler Kants angesehen werden können. Von Seiten der

Digitized by Google

Kraft aber ist zunächst *Fichte* es gewesen, welcher die Kantische Aufgabe nicht nur festgehalten, sondern auch schärfer ins Auge gefafst hat, indem er das Bewufstseyn als ein solches bestimmt, das an sich oder seinem Begriffe nach schlechthin das Wissen vom Gegenstand sei, aber dasselbe in seiner Einheit mit dem Gegenstand diesen seinen Gegenstand zugleich als ein von ihm unterschiedenes Anderes (Nicht-Ich) sich gegenüber habe. Insofern nun der Gegenstand als nicht das Bewufstseyn oder als nicht das Ich selbst ein Anderes seyn und bleiben soll, also ein solches, worin das Bewufstseyn nicht sich selbst erkennt, so ist auch hier wiederum, ungeachtet jener an sich seienden Einheit, die nicht auch zugleich für sich dieselbe ist, die Trennung des Gegenstandes von dem Bewufstseyn das Wesentliche, woraus denn von selbst sich ergibt, dafs, indem der Gegenstand als ein dem Bewufstseyn entgegengeseztes unbekanntes Seyn fixirt wird, das darum, wenn auch in unzertrennlicher Einheit mit dem Bewufstseyn, doch nie und nimmer aufhören kann, ein demselben unüberwindliches Anderes und Fremdes auszumachen, auch *Fichte* zum eigentlichen Bewufstwerden des Gegenstandes, oder zu der geforderten Erkenntnifs, wie das Bewufstseyn den Gegenstand erkenne, nicht gekommen ist.

Dafs nun *Fichte* so wenig als *Kant*, indem sowohl jenem als diesem der Gegenstand ein dem Bewufstseyn unbekanntes Seyn (Nicht-Ich, Ding an sich) geblieben ist, die Aufgabe gelöst hat, hat *Schelling* wohl eingesehen, und indem auch er, wie *Fichte*, diese Aufgabe, nämlich die Einheit des Gegenstandes mit dem Bewufstseyn als das wesentliche Princip der Wissenschaft festhält, nimmt er die Trennung des Gegenstandes von dem Bewufstseyn als unwesentlich oder blofs äufserlich an, so dafs also in der Erkenntnifs Gegenstand und Bewufstseyn nicht selbstständig einander gegenüber bleiben, sondern zusammen eine wesentliche oder innere Einheit sind. So hätte denn *Schelling* die Einheit ihrem wahren Begriffe gemäfs zwar insofern gefafst, als dieselbe die Trennung des Gegenstandes und des Bewufstseyns, welche bei *Kant* und *Fichte* trotz der Einheit dennoch stehen blieb, als aufgehoben enthält, jedoch nicht auch erwiesen, wie solche Trennung sich aufhebt, oder in der Erkenntnifs Gegenstand und Bewufstseyn an ihnen selbst das Aufheben der Trennung sind. Weil nun aber das Bewufstseyn einzig und allein nur dadurch mit seinem Gegenstand zu solcher Einheit gelangt, zeigt sich, dafs auch *Schelling* die Aufgabe, wie die Einheit des Bewufstseyns mit seinem Gegenstand in und durch die Erkenntnifs sich gestalte, nicht wahrhaft gelöst, und der Voraussetzung der Einheit wegen diese Einheit ihrem wahren Begriffe nach nicht erkannt hat, wenn gleich solche Voraussetzung nicht wenig zur völligen Lösung der Aufgabe beigetragen haben mag.

Nach diesen, wenn auch genialen, aber dennoch stets vergeblichen Versuchen ist denn endlich in der *Phänomenologie des Geistes von Hegel* die wirkliche Lösung der Aufgabe wissenschaftlich ausgeführt worden, so dafs man im Allgemeinen sich von derselben die Vorstellung machen kann, dafs sie Alles das vollkommen erreicht habe, was die Kantische Kritik nicht zu erreichen im Stande gewesen ist. Im kritischen Sinne defshalb ist dieselbe keineswegs, wie die Kantische sogenannte Vernunftkritik, eine blofse Untersuchung, ob die Vernunft auch der Erkenntnifs der Wahrheit fähig sei, so dafs diese Erkenntnifs selbst auf sich beruhen bliebe, sondern sie begreift, indem sie ihres Verfahrens innerhalb ihrer selbst allseitig bewufst ist, vollkommen, wie die Vernunft wirklich zur Erkenntnifs der Wahrheit sich vollendet. Darum ist der Kantischen Kritik gegenüber erst die Phänomenologie des Geistes die eigentliche Kritik der reinen Vernunft, gegen welche jene Kritik nur eine Kritik des blofsen Bewufstseyns ist, wefshalb auch diese einen unendlich reicheren Inhalt hat, indem sie die innere Natur des Geistes für das Gesammtgebiet seiner Erscheinung im Bewufstseyn aufschliefst, und die vielfachen Gestalten, die der Geist annimmt und ablegt, und welche darum vorübergehende Gestalten sind, als seine Erscheinungen uns vorüberführt, so dafs ihr Inhalt mit Recht als die tiefste und gröfste aller Geschichten gefafst werden kann. Von Seite der Erkenntnifs mag sie in aller Kürze als die Wissenschaft des Werdens und sich in sich selber Vollendens des Wissens charakterisirt werden.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um den Standpunkt bezeichnet zu haben, vom dem aus die vorliegende Abhandlung allein nur wissenschaftlich beurtheilt werden kann. Denn dieselbe hat das mit der Phänomenologie des Geistes gemein, dafs sie, nicht nur was ihre allgemeine Tendenz angeht, sondern auch was die Art und Weise des Ganges und der Entwickelung ihres Inhalts betrifft, jene Aufgabe als gelöst zum wissenschaftlichen Elemente ihrer Darstellung hat. Aber von ihr unterscheidet sie sich dadurch, dafs sie noch insbesondere den Zweck hat, mit dem wissenschaftlichen Wege der Erkenntnifs als der speculativen Methode, die in jener gediegen fortwaltet, näher

Digitized by Google

zu befreunden, welcher Zweck auch selbst schon auf dem Titel der Abhandlung angedeutet ist, indem dieselbe unter der Benennung einer Kritik des Bewufstseyns als die erste Hauptabtheilung einer *Propädeutik* der Philosophie bezeichnet wird, noch mit der näheren Bestimmung, den ersten Band einer theoretischen oder reinen Vernunftwissenschaft auszumachen. Da nun schon wegen der in der Wissenschaft mit dem Inhalt aufs Innigste geeinten Form die sicherste Vertrautheit und vollkommenste Bekanntschaft mit der wissenschaftlichen Methode erforderlich ist, um näher in den Inhalt eindringen und denselben gehörig verstehen zu können, so kann dieser Zweck, welchen der Verf. zugleich mit der wissenschaftlichen Ausführung verbindet, nicht anders als höchst wünschenswerth und erfreulich seyn, und wir müssen gestehen, dafs er die speculative Methode selbst in die gewöhnlichsten Sphären des Bewufstseyns hinüberzuführen, und dasselbe aus diesen Sphären heraus in die speculative Sphäre zu erheben weifs, ohne sich in der Gründlichkeit nur das Geringste zu vergeben. Dazu kömmt noch, dafs er, indem er auf diese Weise das dem gewöhnlichen Bewufstseyn keinesweges nahe liegende Verständnifs speculativer Gedanken ungemein erleichtert, auch vielfach das selbst vor diesem Bewufstseyn nichts voraus habende gewöhnliche Philosophiren der Zeit gründlich in Rücksicht nimmt, und nicht selten äufserst treffend seine inhaltslose Kahlheit aufzeigt, so dafs uns insbesondere auch von dieser Seite die Abhandlung ganz an der Zeit zu seyn scheint.

Bevor wir jedoch auf dieselbe weiter eingehen, dürfte es wohl zweckmäfsig seyn, wenn wir noch die Phänomenologie des Geistes nach der Seite hin, wornach sie das Princip und die Aufgabe der neueren Philosophie wirklich gelöst, näher ganz allgemein so auffassen und uns vorstellen würden, dafs sie, als die Wissenschaft der Erfahrung des Bewufstseyns, die Erforschung desselben enthalte, wie es, indem es sich für das Wahre hält, und nur das erscheinende Wissen ist, als die Bewegung zu sich selbst sich erweist, wie es das Wahre selbst, das absolute Wissen ist. Hierin ist schon enthalten, dafs das untersuchende Bewufstseyn oder Wissen in das Wissen, welches untersucht wird, selbst fällt; defshalb hat das Bewufstseyn innerhalb seiner selbst den Mafsstab der Prüfung, ob auch der Begriff oder das Wissen dem Gegenstand, und der Gegenstand dem Wissen von ihm entspreche, und ist so lange über den Gegenstand, und damit auch über sein Wissen von ihm hinauszugehen genöthigt, als es die Erkenntnifs der Wahrheit noch nicht gewonnen hat. Da nun der Verf. auf gleiche Weise diese wahrhafte Methode der Erkenntnifs zum Princip der Darstellung seiner Abhandlung gemacht hat, so wird in der Beurtheilung derselben insbesondere darauf gesehen werden müssen, ob auch in ihr diese Methode, weil dieselbe die eigene Bewegung und Gestaltung des Inhalts ist, stets als das Leitende und Führende sich beweise, oder nicht, wornach denn ihr wissenschaftlicher Werth zu bestimmen seyn würde.

Indem wir in diesem Sinne zur Beurtheilung der Abhandlung selbst übergehen, machen wir die Forderung, dafs auch der Verf. seinem Zwecke gemäfs uns sogleich über das wissenschaftliche Princip der Erkenntnifs in der erwähnten Bedeutung verständige, und, indem in dieser Hinsicht das Verhältnifs, welches das Bewufstseyn als Wissen zu dem Gegenstande als dem Wahren hat, insbesondere zu berücksichtigen wäre, eben weil in demselben der gesammte Inhalt sich bewegt, so würde eine Propädeutik der Philosophie das Bewufstseyn auch in diesem Sinne zu erörtern haben, was denn auch der Verf. in der Einleitung, ja selbst in einem eigenen grofsen Abschnitt als dem ersten seiner Abhandlung deutlich und klar ausgeführt hat. Zunächst in der Einleitung bezieht derselbe jenes Verhältnifs auf die Philosophie im Allgemeinen, und bestimmt diese Wissenschaft ganz demselben gemäfs näher so, dafs nicht vor noch aufser ihr eine Erklärung dessen, was Philosophie sei, gegeben werden könne, indem sie einzig und allein nur im Wissen von ihr vorhanden sei, und ihr Gegenstand als weder in der Erfahrung noch in der Vorstellung gegeben sich erst mit der Erkenntnifs und für dieselbe erzeuge. Auf gleiche Weise leitet er aus demselben den propädeutischen Zweck ab, welchen die Philosophie haben könne, und sezt diesen Zweck darein, dafs das natürliche oder gewöhnliche Bewufstseyn von einer Menge von Meinungen, Vorstellungen und Voraussetzungen, überhaupt von seiner ganzen natürlichen Art und unmittelbaren Verhaltungsweise, ja von der Weise des Vorstellens selbst, wie von der Weise des blofs reflectirenden und formellen Denkens (also auch von dem, was so gewöhnlich Metaphysik und Logik heifst), und von aller blofsen Subjectivität und deren beschränkten Ansichten gereinigt und befreiet werde, um als reines allgemeines Bewufstseyn der Vernunft oder als rein vernünftiges Denken der Erkenntnifs der Wahrheit fähig und theilhaftig zu werden. Ferner zeigt der Verf. aus jenem

Digitized by Google

Verhältnifs von Seite wissenschaftlicher Erkenntnifs das Bewufstseyn als ein solches auf, dessen wissenschaftliche Entwickelung eine aus sich selbst sich entfaltende Selbsterkenntnifs sei, in welchem Sinne denn auch die Philosophie diejenige Wissenschaft ausmache, in welcher das Seyn oder die Substanz der Vernunft von dem Wissen der Vernunft vollkommen erreicht werde.

Aber in dem ersten Abschnitt seiner Abhandlung, welcher von dem Verhältnifs des Bewufstseyns zum Gegenstand selbst handelt, entwickelt der Verf. ausführlich, was er in der Einleitung mehr nur obenhin berührt hat. Ganz vorzüglich hat er dieses Verhältnifs dadurch in das Licht zu stellen gewufst, dafs er dasselbe, wie es auch ja nahe lag, auf die von Alters her bekannte Definition der Wahrheit, nämlich dafs die Wahrheit die Uebereinstimmung des Wissens oder der Erkenntnifs mit seinem Gegenstand sei, bezogen hat. Wenn auch selbst schon diese Definition das Verhältnifs des Bewufstseyns zum Gegenstand, aber nur ganz unmittelbar ausdrückt, so genügt das doch nicht, eben weil der Gegenstand, wie derselbe sich unmittelbar darstellt, keinesweges wahr und gewifs sich verhält, sondern allein nur dadurch wahr und gewifs ist, dafs er durch das Wissen erst zu seiner Wahrheit erhoben wird, was selbst schon, wie auch der Verf. bemerkt, aus der Definition gefolgert werden müfste, indem dieselbe in der Bestimmung der Wahrheit als der Uebereinstimmung des Wissens und des Gegenstandes die Wahrheit nicht ohne das Wissen, und defshalb so befafst, dafs sie als diese Uebereinstimmung ohne das Wissen nicht zu Stande zu kommen vermöge. In diesem wahren Sinne hat denn auch der Verf. die Definition festgehalten, also vernünftiger Weise nicht in dem unmittelbaren Ausdruck einer Definition, sondern dieselbe nach ihrer Entwickelung zu Grunde gelegt, woraus sich denn ergibt, dafs jene Uebereinstimmung nicht eher vorhanden ist, als bis dieselbe sich zur Wahrheit selbst erhoben hat, weil vor dieser ihrer Erhebung zur Wahrheit selber in ihr sowohl der Gegenstand als auch das Wissen von demselben nicht wahr und gewifs seyn kann. Alsdann wird mit Beseitigung aller Voraussetzung, die es mit einem für sich und aufser dem Erkennen bestehenden Wahren zu thun hat, und mit der näheren Bestimmung, dafs in einer Kritik des Bewufstseyns nichts Anderes als die *Wahrheit* unseres Wissens und Erkennens selbst zu untersuchen sei, das Bewufstseyn aus diesem seinem Verhältnifs zum Wahren so betrachtet, dafs das Wissen vom Gegenstand, indem der Gegenstand und das Wissen von ihm ganz gleich sich verhalten, für das Bewufstseyn auch die Wahrheit und das Wesen des Gegenstandes sei, aber solches Wissen als nur für das Bewufstseyn wahr und gewifs, damit noch keinesweges das Bewufstseyn mit dem Gegenstand, wie derselbe in Wahrheit an sich ist, schon übereinstimme. Weil defshalb das Bewufstseyn in diesem seinem Wissen das Seyn und Wesen des Gegenstandes noch nicht erreicht habe, müsse dasselbe über die Wahrheit des Gegenstandes, und darum auch über seine Gewifsheit, die es von dem Gegenstande habe, oder über sein Wissen von dem Gegenstand, indem es darin nicht sich befriedigen könne, in Ungewifsheit gerathen. Aber damit ändere sich auch sein Wissen, und mit der Aenderung seines Wissens, weil der Gegenstand nun dem Bewufstseyn nicht mehr so gelte als zuvor, trete zugleich eine Aenderung des Gegenstandes für das Bewufstseyn ein, so dafs also das Bewufstseyn in seinem ersten Wissen den Gegenstand nur für das Wahre gehalten habe. Demnach vermöge auch das Bewufstseyn den ihm zur Unwahrheit gewordenen Gegenstand nicht länger festzuhalten, und könne darum auch eben so wenig, indem es erkenne, dafs das Wahre des Gegenstandes nur für sein Wissen das Wahre, aber nicht an sich dasselbe gewesen sei, sein erstes Wissen als wahr gelten lassen, wefshalb mit solcher Erkenntnifs das Bewufstseyn an ihm selbst eine Erfahrung gemacht habe, in welcher sich das, was ihm zuerst das Ansich des Gegenstandes oder das Wahre gewesen, nunmehr zur blofsen Erscheinung sowohl des Wissens als des nur so gewufsten Gegenstandes heruntergesunken sei. Zulezt nach der Anweisung, wie noch an dem Bewufstseyn sowohl der Gegenstand, den es hat, als darin es selbst, und wie es ihn hat, betrachtet, oder dasselbe in seinen Bestimmungen getreu aufgefafst werden müsse, damit es ohne alle Einmischung von unserer Seite sich durch sich selbst entwickele, so dafs wir weiter nichts zu thun haben, als nur dieser seiner Entwickelung zuzusehen, geht der Verfasser, indem er nun in einem zweiten Abschnitt für den propädeutischen Zweck die wichtigsten Stufen der Entwickelung des Bewufstseyns zum Wissen, welches Vernunft ist, zu erörtern anfängt, zur Betrachtung des Bewufstseyns über, wie dasselbe in seiner Erscheinung oder in den Erfahrungen, die es an sich selber macht, das Bewufstseyn, oder wie es das *phänomenologische* Bewufstseyn ist.

Da in diesem zweiten Abschnitt, nachdem der Verf. in der Einleitung und dem ersten Abschnitt seiner Ab-

Digitized by Google

handlung die philosophische Propädeutik dem wissenschaftlichen Elemente und Princip der neueren Philosophie überhaupt und ihres jetzigen Standpunkts insbesondere ganz angemessen entwickelt hat, das Bewufstseyn erst inhaltsvoll Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung wird, dürfte nun, wie schon früher erinnert, in der Beurtheilung des wissenschaftlichen Inhalts selbst ganz vorzüglich darauf zu merken seyn, in wie ferne der Verf. diesen Inhalt aus dem im ersten Abschnitt entwickelten Verhältnifs des Wissens zum Wahren, welches den Begriff des Bewufstseyns selbst ausdrückt, als die wissenschaftliche Methode der Erkenntnifs, wie dieselbe sich macht, durchweg aufgefafst und behandelt habe. Indem nun der Verf. diesen zweiten Abschnitt in drei Hauptabtheilungen, nämlich in die Lehre vom *Bewufstseyn, Selbstbewufstseyn* und von der *Vernunft* eintheilt, kann diese Eintheilung dem so eben erwähnten Begriffe des Bewufstseyns gemäfs nicht eine dem Bewufstseyn äufserliche Eintheilung ausmachen, und müfste sich defshalb als eine solche beweisen, die das Bewufstseyn durch den Verlauf seiner Entwickelung und Bewegung als die eigene Bestimmung seiner Selbst hervorzubringen haben würde. Weil ferner diese Entwickelung des Bewufstseyns aus dem Begriffe desselben als dem inneren Verhältnifs seiner als des Wissens zum Wahren hervorgeht, aber in solcher Fortbewegung des Bewufstseyns das Wissen noch von dem Wahren getrennt ist, müfste auch das Bewufstseyn in seiner Erhebung vermittelst des Selbstbewufstseyns zur Vernunft diese Trennung seines Wissens von dem Wahren durch sich selbst aufheben. Da jene Entwickelung und Erhebung zunächst vom Bewufstseyn als solchem ausgeht, hätte der Verfasser selbst schon dieses Bewufstseyn in seiner Bewegung zum Selbstbewufstseyn hin aus dem erwähnten Verhältnifs zu entwickeln, und, indem er dasselbe in das *sinnliche Bewufstseyn* oder die *unmittelbare Gewifsheit*, das *Wahrnehmen* und den *Verstand* eintheilt, würde das Bewufstseyn, indem es jenem Verhältnifs gemäfs zum Wissen dessen, was es ist, zu gelangen hat, durch diese Weisen seines Verhaltens, in welchen es noch das Wissen von einem Anderen ist, von diesem Anderen weg zu sich selbst hin sich bewegen, oder aus demselben, eben weil es noch ein Anderes als es selbst ist, zu sich zurückkehren, und, weil es dadurch aufhört, nur das Wissen von einem Anderen zu seyn, sich selber der Gegenstand und damit das Wissen von sich selber oder auch das Selbstbewufstseyn werden müssen. Allein nur wenn der Verf. in seiner Abhandlung das Bewufstseyn in diesem Sinne ganz seinem Begriffe gemäfs zum Gegenstand der Erkenntnifs gemacht hat, können wir dieselbe als wissenschaftlich, oder, was dasselbe ist, als wahr und gewifs gelten lassen, wefshalb wir, um solches zu erproben, seine Darstellung Schritt vor Schritt zu verfolgen haben werden.

Zunächst von der sinnlichen Gewifsheit im Allgemeinen, mit welcher der Verf. defshalb beginnt, weil sie das unmittelbarste Verhalten des Bewufstseyns zum Gegenstande ist, zeigt derselbe gegen die gewöhnliche Vorstellung, nach welcher sie alle Wahrheit und Realität seyn soll, während sie das zwar nicht zu bezweifelnde, jedoch nur blofse Vorhandenseyn äufserlicher Dinge betrifft, dafs solche Richtigkeit, nämlich dafs das, was wir durch die Sinne empfinden und anschauen, eben dasjenige ausmache, was es sei, und in diesem Sinne wahr und gewifs sich verhalte, noch keine Wahrheit und Gewifsheit, wie die Vernunft sie fordere, oder noch keine Vernunftwahrheit sei, um die es doch allein nur in der Wissenschaft zu thun seyn könne. Aus seiner ganzen Darstellung der sinnlichen Gewifsheit geht auf das Klarste hervor, dafs die sinnlichen Dinge, insofern sie als solche d. h. nicht einmal in ihrer unvergänglichen Gattung, wie z. B. *Platon* und *Aristoteles* dieselben betrachtet haben, als wahr und gewifs gelten sollen, vielmehr nichtig und unwahr sind, und das sinnliche Bewufstseyn als unmittelbare Gewifsheit aller Gegenstände der Aufsenwelt in seinem unendlichen Reichthum unmittelbar gewisser Wahrheiten trotz dieses seines Reichthums und des Scheines das allerrealste Bewufstseyn auszumachen, das dürftigste und ärmste ist, was es nur geben kann. Was aber das Nähere der sinnlichen Gewifsheit betrifft, insofern das Bewufstseyn nur auf das blofs sinnliche Daseyn und Vorhandenseyn gerichtet ist, würde der Verf. zu erörtern haben, wie das Bewufstseyn, eben weil dem Begriffe desselben oder seinem Verhältnifs zum Wahren gemäfs dieses sinnliche Daseyn als der Gegenstand dem Bewufstseyn zunächst das Wahre seyn mufs, anstatt das Wahre und Gewisse zu seyn, vielmehr nur sich für das Wahre *hält*, oder das Allergewisseste zu seyn *meint*. Um dieser Anforderung zu genügen, geht derselbe davon aus, dafs das auf den Gegenstand gerichtete sinnliche Bewufstseyn wegen der Gleichheit des Gegenstandes und des Wissens das seiner Wahrheit gewisseste sei, und fafst diese Wahrheit in den Satz zusammen, nämlich: „Ich d. h. dieser Einzelne habe und weifs

Digitized by Google

unmittelbar dieses, diesen einzelnen Gegenstand," welchen Inhalt das Bewufstseyn in folgenden Sätzen, als: dieses ist ein Baum, hier ist ein Haus, jezt ist es Mittag u. s. f. aufzuzeigen und auszusprechen meine. Von solcher Wahrheit der sinnlichen Gewifsheit zeigt er nun weiter, dafs diese Sätze, in welchen das Dieses (Gegenstand), das Hier (Raum) und das Jezt (Zeit) die Subjecte ausmachen, noch keine Urtheile sind, aber auch, dafs dieselben dadurch in Urtheile verwandelt werden, dafs dieses auch nicht ein Baum, hier auch nicht ein Haus, und jezt auch nicht Mittag, sondern vielmehr Dieses Jedes und Alles, Hier überall, und Jezt immer sei, also, indem Dieses und Hier von allen Gegenständen, und Jezt von aller Zeit gelte, das sinnliche Bewufstseyn schon über die Unangemessenheit dessen, was es zeige und sage, zu dem, was es eigentlich meine, zur Besinnung gebracht werde. Ferner wird bemerkt, dafs das Bewufstseyn, wenn es den Ausdruck einer allgemeinen Vorstellung oder eines Gattungsnamens (Baum, Haus u. s. f.) gebrauche, schon nicht mehr erstes oder sinnliches Bewufstseyn bleibe, weil eben solche Allgemeinheit den Gegenstand nicht lasse, wie er sei, und solche Gattungsnamen, anstatt ein Unmittelbares oder Dieses zu bezeichnen, vielmehr ein Allgemeines oder Nicht-Dieses d. h. nicht nur dieses und defshalb Anderes auch ausdrücken. Da jedoch das sinnliche Bewufstseyn den sinnlichen Gegenstand auf andere Weise nicht bezeichnen könne, vermöge dasselbe nicht einmal sein unmittelbares Wissen auszusprechen, woraus hervorgehe, dafs, indem es nicht über das blofse Meinen hinauskomme, die erste Erfahrung, welche das Bewufstseyn mache, die sei, dafs das Dieses, das Hier und das Jezt, womit es einen von anderen Gegenständen unterschiedenen ganz bestimmten einzelnen Gegenstand zu bezeichnen glaube, aber damit selbst das Gegentheil dessen, was gemeint sei, ausdrücke, anstatt ein nur Einzelnes auszumachen, vielmehr als Allgemeines durch alle Erfahrung hindurch sich erhalte, und von allen unmittelbaren Gewifsheiten der einzelnen sinnlichen Gegenstände als nichtigen und vergänglichen nichts bleibe, was Inhalt des Wissens wäre.

Indem also der einzelne sinnliche Gegenstand durch diese Betrachtung, was er ist, sich als nichtig darstellt, hat der Verf. denselben ganz richtig als einen solchen erkannt, der, anstatt das Wahre selbst auszumachen, von dem sinnlichen Bewufstseyn nur für das Wahre gehalten wird. Weil aber defshalb der sinnliche Gegenstand als nicht mehr unmittelbar oder ohne alles Verhältnifs zu einem Anderen sich verhält, wäre das sinnliche Bewufstseyn noch in dem Sinne weiter zu verfolgen, nämlich wie dasselbe das Wissen des Gegenstandes als einer nur vermeinten Wahrheit sei. Der Gegenstand als nicht mehr unbedingt und unmittelbar kann nur durch dasjenige bedingt und vermittelt seyn, welchem er gegenständlich ist, also durch das Bewufstseyn. Hiermit wird nun vom Verf. der sinnliche Gegenstand in seinem Verhältnifs zum sinnlichen Bewufstseyn so aufgezeigt, dafs derselbe nur durch die Sinne für das Bewufstseyn oder nur insofern vorhanden sei, als er gesehen, gehört u. s. f. werde, und es darum ohne sinnliches Bewufstseyn keine sinnliche Welt gebe. Die sinnliche Welt oder ihre einzelnen Gegenstände machen aber das Veränderliche und Vergängliche aus, und das Bewufstseyn hat dieselben nur durch die Sinne zum Gegenstand, weifs sich mit jedem seiner Sinne in Einheit, und vermag sich von allen Sinnen zu unterscheiden, ja sogar selbst von denselben zu abstrahiren; es beweise sich als ein solches, das nicht an seine Sinne gebunden, sondern vielmehr die Gewifsheit sei, dafs es in aller Veränderung und dem Verschwinden der einzelnen sinnlichen Gegenstände so wenig als das Bleibende derselben, nämlich das Dieses, das Hier und das Jezt, verschwinde, und defshalb als nicht blofs einzeln und unmittelbar, indem Ich jeder und von allen anderen Ich ganz unterschiedslos sich verhalte, ein *Vermitteltes* und *Allgemeines* sei.

Hiermit ist nunmehr vom Verf. noch anzugeben, was denn aus dieser Entwickelung des sinnlichen Bewufstseyns neu hervorgehe oder sich neu gestalte. Diefs Neue entsteht ihm dadurch, dafs er aufzeigt, dafs das Dieses, das Hier und das Jezt, welches für den Inhalt als das Bleibende sich erwiesen, und in der Allgemeinheit und Einheit zusammengefafst ist, nunmehr die gegenständliche Sache werde, die als eine Vielheit von einzelnen Diesen, Hier und Jezt oder auch Bestimmtheiten, dieselben als vermittelte in sich schliefse und aufbewahrt enthalte — als ein einfaches Zusammen von sinnlichen Bestimmtheiten, das zugleich für sich bestehe, das Ding von vielen Eigenschaften. Dieses als der neue Gegenstand mache auch den Gegenstand eines neuen Bewufstseyns aus, das als das *Wahrnehmen* oder auch das *wahrnehmende Bewufstseyn* nicht mehr wie das sinnliche Bewufstseyn nur einzeln sich verhalte, sondern gleich wie der neue Gegenstand auch eine allgemeine Seite habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19. u. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1828.

System der theoretischen Philosophie. Von Dr. Georg Andreas Gabler.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der philosophischen Propädeutik, als Einleitung zur Wissenschaft.

(Beschluſs.)

Nunmehr betrachtet der Verf. das wahrnehmende Bewuſstseyn, wie es sich ergeben hat, daſs es den Gegenstand nicht anders zu nehmen habe, als er sei, und weil derselbe das Ding von vielen Eigenschaften ausmache, das Bewuſstseyn sowohl an dem Dinge ein *Zusammen* von vielen Eigenschaften als auch das Ding als *Einfaches* und *Eins* wahrnehme, das sich von andern Dingen ausschlieſse. Nach einer Seite gilt es ihm, daſs jede Eigenschaft eine andere als die andere ruhig neben einander keine die andere berühre oder störe, und darum auf sich selbst sich beziehe (z. B. der Zucker ist süſs, *auch* weiſs, *auch* krystallinisch, *auch* auflösbar u. s. f.); aber er nimmt eben so zugleich wahr, daſs das Ding als Einfaches und die anderen Dinge von sich ausschlieſsendes Eins ein Vielfaches an ihm selbst sei, indem seine Eigenschaften als die vielen in *ihm* als *dem Einfachen* und *Einen* beisammen sind (z. B. der Zucker ist nicht wo anders süſs, als wo er weiſs ist, nicht wo anders krystallisirt, als wo er auflösbar ist u. s. f.); ferner, daſs die Eigenschaften, ob zwar in Einheit mit dem Dinge, doch nicht diesem Dinge ausschlieſslich, sondern auch anderen Dingen angehören, mithin über das einzelne Ding hinausgehen. Weil deſshalb die Eigenschaften, indem eine und dieselbe auch an anderen Dingen und an diesen wiederum in anderer Verbindung oder in Verbindung mit anderen Eigenschaften wahrgenommen werde, von der Verbindung sowohl mit diesem Dinge als auch mit einem anderen Dinge und von der Verbindung unter einander frei seien, und darum ganz ungebunden sich verhalten, ja die nämliche Eigenschaft in diesem Dinge zu der nämlichen Eigenschaft in einem anderen Dinge in viel näherer Beziehung als zu jeder anderen von ihr verschiedenen in dem nämlichen Dinge stehe, so daſs sie, obgleich in verschiedenen Dingen, doch eine Einheit und Gleichheit ausmachen, würden sie als solche wahrgenommen, die als frei gewordene *Stoffe* oder *Materien* (z. B. das Süſse, das Bittere, Saure, Magnetische, Elektrische u. s. f.) existiren. Für das Ding des Wahrnehmens ergebe sich an diesem Inhalt hiemit, daſs es ein solches sei, das gar kein äuſserliches Daseyn habe, sondern vielmehr ein Allgemeines ausmache; denn ein Ding sei Alles, oder darin, daſs etwas ein Ding sei, keines von dem anderen verschieden, indem zwar ein Ding, aber nicht *das* Ding aufgezeigt werden könne. Deſshalb sei das Ding, wovon das wahrnehmende Bewuſstseyn rede, eigentlich nichts weiter als sein eigenes Product oder seine eigene Vorstellung, die es sich von dem Dinge mache. Ein Gleiches ergebe sich für die Bestimmtheiten, Eigenschaften; dadurch werde auch wiederum etwas als ein Allgemeines bezeichnet, das doch gar nicht vorhanden sei; indem es weder *die* Eigenschaft, die eine reine Allgemeinheit sei, noch die besondere und bestimmte Eigenschaft aufzuzeigen vermöge, weil das wirklich oder unmittelbar Vorhandene nur das ganz Einzelne ausmache, das bloſs sinnlich empfunden werden könne, also, wenn z. B. das wahrnehmende Bewuſstseyn aussage: das Salz ist bitter, das Laub ist grün u. s. f., es hiemit unmittelbar eine Unwahrheit für die sinnliche Gewiſsheit begehe, weil nicht das Bittere oder Grüne überhaupt, sondern allein nur dieses bestimmte Salzbittere, Laubgrüne vorhanden sei. Wenn darum das wahrnehmende Bewuſstseyn von Dingen und Eigenschaften spreche, bringe es dieselben, anstatt auſser sich vorzufinden, vielmehr zum Wahrnehmen mit. Es mache darum die Erfahrung, daſs, indem es glaube, sich allein nur mit sinnlichem Stoff zu thun zu machen, es vielmehr mit seinen eigenen Bestimmtheiten sich beschäftige, durch die getäuscht ihm das wahre Ding in ein nur vermeintes wahres oder in ein Ding der Täu-

Digitized by Google

schung sich verkehre, woraus denn hervorgehe, dafs das Bewufstseyn kein reines Auffassen des Wahren gewesen sei.

Das wahrnehmende Bewufstseyn kann es sich so nicht verbergen, dafs am Gegenstande ein Widerspruch sich hervorgethan habe, wefshalb sein Verhältnifs zum Gegenstand als dem Wahren nun noch weiter, nämlich von *Seiten des Wissens* betrachtet werden müfste, oder wie es diesen Widerspruch, da es denselben nicht dem Dinge als dem Wahren zuschreiben kann, aus dem Dinge zu entfernen bestrebt ist. Demnach bemerkt der Verf., dafs, da im Wahrnehmen aufser dem Dinge als dem Wahren nichts als das wahrnehmende Bewufstseyn vorhanden sei, dieses darum als auf sich selbst zurückgewiesen sich so fasse, dafs es das Widersprechende nicht dem Dinge, sondern sich selbst zurechne, oder den Widerspruch auf sich nehme. Defshalb lasse es zunächst nur das Sichselbstgleiche und Eins des Dinges gelten, weil diefs sich nicht widerspreche; es rechne sich darum die Vielheit und Verschiedenheit der Eigenschaften zu, so dafs diese nicht dem Dinge selbst, sondern allein nur seinem Auffassen des Dinges durch die verschiedenen Sinne (z. B. der Zucker ist nur süfs an die Zunge gebracht, weifs vor das Auge gehalten u. s. f.) zukomme. So das Ding ohne seine Eigenschaften genommen kann nur als allgemeines Medium oder Bestehen der vielen verschiedenen unabhängigen Eigenschaften gefafst werden. Darum mufs das wahrnehmende Bewufstseyn *sich* nun das *Eins* des Dinges, wie es sich vorher bestimmt hatte, als das Widersprechende zurechnen, und dafs die vielen Eigenschaften in *Einem* zu bestehen scheinen, als seine Täuschung auf sich nehmen; es mufs dieselben durch seine Unterschiede und Rücksichten, wozu es sich des Wortes „*Insoferne*" bediene, auseinander zu halten suchen (z. B. der Zucker, insofern derselbe süfs ist, ist er nicht weifs, insofern er weifs ist, nicht krystallinisch u. s. f.), wodurch aber, da jede Eigenschaft etwas Anderes für sich seyn solle, das Ding in der That selbst vernichtet werde, weil dasselbe seine Dingheit wesentlich in der Einheit mit seinen Eigenschaften habe.

Hieraus erhellt, dafs beide Seiten, nämlich das Zusammen der verschiedenen Eigenschaften und die Einheit derselben, wenn gleich entgegengesezte und widersprechende Bestimmungen, dem Dinge gleich nothwendig sind, aber auch, dafs das wahrnehmende Bewufstseyn, indem es den Widerspruch von dem Dinge abzuhalten bestrebt ist, und darum von der einen der entgegengesezten Seiten desselben zu der andern hinüberspringt, aber eben deffwegen von demselben aus der einen Irre in die andere geschickt wird, *dem Dinge* beide entgegengesezte Bestimmungen beilegt, und zugleich auch *sich selber* zurechnet, also dasselbe den Widerspruch so wenig *aus dem Dinge* als *aus sich selbst* zu entfernen im Stande ist. Die unmittelbare Reflexion hierauf ist, dafs defshalb derselbe sowohl dem Dinge als auch dem Bewufstseyn als *gleich wesentlich* sich erweist; sonach ist das wahrnehmende Bewufstseyn noch zulezt von Seiten dieser seiner Einheit und Gleichheit mit dem Gegenstande aufzufassen. Hiemit ist eine neue Bestimmung für beide hervorgegangen, woraus also ein neuer Gegenstand und ein neues Bewufstseyn sich gestaltet, welches das *verständige* zu nennen ist.

Es ergibt sich, dafs dasselbe weder, wie das sinnliche Bewufstseyn, ein nur Sinnliches, noch wie das wahrnehmende Bewufstseyn ein Allgemeines, das noch durch Sinnliches bedingt ist, sondern über beides hinausgegangen ein unbedingt Allgemeines zu seinem Gegenstande hat. Dieses Allgemeine ist als nichts Sinnliches mehr schon *Gedanke*, und darum eigenes Wesen des Bewufstseyns, das aber noch als Anderes demselben gegenständlich ein solches ist, worin es nicht sich selbst erkennt. Das wahrnehmende Bewufstseyn war aber zulezt diefs Thun, dem Wesen und darum dem Gedanken nach wechselsweise bald nur die eine Seite, nämlich das Eins des Dinges, bald nur die andere desselben, nämlich das blofse Zusammen der Eigenschaften festzuhalten, und in seiner ganzen Bewegung nichts Anderes als das fortwährende Uebergehen von der einen dieser entgegengesezten Bestimmungen zur anderen zu seyn. Das unbedingt Allgemeine, eben weil es sich als das dem Bewufstseyn Gleiche ergeben, stellt sich gleichfalls auch als eine solche übergehende, aber darin sich gleichbleibende Bewegung dar; als solches ist es die *Kraft*, die in dieser Bewegung als in ihrer Aeufserung und in der Rückkehr aus derselben eine und dieselbe Einheit ist. Hienach hat der Verf. sich nunmehr mit dem Gedanken der Kraft, die zunächst dem verständigen Bewufstseyn als der Gegenstand das Wahre seyn mufs, zu beschäftigen. Diese Betrachtung fängt er damit an, dafs er zunächst auf die Kraft aufmerksam macht, wie dieselbe gewöhnlich gefafst wird, nämlich dafs zwar ihre Wirkung und Aeufserung zu erkennen sei, jedoch nicht sie selbst oder ihre innere Natur sich erforschen lasse. Diefs zeigt er, komme daher, dafs das

Digitized by Google

Bewufstseyn über das unmittelbar Gegebene, weil es nichts Bleibendes oder auch äufserliche Erscheinung ist, zu einem Solchen hinausgehe, das nicht gegeben sei, und defshalb auch nicht erscheinen solle. Unmittelbar hieraus folgt, dafs sie nichts Anderes als ein Product seiner eigenen Reflexion oder sein eigener Gedanke ist, der defshalb dem Bewufstseyn am wenigsten unbekannt seyn sollte. Alsdann entwickelt er die Natur der Kraft, insofern dieselbe Gegenstand des Bewufstseyns ist, näher so, dafs ein unmittelbares Daseyn und Bestehen als ein an ihm selbst sich aufhebendes und verschwindendes, hiemit nicht durch sich, sondern durch ein Anderes, an dem es hervorbreche, und worin als in einer Kraft es seine Wahrheit habe, gesezt werde. Somit nehme das Bewufstseyn die Kraft im Unterschiede von ihrer Aeufserung, als wenn sie ein Anderes gegen ihre Aeufserung oder gegen das äufserliche Daseyn wäre, worin sie ihre Aeufserung habe; als solche mache die Kraft nur die eine Seite des Ganzen aus, indem sie für sich ohne ihre Aeufserung gar nicht vorhanden seyn würde, wefshalb sie nothwendig in Aeufserung als in die andere Seite des Ganzen übergehe, oder ihren Unterschied von ihrer Aeufserung aufhebe, um als geäufserte Kraft oder Entfaltung desson, was sie sei, zu existiren, worin erst die wirkliche Kraft bestehe. Aber die Kraft ist als das Allgemeine wesentlich auch das Ganze, das vorhanden ist, das Uebergehen einer jeden der beiden wohl als selbstständig gesezten, aber an ihnen selbst sich aufhebenden Seiten in die andere, oder auch der Wechsel der Kraft und ihrer Aeufserung, die Kraft somit die Einheit dieser beiden Seiten, das Allgemeine der ganzen Bewegung des Uebergehens und des Wechsels.

Dieser Wechsel der Kraft und ihrer Aeufserung läfst weder die eine noch die andere selbstständig und wirklich bestehen, sondern enthält dieselben als nur in einander übergehend; das verständige Bewufstseyn, um die Kraft nach ihrer zugleich wesentlichen Bestimmung als wirklich und selbstständig zu wissen, mufs auch die Kraft und ihre Aeufserung als gegen einander selbstständige Kräfte bestimmen. Damit tritt die Annahme ein, dafs die Kraft als solche, um sich zu äufsern, einer Anregung von Aufsen bedürfe; aber diese Annahme verhilft keineswegs zu der geforderten wirklichen Selbstständigkeit der Kraft; der Wechsel der Kraft und ihrer Aeufserung oder der beiden Seiten der Kraft erscheint hier als ein Spiel der Kräfte, welche aber, indem sie nur in ihrer Aeufserung sind, aber diese ihre Aeufserung eben so sehr wieder aufheben, in ihrer Verselbstständigung sich zugleich als unselbstständig erweisen. Bedarf also z. B. die Kraft des Magneten, um sich zu äufsern, einer Anregung von Aufsen durch ein Anderes, nämlich das Eisen, so ist auch das Eisen eine Kraft, weil es die Wirkung auf den Magnet äufsert, nämlich seine für sich seyn sollende Kraft anzuregen, und indem die Kraft des Eisens gerade dann in ihrer Aeufserung und Thätigkeit ist, wenn sie die Kraft des Magnets zur Anziehung anregt, aber diese Kraft des Eisens sich ebenfalls nicht für sich äufsert, sondern hiezu der Anregung bedarf, die eintritt, wenn der Magnet zum Eisen gebracht wird, so ergibt sich hieraus, dafs für den Magnet so wie für das Eisen das, wozu jedes angeregt wird, nicht etwas Fremdes, sondern völlig seine eigene Bestimmung und Sache ist; so ist die gegenseitige Anziehung des Magnets und des Eisens, *das Ganze* dieses Verhältnisses, auf beiden Seiten dasselbe; wodurch aller Unterschied ihrer Selbstständigkeit, welchen das verständige Bewufstseyn zu fixiren sich bestrebe, völlig verschwindet. Somit zeigt sich, dafs die beiden Kräfte in ihrer Bewegung gegen einander in ihrer Einheit, welche das unbedingt Allgemeine ist, zusammengehen, also ihre Wirklichkeit nur eine vermeinte ist. Das Bewufstseyn vermag an solcher Bestimmung nicht länger festzuhalten, wefshalb es überhaupt nichts unmittelbar Gegenständliches mehr als wahr und gewifs, oder als ein solches, das Realität habe, sondern Alles nur als *Erscheinung* gelten zu lassen, und *hinter* und *über* der Erscheinung in ein *Inneres* der Dinge oder in eine übersinnliche Welt hineinblicken zu wollen, getrieben ist.

Nach dieser Nothwendigkeit ist der Gedanke der Kraft als ein Leeres und Unbefriedigendes aufgegeben, und die Wahrheit der Erscheinung das *unbedingt Allgemeine*. Dieses wird als Resultat der bisherigen Bestimmungen vom Verf. als ein solches erkannt, das als die Einheit der unterschiedenen und entgegengesezten Bestimmungen das *Innere* oder das *Gesetz der Erscheinung* sei, das nicht wie die Erscheinung dem Wechsel und der Veränderung unterworfen, sondern das Bleibende und Beharrliche an dem Mannigfaltigen der Erscheinung ausmacht, wogegen aller Wechsel und alle Veränderlichkeit in die Erscheinung fällt. Dem verständigen Bewufstseyn hat sich hiemit der Gedanke der Kraft in den Gedanken einer übersinnlichen Welt verwandelt, die es als eine gesetzmäfsige Einheit und Ordnung oder als ein inneres Reich von Gesetzen der Erscheinung betrachtet, und an

Digitized by Google

welcher die erscheinende Welt, oder die Erscheinung, die Nichts für sich gegen dasselbe sei, ihr ruhiges und allgemeines, sich gleich bleibendes Abbild, aber eben defswegen auch ihre Wahrheit hat. Das Gesetz, als das Wahre der Erscheinung, ist das Gleiche seiner selbst; aber die Erscheinung, als das Ungleiche, zeigt unter veränderten Umständen eine veränderte Wirklichkeit des Gesetzes. Diese Ungleichheit des Gesetzes, das darum in eine Mehrheit unterschiedener Gesetze aus einander geht, mufs nun das Bewufstseyn gleichfalls zu ihrer Wahrheit, die das Gesetz als *das sich selber Gleiche* sei, zurückzuführen suchen, und diefs dadurch, dafs es seinem Principe gemäfs das Veränderliche der Erscheinung unter einer allgemeinen Einheit zu begreifen strebt, und sie in ein allgemeines Gesetz, das *Gesetz der Attraction*, zusammenfafst. Zu diesem Gesetze jedoch gelangt es nur in so fern, als es von der Eigenthümlichkeit jedes besonderen Gesetzes abstrahirt; diefs allgemeine Gesetz besagt als das für sich Abstracte weiter nichts, als dafs, weil Alles im Verhältnifs der Anziehung zu einander stehe, auch Alles von Allem beständig unterschieden sei. Damit trennt sich das Gesetz in selbstständige Seiten, als in die gleiche Einheit und Allgemeinheit, und den ungleichen Unterschied, deren innere Beziehung auf solche Weise verloren gegangen; es hat keine Nothwendigkeit, weil sein Inhalt nicht an ihm selbst seinen Unterschied setze. Das verständige Bewufstseyn mufs die eine Seite, die der Einheit und Allgemeinheit, jezt wieder Kraft nennen, weil sie gegen das Unterschiedene gleichgültig sich verhält. So läfst sich diese Theilung als Unterschied nicht unmittelbar aus der Sache selbst erkennen, also nicht, wie z. B. die Elektricität, die in diesem Sinne als einfache Kraft bezeichnet wird, das Gesetz an ihr habe, als positive und negative Elektricität zu existiren; so wenig als ferner z. B. beim Fall, indem die Schwere als die Einheit oder die einfache Kraft bestimmt wird, sich einsehen läfst, wie dieselbe zu dem sonderbaren Gesetz komme, dafs die durchlaufenen Räume sich wie die Quadraten der verflossenen Zeiten verhalten, oder zu solchem Unterschiede gelangen. Dafs auf diese Weise das Gesetz als einfache Kraft gleichsam ein eigenes Gesetz gegen das Gesetz der Erscheinung bildet, wird das verständige Bewufstseyn genöthigt, das Gesetz und die gesetzmäfsige Erscheinung *zu erklären*, was defshalb nur darin bestehen kann, die selbstständigen Seiten des Gesetzes aufzuheben, und sie als eine unterschiedslose Einheit zu fassen. Soll irgend ein Phänomen als gesetzmäfsige Erscheinung dargestellt, und von einem Gesetz dieser Erscheinung geredet werden, so wird der Grund dieses Gesetzes als eine einfache Kraft vom Gesetz selbst unterschieden; aber diese Kraft ist ihrem Inhalte nach, wenn sie sich äufsert, dasselbe, als das Gesetz ausdrückt. Solche Erklärung ist nichts weiter, als dafs das Bewufstseyn den zuerst in die Kraft hinein gelegten Inhalt unverändert wieder heraustreten läfst, womit denn gar nichts erklärt, sondern nur das Nämliche zweimal gesagt wird. Aber hierin ist denn doch diefs vorhanden, dafs *zugleich* das *Unterschiedene* dem Inhalte nach als *nicht* unterschieden bestimmt wird; womit das Bewufstseyn, wenn auch nur unbewufster Weise, die Nothwendigkeit ausspricht, dafs ein Unterschied zu machen, aber dieser Unterschied in der Sache selbst oder in Wahrheit kein Unterschied sei. Wenn also im Erklären nur dasselbe wiederholt wird, so geniefst das verständige Bewufstseyn doch in dem Vergnügen, das Nämliche zweimal zu sagen, und es noch für ein Unterschiedenes zu halten, eine Selbstbefriedigung, die es vor dem Erklären vergebens suchte, weil es im Unterscheiden und im Wieder*aufheben* desselben schon *sich selbst*, seine Einheit mit sich erreicht hat, und es wird ihm nun jener reine Wechsel als Gesetz der Erscheinung gegenständlich. Es bemerkt so dieses Gesetz in der Erscheinung, z. B. in allen Erscheinungen der Polarität, des Magnetismus und der Elektricität als ein gegenständliches Geschehen, dafs nämlich das Gleichnamige, also das, was *nicht unterschieden* ist, sich abstofse und *sich* defshalb *unterscheide*, und das Ungleichnamige, also das, was *unterschieden* ist, sich anziehe, und darum sich *nicht unterscheide*; somit erkennet es in der That diesen Wechsel als das innere Gesetz der Sache selber, nach welchem das Gleiche sich ungleich und das Ungleiche sich gleich wird, oder das Gleiche und das Ungleiche eins und dasselbe ist. Hieraus geht denn hervor, dafs die Erscheinung dasselbe, was das Gesetz, ausdrückt; damit hat aber auch das Gesetz seine ruhige Gleichheit mit sich verloren, und ist in das gerade Gegentheil von dem, als was es Anfangs sich darstellte, verkehrt. Indem nun Gesetz und Erscheinung nicht mehr getrennt sich verhalten, kann das Gesetz in diesem Sinne erst wahrhaft als ein Gesetz aller Wirklichkeit angesehen werden. Diefs Gesetz, indem es das Gleichnamige oder Gleiche und das Ungleichnamige oder Ungleiche als eine innere Einheit sind, in ihrem reinen Gedanken vereinigt, ist das *Unendliche* selbst, — der unendliche Gedanke oder das einzig

Digitized by Google

wahre und gewisse Denkgesetz, gegen das alle endlichen Gedankenbestimmungen, wie die der Kraft, das Innere u. s. f. keine Wahrheit haben. Als wahrhaft Unendliches hat es nicht sein Anderes als ein Endliches aufser ihm, als wenn es eins der Entgegengesezten durch das Andere begränzt selbst ein Endliches wäre, sondern ist im Anderen sich selbst gleich, oder hebt selbst als Anderes dasselbe auf, und führt es zu sich zurück, so dafs es als nicht der Begriff von etwas Anderem oder etwas Besonderem, vielmehr die einfache absolute Form alles Begreifens selbst ausmacht.

Diese nächste Form, in welcher das Unendliche sich präsentiren mufs, leitet der Verf. so ab, dafs das Unendliche auch dem Bewufstseyn nicht mehr als Gesetz von mannigfaltigen Erscheinungen, als des Magnetismus, der Elektricität, Schwere u. s. f., sondern als ein solches gegenständlich werde, das als eine unendliche Allgemeinheit und Einheit aus den vielfachen Unterschieden seines äufserlichen Daseyns auf sich selbst sich beziehe, und in und von demselben ungetrennt als diese Selbstbeziehung das *Leben* sei, das am *Lebendigen*, welches das von dem allgemeinen Leben als der Einheit Unterschiedene ausmache, seine Wirklichkeit habe. Das allgemeine Leben ist hierin dem Bewufstseyn als ein solches gegenständlich, das sich zu diesem seinem Unterschiede von sich zu dem Lebendigen selbst bestimmt, aber in dieser seiner Selbstbestimmung sich selbst gleich bleibt; das Leben erhebt sich ihm dadurch zu einer an und für sich seienden Allgemeinheit als der *Gattung*. Dem Bewufstseyn hat das Leben und das Lebendige sich als ein solcher Gegenstand gegenüber bestimmt, der auf gleiche Weise als es selbst, aus sich selbst gezogen, allgemeines Subject ist. Hieran wird ihm seine Wendung auf sich selbst vermittelt, das Unendliche oder der unendliche Gedanke als nicht mehr der Gedanke eines anderen Wahren, wie der Kraft, des Inneren, des Gesetzes u s. f., sondern der Gedanke seiner selbst als das Wahre, welches nun eins mit dem Wissen auch das Gewisse ist. Das Bewufstseyn so, als die Wahrheit und Gewifsheit seiner selbst, ist das *Selbstbewufstseyn*.

Da nun der Verf. das Bewufstseyn in dieser Entwickelung dahin geführt, wo es nicht mehr nur das Wissen von einem Anderen als es selbst, und darum das Bewufstseyn seiner selbst ist, und seinen Gegensatz gegen das Selbstbewufstseyn durch sich selbst aufgehoben hat, müssen wir ihm, indem er das Bewufstseyn in dieser seiner Bewegung zum Selbstbewufstseyn hin aus dem Begriffe des Bewufstseyns als dem Verhältnifs seiner zum Wahren durchweg entwickelt hat, aus der Natur der Sache selbst das Zeugnifs geben, dafs er unserer in dieser Hinsicht aus jenem Begriffe gemachten Anforderung, nämlich das Bewufstseyn in seiner Rückkehr aus seinem Anderen zu sich selbst zu erörtern, vollkommen Genüge geleistet hat. Ferner hat er am Bewufstseyn aus diesem Verhältnifs auf das Deutlichste gezeigt, wie die Wahrheit als die Uebereinstimmung des Wissens mit seinem Gegenstand nicht unmittelbar sich verhalte, sondern der Gegenstand, um wahr zu seyn, durch das Wissen dazu zu erheben ist, und nicht minder daraus und damit aus dem Begriffe des Bewufstseyns selbst allseitig dargethan, dafs dasselbe in seinem mannigfaltigen Inhalt, welchen es als sinnliches, wahrnehmendes und verständiges Bewufstseyn hat, keine ihm selber gleiche Wahrheit zu erkennen, oder auch nicht die Gewifsheit und Gleichheit seiner selbst zu erreichen vermag, eben weil dieser Inhalt mangelhaft und endlich zu keinem wahren Wissen führt, und darum solche Weisen, wie das Bewufstseyn als sinnlich und verständig sich verhält, gegen das Bewufstseyn, wie es das Bewufstseyn seiner selbst ist, keine Wahrheit und Gewifsheit haben. Weil defshalb das Selbstbewufstseyn, indem für dasselbe als Bewufstseyn das gegenständliche Andere schon nicht mehr als ein Andersseyn sich erwiesen, an sich oder die Möglichkeit der Gewifsheit seiner selbst in allem Anderen ist, wird auch der Verf. das Selbstbewufstseyn in diesem Sinne als die zweite Hauptabtheilung der Lehre des Bewufstseyns, zu deren Betrachtung wir jezt übergehen, zum Gegenstand der Erkenntnifs zu machen haben.

Weil nun, wie sich gezeigt, das Selbstbewufstseyn als die Wahrheit und Gewifsheit seiner selbst seinem Begriffe nach darin besteht, in allem Gegenständlichen das sich selbst gleiche Wissen zu seyn, sucht der Verf. dasselbe als ein solches zu begreifen und darzustellen, das in seiner Bewegung zur Vernunft hin in Allem sich das Bewufstseyn seiner selbst zu geben und die seiner Gewifsheit vollkommen gleiche Wirklichkeit hervorzubringen habe. Zunächst betrachtet er das Selbstbewufstseyn, indem es auch Bewufstseyn ist, von dieser Seite, wornach demselben als Bewufstseyn noch das Andere, jedoch als ein solches erhalten ist, wozu es dem Bewufstseyn schon geworden, nämlich das an und für sich keine Wahrheit hat. Als defshalb blofse Erscheinung, wesenlos und widerstandlos, oder auch schon als an sich nichtig bestimmt, habe das Selbstbewufstseyn, indem es als unmittelbar ein-

Digitized by Google

zelnes Wesen zunächst noch selbst ein Seiendes oder natürlich Lebendiges sei, als das gegen solches Anderes wahre und wesentliche den Trieb, nicht mehr als Bewufstseyn dieses Andere noch von sich unterschieden, sondern mit sich eins zu wissen, so dafs es als das *getriebene* Selbstbewufstseyn oder *Begierde* darauf gerichtet sei, dasselbe zu ergreifen, aufzuheben und sich anzueignen. Indem zwar das Selbstbewufstseyn dadurch seine Begierde befriedige, oder auch seinen Trieb verwirkliche, mache es aber zugleich die Erfahrung, dafs diese seine Befriedigung, weil es als nur Einzelnes und blofs Natürliches sich Daseyn gegeben, auch nur eine einzelne und eben defswegen noch keine allgemeine Ueberwindung des Objectes oder des äufserlichen Daseyns sei, also der allgemeine Gegenstand der Begierde eben so sehr bleibe, als der einzelne Gegenstand vernichtet werde. Da defshalb nach der Befriedigung die Begierde wieder entstehe, und nach dieser Erfahrung der Gegenstand der Begierde, was sein einzelnes Daseyn angeht, als unselbstständig, und, was sein allgemeines Daseyn betrifft, als selbstständig sich verhalte, gebe es sich von Seiten der Selbstständigkeit desselben, indem es solches Daseyn formire, bilde und bearbeite, eine bleibendere Gewifsheit als in dem einzelnen Genufs, weil es darin sein Wissen von sich selbst doch als ein Seiendes anschaue. Indem es nun in der Gestaltung, die es dem äufserlichen Daseyn gegeben, dasselbe zu dem seinigen mache, oder zu einem Solchen, das seine Form trage, und ihm diene, sei es durch seine Arbeit und List die Gewifsheit der Herrschaft über alles äufserliche Daseyn, und der Mensch der Herr der Erde, die er sich unterwerfe, bearbeite und durch seine Erfindungen und Werkzeuge mit Allem, was auf ihr sei, sich und seinem Dienste zu eigen mache. In solcher Verwirklichung als der Befriedigung der Begierde und dem Formiren und Bilden des äufserlichen Daseyns gehe aber auch das Selbstbewufstseyn zur höheren Verwirklichung seiner Gewifsheit über, die es darin erlange, dafs ihm ein anderes, von ihm verschiedenes, jedoch an sich demselben gleiches Ich oder ein anderes Selbstbewufstseyn zum Object oder gegenständlich werde, und frei und selbstständig gegenübertrete, was denn, indem jedes in dem anderen seine Selbstgewifsheit und Sichselbstgleichheit haben solle und wolle, den Procefs der Anerkennung herbeiführe.

Dieser Uebergang, welchen der Verf. macht, ist insofern ganz richtig, ja nothwendig, als das Selbstbewufstseyn nur erst in dem blofs äufserlichen Daseyn sich das Bewufstseyn seiner selbst gegeben, aber nicht nur solches lebloses und lebendiges Daseyn, sondern auch bewufstes Daseyn oder Bewufstseyn vorhanden ist, das darum in einem äufserlich lebendigen Daseyn dem Selbstbewufstseyn gegenübertritt, worin es defshalb auf gleiche Weise, da es ja seinem Begriffe nach in allem Gegenständlichen die Gewifsheit seiner selbst gewinnen mufs, diese Gewifsheit zu verwirklichen hat. Der Verf. zeigt defshalb, dafs, indem zwei selbstbewufste Ich einander unmittelbar gegenständlich seien, und zwar als durchaus gleiche, jedes seiner zu verwirklichenden Gewifsheit gemäfs darauf gerichtet seyn müsse, auch sich selbst im Anderen zu wissen oder zu erkennen. Aber was dieses, nämlich sich als das Gleiche im Anderen zu wissen, verhindere, sei das unmittelbare Daseyn der natürlichen Lebendigkeit, wornach vielmehr jedes dem anderen ungleich sich verhalte, wefshalb jedes darauf ausgehe, diefs natürliche Daseyn als das Andere zu überwinden und aufzuheben, und darum jedes das Andere angreife, um seine Freiheit und Selbstständigkeit zu behaupten, was eben nur dadurch möglich sei, dafs es beweise, sein Wesen nicht in seinem äufserlichen Daseyn zu haben, oder dafs ihm auf das Leben nichts ankomme. Weil es aber doch wiederum nur in solchem sinnlichen Daseyn sein Wesen habe, oder auch ohne dasselbe gar nicht da seyn würde, ja sogar nicht einmal seine Anerkennung finden könnte, also das eine so nothwendig als das andere sei, habe die Gefahr des Todes, worein Jeder sich begebe, auch nur die Bedeutung einer Gefahr, weil durch den Tod des Einen selbst der Zweck, den jedes Selbstbewufstseyn habe, nämlich durch den Kampf der Anerkennung zu seiner Verwirklichung im Anderen und zur Anerkennung und Geltung seiner Freiheit zu gelangen, dadurch vereitelt werde, dafs der Todte durch den Tod, den er nicht scheute, ohne alle Anerkennung des Anderen dahin scheide. Wenn nun ein solcher Kampf auf Leben und Tod sich auf diese gedoppelte Weise auflöse, nämlich durch den Tod und dadurch, dafs dem einen Selbstbewufstseyn das Leben mehr gelte als seine Freiheit, und darum auf die Anerkennung verzichtend sich dem anderen, welches im Kampfe diese seine Freiheit und Selbstständigkeit bewährte, unterwerfe, so mache doch die leztere Auflösung des Kampfes die wahre und wesentliche aus, eben weil es allein nur durch dieselbe zur Anerkennung komme. Indem defshalb das sich unterwerfende Selbstbewufstseyn als Knecht das andere als

Digitized by Google

seinen Herrn anerkenne, oder das anerkennende Selbstbewufstseyn sei, und der Knecht das freie Selbstbewufstseyn, wenn auch nicht als das seinige, sondern aufser sich im Herrn, indem er den fremden Sinn zum eigenen mache, oder auch im Dienste des Herrn seinen Einzeln- und Eigenwillen abarbeite, zum Gegenstand habe, sei es der Knecht, welcher durch die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang mache. Aber indem der Herr zwar durch den dienenden und arbeitenden Knecht den Genufs der Dinge habe, ohne den Widerstand zu empfinden, welchen sie in der Arbeit noch dem Knecht entgegensetzen, und von dieser Seite der Knecht selbst zur Dingheit herabgesezt sei, mache der Herr die Erfahrung, dafs die Verwirklichung seiner Gewifsheit, die es sich in der Unterdrückung des Knechtes gegeben, das gerade Gegentheil seines Wesens und seiner Freiheit sei. Weil jedoch auch für den Herrn das unmittelbare Daseyn der sinnlichen Dinge die Seite seines wirklichen Bestehens und seiner Selbsterhaltung ausmache, und der Herr der Dinge immer fort und fort den Knecht bedürfe, also derselbe die Dinge eben so wenig als der Knecht entbehren könne, trete für beide eine Gemeinsamkeit der Bedürfnisse und der Sorge für ihre Befriedigung ein, wodurch denn die Thätigkeit des Selbstbewufstseyns aufhöre, nur die Befriedigung des einzelnen Selbstes, wie noch der Herr in der Unterdrückung des Knechtes ein solches ist, zum Zwecke zu machen, und dasselbe angefangen habe, auf eine allgemeine Weise sich Daseyn zu geben, als welches es das allgemeine Selbstbewufstseyn sei.

Indem das allgemeine Selbstbewufstseyn dem Verf. dadurch entstanden ist, dafs zunächst das Selbstbewufstseyn einerseits als Einzelnes theils am äufserlichen Daseyn, theils durch Unterdrückung eines anderen Selbstbewufstseyns sich verwirklicht, andererseits als anerkennendes Selbstbewufstseyn zu einer allgemeinen Wirklichkeit in gegenseitiger Anerkennung und Selbstgewifsheit sich erhoben, hat sich dieser Uebergang des anerkennenden Selbstbewufstseyns in das allgemeine Selbstbewufstseyn ganz durch sich selbst herbeigeführt und gerechtfertigt. Das allgemeine Selbstbewufstseyn in diesem Sinne wird defshalb auch von dem Verf. weiter so bezeichnet, dafs jedes Selbstbewufstseyn als dasselbe eben so sehr das andere als sich selbst im anderen anerkenne, und sich auf gleiche Weise anerkannt wisse, und sei, weil es seine Sinnlichkeit und Natürlichkeit sich unterworfen, und des Geltens als eines Einzelnen und Besonderen sich begeben, das freie Selbstbewufstseyn, worin alle Wahrheit ihren heimischen Boden und alle wesentlich geistigen und sittlichen Verhältnisse ihre Wurzel hätten. Als darum ein solches, für das alle Ungleichheit des Bewufstseyns verschwunden, mache dasselbe, indem es nun seinen wahren Begriff, nämlich in allem Gegenständlichen das sich selbst gleiche Wissen oder die seiner Gewifsheit gleiche Wirklichkeit zu seyn, erreicht habe, die *Vernunft* aus, als welche jedes einzelne Selbstbewufstseyn mit allen anderen in Eins zusammengegangen die allgemein vernünftige Gewifsheit sei.

Da nun das Selbstbewufstseyn in seiner Bewegung und Erhebung zur Vernunft seine Gewifsheit zur Wahrheit erhoben hat, müfste der Verf. die Vernunft auch in dieser Bedeutung als die dritte und lezte Hauptabtheilung der Lehre des Bewufstseyns, die uns noch zu betrachten übrig ist, und defshalb dieselbe als eine solche darstellen, die die Gewifsheit ausmache, alle Wahrheit und Realität zu seyn, oder als welche das Bewufstseyn seiner Wahrheit und Gewifsheit, und damit seinem Begriffe als dem Verhältnifs seiner zum Wahren gemäfs erst sich selbst erreicht habe, oder auch die Vernunft sein Begriff sei. Schon darin, dafs ihm die Vernunft durch die Bewegung und Entwickelung des Bewufstseyns und Selbstbewufstseyns und die Erhebung beider zu derselben als ihrer Wahrheit geworden ist, hat er den Weg und die Nothwendigkeit, wie es dadurch zur Vernunft komme, bereits zurückgelegt, und indem er die Vernunft defshalb als die Einheit des Bewufstseyns und des Selbstbewufstseyns, oder als eine solche nimmt, in der und als welche Bewufstseyn und Selbstbewufstseyn nicht mehr unterschiedene Weisen oder Gestalten des Wissens sind, erfafst er dieselbe näher als die allgemeine Gewifsheit an und für sich oder das schlechthin Vernünftige, so dafs das selbstbewufste Ich als diese Gewifsheit auch darum nicht mehr sich als Einzelnes, sondern als Allgemeines wisse. Aber in dieser Allgemeinheit der Vernunft habe auch dieselbe, indem für sie kein Anderes mehr vorhanden sei, jedoch nur in diesem Sinne aufgehört, Bewufstseyn zu seyn, wefshalb sie die Fremdartigkeit des Objectes als eines Anderen für Ich völlig überwunden und aufgehoben, und darum alles Andere in sich und sich in Allem erkenne, so dafs das vernünftige Selbstbewufstseyn die Gewifsheit habe, in der Erkenntnifs des Vernünftigen bei sich selbst als einem Lezten angekommen zu seyn, und darin jedem anderen vernünftigen Selbstbewufstseyn vollkommen gleich sich zu verhalten. Indem defshalb die Bestimmungen der Vernunft schlechthin objectiv und allgemein seien, und das vernünftige Denken das Denken der Sache ausmache, wie dieselbe an und für sich sei, und die Sache nicht anders sei, als wie das vernünftige Denken sie habe und wisse, sei die Ver-

Digitized by Google

nunft die Gewifsheit, dafs das Wesen der Dinge, die Welt, alles Gegenständliche überhaupt vernünftig und Gedanke sei, wie umgekehrt ihre Gedanken auch die Bestimmungen des Wesens der Dinge, oder was der Gegenstand an sich, derselbe auch für sie, und was er für sie, auch an sich sei. Diese Gewifsheit sei aber keine andere als diejenige, nämlich alle Wahrheit und Realität zu seyn, so dafs nur das Vernünftige wirklich, und, weil anderes Seyn als das vernünftige blofs äufserliches Daseyn, Existenz und Erscheinung u. s. f. sei, und defshalb keine Wahrheit und Gewifsheit habe, nur solches Wirkliche vernünftig sei. Aber indem die Vernunft sich als diese ihre Gewifsheit, alle Realität zu seyn, selbst erfasse und verwirkliche, sei sie als nicht blofs an sich, sondern auch für sich die Vernunft, der Geist, der darum als ihre Wahrheit die Gewifsheit derselben zur unendlichen Wirklichkeit erhebe, und nicht nur die unendliche Allgemeinheit und Freiheit sei, sondern auch sich als dieselbe wisse. Wie daher alle früheren Weisen des Bewufstseyns schon in die Vernunft als ihre Wahrheit zurückgegangen, so seien dieselben noch mehr im Geiste aufgehoben, jedoch in dem Sinne, dafs der Geist sie nicht nur, wie die Vernunft, in sich aufgelöst enthalte, sondern auch ihr positives Bestehen ausmache, so dafs sie als nicht aufser dem Geist in ihrer für sich bestehenden Abgerissenheit einseitige und unwahre Abstractionen defshalb solche seien, wozu derselbe, um als Geist wirklich zu seyn, sich eben so sehr bestimme und entschliefse, als er sie auch wieder aufhebe und in sich auflöse.

Indem der Verf. hiemit die erste Hauptabtheilung seiner Propädeutik der Philosophie beschliefst, gibt er Hoffnung, die zweite Hauptabtheilung derselben, welche die psychologischen nnd encyklopädischen Vorkenntnisse enthalten soll, in Kurzem folgen zu lassen. Da er nun durch die Erhebung des Bewufstseyns zum allgemeinen Bewufstseyn der Vernunft oder zum rein vernünftigen Denken den Begriff und das Element des reinen Wissens, worin die Wissenschaft sich bewegt, gewonnen hat, und dieses Wissen, welches mit der Erkenntnifs des Begriffes der Vernunft vorhanden ist, eben dieses reine Element ausmacht, hat er seinen propädeutischen Zweck vollkommen erreicht, wodurch denn auch der Schlufs dieser ersten Hauptabtheilung von Seiten der Kritik des Bewufstseyns gerechtfertigt ist. Um auf die Nothwendigkeit des Ganges und der Entwickelung, und damit auf die wissenschaftliche Beweisführung der Sache durch sich selbst, eben weil doch diese wegen der mit dem Inhalte geeinten Form das Charakteristische des jetzigen Standpunktes der Philosophie ist, insbesondere aufmerksam zu machen, haben wir uns durchweg strenge an den Inhalt gehalten. Aber wenn es uns nicht würde zu weit geführt haben, hätten wir noch daneben stets gerne daran erinnert, wie sehr in solcher Kritik die gewöhnlichen metaphysischen und logischen Denkbestimmungen, die noch wohl für sich als auch in ihrer Anwendung auf concrete Gegenstände der Natur und des Geistes als ein Leztes gelten, in ihrer ganzen Blöfse und Leerheit erscheinen, und nicht weniger alle die beschränkten und fixen Bestimmungen, womit das Bewufstseyn in gewöhnlicher Kritik, als z. B. in der Kantischen, sich selbst begränzt und einengt, sich als solche zeigen, die als die eigenen abstracten Gedanken des Bewufstseyns gegen dasselbe, wie es der vernünftige Gedanke selbst oder rein vernünftiges Denken ist, keine Wahrheit haben, was jedoch dem aufmerksamen Leser ohnehin nicht entgangen seyn wird. Weil defshalb in dieser Kritik das Bewufstseyn als vernünftiges von allen beschränkten und einseitigen Ansichten sich gereinigt hat, und das Bewufstseyn als solches allein nur in dieser seiner Bewegung, Entwickelung und Vollendung zur Vernunft seinem Begriffe nach ist, was es ist, zeigt sich, dafs die im Anfang vom Verf. gemachte Eintheilung des Bewufstseyns ein solche ist, die aus der eigenen Natur des Bewufstseyns selbst hervorgeht, und defshalb die vom Verf. anticipirte Eintheilung sich als wahr und gewifs durch sich selbst bewährt hat. Da ferner die Vernunft, als welche das Bewufstseyn, seinen wahren Begriff, erreicht hat, sich als die Gewifsheit erwiesen, nämlich alle Wahrheit und Realität zu seyn, hat sich als dieselbe, indem in dieser Gewifsheit alles Gegenständliche vernünftig ist, auch die Trennung des Gegenstandes von dem Bewufstseyn aufgehoben, aber zugleich, indem die Vernunft das selbstbewufste Erkennen und Begreifen alles Anderen ist, in der Bewegung und Vollendung des Bewufstseyns zur Vernunft sich gezeigt, wie in der Erkenntnifs Gegenstand und Bewufstseyn an ihnen selbst das Aufheben der Trennung sind, oder solche Trennung sich durch sich selbst aufhebt. Weil nun das Bewufstseyn in solcher Erkenntnifs eben ja erkennt, wie die Erkenntnifs sich macht, und die Erkenntnifs in diesem Sinne als die eigene Bewegung und Entwickelung des Inhaltes oder des Bewufstseyns die wissenschaftliche Methode ist, welche der Verf. in seiner Abhandlung befolgt, hat er in derselben die Aufgabe und das Princip der neueren Philosophie, nämlich das Begreifen der Gegenstände selbst zu erkennen, als das wissenschaftliche Element geltend gemacht und durchgeführt. Indem der Verf. so in Allem unserer aus dem Begriffe der Wissenschaft selbst an ihn gemachten Anforderung allzeitig entsprochen hat, scheiden wir von ihm mit derjenigen Hochachtung und Anerkennung, die aus keiner Zeitphilosophie, sondern aus einer solchen entspringt, die, abgesehen von dieser oder jener Bildungsstufe irgend einer besondern Zeit, vielmehr das reine Wesen der Vernunft und des Geistes, wie derselbe für alle Zeit erscheint, zu erkennen und zum Bewufstseyn zu bringen bestrebt ist.

Hinrichs.

Beilage: Umschlag zum Juli-Heft.

Digitized by Google

Nro. 21. u. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Samling af gamle danske Love. V. (Rosenvinge's Sammlung der Dänischen Stadtrechte.) *Danske Gaardsretter og Stadsretter med Indledning og Anmärkninger, udgivne af J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Dr. og Professor.* Kopenhagen, 1827. 663 S. 4.

Was von Kofod Ancher, dem durch ausgebreitete Gelehrsamkeit hervorragenden Begründer Dänischer Rechtsgeschichte, von Tyge Rothe, dem durch seine noch nicht übertroffenen, in Montesquieu's und Mösers Geiste geschriebenen Untersuchungen über die altnordischen Staatsverfassungen berühmten Forscher, sehnlichst gewünscht worden ist, es möge eine vollständige, mit Benutzung aller bekannten und noch aufzufindenden Handschriften kritisch bearbeitete Sammlung der alten Dänischen Rechte und Gesetze zu Stande gebracht werden, was heut zu Tage Jedem, der historischer Erforschung der Sitten und des Rechts, insonderheit der des nordischen und Deutschen Rechts zugewandt ist, dringend am Herzen liegen möge, das hat Prof. *Kolderup-Rosenvinge* nicht bloſs begonnen, sondern vielmehr einem nicht kleinen Theile nach auf eine anerkannt ausgezeichnete Weise bereits vollendet. Es erschien von seiner Gesammtausgabe der alt-Dänischen Gesetze, d. h. aller Rechtsquellen vor dem Gesetzbuche König Christians V. (v. J. 1683), das gegenwärtig als Grundlage des Rechts in Dänemark gilt, erstlich im Jahre 1821 König Erichs Seeländisches Gesetz („Lex Siellandica Erici Regis") mit einer neu-Dänischen Uebersetzung, reichen Varianten, mit vielen bald die Sprache, bald den Inhalt erläuternden Anmerkungen, mit mehreren Schriftproben und einer Einleitung, in welcher ausführlich eine neue Ansicht über den Charakter und das Alter dieses Rechtsbuches, namentlich über sein Verhältniſs zu dem Seeländischen Gesetze König Waldemars vorgetragen worden ist. Diese Ansicht ist zwar nicht ohne Anfechtung anderer Dänischer Rechtsgelehrten geblieben, allein der Verfasser hat den ihm gemachten Einwürfen in einer Einleitung zu seiner künftig folgenden Ausgabe des Waldemarischen Gesetzes zu begegnen versprochen (vergl. *Rosenvinge's* Rechtsgesch. in *Homeyers* Uebers. S. 46). Drei Jahre später kam ein Band mit älteren königlichen sogenannten Recessen und Ordinanzen heraus, und jezt, wiederum nach drei Jahren, liegt eine Sammlung der alt-Dänischen Stadtrechte und Hofrechte vor uns. Kein Band wird aber auf gröſseres Interesse aufserhalb Dänemark rechnen können als der vorliegende, theils seiner Sprache, theils seines Inhaltes wegen. Denn was die erste betrifft, so ist ein groſser Theil der mitgetheilten Quellen nicht in alt-Dänischer, sondern in Lateinischer oder platt-Deutscher Sprache verfaſst, mithin dem Germanisten gleich einheimischen Quellen zugänglich. Der Inhalt ist aber so reichhaltig, daſs der Band ohne Zweifel eine der wichtigsten Quellensammlungen für die Geschichte der Stadtverfassungen im Mittelalter bildet, weſshalb man bedauern muſs, daſs *Hüllmann* in seinem umfassenden Werke über das Städtewesen des Mittelalters, besonders bei seinem zweiten Theile, aus diesen Quellen noch nicht hat schöpfen können, indem er den Norden eigentlich nur als Boden und Schauplatz für das Hanseatische Bürgerthum in Betrachtung gezogen hat. Ist nun auch nicht zu läugnen, daſs die Hansa sich fast alles Handels im Norden bemächtigt hatte, und theils deſshalb, theils aber aus manchen anderen Gründen die städtische Verfassung und der Bürgerstand im Norden nicht die eigenthümliche und selbstständige Höhe und Blüthe erreicht hat wie in Deutschland und anderen Ländern, wozu auch, wenigstens zum Theil, in dem Zustande des Volks nicht das politische Bedürfniſs vorhanden war: so kann doch eben in der Betrachtung, wie weit und auf welche Art diese mittelalterlichen Bildungen im Norden gediehen seien, eine eigene gewichtige Belehrung liegen, da auch bei der gröſseren Einfachheit der wesentliche Unterschied der Stadtverfassung von der Landgemeinde schärfer zu erkennen seyn kann, und Man-

Digitized by Google

ches hier in der Entwickelung angeschaut wird, was anderswo schon als ein Gewordenes sich darstellt. Wenn daher in den Deutschen Schriften über die Entstehung und den Fortgang der städtischen Verfassung der Norden nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden hat, so ist der bisherigen Unzugänglichkeit der Quellen allein die Schuld davon zuzuschreiben. *Rosenvinge's* Sammlung enthält gegen funfzig verschiedene Stücke, von denen das jüngste, das Hofrecht König Friedrichs II. vom Jahre 1562 datirt. Sie ist versehen mit einer Einleitung zu jedem Statut, welche sich immer zunächst mit den gebrauchten Handschriften und Ausgaben beschäftigt, aber auch manchmal erhebliche Bemerkungen über das Alter und die Quellen des Statuts liefert; ferner mit Anmerkungen von gleicher Art wie zum Seeländischen Gesetze König Erichs, und beginnt mit drei Hofrechten (in der im Norden gebräuchlichen Bedeutung des Wortes: „Leges castrenses"). Unter diesen ist seines Alters wegen das interessante Witherlagsrecht Kanuts des Grofsen vorangestellt, und zwar, da das Statut in seiner ursprünglichen Gestalt uns leider nicht aufbehalten ist, das Bruchstück der neueren Aufzeichnung in alt-Dänischer Sprache mit einer neu-Dänischen Uebersetzung des Herausgebers, alsdann die Lateinische Bearbeitung von Svend Aagesen (Svenonis Aggonis historia Legis castrensis Regis Canuti Magni) nebst den vollständig unter dem Texte abgedruckten, das Witherlagsrecht betreffenden Stellen aus Saxo Grammaticus (vergl. *Rosenvinge's* Rechtsgesch. §. 30.). Auf die Hofrechte folgen die zahlreichen Stadtrechte, zuerst die besonderen für einzelne Städte, nachher die allgemeinen, welche sich selbst als für alle Dänischen Städte gegebene ankündigen, aus welcher Allgemeinheit jedoch die Schleswigischen Städte auszuschliefsen sind, indem diese, in dem zur Zeit der Entstehung jener Statuten vom Reiche abgelösten Herzogthume belegen, ihre alten besonderen Rechte bis auf diesen Tag als geltende bewahren (vergl. *Falcks* Handb. des Schleswig-Holst. Privatr. S. 375 u. f.). Die speciellen zerfallen nach den Provinzen des Königreichs in fünf Classen, welche der Herausgeber so auf einander folgen läfst, dafs man von Osten nach Westen fortschreitet, während wieder in jeder einzelnen Classe, wie es natürlich ist, die Zeitfolge die Ordnung bestimmt. Die Folge der Classen ist demnach: *a*) die Schonischen, *b*) die Seeländischen, *c*) die Fühnischen, *d*) die Nordjütschen, *e*) die Südjütschen (Schleswigischen), *f*) die allgemeinen Stadtrechte. Hätte die chronologische Ordnung dagegen durchweg vorwalten sollen, so müfsten die Schleswigischen den ersten Platz erhalten haben, indem das Stammrecht dieser Classe, das erste Recht der Stadt Schleswig, von allen insgesammt das älteste ist. Dieses Statut ist nicht allein das älteste, sondern auch in mehrfacher Beziehung durch seinen merkwürdigen, reichen Inhalt das interessanteste, und sehr ungern erfährt man daher, dafs der Herausgeber es nicht aus einem Codex hat mittheilen können, vielmehr es nach der Ausgabe, die Ancher als Anhang zu seiner Rechtsgeschichte gab, abdrucken lassen mufste, indem der einzige Codex, den Langebeck in dem Archive des mit Schleswigischem Rechte begabten Jütschen Städtchens Ebeltoft auffand und Ancher von da zur Einsicht und Edirung lieh, jezt einer von dem Herausgeber in der Einleitung ertheilten Nachricht zufolge gänzlich verschwunden ist. Bekanntlich ist das alt-Schleswigische Stadtrecht in unseren Tagen der Gegenstand eigener Untersuchungen Schleswig-Holsteinischer Juristen gewesen, und durch diese Untersuchungen herausgebracht worden, dafs die Abfassung des Statutes, so wie es in jenem Ebeltofter Codex enthalten ist, zwar nicht in die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wie die alte Meinung war, aber doch in den Anfang des dreizehnten zu setzen ist. Die Abhandlungen Forchhammers und Paulsens, von welchen hier die Rede ist, findet man im dritten und fünften Bande von Falcks Staatsbürgerl. Magazin. Obgleich durch beide diese Abhandlungen manches Schätzbare zu Tage gefördert worden, so sind doch die darin vorgetragenen Ergebnisse in Ansehung der Verfassung und ihrer Entwickelung nicht recht befriedigend, wefshalb eine tiefer in diese Verhältnisse eindringende Forschung noch immer höchst wünschenswerth bleibt, zumal da der auf die Verfassung Bezug habende Inhalt des Statuts von dem gröfseren allgemeinen Interesse ist, während der privatrechtliche Inhalt mehr nur in der Vergleichung und Verbindung mit dem gemeinen Dänischen Landrechte, in der Uebereinstimmung mit und der Abweichung von diesem seine Erklärung und Erledigung findet. Dafs in jenen beiden Abhandlungen die Darstellung hinsichtlich der Verfassung und ihrer Entstehung und Fortbildung oft keine ganz gelungene ist, möchte zum Theil darin seinen Grund haben, dafs die Untersuchung, zu sehr sich beschränkend und isolirend, die Natur und Ausbildung anderweitiger städtischer Verfassungsverhältnisse nicht gehörig beachtet und zu Rathe gezogen hat, was bei Paulsen noch mehr der Fall ist als bei Forchhammer, und dafs die vorhandenen Schleswigischen Stadt-

Digitized by Google

diplome nicht nach Gebühr erforscht und benuzt worden sind, welcher leztere Mangel ein besonders gewichtvoller ist. Wenn z. B. Paulsen — um etwas Einzelnes hervorzuheben — die in dem Statut vorkommenden quatuor seniores de civitate für den Rath hält, so ist das gewifs ein Irrthum, der aus einer Verwechselung der Aeltermänner (seniores) mit den Rathmännern (consules) entsprungen ist, worauf schon die geringe Zahl hätte aufmerksam machen müssen. Das Wesen der höchsten Gilde (summum convivium) scheint von beiden genannten Verfassern völlig verkannt zu seyn: es ist die Verbindung und Genossenschaft der altstädtischen, ganz freien Geschlechter, bei denen des Gemeinwesens, so weit selbiges ein freies war, Leitung und Vorstand sich befand. Beide diese berührten Punkte betreffen aber, recht eigentlich Haupt- und Grundverhältnisse, ohne deren Wahrheit und Richtigkeit das ganze übrige Gebäude nicht wird bestehen können. — Was die von Rosenvinge den Statuten zu Ende beigefügten Anmerkungen betrifft, so sind die mit den vielbesprochenen Wörtern Withirlagsret und Wicbelt sich beschäftigenden ausführlich und vorzugsweise beachtungswerth (S. 579 und 615). Lezteres finden wir in den Dänischen Stadtrechten abwechselnd mit dem Worte Byfred (Stadtfriede), d. h. der befriedete städtische Bezirk. Wenn Wic von dem Lateinischen *vicus* abgeleitet wird, so ist das nicht zu loben, da *Wik* ein in Niederdeutschland wie in Dänemark altes einheimisches Wort ist. In Betreff der sprachlichen Bemerkungen Rosenvinge's mufs übrigens im Allgemeinen ausgesagt werden, dafs seine Erklärungen und Ableitungen alt-Dänischer Ausdrücke gewifs alle von der Art sind, dafs es zumal demjenigen, der die Dänische Sprache erst später hat erlernen und studiren müssen, nicht leicht in den Sinn kommen wird, dieselben in Zweifel und Tadel zu ziehen. Allein nicht durchgehends glücklich sind seine Etymologien platt-Deutscher Ausdrücke: so wird z. B. das Wort Wedderstal S. 636 irrig von einem feindlichen *Stahl* erklärt, es heifst ganz einfach *Widerstand* (von *staen* d. i. *stehen*.) Richtig erklärt Rosenvinge dagegen den Wokener für einen *Wucherer*, im Widerspruch mit Paulsen, der dabei an das *Wochenbett* gedacht hatte, und so zur *Unzucht* gekommen war. — Die Anmerkung über die Kaksteine (S. 638 unten), in welcher der muthmafslichen Herleitung von dem Zeitwort Kaken nicht beigepflichtet werden kann, findet man ungerne so kurz und unbestimmt. In den Anmerkungen der Herausgeber wird die Erklärung gerade solcher Wörter und Sachen vorzüglich erwartet, da dieselbe in den heutigen rechtsgeschichtlichen Lehrbüchern und Abhandlungen, die mehr den Grundsätzen selber zugewandt sind und das Bei- und Aufsenwerk nicht so antiquarisch abzuhandeln sich bestreben wie ehemals, zu fehlen pflegt. Es wäre dabei auch eine ausdrückliche Bezugnahme auf Dreyer de Lithophoria seu gestatione lapidum ignominiosa (Kiel 1752 in 4. und Leipzig 1777 in 8.) und Dreyer antiquar. Anmerk. über Lebens-, Leibes- und Ehrenstrafen im Mittelalter (Lübeck 1792) S. 115 u. f. bes. S. 118 nicht überflüssig gewesen. Ebenfalls möchte der Ausdruck Baro (S. 631 oben) gar zu kurz abgefertigt seyn, und hätte dabei unter andern die mit diesem Worte eigens sich beschäftigende Abhandlung in Schmidts fortges. Beiträgen zur Gesch. des Adels (Leipzig 1795) S. 157 u. f. specielle Anführung und Benutzung verdient. — Für diejenigen, welche mit der Geschichte des Lübschen Stadtrechts, — von dem noch eine gute Ausgabe in vergleichender Zusammenstellung mehrerer alter Codices ersehnt wird, — insonderheit sich beschäftigen, ist hier darauf aufmerksam zu machen, dafs Rosenvinge von dem Lübschen Rechte, insofern es als Quelle für das älteste Statut der Jütschen Stadt Ripen gebraucht worden, ins Einzelne gehend gehandelt hat, in der Einleitung S. XXXVI u. f., wo freilich nicht untersucht und auseinandergesezt ist, ob und inwiefern die Verfassung Lübecks der Ripener ein Muster geworden sei. Ancher wollte die Uebereinstimmung des Ripener Rechts mit dem Lübschen auf ganz wenige Punkte beschränken, allein eine sorgfältigere, von Rosenvinge besonders mit den in Westphalens Monum. abgedruckten Lateinischen Codices des alten Lübschen Rechts angestellte Vergleichung lehrt, dafs von den 60 Artikeln, aus denen das älteste Statut Ripens besteht, nicht weniger als 24 aus dem Lübschen entlehnt sind, theils wörtlich, theils mit Veränderungen oder Zusätzen. Der fleifsige Gebrauch des Lübschen Rechts bei Abfassung des Statuts für Ripen ist übrigens dem dortigen Bischof zuzuschreiben, dessen Einflusse auch die unter Ripen im nordwestlichen Schleswig belegene Stadt Tondern die Bewidmung mit Lübschem Recht verdankt, wenn es gleich unrichtig seyn möchte, mit Falck (a. a. O. S. 252) und Andern den Bischof für den ehemaligen Grundherrn Tonderns zu halten. Nicht ohne die Anzeige, dafs der nächstfolgende Band der Rosenvingischen Gesammtausgabe das Jütsche Lov sammt seiner alten platt-Deutschen und Lateinischen Uebersetzung darlegen werde, nicht ohne den Wunsch, dafs dem Heraus-

Digitized by Google

geber die Fortsetzung und Beendigung seines grofsen Werkes glücklichst gelingen möge, mag dieser Artikel geschlossen werden.

A. L. J. Michelsen.

Corpus Juris Sueo-Gotorum antiqui. Vol. I. (Collins und Schlyters Ausgabe des Westgothischen Gesetzes.) *Codex juris Vestrogotici, cum notis criticis, variis lectionibus, glossariis locupletissimis ac indicibus nominum propriorum. Westgöta-Lagen, utgifven af D. H. S. Collin och D. C. J. Schlyter.* Stockholm, 1827. 592 S. 4.

Während zu Kopenhagen für die Herausgabe der älteren Rechtsquellen Dänemarks, Norwegens und Islands, wie für die Ergründung, Bearbeitung und Darstellung der Dänischen Rechtsgeschichte in neuer Zeit schon ein Bedeutendes geleistet worden war und fortwährend geleistet wurde, mufste man beklagen, dafs in Schweden, obgleich hier das alte Recht durch äufsern und innern Reichthum eine vorzügliche Theilnahme in Anspruch nimmt, Alles in dieser Hinsicht zu ruhen schien. Es war hier seit dem bekannten Werke Stjernhööks über das alte Sveo-Gothische Recht nichts Umfassendes, das vormalige Rechtssystem im Ganzen Behandelndes erschienen, obgleich diefs Werk in seiner Kürze und Oberflächlichkeit, in der grofsen Mangelhaftigkeit seiner Belege die neue Zeit nicht mehr befriedigen kann; die alten, bekanntlich meist sehr nachlässigen Ausgaben der Quellenschriften waren sämmtlich noch nicht durch bessere ersezt worden *). Die Sache hat plötzlich eine sehr erfreuliche Aenderung gewonnen. In dem sechsten Hefte der Svea kündigten die Herren Doctoren der Rechte *Collin* und *Schlyter* eine vollständige kritische Gesammtausgabe der alt-Schwedischen Gesetze und Rechte an, ähnlich wie die von Rosenvinge unternommene Dänische; dabei hat Geijer den ersten Theil seiner mit Geist, aber nicht immer mit der kritischen Sichtung, die heutiges Tages vom Geschichtschreiber billig verlangt wird, geschriebene Schwedische Reichshistorie im Jahre 1825 herausgegeben, wovon wir auch schon eine gute Uebersetzung und eine ziemlich getreue Deutsche Aus- und Abschrift von dem Schweden *Ekendahl* besitzen (vergl. Svea H. XI. S. 156 u. f.); und so eben lesen wir eine separate Ankündigung eines überaus umfassenden Schwedischen Reichs- und Landes-Diplomatariums von dem Reichsantiquar und Archivsecretär Prof. Lillingren *). Von jener Sammlung der alt-Schwedischen Rechtsquellen liegt nunmehr der in gegenwärtiger Ueberschrift bezeichnete erste Band vor uns, das west-Gothische Rechtsbuch enthaltend, durch äufsere Schönheit vor den meisten in Schweden gedruckten Büchern hervorragend, und wie wir gleich sehen werden, mit höchst möglicher Genauigkeit gearbeitet. Die Veranstaltung der Gesammtausgabe wird als ein Nationalwerk behandelt, indem sie auf Verordnung des Königs erfolgt, und die beiden Herausgeber eigens dafür angestellt und besoldet sind. Von der allgemeinen Anerkennung und Theilnahme, welche das Unternehmen im Lande findet, zeugt auf eine sehr rühmliche Art die verhältnifsmäfsig sehr grofse Anzahl der einheimischen Subscribenten. Allen Vorstehern öffentlicher Bibliotheken wie der Capitels-Kirchen- und Gerichtsarchive im Lande ist im Namen des Königs aufgegeben, auch die Privatpersonen, die etwas zu diesem Behufe Nützliches besitzen möchten, sind aufgefordert worden, ihre handschriftlichen Rechtsdenkmäler an die königliche Bibliothek zu Stockholm einzusenden, auf welchem Wege eine grofse Menge von Manuscripten hier zusammengebracht worden ist. Diese neuen zusammenstimmenden Erscheinungen lassen eine baldige schöne Blüthe der staats- und rechtsgeschichtlichen Studien in Schweden hoffen. Dabei hat die Regierung es aber nicht für nöthig erachtet, mit ihrer neuen Gesetzgebung einen höheren Standpunkt der vaterländischen Rechtswissenschaft abzuwarten, indem sie bereits vor mehreren Jahren eine Commission zur Entwerfung eines allgemeinen Gesetzbuches, womit das bis auf den heutigen Tag geltende Gesetz vom Jahre 1734 vertauscht werden soll, verordnete und niedersezte; auch ist der Entwurf, von dem wohl bis jezt in Deutschland nichts verlautete, obgleich schon längst mit den Motiven und Protocollen der Commission im Druck erschienen, das Civilrecht mit dem Procefs umfassend, doch erst ganz kürzlich hieselbst, in dem benachbarten Kopenhagen, bekannt geworden, welche Verspätung lediglich dem sehr unvollkommenen Betrieb des Buchhandels in Schweden beizumessen ist.

*) Es wird hier ganz abgesehen von Schildeners zu Greifswald besorgter Ausgabe des Rechtsbuches der Insel Gothland.

*) Die Ausgabe der Scriptores Rer. Svec. ist noch beim ersten Tom stehen geblieben.

Digitized by Google

Der vorliegende erste Band des alt-Schwedischen Corpus juris gibt eine lange Vorrede, darauf den Text des west-Gothischen Rechtsbuches in zwiefacher Recension, dann ein sehr umständliches Glossar. Jedes soll jezt in der Kürze einzeln betrachtet werden. Die Vorrede ist sowohl in Lateinischer als in Schwedischer Sprache abgefafst, wobei ein Ausländer, der sich in eine Untersuchung der besonderen persönlichen Rücksichten, welche die Herausgeber zu nehmen hatten, nicht einläfst, die Bemerkung machen möchte, dafs für die Sache die Schwedische Abfassung ziemlich überflüssig erscheint. Es wird darin zuerst über 18 Hauptcodices Nachricht ertheilt, und zwar sehr genau auch in Ansehung der Orthographie; zweckmäfsig haben die Herausgeber vermittelst eines eigens hinzugefügten Stammbaumes den Zusammenhang der Codices unter einander anschaulich gemacht. Alsdann wird von den bisherigen Ausgaben und Lateinischen Uebersetzungen gehandelt, und gezeigt, dafs der alte Stjernhjelmsche Text nicht allein voll von Nachlässigkeiten, sondern auch mit wahrhaft beispielloser Willkürlichkeit componirt worden ist, so dafs man erst jezt völlig einsieht, wie nothwendig neue Ausgaben der alt-Schwedischen Rechtsmonumente sind, um eine gründliche und sichere Behandlung der Rechtsgeschichte möglich zu machen. Ferner wird ausgeführt, dafs der Anfang, den der Prof. der Philosophie Bring zu Lund mit der Herausgabe des Statuts machte, deutlich gezeigt habe, wie wenig derselbe solcher Arbeit gewachsen sei, bei welcher Ausführung, so wahr und beweisend sie auch ist, etwas mehr Milde im Ausdruck nicht übel gewesen wäre. Der dritte Abschnitt der Vorrede ist der neuen Ausgabe selber gewidmet, und wir hören hier das wichtige Resultat, welches die sorgfältige Untersuchung und Vergleichung der Codices ergab, dafs von dem Rechtsbuche eine ältere und neuere Recension vorhanden ist, welche beide Recensionen die Ausgabe als „Codex antiquior" und „Codex recentior" darlegt, nebst mehreren Anmerkungen und Zusätzen, welche sich in den Handschriften aus älterer Zeit fanden. Es ist beklagenswerth, dafs die Vorrede sich nicht auch etwas näher in die Geschichte des Ursprunges und der ersten Aufzeichnung des Rechtsbuches eingelassen hat, vielmehr in dieser Hinsicht auf die vorhandenen, keinesweges genügenden Untersuchungen sich bezieht; doch ist man freilich solche Erörterung von dem Herausgeber als solchem zu fordern nicht berechtigt. Was die Behandlung des Textes selber anbelangt, so besteht sie darin, dafs von der ältern Recension der einzige vorhandene, von der neuern Recension ein ausgewählter Codex ganz rein und unverändert abgedruckt worden, mit allen seinen Zeichen und allen Fehlern, und die leztere in der Regel durch Noten schlechthin oder muthmafslich verbessert worden. Somit haben wir freilich einen gut abgedruckten Codex vor uns sammt einem grofsen Apparat zur Kritik, aber der Leser mufs oft erst den Text sich bilden, so dafs sich manche grofse Stelle so, wie sie vorliegt, gar nicht gebrauchen und allegiren läfst. Die Variantensammlung ist unmäfsig gehäuft, oft ohne Auswahl, jede Abweichung, die schlechte mit der guten aufnehmend, selten durch die Güte des Codex entschieden, auch Schreibfehler aus den Codices uns liefernd. Der Fleifs, die Sorgfalt und Genauigkeit, womit die Herausgeber zu Werke gegangen sind, ist allerdings an sich sehr lobenswerth, aber das Verfahren etwas mechanisch, wobei oft die rechte und wahre Kritik vernachlässigt worden, und dem Leser das Beste selber zu thun überlassen wird. Das Glossar ist so sehr ein locupletissimum, dafs es fast zweihundert Seiten einnimmt, und ungemein genau, ein wahres Promptuarium, also ein treffliches Hülfsmittel; doch hätte es, der Sache unbeschadet, wohl etwas kürzer ausfallen können, wenn nicht vielleicht die Herausgeber, was wahrscheinlich ist, bei den nachfolgenden Bänden sich hierauf in der Regel zu berufen gesonnen sind; auch vermifst man in den Erklärungen, die wenig auf die Sachen und den Rechtsinhalt eingehen, und mehr von allgemein lexikalischem Charakter sind, mitunter den ächt historischen Sprachsinn, wefshalb gute Etymologien nicht häufig anzutreffen sind. Es sind in das Glossar manche Wörter aufgenommen, die Jedem, der auch nur einige Kenntnifs der Schwedischen Sprache besizt, sofort verständlich sind, bei deren Aufnahme die Herausgeber daher wohl vorzüglich die Ausländer im Auge gehabt haben, allein für diese wäre durch eine gute Lateinische Uebersetzung neben dem Texte besser gesorgt gewesen. Nützlich sind die beigefügten Indices über die persönlichen und örtlichen Eigennamen, wie ebenfalls die angehängten Schriftproben, von denen jedoch einige, die Handschriften ohne Merkwürdigkeit und ohne besondern Werth veranschaulichen, zu entbehren gewesen wären, indem sie nur zur Vertheurung des Werks beitragen. — Es wird aus den vorstehenden Andeutungen einleuchten, dafs die Ausgabe im Ganzen mehr in diplomatischer und linguistischer, als in rechtsgeschichtlicher Weise veranstaltet worden, wodurch

Digitized by Google

freilich, wie es des Herausgebers Pflicht ist, für den Buchstaben gesorgt worden, und was immer, wenn der Herausgeber so gewissenhaft zu Werke geht, wie es hier geschehen ist, den Vortheil gewährt, dafs die Sache auf eine gewisse Art ganz abgethan und die Codices für immer unnütz gemacht werden, auf der andern Seite aber dem Leser eine Mühe läfst, die ihm mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit wohl zum Theil hätte abgenommen werden können. Der die ältere Recension enthaltende Codex, von dem die Herausgeber in der Vorrede es glaublich machen, dafs er im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verfertigt worden, kennt nicht die Abtheilung der Bücher (Balken) in Kapitel und dieser in Paragraphen; allein die Herausgeber haben, um die Erleichterung, welche darin für den Gebrauch liegt, zu bewirken, passend solche Abtheilung eingeführt, wobei sie in der Vorrede (p. LXI) ausdrücklich den Leser warnen, sich durch die von ihnen angenommene Abtheilung in seinem Urtheil über den Zusammenhang der Materien nicht stören zu lassen. Die Parallelstellen aus der neuern Recension, die nach dem Urtheile der Herausgeber zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben ist, findet man unter dem Texte angeführt. Auch sind von den Herausgebern zwei Tafeln gefertigt und zum Schlusse dem Werke angehängt, um danach die entsprechenden Stellen in der alten, nunmehr verwerflichen Stjernhjelmischen Edition auffinden zu können. Die Vorrede gibt manche von dem Studium der vielen Codices abfallende, gute Nachweisung, manche dankenswerthe Notiz zur Kunde und Literatur der Quellenschriften der Schwedischen Geschichte überhaupt. Zu solchen dankenswerthen Notizen gehört auch die unter die „Addenda et Emendanda" p. 590 eingestreute über den auf der königlichen Bibliothek zu Stockholm verwahrten Pergamentcodex des in der Geschichte Dänemarks so höchst bedeutenden Grundbuches (liber census) König Waldemars II., wie über die Correctheit, mit welcher derselbe abgedruckt worden. Wenn die Herausgeber von einer ältern Ausgabe des Grundbuches reden, welche ihnen jedoch nicht vor Augen gekommen sei, so ist das ein blofses Versehen, da solche Ausgabe nie existirt hat, aber ein unverschuldet durch die unrichtig abgefafste Ueberschrift der Ausgabe in Langebecks Scriptor. Rer. Dan. herbeigeführtes.

A. L. J. Michelsen.

Der barycentrische Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie, dargestellt und insbesondere auf die Bildung neuer Classen von Aufgaben und die Entwickelung mehrerer Eigenschaften der Kegelschnitte angewendet von August Ferdinand Möbius, Prof. der Astronomie zu Leipzig. Mit 4 Kupfern, Leipzig, 1827.

Als man vor der Entdeckung der höheren Analysis noch keine allgemeinen Methoden, ebene Curven und krumme Flächen zu quadriren, so wie den Inhalt der Rotationskörper zu finden, besafs, und sich also mit einzelnen Kunstgriffen begnügen mufste, entlehnte man diese öfter auch aus der Mechanik. So entstand vorzüglich die methodus centrobaryca, deren Erfindung *Pappus**) gehört, und welche in der Regel besteht, dafs eine Fläche oder ein Körper, die durch Umdrehung einer Linie oder Figur um eine Axe erzeugt worden, durch das Product aus der erzeugenden Linie oder Fläche in den Weg des Schwerpunktes dargestellt werde. Der Jesuit *Guldin* führte die Idee des *Pappus* weiter aus **), wefshalb diese Methode auch gewöhnlich *Guldins Regel* genannt wird. *Wallisius****) wendet dieselbe bei der Berechnung des körperlichen Inhalts eines Schraubenganges an, und *Leibnitz* †) hat gezeigt, dafs sie auch dann noch gültig sei, wenn die Axe oder der Schwerpunkt während der Bewegung auf continuirliche Weise geändert worden. *Tacquet* ††) behandelt denselben Gegenstand, und ist überhaupt wegen der Anwendung des Schwerpunkts auf geometrische Gegenstände besonders lehrreich. Auch in neueren Zeiten suchen *Carnot* †††) und *L'Huillier* ††††) den Schwerpunkt in das Gebiet der Geometrie zu ziehen. Allein diese

*) Pappi Alexandrini math. collectiones, am Ende der Vorrede zum 7ten Buche, sowohl in der Ausgabe von 1588 (Pisauri) als der von 1660 (Bon.) vergl. Montucla Tom. II. p. 329, 330.

**) De centro gravitatis, Lib. II. III. IV.

***) Opp. Tom. I. pag. 991.

†) Act. Eurid. 1695. pag. 493. Vergl. Wolfii Elem. Math. Tom. II. Mech. S. 206.

††) Andreae Tacquet, e. S. J. Opera math. darin Cylindricorum et annullarum libri V. Vergl. Kästners Geschichte der Math. Bd. 3. S. 276 f.

†††) Géométrie de position.

††††) Elémens d'analyse géometrique et d'analyse algébrique.

Digitized by Google

Mathematiker wollen das Mechanische in rein geometrischen Darstellungen dadurch vermeiden, dafs sie den Schwerpunkt nicht von Linien, Flächen und Körpern, sondern in Beziehung auf ein System gewichtiger Punkte betrachten, ihn selbst aber den Punkt der mittleren Entfernungen nennen. Damit sind indessen mechanische Begriffe durchaus nicht vermieden, und die Darstellungen bleiben immer von ihnen abhängig, welches denn auch von dem scharfsinnigen Werke gilt, dessen Anzeige wir hier unternehmen. Indessen besteht auch gerade darin das Eigenthümliche solcher Untersuchungen, welche der Natur der Sache nach nicht anders behandelt werden können, nur erfordert es das Wissenschaftliche einer solchen Darstellung, dafs die fremdartigen Begriffe, welche jedoch als solche schon gefafst seyn müssen, eine andere hierher gehörige Bedeutung annehmen. So bedurfte es bei dem vorliegenden Werke nur des mechanischen Begriffs vom Schwerpunkte, um ihm sogleich eine rein geometrische Bedeutung beizulegen, und dann das ganze neue Gebäude aufzuführen, welches, den Boden zum Fundament abgerechnet, von rein analytisch geometrischer Structur ist. Wie der Hr. Verf. auf seinen neuen Calcul gekommen ist, gibt derselbe in der Vorrede folgendermafsen an: „Die erste Veranlassung hierzu war die Erwägung der Fruchtbarkeit des Satzes, dafs jedes System gewichtiger Punkte nur *einen* Schwerpunkt hat, und dafs daher, in welcher Folge man auch die Punkte nach und nach in Verbindung bringt, zulezt doch immer ein und derselbe Punkt gefunden werden mufs. Die einfache Art, womit ich dadurch mehrere geometrische Sätze zu beweisen mich im Stande sah, bewog mich, zu noch gröfserer Vereinfachung solcher Untersuchungen, einen dafür passenden Algorithmus auszumitteln. Das Gleichgewicht, um mich der Sprache der Mechanik zu bedienen, drückte ich durch das Gleichheitszeichen aus, auf dessen eine Seite ich die Punkte des Systems mit ihren Gewichten, auf die andere aber den Schwerpunkt des Systems mit einem Gewichte sezte, welches der Summe jener Gewichte gleich war. Das auf solche Weise dargestellte Gleichgewicht mufste nun fortbestehen, wenn entweder alle Gewichte in gleichen Verhältnissen vergröfsert oder vermindert wurden, oder wenn Punkte mit ihren Gewichten von der einen auf die andere Seite des Gleichheitszeichens mit dem entgegengesezten Zeichen (d. h. in entgegengesezter Richtung wirkend) gebracht, oder wenn endlich mit beiden Seiten neue im Gleichgewicht stehende Systeme verbunden wurden: Operationen, welche, wie man sieht, den gewöhnlichen Verrichtungen der Algebra analog waren."

Die barycentrische Rechnung, wie sie der Hr. Verf. hier aufgestellt hat, verdient wegen der vielen neuen Untersuchungen, welche darin angetroffen werden, die Beachtung der Mathematiker, und man kann mit vollem Rechte sagen, dafs das Buch unter den wenigen Originalwerken über theoretische Mathematik, welche Deutschland aus neuester Zeit aufzuweisen hat, eine der höchsten Stellen einnimmt. Um unseren Lesern, welche das geistreiche Werk selbst noch nicht studirt haben, Begriff und Inhalt dieses Calculs bekannt zu machen, bemerken wir Folgendes:

Man stelle sich zwei Punkte A und B vor, beide sind respective mit den nach parallelen Richtungen wirkenden Gewichten a, b beschwert, der Schwerpunkt sei in P, so liegt P, wenn a und b dem Zeichen nach mit einander einstimmig sind, zwischen A und B, und man hat $\frac{AP}{PB} = \frac{b}{a}$. Man ziehe durch A und B zwei willkürliche Parallellinien, und lege durch P eine beliebige, die Parallelen in A′ und B′ schneidende Ebene, so ist, da P zwischen A und B liegt, $\frac{AP}{PB} = \frac{AA'}{B'B}$ *) daher ist, *a und b als unbenannte, jenen Gewichten proportionale Zahlen gedacht*, $aAA' + bBB' = 0$. Jede andere nicht durch P gehende Ebene hat nicht diese Eigenschaft; denn schneide eine solche die Parallelen respective in den Punkten A″ und B″, so ziehe man mit A″B″ eine durch P gehende Parallele, welche die Parallelen AA″ und BB″ in A′ und B′ schneide, so ist hier $aAA' + bBB' = 0$, oder wenn man auch durch P parallel mit AA′ und BB′ eine Linie führt, welche die Linie A″B″ in P″ trifft, so ist natürlich $A'A'' = B'B'' = PP''$ also $aA'A'' + bB'B'' = (a + b)\,PP''$, addirt man dazu die vorige Gleichung, so ist: $aAA'' + bBB'' = (a + b)\,PP''$. Sind a und b widerstreitende Zahlen, so liegt P nicht zwischen A und B, sondern in der Verlängerung der Linie AB, entweder über A oder B hinaus, je nachdem a oder b gröfser ist. Legt man durch P eine die Parallelen AA′ und BB′ schneidende Ebene, so ist

*) Es mufs hier vorläufig bemerkt werden, dafs der Herr Verf. das Entgegengesezte einer Linie AB durch BA andeutet, so dafs $AB + BA = 0$ ist. Es durfte hier also nicht $\frac{AP}{PB} = \frac{AA'}{BB'}$ gesezt werden, indem das erste positiv, das andere aber negativ ist.

Digitized by Google

wie oben: $aAA' + bBB' = 0$, (wo wieder die Stellung der grofsen Buchstaben zu beachten ist) und für jede andere, die Parallelen AA′ und BB′ schneidende, aber nicht durch P gehende Ebene ist: $aAA'' + bBB'' = (a + b)\,PP''$. Sind in diesem Falle a und b gleich, so ist $a + b = 0$, und daher könnte es scheinen, als ob auch $aAA'' + bBB'' = 0$ wäre, welches jedoch offenbar nicht für jede die Parallelen schneidende Ebene, wie es hier vorausgesezt wird, stattfinden kann. In der That mufs man hier auch auf PP″ in der Gleichung Rücksicht nehmen, wodurch man sich sogleich überzeugt, dafs, da hier der Schwerpunkt in unendlicher Entfernung von A und B liegt, auch PP″ unendlich wird, wenn nicht etwa die schneidende Ebene parallel mit AB geht. Es ist also in diesem Falle $aAA'' + bBB'' = \frac{0}{0}$, welches unbestimmt ist, und nur in dem erwähnten Falle, wo PP″ nicht $\frac{1}{0}$ ist, wird $aAA'' + bBB'' = 0$. Der Hr. Verf. beseitigt diesen Umstand hier noch nicht, sondern bemerkt ausdrücklich, dafs die Summe beider Zahlen a und b nicht $= 0$ seyn soll. Uebrigens mufs bemerkt werden, dafs in dem vorliegenden Werke an dieser Stelle ein weit wissenschaftlicherer Weg eingeschlagen wird, indem sich der Hr. Verf. wie in der gleich nachher anzuführenden Aufgabe ausdrückt, und darauf bemerkt: „denkt man sich in A und B Gewichte angebracht, welche den Zahlen a, b proportional sind, so ist P der Schwerpunkt des Systems. Heifse daher auch gegenwärtig P *der Schwerpunkt der Punkte A und B mit den respectiven Coëfficienten a und b*″. Im §. 4 geht der Verf. zu drei Punkten über, und stellt folgende Aufgabe auf: „Drei Parallelen AA′, BB′, CC′, welche durch drei gegebene Punkte A, B, C gehen, mögen die Parallelen in der Ebene ABC seyn, oder nicht, durch eine Ebene so schneiden, dafs, wenn A′, B′, C′ die respectiven Schneidungspunkte und a, b, c in gegebenen Verhältnissen stehende Zahlen bezeichnen, welche nicht 0 zur Summe haben, $aAA' + bBB' + cCC' = 0$ ist.“ Man verbinde hier beliebige zwei der gegebenen Punkte, z. B. A und B durch eine Grade, und theile diese in P dergestalt, dafs $\frac{BP}{PA} = \frac{a}{b}$, dafs folglich P der Schwerpunkt von A und B mit den respectiven Coëfficienten a, b ist. Man ziehe ferner PC, und nehme in dieser Linie den Punkt Q so an, dafs $\frac{CQ}{QP} = \frac{a+b}{c}$, dafs mithin Q der Schwerpunkt von P und C mit den respectiven Coëfficienten $a + b$ und c ist. Jede durch den Punkt Q gelegte Ebene, aber auch keine andere, wird der Aufgabe ein Genüge leisten. Um dieses zu beweisen ziehe man noch durch P eine Parallele PP′ mit den Parallelen AA′, BB′, CC′. Schneide nun irgend eine durch Q gelegte Ebene die Parallelen durch A, B, C, P in A′, B′, C′, P′, so ist (nach dem Vorigen) $aAA' + bBB' = (a + b)\,PP'$ und $(a + b)\,PP' + cCC' = 0$, daher auch $aAA' + bBB' + cCC' = 0$. Dafs aber jede andere nicht durch Q gehende Ebene die Forderung der Aufgabe nicht erfüllt, wird folgendermafsen dargethan. Schneide eine solche Ebene die Parallelen, welche durch A, B, C, P gezogen sind, respective in den Punkten A″, B″, C″, P″, und eine durch Q gezogene Parallele in Q″, so ist $aAA'' + bBB'' = (a + b)\,PP''$ und $(a + b)\,PP'' + cCC'' = (a + b + c)\,QQ''$ folglich $aAA'' + bBB'' + cCC'' = (a + b + c)\,QQ''$, also nicht $= 0$. Denkt man sich a, b, c hier als Gewichte, so ist, wie aus der Construction hervorgeht, Q der Schwerpunkt der Punkte A, B, C mit den Gewichten a, b, c, und so wird auch hier dieser Punkt der *Schwerpunkt der drei Punkte A, B, C mit den respectiven Coëfficienten a, b, c* genannt. Im folgenden §. wird der Satz auf vier Punkte mit vier dahin gehörigen Coëfficienten ausgedehnt, und im §. 8 demonstrirt der Hr. Verf. folgendes allgemeine Theorem:

„*Ist eine beliebige Anzahl* $= v$ *von Punkten A, B, C ... N mit den respectiven Coëfficienten a, b, c ... n gegeben, deren Summe nicht* $= 0$ *ist, so kann immer ein Punkt S, und nur einer, der Schwerpunkt, von der Beschaffenheit gefunden werden, dafs, wenn man durch die gegebenen Punkte und den Punkt S nach einer beliebigen Richtung Parallelen zieht, und diese mit einer willkürlich gelegten Ebene schneidet, welches respective in* A′, B′, C′ .... N′, S′ *geschehe, dafs dann immer:* $aAA' + bBB' + cCC' \ldots + nNN' = (a + b + c + \ldots + n)\,SS'$, *und folglich, wenn die Ebene durch S selbst geht,* $aAA' + bBB' + cCC' \ldots + nNN' = 0$ *ist.*“ Darauf wird §. 9 der Fall, dafs die Summe der Coëfficienten $= 0$ ist, sogleich in der Allgemeinheit zur Betrachtung gezogen, und dadurch, dafs man den Schwerpunkt der Punkte B, C ... N mit den respectiven Coëfficienten b, c ... n sucht, wobei angenommen werden konnte, dafs $b + c + \ldots + n$ nicht $= 0$ ist, erledigt. Ist nämlich dieser Punkt T, und irgend eine Ebene schneidet die durch B, C .. N, T gehenden Parallelen in B′, C′ ... N′, T′, so ist nach dem Vorhergehenden: $bBB' + cCC' \ldots + nNN' = (b + c \ldots + n)\,TT' = -aTT'$ also: $aAA' + bBB' + cCC' \ldots + nNN' = a\,(AA' - TT')$. Soll dieses $= 0$ seyn, so mufs man $AA' = TT'$ haben, d. h. da AA′ mit TT′ parallel ist, die schneidende Ebene mufs mit der Graden AT parallel seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 23. u. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Der barycentrische Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie etc.

Von August Ferdinand Möbius.

(Beschluſs.)

In der That hat hier also die ganze Untersuchung eine rein geometrische Tendenz, und der Schwerpunkt im Sinne dieses Calculs kann folgendermaſsen definirt werden: *Der Schwerpunkt eines Systems von Punkten* A, B . . . N *mit den respectiven Coëfficienten* a, b . . . n *ist derjenige, durch welchen alle Ebenen gehen müssen, welche von den durch jene Punkte gezogenen Parallel-Linien Stücke* AB′, BB′ . . . NN′ *abschneiden, so daſs* aAA′ + bBB′ . . . + NN′ = v *ist.*

Setzt man zur Abkürzung die Summe der Coëfficienten = s, so hat man unter andern: aAA′ + bBB′ . . . + sSS′ = + nNN′, d. h. von den Punkten A, B . . . S mit den respectiven Coëfficienten a, b . . . — s ist N der Schwerpunkt u. s. w. *Das zweite Capitel* erhält die Ueberschrift: „*Der barycentrische Calcul.*“ Die einen Endpunkte der Parallelen, welche mit den Coëfficienten multiplicirt vorkommen, liegen sämmtlich in einer Ebene, die andern aber sind die Punkte des zu betrachtenden Systems, und ihre Lage ist im Allgemeinen willkürlich; daher bilden diese das Unterscheidende der Abschnitte. Sehr bequem setzt also der Hr. Verf. diese Punkte für jene Abschnitte selbst, oder deutet diese dadurch an, so daſs also allgemein: aA + bB + cC . . . + nN = sS gesezt wird. Hiebei bemerkt der Hr. Verf.: „Und wirklich könnte man auch nicht einfacher den bloſsen Satz, daſs S der Schwerpunkt von A, B, C . . . mit den Gewichten a, b, c . . . sei, und daſs man sich in S diese Gewichte vereinigt zu denken habe, durch die Zeichen der Algebra darstellen. Allein unsere Formel ist mehr als ein bloſs abgekürzter Ausdruck dieses Satzes, in welchem Falle sie nur die Gestalt einer algebraischen Gleichung hätte, noch nicht aber algebraische Operationen mit sich vornehmen lieſse. Indem man A, B, C . . . nicht mehr als die bloſsen Punkte, sondern als die ihnen entsprechenden Abschnitte nimmt, — woran man aber im Verlauſe der Rechnung nicht weiter zu denken braucht, — stellt jene Formel zugleich eine Haupteigenschaft des Schwerpunkts in der Sprache der Algebra dar, und wird dadurch eben der Behandlung wie jede andere algebraische Gleichung fähig.“ Es ist die Rechnung mit Formeln dieser Art, welche der Hr. Verf. den *barycentrischen Calcul* nennt, d. h. „den aus dem Begriffe des Schwerpunkts abgeleiteten Calcul, der es nicht nur mit wirklichen Zahlengröſsen, sondern scheinbar auch mit bloſsen Punkten zu thun hat, dennoch aber sich von der gewöhnlichen Rechnungsweise der Algebra nicht unterscheidet.“ Wenn die Punkte A, B, C . . . mit den respectiven Coëfficienten a, b, c . . . denselben Schwerpunkt haben als die Punkte F, G . . . mit den Coëfficienten f, g, . . . so soll dieses durch die Gleichung: aA + bB + cC = fF + gG . . . ausgedrückt werden. Diese Gleichung aber, obgleich in unzählig vielen Fällen richtig, ist es gleichwohl in unendlich vielen Fällen nicht, indem bei dieser Bezeichnung nicht einmal gestattet ist: aA + bB . . = aA + bB . . . zu setzen. Es ist nämlich allgemein aA + bB + cC . . . = sS, wenn s die Summe der Coëfficienten, S aber den Schwerpunkt der Punkte A, B . . mit den Coëfficienten a, b . . . bedeutet. Dieses gilt für jede die Parallelen schneidende Ebene, aber für jede andere, welche nicht durch den Punkt S′ geht, werden auch die Glieder der Gleichung anders, weſshalb man sich durch die abgekürzte Bezeichnung nicht verführen lassen muſs, im Allgemeinen sS = sS zu setzen. Augenscheinlich hat aber der Hr. Verf. bei Aufstellung obiger Gleichung vorausgesezt, daſs die Parallelen beider Systeme durch eine und dieselbe Ebene geschnitten worden. Ferner ist hiebei vorausgesezt, daſs die Summe der Coëfficienten auf bei-

Digitized by Google

den Seiten gleich sei. Ist dieses nicht der Fall, so hat man nur nöthig, jeden Coëfficienten des einen Systems mit der Summe der Coëfficienten des andern zu multipliciren, wodurch sogleich jene Identität hergestellt wird. Kann die Gleichung $aA + bB + cC \ldots = 0$ nur dann stattfinden, wenn $a + b + c \ldots = 0$ ist, so zeigt dieselbe an, dafs das System der Punkte mit den respectiven Coëfficienten keinen Schwerpunkt hat. Alle Gleichungen des barycentrischen Calculs haben nun entweder die Form I. $aA + bB + cC \ldots = (a + b + c \ldots) S$, wodurch angedeutet wird, dafs S der Schwerpunkt von A, B, C ... mit den Coëfficienten a, b, c ... ist, oder von der Form: II. $aA + bB + cC \ldots = fF + gG \ldots$, wobei vorausgesezt ist, dafs $a + b + c \ldots = f + g \ldots$ und dafs die hier zu denkende schneidende Ebene durch einen und denselben Punkt S′ in der durch S gezogenen Parallele gehe; dieses zeigt an, dafs die beiden Systeme einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt haben, oder endlich von der Form III. $aA + bB + cC \ldots = 0$, eine nur unter der Voraussetzung geltende Gleichung, dafs $a + b + c \ldots = 0$ ist, dieses zeigt an, dafs das System überall keinen Schwerpunkt hat. Diese Gleichungen müssen ihre Gestalt auch immer beibehalten, was für Umformungen man mit ihnen auch vornehmen mag, „die auf solche Gleichungen anwendbaren Operationen der Algebra beschränken sich jedoch auf folgende zwei: *a*) dafs man auf beiden Seiten der Gleichung Gleiches addirt oder subtrahirt; nur darf das zu Addirende oder zu Subtrahirende keine blofse Zahl, sondern mufs ein Punkt oder das Aggregat mehrerer Punkte mit ihren Coëfficienten seyn. *b*) Dafs man beide Seiten mit Gleichem multiplicirt oder dividirt, nur darf der Multiplicator oder Divisor keine Punkte enthalten, sondern mufs eine unbenannte Zahl seyn.“ Der Hr. Verf. deutet nun auch der Kürze wegen die Gleichung I. durch $aA + bB + cC \ldots \equiv S$ an, wobei die Coëfficientensumme als Coëfficient von S unberücksichtigt bleibt. Die Gleichung II, wenn $a + b + c \ldots$ auch nicht $= f + g \ldots$ ist, oder auch willkürlich schneidende Ebenen vorausgesezt werden, bezeichnet derselbe durch $aA + bB + cC \ldots \equiv fF + gG \ldots$

Bisher ist nur das Formelle des barycentrischen Calculs, d. h. das, was auf die analytische Behandlung der barycentrischen Gleichungen Bezug hat, betrachtet worden; um aber diesen Calcul auf Gegenstände der Geometrie anwenden zu können, ist es nöthig, erst den Uebergang zu diesen Anwendungen zu vermitteln, oder zu zeigen, wie die barycentrischen Gleichungen als Bedingungsgleichungen von gewissen Eigenschaften einer Figur anzusehen sind. Es folgen nun einige, obgleich an sich triviale, Sätze aus der allgemeinen Gröfsenlehre, welche sich sämmtlich auf die Gleichung $a - a = 0$ reduciren, jedoch hier des Ueberganges wegen nicht füglich weggelassen werden konnten. Sind A und B zwei Punkte in einer geraden Linie, so bedeutet hier AB das Stück der Linie von A nach B genommen, BA dasselbe aber nach entgegengesezter Richtung, so dafs also $AB + BA = 0$ ist. Deutet C einen andern Punkt derselben Graden an, gleichviel, ob derselbe zwischen A und B, oder aufserhalb dieser Punkte liegt, so ist natürlich wieder $AB + BC + CA = 0$ u. s. w. Sind A, B, C die Winkelpunkte eines Dreiecks, so soll ABC den Flächeninhalt ausdrücken, so dafs ABC, BCA, CAB ganz dasselbe bedeuten; das Entgegengesezte hievon aber deutet ACB oder CBA oder BAC an. Hieran mufs man sich beim Lesen dieser Schrift gewöhnen. Bezeichnen A, B, C drei Punkte in gerader Linie und D einen vierten aufserhalb derselben. So wie nun $BC + CA + AB = 0$ war, so ist mit Vorsetzung von D die Summe der Dreiecke $DBC + DCA + DAB = 0$ auch verhält sich: $DBC : DCA : DAB = BC : CA : AB$. (Die Stellung der Buchstaben darf hiebei nicht versehen werden). Aehnliches wird nun auch in Bezug auf Pyramiden gezeigt. Jezt folgen „Lehrsätze zur Anwendung des barycentrischen Calculs.“ Z. B. wenn $aA + bB \equiv C$, so liegt C mit A und B in gerader Linie, und es verhält sich $a : b = BC : CA$. Wenn $aA + bB \equiv C$, und $a'A + b'B \equiv C$, so ist $a : b = a' : b'$. Ferner wenn $aA + bB + cC \equiv D$, und A, B, C nicht in gerader Linie liegen, so liegt D mit A, B, C in einer Ebene, und es verhalten sich: $a : b : c =$ die Dreiecke $DBC : DCA : DAB$, wobei man ja die Folge der Buchstaben beachten mufs. Ebenso, wenn A, B, C nicht in einer Graden liegen, und es ist: $aA + bB + cC \equiv D$, $a'A + b'B + c'C \equiv D$; so verhalten sich: $a : b : c = a' : b' : c'$. Es läfst sich jeder Punkt D einer Ebene als der Schwerpunkt irgend dreier anderen, nicht in einer Graden liegenden Punkten A, B, C der Ebene betrachten, deren Coëfficienten in bestimmten Verhältnissen zu einander stehen. Ferner, wenn $aA + bB + cC + dD \equiv E$, und A, B, C, D liegen nicht in einer Ebene, so verhalten sich: $a : b : c : d =$ die Pyramiden $BCDE : CDEA : DEAB : EABC$

Digitized by Google

u. s. w. *Drittes Capitel, „neue Methode, die Lage von Punkten zu bestimmen.“* Um Punkte in der Ebene oder im Raume durch parallele Ordinaten zu bestimmen, nimmt man zuerst eine Abscissenrichtung und einen Anfangspunkt in derselben an; dieses sind die unveränderlichen Stücke der Coordinaten. Aehnlich ist es bei den Polarcoordinaten, auch hier werden als unveränderlich ein Punkt und eine anfängliche Richtung des Radiusrectors angenommen. Nun ist es bekannt, dafs man zur Bestimmung von Punkten nicht auf diese beiden Methoden beschränkt ist, sondern dafs man im Gegentheil auf sehr verschiedene Weise jene Bestimmungen zu machen im Stande ist; man kann z. B. die Länge einer Curve zur Abscisse, die Normale oder Tangente zur Ordinate annehmen, wie dieses auch in der That geschieht. Bei so verschiedenen Voraussetzungen entstehen bei derselben anfänglich angenommenen Gleichung oft sehr verschiedene Curven mit merkwürdigen Eigenschaften, welche aufzusuchen doch das Geschäft der analytischen Geometrie ist. In Spehrs Fluentencalcul, wo unter anderen auch die Spiralen eigenthümlich betrachtet worden sind, findet man die Gleichungen für die Kegelschnitte als Spiralgleichungen angesehen, und die daraus entstehenden Curven haben Eigenschaften, welche wohl werth sind, dafs man sie kennt. Man kann sich ferner gewisse feste Punkte vorstellen, ihnen nach der Ansicht des barycentrischen Calculs willkürlich Coëfficienten beilegen, und nun nach dem Schwerpunkte fragen. Hier sind die gegebenen oder angenommenen Punkte das Unveränderliche, die willkürlich anzunehmenden Verhältnisse unter den Coëfficienten aber das absolut Veränderliche, der Schwerpunkt endlich das daraus zu Bestimmende. Dieses ist die Grundidee dessen, was der Hr. Verf. die *neue Methode, die Lage von Punkten zu bestimmen*, nennt. Dafs man aber jeden Punkt einer Ebene als den Schwerpunkt irgend dreier andern, nicht in gerader Linie liegender Punkte in der Ebene, deren Coëfficienten in bestimmten Verhältnissen stehen, ansehen könne, dafs ferner jeder Punkt im Raume als der Schwerpunkt von irgend vier andern, nicht in derselben Ebene liegenden Punkten, deren Coëfficienten in gewissen Verhältnissen zu einander stehen, betrachtet werden könne, das hat der Hr. Verf. im Vorhergehenden schon bewiesen. Die ursprünglich als fest und unveränderlich angenommenen Punkte werden hier *Fundamentalpunkte* genannt. *Bestimmung eines Punkts in einer geraden Linie, in einer Ebene und im Raume.* Man nehme als Fundamentalpunkte irgend zwei Punkte A, B der Graden, so ist, wenn man $pA + qB \equiv P$ sezt, für jeden gegebenen Werth des Verhältnisses $p : q$ ein Punkt P der Graden bestimmt, und umgekehrt ist mit jedem Punkte P der Graden auch das Verhältnifs $p : q$ gegeben. Man nehme ferner beliebig drei Punkte A, B, C, die nicht in gerader Linie liegen, zu Fundamentalpunkten an. Die drei sie verbindenden Graden BC, CA, AB, werden hier *Fundamentallinien* und das Dreieck ABC das *Fundamentaldreieck* genannt. Sezt man nun $pA + qB + rC \equiv P$, so entspricht beliebig gegebenen Werthen der beiden in $p : q : r$ liegenden Verhältnisse ein gewisser Punkt P der Ebene, und umgekehrt, so dafs also hier in der That $pA + qB + rC$ der Ausdruck für den Punkt P ist. Um aber einen Punkt im Raume zu bestimmen, sind vier Fundamentalpunkte erforderlich; die sechs sie verbindenden Graden werden wieder *Fundamentallinien*, die vier sie zu dreien verbindenden Ebenen die *Fundamentalebenen*, und die daraus entstehende Pyramide die *Fundamentalpyramide* genannt. Hier ist also $pA + qB + rC + sD$, ($\equiv P$) der Ausdruck des Punktes P, indem in der That durch willkürlich gegebene Werthe der Verhältnisse unter den Coëfficienten der Punkt P immer ohne Zweideutigkeit bestimmt wird, und umgekehrt. Der gewöhnlichen Coordinatenverwandlung entspricht hier die Veränderung der Fundamentalpunkte. Sind die neuen Fundamentalpunkte A′, B′, C′ durch die anfänglichen A, B, C gegeben, so hat man hier nur nöthig, die lezteren durch die ersteren auszudrücken, und die so gewonnenen Werthe in den Ausdruck für P zu substituiren, wodurch die Verwandlung zu Stande gebracht ist. *Viertes Capitel: Von Ausdrücken gerader Linien und Ebenen.* Es mögen E und E′ zwei Punkte bedeuten, so drückt $aE + bE'$ oder $E + \frac{b}{a}E$ irgend einen, in der durch E und E′ bestimmten Graden gelegenen Punkt aus, und es hängt lediglich von dem Verhältnisse $\frac{b}{a}$ ab, welcher Punkt es ist. Nimmt man $\frac{b}{a}$ als *veränderlich* an, und sezt dem gemäfs $\frac{b}{a} = w$, so begreift der Ausdruck $E + wE$ alle Punkte, der durch E und E′ bestimmten Linie in sich, oder diese barycentrische Formel ist *Ausdruck der Linie selbst.* Jezt mögen in einer Ebene mit jener Graden drei Fundamental-

Digitized by Google

punkte A, B, C angenommen werden, in Beziehung auf welche man die Punkte E und E′ ausdrücken kann. Es ist hier nämlich $eE = aA + bB + cC$, $c'E' = a'A + b'B + c'C$. Sezt man nun wieder $w = \frac{e'}{c} v$, so hat man: $E + wE' = eE + ve'E' = (a + a'v) A + (b + b'v) B + (c + c'v) C$, und dieses ist der allgemeine Ausdruck für eine gerade Linie in der Ebene. Man sieht, dafs in diesem Ausdrucke für eine Linie des ersten Grades (in der gewöhnlichen Bedeutung) die Coëfficienten der Fundamentalpunkte Functionen des ersten Grades in Beziehung auf die Veränderliche v sind. Ganz auf dieselbe Weise werden in der Folge die Coëfficienten in einem Ausdrucke für eine Linie des zweiten Grades (unter parallelen Ordinaten betrachtet) Functionen des zweiten Grades seyn u. s. w. Die Analogie ist merkwürdig genug. Der Hr. Verf. zeigt nun noch, wie der Ausdruck der geraden Linie nicht weniger allgemein, aber dennoch viel einfacher dargestellt werden könne. Die Umformung ist wieder der bei parallelen Ordinaten ganz ähnlich. Man wählt die beiden zuerst angenommenen, die Linie bestimmenden Punkte da, wo die Linie zwei Fundamentallinien durchschneidet, dadurch erhält man endlich als Ausdruck für die Grade: $A + xB + (f + gx) C$, in welchem nur zwei Constanten, f und g vorkommen. Es folgen nun noch einige Aufgaben, deren Lösungen auf diesem eigenthümlichen Wege sehr interessant sind. Z. B. es sind die Ausdrücke zweier geraden Linien in einer Ebene gegeben, man soll den Ausdruck des Durchschnittspunktes derselben so wie die Bedingung angeben, unter welcher der Parallelismus stattfindet. Ganz ähnlich werden nun die Ausdrücke für die geraden Linien im Raume, so wie die für Ebenen betrachtet. Ein Jeder, der diese Abschnitte gelesen hat, wird gestehen müssen, dafs er dem Hrn. Verf. mit Interesse folgte. *Fünftes Capitel: Von Ausdrücken krummer Linien in der Ebene.* „Wenn in dem Ausdrucke eines Punktes in einer Ebene, $pA + qB + rC$, die Coëfficienten p, q, r beliebig gegebene Function einer veränderlichen Gröfse v sind, und man für v nach und nach alle Werthe substituirt, bei welchen die Exponenten der Verhältnisse $p : q : r$ reell bleiben, so werden die Punkte aller somit erhaltenen Ausdrücke construirt, eine Linie in der Ebene bilden, die im Allgemeinen krumm, und nur dann gerade seyn wird, wenn die Functionen von lineärer Form sind, oder doch durch Umformung darauf gebracht werden können. Heifse daher der Ausdruck $pA + qB + rC$ mit der Veränderlichen v, *der Ausdruck der Linie selbst.*“ Der Hr. Verf. beschränkt sich hier nur auf solche Curven, in deren Ausdrücken die Coëfficienten *rationale* Functionen der Veränderlichen sind. Wenn diese Coëfficienten gebrochene Functionen seyn sollten, so kann man dieselben durch Multiplication mit dem Generalnenner immer in ganze Functionen verwandeln, indem es hier eigentlich nicht auf den absoluten Werth der Coëfficienten, sondern vielmehr auf die gegenseitigen Verhältnisse unter ihnen ankommt. Es wird hier also angenommen, die Coëfficienten seien rationale ganze Functionen. Demnach wären also die einfachsten Curven in dieser Hinsicht diejenigen, deren Ausdrücke Functionen des zweiten Grades zu ihren Coëfficienten haben, dergestalt, dafs hier die durch den allgemeinen Ausdruck $(a + a'v + a''v^2) A + (b + b'v + b''v^2) B + (c + c'v + c''v^2) C$ angezeigten Curven Linien der zweiten Ordnung genannt werden, wobei, wie sich von selbst versteht, vorausgesezt ist, dafs die quadratischen Coëfficienten keine einfachen Factoren gemeinschaftlich haben, oder durch Substitution auf den ersten Grad gebracht werden können. Der Hr. Verf. gibt nun eine sehr deutliche Anleitung, diesen Ausdruck unbeschadet der Allgemeinheit zu vereinfachen, so dafs er endlich zu: $zA + (1 + \beta z + \beta'' z^2) B + (\gamma + \gamma' z + \gamma'' z^2) C$ gelangt, wo, wie man sieht, die Fundamentalpunkte dieselben geblieben sind. Aber es wurde hierbei vorausgesezt, dafs sich der Coëfficient, bei welchem die Vereinfachung beginnt, in (reelle) Factoren zerlegen lasse. Ist dieses nicht der Fall, so reducirt sich der erste Ausdruck für die Linie zweiter Ordnung auf $(1 + x^2) A + (\beta + \beta'' x^2) B + (\gamma + \gamma' x + \gamma'' x^2) C$, wo, wie im ersten Falle, nur fünf Constanten hervortreten, während sich in dem ersten Ausdrucke neun derselben zeigten. So lange man nun die Fundamentalpunkte dieselben läfst, kann man die Anzahl der willkürlichen Constanten nicht weiter vermindern, geschieht dieses aber, so zieht sich der Ausdruck noch merklich zusammen. Man nehme drei andere Fundamentalpunkte A, B, C an, welche durch die ersteren folgendermafsen bestimmt werden: $a_{,}A_{,} = aA + bB + cC$, $b_{,}B_{,} = a'A + b'B + c'C$, endlich $c_{,}C_{,} = a''A + b''B + c''C$, so wird der zuerst angenommene allgemeine Ausdruck folgende einfache Gestalt erhalten: $a_{,}A_{,} + b_{,}vB_{,} + c_{,}v^2C$. Multiplicirt man mit $\frac{c_{,}}{b_{,}^2}$, und sezt darauf $\frac{c_{,}}{b_{,}} v = w$, so wie $\frac{a_{,}c_{,}}{b_{,}^2} = \alpha$,

Digitized by Google

so erhält man diesen Ausdruck: $\alpha A, + wB, + w^2C$. Hier kommt nur noch eine einzige Constante vor, von welcher die Art der Linie zweiter Ordnung allein abhängt. Um dieses näher zu untersuchen, sezt der Verf. $w = m + nx$, wo m und n Constanten bedeuten, welche nachher bestimmt werden sollen. Dadurch wird der Ausdruck: $\alpha A + (m + nx) B + (m^2 + 2mnx + n^2x^2) C$, (wenn die Fundamentalpunkte nun wieder durch A, B, C angedeutet werden) oder: $(\alpha A + mB + m^2C) + (nxB + 2mnxC) + n^2x^2C$. Durch den ersten Theil des lezten Ausdrucks ist ein gewisser Punkt bestimmt, eben so auch durch den zweiten Theil, wenn x abgesondert wird; sei also $\alpha A + mB + m^2C \equiv A'$, $nB + 2mnC \equiv B'$, so ist jezt der Ausdruck: $(\alpha + m + m^2) A' + (n + 2mn) xB' + n^2x^2C$. Um nun m und n dergestalt zu bestimmen, dafs der Ausdruck am einfachsten wird, sezt man natürlich: $\alpha + m + m^2 = n + 2mn = n^2$, indem dadurch die Coëfficienten sämmtlich wegfallen. Daraus erhält man aber $n = \pm\sqrt{\frac{4\alpha - 1}{3}}$ und $m = -\frac{1}{2} \mp \sqrt{\frac{4\alpha - 1}{3}}$. Sind also diese Werthe reell, so kann man sie in obigen Ausdruck substituiren, und derselbe wird dadurch $A' + xB' + x^2C$. Ist dieses aber nicht der Fall, d. h. ist $4\alpha < 1$, so setze man: $-\alpha - m - m^2 = n + 2mn = n^2$, dadurch wird $m = -\frac{1}{2} \mp \sqrt{\frac{1 - 4\alpha}{5}}$ und: $n = \mp\sqrt{\frac{1 - 4\alpha}{5}}$, welches unter dieser Voraussetzung reell ist; man erhält dadurch für den Ausdruck: $-A' + xB' + x^2C$. Man wird endlich weder die eine noch die andere Substitution machen können, wenn $4\alpha = 1$ oder $\alpha = \frac{1}{4}$ seyn sollte; hier bleibt also die Constante in dem Ausdrucke. Wir nehmen nun den lezten Fall zuerst vor, und erhalten dadurch für die Linie der zweiten Ordnung den Ausdruck: I. $\frac{1}{4}A + xB + x^2C$. Die Summe der Coëfficienten ist $(x + \frac{1}{2})^2$; diese wird für $x = -\frac{1}{2}$ zu 0, aber auch für keinen anderen Werth von x, d. h. die Coëfficientensumme kann, indem x von $-\infty$ bis $+\infty$ fliefsend fortgeht, *nur einmal* $= 0$ werden, welches, wie aus dem Vorhergehenden folgt, einen unendlich entfernten Punkt bedeutet, folglich erstreckt sich die Curve nur nach *einer* Richtung ins Unendliche. *Es ist die Parabel.* — Ist aber ferner die Constante $\alpha > \frac{1}{4}$, so kann man, wie oben bewiesen, den Ausdruck in folgenden umsetzen: II. $A + xB + x^2C$. Die Coëfficientensumme ist $x^2 + x + 1$; sie kann nicht in reelle Factoren zerlegt werden, oder die Gleichung $x^2 + x + 1 = 0$ hat keine möglichen Wurzeln, d. h. es gibt keinen Werth für x, welcher einen unendlich entfernten Punkt der Curve anzeigte, und folglich hat dieselbe keine solche, und ist daher in einen begränzten Raum eingeschlossen. *Die Curve ist die Ellipse.* — Endlich, sei die Constante $\alpha < \frac{1}{4}$, so nimmt der Ausdruck die Form: III. $-A + xB + x^2C$ an. Die Coëfficientensumme ist $x^2 + x - 1$, und kann in zwei reelle Factoren $x + h$ und $x - l$ zerlegt werden, d. h. sie wird für zwei Werthe von x, $-h$ und l zu 0; indem also x alle reellen positiven und negativen Werthe durchläuft, mufs die Coëfficientensumme zweimal zu 0 werden, oder der diese Curve beschreibende Punkt ist zweimal in unendlicher Entfernung, und die Curve selbst erstreckt sich nach zwei verschiedenen Richtungen ins Unendliche. *Es ist die Hyperbel.* — Der allgemeine Ausdruck: $(a + a'x + a''x^2) A + (b + b'x + b''x^2) B + (c + c'x + c''x^2) C$ gehört daher immer für einen Kegelschnitt, oder für eine Curve zweiten Grades unter parallelen Ordinaten betrachtet. Den strengen Beweis für diesen gewifs sehr schönen Satz gibt der Hr. Verf. weiter unten. Wir werden darauf zurückkommen. Sehr interessant sind nachfolgende Bemerkungen: Eine Linie der zweiten Ordnung schneidet die Fundamentallinien entweder gar nicht, oder in zwei Punkten; denn der Coëfficient eines Fundamentalpunkts, $a + bx + cx^2$ ist entweder in zwei reelle Factoren auflösbar, oder nicht. Im ersten Falle setze man dafür $a''(x - a)(x - a')$, so wird der Coëfficient für $x = a$ und $x = a'$ zu 0, d. h. der Ausdruck für eine Linie zweiter Ordnung reducirt sich auf einen Ausdruck wie $bB + cC$ und $b'B + c'C$, indem die beiden anderen Coëfficienten, als Functionen des zweiten Grades, durch jene Substitutionen constant werden. Diese lezten beiden Ausdrücke gehören aber für zwei Punkte in der Fundamentallinie BC, die daher von der Curve in diesen Punkten geschnitten wird. Sind beide Factoren einander gleich, so fallen die beiden Durchschnittspunkte in einen zusammen, d. h. die Fundamentallinie BC wird von der Curve berührt. Ist also z. B. der Coëfficient von $A = a'(x - a)^2$, so ist für $x = a$ die Fundamentallinie BC eine Tangente der Curve. Haben zwei Fundamentalpunkte einen lineären Factor gemein, und sezt man diesen $= 0$, so erhält der Ausdruck der Curve für diesen Werth von x die Gestalt aA, d. h. der zu bestimmende Punkt ist der Fundamentalpunkt A selbst, durch welchen also in diesem Falle die Curve gehen mufs. Daraus folgt nun sehr leicht Folgendes: Eine Linie der zweiten Ordnung, welche durch die drei Fundamentalpunkte geht,

Digitized by Google

hat den Ausdruck: $a(v-\beta)(v-\gamma)A+b(v-\gamma)(v-\alpha)B+c(v-\alpha)(v-\beta)C$. Durch A geht die Curve für $v=\alpha$, durch B für $v=\beta$, durch C für $v=\gamma$. Eine Linie der zweiten Ordnung, welche die drei Fundamentallinien berührt, hat den Ausdruck: $a(v-\alpha)^2A+b(v-\beta)^2B+c(v-\gamma)^2C$. Für $v=\alpha$ ist die Fundamentallinie BC die Tangente, für $v=\beta$ aber die AC, und endlich für $v=\gamma$ die AB. Diese Berührungspunkte selbst sind daher: $b(\alpha-\beta)^2B+c(\alpha-\gamma)^2C$, nämlich für die Fundamentallinie BC, ferner $c(\beta-\gamma)^2C+a(\beta-\alpha)^2A$ für die Seite CA, und endlich: $a(\gamma-\alpha)^2A+b(\gamma-\beta)^2B$ für die Fundamentallinie AB. Man wird leicht wahrnehmen, dafs diese drei Punkte zugleich diejenigen sind, in denen die drei Graden, von den Spitzen A, B, C nach den Punkten $\frac{a}{(\beta-\gamma)^2}A+\frac{b}{(\gamma-\alpha)^2}B+\frac{c}{(\alpha-\beta)^2}C$ gezogen, die gegenüberstehenden Seiten BC, CA, AB treffen. Es ist aber damit der hinlänglich bekannte Satz bewiesen, *dafs, wenn um eine Linie der zweiten Ordnung ein Dreieck beschrieben ist, sich die drei, die Spitzen des Dreiecks mit den gegenüber liegenden Berührungspunkten verbindenden, Graden in einem Punkte schneiden.* Eine Linie der zweiten Ordnung, welche dem Ausdrucke: $a(v-\alpha)^2A+b(v-\alpha)(v-\gamma)B+c(v-\gamma)^2C$ angehört, geht durch die beiden Fundamentalpunkte A und C, nämlich für $v=\alpha$ und $v=\gamma$; aber sie berührt auch in diesen Punkten die beiden Fundamentallinien BC und AB. Die Darstellung gewinnt hier sehr an Interesse, und Jeder wird dem Hrn. Verf. bei diesen Untersuchungen mit wahrem Vergnügen folgen. — Eine Curve in der Ebene, auf drei Fundamentalpunkte bezogen, hat im Allgemeinen folgenden Ausdruck: $f(x)A+'f(x)B+''f(x)C$. Sind die Functionen von x, welche hier als die veränderlichen Coëfficienten erscheinen, und die hier als rationale ganze Functionen angenommen werden, vom dritten Grade, so werden die dadurch dargestellten Curven von der dritten Ordnung genannt, allgemein, wenn jeder der drei Coëfficienten eine ganze rationale Function der Veränderlichen und in ihm kein, allen gemeinschaftlicher, Factor befindlich ist, wodurch der Grad der Coëfficienten erniedrigt werden könnte, wenn endlich die höchste im Ausdrucke befindliche Potenz der Veränderlichen durch Einführung einer anderen Veränderlichen auf keinen niedrigeren Grad gebracht werden kann; so wird die Linie von der *n*ten Ordnung genannt, wenn die höchste Potenz der veränderlichen Gröfse vom *n*ten Grade ist. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Hr. Verf. §. 67: „Der Vortheil, welchen die gewöhnliche Eintheilung der Linien in Ordnungen, nach den ihnen zukommenden Gleichungen zwischen Abscissen und Ordinaten, gewährt, dafs nämlich die Ordnung einer Linie von den Aenderungen der Axen des Coordinatensystems ganz unabhängig ist, derselbe Vortheil findet auch hier statt, indem bei jeder Aenderung der Fundamentalpunkte die Ordnung der Linie doch immer dieselbe bleibt. Denn um eine Linie, welche in Beziehung auf die Fundamentalpunkte A, B, C gegeben ist, auf beliebige andere Fundamentalpunkte $A_{,}$, $B_{,}$, $C_{,}$, bezogen darzustellen, hat man nur in dem Ausdrucke der Linie für A, B, C Ausdrücke von der Form $a'A_{,}+b'B_{,}+c'C_{,}$ zu substituiren, wo a', b', c' beständige Gröfsen sind.“ Die nachfolgenden Betrachtungen sind wieder interessante Folgerungen. Es mufs hier noch bemerkt werden, dafs man auf ähnliche Art, wie man früher den allgemeinen Ausdruck für eine Curve der zweiten Ordnung durch Einführung anderer Fundamentalpunkte auf eine sehr einfache Form zurückbrachte, auch die Ausdrücke für Linien höherer Ordnungen eben so behandeln kann, nur dafs dann die Zahl der Fundamentalpunkte, auf welche der bewegliche, die Curve beschreibende Punkt bezogen wird, bei jeder höheren Ordnung um Eins sich vermehrt. So wurde der Ausdruck für eine Linie der zweiten Ordnung: $aA+bxA+cx^2C$, so wird der Ausdruck für eine Linie dritter Ordnung: $aA+bxB+cx^2C+dx^3D$, der vierten Ordnung: $aA+bxB+cx^2C+dx^3D+ex^4E$ u. s. w. *Sechstes Capitel, von der Berührung, den merkwürdigen Punkten und unendlichen Aesten krummer Linien in Ebenen.* Die allgemeinen hier zu lösenden Aufgaben kommen mit denen der gewöhnlichen Methode überein. Es sei der Ausdruck für irgend eine Curve in der Ebene: $pA+qB+rC$, wobei p, q, r Functionen der Veränderlichen v sind; es gehe v in $v+h$ über, *) wodurch p, q, r in p', q', r' verändert seyn mögen, so hat man:

*) Des Hrn. Verfs. Bezeichnung ist hier nicht die richtige, indem, wenn v in $v'+x$ übergeht, wie hier angenommen wird, und wobei v' einen „bestimmten Werth“ von v bezeichnet, dadurch nicht $p=p'+\frac{dp'}{dv'}x+\frac{d^2p'}{2dv^2}x^2+\ldots$ werden kann, wobei vorausgesezt worden, dafs p' dieselbe Function von v' bezeichnet, welche p von v ist. Nach der von uns gebrauchten Bezeichnung ist kein bestimmter Werth von v vorausgesezt, welches auch durchaus nicht nöthig ist.

Digitized by Google

$$p' = p + \frac{dp}{dv}h + \frac{d^2p}{2dv^2}h^2 + \ldots$$
$$q' = q + \frac{dq}{dv}h + \frac{d^2q}{2dv^2}h^2 + \ldots$$
$$r' = r + \frac{dr}{dv}h + \frac{d^2r}{2dv^2}h^2 + \ldots$$

Daher ist: $p'A + q'B + r'C = pA + qB + rC$
$$+ \left(\frac{dp}{dv}A + \frac{dq}{dv}B + \frac{dr}{dv}C\right)h$$
$$+ \left(\frac{d^2p}{2dv^2}A + \frac{d^2q}{2dv^2}B + \frac{d^2r}{2dv^2}C\right)h^2$$
$$\vdots$$

Wird jezt $pA + qB + rC$ durch $a\mathfrak{A}$, ferner $\frac{dp}{dv}A + \frac{dq}{dv}B + \frac{dr}{dv}C$ durch $b\mathfrak{B}$, $\frac{d^2p}{2dv^2}A + \frac{d^2q}{2dv^2}B + \frac{d^2r}{2dv^2}C$ durch $c\mathfrak{C}$ u. s. w. angedeutet, so, dafs $p + q + r = a$, $\frac{da}{dv} = b$ ist u. s. f. so hat man: $p'A + q'B + r'C = a\mathfrak{A} + bh\mathfrak{B} + ch^2\mathfrak{C} + \ldots$

Die Glieder dieser Reihe werden $n+1$ seyn, dafern die gegebene Linie zur *n*ten Ordnung gehört. Es ist aber das erste Glied aA der durch v bestimmte Punkt selbst. Nimmt man nun nach und nach h immer kleiner und kleiner an, so rückt dadurch derjenige Punkt, welcher durch die Reihe angedeutet wird, dem Punkte A immer näher und näher; allein desto geringer wird zugleich der Einflufs der mit den höheren Potenzen von h behafteten Glieder auf die Bestimmung eines solchen Punktes seyn, so dafs man mit Weglassung dieser Glieder Ausdrücke für andere *einfachere* Linien erhält, welche bei A der Curve möglichst nahe kommen werden. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs der Hr. Verf. diese Untersuchungen auf neuere Begriffe der Differenzialrechnung gegründet hätte, anstatt sich hier des Begriffs vom unendlich Kleinen geradezu zu bedienen. Dieser Abschnitt würde namentlich an Eleganz sehr gewonnen haben, wenn er so, wie Lagrange die Theorie der Berührungen darstellte, aufgefafst worden wäre. Doch kann dieses dem Hrn. Verf. um so weniger zum Tadel gereichen, je mehr ausgezeichnete Mathematiker den Begriff vom unendlich Kleinen, oft in der rohesten Gestalt, beibehalten haben, indem es ihnen mehr auf die zu erzielenden Resultate als auf die Art und Weise, wie sie dazu gelangen, ankömmt. Hier schenkt uns das ausgezeichnete Talent des Hrn. Verfs. sehr viele neue und schöne Resultate, und wem die Ableitung derselben da, wo Differenzialrechnung angewendet werden mufs, nicht gefällt, der mag sich dieselben nach der Methode der Gränzen- oder Functionenlehre, oder nach sonst einer anderen Methode ableiten, oder er mag, woran er vielleicht gar nicht übel thun wird, die älteste aller dieser Methoden, die Fluxionsrechnung einmal wieder in Augenschein nehmen. — Es wird nun vermöge des Begriffs des unendlich Kleinen und der verschiedenen Ordnungen desselben gezeigt, dafs, wenn man die höheren Potenzen von h wegläfst, indem man h unendlich klein sezt, in $a\mathfrak{A} + bh\mathfrak{B}$ die geradlinige Tangente der Curve liege, welche eine Berührung des ersten Grades mit derselben macht, dafs ferner durch $a\mathfrak{A} + bh\mathfrak{B} + ah^2\mathfrak{C}$ eine die Linie im zweiten Grade berührende Curve bestimmt wird, u. s. f. Sezt man für die Zeichen wieder das, was dadurch angedeutet wird, so erhält man für die geradlinige Tangente der Curve $pA + qB + rC$ den Ausdruck: $(p + \frac{dp}{dv}h)A + (q + \frac{dq}{dv}h)B + (r + \frac{dr}{dv}h)C$ für den Punkt der Curve, welcher zu v gehört. Es folgen nun noch mehrere Sätze, welche sich aus dem Vorhergehenden leicht ableiten lassen, und ganz geeignet sind, dem Leser ein hohes Interesse abzugewinnen; sie enthalten die Sätze von den merkwürdigen Punkten, den Wendungspunkten, Spitzen u. s. w., worauf auch von den unendlichen Aesten (§. 89) gehandelt wird. *Das siebente Capitel*, welches die *Ausdrücke für krumme Linien im Raume* zum Gegenstande hat, ist dem vorhergehenden ganz analog, und eben so scharfsinnig durchgeführt, so wie auch das *achte Capitel, von den Ausdrücken für krumme Flächen*. Es ist aber Rec. durch den Raum nicht vergönnt, über diese vortrefflichen Untersuchungen weitläufiger zu referiren, und er mufs sich also begnügen, auf den Inhalt dieser Abschnitte aufmerksam zu machen; allein in dem *neunten Capitel, Verwandlung barycentrischer Ausdrücke in Gleichungen zwischen parallelen Ordinaten und umgekehrt*, treffen wir aufser vielen neuen Untersuchungen und dem gewohnten Scharfsinne des Verf. noch Etwas an, welches das Vorhergehende gewissermafsen vervollständigt. In der Lösung der Aufgabe §. 129: „Aus dem Ausdrucke einer Curve in einer Ebene (auf Fundamentalpunkte bezogen) die Gleichung der Curve unter parallelen Ordinaten zu finden, und umgekehrt, aus der Gleichung den (barycentrischen) Ausdruck herzuleiten", wird gezeigt, dafs wenn $pA + qB + rC$ der Ausdruck der Curve ist, und die Coordinaten, im gewöhnlichen Sinne, auf welche diese Curve bezogen werden soll, durch y, x angedeutet werden, allemal: $(p + q + r)\,x = p$ und

Digitized by Google

$(p+q+r)\,y=q$ ist, aus welchem Ausdrucke man v, wovon p, q, r Functionen sind, zu eliminiren hat. Schon oben wurde erwähnt, dafs jede Linie der zweiten Ordnung, im Sinne des barycentrischen Calculs, ein Kegelschnitt oder eine Linie des zweiten Grades in der gewöhnlichen Bedeutung sei; jezt kann dieser schöne Satz sogleich bewiesen werden. Jede Linie zweiter Ordnung läfst sich durch $\alpha A+vB+v^2C$ darstellen; will man diese Curven auf parallele Ordinaten beziehen, welche y, x seyn mögen, so hat man nach dem Obigen: $(\alpha+v+v^2)\,x=\alpha$ und $(\alpha+v+v^2)\,y=v$; daraus folgt: $v=\alpha\frac{y}{x}$; sezt man dieses in die eine oder in die andere Gleichung, so erhält man: $\alpha y^2+xy+x^2=x$, durch deren Lösung in Beziehung auf y man bekömmt: $y=-\frac{x}{2\alpha}\mp\frac{1}{2\alpha}\sqrt{(4\alpha x+(1-4\alpha)x^2)}$, wodurch dargethan worden, dafs jede Linie der zweiten Ordnung, im Sinne unseres neuen Calculs, auch vom zweiten Grade im gewöhnlichen Sinne, d. h. ein Kegelschnitt sei, dafs ferner jener Ausdruck für $\alpha=1/4$ nur eine Parabel, für $\alpha>1/4$ nur eine Ellipse und für $\alpha<1/4$ nur eine Hyperbel bezeichne.

Mit diesem Capitel schliefst sich der erste Abschnitt dieses in vieler Rücksicht schätzbaren Werkes. Das eigentliche Wesen des barycentrischen Calculs haben wir im Vorhergehenden so kurz und vollständig als möglich anzugeben versucht; allein eine vollständige Kritik desselben zu geben, ist, selbst für diese Blätter, unmöglich, indem daraus ebenfalls ein gewöhnlicher Octavband entstehen müfste. Wir wollen daher hier, als an einer schicklichen Stelle dazu, abbrechen, um nur noch über das Ganze einen Blick zu werfen. Der Hauptzweck des barycentrischen Calculs ist, der analytischen Geometrie eine neue Seite abzugewinnen, und man mufs gestehen, dafs es diesem Calcul sehr leicht gelingt, die geometrischen Wahrheiten theils neu zu entdecken, theils nach seiner Art zu demonstriren. Was also den Nutzen desselben anbetrifft, so liegt dieser klar am Tage, selbst wenn er in der analytischen Geometrie bis jezt noch keine neuen Sätze entdeckt hätte. Allerdings mufs man sich an die Betrachtungsweise erst einigermafsen gewöhnen, ehe man leicht damit umgehen wird; allein, wir haben es aus der Erfahrung, es ist dazu nur einige Aufmerksamkeit im Anfange erforderlich: späterhin hat der Hr. Verf. schon dafür gesorgt, seine Leser in der Spannung zu erhalten. Was man durch den barycentrischen Calcul erhält, das bekömmt man gewöhnlich auf sehr einfachem Wege; jedoch sind es, und das mufs hier bemerkt werden, nur *gewisse* Gegenstände, auf welche dieser Calcul angewandt eine so grofse Einfachheit und Leichtigkeit zuläfst; bei vielen anderen werden die Untersuchungen bei Weitem verwickelter als auf dem gewöhnlichen Wege. Der zweite Abschnitt handelt von der Verwandtschaft der Figuren und den daraus entspringenden Classen geometrischer Aufgaben. Das, was *Euler* *) von der Verwandtschaft der Curven vorträgt, wird hier in einem noch allgemeineren Sinne genommen, und es scheint, als ob diese Untersuchungen so recht für das Eigenthümliche des barycentrischen Calculs geeignet wären; schwerlich dürfte hier eine andere Betrachtungsweise so elegant zum Ziele führen. Der Abschnitt ist minder reich an neuen Betrachtungen, und das Vorgetragene befriedigt im hohen Grade, eben so wie der dritte und lezte Abschnitt, Anwendungen des barycentrischen Calculs auf die Entwickelung mehrerer Eigenschaften der Kegelschnitte, nicht weniger Interessantes darbietet.

Spehr.

*) *Euleri* Intr. in Anal. inf. Tom. II. Cap. XVIII., de similitudine et affinitate linearum curvarum.

Digitized by Google

Nro. 25. u. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

1) *Kunst und Alterthum in St. Petersburg von Ferdinand Haud.* I. Band. Weimar im Industriecomptoir. 1827. 8. S. 388.

2) *Notice sur les principaux tableaux du Musée imperial de l'Ermitage à Saint Petersbourg.* A Petersbourg et à Berlin chez T. Trautwein. 1828. 8. p. 155. (Der Verfasser unterzeichnet sich am Ende der Vorrede J. H. Schnitzler.)

Beide Schriften behandeln denselben Gegenstand. Beide haben den Zweck, die Leser mit den Kunstschätzen welche sich seit Peter I. in Petersburg angehäuft haben, bekannt zu machen. Die Deutsche Schrift hat den Plan hiezu weitläufiger angelegt. Im Eingange erwähnt sie die Regenten, welche seit dem Gründer der Stadt beitrugen, dieselbe durch Prachtgebäude und Kunstwerke jeder Art grofsartig zu schmücken, und zugleich die Künstler der verschiedenen Nationen, welche dahin gezogen wurden, die Unternehmungen zu leiten und auszuführen. Peter I. war die Seele. Er wufste, was er wollte. Sein Volk sollte gehoben werden. Rufsland in dem niedrigen Zustand eines Asiatischen Reiches sollte Europäischer Cultur theilhaftig werden. Nebst der Kriegs- und Schiffbaukunst waren für den schöpferischen Geist des Fürsten, der sich selbst zuerst auf Reisen unterrichtete, Wissenschaft und Kunst die ersten Angelegenheiten des Staats. Die typischen Gemälde der neu-Griechen waren von Alters her die einzigen Zierden in den Kirchen. Peter wollte aber sein Volk auch mit der Bildnerei bekannt machen, und den engen Kreis, auf welchen die Malerei beschränkt war, erweitert wissen, und zur freien Kunst, worin ein erfinderischer Genius waltet, erheben. Dieser Impuls zog auch die nachfolgenden Regierungen fort bis auf Katharina II. und ihren Enkel Alexander, welche die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit besonders in Schutz nahmen, und die Sammlungen von allen Seiten her vermehrten. Seit Katharina II. ward Petersburg eine Stadt der Europäischen Bildung, und von dieser grofsen Frau und von Alexander stammen hauptsächlich die Kunstdenkmäler her, welche die Ermitage und andere Schlösser zieren, so dafs im J. 1825 die Sammlung sich bereits an fünfthalbtausend Gemälde belief; allerdings eine Anzahl, mit der sich nicht leicht eine andere vergleichen läfst. Indessen ist es nicht die Menge, sondern die Eigenschaft, welche hierin den Ausschlag gibt.

Herr Haud beschreibt in dem vorliegenden Bande einen bedeutenden Theil der Sammlung, besonders von Italienischen und Spanischen Meistern. Der zweite wird die Holländische Schule umfassen, die besonders reich zu seyn scheint; und dann möchte der dritte folgen, welcher die Nachrichten über die Sammlungen antiker Gegenstände enthalten wird.

Der Verf. scheint, was die Aufstellung der Gemälde angeht, in mancher Rücksicht nicht zufrieden zu seyn: bei dem grofsen Prachtbau der Ermitage sei die Beleuchtung der Säle, Zimmer und Säle nicht immer glücklich: bedeutende Gemälde hätten selbst zur besten Jahres- und Tageszeit nur ein spärliches Licht, und dabei hinderten nicht selten andere Gegenstände — kostbare Möbel, Vasen und andere Zierwerke — den freien Genufs der Gemälde. Aber noch ein gröfserer Uebelstand sei, dafs bei der Aufstellung keine Ordnung in Hinsicht auf Epochen und Schulen beobachtet sei, und Alles gemischt unter einander hänge. Daher dem Beseher alles Vergleichen zwischen dem Gleichzeitigen und Gleichartigen entzogen sei. Erscheine aber Früheres und Späteres, Italienisches, Deutsches und Niederländisches, Historisches, Landschaftliches und Volksscenen so durch einander gemengt, so könne es nicht fehlen, dafs die Gemälde sich selbst wehe thun, und der historische Gesichtspunkt in Hinsicht der Zeiten, Nationen, Schulen und einzelnen Meister ganz verloren gehe. Es entstehe dadurch mehr eine Gallerie der Verwirrung als der Belehrung.

Digitized by Google

Andere Uebelstände seien: dafs bei der grofsen Sammlung so viele Gemälde falsche Benennungen trügen, dafs bei anderen die Restauration schlecht besorgt, und wieder für andere, die der Restauration bedürften, gar nichts geschehen sei. Auch bedürfe die reiche Sammlung der Copien nicht, die sich so häufig zwischen die Originalien eingedrungen hätten.

Dann sei es auffallend, dafs die Anzahl der Gemälde von gewissen Schulen und Meistern über die Mafsen grofs sei, und dann wieder von gewissen Epochen und Schulen ganz fehlten oder nur Geringes vorhanden sei. So fehlt z. B. die erste und zweite Epoche der Italiener, und die alt-Niederländische Schule gänzlich. Von der alt-Deutschen ist nur Geringes vorhanden, und Gemälde im Byzantinischen Styl sieht man gar nicht, was doch in Rufsland leicht zu erhalten seyn möchte, da jetzt allda neu-Griechen und Armenier für Kirchen und Klöster noch häufig in diesem Styl arbeiten sollen. Dagegen gibt es von einzelnen, wie z. B. von Wouwermans, eine Unzahl — an die 50 Stück — von dem drei und vier Gemälde hinreichend wären, um die Manier des Meisters immer wieder zu erkennen. Ein ähnlicher Fall ist es mit den Schulen von Rubens, Van Dyck, Rembrand, Poussin und Anderen.

Selbst für die Schulen der grofsen Meister des 16ten Jahrhunderts scheint nicht hinreichend gesorgt zu seyn, wo dagegen die Eklektiker im Ueberflufs vorhanden sind, so wie auch die Meister der Schule des Pietro da Cortona und Maratta.

Herr Haud, der übrigens keine Ansprüche auf grofse Kunstkenntnifs macht, scheint die bezeichneten Mängel, besonders die unmethodische Aufstellung, sehr lebhaft gefühlt zu haben. Er läfst sich also nicht darauf ein, die Gemälde nach der Folge ihrer Aufstellung anzugeben; sondern er zeigt das löbliche Streben, die Werke nach dem historischen Gesichtspunkt zusammenzureihen und zu beschreiben, obwohl er hierin mit sich selbst nicht immer im Klaren zu seyn scheint.

Mit der Toscanischen Schule der dritten Epoche beginnend, nennt er nicht weniger als acht Stück, die den Namen Leonardo da Vinci tragen, und von denen er wenigstens drei als ächt anerkennen möchte. Wer aber weifs, wie selten die Arbeiten dieses Meisters sind, und wie oft die Werke seiner Schüler und Nachahmer den Namen des Meisters tragen müssen, wird auch drei noch viel finden. Als ächt werden ferner angenommen eine Madonna von Fra Bartolomeo, Einiges von Andrea del Sarto, und eine Taufe Christi von Fr. Salviati. Noch werden Copien von Sodoma, B. Peruzzi, M. Angelo, und später noch Marcello Venusti, Angelo Bronzino und P. Tibaldi genannt.

Von der Römischen Schule kommen Raphael, Giulio Romano, Innocenzio da Imola, Baroccio, Pierin del Vaga und Cav. d'Arpino vor: von dem Ersteren sollen nicht weniger als fünf Stücke vorhanden seyn. Da der Ref. die berühmte Sammlung nicht kennt, enthält er sich billig alles Urtheils. Doch hätten wir gerne über das Historische dieser Bilder etwas Zuverlässigeres vernommen. Man mufs es einem Freunde der Kunst zu gut halten, wenn er in solchen Fällen etwas ungläubig ist.

Unter den Venezianischen Meistern von Gio. Bellini an kommen viele der bekanntern Namen vor. Von Tizian werden allein eilf Stücke bezeichnet.

Von der Lombardischen Schule werden aufser Correggio (dem man sechs Gemälde zuschreibt, wovon aber die meisten auch in anderen bekannten Sammlungen vorkommen) auch Francesco und Girolamo Mazzuola, B. Garofalo, Andrea Salario und Raffaelin da Reggio genannt.

Von den Eklektikern gibt es Werke in grofser Anzahl, und, wie es scheint, bedeutende. Von den Bolognesern werden die drei Carracci, Dominichino, Guido, Guercino, Albano, Lanfranco, Tiarini und mehrere von den Schülern derselben genannt, wozu auch Poussin mit mehreren Gemälden gehört. Von den zu dieser Zeit und Gattung gehörigen Florentinern sind Werke des Cigoli, Pagani, Vanni, Carlino dolce und Anderen verzeichnet.

Nicht weniger reich ist die Sammlung an Werken der Meister der fünften Epoche. Dahin gehören: Andrea Sacchi, Pietro da Cortona, C. Maratta, Salvator Rosa, Lauri, Feti, Chiari, Pietro Testa, Giacinto Brandi, Ciro Ferri, Romanelli, Luca Giordano, Solimene, Conca, ferner Celesti, Lazzarini, Trevisani: wozu, doch mit erneutem Sinn, sich noch Battoni und Mengs zählen lassen.

Nicht unbedeutend scheint die Reihe der Spanischen Maler zu seyn, welche der Kaiser Alexander von Hope in Amsterdam für 100,000 fl. erstand. Es werden genannt: del Rincon, Luis de Vargas, Coelloc il Mudo, Morales, El Greco, Joanes, Ribalta, Herrera, dann Velasquez, Murillo, Cano, Moya, Ochoa und Andere. Uebrigens ist es bekannt, wie in den neuesten Zeiten die

Digitized by Google

Spanische Schule, die immer nur die Nachahmerin anderer grofsen Schulen und Meister war, überschäzt worden ist.

Herr Haud gefällt sich in langen Beschreibungen der Gemälde, was für den Leser nicht nur ermüdend, sondern auch unnütz ist. Eine kurze Angabe des vorgestellten Gegenstandes bei der Nachricht über eine Gemäldesammlung ist in der Regel hinreichend; doch mit den vorausgehenden nöthigen Notizen über das Historische, die Tendenz und die Hauptverdienste der Epochen, Schulen und leitenden Meister.

So viel vorläufig von den Leistungen des Hrn. Haud, von dem wir die folgenden Bände mit Sehnsucht erwarten.

Die Französische Arbeit des Herrn Schnitzler macht weniger Anspruch auf historische und artistische Kritik. Es genügt ihm, denjenigen, welche so glücklich sind, die grofse Sammlung selbst zu sehen, einen Leitfaden, an dem es bis jezt gebricht, in die Hand zu geben, nach welchem sie die Gemälde in der Ordnung, wie sie in den Sälen, Zimmern und Gängen aufgestellt sind, durchgehen können. Die Zahl der Räume, welche die Ermitage zu diesem Behuf enthält, sind nicht weniger als achtunddreifsig. Nur ist es schlimm für ein solches Buch, wenn in der Sammlung Veränderungen vorgenommen werden, was bei einer bis jezt noch nicht zweckmäfsig geordneten Sammlung leicht und öfter geschehen wird und mufs. Sonst ist das Buch für die Besehenden sehr bequem abgefafst, besonders auch durch den Anhang von zwei Verzeichnissen, erstlich einem chronologischen, worin die Meister nach ihren Schulen verzeichnet vorkommen, und zweitens durch ein Namenregister der Maler, von denen Werke in der Sammlung vorhanden sind.

So hat das Französische Werk mehr für das Bedürfnifs der Besehenden gesorgt als das Deutsche, welches von seiner Seite mehr die Leser berücksichtigt zu haben scheint.

A. Hirt.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft, von Dr. Philipp Marheineke. Zweite völlig neu umgearbeitete Aufl. Berlin, 1827. 8.

Dritter Artikel. (Beschlufs.)

Bei aller Selbstgefälligkeit in dem Bewufstseyn der Reinheit seiner Absichten und in seinen Voraussetzungen und Folgerungen hat doch das moralisirende und sogar erfahrungs*weise* und gründlich-gelehrte Ich, da selbst dieses Bewufstseyn und jede solche Voraussetzung und Folgerung ohne Erfahrung unmöglich ist, und ihre Ungewifsheit sich in jenes und jedes hineinzieht, den Frieden mit sich und des Wissens mit ihm selbst noch nicht vollkommen errungen, und würde es endlich doch auf ihn verzichten müssen, wenn das *Denken* und sein *Denken* des Denkens nicht wäre. Dafs ich denke, erfahre ich, aber diese Erfahrung ist — wie die des Wollens, um zum Denken des Wollens — nur das Mittel, um zum Denken des Denkens zu gelangen. Das Gefühl, blofs *als solches*, steht bei der Offenbarung, die Offenbarung bei der Vernunft, die Vernunft, blofs *als solche*, besonders aber als die reine bei der Empirie selbst im schlechten Rufe. Aber das Denken? Bei wem in aller Welt hätte das Denken seinen Credit gänzlich eingebüfst? Beim Gefühl? Das Gefühl, wenn es nicht blofs thierisches ist, bedarf, wie der Fechter des Schwerts gegen das Schwert, so des Denkens, um sich des Denkens zu erwehren! Bei der Offenbarung? So sehr die Offenbarungsglaubigen sich des Denkens enthalten, und ihnen das blofse Vorstellen genüge, können sie doch nicht umhin, wäre es auch nur für die Combination ihrer Vorstellungen, mitunter Gedanken zu haben, und obschon sie lesen, dafs die Gedanken dessen, der sich den Seinigen und durch sie offenbart, ganz andere sind als die ihrigen, zu glauben, dafs sie *Gedanken* sind, und er der *Denkende* ist. Und so viel die Erfahrung mit dem Sehen, Hören u. s. w. für sich selbst, d. h. um eine inhaltsvolle und — gewisse zu seyn, ausrichte, Alles kann sie damit doch nicht ausrichten, sondern bedarf dazu einiges Denken, bald mehr, bald weniger, und einige Gedanken, oder doch Namen, als da sind: *Materie, Schwere, Kraft, Natur, Leben* und dergleichen, um das Gesehene, Gehörte u. s. f. zusammen zu halten. Die Vernunft selbst aber — wie könnte sie ohne das Denken Vernunft, geschweige die reine und die praktische, oder gar die gesunde Vernunft seyn? Von nirgends her hat also das erfahrungslustige und der Gelehrsamkeit beflissene Subject, wenn es seinem Glauben das Denken vor- und zum Theil einschiebt, irgend eine bedeutende Einrede zu besorgen. Durch den Gedanken aber der Heiligkeit, da er sein bester und lediglich ein Erzeugnifs seines Denkens ist, mufs es diesem, das sonst, obzwar als das Denken des Sollens und bei der Frage nach der Pflicht der Selbstüberzeugung und nach der Freiheit des

Digitized by Google

Willens ihm bereits respectabel, doch nur im Dienste der Empirie und Erudition steht, sogar vor beiden, jedoch in der unzertrennlichen Verbindung mit ihnen, den Vorzug zu geben sich für berechtigt halten.

Sowohl der Glaube nämlich, selbst wenn er ein bloſs geschichtlicher wäre, als auch seine Berufung auf irgend eine Autorität, die ihn begründe, sei sie z. E. die der Kirche oder die ihres Stifters, muſs sich vor dem Denken rechtfertigen, sonst wird er von diesem ohne Weiteres als blind, als Köhler-, als Aberglaube abgewiesen, und müssen seine Bekenner sich gefallen lassen, für Phantasten, Schwärmer, Unfreie und dergleichen erklärt zu werden. Die Forderung aber, daſs Beides sich vor ihm rechtfertige, ist eine der gerechtesten, die das Denken selbst zu thun vermag; denn, obschon, was sich für ein Glauben gibt, hiermit aussagt, kein Wissen zu seyn, so muſs doch dasselbe, weil es sich für ein Glauben gibt, darthun, daſs es kein Wähnen, kein Meinen und dergleichen sei, und wie könnte es dieses darthun, auſser mittelst des Denkens und für ein Denken? Das Denken indeſs, für welches hier das Glauben sich als solches zu beweisen hat, ist das von dem moralisch-empirischen Subject *ausschlieſslich* in Besitz genommene; der Grund des Besitzgreifens ist seine eigene Machtvollkommenheit in der Gewiſsheit, nicht nur Lebendes, sondern selbst auch Denkendes, und erst so der Pflicht, des Rechts, der Moralität, des von ihr gehaltenen Wissens und des Glaubens fähiges, d. i. vernünftiges Subject zu seyn. Schon das kritisch-philosophirende hatte das Denken, vor welchem das Glauben, und nicht nur dieses, sondern auch die Erfahrung selbst und das Wissen überhaupt zu rechtfertigen sei, zu seinem Eigenthum gemacht, aber so, daſs der Zueignungsact, indem einerseits Abstraction von der Erfahrung, andererseits Reflexion auf die Bedingungen ihrer Möglichkeit, selbst ein Denkact, die Pflicht der Selbstüberzeugung nicht als ein unerkennbar Wahres, oder als eine solche, die sich von selbst verstehe, vorausgesezt, sondern in und mit dem kategorischen Imperativ deducirt, die Willensfreiheit nicht aus der Erfahrung gefolgert, sondern mittelst des a priori deducirten Imperativs — und der Glaube an Gott und Unsterblichkeit in ähnlicher Weise postulirt war, und in dem Allem das Subject sich als weder moralisirendes noch als empirisches und gelehrtes, sondern bloſs als abstract selbstständiges zu sich selbst verhielt. Dieses abstract-subjective Denken der Vernunftkritik ist nun zwar durch die Intensität, womit das forschende Individuum, als das Ich seiner gewiſs, an sich fest hält, und durch seine Voraussetzungen und Folgerungen nur noch subjectiver — aber durch seine Wort-, Schrift- und Sachkritik und durch seine Gelehrsamkeit das gewichtige worden, und so hat der moralische Empirismus auf den Richterstuhl, welchen der Kriticismus für die Entscheidung dessen, was zu wissen möglich, zu thun aber und zu glauben nothwendig sei, einzunehmen, zwar mit Anerkenntniſs des Primats der praktischen vor der reinen Vernunft, allein dennoch vergebens bemüht war, in der Machtvollkommenheit seiner Meinung, daſs die Erfahrung *durch sich* wirkliche Gewiſsheit gebe, gründliche Gelehrsamkeit aber, mit Pflichttreue verknüpft, *allein* wo nicht alle, doch die der Menschheit gefährlichen Zweifel hebe, und übrigens mit der gröſsten Bescheidenheit seiner Ansichten, sich niedergelassen. Das Denken selbst in der Weise, worin es das seinige ist, gewährt ihm den Vortheil, 1) die Theorie von der Empirie, also von ihm selbst präcis zu unterscheiden, 2) die eine dort, wo die andere, sogar als Gelehrtheit, nicht zureicht, gegen das, was er im Glauben der Welt den Aberglauben nennt, und wovon dieser Glaube befreiet werden müsse, in Bewegung zu setzen, und 3) mit der anderen, also mit sich für sich und für den freien Glauben desto nachdrucksamer zu operiren.

Denn was *das erste* betrifft, so unterscheidet zwar die Theorie selbst sich von der Empirie, allein ohne eben insonderheit als die *subjectiv*-abstracte Logik zu bedenken, daſs ihre der Gewiſsheit gleiche Wahrheit doch nur eine unwirkliche, keine *reale* ist; und so könnte sie vornehmlich als besagte Logik, obschon ihr Wissen *apodiktisch*, und insofern allen *Einfällen* unzugänglich sei, doch wohl auf den Einfall gerathen, auch hat sie ihn, wie die Geschichte besonders der Theologie lehrt, mitunter wirklich gehabt, aus dem bloſsen Gedanken Gottes z. B. das Daseyn, die Dreieinigkeit Gottes u. s. w. zu beweisen. Sie also muſs, damit die Klarheit selbst, die sie ist, der Aufklärung kein Hindernis gebe, zu Zeiten daran erinnert werden, daſs das durch sie und in ihr Gewisse und Wahre doch nur ein, wie die Vernunftkritik sagt, *formal* Gewisses und Wahres sei. Auch erinnert sie schon der Supernaturalismus daran; wer aber könnte dieſs besser als der moralische Empirismus, der sich selbst mit dem Geschäft der Aufklärung beauftragt hat? Er ist's ja, der,

Digitized by Google

ob er gleich mittelst seiner psychologischen Beobachtungen weiſs, daſs das wahrhafte *Seyn* nicht pflanzliches oder animalisches *Leben*, nicht *Fühlen*, *Empfinden* und *Phantasiren*, sondern *Denken* ist, dennoch für die *wirkliche* Gewiſsheit nicht dem Denken *als solchem*, sondern allein dem Erfahren, d. i. sich selbst sein Vertrauen schenkt, und für sie sogar der *absoluten* Selbstgewiſsheit, wie sie die abstracte Ichheit ist, nicht trauet, auch nicht trauen kann, da das Ich, indem dieses oder jenes Individuum, selbst als verrückt, und so der wirklichen Gewiſsheit und — Wahrheit entrückt nicht aufhört, das seiner absolut gewisse Subject zu seyn.

Was aber *das zweite* angeht, so verschmäht er, wie wenig ihm die Theorie *für* den Glauben gelte, doch nicht ihren Gebrauch *gegen* das, was er in diesem für baaren Aberglauben hält. Gegen ihn sezt er nicht nur seine gelehrte Kritik und Auslegung der Bibel und seine gleich gelehrte Beurtheilung und Widerlegung alter Kirchenlehrer und Lehren in Bewegung, sondern nimmt er auch zum Element der Zahl, zur Bestimmung der Gröſse und zu den abstracten Bestimmungen des Denkens seine Zuflucht, kurz ihn greift er zugleich a posteriori und a priori an, ja seine Arithmetik und Geometrie und seine Logik gibt insgemein zu diesem Angriff den ersten Impuls, und ist's wohl gar, die ihm den Glauben der christlichen Welt, ob er ein vernünftiger oder unvernünftig sei, zuerst zweifelhaft und selbst verdächtig macht. „Drei Einheiten," sagt er, „sind so gewiſs *drei* und nicht *Eins*, als zweimal zwei nicht drei, sondern vier ist; wie also kann Gott der Dreieinige seyn? Er ist der *Unendliche*, der *Schöpfer* Himmels und der Erden, wie kann er auf dieser *kleinen* Erde, in dem Winkel eines *engen* Landes, unter einem *beengten* Volke, auf die Zeit *weniger* Jahre und für das *ganze* Menschengeschlecht ein Mensch werden? Was ist die Erde, verglichen mit den *groſsen* Weltkörpern, vorab mit denen, welche Sonnen sind? Was ist sie mit ihren Bewohnern gegen den Himmel mit seinen *zahllosen* Gestirnen und mit deren Bewohnern? Welche Kleingeisterei, die winzige Erde für die Hauptpartie der so groſsen Welt, und welche Engherzigkeit des Menschen, sein Geschlecht für so dürftig, und zugleich für so wichtig *anzusehen*, daſs Gott selbst, um seinetwillen auf die Erde herabkomme! Ein *göttlicher* Mensch, eine *wunderbare* Begebenheit und dergleichen. Nun ja! Ein Prädicat, wenn auch verschieden vom Subject, verträgt sich wohl, besonders als Metapher, mit dem Subject; aber Gott, welcher Mensch, ein Mensch, welcher Gott — ein Gott-Mensch — eine That, die ein Wunder, ein Wunder, das eine That — eine Wunder-That — sei, das ist, wie wenn A nicht A, sondern B und B nicht B, sondern A wäre. Ist nicht jedes Wesen sich selbst gleich? Wer also möchte doch, wenn er verständig ist, an solcher Theurgie und Thaumaturgie, und an irgend solchem Widerspruch Gefallen finden, und wer kann ihn für Wahrheit halten? Der Staat? Freilich wohl! Denn feierliche Friedensschlüsse eröffnet wenigstens der christliche mit dem Namen des dreieinigen Gottes. Die Kirche? Freilich auch! Denn sie *betet* den Vater, *den Sohn* und den heiligen Geist *an*, und jedes ihrer Hauptfeste erinnert, wo nicht an die Incarnation, doch an irgend ein anderes Wunder. Nun man muſs den Muth haben, darin den Staat, aber mit Ehrerbietung, und die Kirche, aber mit schonender Vorsicht eines Bessern zu belehren. Eigentlich müſste dieses vom Empirismus für Aberglauben gehaltenen Glaubens wegen von ihm der Staat für einen Thoren, und die Kirche für eine Närrin erklärt werden; allein dazu würde ein Muth erfordert, den, wenn er nicht Tollheit seyn soll, nur *die Gewiſsheit*, daſs jener Glaube ein Wahn sei, geben könnte. An dieser Gewiſsheit aber, wie sie die des Reformators wenigstens gegen die — Römisch-katholische — Kirche war, die er ohne Rückhalt sogar der babylonischen Hure verglich, muſs es wohl fehlen. Denn bei seinem Aufklärungsgeschäft *übersieht*, so gut er drei zu zählen *versteht*, der mit seiner gesunden Vernunft Forschende in dem Eifer, womit von ihm die alt-orthodoxe Lehre überhaupt geprüft wird, daſs *seine Ansicht* der Dreieinigkeit nichts mit der kirchlichen Lehre von derselben, der das Element *der Zahl* dabei kaum eine Nebensache, geschweige das Wichtigste ist, gemein habe, und daſs diese Lehre, wenn sie geprüft werden soll, an *ihrem Inhalte*, nicht aber an *seiner* oder irgend einer *Ansicht* geprüft, und Falls sie widerlegbar ist, *aus diesem*, nicht aber aus ihr widerlegt werden, oder vielmehr — wie die Infallibilität der Kirche — sich selbst, und nur mittelst des denkenden Subjects, das *wenigstens dabei* von seinen Ansichten unabhängig ist, durch sich selbst widerlegen müsse. Doch das *muſs* er übersehen, so wie das, daſs die Gröſse, Masse, Menge, mechanische Bewegung und der Lichtglanz der übrigen Gestirne sich zur Erde und dem Leben auf ihr, wie das Unbestimmte zum Bestimmten, wie der abstracte Gedanke zur concre-

Digitized by Google

ten Erkenntnifs — ferner, so lieb ihm sonst die *Erfahrung* und sein aus ihr *mit Nothwendigkeit* Folgern ist, auch das, dafs seine Vorstellung des von vernünftigen Geschöpfen Bewohntseyn *Könnens* der andern Weltkörper und *die Wahrscheinlichkeit* sich zur *Wirklichkeit* und *Wahrheit* des von ihnen Bewohntseyns der Erde, wie das Träumen zum Wachen und Begreifen, verhalte; ferner das, dafs sein principium identitatis oder contradictionis blofs die eigene Abschattung — das contrefait — seiner selbst, wie er als abstract denkendes Subject eben nur sich denkendes ist, sei; Ich = Ich, A = A; Ich kein Nichtich, A nicht B, oder Ich — nicht Ich, A — non A, und endlich das, dafs, wenn der absoluten Selbstgewifsheit *für* die *wirkliche* Gewifsheit und — Wahrheit nicht zu trauen ist, um so weniger ihrem Schatten, d. i. jenem Identitätsprincip, oder dem Satz des Widerspruchs *gegen* dieselbe zu trauen sei.

Der Grund, aus welchem er diefs Alles übersehen, und seiner Ansicht treu bleiben mufs, ist eben nur die in seiner abstracten Selbstständigkeit zwar nicht nothwendige, allein von ihm nun einmal beliebte Beharrlichkeit bei ihm selbst und bei seinem Gedanken des Denkens, theils als des blofs subjectiven, theils als eines solchen, welches, wenn *nicht identisch mit sich* oder — mit dem Seyn, gar kein Denken, sondern Nichts sei. In dieser Beharrlichkeit ist der Entschlufs unmöglich, Ansichten, die, wie der bescheidene Ausdruck ist, *nur* die seinigen sind, gerade darum, weil sie *die seinigen* sind, dort, wo es Religion und Wissenschaft gilt, gänzlich aufzugeben. Die Notiz insbesondere von der Menschwerdung Gottes, die dem Subject, wodurch auch immer, geworden, könnte wohl für es — denn *so* hat er gezeigt, dafs er weder von sich ab- noch an sich hange, sondern der *an* und *für sich* Unabhängige sei — eine Veranlassung werden, seine von ihm beliebte Selbstverknechtung und seinen knechtischen Eigensinn vorerst wenigstens zu ahnen; allein bei dem selbst aus seiner Anhängigkeit an sich entspringenden Wahn, dafs sie nicht Anhängigkeit, sondern vielmehr Unabhängigkeit, in seinem Denken und Wollen, von eigner und fremder Meinung und Willkür, mithin wirkliche Selbstständigkeit sei, mufs es diese Notiz für die von einer Gottes und des Menschen unwürdigen Meinung nehmen, und leztere standhaft von sich ablehnen. An ihr hat die christlich-glaubige Welt allerdings eine ihr gewordene oder historische Notiz, aber nicht die von einer verlebten *Meinung*, sondern lebendigen und die wirkliche Selbstständigkeit und Freiheit der Glaubigen begründenden *Erkenntnifs*, und so geht sein die Welt hierin Aufklären darauf, zu bewirken, dafs ihre Erkenntnifs zur blofs historischen Notiz herabgesezt, und seine Ansicht vom Gegenstande derselben, als einem Irrthum, allmälig zur Ansicht der Kirche selbst werde, die ihn für eine Wahrheit genommen, und sich an ihn, wie an andere Irrthümer gewöhnt habe. Wie unauflöslich bei diesem Aufklärungsact — die Sonne, aufser wo sie blendet und sengt und brennt, klärt auch auf, aber Leben erweckend, nicht ertödtend — das Subject an sich selbst hängt, ist daraus zu ersehen, dafs ihm, damit es der Möglichkeit einer Erkenntnifs Gottes, welcher auf der, von ihm für eng geachteten Erde Mensch geworden ist, entgehe, seine Zuflucht zu dem weiten Himmel nimmt; in ihm und seinen Sternen dehnt es sich wie ein Gas in den Lüften aus, und daran, dafs es in dieser Ausdehnung und — Selbstverdünnung von sich ablasse, fehlt so viel, dafs darin vielmehr seine Anhängigkeit an ihm selbst der Natur des *abstracten* Raums ähnlich wird, der, unablösbar von sich, sich selbst dergestalt treu bleibt, dafs, während das in ihm scheinende und — aufklärende Licht, ohne Anhängigkeit an sich, seine Selbstständigkeit in der Farbe beweist, und als diese sich treu bleibt, eben er zu seiner Selbstständigkeit blofs seine Anhängigkeit an sich hat, und in seiner weitesten Weite, wie in seiner engsten Enge, desgleichen in seinen kleinsten Theilchen, wie in seiner Totalität eben nur Raum ist.

Der Vortheil *drittens*, welchen die Unterscheidung der reinen Theorie von der Empirie dieser zur desto gröfsern Wirksamkeit für sie selbst und ihren Glauben gewährt, ist vorerst darin ein wirklicher, dafs die unterschiedenen sich nicht von einander trennen. Zwar treibt die Theorie ihr Wesen ganz für sich, und ist eben darin *rein* — reine Mathematik, und, worauf es hier besonders ankommt, reine Logik; — die Empirie jedoch merkt sich's leicht ab, dafs sie ohne alles Denken gar nicht Empirie seyn würde, und eben so leicht an, dafs ihr, vornehmlich als Kritik und Gelahrtheit, einige Logik Noth thue. Sie widmet daher ihrem Studium einige Zeit, und zwar verdientermafsen nur einige, nur kurze; denn das Denken, wie *diese* Logik dasselbe kennt, ist ja das mit dem Denken *blofs identische* Denken; sie ahnet in ihm kaum den Unterschied seiner selbst von ihm, geschweige den Wider-

Digitized by Google

spruch seiner mit ihm, und seine ihn aufhebende Macht, als werde der Unterschied, in welchem das Denken ein Begreifen, Urtheilen und Schliefsen ist, von Aufsen her an es gebracht, und als sei sein ganzes Thun, wie das des Elements der Zahl — das *der Eins* — in der geraden und ungeraden Anzahl, im Bruch und dergleichen, nur ein in diesem Unterschied an sich, dem Denken, Festhalten. Wie das moralisch-empirische Subject als rein und allein sich Denkendes an sich hängt und festhält, sagt und mufs ihm diese reine Logik zusagen, aber auch bald Langeweile machen; denn so interessant es sich selbst sei, kann ihm doch sein *das Ich* Bedenken, da ihm dasselbe nur als das mit sich identische bekannt ist, in der schaalen Wiederholung dieses Ich = Ich keine Unterhaltung, und sein *das Denken* Bedenken in der eben so schaalen des A = A nur damit, dafs es ein Denken im Begreifen, Urtheilen und Schliefsen, oder A = A in B, in C und in D ist, einige und schlechte, erst damit aber, dafs es ein Denken im Begreifen, Urtheilen und Schliefsen *mit Anwendung* auf Alles das ist, was erfahren wird, und darum wirklich gewifs und wahr sei, weil es erfahren werde, eine genügende, obschon kurze Unterhaltung gewähren. Mit Recht wird daher diese Logik und sein Studium derselben, so sehr sie seinem ganzen Wesen, das, wie die Natur des Pechs, die Trockenheit selbst ist, angemessen sei, trocken genannt, und möglichst bald wendet es sich mit ihr, die es, da sie ihm aus der Seele gesprochen ist, bald weg hat, dem durch seine Wort-, Schrift- und Sachkritik und durch seine Gelehrsamkeit gehaltvollen Denken, wie es das seinige ist, zu. Dafs dieses ein logisch richtiges Definiren, Judiciren und Demonstriren, und überhaupt ein durch und durch consequentes Denken seyn müsse, ist eine unabweisliche Forderung, der jedoch von solchem Subject und durch sorgfältige Abhaltung des Widerspruchs unschwer Genüge gethan wird. Denn in seinen gelehrten Forschungen immerfort auf der Hut, damit keine fremde Meinung ihm das Geringste anhabe, eben so in seinen Ansichten, aufser dafs, wo's Noth thut, ein Aufflug von den Erd- zu den Bewohnern der Gestirne gewagt wird, sich stets bornirend, daneben stets kritisirend, und wo nicht aufs Beweisen, doch auf das strenge Folgern aus dem, was erfahren worden oder wird, so wie auf die gröfste Deutlichkeit seiner Gedanken bedacht, mufs ihm wohl das Definiren, Judiciren und sogenannte Demonstriren geläufig wie das Athemholen werden. Den Widerspruch aber von sich abzuhalten, dazu kommt ihm seine Logik mit ihrem Satz des Widerspruchs dermafsen zu Hülfe, dafs man sagen möchte, der Satz sei ausdrücklich dazu erfunden, damit weder sie selbst, noch irgend einer ihrer Freunde — denn an ihren Feinden rächt sie sich unter Anderem dadurch, dafs sie dieselben in Widersprüche gerathen läfst — von irgend einem Widerspruch incommodirt werde. Eine Logik, wie die der Vernunftkritik, deren Denken ein transcendentales wäre, kann ihm blofs in ihrem Resultate, dafs von Gott und göttlichen Dingen kein Wissen möglich sei, aber nimmermehr in der Behauptung gefallen, die eben sowohl eines ihrer Resultate, und zwar keins der schlechtesten ist, dafs durch Erfahrung nichts gewifs und nichts bewährt werde. Die Logik endlich, als welche das Denken ein seinen *Ursprung* und *das Werden* der Bestimmungen, die es sich selbst gibt, Begreifen ist, und die, statt den Satz des Widerspruchs zur Schutzwehr gegen den Widerspruch zu nehmen, vielmehr sogleich in ihrem Anfange sich selbst in den Widerspruch, dafs *das Seyn das Nichts* ist, begibt, und wie in ihn, so in jeden, der ihm folgt, eingeht, dafür aber auch, indem jeder sich an sich selbst aufhebt, die Gewifsheit, welche der Wahrheit, die Wahrheit, welche der Gewifsheit gleich ist, im Leben und Erleben, im Glauben und Wissen, weil darin das Denken schon ist, und nicht erst vom Subject hinein, oder gar von ihm nur daran gebracht wird, erreicht, kurz die Logik, als welche das Denken speculatives Denken ist, mufs wohl dem moralischen Empirismus, dem *das Werden* gegen das mit dem Denken identische *Seyn* kaum so viel werth ist, wie dem Landmann das *Keimen* und *Wachsen* gegen die *Frucht* — vom Keimen und Wachsen kann man nicht leben — und der mit derselben Tenacität, womit er, als denkendes Subject an sich, dem Denkenden hängt, an der Identität des Denkens mit dem Denken, so langweilig sie sei, fest hält, eine grofse Lächerlichkeit seyn, und würde ihm, wenn es bei seinem bescheidenen Selbstvertrauen möglich wäre, von ihr für sich das Geringste zu besorgen, ein grofses Aergernifs geben; sie hat — wär' es ein Unglück, ihm für Unsinn zu gelten — von Glück zu sagen, wenn er sie, von ihr, die das Gras wachsen höre, einige Notiz nehmend, nur bei Seite legt und nicht für baaren Unsinn erklärt.

So im Besitz einer Logik, die mit ihm nicht in Zwietracht gerathen kann, erweitert er selbst sodann den genannten Vortheil dahin, dafs die Nothwendigkeit der

Digitized by Google

Rechtfertigung des Glaubens vor dem Denken von ihm in dem Sinne genommen wird, als müsse diese eine Rechtfertigung vor dem angewandten und gewandten Denken, wie es *das seinige* ist, und *durch dasselbe* seyn, wenn sie kein durch eben dieses Denken leicht aufzudeckender Betrug, sondern wirklich Rechtfertigung seyn solle. Dafs Glaube und Religion *mittelst des speculativen Denkens,* Wissen aber und Wissenschaft *als speculatives Denken,* und dafs sowohl der Glaube und die Religion, wie das Wissen und die Wissenschaft, unabhängig von der an ihr selbst haftenden Subjectivität, *sich selbst* vor dem Denken, und vor dem, nicht abstract-, nicht erscheinend-, sondern *wirklich*-selbstständigen, also wahrhaft freidenkenden Subject aufs Vollständigste rechtfertige, mufs ihm, der den Wahn hegt, *sein* kritisch-gelehrtes, logisch-präcises und gewissenhaftes Denken sei *das* Denken, bei dem, was er Denkfreiheit zu nennen beliebt, nicht nur, indem es gesagt wird, fremd, seltsam hervorkommen, sondern auch als unwahr, durchaus widerwärtig seyn. Denn könnte er, was er bei seinem hohen Interesse an ihm selbst nicht kann, die Wahrheit darin ahnen, so würde er sich selbst widerwärtig, und müfst' er sagen: „mein gelehrtes, consequentes und gewissenhaftes Denken ist die Tyrannei selbst, und meine Denkfreiheit die vollendete Knechtschaft." Oder ist nicht das Denken tyrannisch, welches, wenn es einen Gegenstand zu beachten geruht, ihn, sei er der Glaube, das Recht, die Pflicht, oder was sonst immer, einzig und allein *durch sich,* und lediglich *vor sich* rechtfertigen will? Verfährt nicht eben so der Zwingherr mit seinem Sclaven? Dieser, wenn er angeschuldigt worden, mufs schweigen, bis er gefragt wird, und wird er gefragt, darf er doch nicht durch sein Denken, wie wenn ihm ein solches gar nicht zukomme, sich vor dem *ihm* und seinem Herrn gemeinsamen Denken rechtfertigen, sondern rechtfertigt oder verurtheilt ihn der Herr allein durch das seinige und vor dem seinigen. Ist der Glaube, wenn er Gegenstand für das denkende Subject wird, sein Sclave? Hat er selbst, als Object, nicht das Denken *in sich?* Kann er, wenn des Aberglaubens verdächtig, nicht durch das ihm, dem Object, inwohnende Denken, *mittelst des denkenden Subjects,* sich vor dem, *ihm* und diesem *gemeinsamen* Denken rechtfertigen? Rechtfertigt *er* solchermafsen nicht *sich selbst,* sondern *ihn das Subject,* und zwar lediglich *durch sein* Denken und vor *demselben,* so ist er in seiner Ohnmacht vom Subject schlechthin abhängig, und dieses gegen ihn in einem Grade selbstständig, wie kein Tyrann gegen seinen Sclaven. Und solch Subject mit seiner Gelahrtheit, Kritik, Consequenz und Gewissenhaftigkeit wäre denkfrei? Seine Freiheit, in der es weder das dem Gegenstande seines Denkens inwohnende Denken, noch ein Recht des Objects, sich selbst zu rechtfertigen anerkennt, wäre keine Knechtschaft? Sie wäre Denkfreiheit? Von dem kritisch-philosophirenden wurde die *göttliche* Offenbarung, deren Anerkenntnifs zugleich die des *an und für sich* und nicht blofs subjectiven Denkens ist, doch nur bezweifelt, aber nicht geläugnet; es selbst gab in seiner Religion innerhalb der Gränzen der *blofsen* Vernunft den Dogmen der evangelisch-protestantischen Kirche nur eine Wendung auf *sein* transcendentales und praktisch-vernünftiges Denken, mafste sich aber keine *Herrschaft* über sie an, sondern liefs die Möglichkeit, dafs sie, ihrem Inhalte nach, göttliche Offenbarungen seien, bestehen, und folgte sogar in seiner Lehre vom radicalen Bösen, vornehmlich aber in der vom Kampfe des guten Princips mit dem bösen und vom Siege des guten über das böse, ihren Winken und Weisungen. Dieses metakritische Subject hingegen mit seiner Ueberzeugung von der Nichtigkeit einer biblisch-kritischen und exegetischen Begründung jener Dogmen, besonders mit seiner gegen sich höflichen Vorstellung vom Princip des Bösen, und von dem kraft seiner Aufklärung zu gewinnenden Siege über das Böse, steht in dem Wahne, seinen und den Frieden seines Wissens mit sich und ihm dadurch zu erringen, dafs es — statt sich von der Welt und von der, die Gewifsheit seines moralischen Bewufstseyns und seines Glaubens trübenden, Erfahrung unabhängig zu machen, welches allein durch seine Selbstentäufserung möglich ist, und zum Frieden führt — den Glauben der protestantischen Kirche, mittelst dessen allein diese Selbstentäufserung möglich ist, von sich abhängig, oder doch sich vor ihm unabhängig mache, und wie lediglich in *seinem* Rechte — einem Rechte, das jedem denkenden Individuum, aber keinem Gegenstande des Denkens zukomme — seine Denkfreiheit, so in eben demselben, nicht aber in der Pflicht zu glauben — die ja ein Recht des Gegenstandes am Subject voraussetzen würde — seine Glaubensfreiheit bestehen lasse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27. u. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft, von Dr. Philipp Marheineke. Zweite völlig neu ausgearbeitete Aufl.

(Fortsetzung.)

Der Vortheil ist hiermit freilich in Wahrheit der, dafs die von diesem durch Bewältigung des gegenständlichen Glaubens sich emancipirenden Denken des gelehrten Subjects bewufstlos gesteigerte Selbstbelügung desselben seine Zufriedenheit mit ihm selbst und der Friede seines Wissens wird; indessen so und nicht anders ist nun einmal das Denken des Freiglaubigen, dessen Denkfreiheit übrigens mit Unrecht Freidenkerei gescholten würde, beschaffen. Sich selbst, mithin seinem Denken treu, denkt er von ihm, dafs Jedermann, wiefern Jedermann sich selbst treu bleibe, dasselbe mit ihm, und er es mit Jedermann gemein habe, und wie bescheiden er sei, wenn er von einer *Sache* spricht, *er* denke sich dieselbe *so*, ohne seine Ansicht Anderen aufdringen zu wollen, geht doch seine Bescheidenheit nicht bis dahin, dafs er sage, *er* denke sich *das Denken* so und so, gestatte aber *Allen* und *Jeden*, sich dasselbe anders und anders zu denken. Vielmehr über das Denken müssen *Alle*, sie mögen sich zu ihm selbst, oder zur Mystik, supernaturalistischen Theologie, kritischen Philosophie und dergleichen halten, an sich, oder aus seiner Logik *mit ihm* einig, ja einverstanden seyn; die Vernunft — *seine* gesunde — so sehr sie in der Mystik u. s. w. kränkeln, dürfen sie nicht eingebüfst haben, sonst kann er für sie weder das schwere Geschäft der Berichtigung des gemeinen, vorurtheilsvollen und der Anwendung des reinen Denkens, durch die dasselbe erst ein brauchbares werde, noch das leichte der Beseitigung des transcendentalen und der Ablehnung des construirenden, intuitiven und speculativen führen, und weder psychologische Untersuchungen über die Thatsachen des Bewufstseyns, noch kritisch-gelehrte über die der Natur und Geschichte, über die Religion, ihren Glauben, seinen Grund und Zweck, seine Entstellung durch den Aberglauben u. s. w. anstellen. Das Glauben selbst an die Heiligkeit, göttliche Weltregierung u. s. f., wie es das seinige ist, schränkt sich jedoch, als das die Moralität überhaupt und die des Wissens besonders vermittelnde, nicht darauf ein, nur das seinige zu seyn, sondern soll zugleich das der christlichen Gemeinde, sofern sie seiner, als des freien, noch nicht theilhaftig ist, für ihre Zufriedenheit, und hiermit für die Vollendung der seinigen, werden.

Er liest: — Joh. 8, V. 32. — „*Die Wahrheit wird euch frei machen*," und sagt: „ganz gewifs! denn das *war* selbst eine Wahrheit, dafs die Juden — zu ihnen wird ja gesprochen — Falls sie von ihr sich überzeugen würden, vom äufsern Gesetzeszwange, von Opferdienst, Priesterherrschaft, defsgleichen von ihren Leidenschaften des Hochmuths, Hasses, Neides und der Mordsucht würden befreiet werden." Es ist viel, wenn er annimmt, dafs nicht blofs zu den Juden, sondern *absichtlich*, über das enge Judenland hinaus, auch zu anderen Völkern, und es wäre sehr viel, wenn er annähme, dafs *eben so absichtlich* zur ganzen Welt gesprochen, *ihr* also *wenigstens* ihre moralische Befreiung und Freiheit durch den Redenden voraus angekündigt und verheifsen sei. Er liest weiter: — Cap. 14, V. 6. — „*Ich bin die Wahrheit*," und sagt: das *ist* eine moralische Wahrheit, denn der Redende *war* ein Freund, ein Forscher und Lehrer der Wahrheit, wie vor ihm schwerlich einer gewesen, und nach ihm keiner leicht wieder seyn wird, ja Lehrer der Wahrheit *ist* er durch seine Worte für uns noch, und *wird* er für unsere spätesten Nachkommen *bleiben*."

Spricht ein König: „Der Staat *bin Ich*" — l'état c'est moi — so drückt er damit, ihm selbst unbewufst, seine Selbstsucht, oder das aus, dafs er mit der stärksten Intensität und in der gröfsten Extension an sich selbst hange; spräche der Monarch: ich bin *der Staat*," oder: „Ich?

Digitized by Google

das ist, nicht ich, sondern der Staat," und zeigte sich diese Rede in seinen Thaten, so verhielt sich's umgekehrt; er hätte sich selbst entäufsert, und den Staat in dessen wirklicher Selbstständigkeit, erst in dieser aber die seinige anerkannt. Das Wort des moralischen Empirismus, wenn er mit der Sprache gerade herausginge, würde, ähnlich dem einen, dieses seyn: „die Wahrheit hab' *Ich*"; denn seinem Princip treu mufs er wähnen, dafs es aufser den Wahrheiten, die *er*, und *wie* er sie enthalte, und ins Unendliche hin erhalten werde, ferner aufser den rein theoretischen, die erst als die seinigen, mithin als empirische, *wirklich* gewisse und erst so wahrhaft wissenswürdige seien, und endlich aufser den unerkennbaren, deren Unerkennbarkeit auch eine Wahrheit sei, die er enthalte, keine, die ohne seines Denkens und Moralisirens, und ohne seiner Voraussetzungen und Folgerungen zu bedürfen, also unmittelbar dogmatisch und doch — Wahrheit, ingleichen keine, die transcendental oder speculativ sei, gebe, noch geben könne. Er kann nicht zu dem Inhalt der Worte: „Ich bin *die Wahrheit*," oder: Ich, das ist: nicht Ich, sondern die Wahrheit — zu welchem der Glaube der Welt längst gelangt ist — und nicht zur Erkenntnifs dessen kommen, der die Wahrheit ist, und dessen Worte sie sind.

Das Denkende, welches ist, das Seiende, welches *denkt*, ist als denkendes das mit sich, dem seienden, als dieses das mit sich, als jenem Identische — das Ich — und wenn man sonst von der Wahrheit sagt, sie sei die Uebereinstimmung des *Gedankens* mit seinem *Gegenstande*, so ist hier mehr als Uebereinstimmung, und mehr als Gedanke und gedachter Gegenstand, nämlich: *Identität* des Seienden, welches kein blofs gedachter Gegenstand, und des Denkenden, welches kein blofser Gedanke ist, eine Identität, welche alle Gedanken und gedachten Gegenstände zu ihrer Bedingung haben — die erste und abstracteste Wahrheit. — Warum also sollte das Ich, oder dieses Identische, wenn es nun sich *selbst* denkt, da auch *dieses* sein Denken mit *dem Seyn* identisch, aber zugleich ein bereits entäufserndes ist, nicht *zu sich selbst* sprechen: Ich *bin* die Wahrheit? Solche Rede kann freilich nicht vom Thier, sondern allein vom Ich, von welchem, und zu welchem sie gesprochen wird, vernommen werden; auch ist freilich mit ihr, so breit ihr Inhalt sei, da er, wie das *höchste* Wesen, ein ganz Abstractes ist, wenig gesagt, allein der moralisch-empirische Sonderling — das Ich, noch als vernünftiges Thier, und, wie das thierische Subject in seiner Selbstsucht, unvermögend, sich zu entäufsern — würde gleichwohl, wenn er auf sie, die er vernehmen kann, achten, und bei ihr verweilen könnte, durch sie wenigstens zu dem Gedanken gebracht werden, dafs die, obschon vorerst nur abstracte Wahrheit als identisch mit der Ichheit, weder eine blofse *Beschaffenheit* der Dinge und Sachen, wofür er sie nimmt, noch ein blofser *Zustand*, oder eine blofse *Eigenschaft* der Personen, der Gefühle, Vorstellungen und Gedanken, wofür er sie gleichfalls hält, sei, sondern *an und für sich* selbst, gleich dem Ich, *Bestand* habe. Auch würde ihm wohl *der* Gedanke kommen, dafs *die Vernunft* kein Prädicat der Animalität, welches selbst seine Prädicate der Gesundheit, Allgemeinheit und dergleichen habe — *gesunde* Vernunft, *allgemeine*, *menschliche* Vernunft — sondern umgekehrt die Animalität ein Prädicat der Vernunft, und er selbst mithin kein Thier, oder Lebendes, welches Vernunft, sondern vielmehr eine Intelligenz sei, welche das Leben habe, und in ihm den Glauben, ja die Wissenschaft vermöge, dafs das wirklich Gewisse und an und für sich Wahre nicht darum, weil es erfahren, oder aus der Erfahrung gefolgert werde, das wirklich Gewisse und Wahre, sondern dafs umgekehrt dasselbe, weil es das wirklich Gewisse und an und für sich Wahre sei, erfahren, und aus Erfahrungen gefolgert werde, ja werden müsse. Er thut sich auf die von ihm erforschten, sodann auf seine ins Unendliche hin erforschlichen, ingleichen auf seine unerforschlichen Wahrheiten und auf seine Vernunft etwas zu Gute; dagegen würde Vernunft und Wissenschaft, die er — dem *Mephistopheles* noch ergötzlicher, als *Faust*, der sie verachtet — lediglich in ihrer Subjectivität, wie wenn sie blofs *seine*, und nicht eben so sehr die Vernunft und Wissenschaft des Gegenstandes *an sich* selbst wäre, hochschätzt, sich etwas auf ihn zu Gute thun, wäre nur nicht seine Anhängigkeit an ihm selbst von ihm — auf immer beliebt, ihm also möglich, sich, den aus dem unmittelbaren Glauben der christlichen Welt geschiedenen, zu verabschieden, und auf den Gedanken einzugehen, dafs einerseits die Wahrheit, die im Gegenstande, wie diesem sein Begriff — oder die im Begriff, wie diesem sein Gegenstand adäquat ist, an und für sich Bestand habende Bewegung — und dafs andererseits die Vernunft die Macht sei, welche, *der Natur* inwohnend, *sie* oder das Leben vom Empfinden, Anschauen und Vorstellen empor zum Denken, und noch inniger *der Geschichte* einwohnend, *diese*, oder den Glau-

Digitized by Google

ben vom Gedächtnifs, vom abstracten und — angewandten Denken und von der Möglichkeit des Zweifels zum Wissen und zur Wissenschaft erhebt, wo der Zweifel getilgt, und seine Möglichkeit im Wissen der Nothwendigkeit des Glaubens verschwunden ist.

Den Satz: *Ich bin die Wahrheit*, wenigstens seinem abstracten Inhalt nach, verstehen, ist doch wohl so schwer nicht; denn ihn verstehen, heifst ja nur so viel, als erkennen, dafs, wie das Ich kein Prädicat eines Subjects, kein Accidenz einer Substanz, eben so die Wahrheit kein solches, und dafs, wie dasselbe kein Ding, kein Ruhendes, an oder in welchem Bewegung vorgehe, eben so auch sie kein solches, sondern die bestehende und ruhige Bewegung selbst sei. Dem mystischen Empirismus indefs, da er blofs Wahrheiten kennt, wie sie *zu haben*, oder theils fertige, theils zu fertigende, mithin accidentelle, sind, und in seiner Selbstsucht meint, ihn Einsammler, Ausfertiger, Inhaber und Ausgeber sei *er*, mufs der Inhalt dieses Satzes, in welchem das Ich sich selbst *abstracterweise* entäufsert, wie wenn er laute: *Ich*, d. i. *nicht* Ich, sondern *die Wahrheit*, gänzlich verborgen bleiben. Nun sind aber die Worte, Joh. 14, V. 6. nicht nur abstracten, sondern vielmehr *unendlich concreten* Inhalts; es ist der Mensch in seiner göttlichen Natur, es ist Gott, der Mensch geworden, welcher spricht: ich bin die Wahrheit. An die Menschwerdung Gottes glaubt der moralisirende Separatist nicht, somit mangelt ihm auch die Erkenntnifs des Menschen, aufser welchem Gott — und welcher aufser Gott — nicht ist, und kann er daher eben so wenig ihn, der die Wahrheit, oder das, dafs *er* die Wahrheit selbst ist, erkennen. Er meint, ihn richtigerweise nur als *einen Lehrer* der Wahrheit, der ihr jedoch unerschütterlich treu geblieben sei, denken zu können, und würde, wenn er in seiner Selbstbelügung nicht eines tugendsamen Vorgebens sich befleifsigen müfste, gerade heraus erklären, mit den Worten: ich bin die Wahrheit, sei höchstens so viel gesagt, als: ich bin Einer der Wenigen, die, möglichst richtig denkend, theils schon bekannte, der Menschheit nützliche, besonders moralische Wahrheiten durchforscht, theils neue solcher Art erfahren und erforscht, theils aus jenen und diesen einige unerforschliche Glaubenswahrheiten gefolgert haben, und sie alle, die einen durch Kritik geläutert, die andern durch Accommodation annehmlich gemacht, der Welt mittheilen, und aufser mir ist noch Einer, der uns Menschen unerforschliche Gott, den ich meinen Vater nenne, und von dem ich mich, meine Werke als seine Zeugnisse meiner Sendung ansehend und anführend (Joh. 5, V. 32 — 36) zur Belehrung der Welt und dadurch zu ihrer Befreiung und Beglückung gesandt zu seyn glaube. Aufser uns beiden aber ist noch Einer, der, sich selbst treu, durch seine Forschungen dafür sorgt, dafs von der Welt nicht nur keins dieser Werke für eine Wunderthat zur *Begründung* des Glaubens an meine göttliche Sendung und an die Wahrheit meiner Lehre, sondern auch keins für eine eben solche zur *Bezeugung* dieser Sendung und Wahrheit gehalten, dafs vielmehr jedes derselben von ihr für eine, in Uebereinstimmung mit dem unverletzbaren Naturgesetz, den Nothleidenden erwiesene Wohlthat, und ich selbst für den anerkannt werde, der ich bin — für den redlichsten Wahrheitsfreund, dessen Lehre (Joh. 7, V. 16, 17) so sehr mit dem heiligen Willen Gottes übereinstimme, dafs, wer sich von dem, was Gott, und was er nicht will, aus sich selbst überzeuge, und seiner Ueberzeugung treu, was Gott will, zu thun, was er nicht will, zu unterlassen beschliefse, indem er wirklich das Eine thue, das Andere unterlasse, an und in sich selbst erfahre, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

Mit solcher Erklärung nun wär' eigentlich gesagt, dafs *ein und dasselbe* denkende Subject in seiner abstracten Selbstständigkeit, und mit ein und derselben Anhängigkeit an sich in der Wirklichkeit unbestimmt vieler Menschen — von denen der, welcher sprach: ich bin die Wahrheit, der Vergangenheit angehört, und die übrigen theils gleichfalls vergangen sind, theils gegenwärtig leben, oder künftig zum Daseyn gelangen — nebst anderen auch moralische, und aus diesen besonders gefolgerte Glaubenswahrheiten zu haben, und durch Selbstprüfung von ihnen sich zu überzeugen vermöge, dafs somit der, welcher sich selbst die Wahrheit nannte, von Allen, die — ein *Moses* oder *Solon*, ein *Salomon* oder *Sokrates* — vor ihm dieselbe suchten, in der That nur durch die gröfsere Vollständigkeit und schärfere Prüfung dessen, was *er*, gegen das, was *sie* gefunden — dafs aber von ihm Jeder, der ihn für den redlichsten Lehrer der Wahrheit anerkenne, selbst wiederum durch die gröfsere Vollständigkeit, wo nicht der moralischen und religiösen, doch der physikalischen, historischen, philologischen und archäologischen Wahrheiten, die er inne habe, und durch die

Digitized by Google

genaue Prüfung der von diesem Wahrheitsfreunde seinen Zeitgenossen mitgetheilten; besonders aber durch die sorgfältigste Unterscheidung dessen, was in seiner Lehre zur blofsen Accommodation, und dessen, was zur Wahrheit selbst gehöre, verschieden sei, und dafs also jene Selbstständigkeit und Anhängigkeit durch die ganze Geschichte des Subjects hindurch gehe, und in dieser, wie wenn sie blofs die *seinige*, und nicht zugleich die der Substanz — nicht die *Welt*geschichte wäre, Nichts ein, seinem Wesen und seiner Form nach, *anders*, sondern Alles ein blofs dem Grade nach *besser*- oder *schlechter*-Werden, erst dort aber, wo das Subject, als moralisch-empirisches, den Wahn von der Menschwerdung Gottes und die theils daraus entsprungenen, theils daran geknüpften Irrthümer vertilgt, somit in der Geschichte die *Periode* der vermeintlichen *Incarnation* ihr Ende, und eine neue Aera — die der *Agnition* des unerkennbar Wahren ihren Anfang genommen habe, der Fortschritt zum Besseren ein erklecklicher sei.

Die gegebene Erklärung ist die eigene des moralischen Empirismus; sie kommt aus ihm, wie er selbstsüchtig an sich fest hält, und wenn er sie in der ausgesprochenen *Bestimmtheit* nicht sich selbst gibt, sondern den, der die Wahrheit ist, nur überhaupt als den redlichsten, allenfalls als den von Gott vorzüglich begabten, als den göttlichen Lehrer, derselben denkt, so ist's, weil die Selbstsucht, wie sehr sie in Allem, was ihr zusagt, nach der gröfsten Bestimmtheit strebe, gegen das, was ihr zuwider ist, wie eben das Menschseyn Gottes, die Erlösung durch den Menschgewordenen u. s. w., *die Unbestimmtheit* selbst, z. E. die des *höchsten* Wesens, die der Gestirne und ihrer muthmafslichen Bewohner, der natürlichen Gutartigkeit des Menschen, der gesunden Vernunft u. dgl. zur Schutz- oder Abwehr nimmt; so ist's insbesondere, weil er, wenn er sich seinen Gedanken des göttlichen Lehrers der Wahrheit *aufs Bestimmteste* ins Klare setzen würde, nahe dabei wäre, einzusehen, dafs er mit diesem Gedanken sich selbst belüge, und dafs die vorgebliche Bescheidenheit, womit er, der sich nicht entäufsert, den, als welcher einerseits das Ich, andererseits das göttliche Wesen oder Gott, in der Entäufserung seiner selbst, die substanzielle Einheit des Subjects und der Substanz, d. i. *die Wahrheit selbst* ist, in *seinem* Vorstellen — denn nur *darin* vermag er es — zu einem Freunde und Lehrer derselben herab- und hiermit, so wie damit, dafs *er*, statt die *Selbst*erniedrigung Gottes anzuerkennen, *ihn durch seinen Anthropomorphismus* erniedrigt, sich über ihn hinaussetzt, die allergröfste Anmafsung sei, jene Periode aber den Agnition eines unerkennbar *Wahren*, wenn sie *in der Geschichte* eintreten könnte, die der completesten *Selbstbelügung*, gegen welche jede frühere — selbst die der allerderbsten *Superstition* — nur die einer *Verirrung* wäre, seyn würde. Warum er seinen Gedanken nicht ins Klare bringe? Weil er, um sich treu zu bleiben, in der Opposition gegen den Glauben der christlichen Welt bleiben mufs; daher denn auch der Begriff in den Worten: „die Wahrheit wird euch frei machen", für ihn gar nicht vorhanden ist. Ihr *moralischer* Inhalt ist dann zugleich ein sowohl *religiöser* als *historischer*, dafs der, dessen Wort sie sind, die Wahrheit selbst ist; durch ihn, der die Welt frei machen werde, ist sie frei worden. „Ja", sagt der Separatist, „*durch ihn*, das heifst, durch *seine* reine Sitten- und Gotteslehre, und durch *sein* ihr vollkommen gemäfses *Leben!* Durch sie werden Alle frei, die mittelst ihrer sich selbst belehren und zu leben streben, wie er gelebt hat. Denn so gelangen sie nicht allein zur Herrschaft über ihre eigenen, sie ohne diese Lehre und Selbstbelehrung leicht unterjochenden Begierden, Neigungen und Leidenschaften, und in Folge hievon zu der Willens-*Macht*, für Wahrheit und Recht, für Denk-, Gewissens- und Glaubensfreiheit Alles, was ihnen im Leben lieb ist, und das Leben selbst aufzuopfern, sondern erreichen sie auch das, dafs ihnen, wenn und so oft der Wahrheit und dem Recht durch den Wahn und die Willkür tob- oder herrschsüchtiger Menschen, der Denk- und Gewissensfreiheit durch trugvolle Ignoranz, durch Heuchelei und äufsere Macht Gewalt gethan wird, im Bestimmen dessen, was geglaubt und gelehrt werden soll, und was nicht, die Autorität der Machthaber schlechterdings nicht für ein Gesetz gelten kann. Sie setzen ihr die Lehre dessen, der gesagt hat: die Wahrheit wird euch frei machen, entgegen, und weisen standhaft Alles, sei es auf Synoden, Concilien, Conventen und Congressen von noch so Vielen und für noch so Viele zum Gesetz erhoben worden, von sich ab, was mit dieser Lehre offenbar oder versteckten Weise im Widerspruch ist."

Dafs die Lehre, wie sehr und oft sie bald von einem der Phantasie und dem Gefühl sich hingebenden Gemüthe, bald von dem mit der Arglist selbst sich identificirenden Verstande mifsbraucht worden und werde, die Kraft hat,

Digitized by Google

dem Glauben von allen Satzungen unabhängig, den Willen für jede Aufopferung mächtig, und die Herrschaft einer Neigung über die andere zur Herrschaft des Menschen über ihn selbst, also über *alle* seine Neigungen zu machen, ist Jedem gewiſs, der von sich abgelassen, auf sie sich eingelassen, und ihren Inhalt erkannt hat, wenn er auch wenig oder nichts von der Geschichte des Kampfes weiſs, der Jahrhunderte hindurch geführt worden, und gegen die Macht der Selbstsucht, sei sie die in der *objectiven* Autorität einer Kirche, wie die papistische, oder die in der *subjectiven* einer Doctrin, wie die supernaturalistische und — rationalistische, fortgekämpft werden muſs. Auf die Frage aber, durch wen sie diese Kraft habe, wird er antworten: durch den allein, der die Wahrheit selbst ist; dazu ist Gott Mensch worden, daſs er von der Welt *erkannt* und seine Erkenntniſs ihre Seligkeit werde.

Es war bei Entstehung der kirchlichen Reformation nicht eine *Faustische* Gelehrsamkeit und Grübelei, die ins Zweifeln und aus ihm in eine bis zur Verfluchung des Glaubens gehende Erbitterung gegen ihn gerieth, sondern der Glaube selbst, der sich sein, ihm so lange vorenthaltenes Recht nahm, und im wirklichen Zweifel daran, daſs die Kirche infallibel sei, ihre Miſsbräuche, ihre Entscheidungen und sie selbst aufs Nachdrücklichste angriff und bekämpfte. Er, nicht aber die Gelahrtheit, griff an und siegte, und für die Männer, mittelst deren er siegte, war ihre gründliche Gelehrsamkeit nur der Schild zur Abwehr, ihr Wort des Glaubens aber war das Schwert, womit das die Christen an eine dem Glauben fremde Autorität fesselnde Band zerhauen wurde. Wird daher der eine und andere dieser heldenmüthigen Kämpfer *ein Mann Gottes* genannt, so ist's nicht des Schildes, sondern des Schwertes wegen, das er führte. Ihr Wort des Glaubens war die Lehre Gottes, der in Christo Mensch geworden, und den Glauben, daſs er in ihm Mensch geworden, hatten und behielten sie mit der Kirche gemein, deren Unfehlbarkeit nebst Allem, was damit zusammenhing, von ihnen bezweifelt und bestritten wurde. Die Wahrheit aber, da Gott sie selbst und in seiner Menschwerdung als sie selbst der Welt offenbar worden ist, bedarf dazu, daſs sie von der Welt geglaubt und daſs durch sie die Welt frei werde, weder einer objectiven noch subjectiven Autorität, sondern ist selbst ihre Autorität, und beweist sich *aus sich selbst* als solche, so daſs auf die Frage: quid est veritas? keine treffendere Antwort gefunden werden kann, als die in den Worten des Anagramms gegebene: est vir, qui adest! Die Lehre, mittelst deren die Welt zu dem an sie für ihre Freiheit und Seligkeit geforderten Glauben gelangt, spricht Gott selbst in den Worten: ich bin die Wahrheit, aus, und so hat dieselbe als seine Lehre von ihm die Wahrheit zu ihrem Inhalte; auch spricht nicht Jemand, der Wahrheiten gefunden hat, sondern der Mensch, der, indem Gott selbst, sie selbst ist, — Joh. 8. V. 31, 32: „bleibt ihr meiner Lehre treu, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit *erkennen*, und die Wahrheit wird euch frei machen." Seine Lehre aber ist hiermit und eben so seine Verheiſsung, daſs die Welt durch die von ihr in ihrem Glauben *erkennbare* Wahrheit werde frei werden, nicht nur moralischen, sondern auch und vielmehr religiösen Inhalts; und indem sie die Kraft hat, den Glauben von jeder ihm fremden Autorität unabhängig, den Willen zu jeder Aufopferung für ihn stark und die Beherrschung der Neigungen durch einander zur Selbstbeherrschung des Menschen zu machen, hat sie dieselbe durch die *das* mittelst ihrer glaubig gewordene *Subject von ihm selbst und vom Object befreiende* Macht; in diesem unabhängigen Glauben wird gewuſst, daſs die Sittlichkeit des Menschen, als *die äuſsere Seite* seiner wirklichen Verselbstständigung in der Gemeinde, seine Entselbstigung, *als die innere Bedingung* derselben, zu ihrem wesentlichen Inhalt habe, und daſs überhaupt die der Welt durch die Wahrheit gewordene Freiheit das Leben der Welt zu einem *christlichen* und die Sitte zur *christlichen* machte. Durch die Wahrheit, indem sie erkannt wird, ist der Glaube an sie, wie die Gemeinde, deren Glaube er ist, *frei*; das erscheinend selbstständige Subject in der Bestimmtheit des abstract-selbstständigen ermangelt dieser Erkenntniſs, und will, in dem Wahne, seine Selbstständigkeit sei die Freiheit, durch seinen vorausgesetzten Glauben an die unerkennbare Heiligkeit u. s. w. den ihm mangelnden Glauben an die erkennbare Wahrheit ersetzen, und von diesem, als sei und mache er unfrei, die Gemeinde durch sein Denken und gelehrtes Forschen befreiend und dem seinigen zuführend, ihren und seinen Frieden vollenden, wie wenn der in selbstsüchtiger *Einbildung* Freie und mit sich Zufriedene dadurch, daſs er Andere um die Freiheit und den Frieden bringt, beider *wirklich* theilhaftig werde. Aber so groſsen Vortheil sich auf seinem Richterstuhl das Ich von seinem Glauben, wenn er allmälig zu dem der christlichen Welt werde, für sich, gegen das im Bewuſstseyn zugleich seiner *Selbst-*

Digitized by Google

ständigkeit und seiner *Abhängigkeit* von der Natur und von der Erfahrung immer noch Ungewisse seiner Moralität und der seines Wissens, verspreche, wird durch ihn und seine Hoffnung, ihn zum Glauben der Welt zu machen, doch nur seine Verheimlichung dessen, dafs es ein sich selbst Widersprechendes, also Unwahres ist, von ihm selbst erleichtert und gefördert. Die Freiheit in dem Glauben und in der Erkenntnifs der protestantisch-christlichen Gemeinde kann nicht die seinige, seine Knechtschaft und Ignoranz nicht die ihrige seyn; und so auch kann ihr durch den mit dem Wissen identischen Glauben vermitteltes und auf seinen Gegenstand — auf Gott und auf das Verhältnifs der Natur und des Geistes zu Gott — gerichtetes Denken nicht das seinige, aber eben so wenig das seinige, wie sehr es sich darum bemühe, zu dem ihrigen werden, sondern vermögen nur die Individuen, als welche es existirt, die mithin jedes an der Treue gegen sich ein Interesse genommen haben, ein Interesse an seinem Denken zu nehmen.

Der moralische Empirismus also, wie weit er sich in der christlichen Welt verbreite, ist und bleibt doch in ihr ein Separatismus, der bei seinem Eigensinn und bei der abgeschlossenen Subjectivität seines Denkens über die blofs geschichtliche und literarische Notiz von der Incarnation, da er von dieser meint, dafs sie eine nur gemeinte sei, nicht hinauskommen, und kein Recht in Gott, als der Menschgewordene erkannt zu werden, anerkennen, mithin sein Denken nicht auf den Menschen, der Gott *ist*, richten kann. Ihm im Gegentheil, daran gewöhnt, sein abstract gedachtes ewiges Wesen anthropomorphistisch auszustatten, und an dem so ausgestatteten ein unerforschlich Wahres zu haben, mufs der Gedanke eines solchen in dem *an sich* Ewigen anerkennbaren und anzuerkennenden Rechts, den er eben nur für eine anthropomorphistische Vorstellung, wie die seinigen sind, halten kann, ob er gleich sich der Gewifsheit, dafs das ewige Wesen wirklich sei, rühmt, doch nur, wie wenn dasselbe gleichwohl ein blofs subjectiv gedachtes und nicht das an sich wirkliche wäre, das Erzeugnifs eines seine Gränzen verkennenden Denkens, oder sogar eine Faselei, und sein Gegenstand — das anerkennbare Recht — ein Phantom zu seyn scheinen. „Ja, wenn es die Anerkenntnifs wäre, dafs der ursachliche oder erschaffende Verstand, welcher als der göttliche oder als Gott vorgestellt wird, das Recht habe, von uns Menschen, seinen Geschöpfen, für den, der die Welt erhalte und regiere, anerkannt zu werden, möchte sich wohl *aus unserem Gewissen* moralisch und in bescheidener Ansicht gewissermafsen von einem solchen Recht reden lassen. Aber ein Recht, welches *aus Gott selbst* und *in ihm selbst* anzuerkennen sei, und gar in Folge dieser Anerkenntnifs eine Erkenntnifs, dafs Gott Mensch geworden — wie läfst dergleichen sich vor dem Denken und insbesondere vor dem hohen und erhabenen Gedanken von Gott rechtfertigen?" Nun wahrhaftig, vor dem subjectiven und, wie die Schüsseln *der Pharisäer*, rein gehaltenen Denken dieses Separatismus auf keinerlei Weise! Dafs er auch nur die Möglichkeit der Anerkenntnifs eines solchen Rechts und die der Erkenntnifs Gottes, welcher als Mensch angespien, gegeifselt, ans Kreutz geschlagen sei, anerkenne, dazu ist er mit seinem hohen oder höchsten Gedanken des höchsten Wesens und in seinen unerkennbaren Wahrheiten viel zu vornehm, das lehnt er ab. Aber woher doch diese ablehnende Vornehmheit? Hierauf würde wohl, Falls er sich herab- und auf diese Frage einliefse, er selbst antworten: „so frage die sich weise dünkende Thorheit! sie gebe sich mit vornehmer Miene das Ansehen, Alles in Gott und ihn in ihm selbst zu erkennen; und sie sei eben darin die Thorheit, dafs sie die vor Allem nothwendigen gründlichen Sprach-, Geschichts- und psychologischen Studien von sich ablehne." Indessen, da es der Glaube der christlichen Welt ist, der den Gedanken enthält, dafs das höchste Wesen die tiefste Erniedrigung nicht verschmäht habe, so kann schon darum dieser Thorheit, wie weise oder wie bescheiden, gleich dem Antwortenden, sie sich dünke, die Antwort nicht genügen, und würde er selbst, wenn seine Denkfreiheit nicht die Tyrannei wäre, ihr nicht verargen, dafs sie dem *aus ihm* kommenden Gedanken, so erhaben er sei, den *im Glauben* der Welt enthaltenen vorziehe. Damit jedoch, dafs seine Denkfreiheit nicht die Tyrannei sei, und ihm die glaubig-denkende Welt so viel gelte, wie er, der logisch, kritisch und gelehrt Denkende, sich selbst gilt, ist das Unmögliche vorausgesezt; von seiner Weisheit, so grofs sie, und so bescheiden er in ihr sei, hat also die Thorheit nichts für sich zu hoffen, und demnach mufs sie die Antwort auf ihre Frage selbst suchen. Sehr bequem bietet diese sich ihr in seiner Treue gegen ihn selbst dar. In ihr hält er, wie mit seiner Erudition an sich, so mit seiner Abstraction an dem Gedanken des ewigen und — höchsten Wesens fest. Das ewige Wesen aber, wenn der Gedanke desselben nicht eben so-

Digitized by Google

wohl *der seinige,* wie der *des abstrahirenden Subjects* wäre, würde eben nur das von diesem Subject *gedachte* seyn. Gerade darin nun, dafs von der mystischen Empirie — die empirische Mystik bleibt beim biblischen *Wort* — *der Gedanke* des ewigen Wesens, höher als welches kein anderes gedacht werden könne, lediglich für das Erzeugnifs *ihres* Denkens gewonnen, und darin, dafs von ihr dasselbe *lediglich* in *ihrem* Gedanken von ihm, nicht zugleich *in ihm selbst* als das wirkliche gedacht, und *an sich* — wie *das Ding an sich* der kritischen Philosophie — für unerkennbar gehalten wird, ist sie, und zwar gedoppelter Weise, *separatistisch;* denn sie separirt sich damit offenbar sowohl von dem ewigen Wesen selbst — nur, und zwar möglichst geschwind, *in* und *mit ihrem Gedanken* desselben, desto anhaltender aber mit sich selbst und ihrer Erudition beschäftigt — als auch von dem Glauben, der den eben so sehr im höchsten Wesen, oder vielmehr in Gott, wie im Ich gegründeten Gedanken enthält, dafs Gott *an und für sich* und in *seiner* unendlichen *Selbstbestimmtheit* wirklich sei, und dafs er in Christo, *dem Menschen,* und Christus, der Mensch, *in ihm* erkannt werden könne und wolle. Der Gedanke des ewigen Wesens ist *nur* der *ihrige,* der Gedanke seiner Wirklichkeit auch, und durch ihren Gedanken seiner Unerkennbarkeit — mit dem sie sich ganz von ihm ausschliefst und in sich zusammenzieht, büfst sie sogar die Ahnung dessen ein, dafs der eine wie der andere als der *nur ihrige,* indem der höchste, zugleich der *nichtigste* sei.

Und so steht diese neu separatistische Sippschaft auf einer Höhe, welche die altpharisäische — *darin* auf *gleicher* Höhe mit der Judenschaft — nie erreicht hat; sie ist die *in ihr Extrem* sich treibende Judenschaft. Das Judenthum nämlich hatte mit dem Gedanken *des Höchsten,* oder des einzigen Gottes — welcher sei der Schöpfer Himmels und der Erden — zugleich wenigstens den anderen, dafs er, wenn überhaupt, doch nicht *lediglich* ein Erzeugnifs des beschnittenen Subjects, sondern eben so sehr der durch den Höchsten selbst ihm gewordene sei; der Ewige ist's, *der* den Erzvätern *Abraham, Isaak* und *Jacob sich* als den *einigen Gott,* und, wie dem Heerführer *Moses,* so auch den Propheten als *den Gott Abrahams, Isaaks* und *Jacobs geoffenbaret* hat. Hierin war wenigstens die Anerkenntnifs des Rechts, welches das ewige Wesen habe, aus ihm selbst erkannt zu werden, enthalten. Solch Recht aber und eine Offenbarung des Ewigen durch ihn selbst erkennt der moralische Empirismus nicht an; darin also bleibt er, gleich dem Heidenthum — das, so grofs die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Göttererscheinungen und Götterbilder war, dennoch keine Ahnung des ewigen Wesens, wie dasselbe aus sich erkennbar sei, und in sich, nicht aber in irgend einem Bildnifs oder Gleichnifs, noch in einem blofsen Gedanken von ihm, erkannt seyn wolle, hatte, noch haben konnte — hinter dem Judenthum zurück. Darin hingegen geht er, gleich dem Duft, der aus einem Gefäfs, worin er zurück gehalten war, sich in der Atmosphäre ausbreitet, über das Judenthum, jedoch ohne von ihm weg- oder aus ihm herauszukommen, hinaus, dafs von ihm, während dieses den Höchsten, der sich ihm als den Gott Abrahams u. s. w. geoffenbaret hat, in *seinen* Werken *wirklich erkennt,* und nur nicht zur vollkommen Erkenntnifs Gottes, als die erst in seiner Menschwerdung *vollkommen* wird, gelangt, das ewige Wesen als das zwar höchste, oder als l'être suprême, aber gleich dem Ich in dessen abstracter Selbstständigkeit als kahl und leer mit sogenannten Eigenschaften, wie er sie theils an der Natur, theils an der Seele erfahren, und theils seiner selbst, theils des Höchsten wegen, nur ihre Endlichkeit negirt hat, gleichsam beschenkt wird, wobei er zugleich sich dessen wohl bewufst ist, dafs sie *seine* Geschenke sind. Vornehm und ablehnend, so oft es übrigens sich zur Abgötterei hinreifsen liefs, war in seinen rein-abstracten Gedanken des *Einen* und *unsichtbaren* Gottes, und in der Fülle der ihm durch ihn gethanen Verheifsungen und seiner Erwartungen das Judenthum, und ist's noch, so vornehm jedoch und so ablehnend, wie dieser neue Separatismus, war es mit dem seinigen nie und ist's nicht. Aber kann er anders? In seiner Treue gegen sich selbst mufs er sich einerseits auf der Höhe seines höchsten Gedankens vom höchsten Wesen halten, und andererseits *seinen Kenntnissen* und dem Verstande, Scharfsinn und Witz, womit er *aus ihnen* die das höchste Wesen zierenden Prädicate wählt und ihm beilegt, treu bleiben. Das Seltsamste dabei ist, dafs *durch ihn,* der nicht anerkennt, dafs das höchste Wesen sich selbst erniedrige, und *aus sich* und *in seinen* Werken *erkannt* werde, eben dasselbe, wenn er es vermöchte, zum *unerkennbaren* und durch seine Anthropomorphismen zu einem solchen *erniedrigt werden* würde, welches für die Attribute, womit er seiner Leerheit abhilft, eigentlich *ihm* den höchsten Dank

Digitized by Google

schuldig wäre; denn, was sich selbst nicht zu erkennen gibt, *ist nicht werth*, erkannt zu werden, und was sich selbst keine Bestimmungen gibt, mithin keine an sich selbt zeigt, verdient keine zu haben.

So hoch — Gott selbst — und zugleich so *niedrig* — Christus, zwar kein Verbrecher, aber in der Schmach des Verbrechens — darin ist kein Widerspruch, das besteht; aber: so *stolz* und zugleich so *niederträchtig* — die alten Pharisäer — das war widersprechend und konnte nicht bestehen; solche *Erhabenheit* des Gedankens und zugleich solche *Scheu vor der Niedrigkeit* — der moralische Empirismus — kann das bestehen? Der Pharisäismus im Judenthum ging am Christenthum — Saulus an Christus — zu Grunde; woran wird der ihm an Stolz gleiche Separatismus im Christenthum zu Grunde gehen? Das Abstracte ist erst in seiner Identität mit dem Concreten ein *wirklich* Abstractes, und das Erhabene allein in seiner Einheit mit dem Niedrigen das *wirklich* Erhabene. Er also mufs sich desto unaufhaltsamer selbst vernichten, je bestimmter sein Verkennen dieser Einheit und je gröfser die Treue wird, worin er gewissenhaft und überzeugungsvoll, wie sein Vorfahr dünkelhaft und anmafsungsvoll die Anerkenntnifs, dafs *Josephs* Sohn, der aus Nazareth kam, *der Messias*, so die, dafs er, *Gottes* Sohn, Gott selbst sei, aufs Entschiedenste von sich ablehnt; was ihn getröstet — das Höchste, aufser welchem das Niedrige und welches dem Niedrigen unerforschlich sei — das bringt ihn um, denn so ist es und er mit ihm das Nichtige; vom Nichtigen aber zur Vernichtung sind, wenn vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, der Schritte auch nicht viele.

In der Knechtschaft des *supernaturalistischen* Subjects ist seine Abhängigkeit von ihm selbst, *dem Denkenden*, der von *der Erfahrung* seiner selbst und der von *der Erfahrung* dessen, was nicht es selbst ist — hingegen in der Knechtschaft des *separatistischen* ist seiner Abhängigkeit von ihm, *dem Denkenden*, die von ihm, dem sich *Erfahrenden*, und die von *der Erfahrung* dessen, was nicht es selbst ist, untergeordnet, somit ist erst hier, wo die Selbstverknechtung ihr Aeufserstes erreicht hat, die Bedingung des Separatismus vollständig vorhanden. Separatistisch *in der Gemeinde* ist freilich schon der Supernaturalismus, aber doch nicht, was ihren Glauben und dessen Gegenstand betrifft, sondern nur theils in Anschung der Begründung des einen, die ins Unendliche regressiv, also keine — und der Abhaltung des Zweifels aus ihm, die eine an ihn, den Furchtlosen, gebrachte Aengstlichkeit ist, theils in Anschung der Erkenntnifs des anderen, die der Supernaturalist, da sie doch — und der Geist, der in die Wahrheit leitet — von dem, der sich selbst die Wahrheit nennt, und an den er glaubt, verheifsen ist, in *seiner Weisheit* und Schriftgelehrtheit gleichwohl für eine solche nimmt, deren Gegenstand unerforschlich, also unerkennbar, und die mithin nur *insofern* Erkenntnifs sei, als ihn — die Dreieinigkeit, Menschwerdung u. s. w. — *die göttliche Weisheit* durch ihr *Wort* und durch *geschichtliche* Thatsachen der Welt geoffenbaret habe, *insofern* aber dessen ermangele, Erkenntnifs zu seyn, als er für die Welt ein inneres Geheimnifs, ein Mysterium, und *von der göttlichen Weisheit* die Zeit seiner Manifestation in ein unendliches *Jenseits* hinausgesezt bleibe. Allein das erscheinend-selbstständige Subject in der Bestimmtheit des abstract-selbstständigen und in der Opposition gegen den Glauben der Gemeinde separirt sich *von dieser selbst* — zu ihr, blofs wegen der von ihm approbirten reinen Sitten- und Gotteslehre ihres Stifters, sich haltend — sowohl darin, dafs es die Wahrheit des Gegenstandes, den ihr Glaube hat, nicht nur bezweifelt, sondern auch läugnet, und daher den Glauben, der ein Wahn sei, von sich ab- und sich aufser ihm hält, als darin, dafs es mit dem seinigen, der sich lediglich auf die Thatsachen *seines Bewufstseyns* gründe, und mit dessen Gegenstande, der *absolut* unerkennbar sei, über die Subjectivität seines Denkens, oder über A = A und sich selbst, oder über Ich = Ich, nicht hinaus kommen kann, und in der Gemeinde, wie wenn es aufser und — über ihr wäre, seinen Glauben, den die reine Sitten- und Gotteslehre des gröfsten Freundes der Wahrheit enthalte, und der, da *in ihm* die Möglichkeit des Zweifels, mithin das Bedürfnifs, oder gar eine Pflicht, diesen von ihm abzuhalten, nicht enthalten sei, die *gesunde Vernunft* selbst — nämlich ein im Begreifen, Urtheilen und Schliefsen mit sich und mit dem denkenden Subject *ununterbrochen* identisches Denken — für sich habe, anzufachen und zu unterhalten bemüht ist. Erst so ist der Separatismus vollendet, aber so ist er zugleich der vollendet subjective *Rationalismus*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29. u. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft, von Dr. Philipp Marheineke. Zweite völlig neu ausgearbeitete Aufl.

(Fortsetzung.)

Schon die Vernunftkritik konnte den Separatisten, wenn er sie beachtet hätte, durch ihren Vorschlag, den Begriff der *negativen Gröſse* in die Philosophie einzuführen, darüber belehren, daſs das Negative des Gedankens und — seines Gegenstandes, z. E. Materie *nicht* Materie, sondern — Geist, damit noch keinesweges ein *Irrationelles*, und eben so wenig das abstract Affirmative desselben, z. E. Gott=Gott, oder die bloſse Negation seines Negativen, z. E. die der Schranke in Gott, damit schon *das positiv-Rationelle* sei. Aber, um auf ihren Wink, den sie selbst, wenigstens subjectiver Weise, einigermaſsen befolgte, achten zu können, hätte er ohne das Bedürfniſs, den Widerspruch seiner mit sich vor sich zu verbergen, und darum *jeden* Widerspruch von seinem Denken abzuhalten, also nicht an sich geheftet, und nicht daran gewöhnt seyn müssen, in Einem fort, mittelst seiner Studien, Kenntnisse *an sich* und *an einander*, wie in der Addition Zahlen an Zahlen, zu knüpfen, und aus den gesammelten und in ihrer Verschiedenheit nach dem Princip der Identität geordneten Voraussetzungen zu machen und Folgerungen zu ziehen. Wenn diese und ähnliche Functionen eines die Negation von sich und von dem Seyn abhaltenden Denkens die der gesunden Vernunft sind, so ist nichts leichter als gesunde Vernunft zu haben, das Irrationelle im Glauben der christlichen Welt zu entdecken und sich des seinigen als des rationellen für versichert zu halten. Uebrigens hat der, dessen Glaube *dieser abstract-rationelle* ist, so sehr von ihm aus demselben und aus seinem Denken und — Wollen die Negation *abgehalten* werde, doch keinesweges, wie etwa der Pantheist, die Unbestimmtheit, die eben *als solche* noch ohne die Negation ist, zu seiner Wesenheit. Vielmehr enthält die Beharrlichkeit, womit er *sich gleich* — und die Gewissenhaftigkeit, mit der er *sich*, und *in Folge davon* seiner Pflicht *treu bleibt*, eine Determination, also Negation, kraft deren seine erscheinende Selbstständigkeit zur bestimmtesten, die abstracte in ihr von ihr unablösbar, und er in der Bestimmtheit der abstracten zum Herrn zweier Knechte wird, deren jeder er selbst, und von denen der eine mit seinen psychologischen, der andere mit seinen historischen und sonstig gelehrten Forschungen und Kenntnissen ihm zu Diensten ist, keiner aber, so lange er selbst sich treu bleibt — da er selbst der eine und der andere ist — an ihm zum Verräther werden kann. Determinirt nämlich ist er darin, daſs ihm nicht nur bloſse Abstractionen, so unbestimmt sie seien, z. E. Grund, Ursache, Möglichkeit, Unmöglichkeit, Denken, Verstand, Vernunft, Recht, Wahrheit u. s. w. *fest stehende* und *an sich* geltende Bestimmungen sind, sondern daſs er auch an ihnen, oft schon an den Worten, womit sie bezeichnet werden, eben so viele Mittel zur Sicherstellung dessen, was ihm in seiner Treue gegen sich für erkennbare oder unerforschliche Wahrheit, für wirkliches Recht, rechte Sittlichkeit und Religion gilt, und zur Vertilgung dessen, was er in dieser Treue für Täuschung, Irrthum, Lug, Trug, Aberglauben hält, zu haben vermeint. Am häufigsten wird zu diesem Zweck von dem Abstractum: *Vernunft* — da dasselbe, oder wenigstens das Wort, in neuerer Zeit zu besonders groſsem Ansehen gekommen ist, Gebrauch gemacht; und, wenn der Separatismus darob in Unwillen geräth, daſs man von ihm nur als einem *sogenannten* Rationalismus rede, so hat er Recht; denn wie möchte doch einer Subjectivität, die sich *mittelst des abstractesten Denkens* in sich ab-, die Wirklichkeit als ein Gedanken-, mithin Vernunftloses von sich ausgeschlossen, zur Wahrheit des Wirklichen die Erfahrung gemacht, dieser ihr identisches Denken vorgesetzt, wohl gar den Urheber der reinen Sitten- und Gotteslehre als das *verwirklichte Ideal* der *vernünftigen* Menschheit vorgestellt, und selbst

Digitized by Google

die moralische Absicht hat, ihre Ideen des Wahren, Schönen, Guten und Bessern für sich und die Welt progressiv ins Unendliche zu bethätigen, die Vernunft, vornehmlich in der dem Leben abgeborgten Bestimmtheit *der gesunden*, als in der sie die Erfahrung selbst zu ihrer intimen Freundin hat, abzusprechen seyn? Wenn diese subjective Vernunft die vollendete Selbstsucht ist, so ist ihrerseits diese Selbstsucht eben die vollendet subjective Vernunft; denn wer kann läugnen, dafs das alle Kategorien zur Erhaltung seiner Identität mit sich und zum Besten der Unbestimmtheit in Anspruch nehmende, und in dieser Unbestimmtheit gegen die Entäufserung seiner selbst determinirte Denken, z. B. wenn man sagt: *das Wesen* Gottes, der Seele, der Welt, des Lichts u. s. w. zu wissen ist *unmöglich*, ein *vernünftiges*, obgleich nur *abstract-*, und in der abstracten Selbstständigkeit des Subjects, dessen Denken es ist, nur *subjectiv*-vernünftiges Denken sei? Der Separatismus also *heifst* Rationalismus, weil er's *ist*, und führt er den Begriff der negativen Gröfse nicht in die Wissenschaft vom Glauben ein, so ist ihm dieser, oder wenigstens das Negative selbst, doch gut genug, um aus dem Glauben die Negation, z. E. dafs das Höchste *nicht* in seiner Höhe — sondern erst in seiner Erniedrigung — das *wirklich* Höchste sei, abzuhalten.

Durch den Glauben in der Pietät seines Wissens ist der Supernaturalismus dem Rationalismus, und durch den in der Moralität des seinigen ist dieser jenem entgegengesezt, und so bewegen beide sich gleich unruhig und gleich feindselig gegen einander. In ihrer Feindschaft aber hat gegen den ersteren, dessen Selbstsucht im Selbstbetrug von Aufsen nach Innen geht und die *Schwäche* ist, der leztere, der in der Selbstbelügung von Innen nach Aufsen selbstsüchtig ist, den Vortheil, eine sowohl determinirende als determinirte *Macht* zu seyn. In seiner Schwäche zeigt sich auch der eine, wenn er mit dem anderen, dem er jedoch, was eben auch kein Beweis von Kraft ist, gewöhnlich lieber aus dem Wege geht, in Conflict geräth — und zwar auf mehr als Eine Weise. Greift nämlich dieser seine Glaubenslehren von der Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, Sündenvergebung mittelst der stellvertretenden Genugthuung des Menschgewordenen u. s. w., hiermit aber ihm selbst an, so nimmt er *entweder* seine Zuflucht zum Geschichtlichen, und zieht daraus zu ihrer und seiner Vertheidigung bald Zeugnisse ökumenischer Synoden und Bekenntnisse ganzer Kirchen, bald Bibelstellen, die er auslegt, hervor, kann aber dabei, so grofs darin seine Pietät sei, nicht umhin, zuzugeben, dafs Zeugnisse und Bekenntnisse, wie Gleichnisse, keine Beweise sind, und dafs die Auslegung des biblischen Worts, obschon gegen ihre Richtigkeit wenig, ja gar nichts einzuwenden sei, dennoch als von dem *wahrgenommenen* Wort abhängig, eine höchstens nur historische, aber keine Gewifsheit, wie sie der christliche Glaube in den genannten und anderen Lehren haben mufs, auch, solange er unangefochten bleibt, wirklich hat, zu gewähren vermöge. *Oder* er nimmt die Flügel — *der Vorstellung*, und fliegt, oder flieht nicht etwa nur an die äufsersten Gränzen — der Erfahrung, sondern auch über sie, ja selbst über die Vernunft hinaus; „der Glaube," sagt er, „ist, wie der Friede Gottes, höher als alle Vernunft, und die Erkenntnifs in ihm ist eine nicht nur supernaturalistische, sondern auch *superrationelle*." — Dafs dieses *Jenseits* der Vernunft und Erfahrung ein *gedachtes* überhaupt, und ein *von ihm* gedachtes sei, wird von ihm nicht beachtet; denn sonst würde er alsbald dessen *Diefsseitigkeit*, oder das *Uebervernünftige*, da er von ihm *spricht*, er müfste denn, was mitunter dem Mysticismus, der er ist, begegnet, ganz gedankenlos sprechen, für vom Denken, welches doch wohl *an sich* ein *vernünftiges* Thun ist, gefafst und umfafst anerkennen müssen. — Dorthin nun, wohin er vom Boden der Erfahrung aus, mittelst der Imagination, sich begibt — in ein Reich, welches, weil *über* der Vernunft, von ihr, *der gefallenen*, zwar ersehnt, aber nicht eröffnet werden könne, und in welchem das Uebervernünftige oder die Vernunft Uebertreffende das gewifs und wahrhaft Vortreffliche sei — kann ihn freilich der Rationalist nicht verfolgen. Denn dieser, um sich treu zu bleiben, hat selbst aus dem, als *Staat* und *Kirche wirklich* oder *concret* Vernünftigen, mittelst seines Denkens, moralischen Gefühls und der allen anderen Pflichten vorhergehenden Pflicht der Selbstüberzeugung, in das rein Abstracte, unbestimmt Allgemeine die Flucht, und zu den Ideen, wie Staat und Kirche *seyn sollten*, aber *nicht seien*, seine Zuflucht genommen, und vermag weder aus seinem Gebiete des *Ueberwirklichen* — einem Reiche nicht *über* oder jenseits, sondern *diefsseits* der Vernunft, deren Ideen sie sind — in das Reich des *Unvernünftigen*, an dessen Pforte der Glaube die Gewalt der Schlüssel habe, einzugehen, noch die *Diefsseitigkeit* desselben, und mit ihr die *Nichtigkeit* eines Wirklichen, das übervernünftig sei — da ihm selbst die Nichtigkeit seines Vernünftigen, welches ein Ueberwirkliches, oder die eines Ideals,

Digitized by Google

welches etwa einmal, in der Person Christi, verwirklicht gewesen, sonst aber ins Unendliche hin, besonders was Staat und Kirche angehe, zu verwirklichen, und nimmer verwirklicht sei, kurz die Nichtigkeit des *Seynsollens* verborgen bleibt — zu erkennen.

Von dorther also, wo der Supernaturalist vor seinem Gegner, wie in der dichsten Finsternifs, vollkommen sicher ist, greift er nun selbst dessen Abstracta eines nicht dreieinigen, sondern blofs einigen Gottes, oder höchsten Wesens, einer allgemeinen Vernunftreligion, an welcher mit Ausnahme der abstracten Gedanken des Ewigen, Heiligen, rein Menschlichen und dergleichen, das Bestimmte und Wirkliche, z. B. die heilige Taufe, das heilige Abendmahl, ein Statutarisches, also Zufälliges sei u. s. w., ganz bequem und mit dem Vortheil an, beim Mifslingen seiner Angriffe die Vernunft, weil sie über ihre Abstractionen, oder, wie er auch wohl sagt, über ihre kahle Speculation, oder über sich selbst nicht hinaus wolle, des Hochmuths, Selbstdünkels und dergl. zu beschuldigen. Indem jedoch sein Vortheil nur darin besteht, mit solchen Beschuldigungen den Anfang zu machen, und ihm der Gegner dieselben verdoppelt — den Hochmuth als blinden, pfäffischen, den Selbstdünkel als fanatische Wuth u. s. w. zurückgibt, überdem auch dem Vorwurf der Abstractionen mit dem der *Un*vernunft, Irrationalität, Absurdität begegnet, ist er genöthigt, aus seinem superrationellen Schlupfwinkel hervor zu kommen, und wenigstens dagegen sich zu vertheidigen. Bei dieser Vertheidigung soll dann die Bibel mit ihrem Wort, das *jenseits* der Vernunft gesprochen, und *diesseits* derselben — oder von ihr, sofern ihr von Jenseits her das Gehör wieder gegeben sei — gehört wird, in seiner göttlichen Autorität das Beste thun, und da hierzu ein Beweis dieser göttlichen Autorität erforderlich ist, so mufs er eben geführt werden. Aus dem biblischen Wort aber, wie es appercipirt und explicirt wird, steht er nicht zu führen, denn in dieser Apperception und Explication ist nebst dem Sinn und Verstande, nebst der Erinnerung und dem Gedächtnifs die Vernunft thätig; das Uebervernünftige aber — und die göttliche Autorität soll ja eine superrationelle seyn — mufs es verschmähen, sich durch ein Vernünftiges, gar durch ein Sinnliches bedingen und daraus beweisen zu lassen. Nun ist zwar der Inhalt des Worts wenigstens dort, wo es kein blofs erzählendes, sondern vielmehr ein göttliche Dinge offenbarendes ist, *wie angenommen wird*, superrationell, allein, dafs das, was angenommen wird, wahr und gewifs, mithin dafs er wirklich und wahrhaftig superrationell, und *so* die Autorität des Worts die göttliche sei, kann doch aus ihm, diesem Inhalte, von der Vernunft und Wissenschaft — so sehr sie in der Explication des Worts sich, damit ihr die Pforte des Reichs der übervernünftigen Wahrheit geöffnet bleibe, vor dem Worte selbst, besonders aber vor dessen Inhalte und Gegenstande demüthige — nicht ohne eine für sie und den Inhalt selbst gleich schmähliche Petition des Princips, also gar nicht bewiesen werden. Hier deckt sich dann das Unvermögen, so gut es kann, dadurch, dafs der Gegner, der doch ein Mitglied in der christlichen Gemeinde sei, wohl gar in ihr ein kirchliches Lehramt führe, und sich der Einkünfte dieses Amts erfreue, für den *natürlichen* Menschen — als sei der Knecht seiner selbst und des Bibelworts der *wiedergeborne* — für einen Unchristen, Ungläubigen und dergleichen erklärt wird, oder die Schwäche, indem sie von der Erfahrung aus noch andere Beweise zu führen versucht, dadurch, dafs man freilich von keinem derselben eine apodiktische Gewifsheit, gleich der, welche das Resultat mathematischer Demonstrationen sei, erwarten dürfe. Dasjenige indefs, wodurch beide sich decken, bringt vielmehr beide ans Licht. Der Gegner, energisch selbstsüchtig, wie er ist, läfst sich durch eine Namengebung, die dem Unvermögen, das Uebervernünftige, sei's aus diesem selbst oder aus der Vernunft, zu beweisen, abhelfen soll, und überdem ein Zeichen ist, dafs sein Besitz und Genufs von der Pietät beneidet wird, keineswegs einschüchtern, und eben so wenig kann ihn, wie überhaupt, die Erklärung befriedigen, dafs für den Glauben an den superrationellen Ursprung der biblischen Lehre, oder an ihre göttliche Autorität kein apodiktischer Beweis zu führen stehe; denn resultirt mittelst des geführten nicht die Erkenntnifs *der Nothwendigkeit* dieses Glaubens — und wie könnte *sie* doch aus der äufsern oder innern, und aus der unmittelbaren oder geschichtlichen Erfahrung, woraus er geführt wird, resultiren — so bleibt der Glaube ein Zufälliges, und kann die, wenn auch noch so scharfsinnig, umsichtig und gelehrt versuchte Demonstration doch nur eine Petition oder Anmuthung seyn, dafs man sich ihn wolle gefallen lassen. Wer sich aber aufs Bitten legt, ist schwach, und wird mit Recht abgewiesen, wenn er, sich oder *seine* Sache für stark haltend, seinen Anmuthungen den Schein der Beweise gibt.

Wenn nun aber auch in diesem Hader zweier Herren,

Digitized by Google

von denen der eine aus der erscheinenden Selbstständigkeit hinauf zur abstracten, der andere aus dieser hinab zur erscheinenden sein eigener Knecht ist, die Gelehrsamkeit des ersten, wo nicht umfassender, doch gründlicher, als die des anderen, besonders aber in der biblischen Kritik und Exegese die Unbefangenheit, Umsicht, Treue und Redlichkeit des einen die gröfste wäre, würde ihm dennoch, in seiner Schwebe zwischen ihm selbst und dem Inhalte und Gegenstande seines Glaubens, der andere durch seine fixe Haltung in sich überlegen seyn. Auch wird allmälig, da er in seiner unentschiedenen Selbstsucht diese Ueberlegenheit der entschiedenen — wie der verschämte Lüstling die des schamlosen — endlich wohl zu fühlen bekommt, seine Rede von den Glaubenslehren, zu denen er sich bekennt, ausbeugend, unstät, doppelsinnig. Er spricht nicht mehr, oder doch fast zaghaft, vom *dreieinigen* Gott, sondern dafür blofs von Vater, Sohn und Geist, und braucht zum Vorwand, dafs jener Ausdruck unbiblisch sei; eben so und unter gleichem Vorwande enthält er sich der Worte: *Gottmensch, Abfall der Welt von Gott* u. s. w., ja aus Scheu vor dem Gedanken, dafs Gott selbst — sagt er nur, dafs der *Sohn* Gottes (als wäre der Sohn nicht Gott selbst) Mensch geworden sei; zu klagen aber, wie sonst zur Zeit der Erinnerung an den Tod des Welterlösers der Glaube zu klagen pflegte, dafs Gott gestorben sei, hält er Gottes und seiner unwürdig, als habe *so* nicht der Glaube, sondern der Unsinn und roheste Aberglaube geklagt. Indessen darf man ihm doch nur *zum Theil* diese Nachgiebigkeit Schuld geben. Er nämlich meint, zur soliden Erkenntnifs des *Grundes*, aus welchem geglaubt wird, obschon, was geglaubt wird, über alle Erfahrung hinaus sei, eben der Erfahrung, als des nothwendigen *Anfangs* dieser Erkenntnifs, wär's auch nur in *der Wahrnehmung* des Gefühls der Wahrheit, das sich z. E. beim Lesen der heiligen Schrift in uns regt, wie wenn die das Anfangen veranlassende Erfahrung selbst schon jener Anfang sei — zur Erkenntnifs aber *des Inhalts*, welchen der Glaube und die Lehre von ihm habe, obschon dieser Inhalt gröfstentheils über die Vernunft hinaus, und also in Ansehung seiner unser Wissen immer nur Stückwerk sei, des, jedoch auf die Bibel eingeschränkten Nachdenkens über ihre *Lehre*, wie wenn die Meditation über *diese* selbst schon eine Reflexion auf *jenen* wäre, als einer eben so nothwendigen *Bedingung* — und endlich sowohl zum vollständigen Beweise für *die Wahrheit des Glaubens*, als auch zur möglichst vollständigen und genauen Erkenntnifs *der Wahrheit, an die geglaubt wird*, der biblischen Kritik und Exegese, wie wenn die Erkenntnifs *dessen, was die Bibel lehrt*, selbst schon die *des Inhalts* ihrer Lehre sei; als eines nicht weniger nothwendigen *Mittels* — schlechthin zu bedürfen. Mit solcher Meinung aber und dem ihr verknüpften Selbstbetrug hat er selbst sich seinem Gegner nahe gebracht, und mufs er, durch sie determinirt, sich gefallen lassen, durch ihn determinirt zu werden. Er macht, wie dieser, Gebrauch von Gründen, Ursachen, Möglichem, Unmöglichem, zieht den gesunden Menschenverstand, die allgemeine Vernunft und dergleichen herbei, als wären alle diese abstracten Bestimmungen, etwa *mit der Zuthat* empirischer Elemente und gelehrter Notizen, eben so viele stehende Mächte, die man nur in seiner Gewalt haben dürfe, um, wo nicht die Wahrheit zu erobern, doch ihre Feinde zu besiegen. Wohl auch macht, oder hat er längst, statt dafs die Logik mittelst des denkenden Subjects sich selbst mache, für seine Hermeneutik, vornehmlich aber für seine Dogmatik, wie der Gegner für die seinige, sich eine Logik — denn darin, z. E. im Satz der Identität, des Widerspruchs, als Denkgesetzen u. s. w. sind beide, jeder aus seiner Anhängigkeit an sich, einverstanden — gemacht, oder vom denkenden Subject machen lassen. Da nun unter dem Gebrauch dieser Mittel und — Mächte der Rationalismus seine fixe Haltung in sich vor dem Supernaturalismus, der, in vorbemerkter Schwebe, selbst bei der gröfsten Demuth, womit er am Glauben festhält, ohne Haltung ist, voraus hat, so ist, wenn es ihm auch gelingt, jenen zu bestimmen, dafs er Fehler, die er etwa in der biblischen Kritik, Exegese, in der Sprach- und Geschichtsforschung u. s. w. begangen hat, anerkenne und berichtige, doch der mit Hülfe genannter Mittel und seiner logischen Künste gemachte Versuch, ihn zu bewegen, dafs er sich zu Glaubenswahrheiten, die keine historischen sind, und zu denen er sich nie bekannt, oder die er, als wären's Meinungen, längst von sich gethan hat, bekenne, oder wenigstens von allen Angriffen auf sie abstehe, nicht nur vergeblich, sondern wird er selbst auch schon darin, dafs er ihn abstracter Weise macht, durch den Gegner, dessen Weise sie ist, direct, noch mehr aber darin, dafs er ihn mifslingen sieht, durch ebendenselben, der unbeweglich ist, indirect bestimmt, sich in sich selbst solchermafsen zu zersetzen, dafs er theils in ihn übergeht, also aus den offenbarungsglaubigen Individuen vernunftglaubige werden, theils wenigstens *gegen ihn*, einen Mohren,

Digitized by Google

den weiſs zu waschen unmöglich sei, *aufs Entschiedenste*, übrigens in mehrbesagter Schwebe, bei sich beharrt — die frommglaubige Subjectivität von der *stricten* — theils zwischen ihm und sich hin und her schwankt — eben dieselbe von der mehr oder weniger *laten Observanz*. Wie bei dem Wesen beider an eine *Vereinigung beider*, sei's mit Gemüth oder mit Vernunft, gedacht werden könne, steht nicht abzusehen, und wie, wenn sie möglich wäre, das aus beiden gemachte Ungeheuer gestaltet seyn würde, steht nicht zu sagen.

Dort nun, wo der Supernaturalismus *nicht nachgibt*, bleibt ihm, im Gefühl *seiner* Schwäche, noch Eines übrig, wodurch er sich zu ermannen, und den Feind, wenn auch nicht zu besiegen, doch bestürzt zu machen und in Verwirrung zu setzen vermag. Beide — der Knecht zweier Herren und seiner selbst, durch die von ihm an der biblischen Lehre gemachte Erfahrung, wie er meint, *der Wahrheit*, deren Lehre sie ist, zunächst im Glauben, dann in der Erkenntniſs, endlich im Gefühl- und demuthsvollen Bewuſstseyn des Uebervernünftigen, somit Unerkennbaren oder Geheimniſsreichen *gewiſs* — und der Herr seiner selbst und zweier Knechte, durch das moralische Gefühl und mittelst Erfüllung seiner Pflicht der Selbstüberzeugung die biblischen Lehren *in der Gewiſsheit*, womit er sie erfährt, sich, wie er meint, *bewährend*, und daneben einigen von der Bibel auch angedeuteten Wahrheiten, die unerkennbar, jedoch nicht übervernünftig seien, huldigend — sind Mitglieder einer Kirche, die zwar keinen Anspruch auf göttliche Autorität *für sich* macht, aber deren Autorität gleichwohl in dem Glauben an die Wahrheit — in dem, daſs Gott, der in Christo Mensch geworden, alle Wahrheit, daſs er allein die Wahrheit sei — enthalten ist. Nun wird freilich der eine, sofern er, wie der andere, durch gelehrte Forschungen sich von dem fixirten Lehrbegriff seiner Kirche wenigstens auf der Seite, wo dessen Autorität *subjectiv* ist, befreiet hat, und nicht durch leidenschaftlichen Eifer getrieben wird, weder zur Vertheidigung noch zum Angriff diesen Lehrbegriff — einen kirchlich-symbolischen — gegen den andern brauchen wollen, den rein biblischen aber, da er, auf den jener in seiner *objectiven* Autorität sich gründen soll, von beiden nur erst, und überhaupt immer nur gesucht wird, gegen ihn nicht brauchen können. Allein die im *Glauben* der Kirche — einem wo nicht in seiner Nothwendigkeit *erkannten*, wenigstens *allgemeinen* — enthaltene Autorität derselben ist denn doch, wie für ihn, so für seinen Gegner, mag sie diesem übrigens verdächtig seyn — wenigstens gleich der, mitunter eben so verdächtigen Autorität, welche *die öffentliche Meinung* zu haben pflegt — *wirklich vorhanden*, und sich gegen sie, so unverholen sie vom Widersacher *bei denen*, die gelehrt sind, oder werden wollen, und *in seinen Schriften* angefochten werden, *in ihr, der Kirche selbst*, oder *in der Gemeinde*, auf irgend eine Weise auflehnen, hat, wie er weiſs, seine Gefahren. Sie drohen vornehmlich theils von der Kirche, theils vom Staate aus, sofern er sie in Schutz genommen hat, besonders aber, sofern ihr Glaube zugleich der seinige ist. Die Kirche in ihrer concreten Selbstständigkeit, so duldsam sie sei, vollends aber der Staat in der seinigen, duldet es nicht, daſs ihr Glaube und sie in ihm durch eine Rede oder That *allgemein* und öffentlich verlezt werde, und wer ihres Glaubens nicht ist, wird, wenn er auch sonst dazu geneigt, und ihm weder sie selbst noch der Staat wäre, was beide nach seiner Ansicht seyn sollten — da hier keine vorgebliche Infallibilität, keine auf Meinungen gegründete Autorität, denen die Lehre von der Wahrheit und der Glaube an sie entgegen gestellt werden könnte, zu bekämpfen ist, sondern die Freiheit selbst und das Princip der Duldsamkeit angefochten würde — nicht wagen, in der *versammelten Gemeinde*, oder auch nur z. B. bei einem Taufact, den sie, als wär' er ein Privatact, *in der Familie* vollziehen läſst, wider ihren Glauben zu reden oder zu handeln, sondern eben mit darum, weil Gefahr dabei ist, in seinem kritisch gelehrten und vermeintlichen — ja sogar zum Theil, z. E. im Betreff der Nothtaufe, des Exorcismus und dergleichen wohl wirklichen — *besser* Wissen die Accommodation für sich gerathen finden, oder doch den ihm gleich Gesinnten dazu, und überhaupt zur Behutsamkeit und Vorsicht rathen. So hat die evangelisch-protestantische Gemeinde — denn nur von dieser kann hier die Rede seyn — wie es übrigens um ihre symbolischen Bücher, da der Glaube nicht in ihnen, sondern in ihr *wirklich*, und nicht in ihnen, sondern *in ihm* ihre Autorität enthalten ist, stehen möge, nicht zu besorgen, daſs an ihre Versammlungshäuser — sie hat keine *Tempel*, und verlangt keine — Theses wider ihre Glaubenslehren und ihren Cultus angeschlagen, und von der sogenannten heiligen Stätte, von der Kanzel herab — denn die Secte *der Unitarier* ist keine evangelisch-*protestantische* Gemeinde — Predigten gegen die Dreieinigkeit Gottes, gegen die Gottheit Jesu Christi u. s. w. gehalten werden. In seinem Verhältniſs nun zur Kirche bei

Digitized by Google

dieser Autorität derselben wird der Rationalist, so stark übrigens sein Vertrauen zu ihm selbst und seine Treue gegen sich sei, nicht vermeiden können, einiger Furcht in sich Raum zu geben, mithin einige Schwäche zu verrathen, wie er sie dann durch sein Accommodationswesen, Ermahnen zur Vorsicht, auf dafs vorerst nur der Miteinverstandene merke, worauf es abgesehen sei und dergleichen, auch wirklich verräth. Der Supernaturalist aber, gelehrt wie sein Gegner, und in der weichen Anhängigkeit an sich eben auch kein Held, merkt ihm leicht seine Schwäche ab, und macht, sie beachtend, oder unbeachtet lassend und nur auf die eigene Stärke bedacht, da seine Berufung auf geschichtliche Thatsachen, seine Namengebung und seine anderen Argumente, wie er findet, nichts fruchten, eben die Autorität der Kirche zum Hauptargumente für sich und wider ihn. „Die ihres Glaubens nicht sind," sagt er, „gehören, obschon sie sich zu ihr halten, ihr nicht an; sie haben mit ihr gebrochen, sich von uns getrennt, und werden mit oder wider Willen endlich von ihr ausscheiden müssen, und ihr Wesen, worin und wie sie es alsdann treiben mögen, nicht ferner in ihr treiben können." Solche Rede, im Bewufstseyn vollkommener Uebereinstimmung mit dem Glauben der Kirche und in einem, mit dem Gefühl ihrer Autorität verknüpften, hohen Selbstgefühl gesprochen, kann nun allerdings wohl den Gegner überraschen und bestürzt machen, indessen sobald er sich besinnt und ihren Inhalt überlegt, ist auch die Bestürzung vorüber. Die Kirche, im Schutz des Staats mächtig genug, was sie, weil es die wahrhafte Glaubens-, Denk- und Gewissensfreiheit beeinträchtigen würde, nicht dulden will noch kann, dafs nämlich ihr Glaube allgemein und öffentlich verlezt werde, wirklich nicht zu dulden, ermangelt noch weniger der Macht, jede von ihm abweichende, sogar ihm geradezu entgegen gesezte Meinung, Ansicht, Lehre, wenn sie in Hand- oder Druckschriften nur an das *Publicum*, das keine Gemeinde — und selbst von *öffentlichen*, durch den Staat autorisirten, obschon nicht *dazu* autorisirten, Lehrstühlen herab an eine *Menge*, die auch keine Gemeinde ist, also zwar öffentlich, aber nicht allgemein, sondern blofs für diese und jene Individuen — wenige oder viele — abgegeben wird, in sich zu ertragen. Selbst das Unwesen der Accommodation, wenn es in der Gemeinde selbst z. B. mit blofs moralisirenden Katechisationen, mit eben solchen Predigten und dergleichen getrieben wird, möchte sie wohl erst dann beschränken, wenn die dahinter versteckte Absicht *zur That* und durch dasselbe der allgemeine Glaube offenbar beeinträchtigt würde. Sie mithin, in dem Bewufstseyn ihrer Macht und der durch seine Ermahnungen zur Vorsicht und Behutsamkeit sich selbst verrathenden Ohnmacht des Rationalisten, weiset ihn nicht von sich weg; und würde der Superrationalist bei ihr, oder vielmehr beim Staate — denn die sie *schützende* Macht ist die seinige — Klage über ihn führen, so hätte er zu erwarten, mit der Weisung abgewiesen zu werden, dafs ihm die Pflicht obliege, statt die Feinde des Glaubens vor Gericht zu belangen und gegen ihre Lehren das Gesetz, das gegen Diebstahl, Mord, Verläumdung mit Recht angerufen werde, anzurufen, vielmehr sich der Erkenntnifs zu befleifsigen, woraus diese Lehren zu widerlegen, und die Glaubenswahrheiten zu vertheidigen seien.

Kurz: wohin die gelehrte und frommglaubige Selbstgefälligkeit für eine *Autorität* zur Entscheidung in Glaubenssachen, welche die in Abgang kommende oder gekommene des kirchlich symbolischen Lehrbegriffs ersetze, sich wenden möge, wird durch die determinirende Selbstsucht des mystischen Empirismus in jeder seiner Gestalten theils direct, theils indirect verhindert, dafs *sie selbst* zu einem *Ansehen* gelange, kraft dessen, statt dafs vor der Reformation der Staat und jeder Staatsbürger von der Kirche — einer Objectivität — abhängig war, er und die Kirche in die Abhängigkeit von einer Subjectivität gerathen würde, die so sehr sie sich für das Urchristliche und für das biblische Wort der Wahrheit interessire, da sie diesem seinen Inhalt unterordnet, und überdem in der Pietät ihres Wissens die Prätension ist, dafs an der Schranke dieses Wissens der menschliche Geist die Gränze des seinigen habe, aus dem Selbstbetrug nicht heraus- oder von sich nicht wegkommen kann, selbst also der Freiheit ermangelt, die der Welt von dem, der die Wahrheit ist, verheifsen, und deren sie in der evangelisch-protestantischen Kirche wirklich theilhaftig worden ist. Das Gesagte gilt jedoch nur von der Kirche *in ihrer Totalität*, denn der einen und anderen *besonderen* Gemeinde auf dem Lande, in Städten, ja in ganzen Provinzen widerfährt wohl, dafs sie der vorübergehenden Autorität einer, den allgemeinen Glauben und seinen Inhalt eindringlich, und strict oder — lax, störrig oder — nachgiebig lehrenden Individualität unterworfen, und so nebst ihren Gliedern entweder die wirkliche Selbstständigkeit, d. i. ihre Unabhängigkeit von aller *Ob*- und *Subjectivität*, zu erreichen gehindert, oder aus der wirklichen in die erschei-

Digitized by Google

nende, aus der Freiheit in die Knechtschaft herab gelockt wird. Auch ist in dem Gesagten nur enthalten, dafs, da in der Geschichte der Kirche und der einer Wissenschaft ihrer Glaubenslehren die supernaturalistische Gemüths-, Glaubens- und Vorstellungsweise erschienen ist, ihr Gegenpart, die rationalistische Erfahrungs-, Denk- und Ueberzeugungsweise erscheinen mufste, aber nicht, dafs sie, wie der christliche Glaube selbst, an und für sich nothwendig sei, ingleichen, dafs sie von diesem Glauben *eine* der Wahrheit fremde Autorität, aber nicht, dafs sie *jede solche* von ihm abhalte. Im Gegentheil, bei der Ueberlegenheit des Rationalismus über den Supernaturalismus ist, da er an ihm allein einen gelehrten Gegner hat, von seiner Seite her die Gefahr desto gröfser, dafs er mit seiner Art und Kunst vorerst in der protestantischen Kirche allmälig zu dem Ansehen gelange, wornach von jenem mit seiner Pietät und Gelehrsamkeit vergebens gestrebt worden, und dafs eben diese Kirche, sofern für sie ihre symbolischen Bücher und dergleichen nicht länger eine entscheidende Autorität sind, allmälig anerkenne, ihm allein gebühre von Vernunft- und Rechts wegen die Entscheidung über das, was ächt biblisches Christenthum sei, und was nicht. Denn 1) hat er nicht, aufserdem, dafs er gelehrt und gelehrig ist, die Vernunft — sie, gegen welche Alles unter ihr ohne Autorität, und über, oder jenseits welcher nichts ist — für sich? 2) Nimmt er nicht, eben um der Freiheit willen, an der Wahrheit aufs Lebhafteste ein Interesse? Und 3) gilt ihm nicht die Bibel, wenn auch keineswegs für das einzige Mittel, doch für eins der wirksamsten zur Vertilgung des Aberglaubens, Irrthums, Lugs, Trugs in Sachen des Gewissens und der Religion, und zur Förderung des Denkens, moralischen Wollens und Handelns, und des vernünftigen Glaubens? In diesem dreifachen Glanze der Vernunft, des Interesse an der Wahrheit, und der vernünftigen Würdigung des biblischen Kanons, womit er alle seine Gegner überstrahlt, mufs es den Schein gewinnen, als sei die Abhängigkeit *von ihm*, wie im Staate die *vom Gesetz*, die Unabhängigkeit selbst, eben bei diesem Schein aber ist die Gefahr der Knechtschaft durch ihn die gröfste; und könnte die Bestimmtheit des *Rationalistischen*, wie sie die einer über die biblischen Lehren vom Glauben reflectirenden Subjectivität ist, zur Bestimmtheit dieses Glaubens und der Kirche, die ihn, und in ihm ihre Autorität hat, werden, so wär' es in der That um die wirkliche Selbstständigkeit dieser Kirche und ihrer Glieder geschehen.

Supernaturalistisch ist es darauf abgesehen, dafs sie, die gegenwärtige, nicht zwar eine andere, als die sie ist, aber, angehend ihr Wesen, ihre Lehre und ihren Cult, *allein* aus der Vergangenheit, also historisch, was gründlicherweise ohne grofse Gelehrsamkeit unmöglich ist, erkannt, und aus ihrem Glauben der Zweifel abgehalten — rationalistisch hingegen darauf, dafs sie, mittelst einer nicht weniger grofsen, aber die Vergangenheit nur streng durchmusternden Gelehrsamkeit, zu einer anderen, als die sie ist — zu einem Verein der Menschen, deren jeder sich selbst treu, ein mit *seinem* Denken durchaus übereinstimmendes Glauben wolle — allmälig gemacht, und also der sogenannte Glaube, der *darum* voller Zweifel sei, weil das Geglaubte, die Gottheit eines Menschen, Weissagungen, Wunder und dergleichen, keine Wahrheit habe, allmälig vertilgt werde. Beim Erklären *der Bibel* z. E. — denn sie ist doch nicht *von gestern her*, und auf ihre Auslegung ist's von beiden Seiten vornehmlich angelegt — wird *dort* gefragt: „wie *hat* der Prophet, Evangelist, Apostel sich selbst *verstanden*" — was offenbar ein Vergangenes ist — „wie also müssen seine Worte von uns verstanden, und was mufs, wenn auch in Ansehung seines Gegenstandes unerforschlich, somit unbegreiflich, als wohl verstanden, geglaubt werden?" *Hier* aber: „hat er *sich selbst überall recht* verstanden? Lehrte er stets ohne *eigene* Vorurtheile, hatten die *fremden* keinen Einflufs auf seine Lehre? Und ist durch diese mit Vorurtheilen behaftete Lehre, und durch die Irrthümer und Leidenschaften ihrer Erklärer nicht der Kirchenglaube bestimmt worden? Bedarf er nicht, zur Wiederherstellung der ächten Sitten- und Gotteslehre, in der Gegenwart, besonders aber für die Zukunft, einer durchgreifenden Läuterung und Reinigung?" Da es jedoch das Denken des aufs Zäheste an sich fest haltenden Subjects, und hiermit ein ihm unterworfenes ist, vermöge dessen, mit Hülfe einer besonders dazu erworbenen Gelehrsamkeit, die offenbarungsglaubige christliche Welt von ihm nach und nach in eine vernunftglaubige umgewandelt werden soll, so findet seine rührige Thätigkeit für diesen Zweck, je vollkommener der Selbstbetrug von der Selbstbelügung besiegt wird, an dem christlichen Glauben und an der *erkennbaren* Wahrheit, worin derselbe seine Autorität hat, desto gröfsern — einen unüberwindlichen Widerstand, läfst sich aber eben darum am wenigsten vom Rationalismus erwarten, dafs er eine Wissenschaft — die *speculative* Dogmatik — veranlassen oder sogar begünstigen werde, welche die biblischen Glaubenssätze in der Autorität, die sie durch die Wahrheit haben, mithin die Wahrheit selbst und nicht blofs die biblische Lehre von ihr, zu begreifen strebt, und in ihm auf seinem Wege von der Mystik zur Empirie, wie im Supernaturalismus auf dem von der Empirie zur Mystik, nur einen gelehrten Schamanen erblicken, auch nicht anders als gleichgültig dagegen seyn

Digitized by Google

kann, ob an seinem, oder am Gewande seines Gegners die meisten Schellen und sonstige Zierrathen hängen.

Wenn es, dem Bedürfnifs der Selbstsucht gemäfs, darum zu thun ist, das empirische Wissen überhaupt, das gelehrte besonders, in der Pietät oder Moralität durch das Glauben zufrieden zu stellen, so kann die Wissenschaft vom Glauben, seinem Gegenstande u. s. w. — eine entweder supernaturalistische oder rationalistische Theologie — nur dieses Wissen, ein *particuläres* und *zufälliges*, zu ihrem Inhalt haben, und ist es, als sei die Bestimmung des Glaubens die eines Mittels zu dem Zweck, dafs die Intelligenz sich selbst entweder betrüge oder belüge. Aber *dieses* Wissen ist nicht das mit dem an sich *allgemeinen* und *nothwendigen* Glauben, wie ihn die evangelisch-protestantische Kirche hat, und in ihm ihre Autorität enthalten ist, identische; und wie darauf — dafs er, wenn in ihm, und so auch in dem mit ihm unmittelbar identischen Wissen der Zweifel rege, also die Identität zum Unterschied geworden, sich durch das Wissen mit dem Wissen — eben so sehr kömmt es darauf an, dafs es durch ihn sich mit ihm vermittle; die Vermittlung ist nothwendig eine *gegenseitige*. Sie war *einseitig*, in der ältern gelehrten Theologie und in der kritischen Religions-Philosophie, als die blofs des Glaubens und *fast nur* mit *ihm selbst* durch ein herbei gebrachtes, das als gelehrtes Wissen die Bestimmtheit eben des particulären und zufälligen, als transcendentales die des *nur subjectiv*-allgemeinen und nothwendigen hatte; durch den Supernaturalismus aber und Rationalismus wurde sie *ganz beseitigt*, und ihr die des einerseits empirisch-mystischen, andererseits mystisch- oder moralisch-empirischen Wissens mit ihm selbst, durch ein an es gebrachtes Glauben, und mit dem auf der einen Seite fromm-moralischen, auf der andern moralisch-überzeugungsvollen Subject, substituirt. Eine äufsere Veranlassung indefs, dafs sie an sich für die, welche sie ist, für eine nothwendig gegenseitige, und für die des Glaubens und Wissens selbst *durch Beides selbst*, anerkannt werde, hatte das Ich schon durch die Frage, was mufs ich glauben? und durch den rege gewordenen Zweifel, der diese Frage allein möglich macht, erhalten. Denn so sehr durch ihre Beantwortung das denkende *Subject* befriedigt scheinen mochte, konnte doch, weil es für sie, in seiner Kritik der Vernunft sich lediglich an sich selbst gewendet hatte, das nicht ausbleiben, dafs der im Glauben der *wirklich*-selbstständigen Kirche zur Existenz gekommene Zweifel sich, indem gegen ihn, gegen es selbst, das *abstract*-selbstständige, dessen Zweifel er war, richtete, und mufste, noch bevor oder doch während es supernaturalistisch den *Zweifel*, rationalistisch den *Glauben, der ihn enthält*, ablehnte, mit Vollendung der transcendentalen Selbsterkenntnifs, von ihm *es selbst*, für die Wissenschaft überhaupt, also auch für die Theologie, gänzlich *aufgegeben werden*. Der abstract durchgeführte Gedanke des Ich *vom* Ich, *als Princip des Wissens*, war der seinige, und kraft desselben, wie er von ihm selbst vollkommen durchgeführt wurde, mufste es, in seiner Reflexion auf *die Wahrheit* — denn um sie war's mit dem Princip des Wissens zu thun — und auf den christlichen Glauben, einen Glauben nicht des als irgend eine *Menge* und *Anzahl* einzelner Individuen existirenden *Ich*, sondern *des Geistes* in der *Gemeinde*, dahin gelangen, dafs es sich des vollkommenen Widerspruchs seiner mit sich — ein selbstständiges zu seyn, und doch *von sich* abzuhängen — oder seiner Knechtschaft nicht nur aufs Bestimmteste bewufst wurde, sondern auch diesen Widerspruch nicht ferner zu verstellen, noch sich, damit es ihn vor sich verberge, selbst zu täuschen, oder sogar sich selbst zu betrügen und zu belügen suchte.

Kömmt *in dem Glauben* an den Menschen, welcher Gott ist, also an ihn selbst, welcher spricht: „ich bin die Wahrheit," und nicht blofs an sein Wort und seine Lehre, der Zweifel zur Existenz, so existirt dieser hiermit zugleich *in dem Subject*, dessen Glaube jener ist, und ist eben hiermit auch die *unmittelbare* Identität seines an ihn Glaubens und seines ihn Erkennens zu dem Unterschiede beider von einander geworden. In ihr ist der Glaube der noch *unbestimmte*, und enthält er demnach *eben so* die Möglichkeit, dafs sein Gegenstand das Unwahre, er also Wahn, Aberglaube und dergleichen, *wie die*, dafs derselbe die Wahrheit, er selbst mithin wirklich und wahrhaft Glaube sei. Dafs sie, die *an sich* — *das Glauben* = *das Erkennen* — der Unterschied *ist*, zum Unterschied *werde*, ist eben so sehr *durch sie selbst*, wie *durch das* glaubig gewordene *Subject* nothwendig. *Noch* in ihr, der unmittelbaren, glaubt der Christ, was er erkennt und, mittelst der heiligen Schrift, gelehrt worden; ich *glaube*, was ich weifs, *dann* aus ihr, wie sie aus sich, mittelst des wirklich gewordenen Unterschieds, heraus, und *darauf* in sie, wie sie in sich, also in sie, die *vermittelte* Identität des Glaubens und Erkennens, zurückgekehrt, ist er dessen, was er glaubt, und des Glaubens selbst untrüglich gewifs; ich *weifs*, was ich glaube, und dafs der Glaube kein Wahn ist. Aber der diese ganze Bewegung begeistende Anfang ist der Zweifel. Das Subject, wenn es für die Wissenschaft vom Glauben reflectirend auf ihn versucht, von ihm und sich den Zweifel abzuhalten, strebt vergebens, in der unmittelbaren Identität zu beharren; der Zweifel ist *vorhanden*, es kann seiner sich *nur* enthalten; so auch ist der Unterschied ein *wirklicher* worden — auf *den Glauben* wird ja für die Wissenschaft, also für die *Erkenntnifs* von ihm und seinem Gegenstande reflectirt — es selbst also, in diesen Unterschied eingegangen, aber den Zweifel meidend, bringt *für sich* an die Stelle der unmittelbaren Identität des Glaubens mit der *Erkenntnifs* eine andere, die des Glaubens mit *dem Zeichen* der Erkenntnifs, mit dem *Wort* — die seiner mit der *biblischen Lehre*. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 31. u. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft, von Dr. Philipp Marheineke. Zweite völlig neu ausgearbeitete Aufl.

(Beschluſs.)

So jedoch ist, was das Wort, welches erfahren wird, bezeichnet, was die Bibel, welche gelesen und ausgelegt wird, lehrt, in dem Glauben des Subjects an die göttliche Autorität des Worts, oder der Lehre, *das Geglaubte,* die der unmittelbaren substituirte Identität also die des Glaubens mit dem Geglaubten, *sie* aber von der Pietät, Gelehrsamkeit und Meisterschaft des Subjects, und es *in ihr* von sich abhängig. Aus der unmittelbaren Identität, mithin aus seiner wirklichen Selbstständigkeit heraus, wegen *bloſser Abwehr* des Zweifels aber die vermittelte nicht erreichend, bleibt dasselbe — bei der biblischen Lehre, ihrer Explication und seinen, zulezt selbst nur auf ein Glauben gestüzten, empirischen Beweisen für ihren göttlichen Ursprung beharrend — in der Schwebe zwischen sich und dem Inhalt und Gegenstand dieser Lehre, und ist seine Vorstellung und Rede von *christlicher* Erkenntniſs, von *christlicher* Freiheit u. s. w. gegen das Verschmähen der von ihm beliebten Identität, bloſse Spiegelfechterei. Eben das Subject, wenn es andererseits, in eben jener Reflexion, den mit der Erkenntniſs unmittelbar identischen Glauben selbst von sich abweist, darauf bestehend, sich selbst, *bevor* es glaube, zu überzeugen, strebt eben so vergebens, da solcherweise von ihm mit dem Glauben die unmittelbare Identität desselben und der Erkenntniſs, sie das Princip der Vermittelung und der Rückkehr zur wirklichen Selbstständigkeit, somit zur Freiheit, aufgegeben ist, zu einem, durch Wort und Lehre der Bibel zwar veranlaſsten, aber von *Wort* und *Schrift* unabhängigen, und durch den Glauben an ein *absolut* Unerkennbares vermittelten Wissen zu gelangen, kraft dessen es, sich in der Treu gegen sich behauptend, als ein im Sollen, Thun und Glauben verständiges, oder als *wir vernünftige* Menschen, das wirklich selbstständige sei; seine Vorstellung und Rede von Denk-, Gewissens- und Glaubensfreiheit gegen hergebrachte Vorurtheile, fixirte Dogmen, vorgeschriebene Lehrnormen und dergleichen ist eben auch bloſse Spiegelfechterei.

Das Ich aber, indem es sich selbst, *als das Princip des Wissens* durchdachte, und so zwar *nur* das *abstract*-selbstständige war, hatte doch einerseits die Ahnung der Wahrheit, und erkannte andererseits die Autorität der sie glaubenden und lehrenden Kirche an, und so groſs noch sein Interesse an ihm selbst seyn mochte, war doch das an der Wahrheit und an *der* Kirche, in welcher die Freiheit der Frage nach dem Grunde, wie des Wissens, so des Glaubens eine ganz unbeschränkte ist, also an der evangelisch-protestantischen, *das gröſsere.* In *diesem* Interesse fragend: *was ist Wahrheit?* Und in dieser Frage bestimmt durch den, mit dem Erkennen der Wahrheit unmittelbar identischen Glauben der Kirche an sie, muſste es gegen *die Ichheit,* oder sich und damit gegen ein Forschen, dessen Resultat der Gedanke der Unerkennbarkeit des *an* und *für sich* Wahren, oder Gottes war, gegen das *kritisch-philosophische,* schlechthin gleichgültig werden. Hatte, wie er sie hatte, der im Glauben rege gewordene Zweifel die Folge, daſs die Möglichkeit *der Erkenntniſs* des Wahren geläugnet wurde, so war es an der Zeit, daſs ihn das verneinende Subject gegen sich selbst kehrte, sich, mittelst desselben, den Widerspruch seiner, als des erscheinend- und abstract-selbstständigen, mit ihm selbst aufdeckte, und, indem auf der einen Seite als solche Individuen existirend, die diesen in ihren wissenschaftlichen Forschungen theils unbeachtet lieſsen, theils um ihn für sich und für die Wissenschaft vor sich zu verbergen, jedes in seiner zarten oder zähen Anhängigkeit an sich, sich selbst und ihr Erkennen durch das Glauben an ein Unerkennbares zu vermitteln suchten, auf der andern als solche zur Existenz kam, für die der Zweifel das Mittel wurde, nicht sich im Nichtwissen, noch in einem Glauben dessen,

Digitized by Google

was nicht gewufst werden könne, und hiermit in sich zu befestigen, sondern vielmehr *das Nichtige* ihrer abstracten und erscheinenden Selbstständigkeit *zu erkennen*, und zuvörderst die *Erkennbarkeit* des an und für sich Wahren *zu wissen*.

Hätte die *absolute* Idee des *Absoluten*, als das Princip des Seyns und Denkens, in welcher der Gedanke *vom Ich*, als dem Princip des Wissens, zu Grunde ging, durch den berühmten Urheber *der Naturphilosophie* auch nichts weiter bewirkt, als die Befreiung der Wissenschaft überhaupt und der des christlichen Glaubens und seines Inhalts besonders von dem Ich in seinen Bestimmungen sowohl des abstract- wie des erscheinend-selbstständigen, so würde ihr schon damit eine ganz andere Aufmerksamkeit gebühren als diejenige war, die sie von den Pflegern der Wissenschaften, vornehmlich von den bibel- und vernunftglaubigen Theologen, insgemein erhielt, und wären, hätte sie dieselbe erhalten, *die Verdienste* des Mannes, der eben so gelehrt und gedankenreich, wie unabhängig von der Gelehrsamkeit und dem Denken, *als dem seinigen, dem Glauben* der evangelisch-protestantischen Kirche an die *erkannte Wahrheit*, und, *hiermit* sich selbst getreu, die ersten Versuche einer Darstellung der Idee von allen Seiten machte, in ganz anderer Weise anerkannt worden, als zu geschehen pflegte. Sie haben unter anderen den einer speculativen Behandlung der christlichen Dogmatik zur Folge gehabt. Durch sie ist frühe schon, wie seine älteren Schriften zeigen, auch der Verfasser des hier anzuzeigenden Lehrbuchs zu einer solchen Behandlung der Theologie überhaupt bewogen worden; und wenn dabei ein Verdienst ist, so besteht es wesentlich darin, die einmal anerkannte Autorität der Wahrheit *als die für jede* fest gehalten, im Erforschen der Wahrheit selbst für die Wissenschaft von dem Glauben an sie, sich durch die in ihrer Fortbildung eine vollkommnere Methode gewinnende speculative Philosophie bestimmt, dem Interesse der Kirche in ihrer wirklichen Selbstständigkeit jedes andere wissenschaftliche und sonstige untergeordnet, und den Ab- wie den Anmahmungen der Selbstsucht, die den Beifall nicht der Wahrheit wegen, sondern die Wahrheit, Falls sie dieselbe will, um des Beifalls willen sucht, kein Gehör gegeben zu haben. Bedarf dieses Verdienst einer Anerkennung, so hat oder findet es dieselbe in der Kirche, deren Geist der Geist der Wahrheit und so der Freiheit selbst, und in der ein wirklich selbstständiges Mitglied zu seyn für den Menschen die höchste Belohnung ist, deren er theilhaftig werden kann.

Nicht blofs Verläugnung dessen, was er hat und ist, vielmehr *Selbst*verläugnung, Ent*selbstigung*, in dem mit dem Erkennen unmittelbar identischen Glauben, ist das Erste zur wirklichen Verselbstständigung. Kommt es nun aber zu der Frage — die, obzwar sie Jedermanns Frage werden kann, doch nicht die eines Jeden wird —: was mufs ich glauben? so unterscheiden sich das Erkennen und Glauben in ihrer unmittelbaren Identität nicht nur von einander, sondern wird alsbald auch gezweifelt, ob irgend etwas glaublich, und wenn, ob, was glaublich ist, zu glauben nöthig und glaub*würdig* sei. Mit dieser Unterscheidung und Bezweiflung aber hat der Fragende, der, wo nicht das, was man nicht *wissen*, sondern nur glauben könne, doch, was er *glauben* müsse, zu wissen — eine Wissenschaft von Glauben — verlangt, wenn er der wirklich selbstständige war, sich für sich wieder verselbstigt, d. i. in die Abhängigkeit seiner selbst von sich zurück begeben; er, oder *das Ich* als er, sucht *für sich* und *seinetwegen* eine Antwort auf dieselbe. Auf dieser Stufe des Suchens kehrt jedoch für ihn sofort die Nothwendigkeit zurück, dafs er sich selbst verläugne. Entzieht er sich derselben nicht, so wird seine Selbstverläugnung, wie sie zuerst die durch den Glauben allein vermittelte war, nunmehr eine zugleich durch den Zweifel vermittelte seyn; er nämlich wird darüber, ob, was ihm etwa unglaublich ist, z. E. dafs Gott Mensch geworden, *an sich* oder *nur ihm* unglaublich, und ob, was er für glaublich, ja zu glauben nothwendig hält, z. E. eine in einem unendlichen Progrefs sich realisirende moralische Weltordnung, nur ihm interessant, an sich aber gleichgültig, ja nichts sagend sei, zweifelhaft werden, und so statt blofs die *in dem Glauben* der protestantischen Kirche, deren Mitglied er ist, zur Existenz kommenden oder gekommenen Zweifel sich anzueignen, zugleich einigen Zweifel *in sich selbst* und in *sein*, d. i. ein der Subjectivität unterworfenes Denken setzen. Für ihn, der damit, dafs er abstract- oder erscheinend selbstständig *sich* und *seinen Einflüsterungen* nicht trauet, selbst, indem er, was die Kirche glaubt, bezweifelt, *ihr* treu bleibt, oder doch zur Treue *gegen sie* zurückkehrt, hat die Frage: was *mufs* ich glauben? den Sinn: ist die von der Allgemeinheit unzertrennliche und keinesweges starre und fixe *Nothwendigkeit* nur die Kategorie des Denkens, und nicht vielmehr *zugleich* die des Seyns und *des Glaubens dessen, was ist*, und die Bibel nur die Quelle der Glaubenslehren für die Kirche, und nicht vielmehr das Mittel zur *Erkenntnifs* dessen, was in ihr

Digitized by Google

gelehrt und von der Kirche geglaubt wird? Mit Beantwortung aber dieser Frage wird von ihm eine in jeden Zweifel eingehende und ihn hebende, somit, wie der Glaube selbst, in ihrer Allgemeinheit nothwendige, in ihrer Nothwendigkeit allgemeine Wissenschaft vom Glauben — und mit dieser Wissenschaft das bezweckt, dafs das Unbestimmte einerseits des Gegenstandes der Erkenntnifs in ihrer unmittelbaren Identität mit dem Glauben, durch sie selbst, als die ihre Identität mit ihm vermittelnde, andererseits des Glaubens in dessen unmittelbarer Identität mit der Erkenntnifs durch ihn, den seine Identität mit ihr vermittelnden, zum Bestimmten, die unmittelbare also zu einer und zwar gegenseitig vermittelten Identität werde, und demnach jeder Christ, wie er dahin gelangt, dafs er mit der Möglichkeit zu zweifeln, glaube, was er erkennt, eben so dazu wenigstens gelangen *könne*, dafs er wisse, was er glaubt, mithin die Möglichkeit des Zweifels für ihn, indem der rege gewordene gelöst ist, aufgehoben, die Gewifsheit also und Zuversicht des Glaubens keine vorgespiegelte noch erkünstelte, sondern die erwiesene und wahrhafte sei.

Die gelehrte Theologie des nur erscheinend-selbstständigen Subjects sahe, wie oben bemerkt worden, gegen die kritische Philosophie, welche die Bestimmungen des Allgemeinen und Nothwendigen als Kategorien *blofs* des Denkens und des Ich, dessen Denken es ist, kennt und transcendental erkennt — in denselben solche, die der christliche Glaube in sich selbst enthalte; *sie* konnte nur nicht *beweisen*, dafs jede von beiden, vollends aber die Identität beider, dem Glauben an sich inwohne, und ermangelte somit *des Wissens*, dafs er in Wahrheit Glaube, nicht Wahn oder Meinung sei. Jezt nun, d. h. in der Selbstverläugnung des denkenden Subjects, führt sich der Beweis selbst aus der mit dem Glauben unmittelbar identischen Erkenntnifs dessen, was geglaubt wird; es ist das an und für sich Wahre. Das Wesen aber der Wahrheit — nicht das der Ichheit *als solcher* — ist die mit der Allgemeinheit identische Nothwendigkeit; und es ist weder ein herangebrachtes empirisches Erkennen, angehend die Authentie der Bibel, die Theopneustie ihrer Verfasser u. s. w., noch ein eben solches apriorisches von der Autonomie der Vernunft u. dergl., womit das zu Beweisende bewiesen, oder als unerweislich abgewiesen werden soll, sondern *die* mit dem Glauben an die Wahrheit unmittelbar identische *Erkenntnifs*, indem *sie sich*, mittelst des auf sie und ihren Gegenstand reflectirenden Subjects, entwickelt, *ist selbst der Beweis*; durch sie, die sich entwickelnde, so dafs darin für ihn das auf sie reflectirende Subject blofs das Werkzeug ist, vermittelt solcher Weise der Glaube sich mit ihr, der an sich oder unmittelbar mit ihm identischen, und so wird er, wenn er *gewufst* wird, *nothwendig* als *der allgemeine* und *nothwendige* gewufst — der Christ vermag zu wissen, dafs sein Glaube kein Wahn und keine Meinung, sondern Glaube ist.

Die kritische Religionsphilosophie ihrerseits sahe, wie auch oben bemerkt worden — gegen die Kirche und gegen die gelehrte Theologie, welche mit der Kirche die biblischen Glaubens- und Sittenlehren für *göttliche* Offenbarungen, und die Bibel selbst nicht nur für *das Mittel*, welches Gott selbst der Welt *zur Erkenntnifs* derselben gegeben habe, sondern auch für *das Princip* der Wahrheit (als der nur *aus ihr* erkennbaren) dieser Lehren anerkannte —, in ihnen *blofs*, jedoch für Jedermann grofsentheils fafslich dargestellte Wahrheiten *der praktischen Vernunft*, und in der Bibel *blofs* ein aus den Principien dieser Vernunft erweisliches zweckmäfsiges Mittel zu einer volksthümlichen Begründung, Erhaltung und Verbreitung eben derselben. Nunmehr aber, nämlich in dem sich selbst nicht ferner trauenden abstract-selbstständigen Subject, wird die Ansicht von diesem Allem zu der Erwartung, dafs der Glaube, wie ihn die Bibel lehrt, an *der Wahrheit* einen ganz anderen Gegenstand habe, als der, den es aus der praktischen Vernunft deducirt — ihr Ideal, die moralische Weltordnung mit ihrer Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit — und dafs er selbst ein ganz anderer Glaube sei, als der ist, an welchem es ein Postulat dieser Vernunft hat. Diese Erwartung hat und braucht das in dem mit der Erkenntnifs noch unmittelbar identischen Glauben beharrende wirklich selbstständige Subject nicht zu haben, *weifs* aber auch dafür, übrigens bei noch so genauer Bibelkunde, noch nicht, dafs sein Glaube das an und für sich Wahre zu seinem Grunde und Gegenstande habe, und er hiermit in Wahrheit Glaube, nicht Meinung u. dgl. sei. Sie selbst geht für das abstract-selbstständige und an ihm selbst zweifelhaft gewordene Subject damit in Erfüllung, dafs, mittelst seiner, als des auf den Glauben, wie ihn die Bibel lehrt und die protestantische Kirche hat, reflectirenden, die Erkenntnifs, welche mit ihm unmittelbar identisch ist, durch ihn sich selbst mit ihm vermittelt, es also für sie das Werkzeug dieser Vermittelung ist. Das nämlich, dafs ihn die Kirche habe, wie ihn die Bibel lehrt, wird erkannt aus dem in dieser einfach vorgestellten und

Digitized by Google

ausgesprochenen *Gegenstande* und aus *dessen* erkennbarem Inhalte, dem in seiner Allgemeinheit nothwendigen, nicht aber aus den *Worten* und *Redensarten* der Bibel, einem in der Auslegung von Kritik und Gelehrsamkeit Abhängigen, Particulären und Zufälligen. Aber der Gegenstand, den der Glaube hat, ist kein anderer, als der, den die mit dem Glauben unmittelbar identische Erkenntnifs hat; er ist der an und für sich Wahre, er ist Gott, wie ihn die Bibel lehrt, in seiner ewigen Liebe, in seinem eingebornen Sohn, in seiner Versöhnung der Welt durch ihn mit sich, er der Geist, der sich nicht unbezeugt gelassen hat u. s. w. So ist er nicht in sich verschlossen, nicht für sich abgeschlossen, nicht gleich einem Menschen, der in weicher oder entschiedener Abhängigkeit von und Anhängigkeit an sich, was er ist und hat, Anderen nur zum Theil kund gibt und mittheilt, zum Theil aber, wo nicht gröfstentheils, für sich behält; er ist ohne Neid, ohne Mifstrauen, und *kann* von der Welt, indem er von ihr *vollkommen* erkannt seyn will, *vollkommen* erkannt werden. — Durch den Glauben, der ihn, als den in seiner unendlichen *Bestimmtheit* erkennbaren, zum Gegenstande hat, und freilich nicht der einer Priesterschaft, oder sogar Geistlichkeit, wenn sie noch immerfort *Geheimnisse* im Hause *des Herrn* zu verwalten begehrt, aber an sich Glaube der evangelisch-protestantischen, von Priesterschaft, Geheimnifskrämerei und von *allen* Orakeln und deren Auslegung *unabhängigen* Kirche ist, vermittelt sich die mit ihm unmittelbar identische Erkenntnifs, vornehmlich indem sie sich entwickelt, mit ihm. Wie er an ihr, ohne die er blind wäre, das Mittel dafür, dafs er *Glaube* ist, und als solcher *gewufst* werden kann, so hat sie an ihm, ohne den ihr der *Gegenstand* mangeln würde, für sich das Mittel, dafs sie *Erkenntnifs* ist, und sich an ihrem Gegenstande in der Reflexion des Subjects auf denselben zu entwickeln vermag. Die Vermittelung zeigt sich hiermit als die, welche sie an sich ist, nämlich als die für sich und für den Zweck einer *Wissenschaft* vom Glauben, durchaus und nothwendig gegenseitige. Für die Wissenschaft hebt sich in dieser Vermittelung das besonders hervor, dafs die Erkenntnifs, so sehr sie in ihrer Entwickelung vom Glauben verschieden ist, in derselben — und mit ihr das Subject, ihr Werkzeug — nimmer von ihm, durch den allein sie ihren Gegenstand hat, abläfst. Er ist Gott von seinem einfachsten Inhalte, von dem Seyn an bis zu dem unendlich bestimmten, bis zum Geiste, und sie hat ihn nicht durch die Bibel, sondern, wie gesagt, durch den Glauben, den die Bibel lehrt. Nicht mittelst des historischen Glaubens in den Nachrichten von der Menschwerdung Gottes und von dem, was er gethan und gesagt hat, und nicht mittelst der empirischen Erkenntnifs dessen, was und wo, wie, wann und von wem es berichtet worden, sondern mittelst des in seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit den historischen verificirenden und autorisirenden Glaubens, dafs Gott Mensch geworden — und *darum* von seiner Menschwerdung Bericht gegeben — ist, wird die Welt, indem sie mittelst dieses Glaubens ihn, der die Wahrheit *ist* — und *darum sagt*, dafs er sie sei — erkennt, und ist sie durch die erkannte Wahrheit frei geworden, frei auch von jedem Bericht, wenn er mehr als Bericht seyn — wenn, statt dafs geglaubt werde, was gesagt worden, *weil es wahr ist*, was wahr ist, geglaubt werden soll, *weil es gesagt worden*. Kömmt es aber für die Erkenntnifs, zur Vermittelung ihrer selbst mit dem Glauben durch ihn selbst, auf ihn nicht zuvörderst als den Glauben *an das* — in der Bibel, welche *das Wort* Gottes sei — *Gesagte*, sondern als den *an die Wahrheit* des Gesagten an, so hat die Bibel zur Kirche und zur Welt überhaupt ein ganz anderes Verhältnifs, als dasjenige ist, von welchem die Mystik, Empirie, Vernunftkritik u. s. w. mit ihrem Regrefs und Progrefs ins Unendliche und in ihrer Selbsttäuschung, Verstellung u. s. w. wähnen, dafs es das Wahre sei. Nicht vom Gesagten her hat die Wahrheit ihre Autorität für den Glauben, sondern von ihr aus hat es für ihn die seinige. Dem in der Selbstverläugnung des Menschen die Wahrheit Erkennen, indem es ein mit dem an sie Glauben noch unmittelbar identisches ist, kömmt zur Vermittelung seiner mit ihm ein das Gesagte, ob es wahr oder unwahr sei, Bezweifeln, also der Zweifel an dem Inhalte der Bibel, als der göttlichen Offenbarung, an der Theopneustie ihrer Verfasser u. s. w. zu Statten. Dieser Zweifel, den kein Beweis, dessen Princip ein Anderes sei als die Wahrheit an und für sich, zu heben vermag, wird für das sie Erkennen der Impuls, sich, zwar unterschieden von dem Glauben an sie, aber unzertrennlich von ihm, an und in ihr, zu entwickeln. Seine vollständige Entwickelung, mittelst des in der Reflexion auf den Glauben, seinen Grund, Gegenstand und Inhalt verselbstigten, in dieser Verselbstigung aber sich selbst wieder verläugnenden Subjects, ist die Wissenschaft von der Wahrheit an und für sich *im Glauben* der protestantisch-christlichen Welt an sie. Sie fängt nicht mit und in der

Digitized by Google

Bibel, als *dem Wort* Gottes, wie wenn es ihr vorher schon *das bewiesene* Wort *Gottes* sei, und nicht mit oder in *einem Gefühl* der Wahrheit oder irgend einem sonstig *historischen*, als könne dergleichen, wie die Selbstsucht wähnt, *eine Autorität* für den Glauben seyn, sondern *mit Gott*, dessen Lehre die biblische sei, und *in ihm* an, und bringt, indem sie die Einsicht wird, dafs die Bibel das Wort Gottes, dafs sie die *allein* heilige Schrift sei, sich mit Allem, was sie enthält, zur Bibel hin. Sie, nicht als eine ins Unendliche fort blofs bestimmbare, sondern als die unendlich-bestimmte Erkenntnifs des an und für sich Wahren, oder Gottes, sie, nicht als *Bibliologie*, sondern *Theologie*, und durch den mit der Erkenntnifs unmittelbar identischen Glauben, wie ihn die Bibel lehrt, sich nothwendigerweise vermittelnd als *dogmatische* Theologie, ist der Beweis, dafs die Autorität der Bibel in der *Wahrheit an* und *für sich*, die ihre eigene ist und keine andere, nicht die der Geschichte, praktischen Vernunft, Empirie, Gelehrsamkeit u. dgl. bedarf, gegründet, und *so* die *für die Welt* göttliche sei, die Autorität also der Kirche, welche zunächst in ihrem Glauben und die ihres Glaubens, welche eben so zunächst in der Bibel enthalten ist, ihren ersten und lezten Grund allein in der Wahrheit, d. i. *in der Erkenntnifs* Gottes habe. Aus dieser Erkenntnifs, wie sie die des denkenden Subjects in der Unterwerfung seiner selbst unter *das* Denken ist, so dafs *erst* hiermit dasselbe zu *dem seinigen wirklich* wird, rechtfertigt sich die Behauptung, dafs das, was, nach dem Bericht der Bibel, *Christus* und seine Apostel lehrten, *darum, weil* sie es lehrten, wahr sei; denn die Erkenntnifs enthält, dafs er, indem als Gott und Mensch die substanzielle Wahrheit selbst, spricht und lehrt, was wahr ist, *darum, weil* es wahr ist. Ein *Mittel* also und zwar — mit der kritischen Philosophie und rationalistischen Theologie zu reden — für die moralische und religiöse Aufklärung des Volks ist die Bibel, aber kein solches, welches die Subjectivität, gleichviel ob als synthetische Einheit des Bewufstseyns (= Ich denke, Ich *soll*, Ich *will*), oder als mystische Empirie (= Ich, *mir selbst treu*, soll im Denken, Wollen und Handeln *mir* treu bleiben), dazu und so, dafs es den aufgeklärten Leuten entbehrlich werde, gemacht, sondern die von der Sub- und Objectivität unabhängige Wahrheit dafür zuoberst bestimmt hat, dafs es dem Glauben an sie, mittelst dessen sie selbst den sie erkennenden Menschen, und er durch sie sich frei macht, erst hiermit aber zur Begründung, Erhaltung und Verbreitung der Sittlichkeit in der Welt diene; und nicht nur *ein* Mittel ist sie, welches zweckmäfsig oder sogar das zweckmäfsigste sei, und von der auf es und sich reflectirenden Subjectivität dafür anerkannt werde, sondern vielmehr *das* Mittel, und, neben der Taufe und dem Abendmahl, wie jene und dieses, *das einzige*, wodurch die wirkliche Selbstständigkeit der Kirche äufserlich *von der Wahrheit* und so begründet ist, dafs *aus ihr*, der erkannten, seine *innere* Nothwendigkeit, wie die der beiden anderen, somit die Bibel, wie die Taufe und das Abendmahl, als *Gnaden*mittel, d. i. als das der Welt für ihre Freiheit, *von der Wahrheit Gegebene*, und nicht *von der Subjectivität* oder Knechtschaft *Gemachte*, zu begreifen steht. Auch die — mit der supernaturalistischen Theologie alten und neuen Styls zu reden — *einzige Quelle* der *göttlichen* Offenbarungen ist sie, aber nicht für die Intelligenz in der Selbstsucht ihres empirischen und gelehrten Wissens, und nicht für den Willen in der des Begehrens, sondern als die vom intelligenten Subject in seiner Selbstverläugnung allein aus der erkannten Wahrheit — für deren mit dem Glauben unmittelbar identische Erkenntnifs sie fliefst — erkennbare, somit als die, woraus, indem es, das wollende, aus ihr schöpft, der Durst gelöscht, nicht aber ins Unendliche fort von Neuem erregt, also die Sehnsucht nach der Erkenntnifs nimmer gestillt wird.

In dem Sinne der ausgesprochenen gegenseitigen Vermittelung, deren Begriff auch ein Erzeugnifs der Philosophie auf ihrer gegenwärtigen Bildungsstufe ist, hat Dr. *Marheineke* in der zweiten Auflage seines früheren Werks die Dogmatik *neu* ausgearbeitet. Sie sollte nun *ausführlich* angezeigt werden. Da jedoch diese Ausführlichkeit, die nur in einem Auszug aus dieser zweiten Auflage, in Vergleichung ihres Inhalts mit dem der ersten, in Beurtheilung einzelner Partien des Ganzen u. dgl. bestehen könnte, wenig oder keine Befriedigung gewähren, das aber, was befriedigen würde — eine Entwickelung der in dem Buche selbst, welches eben dadurch zu öffentlichen Vorträgen über die Dogmatik ausnehmend geeignet ist, zwar nach ihrem inneren Zusammenhange aufgestellten, aber, was ihre Bewegung gegen einander und zu einander hin angeht, grofsentheils nur angedeuteten Begriffe in ihren Momenten und Bestimmungen — weit über die Gränzen einer Anzeige hinausgeht, so ist diese für den Leser auf den Wunsch, dafs der gemachte Versuch, die bisherige Behandlung der Dogmatik sich selbst würdigen zu lassen, seine Aufmerksamkeit auf diese neu ausgearbeiteten Grundlehren derselben lenken — für den Ver-

Digitized by Google

fasser aber auf den einzuschränken, dafs er in ihm eine mit heiterm Ernst beabsichtigte, *äufsere,* von ihm selbst in der Vorrede S. 6—26 berührte, als Einleitung in sein Werk sehen möge. Uebrigens würde, wenn hier zulezt noch — was einem anderen Orte aufbehalten bleibt — das Verhältnifs der Dogmatik zum evangelisch-protestantischen Lehrbegriff, und einerseits das der Gelehrsamkeit, andererseits das des Glaubens zu ihr als einer *speculativen* Wissenschaft näher betrachtet werden könnte, sich wohl zeigen, ob auch sie, gleich der supernaturalistischen und rationalistischen, an die Kirche, deren Lehrbegriff er ist, eine ihr fremde Bestimmung bringe, oder vielmehr dieselbe in der, die sie an und für sich hat, nehme, und durch und durch nichts Anderes sei, als der in seiner Unabhängigkeit von aller Sub- und Objectivität erkannte Lehrbegriff selbst.

C. Daub.

Die Gerechtigkeit in ihrer geistgeschichtlichen Entwickelung, dargestellt von J. Saling. Berlin 1827. In Commission bei Carl Fr. Plahn. Kl. 8. XVIII. 245 S.

Die geringere oder gröfsere Tiefe eines philosophischen Systems beweist sich unter anderen Erscheinungen auch durch den engeren oder weiteren Kreis, auf welchen es sich beschränkt oder ausdehnt. Wenn z. B. Fichte mit dem Ich = Ich, dem nur *Gewissen*, begann, so hat er es auch nur zu einer Wissenschaft des *Wissens* und *Gewissens,* zur Wissenschafts- und Pflichtenlehre gebracht. Als ein Hauptverdienst der neuesten Philosophie ist es daher hervorzuheben, auf solche Einseitigkeit in den Principien aufmerksam und dieser Einseitigkeit ein Ende gemacht zu haben.

So ist es denn auch dieser Gestalt der neueren Philosophie zuerst gelungen, ihr Princip zugleich zu einer *systematischen* Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zu entwickeln und abzurunden. Denn im Bewufstseyn der *Tiefe* ihres Princips hat sie die innere Macht und den Trieb gewonnen, sich über alle Gebiete auszu*breiten,* und nicht eher zu ruhen, bis sie die mühevolle Arbeit vollbracht hat, in Allem, was Gegenstand des Wissens ist, die schlummernde Bedeutung zum wachsten Bewufstseyn denkender Erkenntnifs zu erwecken. Doch das Riesenwerk dieser neuen Gedankenschöpfung möchte nicht von einem Geiste, und wenn er der weitumfassendste wäre, vollendet werden können. Cartesius, Spinoza, Kant und Fichte forderten wohl Bekenner, aber eigentlich keine mitarbeitende Schüler; im Principe der gegenwärtigen Philosophie dagegen liegt es, sich in Betreff auf die Breite und Mannigfaltigkeit des zu bezwingenden Stoffes nicht ohne die Hülfe mannigfach begabter Mitarbeiter vollenden zu können. Als einen solchen nun gibt sich auch der Verfasser des vorliegenden Werkchens, wenn zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, dennoch auf leicht bemerkbare Weise zu erkennen. Sollte es vergönnt seyn, kurz zu charakterisiren, was überhaupt im Sinne der neuesten Philosophie, abgesehen von ihrem Urheber, bereits ist geleistet worden, so könnte dadurch näher die Stellung bezeichnet werden, welche unser Verf. durch seinen Gegenstand und die Behandlungsweise desselben einnimmt. Vielleicht möchten schon drei Gruppen von einander zu unterscheiden seyn. Einige nämlich, theils ohne den inneren Drang zu weiterer Durcharbeitung des metaphysischen Princips durch besondere, philosophisch noch nicht bearbeitete Sphären, theils noch in schwankender philosophischer Gährung begriffen, scheinen es schon für verdienstlich genug zu halten, sich des Princips der neuesten Philosophie, so wie dessen bemächtigt zu haben, was ihr Urheber selber in den concreteren Theilen der besonderen Disciplinen erarbeitet hat. Sie übersetzen nach Mafsgabe ihrer individuellen Eigenthümlichkeit diese Resultate entweder in die populärere Sprache des gewöhnlichen Bewufstseyns, oder geben in wissenschaftlicher Gestalt, trüber oder klarer, mit mehr oder minder meisterhafter Darstellungsgabe, dem Publicum das ihnen Ueberlieferte als ihr Eigenthum zurück, da sie es ja doch auch mit ihrem Denken durchgearbeitet haben.

Andere dagegen lassen es sich angelegen seyn, besonders die strenge Form wissenschaftlicher Deduction und die Beweisart, wie sie die neueste Philosophie als allein wissenschaftliche Form geltend macht, auszubilden. In Betreff auf den Inhalt sind diese Bemühungen im Ganzen von geringerem Erfolge geblieben; das Bereich des Begriffenen hat sich durch sie nicht bedeutend vergröfsert. Die versuchten Fortschritte in der Methode aber können fast als Rückschritte angesehen werden, und haben dieser Weise des Philosophirens den Vorwurf des Scholasticismus nicht überall mit Unrecht zugezogen. Sie sind daher nur geeignet gewesen, das Publicum mit der gegenwärtigen Philosophie mehr und mehr zu verfeinden, ohne dafs ihre Ergebnisse den Freunden des Denkens wesentlich zu

Digitized by Google

wissenschaftlicher Förderung zu gereichen im Stande gewesen wären. (Von Versuchen wie: „Praktisch-theoretisches System des Grundbasses der Musik und Philosophie" und „Philosophische Umrisse von Dr. G. A. Lautier" kann als von gänzlichen Abirrungen hier gar nicht die Rede seyn.)

Für verdienstlicher möchten daher die Arbeiten gehalten werden können, deren Verfasser sich von bestimmten Wissenschaften her, im Bewufstseyn der Unzulänglichkeit bisheriger Behandlungsarten, nun der Philosophie und ihrem neuesten Systeme zuwandten, um dann ihr besonderes Fach im Lichte der neuerlangten Erkenntnifs zu betrachten, und dieses Land, das sie bebauten, für immer dem Reiche der Philosophie einzuverleiben. Indem sie mehr auf die bestimmte Natur ihres Inhaltes als auf das Hervorkehren der wissenschaftlichen Methode blicken, stehen sie dem Publicum im Ganzen näher, und was sich auf diesem Boden im Fache der speculativen Theologie, der Jurisprudenz, in den Naturwissenschaften und anderen Gebieten geltend gemacht hat, beginnt tief und unausrottbar Wurzel zu schlagen, Hier war denn dem Stande der Dinge nach eine heftige Polemik gegen die früheren Auffassungsweisen vorauszusehen.

In solch einen lauten Kampf nun, der jezt die wissenschaftliche Welt bewegt, und immer mehr bewegen wird, je mehr die Philosophie es unternimmt, auch in die besonderen Kreise sonst nur empirisch betriebener Wissenschaften einzudringen, konnte sich unser Verfasser nicht hineinwagen wollen, wenn wir ihn auch theilweise zu der zulezt bezeichneten Gruppe zählen müssen. Es geht ihm wie tapferen Kriegern, die, so gut wie Leonidas, ihr Leben dem Vaterlande hingeopfert haben, ohne dafür denselben Ruhm fordern zu dürfen, weil ihr Kampf nur ein Stadt- oder Successionskrieg, nicht aber der Kampf Griechenlands gegen Persien war. Das gegenwärtige Buch wird in keiner Geschichte irgend einer Wissenschaft je Epoche machen. Denn, obgleich sich das unverkennbare Streben des Verfassers zeigt, Neues und Selbsterarbeitetes vorzubringen, so können wir ihn dennoch entweder nur zu der ersten Gruppe derer zählen, welche das schon Dagewesene, Erlernte nur in modificirter Gestalt wiederholen, oder wir müssen ihn als Ueberläufer von der einen zur anderen Auffassungs- und Darstellungsweise betrachten.

Beginnen wir nun sogleich, um diefs Urtheil zu rechtfertigen, mit der Einleitung, so stellt der Verf. zuerst als Grundsatz auf, dafs jedes philosophische Erkennen sich bemühen müsse, ein in sich nothwendiges System der Seiten und Formen des bestimmten Gegenstandes oder den Gegenstand in der durch seine eigene Natur nothwendigen inneren Gliederung darzustellen. Insofern diefs ein Satz ist, welchen man dem philosophischen Publicum zu wiederholen leider noch immer nicht entübrigt ist, könnte man diese Wiederholung gelten lassen. Nur sollte solch ein Grundsatz nicht an die Spitze gestellt werden, wenn er nicht auch durch die ganze nachfolgende Betrachtungsweise aufhört, mehr als eine an sich wahre Versicherung zu seyn. Doch, es ist jezt Mode, in Vorreden und Einleitungen auf Wissenschaftlichkeit und somit auf Unfehlbarkeit zu pochen, da man ja seinen Gegenstand mit Kenntnifs einer unfehlbaren Methode betrachte. Aber die Kenntnifs einer wahren Methode schliefst bei ihrer Anwendung auf concrete Sphären die mannigfaltigste Möglichkeit des Irrthums in keiner Weise aus. Diefs scheinen schon Manche nicht genug berücksichtigt zu haben, und so mufs sich Jeder, dem es um die Philosophie Ernst ist, mit Ernst gegen die jetziger Zeit beliebte philosophische Prahlerei kehren, weil dieses Grofsthun nach Aufsen und Innen der Wissenschaft nur kann zum Schaden gereichen.

Gleichfalls wahr ist nun auch die Erkenntnifs unseres Verfassers, dafs bei einem bestimmten Gegenstande zunächst seine Stelle im Systeme der philosophischen Disciplinen müsse angegeben werden; denn es ist besonders ein Mangel der Gruppe von Mitarbeitern, deren wir als zweiter erwähnten, Gegenstände in der Weise behandelt zu haben, dafs dieselben ganz selbstständig für sich anfangen und sich auch so abschliefsen, ohne dafs sie zugleich dem systematischen Ganzen aller besonderen philosophischen Wissenschaften als Glieder könnten einverleibt werden. Leider aber gibt unser Verf. den philosophischen Ort seines bestimmten Gegenstandes, der Gerechtigkeit, wie es uns scheint, nicht nur ungenau, sondern falsch an. Denn als diesen Ort nennt er die *Moralphilosophie*, und nimmt sich doch die Gerechtigkeit zum Gegenstand, wie sie vornehmlich in der Familie, im Staate und sogar auch als Vorstellung göttlicher Gerechtigkeit hervortritt. Formelles Recht aber, Familie, Staat, und noch weniger die Lehre der göttlichen Weltregierung sind moralische Disciplinen, und wir können hier sogleich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung aussprechen, dafs unser Verf. sein ganzes Buch hindurch nicht davon abläfst, ganze

Digitized by Google

Sphären so wie einzelne Bestimmtheiten unter dem Panier allgemeiner Abstractionen zu versammeln, und auf solche Weise zu vermischen und zusammenzuwerfen, was in der That von einander zu unterscheiden und abzutrennen gewesen wäre. Diese Identificationsmanier, welche mit Verwischung des bestimmten Unterschiedes parallelensüchtig in Allem nur Aehnlichkeit und Gleichheit sieht, ist einerseits ebenso ungenügend als die ihr entgegengesezte Mikrologie, der nur in der Aufhäufung und Menge von Einzelheiten wohl zu Muthe wird; andererseits aber wird jener stolze wissenschaftliche Grofshandel für die Wissenschaft schädlicher als diese Krämerei, weil er den Reichthum des Besonderen und Einzelnen vergeudet, und dennoch mit der Armuth dadurch leer gewordener Allgemeinheiten das höchste und lezte Bedürfnifs vernünftiger Erkenntnifs befriedigen zu können meint.

Eben so wenig kann Ref. die Art und Weise rechtfertigen, in welcher der Verf. in der Einleitung den Begriff der Gerechtigkeit aufstellt. Denn Gerechtigkeit ist nur in dem Sinne menschlichen und göttlichen *Strafrechts* genommen. Im gewöhnlichen Bewufstseyn soll die Bedeutung der Gerechtigkeit „Vergeltung, d. h. Verkehrung „des Geltens der That zu einem Gelten für das Selbst„bewufstseyn ihres Subjects seyn.“ Fragt aber Ref. sein gewöhnliches Bewufstseyn, so erhält er nicht zur Antwort, dafs z. B. in der Sphäre des Staats beim Stehlen und Respectiren des Eigenthums die Gerechtigkeit nur darin bestände, dafs der Dieb gehängt würde, der respective Anerkenner aber auf freien Füssen umhergehen dürfte. Schon das gewöhnliche Bewufstseyn weifs es, dafs der Mensch, wenn er das thue, was gerecht ist, gerecht sei. Dafs er gerecht *befunden* werde, dafs Gott und Menschen ihm sein Recht widerfahren lassen, diefs macht die andere Seite der Gerechtigkeit aus. Die Gerechtigkeit ist aber Beides. Sie kann nur zum Vorschein kommen, wenn der Richter selber gerecht ist. Führt nun der Verf. nach dieser Definition der Gerechtigkeit im gewöhnlichen Bewufstseyn als der Vergeltung fort: „Diese Vergeltung „vollführt sich *aber* durch die geistige Macht des Motivs „der Handlung selbst, und die Gerechtigkeit *mufs* somit „als das Recht der That oder vielmehr ihres Princips *ge„fafst werden*, sich nach seiner Entlassung aus dem Sub„ject als selbstständig gegen dasselbe zu kehren, und sich „in dessen Selbstbewufstseyn nach seinem wahrhaften „Charakter geltend zu machen“ — so scheint diese zweite Definition nicht mehr die Erklärung dessen seyn zu sollen, was das gemeine Bewufstseyn für Gerechtigkeit hält. Es mag etwa die philosophische Definition seyn sollen. Doch auch das gewöhnliche Bewufstseyn schon sagt, dafs es dem Menschen gehe, wie er's treibe. Schliefslich spricht denn der Verf. von einer *idealen* Form der Gerechtigkeit im Unterschiede, wie es scheint, gegen die beiden ersten Definitionen. Was mit dieser *idealen* Form gemeint sei, ist hier nicht sogleich klar. Nach Analogie mit p. 68 scheint sie auf die göttliche Gerechtigkeit, wie sie als Wissen der religiösen Gemeinde sich ausspricht, hinzudeuten; später wird nun aber das Gewissen, die moralische innere Ueberzeugung für die vornehmlich ideale Form erklärt. Hier in der Einleitung nun heifst es, diese ideale Form sei „die vermittelnde Einheit des Guten „und Bösen, deren Realisation mithin darin bestehe, die„sen Gegensatz ans Licht zu fördern und zu negiren.“ Warum diese vermittelnde Einheit nur solle auf eine *ideale* Form der Gerechtigkeit beschränkt werden, ist nicht einzusehen, da sie in der That der Gerechtigkeit in allen ihren Formen zukommt. Jeder Strafact der Gerechtigkeit, die Züchtigung z. B. der Kinder für Unarten, ist solche vermittelnde Einheit. Das Kind ist unartig, wenn es sich in Gegensatz gegen das Gute sezt, und dieser Gegensatz wird dem Kinde ausgetrieben, indem es vermittelst Schlägen mit dem Guten und Wollen desselben, d. h. mit der Artigkeit, wieder vermittelt wird. Und damit dieser Act vor sich gehen könne, mufs der Gegensatz von Gutem und Bösem ans Licht gefördert seyn. Der Verfasser hat sich die Arbeit, einen Begriff der Gerechtigkeit aufzustellen, leicht genug gemacht. Denn er fragt nicht etwa nach dem Ursprung des Rechts und Unrechts, des Guten und Bösen, des Wohls und Uebels u. s. f.; er zeigt nicht etwa auf, wie dieser Gegensatz im Begriff des Willens seinen Grund finde, sondern er begnügt sich schon damit, nur ganz allgemein den Begriff der Gerechtigkeit überhaupt durchaus ohne Ableitung und Erweis vorauszusetzen. Dieser vorausgesezte allgemeine Begriff ist denn auch so kahl, dafs er nicht vermag, ein ordnendes Princip für die nachfolgenden unterschiedenen Stufen der Gerechtigkeit zu seyn; warum es nur die durchgenommenen und nicht auch noch tausend andere Formen der Gerechtigkeit gebe, ist nirgend aufgezeigt. Sie erscheinen nicht als ein in sich gegliedertes System. Aufserdem beschränkt sich der Verf. in seiner Abhandlung auch nur auf den Versuch, uns die unterschiedenen Weisen aus einander zu entwickeln, in welchen die Gerechtigkeit im Herzen, im Triebe, im religiösen Gemüth, im Gewissen, im vernünftigen Denken sei, und er findet diese Formen theils in der Familie, theils in dem Kampf um die Selbstständigkeit, im Staat, in dem Bewufstseyn der Gemeinde u. s. f. Dabei wird fast ganz von allem *Inhalte* des Rechten, Gesetzlichen, Sittlichen u. s. f. abgesehen, wodurch doch allein diese Arbeit auf Neuheit und Interesse hätte Anspruch machen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 33. u. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Die Gerechtigkeit in ihrer geistgeschichtlichen Entwickelung, dargestellt von J. Saling.

(Beschluſs.)

Will Referent nun den Leser von der Einleitung in das Buch selbst hineinführen, so befindet er sich in einiger Verlegenheit, indem der Verfasser, obgleich er nur erst gesagt hat, die Gerechtigkeit sei Vergeltung, mit Einemmale mitten im Gebiete der Sittlichkeit, in der Familie steht. Der erste Abschnitt nämlich heiſst die Impietät und die Züchtigung oder die Gerechtigkeit des Herzens. Wie wir, was Gerechtigkeit sei, unmittelbar vorausgesezt sahen, finden wir auch hier die erste Form ihrer Wirklichkeit vorausgesezt, ohne daſs uns klar gemacht werde, wie denn die Gerechtigkeit, ihrer Natur nach, zu solcher Verwirklichung komme, und wie die Familie nothwendig müsse die erste Form derselben seyn. Leider ist in diesem Abschnitte, einige etymologische Beiläufigkeiten abgerechnet, nichts Neues gesagt; dagegen aber die günstige Gelegenheit, philosophisch die Principien der Pädagogik, so wie ihrer Geschichte auszuarbeiten, unbenuzt gelassen. Wir lesen nämlich, in Betreff auf Erziehungsprincipien, nur die eine Bemerkung, daſs die Strafe der bloſsen *Form* des Ungehorsams wegen, abgesehen von jedem Inhalt desselben, nicht könne in das kindliche Bewuſstseyn kommen, „ohne nicht einen Eigenwillen in ihm zu manifestiren, der jenes Verfahren der Erziehung in Ungerechtigkeit verwandle.“ Umgekehrt glaubt Ref. dagegen, es müsse sogar in das Bewuſstseyn des Kindes kommen, daſs es des bloſsen Ungehorsams wegen bestraft werde; denn der bloſse Ungehorsam, der kindliche Eigenwille, ganz abgesehen vom Inhalt desselben, ist schon Unart, und das recht eigentlich Auszurottende.

Einen ferneren Mangel findet Ref. darin, daſs hier die Familie so vorausgesezt wird, wie sie als alleinige Existenz der Gerechtigkeit noch vor aller Staatengründung als *Naturzustand* da seyn soll, während doch nur der Begriff der Familie ganz in seiner abstracten Allgemeinheit, wie er allenfalls auf alle Zeiten paſst und nicht paſst, angegeben ist. Der Naturzustand ist ein ganz bestimmter, doch diese unterscheidende Bestimmtheit, so wie ihre weitere Entwickelung zu ausgebildeteren Familienzuständen ist ganz auſser Acht gelassen. Eben so fehlt auch die Aufzeigung der Gerechtigkeit in Betreff auf die verschiedenen Verhältnisse und Seiten innerhalb des Begriffs der Familie selbst. Ueberhaupt ist die Skizzenhaftigkeit dieses und anderer Capitel zu bedauern, welche bei einem so speciellen Gegenstande sich am allerwenigsten möchte rechtfertigen lassen.

Auch muſs es Ref. als unphilosophische Behandlungsweise ansehen, wenn der Verf. die sittliche, gesetzliche Gerechtigkeit mit den parallellaufenden Vorstellungen göttlicher Gerechtigkeit unmittelbar neben einander betrachtet. — Nur einer empirischen Betrachtungsweise ist es erlaubt, unterschiedene Sphären unmittelbar zu verbinden. Wenn wir im System der philosophischen Disciplinen auf dem Punkte der Welt menschlichen Rechts, menschlicher Sittlichkeit stehen, wissen wir wissenschaftlich noch nichts von Religion, von Vorstellungen Gottes. So wäre es denn die wissenschaftliche Pflicht unseres Verfassers gewesen, von göttlicher Gerechtigkeit nicht eher zu sprechen, ehe er nicht wissenschaftlich dahin gelangt ist, wo er die Gerechtigkeit im Sittlichen allein als von Gott ausgehend betrachtet. Statt dessen lesen wir nur gleich beim Eingange die naive Erklärung, daſs beide Stufen immer würden neben einander betrachtet werden, „wiewohl beide eine und dieselbe geistige Form ausdrückten.“ Es ist gar nicht einzusehen, warum der Verf. nicht auch eben so gut das philosophische Bewuſstseyn von der Gerechtigkeit auf den Standpunkten mitbetrachtet, wo solches Bewuſstseyn schon hervortritt, und erst am Ende der Abhandlung im lezten Capitel von philosophischer Betrachtung spricht. Dieſs Nebeneinanderstellen der göttlichen und der menschlichen Gerechtigkeit auf allen Punkten ist gar nicht ge-

Digitized by Google

rechtfertigt. Freilich steht nicht zu läugnen, dafs der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit im Allgemeinsten dasselbe Princip zu Grunde liege; aber wer in allen Sphären nur immer dasselbe Princip und nicht auch den Unterschied der besonderen Gebiete auffafst, hat es noch nicht weit in philosophischer Auffassungsweise gebracht. Machte der Verf. nicht auf systematische Entwickelung Anspruch, oder wäre die ganze Abhandlung in weniger prätensionsvollem philosophischem Tone geschrieben, so würde Ref. gegen solches Verfahren nichts einwenden können.

Die Betrachtung nun des Religiösen vom Standpunkte der Familie als Naturzustand aus gibt ein neues Beispiel dafür, wie besonderungslos allgemein der Verf. construirt. Er hebt hier nämlich unter Anderem als specifisches religiöses Verhalten „die sich überall aussprechende Pietät „und den kindlichen Glauben oder das Vertrauen der „Gottheit", andererseits „die Erziehung des Menschen„geschlechts" heraus. Ferner sollen „Gaben der Natur, „als z. B. Talent, Kraft, Gröfse u. s. f. als unmittelbare „Gaben der Götter und als Beweise ihrer Liebe zum Be„gabten gelten, Mifsgestalt, Ohnmacht als Verachtung. „Mehr noch, heifst es ferner, ist der allgemeine Zustand „des Befindens des *Ganzen* der Familie oder Gattung — „denn noch hat das Ganze der Menschheit diese natürliche „Form — als gerechte Vergeltung ihres Betragens gegen „ihr Absolutes, den Naturgeist, anzusehen." Solche allgemeine Züge, wenn sie nicht durch unterscheidendes Detail specificirt werden, sind fast auf die meisten Religionen anzuwenden, und warum sie gerade Züge der *Naturreligion* ausmachen sollen, ist nicht gezeigt und nicht einzusehen. Doch Ref. darf bei Gelegenheit dieses Tadels auch nicht die Bemerkung zurückhalten, dafs unser Buch, im Gegensatz jener unbefriedigenden Allgemeinheiten, voll von einer Menge geistreicher Einzelheiten und hingeworfener charakteristischer Züge ist.

Um nun ferner zu zeigen, in welcher Weise die „systematischen" Uebergänge und Fortleitungen in unserem Buche beschaffen sind, will ich den Uebergang des ersten Abschnittes in den zweiten, der Familie in den Kampf der Herrschsucht, näher anführen. Auch hier ist wieder wesentlich zu Unterscheidendes unterschiedslos zusammengemischt. Durch die Erziehung nämlich, heifst es, erlange das Subject das Bewufstseyn seiner selbst, und gerathe nun, um die Anerkennung seiner Selbstständigkeit zu erhalten, mit Anderen in Kampf. Wie unbestimmt diese Deduction sei, zeigt sich darin, dafs der Verf. dabei bald von „*sittlicher Selbstbeständigkeit*, Freiheit und Persönlichkeit," bald von „einem Kampfe für die Anerkennung seiner *persönlichen* Würde gegen die beglückten Lieblinge der Götter wie der Väter," bald von selbstständiger *Persönlichkeit* überhaupt, bald wieder von „einem Kampfe der *Stämme, Familien*," dann wieder vom Streite der *Individuen* gegen einander spricht. Die Erkämpfung aber der Anerkennung selbstständiger Persönlichkeit und der Kampf von Stämmen gegen einander kann nicht unmittelbar auf derselben Stufe stehen. Habe ich nur mich selbst, nur *meine Persönlichkeit* und ihr Anerkanntseyn zum Zwecke, so habe ich mich gerade aus allem Zusammenhange mit einem sittlichen Ganzen heraus in mein einsames Ich zurückgezogen. Kämpfe ich dagegen für die Selbstständigkeit eines *Stammes*, einer *Familie*, so weifs ich umgekehrt von mir nur als im innigsten Zusammenhange mit einem sittlichen Ganzen. Der Mangel aller dieser Darstellungen des Verfassers ist, dafs man nie weifs, was denn für bestimmte Zustände ihm eigentlich, wie es scheint, unbestimmt und nebelhaft vorschweben. Einerseits soll Alles geschichtlich seyn, bestimmte geschichtliche Zustände, oder hier sogar die vorgeschichtlichen, sollen erkannt werden, und doch bleiben die Uebergänge so durchaus allgemein und charakterlos, dafs sie sich auf Hunderterlei zugleich anwenden lassen. Aufserdem zeigt sich dann noch ein Schwanken zwischen der Behandlung nach nur psychologischen Formen und zwischen der Behandlung nach der Stufenfolge weltgeschichtlicher Gestaltungen; der Verf. müht sich ab, beide als parallel aufzuzeigen, und vermehrt dadurch noch die Verwirrung. Die Nachahmung einer Seite der Behandlungsweise, wie sie in Hegels Phänomenologie zum ersten- und leztenmale von Erfolg war, ist auch Anderen schon mifsglückt, und wird immer mifsglücken. Ref. sieht dieses Buch und seine bestimmte Betrachtungsweise als geschichtlich und für den Standpunkt der Philosophie beim Erscheinen des Buchs als nothwendig und angemessen an. Doch wird es immer schief seyn, in der Gegenwart, die weiter geschritten ist, noch die Vergangenheit und ihre Formen geltend machen zu wollen. Dialoge z. B. in Platonischer Manier würden für unser philosophisches Bedürfnifs nicht mehr genügen; selbst Schelling'sche Constructionen lassen unbefriedigt. Die Phänomenologie aber fällt in die Zeit des Uebergangs und Durchbruchs zur gegenwärtigen Phi-

Digitized by Google

losophie, eine Zeit, deren Interessen und Forderungen schon hinter uns liegen.

Indem ich nun diese nähere Betrachtung einzelner Abschnitte nur unternommen habe, um auch einige Beispiele für die allgemeine Beurtheilung anzuführen, und indem es mir nicht vergönnt ist, weiter ins Detail einzugehen, mufs ich mich darauf beschränken, mit einer kurzen Uebersicht über die besonderen Abschnitte zu schliefsen. Von den beiden ersten ist schon gesprochen. Sie behandeln die Form der Strafgerechtigkeit in der Familie und im Kampfe um die Herrschaft. Ein dritter Abschnitt stellt die Gerechtigkeit im Verhältnisse des Herrn zum Knechte gleichfalls unbestimmt genug dar. Im vierten Abschnitte kommt das Verhältnifs des Staatsgesetzes zum Verbrechen zur Sprache. Doch ist hier weder von Civilprocefs, noch von Criminalrecht, noch von Staats- und Völkerrecht, noch von einer geschichtlichen Entwickelung der Principien dieser Sphären unter verschiedenen Völkern die Rede. Diefs aber wäre die eigentliche Aufgabe gewesen. Denn dafs es Gerechtigkeit in der Familie überhaupt gebe, dafs sich die Gerechtigkeit des elterlichen Gemüths von der Rache, vom Recht des Herrn und dem Strafrecht des Gerichts, und worin sich diese Gebiete unterscheiden, diefs ist auch schon anderwärts aufgezeigt. — Das Religiöse nun dieses Standpunktes soll seyn, dafs Gott oder Götter als Staatengründer angesehen werden.

Zu dem folgenden Abschnitte geht der Verf. dadurch über, dafs die Gesetze durch ihre Wandelbarkeit nicht als letzliche, und durch die Vielheit der Staaten und deren entgegengesezte Interessen, so wie durch die Durchbildung und Einbildung einer Verfassung ins Einzelne der Gott aufhöre als absoluter alleiniger Regierer des Staates und Volks zu gelten.

Erst mit dem fünften Abschnitte an kann das Buch auf gröfseres Interesse Anspruch machen, und den Leser auffordern, sich durch das Gewirre endloser, vielfach durch einander geworfener und doch nur lose zusammenhängender Vordersätze, Zwischensätze, Parentheseu und Nachsätze durchzuwinden, und nach wiederholtem Lesen den Sinn herauszusuchen. Doch ist diefs eine mühevolle Arbeit. Als Probe möge folgende Phrase gelten (S. 95 und 96): „Wir nennen die den Glauben an das Göttliche „zum Inhalt habende Lüge absolut unsittlich, weil sie „nicht wie die gemeine auf empirische Facta sich be„ziehende, die relative Wahrhaftigkeit der Aussage, die „Uebereinstimmung derselben mit der subjectiven Mei„nung aussprechen will, deren Unsittlichkeit daher erst „durch das von der Willkür des Fragenden auf die Mei„nung und die Aussage des Subjects gesezte Vertrauen, „von welchem individuellen Glauben an es dieses nicht „einmal immer Gewifsheit haben kann, und dem zu ent„sprechen es sich auch nicht jederzeit — wenn jene Auf„richtigkeit etwa ohne eigenen Anlafs seinerseits voraus„gesezt worden — verpflichtet zu seyn bewufst ist, in „Beziehung auf *seinen* Zweck, wie durch die sittliche „Gültigkeit dieses Zwecks selbst erst bedingt ist; son„dern eine allgemeingültige, objective und unmittelbare „Gewifsheit des Geistes, den in idealer Selbstbeschauung „aufgegangenen Glauben an das Absolute seiner selbst „aussagt, und diese seine Aussage unbedingt in allen „Anderen als das höchste Heilige, als das ewige Heil „des sittlichen Lebens und Strebens überhaupt geltend „machen will.“ — In diesem Abschnitte nun kommt der Verf. auf die Gerechtigkeit zu sprechen, wie sie nicht mehr in der Familie und als Staatsgesetz, sondern als *Sitte* sei, die im Wissen der religiösen Gemeinde lebt. Was hier von der Sittenreligion gesagt wird, scheint, wie es eine spätere Bemerkung (S. 203) bestätigt, zunächst auf den Standpunkt des Griechischen Lebens vor Sokrates zu deuten. Die Form der Gerechtigkeit in Betreff auf die Strafe soll hier eine *Ahnung* des vergeltenden Schicksals seyn. „Es ist die rein geistige Macht der Sitten in „der Gemeinde, heifst es S. 68, welche das heilige und „alleinige Interesse des religiösen Bewufstseyns auf dem „jetzigen Standpunkt ausmacht.“ Doch klar und bestimmt ist diese Darstellung gleichfalls nicht, da besonders zwischen durch immer vom heiligen Geist gesprochen wird, und die religiöse Seite von dem Verhältnisse der Geistlichkeit, und zwar der christlichen, wie es scheint, zum heiligen Geist handelt. Aber Ref. mufs hier eine Redensart des Verfs. gebrauchen: „es würde zu weit führen, wenn wir das Nähere betrachten wollten.“

Das Fortleitende aus diesem Abschnitte zu dem folgenden soll im Allgemeinen seyn, dafs das Subject, durch welches die Sitten in der Gemeinde allein können bethätigt werden, *sich selbst*, als das Wesentliche, worauf es ankomme, erfafst; nun gilt ihm die Sitte als solche nicht mehr, der religiöse Glaube verliert seine Autorität, und das Gewissen, die moralische Ueberzeugung, gilt als der alleingültige Richter. Dieser sechste Abschnitt ist als

Digitized by Google

der gelungenste hervorzuheben; er enthält am meisten Neues, und der Verf. verschmäht es nicht, hier in bestimmtere Erläuterungen einzugehen. Dieses Gebiet scheint ihm am meisten am Herzen gelegen zu haben. Doch ist auch diese Abtheilung weit davon entfernt, streng durchgearbeitet, klar gegliedert und leicht übersehbar zu seyn, sondern es thut sich auch hier die gerügte Behandlungsart dar, einerseits mit ganz allgemeinen Uebergängen und Umrissen zufrieden zu seyn, und andererseits das Besondere und Einzelne nicht gehörig ein- und unterordnen zu können. Wichtiges zu erörtern hat der Verf. im Verlaufe der Abhandlung oft unterlassen; hier wirft er sich nun plötzlich auf ganz einzelne Punkte, und behandelt sie gegen andere Abschnitte gehalten in durchaus willkürlicher Breite. Während im Beginne die Gerechtigkeit in der Familie z. B. und die parallellaufende Naturreligion nur auf zwölf Seiten abgehandelt wird, finden wir hier fast die doppelte Seitenzahl mit der Betrachtung eines Gegenstandes angefüllt, welchen der Verf. nur als Beispiel anführt. Ueberhaupt haben fast alle Abschnitte Seiten lange und dennoch nur ganz beiläufige Anmerkungen. Eine solche Ungleichmäfsigkeit zeigt, dafs der Verf. seines Stoffes noch nicht sei Meister geworden. — Das Ziel nun der Gerechtigkeit auf dem Standpunkte dieses Abschnittes soll die Glückseligkeit durch geistige Vollkommenheit seyn, die der menschliche Geist frei aus sich erwirbt. Das Ideal ist hier die Vollkommenheit des menschlichen Geistes als Ganzes, *als Menschheit*; der gerechte Richter das Gewissen. Die Forderung aber, dafs, was die Stimme des Gewissens als gut und böse ausspricht, auch allgemein anerkannt sei, soll das Postulat der Vorsehung herbeibringen. Die Postulate der praktischen Vernunft und die Antinomieen dieser Postulate werden angeführt, und als theoretische Versuche der Auflösung derselben die Theodiceen kurz betrachtet. Des Casualismus, des moslemitischen Fatalismus, des Optimismus und der Vorsehung geschieht Erwähnung.

Der lezte Abschnitt bemüht sich dann schliefslich zu zeigen, wie das Bewufstseyn der Gerechtigkeit sich wissenschaftlich einerseits, als Bestimmen und Erkennen moralischer Pflichten erfafst, andererseits als Einsicht in die absolute ewige Vernunft als Regiererin der Welt. Auch hier abstrahirt der Verf. von allem bestimmten Inhalt, macht sich die Uebergänge leicht, und spricht nur allgemein von der Form wissenschaftlicher Gerechtigkeit als Erkennen der Wahrheit und Vorsehung. Diese Betrachtung heifst dem Verf. noch Moralphilosophie, obgleich diefs Philosophie der Weltgeschichte und Religion ist, es sei denn, dafs Alles, was nicht zum Gebiete der Naturwissenschaften gehört, Moralphilosophie genannt werde; doch diese Terminologie ist in Deutschland nicht gäng und gäbe.

Zum Schlufs nun sei es erlaubt, die einzelnen charakteristischen Züge des Werkchens kurz zusammenzufassen. Ein Drang nach philosophischer Erkenntnifs, ein Auffassen des Standpunktes der gegenwärtigen Philosophie, das Bedürfnifs und die Fähigkeit der Weiterbildung dieses Standpunktes durch Einbildung in Gebiete, welche philosophisch noch unbezwungen sind, ist nicht zu verkennen; ein Talent für sachliche Dialektik anzuerkennen; einzelne Züge, welche das Sichauflösen eines bestimmten Gebiets in ein anderes hervortreten lassen, sind oft glücklich hingezeichnet; logische Formen weniger benuzt; die Uebergänge meist allgemein und ohne Strenge; die Sprache schwer; manche Phrase wohl nur für den Verf. selber verständlich; der Leser und sein Bedürfnifs bleibt unberücksichtigt. Ueberhaupt scheint es, der Verf. wandle einsam in sich zurückgedrängt, beschaulich in der Welt umher; fafst er irgend ein Gebiet näher ins Auge, so interessirt ihn weniger der ganze Reichthum, die Entwickelung und feste Gliederung seines vollen Inhalts; sondern mit allgemeinen Umrissen schon ist er zufrieden, mit ihnen schon glaubt er sich des ganzen Gegenstandes bemächtigt zu haben. Geschichtliche Zustände läfst er sich so durchaus zu allgemeinen unbestimmten Gedanken aufzehren, dafs man in dieser Geisterhaftigkeit die Körper nicht wiedererkennt; bei dem Einzelnen hält er sich nur auf, wenn es ihn seiner subjectiven Neigung nach interessirt; er hat noch nicht den Ernst und die Strenge, seines Gegenstandes wegen sich auch durch Gebiete durchzuarbeiten, die seinem inneren Bedürfnifs fremder sind; vor Allem aber scheint es ihm am Herzen zu liegen, bei jedem Inhalt nur die verschiedenen Formen des subjectiven Geistes zu betrachten, in welchen er vorkommt. So wäre denn zu wünschen, dafs er Verf., wie jeder Jüngere, der sich mit der gegenwärtigen Philosophie weiterbildend beschäftigt, sich mehr in geschichtliche Studien hineinwürfe, um geschichtliche Zustände der Vergangenheit und Gegenwart in allen Gebieten philosophisch zu begreifen. Denn solche Studien, wenn sie mit redlichem Sinn getrieben werden, sind der beste Zuchtmeister in Betreff auf die willkürliche sich vornehm aufblähende Specula-

Digitized by Google

tion, und erwecken am meisten den Trieb nach fester innerer Gliederung allgemeiner Ein- und Uebersichten.

H. G. Hotho.

Ueber die Allodification der Lehen von Carl Friedrich Eichhorn. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1828. 47 S. in 8.

Obgleich diese kleine Schrift ursprünglich nur ein vom Verf., da er um seine Ansicht befragt wurde, abgegebenes Gutachten ist, so hat er dennoch mit Recht geglaubt, dafs sie sich der Allgemeinheit und Wichtigkeit ihres Gegenstandes halber eben so eigne dem gröfseren Publicum vorgelegt zu werden (S. 4). Aus demselben Grunde eilt Ref. eine Anzeige derselben in diesen Blättern zu geben, weil das Votum des berühmten Verfs. in einem praktischen, mit so vielen gegenwärtigen und vergangenen Interessen verwebten Verhältnissen an sich schon Wichtigkeit genug haben mufs. Es ist überdiefs eine so erfreuliche Erscheinung, wenn ein grofser und namentlich mit den Rechtsinstitutionen des Mittelalters vertrautester Historiker seiner Zeit und der Gegenwart nicht minder anzugehören weifs, dafs man dieselbe vornehmlich jezt hervorheben mufs, wo häufig das Resultat historischer Studien zu einem sich Festrennen in alten und verwitterten Einrichtungen und zu der selbstgefälligen Täuschung geführt hat, die Gegenstände des gegenwärtigen Studiums für Gegenstände des heutigen Lebens zu halten. Man brauchte bei uns gerade nicht immer, wie ein geistreicher Mann sagt, die Pferde der Gegenwart vor den Wagen der Vergangenheit zu spannen, um dennoch Namen und Dinge auszugraben, die längst ein ehrliches Begräbnifs gefunden hatten.

Der Hr. Verf. geht davon aus, dafs das Lehensverhältnifs in seiner ursprünglichen Bedeutung ein *zugleich dingliches und persönliches Verhältnifs* gewesen sei, dafs aber das Persönliche, ohne Zweifel die wichtigste Seite des ganzen Verhältnisses, alle wirkliche Bedeutung verloren habe. Der Hr. Verf. stellt hiermit etwas ganz Richtiges auf; nur dafs die Ausdrücke dingliches und persönliches Verhältnifs, welche namentlich seit der Kantischen Philosophie in Gebrauch gekommen, auch hier dazu beitragen, den Standpunkt nicht scharf genug hervortreten zu lassen, und einen scheinbaren Unterschied begründen, wo dieser eigentlich nicht vorhanden ist. Der Vasall ist seinem Lehensherrn die Lehenstreue schuldig: diefs ist die *Bedingung* seines beschränkteren Eigenthumsrechts. Die Treue ist somit eine, ja die einzige Kategorie dieses Eigenthums selbst. Das Persönliche und Dingliche, wenn wir uns dieser Ausdrücke einmal bedienen wollen, sind im Lehensverhältnifs nicht *zugleich*, das heifst beisammen, sondern dasselbe, das heifst in einander. Hierin liegt eben der Unterschied des Römischen oder freien und des Germanischen oder feudalistischen Eigenthums, dafs die Römer das Eigenthum nur als Eigenthum, das will sagen nur als abstracte Beziehung der Person zur Sache fassen, dafs sie daher der Person, *weil* sie Eigenthümer ist, weder eine Verpflichtung noch ein Recht zuschreiben können. Denn der Person, weil sie Eigenthümer ist, ein Recht geben oder eine Pflicht auflegen, hiefse das Eigenthum über seinen Begriff erheben, und es in den Kreis weiterer, sittlicherer Verhältnisse der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates ziehen. Das Germanische Eigenthum dagegen hat das an sich, nicht blofs Eigenthum zu seyn, sondern mit ihm eine Hinweisung auf Weiteres, Positives und Sittliches zu verbinden; defswegen kommt die verschiedene Art des Vermögens, der Unterschied von unbeweglichem Gute und fahrender Habe im Germanischen Rechte zum Erstenmal zum Durchbruch. Dem Römischen Rechte, das an das Eigenthum keine weiteren Consequenzen knüpft, mufs dieser Unterschied fast gleichgültig seyn. Ein Römischer Eigenthümer, der ein Landgut besizt, ist nicht anders, als wenn er einen Stuhl besäfse, denn die abstracte Eigenthumsfrage ist bei beiden gleich. Um Beides unterschieden zu machen, mufs das Eigenthum aufser sich erhoben werden, und Bestimmungen erhalten, die weiteren Sphären entlehnt sind. Daraus beantwortet sich die Frage, die den Civilisten schon so viel Sorge gemacht hat, weil sie sich so oft nicht an den Kern der Sache, sondern an äufserliche historische Gründe halten, wefswegen nämlich das Römische Recht keine servitutes in faciendo kenne, das heifst wefswegen kein Eigenthümer nach Römischem Recht eine Verpflichtung haben könne, etwas Positives zu leisten. Diese Frage ist nun schon oben beantwortet. Dem Römischen Eigenthümer kann keine servitus in faciendo auferlegt werden, weil diefs eine Forderung an ihn *als* Eigenthümer wäre. Das Römische Recht kennt aber, wie schon gesagt worden, die Person nur als Eigenthum habend, das heifst in abstracter Beziehung zu ihm: als Eigenthümer aber kennt das Römische Recht die Person

Digitized by Google

nicht, das heifst die Person wird dem Römischen Recht nicht zu einer erhöhten Qualität, weil sie Eigenthümer ist. Das Germanische Recht dagegen hat servitutes in faciendo aller Art, weil die Person als Eigenthümer nicht blofs Eigenthum habend, sondern eine erhöhte Qualität ist.

Diese kurze Aufstellung des Unterschiedes zwischen Römischem und Germanischem Eigenthum war hier durchaus nothwendig. Der Vasall ist nicht blofs untergeordneter Eigenthümer: er ist als Eigenthümer zur Lehenstreue, zu Lehensdiensten verbunden. Die Untreue (Felonie) hebt die Bedingung dieses Eigenthums auf. Aber indem diese Bedingung auf weiteren Sphären des Staatsverhältnisses beruht, indem das Privatrechtliche hier zugleich ein Staatsrechtliches ist, ist durch das Hinwegfallen aller Gründe und Verhältnisse des öffentlichen Rechts in dieser Beziehung das Lehenrecht durchaus auf seinen privatrechtlichen Standpunkt beschränkt worden. Dieser privatrechtliche Standpunkt ist aber beim *feudum* der ganz untergeordnete, der es mit der Lehre vom nutzbaren Eigenthum zusammenwirft, und der allein niemals das Lehenrecht zu Stande gebracht haben würde. Der Lehensmann leistet als solcher keine Dienste und geniefst keinen Schutz mehr. Die Rechte des Lehensherrn beschränken sich auf Gebühren und Taxen, bei der Erneuerung der Lehen und bei der Einwilligung in Verpfändungen und Veräufserungen; die Aussicht auf die Consolidation ist in den meisten Fällen kaum werth, ein Recht zu heifsen. Von dieser Seite her ist das Institut also eigentlich gar nicht mehr existirend. Da sich die ehemalige Bedeutung desselben in einige Abgaben an den Lehensherrn aufgelöst hat, so ist es, wie Alles, was zu Gelde wird, dazu gekommen, in Geld geschäzt, das heifst abgelöst werden zu können.

Der Hr. Verf. untersucht (S. 9—40) die Vortheile, welche der Lehensherr aus der Lehensverbindung zieht. Die veränderte Kriegsverfassung hat den wichtigsten Vortheil unwirksam gemacht. Kann dieser Lehensdienst, der jezt keine Bedeutung mehr hat, in einem Surrogate, das heifst in Geldleistungen, gefordert werden? diefs ist die erste Frage, welche sich aufwirft. Der Hr. Verf. glaubt mit Recht, dafs vom Standpunkt des Privatrechts aus solche Surrogate nicht gefordert werden können, dafs die Frage aber aus dem Standpunkte des öffentlichen Rechts aufgefafst werden müsse. Denn da die Ritterschaft blofs defswegen nicht steuerpflichtig ist, weil sie Lehendienste leistete, so würde eine völlige Immunität für dieselbe eintreten, wenn nicht einmal ein Surrogat für die Lehendienste aufgestellt wäre. Auch ist diefs unter dem Namen des *Donativs* in Chursachsen, der Lehenpferdgelder in alt-Bayern aufgetreten. König Friedrich Wilhelm der Erste bot den gesammten Vasallen in den damaligen Preufsischen Provinzen die Allodification aller Lehen, die nicht zunächst auf den Heimfall standen, gegen die Uebernahme eines jährlichen Kanons für jedes Lehenpferd an. Sonst finden sich Beispiele dieser Art nicht vor, und die Ritterschaft hat sich fast überall abusive von der Grundsteuer zu befreien gewufst. Der Verf. zeigt auf eine ganz vortreffliche Weise (S. 17—21), wie das sogenannte Privilegium der Rittergüter auf einem eigentlichen Rechtsgrunde nicht beruhe, und dafs diese Vorstellung erst im 17ten Jahrhunderte von Staatsmännern und Gelehrten eingeführt worden. In den neuesten Zeiten haben die Staatsbedürfnisse in vielen Deutschen Staaten zur Besteuerung der Rittergüter geführt. Dafs das Privilegium derselben aufhöre, ist schon defswegen wünschenswerth, weil durch gleiche Besteuerung aller Unterthanen einzig und allein die Aufstellung von Surrogaten erspart werden kann, welche, wenn sie gerecht seyn sollen, nothwendig dasselbe Resultat darbieten müssen, was durch die gleiche Besteuerung erreicht würde.

Aufser den Lehendiensten sind die Geldprästationen bei der Belehnung und bei Veräufserungen, die das gemeine Recht gar nicht kennt, und die eigentlich dem Verfall der Lehensinstitution angehören, die wichtigsten Rechte des Lehensherrn. Diese sind nun einer Ablösung ihrer Natur nach unterworfen. Wie wenig bei einer blofsen Reform des Lehenwesens herauskomme, zeigt sich durch die Betrachtung der Verhandlungen in den Bayerischen Kämmern von 1825 (S. 35), welche zwar die Härten und Willkürlichkeiten an den Sporteln und Kanzleigebühren etwas zu mildern suchten, doch aber (ein ganz unnützes Institut) nach bestimmten Grundsätzen aufzuheben nicht vermochten. Am ungewissesten bleibt freilich in den meisten Fällen die Abschätzung des Heimfallrechts, aber ob da, wo die Consolidation nicht sehr nahe und wahrscheinlich ist, überhaupt viel Rücksicht darauf genommen werden müsse, ob die blofse Möglichkeit eines Vortheils sich als ein jus quaesitum gegen Gründe des öffentlichen Wohls namhaft machen dürfe, glaubt Ref., wenn er nicht sehr irrt, mit dem Verf. (S. 38—40) bezweifeln zu müssen.

Digitized by Google

Aber es kommen bei der Allodificationsfrage nicht blofs die Beziehungen des Vasallen zum Lehensherrn, sondern auch die des Vasallen zu den Lehensfolgern zur Sprache. Werden diese nicht aufgehoben, so verwandelt sich jedes Lehen von selbst bei der Allodification in ein Fideicommifs. Geschähe dieses aber, sagt der Verf. mit Recht (S. 40), so würden alle Folgen der beschränkten Disposition bestehen bleiben, die als Motiv der Allodification betrachtet werden, ohne dafs man hoffen darf, den Zweck zu erreichen, den man bei einem Fideicommifs beabsichtigt; denn Erhaltung des Ansehens und Glanzes einer Familie, Begründung politischer und bürgerlicher Selbstständigkeit kann nur von einem Fideicommifs erwartet werden, das auf ein beträchtliches, zu einem geschlossenen Ganzen verbundenes Besitzthum gelegt wird. Wir sind sicherlich von der Nothwendigkeit der Majorate überzeugt, aber diese haben ihre Bedeutung nur in der politischen Institution der Pairie, oder in ihr ähnlichen Verhältnissen und Zuständen. Auch bei kleinen Bauergütern, die bei unendlicher Zersplitterung in ein Nichts übergehen würden, ist die Beschränkung durch Majorat zulässig, aber jene kleinen Fideicommisse, die Schottland verschlingen und seine Armuth hervorbringen, bei uns hingegen allmälig zu verschwinden anfangen, weil sie nicht aus dem Bedürfnifs nach einer wahren starken und zeitgemäfsen Aristokratie, sondern vielmehr aus dem Wunsch, eine solche im Kleinen darzustellen, und wenigstens den Namen zu haben, entspringen, dürften sich auf keine Weise rechtfertigen lassen. Das Preufsische Landrecht Theil II, Titel 4, §. 51 läfst mit Recht kein Landgut zum Fideicommifs zu, das nicht 2500 Thaler reinen Ertrag hat. Die Freiheit des Grundeigenthums, zu der man im Ganzen zurückgekommen, und die den Römischen Begriff bis auf die angegebenen Ausnahmen über den Germanischen siegreich gemacht, sollte die Grundregel bilden. Denn im Mittelalter war die Form des Eigenthums, das heifst des Privatrechts, die Gestalt, in welcher sich auch die staatsrechtlichen Verhältnisse darstellten. Nachdem das Staatsrecht diese Formen abgethan, und sich in ihm eigenen bewegt, kann das Eigenthumsrecht nun auch sich überlassen, das heifst freies Römisches Eigenthum werden. Der Hr. Verf. meint zwar, dafs in Beziehung auf die agnatischen Rechte man schon mit der älteren Theorie ausreiche, welche den Descendenten kein Recht gibt, Verfügungen der Ascendenten anzufechten, so wie mit den Grundsätzen des älteren Deutschen Rechts, die nur den Seitenverwandten, welche die gesammte Hand beibehalten haben, ein Lehenfolgerecht zukommen lassen. Aber dieses Auskunftsmittel überläfst es noch ganz den Privaten, ob sie das Lehenrecht aufheben wollen oder nicht. So sehr eine erste Betrachtung auch zwischen Intestaterbfolge und der ex pacto et providentia majorum vielleicht unterscheiden möchte, indem man den Agnaten, namentlich denen, welche die gesammte Hand haben, ein jus quaesitum zuschreibt, nicht aber den Intestaterben, so mufs ein tieferes Eingehen in die Sache zeigen, dafs im Grunde auch die Intestaterbfolge eben so gut auf Gesammteigenthum beruht, und dafs der Staat, wenn er befugt ist, die bestehende Intestaterbfolge zu ändern, auf keine stärkere Weise durch pactum et providentia majorum beschränkt wird.

Wir müssen dem geehrten Verf. aber schliefslich unsern besten Dank abstatten, dafs er in der Hauptsache für die Aufhebung eines Instituts stimmt, dessen Zusammenhang mit unseren sonstigen staats- und privatrechtlichen Institutionen so locker geworden ist, dafs seine Beibehaltung zwar ohne positiven Einflufs auf die weitere Ausbildung desselben seyn würde, dennoch aber, wie Alles, dessen vernünftige Bedeutung vorüber ist, auch gegenständlich vorüber seyn sollte.

Eduard Gans.

August Ludwig v. Schlözers öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden, und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieser lezteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian von Schlözer. Leipzig, 1828. Erster Band, XVI und 492 S. Zweiter Band, 253 S. 8.

Wie in den frühesten Zuständen der Völker bestimmte allgemeine Grundzüge ihrer natürlichen Lebensweise walten, an welchen ihre Eigenheit sich kund gibt, so erheben sich aus reiferer Entwickelung, nach Anlage und Umständen, besondere geistige Lebenswendungen, welche ein höheres Eigenthümliche, gleichsam in neuer Schöpfung, auf der gewonnenen Bildungshöhe darstellen, und demselben in ausgeprägten, dauernden Gestalten die bestimmteste Bezeichnung sichern. So sind Künstler, Sophisten und Philosophen der Hellenen ein eigenthüm-

Digitized by Google

lichstes Gebild in dem Leben dieses Volkes, charakteristisch für dessen ganzes Daseyn; die Geselligkeitswelt der Franzosen, wie sie genährt und geschmückt worden mit allem Vermögen der Nation, findet nirgend Gleiches mehr; so auch ist das Wesen eines Staatsmannes, wie ihn das Brittische Parlament aufzeigt, durchaus nur von England bedingt. Wollen wir unter uns Deutschen auszeichnen, was uns als eigengeartete Lebensrichtung am meisten jenen ausländischen, beispielsweise genannten, in gleicher Bedeutsamkeit gegenüber gelten könnte, so finden wir, mögen wir noch so sehr nach allen Seiten umschauen, schwerlich etwas dem tiefsten Kerne der Nation näher Anliegendes, zu ihrer höchsten Blüthe inniger Wirkendes, als das Leben der Deutschen Gelehrten: der *Deutschen Gelehrten*, im weitesten Sinne dieser Bezeichnung, im ganzen Umfange der Personen und der Wirkungen, die dahin gehören. In der That verbindet sich unter diesen Begriff bei uns eine reiche Masse des Verschiedenartigsten, dessen wir auch nichts hier ausschliefsen dürfen. Wenn wir von Deutschen Gelehrten sprechen, sind es nicht gerade die Schriftsteller, die dabei vorzugsweise gemeint werden, eben so wenig die Philosophen oder Dichter als solche, auch nicht die wissenschaftlich Unterrichteten schon darum, weil sie dieses sind, sondern wir meinen das Gesammtwesen des ganzen Standes in allen seinen Verzweigungen und Verhältnissen, dieses wunderbare Gemisch von Freiheit und Gebundenheit, von allgemeinem Nationalverhältnifs und besonderer Staatsangehörigkeit, von persönlichem Gelten und beigelegter Amtswürde, von stiller Abgeschiedenheit und offener Welttheilnahme! Denn unläugbar gehen aus diesem Kreise, nicht blofs mittelbar — was unter keinerlei Umständen unterbleiben könnte — sondern auch unmittelbar, in bestimmtem Handeln, die gröfsten Einflüsse auf das bürgerliche Gemeinleben hervor, auf einzelne Begebenheiten wie auf allgemeine Richtungen. Seltsam genug hat den lautsprechenden Thatsachen zum Trotz, und gerade am meisten unter uns selbst, sich ein besonderes Vorurtheil festgesezt, dafs nämlich die Deutschen Gelehrten für praktische Dinge gar wenig geschickt wären: ein Vorurtheil, welches in seiner Grundlosigkeit schon längst hätte zur Fabel werden sollen! Denn zeigen auch unsere Gelehrten grofsentheils wenig Leichtigkeit, sich, anstatt ihres gewohnten eigenen Bodens, auf einem allgemeineren, ihnen fremd gebliebenen zu bewegen, wo die Unsicherheit des persönlichen Benehmens ihnen dann oft irrig als Mangel praktischen Talents ausgelegt wird, so müssen wir denselben Männern dagegen nicht selten das hervorragendste Geschick anerkennen, ihr eigenstes, scheinbar auf abgeschlossenes Sinnen und Forschen beschränktes Gebiet von Innen heraus dergestalt zu erweitern, dafs dieses zulezt nach allen Seiten eine selbstgeschaffene, lebensthätige Wirksamkeit erhält. Gedenken wir hier, um keine Lebenden zu nennen, der Namen Leibnitz, Lessing, Heyne, Spittler, Wieland, Dohm, so werden wir hoffentlich zugestanden erhalten, dafs diese Männer, welche sich der Schule wohl nie ganz entäufserten, doch mit Fug im besten Sinne praktisch heifsen dürfen. Von jeher sind unsere Gelehrten, und meist durch alleinige Macht inneren Berufs, oft von den tiefsten Ausgangspunkten her, allen gehäuften Hindernissen zum Trotz, in die ersten Staatswirksamkeiten heraufgezogen worden, und haben für zahllose Ausübungen, wenn auch oft nicht den Namen, doch die Sache und die Kraft gegeben. Zu welcher hohen und wahrhaft vornehmen Stellung auch rein litterarische Bestrebungen eine würdige Persönlichkeit führen, zeigen Klopstock, Kant, Fichte, Friedrich August Wolf. Dieses Verhältnifs unserer Gelehrten wird auch für die Folge, allen Zeichen nach, indem ein anderer Gang der Dinge sich nicht zu entwickeln scheint, auf gleiche Weise noch lange fortbestehen! Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, dafs Alles, was an Vorzügen, Gewinnsten und Zierden für die Deutschen noch in allgemeiner, dunkler Aufgabe liegt, zunächst der Arbeit unserer Gelehrten harre, und dafs in ihnen das allgemeine, stellvertretende Organ Alles dessen sei, was der Nation noch fehlt.

Zu solchen Bemerkungen gibt entschiedenen Anlafs und vielfachen Beleg die so eben ans Licht getretene Lebensbeschreibung eines unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, der gerade als solcher, und ohne sein wissenschaftliches Fach zu verlassen, einen unmittelbaren, durchdringenden Staatseinflufs übte, wie ihn selbst Minister und Gerichtshöfe und Ständeversammlungen mit allen ihren Mitteln bisweilen nicht stärker vermocht hätten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 35. u. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

August Ludwig v. Schlözers öffentliches und Privatleben, aus Originalurkunden, und, mit wörtlicher Beifügung mehrerer dieser lezteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohne Christian v. Schlözer.

(Beschluſs.)

August Ludwig v. Schlözer, geboren 1735 zu Jaxtstadt in Franken, gestorben 1809 zu Göttingen, erlebte seine Blüthe zugleich mit der des achtzehnten Jahrhunderts, von seinem Zeitalter gefördert, auch wo er im Widerspruche mit demselben zu stehen schien. Nachdem er in seiner Heimath auf Schulen, und dann zu Wittenberg und Göttingen auf der Universität frühzeitig den festen Grund gelehrter Bildung gelegt, die ihn, den frühverwaisten Predigersohn, höchstens zu einer guten Dorfpfarre zu führen versprach, begann er damit, diese gewöhnliche Laufbahn zu durchbrechen, und sein Glück in gröſseren und weiteren Verhältnissen zu suchen. Seine Reiselust erlangte zwar nicht, an der Dänischen Sendung nach Arabien Theil zu nehmen, doch bildete er sich zu solchen Unternehmungen eifrig aus, und sah fürerst, unter beengten, doch ihm günstigen Umständen, Schweden und Rufsland. Der Aufenthalt in St. Petersburg und sein dortiger Gewinn an Kenntnissen, die ihn für immer mit Russischen Interessen verknüpften, wurde für sein ganzes Leben entscheidend, denn selbst seine nachherige Lehrstelle in Göttingen, die er zu so grofsem Glanz erhob, empfing von dorther einen Theil ihrer Wirksamkeit und ihre besten Ehren. Die genaueren Nachrichten über seine Verhältnisse und Arbeiten in Rufsland finden sich in seiner Selbstbiographie, die auch bei gegenwärtigem Buche beachtet bleiben mufs. Eifersucht und Mangel an Hülfsmitteln hemmten ihn mitten in seiner Bahn, den Erwartungen der Russischen Behörden war auch nicht leicht zu entsprechen; so mufste der Druck seiner Russisch-Deutschen Grammatik unterbleiben, weil seine Ableitung des Russischen Wortes Kniäs (Fürst) vom Deutschen Knecht, welchem auch das Englische Knight nicht genug wieder aufhalf, gegen nationale Selbstgefälligkeit zu hart verstiefs. Als Russischer Akademiker sezte er darauf in Göttingen seine Arbeiten über Russische Geschichte und Statistik fort, bis er endlich auch dieses Verhältnifs mit einer Professur daselbst vertauschte. Hier fanden seine Vorlesungen bald grofsen Zulauf, und nicht minder entfaltete sich seine schriftstellerische Thätigkeit. Sein lebhafter und scharfer Geist gefiel sich in neuen Bahnen, und in rücksichtslosem, gerad auf die Sache gehendem, oft wunderlichem Ausdruck. Streitigkeiten, in welche er nacheinander mit Kästner, der als ein hämischer Mensch geschildert wird, mit Basedow, der auch manche Anschuldigung trägt, mit Gatterer, Herder, Büsching, ferner mit Theumann und manchen Anderen verwickelt wurde, führte er mit Heftigkeit und Gewandtheit, und gröfstentheils mit Erfolg; seine wahrheitskräftige Derbheit wufste sich Raum zu schaffen, auch selbst wenn seiner Sache irgend ein Fehl anklebte, z. B. als er späterhin gegen Heyne den Charakter des Phocion vertheidigte, und sich freilich von dem kundigen Alterthumsforscher belehrt fand, dafs die Namenschrift „Phokionos" einer von ihm gebrauchten Gemme den Steinschneider derselben, nicht aber den alten Helden, wie er gemeint, bezeichne.

Seine Kämpfe erhielten bald eine bedeutendere Richtung. Früh schon hatte er seine geschichtlichen Studien mit den Staatswissenschaften, seine Forschungen über die Urzeiten der Völker mit dem Ergründen der neuesten Zustände heutiger Staaten zu verbinden gewufst. In seinem zwanzigsten Jahre bereits war er in Stockholm politischer Correspondent eines Hamburgischen Zeitungsblattes. Mit Jahren hatten sich seine Verbindungen und Materialien nach dieser Seite hin so vermehrt, dafs sich ihm die Herausgabe einer Reihe von Heften in dieser Beziehung von selbst aufdrang. So entstand die Zeitschrift „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts," später fort-

Digitized by Google

gesezt unter dem Namen „Staatsanzeigen," worin vorzüglich die inneren Angelegenheiten der Staaten, ihre Verwaltung, Finanzen, Rechtspflege, so wie einzelne Vorfälle des öffentlichen Lebens, Bedrückungen und Mifsbräuche, oft mit vieler Gründlichkeit, immer aber mit ungemeiner Kühnheit und Schärfe beleuchtet und geprüft wurden. Schwerlich vermöchte man jetziger Zeit, da die Publicität durch Ueberfälle wie durch Seichtigkeit ihrer Mittheilungen sich selber grofsentheils abgeschwächt hat, ohne neue Durchsicht alles Verhandelten die volle Vorstellung dessen wieder hervorzurufen, was damals diese furchtbare Waffe, in aller Frische ihres Glanzes und ihrer Schärfe von starker Hand geschwungen, unter den Deutschen wirkte. Fürsten und Staatsmänner vom ersten Range beeiferten sich, die neueröffnete Rednerbühne zu benutzen, um ihre Landsleute zu belehren; Andere im Gegentheil wurden das Ziel von Angriffen und Beschuldigungen. Schlözers Zeitschrift war eine fortlaufende parlamentarische Untersuchung des Zustandes der Nation. Auch über das Ausland wurden die wichtigsten und genauesten Nachrichten dort kund gegeben. Eine Reise über Strafsburg nach Paris hatte ihm in dortigen Bekanntschaften reiche und damals einzige Quellen für die Kenntnifs des inneren Frankreichs eröffnet. Vergebens erhoben sich die verlezten Regierungen, Körperschaften und Individuen gegen solche fast unerhörte Freiheit, sie wurde als eine rechtmäfsige und heilsame nur desto mehr gepriesen. Die Hannöversche Regierung gewährte Schlözern den vollkommensten Schutz, und antwortete dem Fürstbischof von Speier, der eine starke Beschwerde gegen ihn eingereicht hatte, in der Kürze Folgendes: „Wir wissen nicht, was in dem Schlözer'schen Briefwechsel als persönlich und respectswidrig angesehen werden dürfte. Wir sind im Gegentheil hinlänglich versichert, dafs freimüthige Bemerkungen eines politischen Privatschriftstellers über eine Sache an sich, die sonst nach ihrer Beschaffenheit der Erörterung und Beurtheilung eines Privaten allenfalls nicht unfähig ist, weder zu unsern Ahndungen qualificirt, noch weniger zu einer Genugthuung erheblich gehalten werden möge." In einem Schreiben von v. Brandes an Schlözer heifst es von derselben Behörde: „Ich weifs weder einen Fall, noch einen Gedanken, die Prefsfreiheit einzuschränken, und wenn man ja einmal auf Beleidigungsklagen ganzer auswärtiger Regierungen eine Nachfrage anstellen müssen, so ist dieses blofs darum geschehen, um mit Grunde eine höfliche Antwort geben zu können, dabei aber allemal die Göttinger Censur- und Druckfreiheit selbst in dieser Antwort behauptet worden." Die beiden gröfsten der Deutschen Staaten, Preufsen unter Friedrich dem Grofsen, Oesterreich unter Maria Theresia und Joseph II., waren der Publicität günstig, auch wurden sie, wie Hannover selbst, mit kluger Rücksicht behandelt, allein diese Rücksicht war gegenseitig, Joseph las eifrig die Schlözer'schen Hefte, und Maria Theresia soll einen Beschlufs ihres Staatsraths einst durch den Einwurf niedergeschlagen haben: „Nein, das geht nicht! was würde der Schlözer dazu sagen?" Das Ansehen des Göttingenschen Professors stieg unter solchen Umständen zur Höhe der allgemeinsten Huldigung; er genofs diese in den schmeichelhaftesten Begegnissen auf seinen Reisen, die er bis nach Rom ausdehnte.

Ein schlimmer Handel für Schlözer war der des Pfarrers Waser in Zürich. Eine Mittheilung dieses Mannes in Schlözers Briefwechsel hatte ihm von Seite seiner Obrigkeit eine Untersuchung zugezogen, bei welcher man unvermuthet auf Entdeckungen kam, in deren Folge er als Staatsverräther zum Tode verurtheilt und wirklich enthauptet wurde. Schlözer war durchaus unschuldig in der ganzen Sache, er hatte Wasern weder aufgefordert, noch sich in einer Art mit ihm eingelassen, die das Licht hätte scheuen müssen; allein die wunderlichen Lügen des tiefverworrenen Mannes liefsen Verwickelungen, die für Schlözer nicht angenehm waren, und der, wenn auch nur zufällige, Zusammenhang seiner Zeitschrift mit einem vollzogenen Todesurtheil blieb für ihn selbst, wie für das Publicum ein düsterer Eindruck. Indefs dauerte der gewohnte Gang fort, und weder Ernst noch Kühnheit nahmen ab. Schlözers Denkart gerieth jedoch mit dem herrschenden Zuge der sogenannten öffentlichen Meinung leicht in Widerspruch, und seine Freimüthigkeit fröhnte der Menge keineswegs. Diefs hatte sich schon bei dem Freiheitskriege Nordamerica's gegen England auffallend gezeigt, in welchem Schlözer, gegen die allgemein in Deutschland verbreitete Stimmung, heftig die Englische Partei hielt. Seine Vertheidigungsschrift für den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der in den Holländischen Unruhen ungerecht behandelt worden war, reizte den Pöbel von Amsterdam auf; seine scharfsinnigen Erörterungen und Mittheilungen über die berühmte Halsbandgeschichte waren zu Gunsten der allgemein damals verlästerten Königin von Frankreich. Dem Gange der Französischen Revolution zeigte sich Schlözer ebenfalls abgeneigt, und mit

Digitized by Google

ihrem Fortschreiten in der Wirklichkeit und in der Meinung mufste er seine Zeitschrift immer mehr verdrängt sehen. Alles nahm eine andere Richtung, die Publicität war in neuen Organen und Mafsen erwacht, und die Staatsanzeigen hatten schon ihre wesentliche Bedeutung verloren, als ein geringfügiger Umstand, der aber die Hannöversche Regierung verlezte, den Schlufs herbeiführte; ein Aufsatz über den Unfug eines Hannöverschen Postmeisters bewirkte, was die wiederholten Klagen angesehener Reichsstände nicht vermocht hatten!

Seine Thätigkeit durch Vorlesungen und Schriften über geschichtliche und staatskundige Gegenstände sezte er bis ins hohe Alter fort. Mit neuer Kraft wandte er Fleifs und Scharfsinn auf seine früheste gelehrte Beschäftigung zurück, und bearbeitete Nestors Russische Annalen. Im Besitz eines erworbenen beträchtlichen Vermögens, im Genufs höchst befriedigender Familienverhältnisse, berühmt und geehrt in weitem Bereich, erfuhr er noch eine neue Glückserhebung durch den Kaiser Alexander von Rufsland, der ihm den St. Wladimirorden und zugleich den Adelstand verlieh. Er bekannte, dafs ihm nicht leicht eine gröfsere Freude widerfahren, und erklärte die Russische Einrichtung in Betreff des Adels, im Gegensatze „des tüdesken, pedantischen, Menschenrechte kränkenden, Deutschen Adels," für die einzige vernünftige in der Welt. Rüstig und stark bis in sein hohes Alter nahm er nur in seinen lezten Jahren merklich ab, nachdem literarisch und politisch eine ganz neue Welt rings um ihn sich gebildet, welche ihm fremd und feindselig seyn mufste. Der Tod übernahm ihn lebenssatt, nahen härteren Geschickesschlag, der seine geliebte Tochter traf, ihm ersparend. So schlofs ein höchst merkwürdiger Lebensgang ab, dessen im Ganzen reichliche Glücksbegleitung hauptsächlich aus dem seltenen wesentlichen Zusammenstehen grofser Gegensätze hervorging; denn wir finden in seinem Wesen äufserste Beweglichkeit neben gröfster Stätigkeit, mächtigen Reisetrieb und festgebannten eisernen Fleifs, Durcharbeiten grofser urgeschichtlicher Massen und Aufmerksamkeit auf das kleine Nächste des Tages, dabei das stäte Zurückkommen aus aller Weltgeschichte auf die Russische, als die eigentliche Heimath und Mitte seiner Forschungen. Merkwürdig ist es, dafs dieser vielseitige, geistesrege Mann aller sonstigen Deutschen Geistesentwickelung, die in seine Zeit fiel, völlig fremd blieb. Die mächtige Regung, welche in Deutschland mit der Erscheinung Goethe's anhob, und der Nation ein neues Leben, und zuerst eine wahre Literatur gab, liefs ihn unberührt; auch ein Kant, und Alles, was von ihm ausging, war für ihn nicht vorhanden, ja sogar die Alterthumswissenschaft, welche in Heyne und Wolf und Vofs eine niegesehene Verherrlichung erlebte, und dem Gelehrten und Geschichtsforscher doch so nahe liegen mufste, wollte ihn, wie überhaupt die Griechen und Römer, gar wenig kümmern. Freilich blieb ihm mit diesen schätzbarsten Bestrebungen auch alles Falsche, Täuschende und Dünkelhafte fern, was sich als Verirrung der Zeit mit jenen verknüpfen mochte, und der begeisterungslose Verstand, die kunstlose Zweckdienlichkeit in seiner nackten Behandlungsweise thatsächlicher Wahrheit erhielten sich bis zum Ende von aller Beimischung frei.

Schlözers Person und Charakter sind uns in vorliegendem Buche sehr ausführlich geschildert. Er war ziemlich grofs, dabei sehr mager, und sah ungesund aus, obgleich er im Ganzen einer sehr festen Gesundheit genofs. „Seine hohe gewölbte Stirn, sagt der Verf. weiter, deutete auf Tiefsinn; in den in die Höhe gezogenen Lippen, defsgleichen in der fast immer gerunzelten Stirn und den Falten über der Nase las man einen eisernen Willen und finsteren Ernst. Seinen geschwächten Augen fehlte dagegen aller Ausdruck. Im Ganzen war sein Aeufseres mehr zurückstofsend als vertrauengewinnend. Nicht blofs grauenerregend, sondern auch von widrigem Ausdrucke war sein Zorn, dem ein heftiges Athemholen und krampfhafte Zuckungen vorauszugehen pflegten. Doch bei aller seiner natürlichen Heftigkeit erlaubte er sich höchst selten körperliche Mifshandlungen gegen die von ihm abhängenden Personen. Er begnügte sich durch Donnerworte zu schrecken, und durch Stachelreden zu verwunden." — Die Züge tragen das Gepräge der Wahrheit, und dem Sohne verbot in Schilderung eines solchen Vaters selbst die Pietät unwahre Schonung. Er rühmt an ihm unbestechliche Redlichkeit und Gerechtigkeit, Offenheit, Dankbarkeit, löblichen Ehrgeiz, Betriebsamkeit, geregelte Sparsamkeit mit grofser Uneigennützigkeit und sogar Wohlthätigkeit verbunden, unverbrüchliche Unterthanentreue, und herzliche Liebe zu den Menschen überhaupt und für die Seinigen insbesondere; aber diese lezteren gerade hatten mit ihm, trotz dieser Eigenschaften, qualvolle Noth. „Je näher ihm, sagt der Verf., überhaupt Jemand stand, desto mehr ward dieser das Spiel und Opfer seiner Launen. So hatte schon sein Bedienter viel von ihm zu leiden. Aber nun vollends seine Gattin, seine

Digitized by Google

Kinder. Das unbedeutendste, argloseste Wort konnte von ihm übel gedeutet werden, und reichte alsdann hin, ihn, den melancholisch-Mifstrauischen, zum heftigsten Zorne zu reizen. Oft vergafs er morgen, was er heute befohlen oder geäufsert hatte; lezteres vorzüglich, wenn andere Umstände eingetreten waren. Unaufhörlich wollte er unterhalten seyn, wenn seine üble Laune z. B. bei Tische nicht hervorbrechen sollte; eben so verlangte er unaufhörlich durch etwas, was seine Kinder betraf, angenehm aufgeregt zu werden, jenem Grofsen gleich, der jeden Tag eines neuen Prachtwerks, eines neuen Juwels, einer neuen Bronze bedurfte, um seinen Umgebungen nicht unerträglich zu werden. Begegnete Schlözern daher rücksichtlich eines seiner Kinder auch wirklich etwas Angenehmes, so verminderte sich der Anfangs allerdings starke Eindruck täglich, und vielleicht schon nach wenigen Wochen war jenes völlig vergessen, und die üble Laune brach aufs Neue hervor. Vor allen andern traf diese seine Gattin und demnächst seine älteste Tochter. Doch vermochte bei lezterer auch die gröfste Härte nicht ihren frohen, leichten, jugendlichen Sinn niederzudrücken."

Die Erzählung von den Lebensumständen ist lebhaft und anziehend, doch hin und wieder ein wenig zu weitläuftig gerathen. Die Eigenheit Schlözers, alle empfangenen Briefe und Zettel von seiner frühen Jugend an bis in sein Alter sorgfältig aufzubewahren, und von allen abgesandten Briefen stets eine Abschrift zurückzubehalten — wobei er sich eigner Schreibekürzungen bediente — gewährte die reichlichsten Urkunden und Hülfsmittel. Ein Theil derselben fand wörtliche Aufnahme in den Text; andere sind als Beilagen hinzugefügt; eine Auswahl von Briefen, worunter mehrere von den Preufsischen Ministern Hertzberg, Zedlitz, Carmer und Schulenburg, ferner von Lavater, Heyne, Johann von Müller, und besonders viele von dem Grafen Woldemar von Schmettow, gewährt vorzügliches Interesse, und wir dürften wünschen, diese Sammlung möchte noch reichlicher ausgefallen seyn.

Der ältesten Tochter Schlözers ist schon oben erwähnt worden; ihr gebührt aber auch hier noch ein besonderes Anerkenntnifs. Sie ist in dem Leben des Vaters eine wahre Pracht- und Freudenerscheinung. Die Universitätstöchter sind ein eigenes, begünstigtes Geschlecht, die Vortheile ihrer Lage inmitten so mannigfachen Unterrichts und so zahlreicher Jugend eröffnen ihnen gleicherweise den Weg zu geistiger Bildung und zu weltlichem Glück; vorzüglich hat Göttingen sich darin ausgezeichnet, und in talentvollen und vornehmen Frauen glänzen fortwährend viele seiner Namen; aber Dorothea Schlözer, nachmals Frau von Rodde, dürfte schwerlich durch ein anderes Beispiel übertroffen seyn. Unter des Vaters harter Leitung, der durch sie gegen Basedow die Fähigkeit der Frauen zur Gelehrtenbildung beweisen wollte, zu den trockensten Studien frühzeitig angestrengt, hatte sie das Glück, die seltenste Neigung und Kraft hiezu in sich zu finden, und dabei, neben allem Ernst und Fleifs, deren sie bedurfte, in jugendlichstem Frohsinn und heiterster Anmuth zur ausgezeichnetsten Schönheit zu erblühen. Sie war der Stolz des Vaters, und als er nach Italien reiste, nahm er sie, noch ein Kind, dahin mit. Bezeichnend für Beide spricht seine Freude sich in einem Briefe aus, den er aus Rom an seine Frau nach Göttingen schrieb, und aus dem eine Stelle hier anzuführen wir uns nicht versagen. „Vor allen Dingen, meldet der lebhafte, für jeden Umstand schreibfertige Mann, höre mein bestes Abenteuer auf der ganzen Reise mit Dortchen. In dem Brief an den Banquier Barazzi stand auch mein Name. Bei diesem horchte der Alte (ich weifs bis diese Stunde nicht, woher er mich kennt), und liefs mich zu Mittag invitiren. Dortchen insinuirte sich gleich bei dem Alten, weil sie Französisch, Englisch und Italienisch plauderte, und bei seiner sehr galanten dreifsigjährigen Frau, weil sie feuerrothe Backen hatte. Nach Tische brachten sie ihre Bitten an, das Mädchen sollte gleich da bleiben, und Vater und Mutter da finden. Ich war verblüfft, weil ich das Haus noch nicht kannte, und nahm einen Prätext, ich wollte sie erst übermorgen schicken. Indefs zog ich Kundschaft ein, und schickte sie in Gottes Namen Dienstag Abends durch alle meine Reisegefährten hin (ich selbst hatte just Besuch). Da lebt nun das glückliche Geschöpf wie eine Fürstin! Madame wäscht ihr selbst den Hals, wenn sie es nicht recht gemacht hat. Die Mägde bedienen sie, wie die Kronprinzessin. Dem Alten mufs sie eingelaufene Deutsche Briefe übersetzen, dann frifst er sie mit Küssen auf. Er hebt ihr ihre Schopfhaare vor der Stirne, und jauchzt, dafs sie so ein schönes Mädchen sei; und lacht, dafs sie auf der Stirne weifs, und im übrigen Gesicht braun sei; sie sagt Italienisch, hier (um die Nase herum) sei Italien und oben Deutschland; nun wird der Alte noch mehr entzückt u. s. w. Gott! welches Glück, wenn das noch drei Wochen so dauert! — Das Beste ist, das Ge-

Digitized by Google

schöpf spricht schon flinker Italienisch wie Englisch; ich kann sie schon ordentlich wie Dolmetscherin brauchen." — Ihre Promotion zum Doctor der Philosophie bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Göttingen war ein ruhmvolles Ereignifs der seltensten Art. Eben so ausgezeichnet war ihre Heirath mit dem Senator, nachherigen Bürgermeister von Rodde zu Lübeck, dessen Bildung und überaus grofser Reichthum ihn zu einer der ersten Partieen von Deutschland machten. Schlözer erlebte den zwar unverschuldeten, aber darum nicht weniger harten Fall seines Schwiegersohnes nicht; die Stärke und Würde, mit welcher seine edle Tochter den Wechsel der Geschicke trug, hätte ihn sonst inmitten seiner Trauer noch freuen müssen. Der Herausgeber läfst uns noch mehrere Briefe dieser trefflichen Frau hoffen, wir möchten ihn bitten, diese Mittheilungen nicht zurückzuhalten.

Schlözers meiste Schriften unterliegen zweifelhaftem Loose; ihr Ertrag an gelehrter Forschung wird von Nachfolgenden benuzt, aber auch einst übertroffen werden, ihre Form macht auf keinen selbstständigen Werth Anspruch; nur Weniges darf in dieser Hinsicht durch eigenthümliche Kraft auf Dauer rechnen. Aber sein Leben und Wirken verdient in Wissenschaft und Staatswelt ein ehrenvolles, unvergängliches Gedächtnifs. Seiner Lebensbeschreibung oder seinen Denkwürdigkeiten ist ein reicher Gehalt Deutschen Nationallebens angehörig. Aber freilich sollten wiederholte Ueberarbeitungen Sorge tragen, ein solches Werk durch Abschneiden des Unwesentlichen und durch Hinzufügen solcher Ergänzungen, die das Einzelne mit dem Gesammtleben der Zeit näher verbinden, allgemeiner, verständlich und leichter geniefsbar zu machen. Der Verf. hätte in dieser Hinsicht mehr thun können, wiewohl die Aufgabe — wir gestehen es — hier eine der schwierigsten bleibt. Ohne künstlerische Darstellung dürfte dabei nicht auszukommen seyn. Durch längere Entfernung in Rufsland scheint der Verf. manchen Deutschen Dingen ein zu spärliches Licht abgewonnen zu haben. Ueber die Deutsche Union von Bahrdt sind längst im Druck nähere Aufschlüsse mitgetheilt. Dafs Heinze in Rom der Ardinghello-Heinse sei, war nicht zu bezweifeln, da dieser auch jene Namensschreibart hatte, und die Zeiten übereinstimmen. Der „geniale" Kotzebue und der „herrliche" van der Velde schmecken auch etwas nach der Fremde. Doch sollen diese und andere Bemerkungen, die wir etwa noch zu machen hätten, dem Verf. unsern wärmsten Dank für sein reichhaltiges Buch nicht schmälern.

K. A. Varnhagen von Ense.

Versuch, die Bedeutung des Johanneischen Logos aus den Religionssystemen des Orients zu entwickeln. Von M. Bäumlein, Diaconus in Langenburg. Tübingen 1828. 8.

Der Johanneische Logos ist allerdings eine Aufgabe, an welcher der Theolog zeigen kann, ob er nur der Dolmetsch und Uebersetzer, oder auch der Ausleger, ob er nur der Interpret, oder auch der Exeget sei; ob es ihm darum zu thun sei, nur an der Aeufserlichkeit des Ausdrucks (grammatisch) und höchstens an der äufserlichen Beziehung des Ausdrucks auf andere ähnliche Ausdrücke (historisch) zu verweilen und stehen zu bleiben, oder auch die in dem Ausdruck dargestellten Gedanken *herauszuführen*, d. i. auszulegen. Geht die Untersuchung, nächst dem Grammatischen und Historischen, worin sie noch ein zur Sache selbst äufserliches Verhältnifs hat, auch auf den Gedanken in dem Ausdruck, so legt sich sofort das meiste Gewicht auf den Inhalt des Gedankens selbst, und die Frage ist sodann, ob es der Gedanke der Wahrheit sei oder nicht, den man vor sich habe. Diese Bestimmung ist, nächst der grammatischen und historischen, die theologische, und mit dieser erst kommt auch die erste und zweite in ein theologisches Element, so wie ihrerseits diese theologische Bestimmung jene grammatische und historische zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hat.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hält sich hauptsächlich auf dem historischen Wege, auf welchem er zulezt auch auf den grammatischen einbiegt. Dieser Selbstbeschränkung ist das Resultat angemessen. Wir wollen aber erst sehen, welchen Gang der Verf. in seinen Untersuchungen selbst nimmt.

Er geht zuerst auf die orientalischen Religionen zurück, die von einem weltschöpferischen *Wort* sprechen. Hier bieten sich ihm denn zuerst die Veda's dar, und deren einzelne theologische Abschnitte des Upnek'hat, an dessen barbarisch lateinische Uebersetzung aus dem Persischen von Anquetil du Perron er sich hält. Hier ist von dem *Wort*, dem *Oum*, die Rede, dem grofsen Namen des *Brahm*, welches Wort alle Namen und Qualitäten begreift. Es wird auch der helle Leib des Brahm, auch der Leib

Digitized by Google

der Welt des Brahm genannt: es ist die unmittelbarste Offenbarung und Erscheinung desselben. In und mit diesem Wort soll man Brahm selbst betrachten oder an ihn denken. Hiernach heifst es: vor der Schöpfung war der Schöpfer schweigend. Da er sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung ward, so war das Erste, was er sprach, das *Oum*. In ihm sind die drei Welten und Offenbarungen Brahms, die Schöpfung, Erhaltung und Umwandlung, *Brahm*, *Wischnu*, *Siva* enthalten. Atharveda nennet diefs Wort selbst noch Schöpfer, den grofsen, zuerst sichtbar gewordenen *Sohn* des Schöpfers. Uebereinstimmend mit dieser Indischen Lehre sind die dem Origenes zugeschriebenen *φιλοσοφουμενα*. — Hierauf geht der Verf. zum zweiten Asiatischen Religionssystem über, zu dem Zoroastrischen. Im Zendavesta ist *Hom*, was in der Indischen Religion *Oum* ist. Es ist bald von Honover verschieden, bald eins damit, und führt diefs Lebenswort, Ormuzdwort, im Munde. Zoroaster fragt Ormuzd: welches ist das grofse Wort, von Gott geschaffen, das Wort des Lebens und der Schnelligkeit, das war, ehe Himmel war und Wasser war und Erde war, ehe reine Menschen und Dews und Kharfester Menschen waren? Ormuzd antwortet: der reine, heilige, schnell bewegliche Honover war vor Himmel etc. S. 23. Hom ist also der Offenbarende, der Sprecher des Worts; Honover ist das geoffenbarte, gesprochene Wort. Es ist enthalten im Verstande Ormuzds, ist dessen Seele; es war, ehe die Welt wurde; die Welt ist durch dasselbe geschaffen. Der Verf. äufsert hiebei die Vermuthung, dafs Indier und Perser, näher vereinigt in uralter Zeit, auf den ihrer späteren Heimath nördlich gelegenen Gebirgen Eine Religion hatten, wie sich ihnen Gott durch Oum und Hom offenbarte; dann aber bei der Trennung der Völker dieser Glaube sich verschieden gestaltete, aber auch Manches defshalb sich als gemeinsam zeigt z. B. im Cultus. Diese und manche andere Parallele zwischen der Indischen und Persischen Religion ist von dem Verf. sehr scharfsinnig durchgeführt, und empfiehlt sich als wahrscheinlich und richtig durch seine Darstellung.

Von der Persischen Lehre geht der Verf. zur Chinesischen über. Schon Abel Remusat hat in seiner bekannten Schrift über das Leben und die Lehre des Lao-Tseu das Chinesische Tao mit dem *λογος* des Philo und Johannes verglichen. Die Secte des Lao-Tseu, sagt er, gebrauche das Wort in der Bedeutung der *Urvernunft*, welche die Welt geschaffen hat und erhält, und allerdings von Wichtigkeit sind Stellen, wie diese, aus dem Anfang des Buches, wo Lao-Tseu sagt: die ursprüngliche Vernunft kann der Vernunft unterworfen seyn und durch Worte ausgedrückt werden, aber sie bleibt eine übernatürliche Vernunft. Man kann ihr einen Namen geben, aber er ist unaussprechbar. Ohne Namen ist sie das Princip des Himmels und der Erde, mit einem Namen ist sie die Mutter des Universums. Und in einer anderen Stelle heifst es: vor dem Chaos, das der Geburt des Himmels und der Erde vorherging, war ein einziges, unendliches und verschwiegenes Wesen, unbeweglich und immer handelnd, ohne sich zu verändern. Man kann es als die Mutter des Universums betrachten; ich weifs den Namen nicht, aber ich bezeichne es durch den Namen *Vernunft*. — Hierauf handelt der Verf. von der Gnosis der Aegyptischen Religionsphilosophie, wie sie in den hermetischen Büchern enthalten ist. Hier folgt der Verf. meist der Darstellung von Görres und dessen Erläuterungen dieser Lehren, und späteren Quellen, meist Kirchenvätern. Hier ist denn noch der Kritik viel Raum vergönnt. Stellen, wie diese: nicht mit Händen schuf Gott die Welt, sondern durch sein Wort; das Wort des Schöpfers ist ewig, das einige, nach dem ersten Gott existirend, lauten ganz wie die eigene Lehre der ersten Kirchenväter. Die Indische Mythe vom Welt-Ei erscheint hier wieder in der Vorstellung von Phtha und Kneph.

Nun kommt der Verf. zum alten Testament. Warum an den Inhalt von Génes. 1, 1. sich die Persische Vorstellung mehr anreihen sollte als die Indische und Aegyptische, wie der Verf. behauptet, ist nicht abzusehen. Die Entwickelung der alttestamentlichen Lehre von der *Weisheit* und die Verwandtschaft derselben mit der alten Gnosis vom Wort ist zweckmäfsig und treffend von dem Verf. behandelt worden. Ebenso weiter der Philonische Logos. Hierauf läfst er noch einige allgemeine Bemerkungen über die Verbreitung der Gnosis und über die Verbindung, welche zwischen den einzelnen dargestellten Lehren sich findet, folgen.

Man kann als die eigentliche Aufgabe einer solchen historischen Darstellung vom Logos ansehen die gleichmäfsige Festhaltung der Eigenthümlichkeit der Ansichten auf jeder bestimmten Stufe, und die Nachweisung des Zusammenhanges derselben mit der allgemeinen älteren Lehre vom *Wort*. Beides zusammen und in Eins gearbeitet ist bis jezt noch sehr wenig genügend geschehen. Des Verf. Entwickelung ist auch noch sehr äufserlich und auf den formellen Weg der Ueberlieferung allzuviel Gewicht le-

Digitized by Google

gend, dagegen, was der Geist der Wahrheit mit sich bringt, wie verschiedentlich und eigenthümlich, wie sinnlich selbst und an den Irrthum gränzend sie auch aufgefafst werden möge, nicht genugsam berücksichtigend. Müssen wir daher dem Verf. für die treffliche kritische und genaue Zusammenstellung der vorchristlichen Lehren über das *Wort* danken, so bedarf doch der Gebrauch und die Anwendung, die er nun davon auf das Christenthum macht, noch vielfältiger Berichtigung. Nachdem er nämlich das Resultat seiner bisherigen Untersuchung dahin zusammengefafst hat, dafs die Lehre vom Wort eine bis auf das Christenthum sich fortpflanzende Lehre gewesen sei, so stellt er die Behauptung auf: „1) Das Christenthum hat durch Johannes und Paulus diesen Hauptbegriff der Lehre vom Wort in seine Christologie aufgenommen und die erwähnten Prädicate auf Christum übergetragen. 2) Die einzelnen Ausdrücke in den Schriften dieser Apostel müssen, wo sie deren bedürfen, ihre Aufhellung und nähere Bestimmung in der Bedeutung finden, welche überhaupt in dieser Lehre vom Wort mit ihnen verknüpft wurde." Hier erscheint ihm nun das Christenthum auf eine ganz äufserliche Weise nur als eine von den vielen möglichen und vorhandenen Religionen, in deren einzelne von den anderen etwas eingeflossen oder *aufgenommen* worden; es zeigt sich diefs Aufgenommenseyn als eine Zufälligkeit, nicht als eine Nothwendigkeit, von der überhaupt in einer blofs historischen Untersuchung keine Einsicht und Rede ist; so sind auch in gleicher Weise zufällig und äufserlich die erwähnten Prädicate (erstgeschaffener, erster Sohn der Gottheit, Bild, Abglanz Gottes, Gottes Vernunft u. s. f.) nur auf Christum *übergetragen*. Allein das Christenthum ist nicht als *eine* Religion unter mehreren anzusehen; es ist vielmehr *die* Religion selbst; man kann es so wenig isoliren, als sich *über* dasselbe stellen, um es, gleichsam in der Vogelperspective, da unten neben vielen anderen zu finden, etwa als die vorzüglichste. Diese ganz abstracte, einseitig-historische Vorstellung theilt der Verf. noch mit Vielen in unserer Zeit, und was nur in solchem Vorurtheil gegründet ist, nimmt dann gar die Bedeutung eines Ergebnisses historischer Forschung an, und ist doch nichts als subjective Meinung und Vorurtheil. Wenn die vorchristliche Lehre vom Wort in die christliche Religion aufgenommen, auf Christum übertragen wurde, was man allerdings wohl sagen kann, weil sich auch an dieser Seite das Christenthum an Vorhandenes anknüpft, so mufs man nur dabei nicht verkennen, dafs diefs zugleich eine innere Nothwendigkeit war, welche darin begründet ist, dafs diese Lehre der wahren Religion selbst angehört; die wahre Religion aber ist die christliche, und durch sie gelangte alle frühere Lehre vom *Wort*, welche noch eine mannigfaltige und als solche unvollkommene war, erst zu ihrer Wahrheit. Das Christenthum ist überhaupt die Wahrheit aller vorchristlichen Religion, worin denn zugleich enthalten ist, dafs alle vorchristliche Religion die Negation und somit in allen Gestalten die Unwahrheit der christlichen ist. Als solche Negation und Unwahrheit der christlichen treten aber alle Gestalten der vorchristlichen Religion in eine grofse Bedeutung, in ihr rechtes Verhältnifs zur christlichen, und es wird ihr Unterschied und ihr Zusammenhang erst wahrhaft erkannt. Es liegt daher schon eine Unrichtigkeit in der Aufgabe dieser Schrift, wie sie auf dem Titel derselben ausgesprochen ist. Der Verf. will die *Bedeutung* des Johanneischen Logos aus den alten Religionssystemen entwickeln. Es kommt hier gar sehr auf den Begriff der Bedeutung an. In des Verf. Sinn hat die Bedeutung nur den Sinn eines ganz unbestimmten, formalen *Sinnes*, wobei er von aller Wahrheit desselben abstrahirt. Die Bedeutung ist ihm zu einer blofsen Meinung heruntergesunken; es soll erkannt werden, was Johannes mit seinem Logos *meine*. Die Meinung aber ist in sich selbst ganz bedeutungslos. Die Bedeutung einer Vorstellung, wie die vom *Wort* oder Logos, wird erkannt, wenn ihre innere Beziehung auf den Begriff, auf die Wahrheit ermittelt und nachgewiesen wird. Aufser dieser Beziehung fällt sie nur dem subjectiven Meinen anheim, und ist darin ohne alle Bedeutung. Ist daher die Wahrheit der christlichen Religion nicht schon auf einem anderen Wege als dem der Historie erkannt, und wird vielmehr von der über alles Geschehenseyn hinausgehenden *ewigen* Wahrheit des Christenthums abstrahirt, so fällt auf Alles in einer Geschichte der *Religion* ein schiefes und falsches Licht, und es kann die falsche Aufgabe entstehen, die *Bedeutung* des Johanneischen Logos aus den Religionssystemen des Orients zu *entwickeln*, in dem Sinne, dafs jene an diesen ihr Princip habe; das Wahre ist vielmehr diefs, dafs die christliche Lehre nur darin *anfängt*, aber sich als die christliche erst *vollendet*, im Christenthum erst zu ihrer absoluten Wahrheit gelangt. Nach der Vorstellung des Verf. müfsten wir wohl glauben, mit unserer christlichen Lehre vom Logos noch in Indien oder Persien zu seyn, und mit ihr nichts vor der Lehre der Veda's und der Zendavesta voraus zu haben; diese sind die eigentlichen Urheber dieser grofsen Lehre; das Christenthum hat sie nur in sich aufgenommen; es steht sammt dieser Lehre mit jenen vorchristlichen Religionen auf Einer Linie. „Nähere Bekanntschaft mit den orientalischen Religionssystemen, sagt er, hat gezeigt, dafs Manches, wovon man Plato oder das Christenthum als Quelle betrachtete, nur ein Glied in der Kette orientalischer Religionsideen ist." S. 32. „Ehe das Wort Mensch ward, und nachher, als Er sein irdisches Leben beschlossen hatte, lebte unter Menschen verschiedener Religion der Glaube an das Wort; wir finden diese Lehre mit grofser Vorliebe von den ersten Vätern der morgenländischen Kirche ergriffen, wir sehen die Gnostiker, noch ganz nahe den Zeiten Jesu, viel mit dieser Lehre beschäftigt, und jene wie diese vertraut mit der Gnosis des Orients, wir sehen in mancher-

Digitized by Google

lei noch christlichen Erscheinungen religiösen Glaubens, in der Kabbala, im Koran, im Sufismus diese Lehre eingreifen und sich fortgestalten, so dafs sich diese Ansicht uns aufdrängt, eine solche weitere Fortpflanzung der Lehre habe noch aufser dem Christenthum eine Wurzel." S. 47. Und welches wäre denn nun diese? Diefs gibt der Verf. nicht an; er gibt vielmehr zu verstehen, die alte orientalische Lehre vom Logos sei die Wurzel der christlichen; denn er sagt ausdrücklich: die einzelnen Ausdrücke in den apostolischen Schriften über den Logos müfsten ihre nähere Bestimmung in *der* Bedeutung finden, welche überhaupt in dieser Lehre vom Wort mit ihnen verknüpft wurde; *überhaupt* heifst hier nichts Anderes als *früher*. Hier zeigt sich also, wie das Aufgenommen- und Uebertragenseyn ins Christenthum gemeint sei. Der Verf. hat hiemit zugleich das hermeneutische Princip aufgestellt, nach welchem er nun die einzelnen darauf bezüglichen Stellen des neuen Testaments auslegen will. Aber wie legitimirt sich diefs Princip selber; es ist durch nichts, durch gar nichts begründet; am wenigsten kann dazu ein zwingender Grund in der Geschichte der vorchristlichen Religion liegen; denn ist wirklich die christliche Lehre vom Logos nichts weiter als Wiederholung der früheren; geht die christliche Religion mit dieser Lehre, und, indem sie diesen Ausdruck auf Christum bezieht, nicht über den Sinn und die Bedeutung hinaus, welche dieser Ausdruck in der vorchristlichen hatte; ist sie mit dieser ihrer Lehre vom Logos nicht vielmehr, wie gesagt, die Wahrheit aller älteren Lehren darüber: so mufs denn ja vielmehr aus der christlichen Lehre darüber alle frühere beurtheilt und in ihrem Verhältnifs zur Wahrheit bestimmt werden; nicht aber kann es umgekehrt geschehen. Der Verf. wirft unter anderen die Frage auf: ob es des Christenthums würdig gewesen sei, diese Lehre mit sich zu vereinigen? Auch diese Frage hat nur ein ganz äufserliches Verhältnifs im Auge, wie das der Würdigkeit ist, läfst sich aber darauf, ob diese Lehre in sich selbst Wahrheit sei, nicht ein. Er selbst entscheidet sich dann noch dahin: „dafs das Christenthum natürlich (?) nichts Fremdartiges in sich aufnehmen und in die Lehre von der Person Christi nichts mengen konnte, was nicht für sich schon Gewifsheit hatte. Der Ausdruck für die Idee aber war entlehnt." S. 64. Hier scheint nun der Verf. nahe bei der richtigen Ansicht zu seyn; allein er streift nur mit wenigen Worten daran vorüber; die ganze Bedeutung, die der Johanneische Logos aus den alten Religionssystemen erlangen kann, fällt nun allein auf die Seite des leeren Ausdrucks, nicht der dadurch ausgedrückten Idee, die auch schon für sich Gewifsheit hat. Was aber nun diese sei, ihrem Inhalt nach, wird nicht entwickelt; es folgt das unbestimmte Berufen auf die Idee, und somit auf die Wahrheit; was er aber darüber zur näheren Bestimmung hinzufügt, zeigt gar nicht, dafs der Gedanke des christlichen Logos *an und für sich* Wahrheit habe; denn er widerlegt nur die Meinung, „dafs es des Christenthums unwündig gewesen, von dieser ursprünglich (?) aufserchristlichen (?) Theorie Einiges in sich aufzunehmen" (S. 58); er findet es nur nicht anstöfsig und Gottes unwürdig; er findet die Aufnahme dieser Lehre ins Christenthum nur um eines Anderen willen nöthig und wichtig, nämlich um des nöthigen Glaubens willen an die Reinheit und Unsündlichkeit Christi. Soll uns dieser Glaube, sagt er, unerschüttert bleiben, so müssen wir Christum über die Menschheit stellen, wie wir wohl an menschliche Tugend, doch nicht an eine fleckenlose glauben können. Dazu also bedürfen wir des Glaubens, dafs Christus ein zwischen Gott und den Menschen stehendes Wesen sei. S. 67. Hier stellt sich also an die Stelle einer objectiven Erkenntnifs das blofse Bedürfnifs, also wieder ein Aeufserliches; die Lehre vom Logos könnte in sich seyn, was sie will, ein kindischer Einfall oder ein alter aus dem Orient überlieferter Wahn, wir bedürften derselben, um an die mehr als menschliche Tugend Christi zu glauben; diese ist es also eigentlich, um derentwillen wir an den Logos glauben müssen; heifst das aber: ihn für eine ewige Wahrheit erklären müssen, so ist nicht abzusehen, wie er dieses erst durch die Beziehung auf die Unsündlichkeit Christi werden soll. Der wesentlich christliche Begriff der Sache ist vielmehr, dafs alle vorchristlichen Religionen, so viel sie von der Wahrheit erkannten und auch von dieser dem ewigen Logos selbst verdanken, welcher die Offenbarung Gottes selber zu allen Zeiten gewesen, und in der Fülle der Zeit in Christi Person Mensch geworden ist; um dieses lezteren Punktes willen (V. 14) bringt Johannes das Vorhergehende vom Logos als nothwendig bei; die christliche Lehre ist also, dafs Alles, was die Vorzeit von der Wahrheit und auch von dieser erkannte, das *wesentlich* Christliche sei; alles Uebrige aber, was daran der Wahrheit nicht entspricht, nur das Individuelle und Nationelle, und somit das Unwahre und Vergängliche sei. Diefs ist auch die gemeinsame Lehre der Kirchenväter, besonders der Alexandrinischen, insonderheit des Origenes, der es uns ausdrücklich, aber nicht im Sinne unsers Verf., wie wenn das Christenthum diese Lehre enthalte, wie manche andere Religion sie enthält, sondern mit gerechtem Stolz und mit dem Bewufstseyn, dafs eben die früheren Spuren und Andeutungen Zeugnisse für die ewige Wahrheit dieser christlichen Lehre seien, womit die Vorzeit sich gleichsam dem vollen Licht der christlichen Wahrheit entgegendrängt, sagt: dafs Gott ungezeugt sei und Alles geschaffen habe, dafs er nicht sei ohne den Sohn, das sagen wir nicht allein; viele der alten Philosophen haben das auch schon gesagt; und eben so äufsert sich auch der heil. Athanasius vielfältig.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 37. u. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Versuch, die Bedeutung des Johanneischen Logos aus den Religionssystemen des Orients zu entwickeln. Von M. Bäumlein, Diaconus in Langenburg.

(Beschluſs.)

Dem angegebenen Grundirrthum des Verf. sind nun auch die übrigen Resultate seiner Untersuchung angemessen. Nachdem er die Hauptstellen bei Johannes und Paulus nur erst zusammengestellt, noch nicht einmal interpretirt, viel weniger exegesirt hat, läſst sich der Verf., hier gleichfalls wieder nur vorurtheilend, also vernehmen: „Betrachte ich jene Stellen unbefangen (!) für sich und in Vergleichung mit dem, was die Religionsgeschichte sagt (d. h. aber nur so, wie das Subject sie weiſs und vorstellt), betrachte ich sie mit der Achtung vor der Bibel, die, durch keine menschliche Autorität bestochen, nur wissen will, was *sie* aussagt (*sie* sagt es aber nur, nachdem das interpretirende Subject sie angeredet, ihr oft auch die Antwort unter dem Fuſs gegeben hat), und, um das zu wissen, die Sprache und Geschichte fragt (Grammatik und Historie können darauf keine Antwort geben, was die absolute Wahrheit des Logos ist), so würde ich mir die Redlichkeit in der Auffassung der Worte Anderer zu verläugnen scheinen, wenn ich in jenen Stellen etwas Anderes finden wollte, als daſs das Wort, der Sohn Gottes, eine Hypostase und Gott subordinirt sei.“ S. 61. Indem der Verf. sich so für die Hypostase des Sohnes und für eine Subordination desselben erklärt, und wir in dem ersteren Punkt wenigstens mit ihm einig sind, ist doch zu bemerken, daſs der Ausdruck: Hypostase, ein Urtheil, ein Begriff ist, womit er über die Bibel hinausgeht (denn von der ὑποστασις, Hebr. 11, 1. ist hier nicht die Rede), und wir müssen dieses Recht auch bei dem Ausdruck und Begriff der Trinität in Anspruch nehmen, welche doch der Verf. nicht anerkennt, wahrscheinlich aus dem herrschenden Vorurtheil, weil der Ausdruck nicht in der Bibel vorkömmt. Er widerlegt mit Recht und nicht ohne Scharfsinn die leere Meinung, daſs der Logos bei Johannes nur (im Allgemeinen und unbestimmt) als göttliches Princip, nicht aber als Hypostase vorgestellt werde. Er zeigt dieſs besonders aus der durchgängigen Verwechselung (wie er es nennt) des Subjects λογος mit dem Subject Jesus Christus. Jenem Läugnen des hypostatischen Logos liegt nichts als die Vorliebe für das zum Grunde, was der Inhalt der Sabellianischen Lehre ist, und es ist diese Vorliebe, welche sich in die Auslegung des Johannes hineinträgt. Die Absichtlichkeit davon kommt erst in dem Widerspruch gegen die kirchliche Trinitätslehre zu Tage. Es ist dieſs das gewöhnliche Vorfahren derer, welche sich mit dem unmittelbaren Ansichseyn Gottes begnügen, aber nicht auch zu dem (eben so nothwendig sich vermittelnden) Fürsichseyn Gottes kommen, daher auch der Meinung sind, und durch ihr eigenes Beispiel zeigen, daſs man von Gott nichts wissen könne. Jene Negativität aber ist vielmehr erst der Begriff der Hypostase, und sie darf nicht anerkannt werden von denen, welche die Trinitätslehre auſserhalb des Christenthums, und sich somit sammt der Wissenschaft davon auſserhalb desselben stellen. Der Verf. bezieht sich deſshalb mit Recht auf andere Stellen, in denen Christo überhaupt, und nicht bloſs einem in und mit ihm wirkenden göttlichen Princip eine höhere Natur, ein vorweltliches Daseyn beigelegt wird. — Der Verf. entwickelt nun die Johanneische Lehre vom Logos aus dem Sprachgebrauch der Gnosis. Schwierigkeit macht hier allein das: θεος ην ὁ λογος, und ob das θεος ohne den Artikel und mit demselben einen verschiedenen Sinn bezeichne. Der Verf. entscheidet sich dahin, daſs das zwischen dem zweimaligen προς τον θεον gebrauchte θεος ohne Artikel mit dem ὁ θεος nicht gleichbedeutend sei. Die Folgerungen aber, zu welchen er sich durch das Daseyn und Nichtdaseyn des Artikels für berechtigt hält, sind in der That unbefugt, so lange der Ausdruck θεος seine der Idee angehörende Bedeutung behält. Eben so ist es

Digitized by Google

mit dem *δια (παντα δι' αυτον εγενετο)*, so lange die Weltschöpfung selbst von ihm prädicirt werden mufs. Dafs daraus nun in irgend einem Sinn eine Subordination des Logos unter Gott folge, ist eine von den willkürlichen Folgerungen des Verfassers und unzählig Vieler mit ihm. Denn nicht kann Gott sich selbst untergeordnet, wohl aber der Sohn (ein Anderer als der Vater), erst nach diesem genannt, auch der Vater gröfser denn der Sohn genannt werden, weil er als Vater das Princip des Sohnes, dieser also Gott ist aus Gott: wird aber gleicherweise begriffsmäfsig Gott wieder betrachtet als *aus sich selbst*, so ist die scheinbare Unterordnung sogleich wieder verschwunden. Der Verf. hat, genau genommen, für seine Subordinationstheorie nächst allem Anderen, was nichts beweiset, nur den Beweis, dafs das schöpferische Wort in allen gnostischen Systemen, und so auch bei Johannes und Paulus, als das Zweite und Nächste nach Gott erscheint. Diefs beweiset aber so wenig, als wenn ich, Gott zuerst als den verborgenen (in sich) und sodann als den offenbaren (aus sich) betrachtend, sagen wollte, der offenbare Gott wäre dem verborgenen untergeordnet, weil er secundo loco genannt worden. So müfste wohl nach derselben Theorie der Geist Beiden, dem Vater und Sohn, untergeordnet seyn; die Schrift selbst aber sagt: *πνευμα ὁ θεος*. Aufserdem bedenkt der Verf. nicht genugsam, was das Verhältnifs Christi in seiner Menschheit zur Gottheit nothwendig mit sich bringt. Wird der speculativen Erklärung des biblischen Inhalts oft und auch von unserm Verf. willkürliche Deutung vorgeworfen, so ist der Vorwurf wohl um so treffender gegen diese sogenannte biblische Theologie zu wenden, welche sich Folgerungen erlaubt, welche nur ihre Vorstellungen sind, und damit nicht weniger über den Buchstaben der Bibel hinausgeht. Es ist nur eine Versicherung, dafs nur sie nicht nach vorgefafsten Meinungen interpretire. Auch die übrigen für die Gottheit Christi angeführten Stellen des neuen Testaments geht der Verf. durch, und sucht bei allen zu *seinem* Resultat zu kommen. Zu läugnen wird es aber doch von keiner noch so biblisch-rationalistischen Exegese seyn, dafs Christus im neuen Testament *θεος* genannt wird, und das mufs für Alle, welche nicht daran wollen, was dieser Ausdruck an Sinn und Inhalt mit sich führt, immer verdriefslich seyn. Dafs aber eine Homousie darauf zu gründen sei, lehnt der Verf. ab. Ihm ist Christus, selbst als Sohn Gottes, ein Gott untergeordnetes, aber über alle anderen erhabenes Wesen. Aus der Geschichte der Lehre in den ersten drei Jahrhunderten nimmt er sich das heraus, was für diese Ansicht zu sprechen scheint, ohne auch dessen zu erwähnen, was dagegen spricht, noch auch daran zu denken, dafs damals das Bedürfnifs, diese Lehre näher zu bestimmen, und gründliche, speculative Untersuchungen über den Inhalt der biblischen und kirchlichen Ueberlieferung anzustellen, noch gar nicht vorhanden, auch gar nicht auffallend war, sich nicht nur allein im Glauben und der Vorstellung zu halten, sondern auch auf eine dem Begriff unangemessene Weise sich auszudrücken. Eine andere Zeit aber war mit dem Anfang des vierten Jahrhundertes gekommen; die härtesten Gegensätze und Widersprüche des Geistes entwickelten sich, und die Frage war: ob die christliche Kirche fortan den Sabellianischen oder Arianischen Glauben annehmen solle, und ob sie dazu zwingende Gründe in der geschriebenen und nicht geschriebenen Tradition finde? Unter solchen Umständen war unstatthaft, und bei dem biblischen und kirchlichen Inhalte, wie er zunächst dem Glauben und der Vorstellung gegeben war, zu belassen, und eine Erklärung von Seite der Kirche zurückzuhalten; denn davon handelte es sich eben, welches der eigentliche und wahre Sinn der Kirche in Ansehung jenes überlieferten Lehrinhaltes sei. Auch der Verfasser scheint der Meinung zu seyn, dafs es eines Athanasius und der anderen tiefsinnigen Kirchenväter würdiger gewesen wäre, die christliche Kirche und ihren heiligen Lehrinhalt lieber an die Sectirer der Zeit zu verrathen und aufzugeben, als denselben näher zu bestimmen und ihn speculativ zu beweisen, d. h. ihn zu begreifen und in die Form des bestimmten Begriffes zu fassen. Er erkennet nicht an, dafs, wenn einmal das Reflectiren und Raisonniren über Gegenstände des Glaubens angegangen, es ganz unmöglich ist, sich länger in der Unmittelbarkeit des Glaubens zu halten, oder in die erste Einfachheit und Unbestimmtheit desselben zurückzukehren, und dafs es nächst dem Glauben und in demselben nun auch zu einem bestimmten *Begriff*, zur christlichen und kirchlichen *Theologie* kommen mufs. Man sollte vielmehr, statt sie zu tadeln oder zu beklagen, die Grofsheit des Geistes bewundern, womit diese Kirchenväter, statt sie bequemer Weise, wie jezt, zu umgehen oder zu bemänteln, die höchsten Gegensätze und Widersprüche, die sich vor ihnen aufgethan hatten, ergriffen und aufhoben, um den Geist in seiner Zerrissenheit und Entzweiung wiederum mit sich selbst zu versöhnen. Die Sabellianische Unmittelbarkeit und Identität, an

Digitized by Google

welche Alle sich halten, welche von einer christlichen Theologie und ihrem Elemente, dem Begriff, nichts wissen wollen, läfst unser Verf. wohl nicht gelten; er stellt ihr den Begriff der Hypostase des Sohnes Gottes entgegen. Aber der Charybdis des Sabellianismus entwichen, fällt er in die Scylla des Arianismus mit seiner Subordinationstheorie; seine Schrift läuft zulezt ganz Arianisch aus. In Ansehung der *kirchlichen* Lehrbestimmung aber sieht er nicht auf den vernünftigen Inhalt derselben, sondern hält sich nur bei der Parteierbitterung, den Ränken und Verfolgungen auf, die sich daran knüpften, somit bei leeren Aeufserlichkeiten und Zufälligkeiten, welche weder nothwendig zu ihr gehören, noch auch wirklich *aus* ihr hervorgegangen sind. Ihr vernünftiger (logischer) Inhalt aber ist, dafs in ihr die genannten Gegensätze als Einseitigkeiten, und somit als Unwahrheiten, *auf*gehoben, und sie vielmehr selbst erst dadurch zur Wahrheit *er*hoben sind.

Marheineke.

Euripidis Ion. Recensuit Godofredus Hermannus. Lipsiae apud Gerhardum Fleischerum. 1827. 8.

Der Ion des Euripides eignet sich vor vielen Dramen dieses Dichters eine richtige und natürliche Charakterzeichnung an, welche in einen ungezwungenen Zusammenhang mit den Ereignissen eingeht, und ihre Entwickelung in anregender Anschaulichkeit begründet; doch ist die Erscheinung des Stückes und seine scenische Einwirkung noch merkwürdiger durch die eigenthümliche Darstellung der Hauptperson, des Ion, dessen Geist und Denkweise wir nirgends bei einem alten Tragiker in einem ähnlichen Sinne aufgefafst wiederfinden. Denn wie Euripides in der Form und Bearbeitung seiner Poesie sich vielfältig zu modernem Streben und Geschmack, zum unbegränzten Treiben des Interessanten und der unbefriedigten Speculation herüberneigt, so gewährt auch dieses Werk in des Ion Reden und Gesinnungen eine merkliche Abweichung von antiker Lebenskunst, und in gleichem Mafse eine überraschende Verwandtschaft mit den Grundsätzen der neueren Welt, als deren wesentliche Züge hier naive Unbefangenheit, Unschuld des Gemüths und fromme Hingebung mit einer reineren Ueberzeugung von der Gottheit scharf hervortreten; wefshalb denn heutige Kunstrichter, die sich im Uebrigen nicht sonderlich mit Euripides befreunden mochten, jener Tragödie eine besondere Aufmerksamkeit und Schätzung zuwandten. Gehen wir indessen von der glänzenden Charakteristik und der angenehmen Leichtigkeit des Ion ab, so bietet es keinen der Vorzüge unseres Dramatikers oder der Attischen Scene in sonderlichem Eindruck dar, weder correcte und lieblich gerundete Diction, noch Mannigfaltigkeit im Gange der Handlung mit dem Ernste tragischer Combination vereint, noch bedeutsame Tiefe in Verknüpfung der dramatischen Momente; vielmehr scheint das Ganze zu einem Athenischen Gelegenheitsstücke ausgebildet zu seyn, in welchem der historische Stoff sich mit den Ansichten und der Individualität des Urhebers nicht unglücklich verband. Doch der gelehrte Herausgeber versucht in einer ausführlichen Analyse, welche einen grofsen Theil seiner Vorrede einnimmt, und dessen neuesten ästhetischen Untersuchungen auf diesem Gebiete gleicht, das Rühmenswerthe der Tragödie aufzuweisen, und ihre Mängel mit triftigen Gründen dem Tadel zu entziehen; und vielleicht läfst sich nicht läugnen, dafs, wer gesonnen ist, mit kalter Entsagung den lockeren Beweisen einer logischen Zergliederung Gehör zu geben, das einzelne Sinnreiche im Fortschritte und in der Ausführung anerkennen dürfte, während der Aufschlufs über die Trefflichkeit des Planes und der Tendenz eben nicht genügend und belehrend ausfällt. Denn über diese wichtige Frage bemerken wir nichts Anderes gesagt, als die höchst sonderbare Vermuthung (praef. p. 32): zu jener Zeit möge bei irgend einem Unglücksfall den Athenern der Vorwurf mit Rücksicht auf die verschollenen alt-Jonischen Sagen gemacht seyn, dafs sie ehemals von Fremden besiegt und beherrscht worden; nur dafs es gerathener sei, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen, da um Olymp. 89, über welche Periode wegen des Versbaus der Ion nicht wohl hinausgehen könne, sich nichts der Art vorfinde. Ohne Zweifel aber würde statt leerer Hypothesen besser zuerst auf die Erfindung des Argumentes hingewiesen seyn, wovon die gesammte Oekonomie unmittelbar abhängt: dafs also Euripides das Abenteuer der Kreusa mit Apollo, die Versetzung des Ion nach Delphi und die göttliche Bestätigung desselben zum Mitgliede des Athenischen Königshauses als die Grundlage seines Stückes vollständig schuf, woraus die Verwickelung und Katastrophe der Fabel in einem überaus leichten und ergreifenden Gange von Geschichten abgeleitet wurde, während die gewöhnliche Erzählung den Ion als Sohn des Xuthus und der Kreusa und als glücklichen Heerführer einfach auf Attischen Boden

Digitized by Google

zurückführte; vergl. besonders Strabo VIII, p. 383, Pausan. VII, 1. Schon hieraus also ergibt sich, dafs dieses Drama als Fragment eines umfassenderen Attischen Panegyricus anzusehen sei, und zwar in einem absolut poetischen Kreise, der weder durch die allenthalben wiederkehrende Sentimentalität des Dichters tiefer bedingt und verarbeitet worden, noch wie andere historische Tragödien, die Supplices oder Herakliden, durch gemessene Beziehungen auf die Gegenwart mit irgend einem bedeutenden Factum der Zeitgeschichte in Zusammenhang tritt. Von der alten Sage ist daher in gelegentlicher Erinnerung nur dasjenige aufgefrischt, woher der vaterländischen Tradition ein gewisser Glanz erwuchs, wie die Eintheilung der Attischen Stämme durch Ion und dessen Colonisirung der Asiatischen Küste; denn wenn der Herausgeber v. 74 die Worte κτίστορ' Ἀσιάδος χθονός auf einleuchtende Weise nur vom Stammvater des späteren Geschlechtes, welches nach Asien zog, gedichtet glaubt, so ist wohl weder κτίστωρ in dieser entfernten Bedeutung zu erweisen, noch die Anmerkung von Ruhnkenius (ad Vellej. I, 4), wenn gleich nicht auf die wünschenswerthesten Stellen gegründet, so leicht zu umgehen. Um jedoch auf die ästhetische Darstellung des Verfs. zurückzukommen, so erscheinen uns zwei Ansichten darin einer besonderen Erwähnung würdig, von welchen die eine uns die Zweckmäfsigkeit des Prologs rühmt, der den Zuschauer vorläufig belehre und zugleich aufmerksam mache auf den Abschlufs der vorbereiteten Verhältnisse; die andere den Zweifel betrifft, ob Ion oder Kreusa als die dramatische Hauptperson zu betrachten sei, und für die Königin entscheidet, deren Schicksale und Empfindungen eine innigere Theilnahme auf sich ziehen als die Sicherheit und Kaltblütigkeit des Ion. Diese lezte Untersuchung halten wir bei der Gestaltung des vorliegenden Dramas für überflüssig, zumal da sie auf die Beurtheilung seiner dichterischen Tüchtigkeit keinen Einflufs ausübt, und durch die innere Nothwendigkeit, welche die ganz ungleichartige Charakterisirung und Entgegenstellung der Mutter und des Sohnes forderte, ihren Werth verliert; die erste Meinung aber erkennen wir weder für neu noch für wahr, da sie längst von Lessing (Dramaturgie I, 49) vorgetragen worden, und nicht wohl anders Eingang gewinnen könnte, als wofern jener Prolog völlig von der Kritik der Uebrigen abzusondern wäre; während aus ihrer Vergleichung zur Genüge erhellt, dafs hier wie sonst der Zuhörer bis zu einem gewissen Grade mythologische Vorkenntnisse empfangen sollte, um sich die Form und Haltung der von Euripides geneuerten Argumente rasch zu vergegenwärtigen: wie dieses anderwärts vom Herausgeber selbst (praef. ad Soph. El. p. X) bemerkt wurde.

Doch wir wenden uns zu den Eigenthümlichkeiten und Leistungen der neuen Ausgabe. Nun bietet sich schon auf den ersten Blick die Wahrnehmung dar, wie sehr sie von den ausgezeichneten Bearbeitungen einzelner Stücke vom Euripides verschieden sei. Keinem, der mäfsige Studien auf den Dichter verwandte, können die grofsen Verdienste, welche sich Valckenaer, Porson und Elmsley um die gründliche Erklärung und Berichtigung desselben erworben haben, entgangen seyn, wodurch sie nicht nur den Text und dessen Verständnifs mehr als irgend ein Herausgeber der sämmtlichen Werke förderten, sondern auch eine schärfere Behandlung der äufseren Kritik, vorzüglich aber der Griechischen Grammatik, nach vielen Seiten hin anregten. Für solche Wirksamkeit aber kamen ihnen die trefflichsten Mittel und Kräfte im seltenen Verein zu Statten. Scharfsinn und geistige Gewandtheit, weitläuftige Belesenheit und vieljährige Sammlungen, dazu handschriftlicher Apparat von Werth. Hingegen ist die Arbeit des gelehrten Herausgebers, der mit dem Talent der genannten Männer, wenn auch in anderem Verfahren wetteifert, keineswegs von demselben Gesichtspunkte aus zu betrachten; vielmehr enthält sie, als das Werk des Augenblicks, und wie dessen sonstige Euripideische Ausgaben für akademische Vorlesungen bestimmt, ohne auf die Grundlage mühsamer Vorbereitung zurückzugehen, nur so viel, als der unmittelbaren Beleuchtung schwieriger oder verdorbener Stellen und dem geübten Scharfblick zu enträthseln und zu verbessern gelingen wollte. Demnach dürfen die kürzeren oder längeren Anmerkungen allein für eine Rechtfertigung der Emendationen gehalten werden, welche der Verf. auf das Gedicht anwandte, weniger nach den zerstreuten Angaben von Lesarten als nach einer freien Conjecturalkritik, mehr durch eine logische Zusammenstellung der Beweggründe als durch belehrende Erörterung und neue Beobachtungen unterstüzt. Und dieses Verfahren mögen wir nicht zweckwidrig heifsen, da einmal das gegenwärtige Bedürfnifs einen Mafsstab für das ganze Unternehmen bildete; aber wohl kann man mit einem so einsichtsvollen Philologen rechten, dafs er seinen Meinungen, die füglich in die Noten gesezt der Gegenstand akademischer Vorträge geworden wären, willkürlich und voreilig im Gedichte

Digitized by Google

selbst Raum gegeben, da doch kaum die Hälfte dieser Vermuthungen, wie bei den starken Verderbungen und der Geringfügigkeit äufserer Hülfsmittel zu erwarten stand, die Wahrscheinlichkeit oder die Wahrheit selbst erreicht. Auch denken wir hätte der Herausgeber sich strenger in den Gränzen seiner Thätigkeit gehalten, wenn er die Erklärung gänzlich unbeachtet liefs, inwiefern sie nicht der Kritik dienen sollte; denn jene spärlichen und unvollendeten Erläuterungen wird Niemand als die glänzende Seite des Werkes oder als eine gediegene Zugabe betrachten, wenn gleich sie als ein Beitrag zum tieferen Verständnifs dunkler antiquarischer Punkte nicht verwerflich sind. Es mag nicht überflüssig seyn an dieser Stelle einige Proben davon zu geben. Mehrere Schwierigkeiten des Ion beruhen auf der unklaren Localität von Delphi, die wir aus zweideutigen und mangelhaften Bezeichnungen und Angaben zu errathen haben; am wenigsten aber haben die Bemühungen gelingen wollen, welche auf eine sichere Anschauung des Pythischen Orakels und seiner Umgebungen gerichtet waren. Zuerst also ist in der Aufzählung, welche der Chor von den Tempelgemälden in der Vorhalle des Heiligthums macht, die vorläufige Bemerkung anstöfsig, dafs nicht allein in Athen die Götter mit Gebäuden von trefflichen Säulen und Gebilden auf offener Strafse geehrt würden, sondern auch bei Apollo sei *διδύμων προςώπων καλλιβλέφαρον φῶς* v. 188. Treffender als seine Vorgänger nahm Hr. Hermann eine Beziehung auf die Bildsäule der Latona an, die er auch v. 410 angeredet glaubt; aber das Gebet zur Göttin, „heilige Mutter des Phöbus, möchten wir doch glücklich hier erschienen seyn," reicht zu einem solchen Beweise schwerlich hin; noch viel weniger wird sich begreifen lassen, mit welchem Rechte jene einfachen Worte auf Latona gedeutet werden, zumal da sie aufser aller Verbindung mit dem allgemeinen öffentlichen Cultus zu Athen steht, den der Chor zu Delphi sich wiederzuerkennen dünkt. Wir denken daher mit Sicherheit in diesen Ausdrücken den herrlichen und berühmten Tempel der *Ἀθήνη Προναία* oder *Πρόνοια* (s. Lennep. ad Phalar. p. 745) gepriesen zu finden, welcher geschmückt mit den ausgezeichnetsten Weihgeschenken und mit einem weitläuftigen Tempelgebiet ausgestattet den Beschauern des heiligen Vorderraumes sich zuerst dabot; und natürlich bewundern die Athenerinnen nicht minder die Statue der vaterländischen Göttin als die dedicirten Wandgemälde, welche wie gewöhnlich die Heldenthaten vom Gigantenkriege darstellten; ob jedoch in der obigen Stelle, um die Uebereinstimmung mit jenen *ἀγυιάτιδες θεραπεῖαι* (cf. Harpocr. v. *ἀγυιᾶς*) schärfer zu erhalten, die Annahme einer Herme oder Hermathene im Innern zulässig sei, nach Art des Hermes und der Athene, der *πρόναοι* des Ismenischen Apollo bei Theben (s. Pausan. IX, 10), bleibt unentschieden. Im Weiteren, wo vom sogenannten Nabel die Rede ist, heifst Hr. Herm. *ἀμφὶ δὲ Γοργόνες* v. 224 auf die Kaledonen beziehen, für welche Deutung ihm diese sirenenartigen Sängerinnen gar schlechten Dank wissen würden; dieser Gedanke scheint aber um so übler angewandt, als die von ihm selbst angedeuteten Autoren einer solchen Vorstellung durchaus widersprechen. Ob Böttigers (Furienmaske p. 14) Behauptung, wenn sie ihm gegenwärtig war, dafs Gorgonenköpfe das Heiligthum als ächte Tempelcheruben in einer Tapetenstickerei umringten, mehr Befriedigung gewährt hätte, wagen wir eben so wenig zu entscheiden, als wir ein Licht von den Gorgonenbildern erwarten, welche Clarke (Trav. T. VII, p. 232 sq.) auf der Delphischen Strafse fand, mit deren grinsenden Gesichtern er das dortige Capitel ausstattete. Da jedoch Euripides sicher wie jeder Andere nur die herkömmliche allgemeine Charakteristik des innersten Heiligthums, das Niemand betreten hatte, besitzen und aussprechen konnte, so glauben wir nach Erwägung aller Momente hierin nichts als die Schilderung der bekannten *γύαλα* zu erblicken, auf welchen der Dreifufs stand, umschlungen vom gorgonenartigen Schlangengewinde (cf. Geogr. Gr. Min. I, p. 638). Besonderen Fleifs hat der Herausgeber verwandt auf die Erklärung von v. 1321: *τρίποδα γὰρ χρηστήριον λιποῦσα θριγκοῦ τοῦδ' ὑπερβάλλω ποδί*, wo er sowohl die Structur *ὑπερβάλλω τοῦδ'* verwirft, als die Conjectur *θριγκοὺς τούςδε*, weil diese auf Zinnen gehen würden; welchem Grunde wegen Aristoph. Thesmoph. 64. 66, wo beide Numeri ohne Unterschied wechseln, nicht sonderlich zu trauen ist. Er selbst deutet das Wort auf eine vorgebliche Ringmauer, welche das Adytum eingeschlossen habe, wofür kein Unbefangener in Androm. 1113 eine Gewähr erkennen wird; aber noch unwahrscheinlicher klingt die Structur, *τρίποδα θριγκοῦ τοῦδε λιποῦσα ὑπερβάλλω ποδὶ τὸν θριγκόν*, welches mindestens eine starke Härte des Ausdrucks gibt, zugleich mit einer kleinlichen Weitschweifigkeit. Wenn man hingegen im tragischen *θριγκός*, worauf schon das beigesezte *τοῦδε* führt, jenes *μέγαρον* findet, das Gemach, worin so oft bei Herodotus die Fragenden das

Digitized by Google

Orakel vernehmen, so ist ὑπερβάλλω mit τρίποδα zu verbinden, und λιποῦσα als unwesentlicher Zusatz anzusehen, um etwa die Eile auszudrücken, wie ähnlich Helen. 1480. Von gröfserem Nutzen ist die folgende Anmerkung (ad 1337), wenn gleich noch nicht abgeschlossen, wonach die Pythia nicht vermöge edler Abstammung, sondern mit Rücksicht auf Sittenreinheit erwählt wurde. Desto wunderbarer mufs die Auskunft, welche über die Scene bei der Zusammenkunft des Pädagogen mit Kreusa ertheilt ist (ad 751, 756), erscheinen; vermöge deren beide die hypothetischen Tempelstufen erklimmen sollen, um von Oben herab mit dem Chore sich zu unterreden und (wir wissen nicht wie) antistrophische Tänze zu eröffnen: zwar hat Hr. Hermann in der Vorrede p. XV Einiges hiervon zurückgenommen, doch weder zu bedeutendem Gewinn der Erklärung, noch in einer Ausgleichung der früheren unstatthaften Ansichten von dieser Stelle. Nun dürfte, mag man grammatisch oder antiquarisch die Worte βάκτρῳ δ' ἐρείδου περιφερῆ στίβον χθονός betrachten, der einfache Sinn derselben schwerlich einem Zweifel unterliegen = *sichere mit dem Stabe deinen umkreisenden Schritt auf dem Boden*, nämlich mit Andeutung der Windungen, in denen man zum Tempel aufstieg. Allerdings hielt der Verf. diesen Umstand bei einem der besuchtesten Heiligthümer für unglaublich, doch wohl nicht mit Erwägung von Pausan. X, 8 extr., welcher den Apollotempel als den höchsten Punkt von Delphi angibt, mit dem Beisatz, τέτμηνται δὲ καὶ ἔξοδοι δι' αὐτοῦ συνεχεῖς. Noch weniger kann ein Bedenken obwalten, sei es über 738 ἕλχ' ἕλκε πρὸς μέλαθρα, worin die Rückkehr zur Wohnung ausgesprochen ist, oder über 727 ἔπαιρε σαυτὸν πρὸς θεοῦ χρηστήρια, deren Inhalt eine Aufforderung seyn mufs, den gegebenen Orakelspruch zu vernehmen; denn dafs die Königin selbst den Gott hätte befragen sollen, stimmt eben so wenig mit Euripides Darstellung überein, bei dem Xuthus sie, während er hineingeht, beim Altare warten heifst, als mit der Verwunderung bei Plutarch. de EI Delph. p. 385 C καὶ τὸ μηδεμιᾷ γυναικὶ πρὸς τὸ χρηστήριον εἶναι προσελθεῖν. Auch des Verfs. Ansicht von den Thyiaden (ad 566) genügt nicht, wo vielmehr die alte Lesart Μαινάσιν τε Βακχίου als allein passende zurückzuführen ist; denn die berühmten Θυιάδες sind nicht Attischen Ursprungs, sondern eine mystische Genossenschaft zu Delphi (cf. Plutarch. Quaest. Graec. p. 293 de Is. et Osir. p. 365 A), welche in einer rauschenden Feier sich mit den Stadtbewohnern vereinigten, wofür Catull. 64, 390 sqq. nicht undeutliche Anzeigen hinterlassen hat. Von sonstigen Bemerkungen reicht endlich hin, auf die lange Untersuchung über die ursprünglichen Attischen Stämme (p. XXI sqq.) aufmerksam zu machen, worin nach klaren Wahrscheinlichkeitsgründen der Name der Γελέοντες gerettet wird, deren Bedeutung indefs der Herausgeber ohne Anwendung von Hypothesen auf sich beruhen läfst. Nur wünschen wir, es wäre hiervon ein besserer Gebrauch zur Beurtheilung von v. 1580 sq. gemacht worden, wo die Emendation ἓν φῦλον, zu der die unhaltbaren Erklärungen der Vorgänger Anlafs gaben, von der höchst eigenmächtigen Analyse begleitet ist, δεύτερον φῦλον Ὁπλῆτες, Ἀργαδῆς τε (sc. ἓν), ἓν δὲ Αἰγικορῆς ἕξουσιν. Diesen schwerfälligen Künsteleien war leicht zu entgehen, da εἶτα δεύτερον eine adverbiale Formel darstellt, ἔμφυλον aber ungezwungen mit Rücksicht auf das vorstehende κἀπιφυλίου χθονός doch im Sinne eines Substantivs den heimathlichen Gau andeutet, den ein jeder der drei Stämme behaupten werde.

Wir kehren von dieser Abschweifung zur Kritik, dem eigenthümlichen Gebiete der Ausgabe zurück, und glauben derselben bei aller ihrer Flüchtigkeit und momentanen Erscheinung das wahre Verdienst zugestehen zu dürfen, dafs der Text des Ion hier in bedeutendem Mafse gefördert, in vielen Theilen sogar lesbarer geworden sei. Eine beträchtliche Anzahl von Verderbungen dieser Tragödie, welche immer zu den minder berichtigten Dramen des Euripides gerechnet wurde, hat der scharfsinnige Herausgeber zuerst aufgewiesen, manche derselben mit Glück gehoben, die Schwierigkeiten in anderen Stellen, welche bisher mit oberflächlicher Erklärung umgangen waren, aufgedeckt, und eine bessere metrische Gestaltung der Gesänge mit anerkannter Gewandtheit eingeführt. So können als wahrscheinlich genannt werden die Aenderung v. 286 τιμᾷ; τί τιμᾷ; μήποτ' ὤφελόν σφ' ἰδεῖν, v. 525 ὡς τί δὴ φεύγεις με; σαυτοῦ γνώρισον τὰ φίλτατα, v. 638 ἢ λόγοισιν ἢν βροτῶν, ὑπηρετῶν χαίρουσιν, v. 1004 ἰσχὺν ἔχοντας, v. 1067 κάτεισι μορφάς, v. 1570 ἐφ' οἷσιν ἔζευξ' ἅρματ', die Abtheilung der Personen v. 1617, um Weniges aus der Menge der ungleichen Emendationen anzuführen. Selbst über einzelne Punkte der Grammatik und Lexikographie hat der Verf. nicht verschmäht, in ausführlicher Darstellung sich zu erklären, wie zu v. 117 über die Unrichtigkeit der Schreibart ἀένναος. Indem wir nun den Nutzen der obigen Bearbeitung rühmen, so können doch auch die Mängel derselben bei aufmerksamer

Digitized by Google

Betrachtung nicht entgehen, deren Entstehung wir nicht mit Unrecht von der sichtbaren Eilfertigkeit ableiten werden, welche den reifsten Studien des berühmten Kritikers über Euripides die gewünschte Vollendung nicht gestattete. Wir vermissen zuerst eine klare Einsicht in die Grundsätze, nach denen die Recension des Ion zu unternehmen war; an deren Stelle sich nur zu oft das Bestreben nach Kräften zu emendiren aufdringt, welchem die Unmöglichkeit oder ein Bedenken gegen gewaltsame Kühnheit eine schwache Beschränkung entgegensetzen. Auf den Ion aber hat der gewohnte Mafsstab, welcher von den älteren und gefeilten Dramen des Dichters entnommen wird, geringe Anwendung, da statt seiner eigenthümlichen Ründung und Anmuth der Diction nichts als ein leichter schlaffer Dialog, breite Nachlässigkeit der Rede und zerflossener unrhythmischer Versbau in diesem Drama sich darbieten. Daher läfst sich Hrn. Herm. Ansicht (p. XXXII), dafs wegen seiner metrischen Form es nicht später als Olymp. 89 zu setzen sei, schwerlich einräumen, da der regelrechte, aber kraftlose Gang der Jamben, verglichen mit der auffallenden Zerrüttung der melischen Theile, sich mit keiner Periode der Attischen Tragik so schicklich vereinigt als mit der ochlokratischen Zeit Athens, in welcher Euripides mit anderen Producten der sinkenden Kunst die ähnlich gebauten Phönissen hervorbrachte. Eben diesen Verfall können selbst die Trimeter des Ion in so manchen Härten und Fehlern nicht verläugnen. Sogleich der Anfang, *Ἄτλας, ὁ χαλκέοισι νώτοις οὐρανόν*, darf als Zeugnifs hieher gezogen werden, bei welchem der Herausgeber mit grofser Entschiedenheit den Tadel Porsons abgewiesen hat, wie später bei dem weit fahrlässigeren v. 633, weil ihm *νώτοις* mit seinem schwerfälligen Numerus die Last des Atlas gut auszudrücken scheine, wozu er noch das folgende *ἐκτρίβων* fügt, mit der Bedeutung eines ewigen Reibens und der ungehörigen Beweisstelle Soph. Oed. R. 248. Gleichwohl mufs jene vermeinte Malerei, wenn man nicht modernes Gefühl auf Antikes übertragen will, aufser Berührung mit dem vereinzelten *νώτοις* stehen, wie auch *ἐκτρίβειν*, das diesen unrichtigen Sinn nicht zuläfst (Richtigeres hat schon Seidler in praef. p. IV), für nicht mehr denn eine Verstärkung des *τρίβειν* (s. Soph. Philokt. 296. Plat. Phaed. p. 60 B nach den Codd.) gelten kann. Eine andere Entschuldigung der mangelhaften Melik (ad 895) gesteht der Ref. nicht zu begreifen, insofern der geistreiche Verf. zwar ein antistrophisches System wahrzunehmen und durchzuführen glaubt, aber zwei anapästischen Tetrametern, denen nichts antistrophisches entspricht, drei kürzere Verse entgegenstellt, welche vermöge der leidenschaftlichen Stimmung der Kreusa mutatis modis canantur. Jedoch kommt noch zur inneren Schwäche des Stückes die arge und selbst unheilbare Verderbung hinzu, welche zuweilen nicht über die falsch verbundenen sinnlosen Züge der Haupthandschrift hinausgeht (vergl. v. 1016, 1115, 1351), durch die neuesten Hülfsmittel aber nur in den leichteren Fällen verringert ist. Billig und wohlbegründet scheint also die Forderung, dafs nichts Anstöfsiges oder Mangelhaftes im Ion nach willkürlichen Wünschen verwischt werde, so weit ein gewisses alterthümliches Gepräge und feste Ueberlieferung als ein Moment der Wahrscheinlichkeit sich geltend macht, und nicht die einleuchtende Rücksicht auf Analogie und anerkannte Entstellung das Einschreiten der Kritik erheischt. Gegen diesen Grundsatz nun glauben wir habe unser Herausgeber vielfach in rascher Verurtheilung der früheren Lesart gefehlt. Die Beschränktheit des Raumes gestattet nur wenige Beispiele anzuführen. Zwar finden wir die unattische Form *πέταται* v. 90 beibehalten, und sogar durch eine neue Unterscheidung gegen *πέτεται* gerechtfertigt; aber nicht dieselbe Schonung ist dem gewöhnlicheren *εἶπον* widerfahren v. 331 *τίς; εἶπον· εἴ μοι ξυλλάβοι, χαίροιμεν ἄν:* wofür die glänzende Conjectur aufgenommen worden, *τίς; εἰ πόνου μοι ξυλλάβοι, χ. ἄν.* Gleichwohl ist sie nur ein Mifsgriff, da dem Ion, wie so viele Stellen dieses Dialogs entschieden darthun, ein Forschen nach der unbekannten Mutter gänzlich fremd blieb, und man sich wundern dürfte, wefshalb nach solcher Aeufserung, wie sie Hr. Herm. ihm beilegt, nirgend eine anknüpfende Erinnerung im Ferneren vorkomme. Hingegen hat *εἶπον*, eine Form des gewöhnlichen Lebens (vergl. Menand. fr. inc. CCC Com. ap. Stob. Serm. 14, 7), für Euripides nichts Unglaubliches, der ja wohl noch Sonderbareres sich gestattete, das auch der Herausgeber (s. z. B. 891) nicht anzutasten wagt; und noch minder tadelhaft ist der Sinn des nächsten: „wenn sie sich mit mir vereinte, so könnten wir beide uns freuen.“ Wenn nun diese untragische aber doch bewährte Bildungsweise dem Dichter entzogen werden soll, so kann sich eben nicht als consequent das Verfahren empfehlen, welches ihm Wörter und Flexionen von unerhörter Neuheit unterschiebt, wie sich Hr. Herm. erlaubt hat, v. 1471 das Denkwürdige *γεγός* (für *γέγονας*) zu setzen, das obenein nur

Digitized by Google

scholastische Kunst mit κάρα zusammenbringen würde. Nirgend aber mag ihn in dieser Ausgabe, wenn gleich sie nicht wenige unhaltbare Verbesserungen aufzuweisen hat, eine so verkehrte und mifslungene Meinung getäuscht haben, als wir angewandt sehen auf v. 355, 356 ἀδικεῖ νιν ὁ θεός, ἡ τεκοῦσα δ' ἀθλία. | οὔκουν ἔτ' ἄλλον ὕστερον τίκτει γόνον; beide Verse haben eine Umstellung erfahren, aus Gründen, die wir zu wiederholen Bedenken tragen, und der an sich unbegreifliche Sinn ist noch durch die Aenderung οὐ für ἡ bis zum Räthselhaften gesteigert worden, ungeachtet Euripides, der seine leichten vermittelnden Dialogen nicht kunstgerecht zu zügeln verstand, hier wie sonst Entbehrliches ohne strengere Verknüpfung an einander reihete. Eben so darf man sich wundern, dafs Zweifel und Behauptungen in den Anmerkungen des Verfs. Raum gefunden haben, welche von einem so scharfsichtigen und kundigen Gelehrten längst beseitigt seyn mufsten. Dahin rechnen wir den Anstofs des τάδε v. 1464, welches wohl nicht in γᾶ übergegangen wäre, wenn Hr. Herm. entweder seiner eigenen Darstellung (ad Suppl. 1216) sich bewufst war, oder die sinnliche Demonstration des Pronomens (die ihm auch v. 24 nicht genügte) aus anderweitiger Beobachtung anerkannt hätte; dann die unstatthafte Anwendung von Partikeln, wie καὶ — δὲ v. 1327 und γοῦν v. 1608; von Anderem hegen wir die Ueberzeugung, dafs es aus Uebereilung entsprang, und in einer zweiten Bearbeitung fortfallen würde, wie die irrige Aenderung v. 646 ἔα δέ μ' αὐτῷ ζῆν. Doch wir brechen hier ab, und wünschen mit dieser flüchtigen vereinzelten Charakteristik, wie nur das Mafs unserer Beurtheilung sie gestattete, dem Leser eine sichere Andeutung der wesentlichen Leistungen im vorliegenden Werke dargeboten zu haben.

Bernhardy.

Geschichte der Pythagorischen Philosophie von D. Heinrich Ritter, aufserordentl. Prof. an der Universität zu Berlin. Hamburg bei Perthes. 1826. 8. VIII S. 233.

Erster Artikel.

Es gibt fast keinen Theil in der Geschichte der alten Philosophie, dessen Untersuchung die Forscher der neueren Zeit so häufig angezogen hätte; als die, welche die Pythagorische Philosophie betrifft, und fast keinen, der zugleich so dunkel wäre als dieser. Gewifs, dafs für Viele das Lezte der Grund des Ersten war. Unter den neueren Bearbeitern der Geschichte der Philosophie, welche diesem Theile besondere Sorgfalt geschenkt haben, hat *Ch. Meiners* einen grofsen Ruf erlangt, und die Meisten sind ihm gefolgt. Nachdem man lange Zeit den alten Weisen aus dem Gesichtspunkte der späteren Pythagoreer genommen, und ihn mit dem strahlenden Nimbus eines wunderthätigen, alten Ordensmeisters umgeben hatte, trat dieser wahrhaft unkritische und von allem speculativen Sinn entblöfste Geschichtsforscher auf, und wendete das Negiren, welches damals an die Tagesordnung kam, auf Pythagoras und seine Schule (in der ausgeführten Untersuchung über diesen Gegenstand in seiner Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften etc., I. B. S. 178 ff.) an. Einerseits verdächtigte er die Quellen, aus welchen man bisher meist sorglos geschöpft hatte; andererseits konnte er es nur zu der ohnmächtigen *Verwunderung* bringen, wie die Pythagorische Lehre in eines Menschen Sinn habe kommen können, und liefs auch den grofsen Aristoteles an seiner Verwunderung Theil nehmen; wefshalb ihn schon der treffliche *Kraus* in einer bekannten Recension des Meiners'schen Grundrisses der Gesch. der Weltweish. (welche auch in dessen philosophischen Schriften wieder abgedruckt ist) mit Recht durchzog. Indessen erwarb sich Meiners in diesem Felde doch das Verdienst, durch Classificirung der Schriftsteller, welche über Pythagoras und dessen Schule berichten, auf den verschiedenen Werth derselben aufmerksam gemacht zu haben, ob er gleich, wie schon *Tennemann* (Gesch. d. Phil. I. B. S. 86) bemerkte, nicht überall selbst die gehörige Anwendung davon gemacht hat.

Seitdem eine geistvollere Philologie, welche nicht bei Buchstaben, Worten und Sätzen stehen bleibt, sondern zugleich in die Sache eingeht, und die Zeitalter der Literatur genauer sondert, in Deutschland angebrochen war, liefs sich auch für diese Partie der Geschichte der Philosophie eine günstige Ausbeute erwarten. Das Hauptverdienst von dieser Seite hat sich *Böckh* erworben, welcher die vorhandenen Bruchstücke des Pythagoreers Philolaus geistvoll zusammengestellt, und ihre Aechtheit sehr wahrscheinlich gemacht hat. Hierdurch war eine Vergleichung unmittelbarer Ueberreste Pythagorischer Lehre theils mit den Berichten des kritischen Aristoteles über die Lehre der älteren Pythagoreer (denn bekanntlich konnte schon dieser nicht den *Lehrer* und die *Schule* unterscheiden), theils mit den Andeutungen des Plato, welcher (wie es Arist. Met. I, 6. Vergl. Cic. de fin. V, 29 heifst) in Vielem den Pythagoreern folgte, und die Kenntnifs ihrer Lehre namentlich aus der Philolaischen Schrift geschöpft haben soll, bedeutend erleichtert.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39. u. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1828.

Geschichte der Pythagorischen Philosophie von D. Heinrich Ritter, aufserordentl. Prof. an der Universität zu Berlin.

(Beschlufs.)

Unterdessen hat sich auch von Seite der *Philosophie* eine tiefere Einsicht in ihre Geschichte gebildet, und aus dieser hat sich die Forderung erhoben, oder bestimmter geltend gemacht, die Systeme der Philosophie selbst in dem nothwendigen Zusammenhange, in welchem sie als Entwickelungsmomente des philosophirenden Geistes stehen, zu betrachten, und so auch die Pythagorische Lehre als eigenthümliche und nothwendige Stufe in der Entwickelung der philosophischen Wahrheit darzustellen, und damit ihr Verhältnifs zu der früheren Jonischen Philosophie wie zu den folgenden Lehren nachzuweisen. Man konnte demnach weder annehmen, dafs eine Lehre, wie die der Pythagoreer, rein aus dem Früheren *entlehnt*, noch auch, dafs sie ohne Einflufs der bisherigen Geistesentwickelung aus dem Geiste ihres Urhebers entstanden sei. Ihre Beziehung auf den Begriff und die wesentliche Aufgabe der Philosophie, ihr innerer und äufserer Zusammenhang mit der vorangehenden Entwickelung durch ihre eigenthümlichen Probleme und deren Lösungsart — diefs scheinen demnach die Hauptpunkte zu seyn, welche eine neue Darstellung dieser Lehre, mit Benutzung der kritischen Vorarbeiten, die mehr auf das Einzelne gingen, zu berücksichtigen hatte.

Hr. Prof. Ritter, der sich schon durch seine Geschichte der *Jonischen* Philosophie als einen Gelehrten gezeigt hatte, welcher nicht blofs Anderen folgt, oder nur das Gegebene planmäfsig anordnet, sondern durch eigenes Studium der Quellen, welches in diesem Gebiete seltener ist, als man gewöhnlich glaubt, sich seine Ansicht über die Gegenstände erworben hat, und den Stoff mit unverkennbarem Scharfsinn zu einem ihm eigenthümlichen Ganzen verarbeitet, hat dieselben Vorzüge auch in seiner uns vorliegenden Geschichte der *Pythagorischen* Philosophie entwickelt, welche sich an jene anschliefsen soll, und über welche wir gegenwärtig zu sprechen uns veranlafst finden.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die *erste* (S. 1—79) von den Lebensumständen des Pythagoras und der Pythagoreer, die *zweite* (von S. 80 bis zum Schlusse) von den philosophischen Lehren der Pythagoreer handelt.

In der ersten Abtheilung nun schliefst sich der Verf. allzusehr der negirenden Weise des oben genannten *Meiners* an. Er hebt überall das Fabelhafte, Widersprechende oder Ungewisse in den Ueberlieferungen über Pythagoras und seine Schüler heraus; aber auch das Wahrscheinlichste, was sie uns einstimmig berichten, sezt er in Zweifel. Die Darstellung des Verfs. ist hier mehr kritisch zersplitternd als verbindend. Ist es aber auch uns, die wir den alten Weisen durch das Medium einer sich immer erweiternden Sage erblicken, nicht mehr möglich, zu erkennen, wie Pythagoras *gewesen*, so ist es uns doch verstattet, aus dieser Sage zu erkennen, in welchem Lichte er den nach ihm folgenden Zeiten *erschienen*. Aber der Verf. betrachtet die Sage nicht als Widerschein einer historischen Vergangenheit; er scheint die Ueberlieferungen von des P. geheimnifsvoller Lehre und seinen Wunderthaten mehr als *willkürliche Erdichtungen späterer Zeiten* anzusehen. „Die Verbreitung seines Namens und die Verbindung, in welcher er mit religiösen Orgien stand" (S. 8), sieht er als die Ursachen an, „wefswegen wir auf die geschichtliche Glaubwürdigkeit der Erzählungen, die über sein Leben vorhanden sind, so wenig geben dürfen." „Schon früh," sagt er (S. 1), „hat man über den Pythagoras und seine Schüler zu fabeln angefangen, und, wie es zu geschehen pflegt, das Geheimnifs, das um seine Lehre schwebte, zog Leichtgläubige und Wundersüchtige an, die auch nach einem geheimnifsvollen *Leben* des Mannes forschten, und, was sie suchten, in dem Munde des Volkes

Digitized by Google

fanden, uns aber zur Verwunderung überlieferten." Hier wäre zunächst zu fragen, wie es in den *Mund des Volks gekommen*, und woher jene Verbreitung seines Namens entstanden sei. Und hier finden wir einen Punkt, in welchem uns der Verf. keinesweges befriedigt hat, nämlich die Erklärung des *Einflusses*, welchen Pythagoras von den frühesten Zeiten an in Italien und Griechenland erlangt hat. Der Verf. scheint diesen Einflufs (S. 47) auf die „Orgien der Pythagoreer oder ihren geheimen Gottesdienst," von welchen gewisse Zeugnisse reden, zurückführen zu wollen. Diese nimmt er auch als Mittelpunkt der Geheimlehre des Pythagoras an. Aber da fragt sich wohl, wie konnte dieser Einflufs auch bei denen sich äufsern, welche dieser *Geheimlehre* nicht zugethan waren, und wie konnte sie über den Bund der Pythagoreer hinausgehen, wenn man nicht etwa das allzu leere Raisonnement für einen Grund ansieht, dafs blofs der Reiz des Geheimnifsvollen die Erdichtung der Sagen von diesem Einflusse des Pythagoras veranlafst habe. Hier hat nun Hr. R. die persönliche Wirksamkeit des Pythagoras, welche sich durch seinen Bund erweiterte und fortpflanzte, und das Fremdartige, Aufserordentliche seiner Erscheinung, wovon so viele alte Schriftsteller reden, allzuwenig in Anschlag gebracht, und der Sage im Ganzen zu wenig Vertrauen geschenkt (vergl. S. 37).

Von der anderen Seite scheint er jedoch der Persönlichkeit des P. wiederum *zu viel* zuzuschreiben, indem er alle Zeugnisse über eine Verbindung des Pythagoras mit früherer Philosophie ablehnend, ihn als *alleinigen Erfinder* seiner Lehre darzustellen sucht. Zwar ist gewifs, dafs die originelle Lehre eines Mannes nicht dadurch *erklärt* werden kann, dafs man seine *Lehrer* kennt; gewifs, dafs in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, das Verhältnifs des Lehrers und des Lernenden noch nicht *die* Gestalt haben konnte, in welcher es sich bei gröfserer Verbreitung und Absonderung des wissenschaftlichen Studiums entwickelt hat, ja die Ausstattung des P. mit so vielen Lehrern (vergl. S. 11) scheint selbst zu beweisen, dafs man keinen von ihnen mit historischer Gewifsheit als eigentlichen Lehrer des P. nachweisen könne; aber es ist doch zu viel geschlossen, wenn der Verf. folgert, P. müsse, wenn er aus der Jonischen Schule hervorgegangen wäre (es ist zu bemerken, dafs man von einer Jonischen Schule schon nicht in *demselben* Sinne sprechen kann, wie von der Pythagorischen oder den noch spätern), als Stifter einer neuen Schule in *polemischer Beziehung* zu jener früheren Schule gestanden haben. Denn wenn wir auch den Angaben der späteren Berichterstatter über die Lehren eines früheren Philosophen kein Gewicht beilegen wollen, so gibt es doch auch keinen historischen Grund, durch welchen sich erweisen liefse, der Samische Philosoph habe die Speculationen der ihm vorangehenden Jonier nicht gekannt. Angenommen aber, er habe sie gekannt, — was wohl eigentlich das jenen Angaben, er sei Schüler dieses oder jenes Jonischen Philosophen, zum Grunde liegende Factum ist — und er habe durch sie veranlafst, einen Fortschritt in der Philosophie bewirkt, so folgt wieder nicht, dafs dieser Fortschritt in direct polemischer Beziehung hätte geschehen müssen, wie diefs der Verf. anzunehmen scheint, indem er von einer *anderen* nicht spricht. Wir sagen mit Absicht in *direct* polemischer Beziehung — denn eine indirecte liegt in der ganzen Stellung der Pythagoreischen Lehre, und wir können eben dafür den Vater der Geschichte der Philosophie als Zeugen anführen, der (in seiner Metaphysik) diesen Fortschritt anerkennt. Denn nachdem er von den Joniern gesprochen hat, welche materielle oder körperliche Urprincipe angenommen haben, sezt er hinzu (lib. I, cap. V): die Pythagoreer hätten in den Zahlen eine *gröfsere* Beziehung auf die Dinge gefunden *als* in den körperlichen Elementen, womit allerdings Pythagoras die Elemente als *Urprincipien* verwarf. Dafs die Pythagoreer nun von Feuer, Erde *gar nicht* gehandelt haben, wie Aristoteles (ebend. cap. 7) sich ausdrückt, beweist nicht, was der Verf. (S. 18) beweisen will, nämlich „dafs P. mit den Lehren des *Thales* und Anaximander *gar nicht bekannt* war, oder sie wenigstens nur ganz äufserlich kannte;" vielmehr will die Stelle zufolge des Contexts nur sagen, dafs die mathematischen Grundlehren der Pythagoreer sich zunächst auf das *sinnlich* Wahrnehmbare beziehen, weil sie aber über diejenigen Erscheinungen, welche man gewöhnlich die Elemente nennt, und welche die Früheren für die Urprincipien hielten, nichts *Eigenthümliches* — nämlich in Hinsicht auf ihre Beschaffenheit — zu sagen wufsten, „so hätten sie von ihnen gar nicht (nämlich besonders) gehandelt." Die naturwissenschaftlichen Forschungen der Jonier über jene Gegenstände konnten ja wohl mit der Speculation des Pythagoras bestehen, insofern jene Elemente nur nicht als *Urprincipe aller Dinge* angesehen wurden. Was insbesondere die an sich uninteressante Angabe einiger Alten anlangt, P. sei Schüler des Pherekydes gewesen, so läfst sich dieselbe allerdings nicht zur Gewifsheit bringen;

Digitized by Google

aber was der Verf. aus sogenannten *inneren* Gründen dagegen vorbringt, ist ebenfalls nicht stark genug, um sie zu widerlegen. Indem Cicero sagt, Pherekydes habe zuerst gesagt, die Menschenseelen seien unsterblich, und diese Meinung habe sein Schüler Pythagoras sehr bekräftigt, wird Lezterer nicht ausdrücklich dieser *Lehre wegen* Schüler des Ersten genannt. Wenn nun der Verf. sagt, diese Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sei eine sehr alte, und keinesweges dem Pherekydes eigenthümliche, so wird dadurch nur wahrscheinlich, dafs Pythagoras sie nicht nothwendig vom *Pherekydes* habe empfangen müssen; und wenn er hinzufügt, überhaupt sollte man eher darnach forschen, wie Jemand dazu gekommen sei, „die Unsterblichkeit der Seele" zu *läugnen*, als darnach, wie er etwas von dieser Lehre *erfahren habe*, so ist hierbei nicht genug erwogen, dafs hier doch nicht von Unsterblichkeit der Seele im Allgemeinen, sondern von einer *bestimmten Form* des Fortlebens, und wahrscheinlich von der Seelenwanderung die Rede ist. In einer späteren Stelle (S. 28) erklärt der Verf. diese Lehre freilich nur für die sinnlichste Weise, sich die Fortdauer der Seele zu denken, aber gleichwohl läfst sich die Angabe des Herodot über den Aegyptischen Ursprung dieser Lehre und seine Andeutung über Griechen, welche sie daher empfangen, immer noch auf Pythagoras beziehen. Wie sich die Pythagorische Seelenwanderungslehre von der Aegyptischen unterschieden, weifs man ja, bei der Dürftigkeit der Nachrichten, ohnehin nicht mit Gewifsheit zu bestimmen.

Eben so, wie der Verf. die Beziehungen der Pythagoreischen Lehre auf die Jonier aufhebt, so sucht er nämlich auch den historischen Zusammenhang der Pythagoreischen Philosophie mit *Aegypten*, in welches Land P. nach übereinstimmenden Berichten der Alten gereist seyn soll, aufzuheben. Er nimmt hierbei auf drei Punkte Rücksicht, auf welche man jene Verbindung hat stützen wollen, nämlich auf den Eifer des P. für die Geometrie; auf die symbolische Ausdrucksweise der Pythagoreer; auf einige besondere Vorschriften und Lehren, welche in Beziehung mit dem religiösen Cultus stehen. — Hier aber gewährt des Verfs. Raisonnement schon darum keine Befriedigung, weil er diese in enger Verbindung stehenden Punkte von einander getrennt behandelt, und dabei nur die *unbedingte* Voraussetzung Einiger im Auge hat, die Pythagoreische Lehre überhaupt stamme aus Aegyptischer Priesterweisheit. Denn wenn man auch an und für sich läugnen könnte, P. habe seine geometrischen Kenntnisse von den bauenden Aegyptern erlangt, läugnen, die symbolische Darstellungsweise sei den Aegyptern als eigen angehörig, so würde daraus doch noch nicht folgen, dafs nicht P. die *symbolische Deutung* geometrischer Figuren — und wir setzen hinzu der Zahlen — zuerst bei den Aegyptern gefunden, und dann weiter ausgebildet haben konnte. In Beziehung auf den ersten Punkt bemerkt der Verf. insbesondere, dafs nach Herodots Beschreibung die Geometrie der Aegypter sich blofs auf die Vermessung der Ländereien bezogen habe, und die Erfindungen, welche dem P. zugeschrieben wurden, zeigten, dafs zu seiner Zeit diese Wissenschaft noch in der Kindheit gewesen, und er daher von den Aegyptischen Priestern nicht viel habe lernen können. Der auf Herodot gestüzten Angabe läfst sich die Autorität des kundigen Aristoteles entgegensetzen (Met. I, 1. vergl. die bei Tennemann Gesch. d. Philos. I, S. 90 Anm. 6 alte Ausg. angeführten Stellen, und Porphyr. de vit. P. nach Antiphon V, 7), welcher berichtet, dafs in Aegypten sich zuerst die mathematischen Wissenschaften gestaltet haben, weil dort dem Stamme der Priester Mufse vergönnt worden. Wäre aber auch in der That die mathematische Kenntnifs der Aegypter zu Pythagoras Zeit gering gewesen, wogegen doch ihre riesenhaften Werke der Mechanik und Architektur sprechen, so kommt es doch bei der Frage über die Abhängigkeit der Pythagoreischen Lehre von Aegyptischem Einflufs noch nicht auf den *grofsen Gehalt* des Empfangenen an. Die *symbolische Ausdrucksweise* zweitens betreffend, so meint der Verf., P. habe sie schwerlich von den Aegyptern angenommen, da sie theils den ersten Philosophen sehr nahe gelegen und aus der Art hervorgegangen sei, wie sich die Prosa aus der dichterischen und gnomonischen Redeweise, und die Philosophie sich aus den Mysterien herausgebildet habe. Hier läfst sich fragen, warum denn jene symbolische Ausdrucksweise — deren Beschaffenheit jedoch zuerst etwas genauer zu bestimmen wäre — wenn sie den ersten Philosophen an sich selbst nahe läge, nicht schon bei den *früheren* Griechischen Philosophen, bei Thales und Anaximander vorgekommen sei; wenigstens sprechen keine Berichte davon. Dafs aber die symbolische Darstellungsweise der Pythagoreer, wie der Verf. sagt, ganz in ihre eigenthümliche Vorstellungsart verwachsen sei, indem sie ihrer eigenthümlichen Gestalt nach auf der harmonischen Zahlenlehre beruhe, welche sich bei den Aegyptern nicht finde: diefs würde,

Digitized by Google

wenn es zu erweisen wäre, nur die eigenthümliche Ausbildung der symbol. Darstellungsweise bei den Pythagoreern darthun, nicht aber die Anregung zu solcher symbolischen Anschauung und Darstellung widerlegen. Läfst sich nicht vielleicht das Pythagoreische Symbol der siebensaitigen Weltleier, die ihn zum Schüler des Apoll macht, und welche die Sage von dem Aegyptischen Hermes herleitet, auf die Aegyptische Symbolik beziehen? — Der Verf. redet nun zwar in der Folge näher von einer Arithmetik und Geometrie, die zu einer heiligen Symbolik von P. gebraucht worden sei, aber er leitet diese heiligen Gebräuche, wie wir nachher sehen werden, aus einer anderen Quelle als aus Aegypten ab. In Hinsicht des bildlichen Ausdrucks gewisser Lebensregeln der Pythagoreer läfst sich Aehnliches sagen — wofür sich wenigstens Jamblichs Angabe, dafs er diese Lehrart von den Aegyptern erhalten habe (de v. P. cap. I, Sect. 21. vergl. Rittershus. ad Porphyr. de v. P. Sect. 41) anführen liefse, wiewohl im Einzelnen sich Manches an die Griechische Mythe unmittelbar anschliefst, wie *Lobeck* in seinem Programm: de Pythagoreorum sententiis mysticis. Regiomont. 1827. 4. kürzlich bemerkt hat. Die symbolischen Formeln der Pythagoreer sollen übrigens „nichts den Verhältnissen Fremdes haben, unter welchen wir das Leben der Pythagoreer uns denken müssen." Aber gesezt nun dieses *Pythagoreische Leben* — wir meinen damit ihr Leben im *Bunde* — habe selbst etwas dem nationellen Griechischen Leben Fremdes angenommen? Und hiermit kommen wir nun auf den dritten Punkt.

Der Verf. ist der Meinung, die Annahme sei unwahrscheinlich, dafs „der Pythagoreische Geheimdienst" (doch kann nicht allein von *diesem* die Rede seyn) von Aegypten herübergebracht worden sei nach Griechenland und Italien. Dieses gründet er auf eine Betrachtung der Zeit, in welcher Pythagoras lebte, von welcher (S. 25) eine Schilderung entworfen wird, deren Unbestimmtheit gerade hier wenig Ueberzeugung zu gewähren im Stande ist. Wir überlassen es Anderen, zu erwägen, ob zu jener Zeit eine so „strenge Sonderung zwischen Orientalischer und Griechischer Weise statt gefunden", und ob für die Griechen die Zeit der kindischen Unbestimmtheit, welche sich leicht und ohne Gefahr für die eigenthümliche Bildung alles Fremdartige äufserlich aneignen kann, *verschwunden* gewesen; sprach doch der Verf. selbst oben von dem *ersten Herausbilden* der Philosophie aus den Mysterien. Allein Herr R. nimmt *einheimische* Mysterien an, geheime Uebungen, durch welche man sich „dem Sinne des äufserlich und poetisch-geweihten Gottesdienstes zu nähern und dadurch sich eine höhere Weihe zu geben gesucht habe", Uebungen, welche bei den Griechen volksthümlich ausgebildet und theils schon fest geordnet gewesen, theils durch besonders geweihte Männer weiter entwickelt worden. (S. 26.) Zu diesen Männern aber rechnet der Herr Verf. den Pythagoras, und nimmt nun mit Ottfr. Müller an, dafs die Tyrrhenischen Pelasger, von welchen er nach einigen Nachrichten abstammte (s. Müller, Gesch. Hellen. Stämme, 1. B. S. 438), einen solchen Gottesdienst bewahrt, und unter den Griechischen Stämmen verbreitet haben. Mögen nun auch die Zeugnisse von dem Aegyptischen Ursprunge der Pythagoreischen Weihen nicht über den Zweifel erhoben seyn, so wundern wir uns doch, wie man eine Annahme, wofür sich doch bei den Alten *Autoritäten* vorfinden, gegen eine Hypothese aufgeben kann, die weit minder begründet ist. Ueberhaupt läfst sich dasselbe, was der Verf. für die Herleitung des Pythagoreischen Instituts aus einheimischen nationalen Elementen sagt, auch für die entgegengesezte Meinung anführen. Wenn nämlich das Pythagoreische Institut nur *dadurch* in das nationelle Leben der Griechen eingegriffen haben soll, so läfst sich durch das *Fremdartige* dieses Instituts wiederum erklären, warum dasselbe sehr bald mit mifstrauischen Blicken angesehen werden mufste, und bei den Griechen keinen Bestand haben konnte. Das Natürlichste ist aber wohl, dafs sich in diesem Institute einheimische und fremdartige Elemente vereinigten. Der Verf. sagt, es scheine, dafs man den Pythagoreern Aegyptische Lebensart und Gebräuche erst dann zuzuschreiben begonnen habe, nachdem die Meinung überhand genommen, das Pythagoreische Geheimnifs sei aus dem Aegyptischen entstanden; indefs hat doch diese Vermuthung zu wenig Gewicht gegen das, was aus der Natur des Pythagoreischen Bundes, allen Berichten zu Folge, unbestreitbar hervorgeht: Ein *geheimer Bund*, an welchem nicht jeder Bürger Antheil nehmen konnte, und dessen Absonderung *) ihm eben bei dem Volke Hafs und Verfolgung erregte: ein Bund, welcher eine antidemokratische Richtung hatte, ferner, wie viele Berichte sagen, auch Frauen aufnahm, die Autorität, welche in diesem Bunde Pythagoras durch sein persön-

*) *Welcker* hat in seiner Ausgabe des Theognis Alles gehäuft, was Feinde den Pythagoreern vorwerfen konnten, die sich aufser dem Bunde befanden. *A. d. H.*

Digitized by Google

liches Ansehen hatte (man erinnere sich des αὐτὸς ἔφα), so manche ascetische Vorschriften und Einrichtungen, welche der Verf. selbst nicht läugnet (S. 33), ja selbst jene auf das Wunderbare hinweisende Vorstellungsart — diefs Alles kann wenigstens nicht für rein Griechisch angesehen werden *) und weist nicht auf religiöse Elemente hin, welche in den Geheimlehren der Griechen lagen und noch im *Volke* lebendig waren. Kurz, der Verf. hat den Einflufs religiöser Geheimlehren oder einen eigenen geheimen Gottesdienst, welchen die Tyrrhenischen Pelasger unter den Griechischen Stämmen verbreitet haben sollen, nicht wahrscheinlicher gemacht, als der Einflufs Aegyptischer Institute auf jene Anstalt nach der übereinstimmenden Sage der Alten ist. Dagegen müssen wir dem, was der gelehrte Herr Verf. über den politischen Zweck des Pythagoreischen Bundes sagt, vollkommen beistimmen, obgleich O. Müller noch neuerlich (Dorier II. S. 178 ff.) die Auseinandersetzung der Ansicht, dafs dieser Bund vorherrschend politischer Natur gewesen, für ein Verdienst des genannten *Meiners* gehalten hat. Nicht blofs die von dem Verf. angeführten Stellen des Plato und Cicero sprechen dagegen, sondern auch innere Gründe, und es hängt mit der Pythagoreischen Weltansicht zusammen, indem Pythagoras die Harmonie der Welt, von welcher er sprach, auch auf den Kreis des Menschlichen übertragen, und den Menschen von *Innen* heraus zu bilden beabsichtigte (βίος Πυθαγόρειος, Plato resp. X. p. 600), welche Bildung denn von dem Innern eines solchen Bundes aus sich auch auf das politische Leben verbreiten mufste, und zu einem status in statu ausschlagen konnte, ohne von politischen Zwecken *auszugehen*. Bei jenem Zusammenhange, welchen wir zwischen Bund und Lehre annehmen dürfen, ist es auch nicht zweckmäfsig, von einem „*Convolute* von mancherlei Bestrebungen zu sprechen, die hauptsächlich auf die geistige Förderung des Menschen gingen", da ja selbst der Verf. nachher (S. 42) von einem Ganzen spricht, welches Pythagoras im Auge gehabt. Beachtenswerth ist auch, was der Verf. über die Art, wie sich die Philosophie in den ersten Zeiten ausbildete, oder vielmehr über ihre frühere Verbindung mit anderem Wissen sagt; aber eben so wenig läfst sich für diese Zeit eine scharfe Trennung des Philosophischen und Religiösen annehmen, und so könnte doch wohl das Geheimnifs der Pythagoreer *auch Lehren* der Religion (vielleicht bezieht sich hierauf der ἱερὸς λόγος und die πάνυ ἀπόῤῥητα, von welchen auch Aristoteles nach Jamblich. l. c. VI. 31, Phorphyr l. c. 41, geschrieben haben soll) betroffen haben, ohne dafs man durch diese Ansicht den Pythagoras zu einem Geheimnifskrämer erniedrigte, und ohne dafs man andere (politische) Grundsätze damit auszuschliefsen brauchte. Aber der Verf. beschränkt das Geheimnifs der Pythagoreer durchaus auf einen geheimen Gottesdienst oder religiöse Weihungen, was sich doch, so wenig wie Cultus überhaupt, von Lehre trennen läfst, wie auch der Verf. (S. 52) wieder anerkennen mufs. Dafs sich die Beziehungen wissenschaftlicher Lehren auf Mythen und religiöse Gebräuche von der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben (besonders für ein späteres Zeitalter) absondern lassen (S. 54), ist nicht in Zweifel zu stellen; aber ob diefs damals und bei der anerkannten symbolischen Weise der ersten Pythagoreer wirklich vollkommen geschehen sei, ist die Frage. Uebrigens gestehe ich, nach S. 53 keine klare Einsicht über die Möglichkeit der Pythagoreischen Mysterien erlangt zu haben. Gegründeteres Bedenken erregten dem Verf. die von einzelnen Wissenschaften hergenommenen Benennungen der verschiedenen Classen der Pythagoreer, welche man, auf obige Reflexion gestüzt, wohl mit Recht für späteren Ursprungs halten kann. Ob diefs mit der von dem Verf. nicht besonders angeführten Eintheilung in Mathematiker und *Akusmatiker*, welche bei Jamblich und Porphyr vorkommt, *eben so* der Fall sei, liefse sich noch fragen.

Nachdem nun der Verf. den Pythagoras von fremdem Einflufs auf seine Lehre möglichst isolirt hat, mufs es befremdend erscheinen, von dem Verf. zu hören, dafs Pythagoras sich wahrscheinlich auch mit der Arithmetik beschäftigt und diese, wie seine Schüler, mit Musik verbunden habe (*dafür* hätte die bessere Stelle Plato resp. VII. p. 530 D angeführt werden können) — und die negative Kritik scheint den äufsersten Schritt zu thun, wenn sie auch noch in Zweifel stellt, dafs Pythagoras philosophische Erkenntnisse ausgebildet habe. Aber der Verf. will hier nur darauf aufmerksam machen, dafs dasjenige, was von

*) Jene Absonderung, die aber hier mehr der Kasteneinrichtung verwandt zu seyn scheint, die damit verbundene aristokratische Richtung und die ascetische Strenge der Lebensart haben Viele zur Vergleichung mit der Dorischen Sitte geführt; daher läfst *O. Müller* den Pythagoras die alte Dorische Verfassung (Sitte unter den Crotoniaten) nur *erneuern; Welcker* (Theognis p. XLVII) leitet dieselbe vom Pythagoras selbst ab, der nach *Creta* und *Sparta* gereist seyn soll. *A. d. R.*

Digitized by Google

Späteren als *seine* Philosophie ihm beigelegt werde, nicht auf den ersten Anfang einer Philosophie hinweise, wobei auch Aristoteles Autorität angeführt wird, der, wenn vom Philosophiren die Rede sei, nie von Pythagoras, sondern nur von Pythagoreern spreche. Indefs geht der Verf. in seiner negirenden Weise doch zu weit, wenn er behauptet, aus der Art, wie der Stagirit spreche, scheine hervorzugehen, dafs schon zu seiner Zeit nicht auszumitteln gewesen, was und *ob* Pythagoras philosophirt habe, und nur zugibt, dafs Pythagoras in seiner Schule *auch* zu philosophischen Untersuchungen angeregt habe. Denn dafs Pythagoras unter denen, die von jeher als Griechische Philosophen genannt worden sind, *zuerst* eine Verbindung, die auch wissenschaftliche Lehren entwickelte — und in sofern *Schule* genannt wird — begründet habe, ist unbezweifelt, und die Herrschaft der Autorität in seiner Schule hat selbst der Verf. nicht in Zweifel gezogen. Wenn nun eigenthümliche philosophische Ansichten von Aristoteles und Anderen Pythagoreisch, oder die Pythagoreer, ohne Nennung eines Einzelnen, genannt werden, so wird damit doch unstreitig auf das Gemeinsame der Schule, und dadurch auf den Lehrer und Stifter derselben, ohne welchen doch die Schule selbst nicht seyn kann, hingewiesen, gesezt auch, dafs diese Lehren von den Schülern selbst erst ihre *Ausbildung* erhalten haben. Aber gesezt, wir folgten dem Zweifel des Verfassers; was bliebe von dem weisen Pythagoras übrig, den doch nicht blofs der Pöbel seiner und der folgenden Zeit bewundert hat? — Zu verwundern ist es, dafs der Verf. nicht wenigstens das scharfe Urtheil des *Heraklit* über die πολυμαθίη des Pythagoras anführt, welches er doch ein wenig für seine Meinung hätte benutzen können. Aber in diesem, wie in dem bei Porphyr aufbewahrten Fragmente des *Empedokles* (de vita Pythag. 15, §. 67) wird ihm ein umfassendes Wissen, Reichthum von Kenntnissen beigelegt — was sich mit jenem Urtheil des Heraklit wohl vereinigen läfst, wenn man annehmen wollte, dafs Pythagoras weniger philosophisches Selbstdenken als *historisches Wissen* besessen habe. Diefs liefse sich nun wieder mit den Berichten, dafs er Manches aus Aegypten und anderswoher geschöpft habe, verbinden. Durch sein umfassendes Wissen, welches Gegenwart und Vorzeit umfafste, und durch seine gewinnende ehrwürdige Beredsamkeit, die ihm der Sillograph *Timon* beilegen mufste, wirkte ohne Zweifel Pythagoras so mächtig. Diese Zeugnisse der Aelteren hätte der Verf. nicht übersehen sollen, um uns ein Bild von Pythagoras aufzustellen. — In Hinsicht des übrigen Inhalts dieser ersten Abtheilung können wir bemerken, dafs der Verf. mit Gelehrsamkeit und Umsicht von den späteren Schicksalen des Pythagoras und seines Bundes gesprochen, und die Kritik über die sogenannten Pythagoreischen Schriften mit Erfolg fortgesezt hat.

A. Wendt.

Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigung, gröfstentheils aus archivarischen Quellen geschöpft. Von Cosmar. Zum Besten des Civilwaisenhauses in Potsdam. Berlin 1828. Vorr. I—XX. 434 S. Beilage 88 S.

Indem der Verfasser auf der ersten Seite der Einleitung sagt:

„Schwarzenberg wird uns *gewöhnlich* als der böse „Genius geschildert, dessen heilloser Einflufs auf „den Churfürsten Georg Wilhelm den dreifsigjähri„gen Krieg sammt allen seinen Gräueln, wenigstens „über sein Vaterland gebracht hat, und zwar durch „schändlichen Verrath; denn Schwarzenberg war ein „Verräther! Darüber herrschte bis auf die *aller„neuesten* Zeiten unter uns nur Eine Stimme."

stellt er zugleich den Gesichtspunkt auf, von welchem er bei seiner Arbeit ausgegangen ist. Er tritt dieser Meinung entgegen, und besteht so einen Kampf mit Windmühlen; denn unter den nur einigermafsen mit der vaterländischen Geschichte Vertrauten herrscht eine solche Ansicht nicht, wenn man sie auch bei Gallus und in der Berliner Monatschrift von Biester findet. Gallus Ansichten sind keinesweges die allgemein geltenden geworden, am wenigsten in der „allerneuesten" Zeit; diefs hätte dem Verf. um so weniger entgehen sollen, da er bereits vor *drei und zwanzig Jahren* in dem unter dem Titel: „der königl. Preufs. und churf. Brandenburg. geheime Staatsrath von Klaproth und Cosmar, Berlin 1805" erschienenen Werke die Sache Schwarzenbergs so gründlich geführt, dafs seit dieser Zeit die alten Anklagen aus späteren Geschichtsbüchern verschwunden sind.

Die Vorwürfe, welche dem Grafen Schwarzenberg gemacht worden sind, lassen sich füglich in zwei Theile zerlegen.

Der *erste* Theil umfafst seinen Einflufs auf die politische Stellung Brandenburgs unter der Regierung

Digitized by Google

Georg Wilhelms, eines schwachen, unentschlossenen, in sich uneinigen Fürsten, über welchen Schwarzenberg eine grofse Gewalt ausübte. Der politische Charakter Brandenburgs in jener Zeit war unkräftig, zaudernd, ängstlich, und jeder Entschlufs wurde dem Churfürsten nur durch die Noth des Augenblicks abgedrungen.

Der *zweite* Theil begreift die Verbrechen in sich, welche Schwarzenberg zur Last gelegt werden bei Beförderung seiner persönlichen Interessen; hierher gehörte seine Verschwendung, Geldgier, die directen und indirecten Versuche gegen das Leben des Churprinzen, die Mifshelligkeiten, welche er zwischen Georg Wilhelm und seinem grofsen Sohn anstiftete; u. s. w.

Was nun den ersten Theil dieser Anschuldigungen betrifft, so ist eine Rechtfertigung Schwarzenbergs in dieser Rücksicht unmöglich. Schwarzenberg, der, ein geborner Oestreicher, früher selbst in kaiserlichen Diensten gewesen, ein Katholik, der mit dem kaiserlichen Hofe durch persönliche Bekanntschaft, so wie durch Vermögensangelegenheiten vertraut, der an Oestreich durch Familienverhältnisse geknüpft war, erscheint zu einer Zeit, in der der Kaiser, als weltliches Oberhaupt der katholischen Kirche, im heftigsten Kampfe sich gegen die protestantischen Fürsten befindet, als Vertrauter, Günstling, erster Minister, fortwährender aufserordentlicher Gesandter, geheimer Rathsdirector und endlich als Statthalter eines dieser Fürsten. Der Churfürst Georg Wilhelm mufste sich entscheiden: entweder für Gustav Adolph, den Retter protestantischer Religionsfreiheit, zu dem er aufser dieser Rücksicht noch durch die Lage seiner Staaten und durch die Bande des Bluts hingezogen wurde, oder für den Kaiser, den Feind der evangelischen Kirche, dessen Absichten schon früher offen genug da lagen, noch bevor das bekannte Restitutionsedict (1629) erschien.

Schwarzenberg, von dem es nur zu bekannt ist, welche Gewalt er in den Staatsangelegenheiten ausübte, neigte sich mit Vorliebe zu Oestreich hin, und legte durch dieses Halten an den Kaiser dem nordischen Löwen Fesseln an; aus dieser Richtung seiner Politik macht er selbst kein Geheimnifs, sie war jedoch eine falsche, und diefs ist der Vorwurf, der ihn trifft. — Ob er die Einsicht davon hatte, ob er anders handeln *konnte*, diefs ist eine zweite Frage. Auf diese ist jedoch der Verf. besonders eingegangen, und so ist seine Vertheidigung Schwarzenbergs keine *Rechtfertigung*, sondern nur eine *Entschuldigung*, die sich an das Wort „Verräther" hängt, und so seicht wird, dafs sie sogar S. 30 sq. die *eigene Ueberzeugung* (allerdings in neuerer Zeit nur zu oft das Criterium für Recht und Unrecht) als gültigen Grund anführt.

In den Abschnitten 1—5, 7—11 hat der Verf. besonders die Politik Schwarzenbergs beleuchtet; es folgt jedoch aus dem Gesagten, dafs dieser Theil des Buchs, sich immer nur um Entschuldigungen drehend, wenig Interesse darbietet. Im sechsten Abschnitt sucht der Verf. die Meinung zu widerlegen, dafs Schwarzenberg *zugleich* kaiserlicher und Brandenburgischer Staatsdiener gewesen sei, und ist es nicht zu läugnen, dafs es ihm gelungen ist, das Gegentheil darzuthun, so weit die Zeugnisse des Archivs ausreichen. Allein gerade in dieser Hinsicht durften die Beweismittel nicht in den Acten des Archivs gesucht werden. — Auffallend ist es dagegen, dafs *Conrad v. Burgsdorff*, der heftigste Gegner Schwarzenbergs, in der Gunst seines Fürsten sich in dem Falle befand, zweien Herren, dem Kaiser und dem Churfürsten, zu dienen, was der Verf. durch Thatsachen unwiderleglich beweist. Gegen diesen Burgsdorff, den Gallus, allerdings unverdienter Weise, als trefflichen Patrioten darstellt, vergifst sich besonders der Zorn des Verfs. Das, was der Verf. im fünften Abschnitt über Gustav Adolph sagt, ist höchst einseitig; denn er greift eben nur die Seite seiner Absichten gegen Kaiser und Reich heraus, insofern er dadurch seine persönlichen Interessen fördern wollte. Er gibt uns so ein ganz schiefes Bild von dem edeln Schwedenkönig. Gustavs Politik war eine offene, seine Entschlüsse waren bestimmt, seine Handlungen kräftig: so konnte ihm die furchtsame, immer nur hinhaltende Weise Schwarzenbergs nur mifsfallen; Schwarzenberg wurde 1631 auf seinen Betrieb vom Brandenburgischen Hofe entfernt, und erschien erst 1635 wieder daselbst; sein erstes Werk war dann der Prager Friede mit dem Kaiser. Allerdings führt Gustav Adolph eine rauhe Kriegersprache, und am wenigsten hatte er es Hehl, wie er über das zweideutige Benehmen des Churfürsten von Brandenburg dachte. So äufserte er, als er 1632 nach Nürnberg kam: „er würde den Churfürsten von Brandenburg von Land und Leuten getrieben haben, dafs er mit einem Stecken hätte müssen davon gehen, wenn er nicht sein Schwager gewesen wäre." — Der Verf. ist über solche Aeufserungen empört, nennt sie „schnöde und wegwerfend", und meint, dafs selbst Napoleon in seinem Verfahren mehr Form beobachtet habe. Die Aeufserung Wallensteins, der

Digitized by Google

1628 zu dem Grafen Schwarzenberg gesagt: „der Schwede ist ein solcher, dem man mehr auf die Faust als auf das Maul, mehr auf seine Handlungen als auf seine Verheifsungen Achtung geben mufs", findet der Verf. ganz in der Ordnung, und nennt sie ein *charakteristisches Urtheil.* „Das war gerade", fügt der Verf. hinzu, „auch Schwarzenbergs Meinung"; und, fügen wir hinzu, insofern der Verf. Schwarzenbergs Handlungen und Aeufserungen überall rechtfertigen will, auch die Meinung des Verfassers.

An Interesse gewinnt das Cosmar'sche Werk da, wo es auf die Verbrechen eingeht, welche Schwarzenberg zur Beförderung seiner Privatabsichten begangen haben soll. (Abschn. 12—18.) Der Verf. nimmt auch hier an, dafs die Welt von der Wahrheit dieser Anschuldigungen überzeugt sei; Jedem, der sich jedoch nur einigermafsen um die Geschichte Brandenburgs bekümmert hat, und dem einige Beurtheilung nicht abgeht, sind dieselben wohl nie anders als Behauptungen erschienen, denen beinahe jede factische Grundlage mangelt, und die durch nichts unterstüzt werden, was vor der geschichtlichen Kritik Stich hält. Die Aufgabe des Verfs., diese Behauptungen zu widerlegen, war freilich nicht schwierig, und es mufs zugegeben werden, dafs er in den meisten Fällen ihren Ungrund bis zur Evidenz erwiesen hat.

Der erste Vorwurf, der in dieser Rücksicht Schwarzenberg gemacht wird, ist der seiner Verschwendung. Der Verf. widerlegt denselben (Abschn. 12) vollständig, und thut dar, dafs Schwarzenberg vielmehr auf alle Weise zu sparen, dem unnöthigen, für die jammervolle Zeit unpassenden Aufwande des Hofes, so wie der Verschwendung seines Herrn in Geschenken etc. zu steuern suchte. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, dafs 8000 Rthlr. für zwei Windhunde damals kein übertriebener Preis waren. — Obgleich also der Verf. den Vorwurf der Verschwendung von Schwarzenberg abwendet, so mufs er ihn (besonders in dem dreizehnten Abschn.) selbst der Geldgier bezüchtigen, indem er ihn gegen den Verdacht der Bestechung bei dem im Jahre 1629 abgeschlossenen Vertrag über die Jülichsche Erbschaft durch den Pfalzgrafen von Neuburg mit Erfolg vertheidigt. Was Schwarzenberg auf diese Weise zusammengebracht hat, mufs sehr bedeutend gewesen seyn; denn seine Erben erhielten zur Abfindung für die eingezogenen Güter von Friedrich Wilhelm 300,000 Rthlr. und behielten aufserdem die Herrschaft Neustadt mit fünf Kirchspielen, womit sie dennoch schlecht zufrieden waren.

Den seichten Vorwurf, dafs Schwarzenberg dem Churprinzen nach dem Leben und der Gesundheit getrachtet habe, um selbst zur Churwürde zu gelangen (Abschn. 14, 15, 16), widerlegt der Verf. gründlich. Auffallend ist es, dafs keinem der Geschichtschreiber, welche diese Behauptung aufstellen, eingefallen ist, dafs in jener Periode noch sieben Brandenburgische Prinzen vorhanden waren, während auch Hessen und Sachsen ein Anrecht durch Erbverbrüderung hatten, so dafs der Tod des Churprinzen Schwarzenbergs angebliche Plane beinahe um keinen Schritt vorwärts bringen konnte.

Ferner soll Schwarzenberg der Urheber der Mifsverständnisse seyn, welche in den lezten Lebensjahren Georg Wilhelms zwischen diesem und seinem Sohne stattfanden; auch hiegegen rechtfertigt ihn der Verf., ohne jedoch den wahren Grund dieser Spannung anzugeben. (Abschn. 17.) Ein Punkt, dem besondere Wichtigkeit in Schwarzenbergs Anklage beigelegt wird, vorzüglich weil er geschichtlich fest steht, ist der, dafs unter seiner Verwaltung Brandenburgische Truppen dem Kaiser den Eid der Treue leisteten, und er selbst als Statthalter der Marken beim Ableben Georg Wilhelms und bei der Abwesenheit seines Nachfolgers in Königsberg die Truppen in den Festungen der Marken nur durch einen Handschlag dem neuen Regenten verpflichtete. Indem der Verf. die Verhältnisse dieser Truppen näher beleuchtet, widerlegt er auch diesen Angriff. Sie waren 1637 zwar in der Mark und zur Vertheidigung derselben, aber im Namen des Kaisers und auf seine Kosten geworben worden; sie hatten so ihm geschworen und führten kaiserliche Fahnen. Die übrigen Brandenburgischen Truppen verschmolzen bald mit ihnen; denn sie hatten dieselben Chefs. Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, erhielt Schwarzenberg die Bestätigung als Statthalter der Marken, und in Rücksicht der Truppen den Befehl, „es beim Alten zu lassen." So verpflichtete er sie, wie die Civilbeamten, vorläufig nur durch einen Handschlag. Erst späterhin liefs der Churprinz ihnen den Eid durch besondere Commissarien abnehmen. Das Benehmen Rochows, des Commandanten von Spandow, nach Schwarzenbergs Tode, kann man, ohne ungerecht zu seyn, nicht auf die Rechnung des Lezteren bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Druckfehler. Unter der Ueberschrift der Recension der Rosenzweig'schen Ausgabe von Jussuf und Zuleika fallen die Worte „erster Artikel" hinweg.

Beilage: Umschlag zum August-Heft.

Digitized by Google

Nro. 41. u. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigung, gröfstentheils aus archivarischen Quellen geschöpft. Von Cosmar.

(Beschlufs.)

Im neunzehnten Abschn. sucht der Verf. das System des grofsen Churfürsten als ziemlich übereinstimmend mit dem des Grafen Schwarzenberg darzustellen. Insofern der Verf. fast überall bei einzelnen Aeufserlichkeiten stehen bleibt, erscheint dies Bemühen als durchaus unfruchtbar. Der Hauptpunkt, um den sich hier die Betrachtung dreht, ist das Halten Friedrich Wilhelms an der Allianz mit dem Kaiser. Wenn diefs Festhalten aber unter den Verhältnissen, wie sie sich im Jahre 1640 gestaltet hatten, auch als das Richtige erscheint, so ist damit noch keinesweges die ängstliche Abhängigkeit vom kaiserlichen Hofe gerechtfertigt, welche die Regierung Georg Wilhelms charakterisirt. Die Anschuldigungen, welche die früheren *Geschichtschreiber* gegen Schwarzenberg erhoben, hat der Verf. allerdings erledigt, allein damit ist er noch nicht von der Anklage, welche die *vaterländische Geschichte* gegen ihn erhebt, freigesprochen. Die damalige Politik des Berliner Hofes mufs als Schwarzenbergs Werk angesehen werden, da ihm von dem Churfürsten, welchen Friedrich der Grofse mit Recht einen schwachen Regenten nennt, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut war. Nun kann aber nicht geläugnet werden, dafs die Unterordnung unter Oesterreich, wo damals der fanatische Ferdinand II. herrschte, die schmählichste Lage war, in welcher Churbrandenburg sich jemals befand, und sie war Schwarzenbergs Werk. Erst als der grofse Churfürst eine aufserhalb des morschen Deutschen Reichs liegende Souverainetät in dem *evangelischen* Herzogthum Preufsen gewann, bildete in Stillem sich die Opposition gegen die Anmafsungen des *katholischen* Oesterreichs aus, und diesem energischen Durchfechten der Unabhängigkeit in politischen und kirchlichen Angelegenheiten von dem Wiener Hofe verdankt die gegenwärtige Krone Preufsen die würdige Stellung, die sie als Schutzherrin der evangelischen Kirche in Deutschland einnimmt. Das Unterordnen unter Oesterreich in der Zeit, wo Gustav Adolph die Fahne des freien Glaubens aufpflanzte, hat die Geschichte verurtheilt, und somit auch den politischen Charakter, welchen Schwarzenberg der Regierung des Churfürsten Georg Wilhelm aufdrückte. Dafs nie ein Versuch gemacht worden ist, Schwarzenberg nach seinem Tode einen Procefs zu machen, was bei seinen Reichthümern und der Armuth des Staats sehr lockend erscheinen mufste (zwanzigster Abschn.), ist allerdings eine grofse Stütze des Vertheidigers des Grafen. Selbst bei seinen Lebzeiten, als er von 1631—35 sich in einer Art von Verbannung befand, und sich von der Schwedischen Partei angefeindet sah, hat Schwarzenberg mehrmals auf eine Untersuchung seines Benehmens, wiewohl ohne Erfolg, angetragen. Die einzige Untersuchung gegen ihn fand nach seinem Ableben auf den Bericht des Cleve'schen Raths Dr. Pabst über die Beschuldigung statt, dafs Schw. im Cleve'schen Handel mit Aemtern und Beneficien getrieben habe.

Diese Untersuchung ergab jedoch nur, dafs er von vielen Seiten Geschenke bekommen und angenommen habe, ohne wirkliche Feilheit nachweisen zu können; die Regierung schlug sie daher nieder.

Der Verf. beschliefst sein Werk mit der Erörterung der Frage, wóher Schws. böser Ruf in der Geschichte stamme? (Abschn. 21.) Er schreibt seine Entstehung, und wohl nicht ganz mit Unrecht, der Schwedischen und Pfälzischen Hofpartei zu, der Schw. allerdings ein Dorn im Auge war, von dieser ging er ins Volk über. Bei den Schriftstellern seiner Zeit, Borne, Loccelius, Puffendorff etc. findet sich nur Tadel der Schwarzenberg'schen Verwaltung, Angabe seiner Fehlgriffe etc., aber die Beschuldigung eigentlicher Verbrechen nicht. — Erst als seit Friedrichs II. Zeit der Hafs gegen Oesterreich sich ent-

Digitized by Google

wickelte, ergofs er sich auch über Schw., der den Verdacht einer Oesterreichischen Creatur auf sich geladen hatte. So Friedrich II. selbst, Pauli, Gallus, Krause, Tschucke etc. Bei allen aber erschienen die Schw. zur Last gelegten Verbrechen nur als unbegründete Behauptungen, und so waren sie jedem mit der Brandenburgischen Geschichte Vertrauten immer verdächtig, und schon Buchholz, Fr. Horn und Pölitz beurtheilen ihn wahr. *)

Von den Beilagen des Werks sind interessant:

Nro. 9. Auszug aus der Handschrift Manusc. boruss. in der königl. Bibliothek zu Berlin vom Jahre 1649.

— 11. Schw. Tod und Begräbnifs.

Schw. starb zu Spandow, und wurde in der dortigen Stadtkirche, anfänglich nur vorläufig, beigesezt. Die Leiche blieb jedoch dort, und trotz der ihr von seinem Sohn gewidmeten Inschrift war das Grab vergessen. Prinz August, Bruder Friedr. des Grofsen, wurde bei seiner Anwesenheit in Spandau darauf aufmerksam gemacht, und liefs 1755 das Grab öffnen, indem man damals glaubte, Schw. sei in Wien gestorben. 1777 erfolgte eine neue Eröffnung des Grabes, die Leiche wurde durch Sachverständige, durch den Regimentsarzt Laube und den noch lebenden Geheimrath Dr. Heim, damals Stadtphysicus von Spandow, untersucht, und dadurch der Glaube widerlegt, als sei Schw. heimlich enthauptet worden, denn alle Halswirbelbeine fanden sich unverlezt.

Einen geschichtlichen Werth mufs man der Arbeit des Verfs. allerdings einräumen; ungern vermifst man jedoch eine zusammenhängende Nachricht über Schw. Leben und Thätigkeit, und eine bestimmte Rücksicht auf die Schriftsteller, welche über ihn sprechen. Gallus ist, wie gesagt, der einzige, dem der Verf. gründlich entgegen tritt, und er ist doch gerade der seichteste. Der Verf. hat sein Werk indessen „Beiträge" genannt, und sich so gegen den Tadel der Mangelhaftigkeit verwahrt.

Zu wünschen ist, dafs Form und Wesen weniger ins Weitläuftige getrieben wäre; derselbe Gegenstand wird oft wiederholt, daher die Zahl der Seiten 522 erklärlich.

Mit rühmlicher Uneigennützigkeit hat der Verf. sein Werk zum Besten des Civilwaisenhauses in Potsdam in den Druck gegeben. Was aber diesen Beiträgen ganz besonders zur Empfehlung gereicht, ist, dafs der Verf. in der Vorrede sagen durfte: „dafs die Vorsteher des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Obercensurcollegiums wohlwollend und hochsinnig keinen Anstand nahmen, den Druck einer Schrift zu gestatten, deren wesentlichster Inhalt bisher als *Staatsgeheimnifs* betrachtet, und den Freunden der vaterländischen Geschichte verborgen geblieben war." Wir wollen wünschen, dafs noch mancher Historiograph der Preufsischen Staatsgeschichte eine gleiche Liberalität bei Angelegenheiten von höherem Interesse als Schwarzenbergs Freisprechung zu rühmen haben möge.

Fr. Förster.

*) Mit Beibringung von Actenstücken findet man die gegen den Grafen Schwarzenberg erhobenen Anklagen ausführlich in meinem Handbuch der Geschichte, Geogr. und Statistik des Preufsischen Reichs (Berlin 1822) Bd. III, S. 300 ff. widerlegt. In Bezug auf die Erzählung in dem Tagebuche des Erziehers des Churprinzen heifst es an dem angeführten Orte:

„Sehr geläufig hat man aus dieser Erzählung gefolgert, der Graf habe den Churprinzen vergiften und sich zum Churfürsten machen wollen. Man schildert den Grafen als einen schlauen, gewandten Minister, und redet ihm solche platte Thorheiten nach. Sein Interesse war ganz an das churfürstliche Haus gebunden, wie konnte es ihm in den Sinn kommen, hier Gift zu mischen, und nun vollends der Gedanke, den Churhut sich selbst aufzusetzen! Wir müssen dem Grafen zutrauen, dafs er mehr von den Verhältnissen der Churwürde zum Reiche und von den Erbverbrüderungen des Brandenburger Hauses wufste, als die Geschichtschreiber, die ihm solche Ungereimtheiten nachreden."

Der Procefs und die Klagen bei den Attikern, dargestellt von Eduard Platner, Prof. zu Marburg. Erster Theil. Procefs. Darmstadt, 1824. Zweiter Theil. Klagen. Ebend. 1825.

Zweiter Artikel.

Der Gegenstand des zweiten Theils dieses Werkes, die Darstellung der Klagen, bot ohne Zweifel andere und gröfsere Schwierigkeiten dar, als im ersten Theile bei der Schilderung des gerichtlichen Verfahrens zu überwinden waren. Die Klagen lassen sich nicht darstellen ohne Kenntnifs der Rechte, auf die sie sich beziehen; diese aber, bei dem bisherigen Zustande der Attischen Rechtskunde, verlangten gröfstentheils noch selbst erst genauer untersucht und ausgemittelt zu werden, und die Darstellung der Klagen konnte daher nicht umhin, zugleich auch das Recht selbst abzuhandeln. Da es nun aber hier eine grofse Anzahl von Fragen gibt, über die sich, aus leicht begreiflichen Gründen, in unseren Quellen ent-

Digitized by Google

weder durchaus keine, oder keine genügende Antwort findet, so muſs die Darstellung des Rechts immer höchst unvollständig und lückenhaft ausfallen; und zur Ausfüllung dieser Lücken sieht man sich auf Muthmaſsungen und Folgerungen verwiesen, die bei dem Mangel an strenger Folgerichtigkeit, der dem Attischen Recht in seiner weiteren Ausbildung anhaftete, zu keinen anderen als höchst unsicheren Resultaten führen können. So nehmen denn nun auch in dem vorliegenden Buche Raisonnements über Fragen aus dem Attischen Rechte und Vermuthungen, wie dieſs oder jenes hätte seyn können oder sollen, oder nicht können und nicht sollen, einen nicht geringen Raum ein; und wenn wir uns auch darüber, daſs denn nun doch durch Alles dieſs über dasjenige, was eigentlich Attisches Recht gewesen sei, keine Gewiſsheit gewonnen werde, keinesweges beschweren dürfen, so ist es uns doch vorgekommen, als ob dem Raisonnement bisweilen etwas mehr Raum gegeben sei als billig, d. h. daſs es mitunter einen etwas zu groſsen Einfluſs auf den Verf. selbst ausgeübt, und ihn hier und da an der reinen Auffassung des in den Quellen Vorliegenden gehindert habe, worauf es denn doch zunächst und vorzugsweise ankommen muſste. Wir werden dieſs weiter unten an einigen Beispielen zu zeigen suchen; zunächst aber Einiges über die vom Verf. gewählte Anordnung und Eintheilung des Stoffes erinnern.

Die Eintheilung der Klagen in öffentliche und Privatklagen ist zwar weder unbekannt noch auch, im Allgemeinen, schwierig; doch leidet unseres Verfs. Darstellung gerade hier an einiger Unklarheit und Verwirrung. In öffentlichen Klagen, sagt er S. 1, tritt der Kläger im Namen des *beleidigten* Staats auf, und verfolgt dessen Rechte; doch sind (S. 5) nicht alle öffentlichen Klagen immer und nothwendig accusationes, und zwar nicht in den Processen, wo der Anspruch an eine Sache zwischen dem Staate und dem Einzelnen streitig war, und der leztere in gutem Glauben und aus hinlänglichen Gründen das Recht des ersteren bestritt. Weiterhin S. 9. Eine besondere Gattung von gerichtlicher Rechtsverfolgung sind die *διαδικασίαι*, welche sich in Rücksicht auf das Verhältniſs und die Anträge der Parteien weder zu den öffentlichen noch zu den Privatklagen rechnen lassen." Nun fallen aber die Ansprüche an eine Sache, die zum Besten des Staates gegen einen Einzelnen erhoben, und von diesem in gutem Glauben und aus hinlänglichen Gründen bestritten werden, unter den Begriff der Diadikasie — und gerade solche Fälle hat ohne Zweifel der Verf. im Sinne gehabt, wenn er meint, daſs sich Diadikasien weder zu den öffentlichen noch zu den Privatklagen rechnen lassen, da ja diejenigen, bei denen es sich bloſs von Ansprüchen der Privatleute gegen einander handelt, entschieden auch nur zu den Privatklagen gehören werden. Wenn daher solche Diadikasien, deren Gegenstand zwischen dem Staate und einem Privatmann streitig ist, nicht eigentlich zu den öffentlichen Rechtshändeln zu rechnen sind, so ist nicht abzusehen, warum nicht alle öffentlichen Klagen accusationes seyn sollen. Vielmehr sie müssen accusationes seyn, sobald nach S. 1 öffentliche Klagen diejenigen sind, mit denen der Kläger im Namen des *beleidigten* Staates auftritt; denn die Beleidigung des Staates muſs durch eine Buſse gesühnt werden. Demnach schwanken wir zwischen zwei Definitionen der öffentlichen Klagen: entweder, es sind dieſs solche, welche eine Beleidigung des Staates zum Gegenstande und Bestrafung des Beleidigers zum Zweck haben, oder es sind solche, welche die Rechte des Staates zum Gegenstande, und ihre Vertheidigung zum Zweck haben; und daſs diese weitere Definition, in welcher die erstere enthalten ist, die richtige sei, ergibt sich leicht aus dem, was im Attischen Proc. S. 253 ff. und von Hrn. P. S. 119 ff. über die Apographe gesagt ist.

Bevor nun der Verf. zu der weiteren Classification der öffentlichen und Privatklagen übergeht, scheint es ihm nothwendig, von der Phasis und von den Diadikasien besonders zu sprechen. Jene, sagt er, mache in Absicht auf den Gegenstand und die Wirkungen eine besondere Art der öffentlichen Klagen aus, ohne sich, wie die Apagoge, Endeixis, Eisangelie und Probole, durch besondere Eigenheiten des Verfahrens auszuzeichnen. Sie habe deſswegen nicht, wie diese, schon im ersten Theile abgehandelt werden, sondern erst hier ihre Stelle finden können. Warum sie aber allen übrigen vorausgeschickt, und so das System des Ganzen gestört sei, davon finden wir keinen anderen Grund als den Namen. Denn sonst hätte ja, da des Verfs. ganze Classification auf den Gegenständen der Klagen beruht, und mit solcher Strenge durchgeführt wird, daſs auch öffentliche und Privatklagen wegen der Gleichheit oder Verwandtschaft des Gegenstandes mit und neben einander abgehandelt werden, nothwendig auch die Phasis in der Reihe der übrigen ihren Platz finden müssen, zumal da die Wirkungen, von denen der Verf. spricht, keinesweges ihr ausschlieſslich eigen

Digitized by Google

sind, sondern auch einigen anderen öffentlichen Klagen eben sowohl zukommen, wie z. B. der Schriftklage gegen den Fremden, der sich mit einer Bürgerin, oder gegen den Bürger, der eine Fremde als Bürgerin an einen Bürger verheirathet hat, so wie der Apographe gegen den unrechtmäfsigen Innhaber von Gütern, die zu einer confiscirten Vermögensmasse gehören. Eben so ist auch die Diadikasie in der That blofs des Namens wegen abgesondert worden; denn was der Verf. sagt, sie gehöre weder zu den öffentlichen noch zu den Privatklagen, ist offenbar falsch, da jede Diadikasie, je nachdem ein Gegenstand entweder zwischen dem Staate und Privatleuten, oder blofs zwischen Privatleuten streitig ist, nothwendig zu der einen oder zu der anderen Classe gehören mufs. Auch hat der Verf. nachher wirklich die verschiedenen Fälle der Diadikasie an den gehörigen Stellen unter den öffentlichen oder Privatklagen besprochen.

Was nun das S. 21 aufgestellte Schema für die Aufeinanderfolge der Klagen betrifft, so ist es lediglich nach einer Classification der Gegenstände der Klagen entworfen, und der Verf. erklärt sich namentlich in Betreff der Privatklagen aufs Entschiedenste gegen die Anordnung nach den Gerichtsvorständen, weil auf diesem Standpunkte, wo Fremdartiges und innerlich Verschiedenes zusammengeordnet werden müfste, sich keine Gattungsbegriffe ausfindig machen liefsen, um den gegebenen Stoff nach inneren Merkmalen zu theilen, demnach also nur Zufälliges und Willkürliches die Klagen mit einander verbinden würde. Dagegen möchten wir erinnern, dafs man doch keinesweges die Vertheilung der Jurisdiction an die verschiedenen Behörden, wie sie zu Athen stattfand, als etwas rein Zufälliges und auf keinen inneren Gründen Beruhendes ansehen könne, dafs vielmehr die verschiedenen Zweige der Regierung und Verwaltung, wenn auch nicht nach einer streng systematischen Ordnung, doch nicht ohne gewisse leicht zu erkennende Principien an die verschiedenen Behörden vertheilt gewesen seien, und dafs demnach, weil die Jurisdiction mit der Regierung und Verwaltung aufs Engste verbunden war, mit dem Principe der Vertheilung der lezteren auch das Princip der Vertheilung jener sich ergebe. Und eben diese Eintheilung der Klagen scheint uns dem Geiste des Athenischen Gerichtswesens am besten zu entsprechen, da sich gerade in diesem engen Zusammenhange und in dieser Unterordnung der Rechtspflege unter die Regierung und Verwaltung des Staates der eigenthümliche Charakter desselben ausspricht, und es defswegen nicht nur thunlich, sondern auch das Zweckmäfsigste ist, bei der Darstellung der Klagen von den Behörden, vor die sie gehörten, auszugehen, während bei der von Hrn. P. gewählten Anordnung der Klagen nach dem Personenrechte, dem Sachenrechte und dem Personenrechte das Recht als ein abgeschlossenes wissenschaftliches System behandelt, aber nicht in seinem lebendigen Zusammenhange mit dem gesammten Staatsgetriebe aufgefafst wird. — Wenn wir uns indessen auch für die Privatklagen die Eintheilung unsers Verfs. gefallen lassen möchten, so scheint doch für die öffentlichen Klagen die Anordnung nach den Vorständen entschieden den Vorzug vor der von ihm gewählten zu verdienen, indem nicht nur das Einzelne sich keinesweges Alles unter die von ihm gewählten Gesichtspunkte stellen läfst, sondern auch Manchem mit gleichem oder gröfserem Rechte ein anderer als der ihm hier angewiesene Platz gebührt hätte. Hr. P. theilt nämlich die gesetzwidrigen Handlungen, welche den öffentlichen Klagen zum Grunde liegen, in vier Classen: 1) Rechtsverletzungen gegen den Staat, 2) Verletzungen der Gesetze ohne einen eigentlichen Rechtsangriff, 3) Rechtsverletzungen ohne ein bestimmtes Object, 4) Verletzungen an bestimmten Rechten der Einzelnen. Die erste Classe zerfällt wiederum in zwei Abtheilungen: Rechtsverletzungen gegen den Staat, welche von öffentlichen Beamten, und solche, welche von Privatpersonen ausgehen. Wegen der ersten Abtheilung werden wir auf den Abschnitt über die Dokimasie im ersten Theil verwiesen; aber die Dokimasie bezieht sich ja durchaus nicht auf Rechtsverletzungen, welche von Beamten gegen den Staat verübt sind, sondern vielmehr auf die Würdigkeit, Beamter zu werden, und findet also in Hrn. P's. Schema gar keine Stelle. Die von Privatpersonen ausgehenden Rechtsverletzungen theilt Hr. P. in positive und negative, und während er nun zu den leztern die Verabsäumung der zur Staatserhaltung nothwendigen auf allen Staatsgliedern haftenden Pflichten rechnet, sehen wir die Hintansetzung der den Schutzverwandten verfassungsmäfsig obliegenden Pflichten unter die positiven Rechtsverletzungen gestellt. — In welchem Sinne Hr. P. die Bestechung und Sykophantie, und zwar nur diese, als Rechtsverletzungen ohne bestimmtes Object aufstelle, ist uns nicht klar geworden. „Die Sykophantie," sagt er, „ist ein Verbrechen gegen Privatpersonen, und läfst sich daher auch zum folgenden Abschnitte rechnen; da sie aber in ihren

Digitized by Google

Folgen verschiedenartige Rechte verlezt, so haben wir derselben hier eine Stelle angewiesen." Demnach scheint es also, als ob Rechtsverletzungen ohne bestimmtes Object Verletzungen verschiedenartiger Rechte seyn sollen. Sind nun aber diese verschiedenartigen Rechte Rechte von Privatpersonen, warum ist denn nicht lieber die vierte Classe in zwei Abtheilungen getheilt: 1) Verletzungen verschiedenartiger, 2) Verletzungen bestimmter Rechte der Einzelnen? Sind aber die verschiedenartigen Rechte theils Rechte der Einzelnen, theils Rechte des Staates, so ist klar, dafs auf dieselbe Weise, wie durch Sykophantie, auch durch manche andere zunächst gegen Privatpersonen gerichtete Verbrechen der Staat ebenfalls verlezt werde. Ihrem Wesen nach aber besteht die Sykophantie in einem Mifsbrauche der vom Staate angeordneten Mittel der Rechtsverfolgung, und sie hätte also wohl ihren Platz in der ersten Classe erhalten müssen, wo neben dem widergesetzlichen Gebrauch der dem Bürger als solchem zustehenden Befugnisse auch von dem Mifsbrauch der nicht blofs Bürgern zustehenden Befugnisse im Staate zu reden gewesen wäre. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Bestechung, wo jedoch *δωροδοκία* und *δεκασμὸς* zu unterscheiden sind. Jene ist ebenfalls eine besondere Art von widergesetzlicher Benutzung der Befugnisse, die einem als Beamten, Richter, Ecclesiasten oder überhaupt activen Mitgliede der Staatsgesellschaft zustehen; diese die Verleitung dazu. Beide können freilich in ihren Folgen sehr verschiedenartige Rechte verletzen; das eigentliche und nächste Object der Rechtsverletzung ist aber die vom Staate festgesezte Ordnung zur Handhabung des Rechtes und der Regierung; und diefs ist es, was diese Verbrechen zu öffentlichen Verbrechen macht.

Doch genug von der Anordnung. Weit besser steht es um die Behandlung der einzelnen Klagen selbst; nur dafs wir hin und wieder dem Verf. gerne einen Theil seiner gründlichen und scharfsinnigen, aber am Ende doch zu nichts führenden Raisonnements erlassen, dafür aber etwas mehr Klarheit und Gleichmäfsigkeit der Darstellung wünschen möchten. Doch davon haben wir schon oben und schon im ersten Artikel gesprochen, und wollen also jezt nicht weiter davon reden. Statt dessen benutzen wir den Raum, der uns diefsmal gestattet ist, da er uns alle Abschnitte nach der Reihe durchzugehen nicht erlaubt, lieber zu einigen Bemerkungen über einzelne Punkte, die uns hier und dort aufgestofsen sind und der Rede werth scheinen. Zunächst also in dem Abschnitt über die *γραφὴ παρανόμων* behandelt der Verf. die allerdings schwierige Frage, was es mit der Geltung solcher Senatsbeschlüsse für eine Bewandtnifs gehabt habe, deren Gegenstand nicht zu dem Kreise derjenigen gehörte, worüber der Senat für sich allein zu verfügen Macht hatte. Ein solcher Senatsbeschlufs bedurfte, um Gesetzeskraft zu bekommen, der Bestätigung der Volksversammlung: er selbst war nur ein *προβούλευμα;* aber es läfst sich fragen, ob nicht auch ohne jene Bestätigung ein *προβούλευμα* wenigstens auf das Jahr Gesetzeskraft gehabt habe, in welchem der Senat, der es erlassen hatte, bestand. Wir haben nämlich in der Demosthenischen Rede gegen Aristokrates das Beispiel eines *προβούλευμα,* welches durch eine *γραφὴ παρανόμων* angefochten wird, bevor es noch dem Volke zur Bestätigung vorgelegt worden war. Hier bringt nun der Urheber des Beschlusses unter andern auch folgende Ausrede vor: „Mein Psephisma ist *ἄκυρον,* denn es ist ein *προβούλευμα;* das Gesetz gesteht aber den Psephismen des Rathes nur einjährige Dauer zu, so dafs, wenn ihr jenes auch jezt lossprecht, der Staat dennoch keinen Nachtheil dadurch erleiden kann." Diefs hat nach Hrn. P. S. 27 folgenden Sinn: der Vorschlag (eben das angeklagte Psephisma) ist *wegen der eingelegten Klage* ohne gesetzliche Kraft; wird er von den Richtern (durch die Lossprechung von der Anklage) bestätigt, so gilt er, in Ermangelung der Volksbestätigung, wie alle Senatsbeschlüsse, nur ein Jahr." Es ist nun aber ganz klar, dafs Demosthenes nicht diefs, sondern etwas ganz Anderes sage; dafs er nämlich das Psephisma nicht defswegen *ἄκυρον* nenne, weil eine Klage dagegen erhoben war, sondern weil es nur ein *προβούλευμα* war. Nun scheint freilich ein Widerspruch darin zu liegen, dafs es *ἄκυρον* genannt, und gleich hinterher den Senatsbeschlüssen, wie dieses ja war, Gültigkeit auf ein Jahr beigelegt wird; denn, wie Hr. P. sagt, ein *ἄκυρον* kann als solches nicht auf ein Jahr gültig seyn. Allein dieser Widerspruch verschwindet, sobald man Alles im Zusammenhange genauer betrachtet. Wenn ihr auch *jezt,* sagt der Redner, das Psephisma lossprecht, so kann es doch dem Staate nicht mehr schaden: jezt, wo das Jahr seiner Dauer schon verflossen, und es defswegen schon *ἄκυρον* geworden ist. Vergl. S. 651: *οἱ δὲ γραψάμενοι καὶ χρόνους ἐμποιήσαντες* [*καὶ*] *δι' οὓς ἄκυρόν ἐστι τὸ ψήφισμα, ἡμεῖς ἐσμέν.* (Ueber das von uns eingeklammerte *καί* vergl. man Schäfers Anmerkung;

Digitized by Google

doch wird der Sinn nicht verändert, wenn wir es auch beibehalten.) So gewinnen nun die Worte: ἐπέτεια τὰ τῆς βουλῆς ψηφίσματα, ihre wahre Bedeutung. Wie alle Psephismen des Rathes bestand auch dieses Probuleuma nur ein Jahr; und eben defswegen konnte es jezt, da das Jahr seines Bestehens schon verlaufen war, ohne Nachtheil für den Staat losgesprochen werden. In der Lossprechung lag aber nicht, wie Hr. P. meint, eine Bestätigung, sondern blofs Befreiung des Angeklagten von der Strafe, auf welche der Kläger angetragen hatte. Wäre übrigens das Jahr des Bestehens noch nicht verlaufen gewesen, so würde die Lossprechung das Probuleuma allerdings in seine durch die Anklage suspendirte Gültigkeit wieder eingesezt und in sofern bestätigt haben. Aber diese Gültigkeit würde doch immer nur die eines Probuleuma gewesen seyn, d. h. nur darin bestanden haben, dafs es als eine Senatus auctoritas dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden konnte. Denn eben nur hierin besteht die Gültigkeit eines Probuleuma, und in nichts Anderem. Nach Ablauf des Jahres verliert es aber diese; ein Probuleuma gilt als solches nur auf das Jahr, in dem es erlassen ist, d. h. es darf nur in diesem Jahre, nicht später, ans Volk gebracht werden.

Ob bei der zu Anfange jedes Jahres stattfindenden Verhandlung über die Gesetzgebung die dem Volke vorzulegenden Gesetzvorschläge vorher dem Senat haben mitgetheilt werden müssen, ist nach unsern Quellen freilich weder mit Sicherheit zu bejahen noch zu verneinen. Indessen scheint uns doch die Analogie mehr für das Erste zu sprechen, und der Grund, aus welchem Hr. P. die entgegengesezte Ansicht vorzieht, nicht triftig zu seyn. Er meint nämlich S. 35, dafs dann die gesetzgebende Gewalt des Volkes eine blofse Schattengewalt gewesen seyn würde; denn da über die Aufhebung alter Gesetze nur unter der Bedingung, dafs ein neues in Vorschlag gebracht wurde, eine Abstimmung in der Volksversammlung stattfand, so würde der Senat durch Verwerfung aller Vorschläge zu neuen Gesetzen die Beibehaltung der alten haben erzwingen können. Allein ebendasselbe läfst sich von allen anderen Vorschlägen, welche nicht ohne Probuleuma an das Volk gebracht werden durften, ebenfalls sagen; dafs nämlich der Senat ein Probuleuma zu erlassen verweigern, und so die Gelangung des Vorschlages an die Volksversammlung hindern gekonnt habe. Ein solcher Mifsbrauch der Gewalt ist aber bei einer verantwortlichen Behörde nicht wohl denkbar. Uebrigens hing es ja von dem Senate ab, das Probuleuma abzufassen, wie er es für gut fand; er konnte, wenn er einen Vorschlag mifsbilligte, diese Mifsbilligung aussprechen, und eben dadurch seiner Bestimmung, dem Volke mit seinem Urtheile voranzugehen, entsprechen; aber die Sache der Berathung des Volkes ganz zu entziehen, lag gewifs nicht in seiner Befugnifs. Wir bemerken hiebei übrigens noch, dafs in der That oftmals Vorschläge an das Volk gebracht werden konnten, ohne vorher dem Senate vorgelegt worden zu seyn; solche Vorschläge nämlich, welche, nachdem in der Volksversammlung die Verhandlungen über einen Gegenstand eröffnet, und die Redner für oder wider die vom Senate oder von einem Einzelnen ausgegangenen Rogationen zu sprechen aufgefordert waren, im Laufe der Debatten gemacht wurden, wie wir, um nur Eins anzuführen, ein Beispiel bei Xenophon finden, Hellenic. VII, 1, 2. Dafs ein solcher Vorschlag, wenn er zur Abstimmung kam, nicht als ein ψήφισμα ἀπροβούλευτον angefochten werden konnte, liegt in der Natur der Sache. An einer anderen Stelle erzählt Xenophon I, 7, 37 von einem solchen allererst in der Volksversammlung gemachten und das Probuleuma umstofsenden Vorschlage eines gewissen Euryptolemus, der vom Volke angenommen, unmittelbar darauf aber durch eine eingelegte ὑπωμοσία als gesetzwidrig angefochten wurde. Die damaligen Gewalthaber bewirkten nun sogleich eine abermalige Abstimmung, in welcher das Volk das vorher verworfene Probuleuma genehmigte. Ich habe diefs Verfahren als ein ordnungswidriges dargestellt, de comit. p. 161, und kann auch nach dem, was Hr. P. S. 53 darüber sagt, diese Ansicht nicht aufgeben. „Das Volk," sagt er, „hat zwischen beiden, dem Vorschlage des Euryptolemus und dem Probuleuma, die Wahl, und diese machte es nöthig, über beide eine Umfrage zu halten." Allerdings, aber nicht über jedes besonders. Vielmehr war die Umfrage über den Vorschlag des Euryptolemus nothwendig zugleich auch eine Umfrage über das Probuleuma, und das Volk konnte jenen nicht genehmigen, ohne eben dadurch zugleich dieses zu verwerfen. Indem nun noch einmal über das so eben verworfene Probuleuma zur Abstimmung aufgerufen wurde, war diefs offenbar ein ἀναψηφίσαι, welches die Gesetze nicht gestatteten. Vergl. Thucyd. VI, 14 und de comit. p. 123. Nach der gesetzmäfsigen Ordnung hätte das Probuleuma nicht eher wieder vorgelegt werden dürfen, als bis jener vom Volke

Digitized by Google

gebilligte Vorschlag durch richterlichen Spruch für gesetzwidrig erklärt worden wäre.

Die γραφὴ δωροξενίας stellt der Verf. S. 68 als eine blofse Bestechungsklage dar. Der Beweis der Bestechung habe blofs ein praejudicium für die Peregrinität bewirkt; wenn jedoch, worüber wir nicht näher unterrichtet sind, auf die Bestechung in diesem Falle Todesstrafe gestanden, so sei freilich ein Beweis der Peregrinität nicht weiter nöthig gewesen, weil die eigenmächtige Einbürgerung einer geringeren Strafe unterworfen war, und sich also hier der Grundsatz anwenden lasse: poena major absorbet minorem. Uns scheint aber nicht zweifelhaft, dafs die γραφὴ δωροξενίας keine blofse Bestechungsklage, sondern eine Wiederholung der γρ. ξενίας gewesen sei. Darauf führt schon der Name; sodann wird die γρ. δωροξενίας nach der γρ. ξενίας als etwas Eigenthümliches dargestellt, da doch eine blofse Bestechungsklage nach jedem anderen Processe eben so gut angestellt werden konnte; und endlich lassen die Worte des Hyperides bei Harpokration in δωροξ. nicht zweifeln, dafs die γραφὴ δωροξενίας eine erneuerte γρ. ξενίας einschlofs. Wir sind nun freilich über die Bedingungen der Anstellung dieser Klage nicht weiter unterrichtet, und wissen nicht, wie weit die Bestechung vorher erwiesen, und auf welche Art sie erwiesen seyn mufste; aber der eigentliche Gegenstand der γρ. δωροξενίας war nicht die Bestechung, sondern die Peregrinität des Angeklagten.

Schutzverwandte, welche keinen Prostates hatten, oder ihr Schutzgeld nicht bezahlten, und Freigelassene, welche des ἀποστασίου überwiesen waren, verfielen den Poleten, und wurden als Sclaven verkauft. Die Sache ist nicht zweifelhaft; aber wir möchten bei dieser Gelegenheit eine Stelle des Suidas u. d. W. πωλητής, wo davon die Rede ist, gegen jede Aenderung in Schutz nehmen. Ὑπέκειντο δὲ τοῖς πωλητοῖς — heifst es hier — καὶ οἱ ξενίας ἁλόντες καὶ ὁ μέτοικος προστάτην οὐκ ἔχων καὶ ὁ ἀποστασίου γραφείς. Hier will Hr. P. ἀπροστασίου gelesen wissen, ohne übrigens einen Grund dafür anzugeben. Die Wiederholung des Artikels zeigt aber deutlich, dafs von zwei verschiedenen Fällen die Rede sei, und Hrn. P's. Erklärung: οὐκ ἔχων gebe den Grund, γραφείς die Folge an, ist sprachwidrig. Wenn aber Andere daran Anstofs nehmen, dafs die genauere Bezeichnung dessen, gegen den die Klage ἀποστασίου gerichtet sei, fehle, und es nicht heifse: καὶ ὁ ἀπελεύθερος ἀποστασίου γραφείς, so scheint uns diefs ganz unanstöfsig, indem natürlich nur ein solcher als Angeklagter gedacht werden kann, der diefs Verbrechen zu begehen fähig ist, d. h. ein Freigelassener. Dafs übrigens γραφείς gesagt ist, wo es genau genommen ἁλούς heifsen müfste, ist bei einem Schriftsteller wie dieser nicht auffallend. — Aufser dieser δ. ἀποστασίου gegen den abtrünnigen Freigelassenen soll es aber, nach S. 239, noch eine andere Klage desselben Namens gegeben haben, gegen einen Sclaven, der sich als Freien betrug, wenn der Eigenthümer das ἄγειν εἰς δουλείαν gegen ihn nicht anwenden konnte oder wollte. Von solcher δίκη ἀποστασίου findet sich nun aber bei keinem der Alten eine Andeutung, bei keinem der zuverlässigern Grammatiker eine Erwähnung. Hrn. Ps. Gewährsmänner sind Suidas, Phavorinus und die Lex. Seguer., Gewährsmänner, die an sich für das, was sie allein aussagen, nicht viel Gewicht haben, noch mehr aber durch die Art verdächtig werden, wie sie von dieser δ. ἀποστασίου sprechen. Raussac ad Harpocrat. p. 108 ed. Lips. versteht den Suidas so, als ob er die δ. ἀποστασίου eine Klage des Sclaven gegen den Herrn nenne, qua servus in dominum de libertate consequenda agebat, was freilich offenbar ungereimt, doch aber, wie es scheint, wirklich die eigentliche Meinung des Urhebers dieser Notiz ist, und ganz deutlich in dem augenscheinlich aus derselben Quelle geflossenen Artikel der συναγ. λέξ. χρησ. in Bekk. Anecd. I, p. 434 ausgesprochen wird. Als Zeugen können diese Grammatiker also Hrn. P. eigentlich nicht dienen, da seine δ. ἀποστασίου gerade das Umgekehrte von derjenigen ist, von welcher sie träumen, und mit nicht geringerer Wahrscheinlichkeit ihre ganze Angabe für ein selbsterfundenes Hirngespinnst als für eine mifsverstandene und verkehrte Wahrheit erklärt werden kann. Wenn nun Hr. P. lieber zu diesem lezteren geneigt ist, so geschieht diefs wohl nur defswegen, weil er neben der ἀγωγὴ εἰς δουλείαν noch ein anderes Verfahren vermifst, weil es, wie er meint, wahrscheinlich sei, dafs jene alsdann keine Anwendung gelitten habe, wenn der angebliche Herr nicht im Stande war, den Sclavenstand des in Anspruch Genommenen sofort wahrscheinlich zu machen. „Es ist," sagt Hr. P., „mit den Regeln des Rechts nicht wohl verträglich, Jemanden vor Entscheidung der Sache blofs auf den Anspruch eines Anderen hin als Sclaven zu behandeln, und zu einer Vertheidigung seines Rechtes nicht zuzulassen." Wurde denn aber der durch die ἀγωγή in Anspruch Genommene wirklich sofort als Sclave behandelt, und an der Vertheidigung seines

Digitized by Google

Rechtes gehindert? Es ist wohl unnöthig das Gegentheil zu beweisen.

Ueber die γρ. ἀστρατείας und λειποταξίου (S. 91 ff.) erlauben wir uns Folgendes zu bemerken. Daſs derjenige, welcher, zum Kriegsdienste verpflichtet, zu Hause blieb, mit der γρ. λειποταξίου belangt worden, läſst sich so geradezu aus Demosth. g. Böot. S. 999 nicht folgern. Vielmehr wird hier der Fall, daſs einer, statt ins Feld zu ziehen, zu Hause blieb, mit klaren Worten ἀστρατεία genannt; und wenn es nachher vom Böotus heiſst, er sei, als die Uebrigen nach Tamynae zogen, zurückgeblieben, habe die Choen gefeiert, und an den Dionysien getanzt, und sei deſshalb nach der Rückkehr des Heeres λειποταξίου angeklagt worden, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daſs er wirklich schon ausgehoben und einer Heeresabtheilung einverleibt gewesen sei. In diesem Falle war also sein Zurückbleiben, während die Uebrigen auszogen, in der That ein Verlassen der angewiesenen τάξις. Dagegen wer sich selbst der Aushebung entzogen hatte, gegen den konnte nicht λειποταξίου, sondern nur ἀστρατείας geklagt werden (Vergl. Ulpian. ad Demosth. Olynth. III, p. 30 C); obgleich ἀστρατεία im weiteren Sinne auch das Verbrechen desjenigen ist, welcher zwar ausgehoben und dem Heere einverleibt, aber nicht mit ausgezogen war; und in diesem Falle, aber auch nur in diesem, fällt allerdings die γρ. ἀστρατείας mit der γρ. λειποταξίου zusammen. — Uebrigens hätte Hr. P. nicht bezweifeln sollen, daſs diese und die verwandten Klagen, welche eigentlich zur Jurisdiction der Strategen gehörten, auch an die Taxiarchen als Gehülfen derselben gebracht worden seien. Denn daſs δέχεσθαι τὴν λῆξιν bei Demosthenes a. a. O. von dem Beklagten, nicht von der die Klageschrift entgegennehmenden Behörde zu verstehen sei, scheint uns undenkbar, und die Vergleichung dieses Ausdruckes mit δέχεσθαι τὴν πρόσκλησιν unpassend, da in λῆξις durchaus nicht der Begriff einer Aufforderung an den Beklagten liegt, die dieser hätte ablehnen oder annehmen können.

Daſs die γραφὴ ψευδεγγραφῆς (S. 118) immer einen öffentlichen Beamten als Beklagten veraussetze, ist weder aus den Quellen nachzuweisen, noch sonst gehörig begründet. Denn was der Verf. darüber sagt, müſste nothwendig auch von der γρ. βουλεύσεως eben so gut gelten; und doch wird in der Rede gegen Aristogiton I, S. 791 f. von dem Ariston, gegen welchen diese Klage erhoben worden war, so gesprochen, daſs man, unsers Erachtens, ihn unmöglich für einen Beamten ansehen kann. Auch würde der Miſsbrauch der Amtsgewalt bei einem Magistrate wohl nicht durch eine bloſse γραφή haben verfolgt werden können.

Von welchem Umfange die Klagen wegen einer unsittlichen Handlungsweise gewesen seien, will der Verf. S. 154 u. a. aus Seneca de benef. VI, 38 ersehen lassen. Hier werde nämlich erzählt, Demades habe einen Anderen mit Erfolg belangt, weil dieser mit den bei Leichenbegängnissen erforderlichen Sachen Handel getrieben, ein solcher Gewinn aber seiner Schimpflichkeit wegen unerlaubt sei, indem er aus dem Ableben Anderer gezogen werde. Dieſs scheint auf einem Miſsverständnisse zu beruhen. In quibusdam civitatibus, sagt Seneca, impium votum sceleris vicem tulit. Demades certe Athenis eum, qui necessaria funeribus venditabat, damnavit, quum probasset magnum lucrum optasse, quod contingere illi sine multorum morte non potuit. Also Seneca gibt als den Grund der Verurtheilung nicht das Gewerbe an sich, sondern den geäuſserten Wunsch an, recht viel zu verdienen; einen Wunsch, sezt er nachher hinzu, der ganz unschuldig seyn konnte, und nicht geradezu als straſbar angesehen werden darf. Ueberdieſs, sagt er, müſste man dann ja Alle verdammen, die ein solches Gewerbe trieben, weil Alle zu verdienen wünschen. Es ist also klar, daſs er sich in dem angeführten Falle das Gewerbe nicht als die Ursache der Verurtheilung gedacht habe. Sollte denn nun wirklich Demades den Mann bloſs jenes Wunsches wegen verklagt haben, und sollte solche Klage statthaft gewesen seyn? Viel wahrscheinlicher ist es, daſs in irgend einer Klagerede des Demades jene Beschuldigung gelegentlich mit vorgebracht worden sei, wie ja dergleichen ἔξω τοῦ πράγματος überall vorkommt. Nun griffen die Rhetoren diesen Fall auf, und legten in ihren Schulen die Frage zur Behandlung vor, ob eine Verurtheilung wegen eines solchen Wunsches gerecht sei oder nicht. Daſs dieſs ein Thema für die Schule gewesen sei, erhellet aus Seneca's Worten: quaeri solet, an merito damnatus sit; und wahrscheinlich hat er die Geschichte nicht aus dem Demades selbst, sondern von den Rhetoren. Daſs aber das Gewerbe eines Libitinarius als unsittlich in Athen für straſbar gegolten habe, sagt weder Seneca, noch würden wir es ihm glauben, wenn er es wirklich sagte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43. u. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Der Procefs und die Klagen bei den Attikern, dargestellt von Eduard Platner, Prof. zu Marburg.

(Beschlufs.)

Dafs wegen Gewaltthätigkeiten eine öffentliche Klage stattgefunden, und demnach nicht blofs der Verlezte selbst, sondern auch ein Dritter habe klagen können, ist freilich ausgemacht; aber defswegen möchten wir doch nicht an eine γραφὴ βιαίων denken, welche Hr. Platner S. 177 ff. aus Demosthenes g. Midias S. 528 anzunehmen geneigt ist. Demosthenes nämlich spricht hier zunächst von gewaltthätiger Beraubung, ἐάν τις βίᾳ τι ἀφέληται, und zwar so, dafs man deutlich sieht, wie er dieselbe nur als Gegenstand einer Privatklage dachte, die jedoch für den Verurtheilten, aufser der dem Verlezten zu leistenden Entschädigung, auch eine eben so grofse Bufse an den Staat zur Folge hatte; weil, sagt Demosthenes, die Gewaltthätigkeit ein κοινὸν ἀδίκημα ist, was auch den nicht unmittelbar selbst Verlezten angeht. Defswegen gebührt auch dem Verlezten eine öffentliche Hülfe, und darum hat der Gesetzgeber einem Jeden, ἅπαντι τῷ βουλομένῳ, die γραφή — nicht βιαίων, sondern — ὕβρεως gestattet. Hierin liegt, unsers Erachtens, deutlich genug, dafs es keine andere öffentliche Klage wegen Gewaltthätigkeit als die γραφὴ ὕβρεως gegeben habe, und dafs demnach eine Gewaltthätigkeit, um als öffentliche Sache behandelt zu werden, unter dem Gesichtspunkt der ὕβρις mufste gefafst werden können. Diefs gilt namentlich auch von der Nothzucht, für welche der Verf. S. 214 ebenfalls eine γραφὴ βιαίων neben der γραφὴ ὕβρεως annimmt, ohne dafs in unseren Quellen sich davon die mindeste Spur fände. Dagegen müssen wir Hr. Platner beistimmen, wenn er hier und S. 218 die Vermuthung aufstellt, dafs die γραφὴ ὕβρεως gegen denjenigen, der einen Anderen zur Unzucht miethete, nicht eigentlich in den Gesetzen begründet gewesen sei, sondern dafs Aeschines, der Gewährsmann für diese Bedeutung jener Klage, nur durch Interpretation diefs Gesetz über die ὕβρις auch auf dieses Verbrechen bezogen habe. Die Worte: ὑβρίζει δὲ δήπου ὁ μισθούμενος, machen jene Vermuthung höchst wahrscheinlich; auch lernen wir vom Aeschines selbst, dafs gegen jenes Verbrechen eine eigene γραφὴ ἑταιρήσεως, oder vielleicht, wie in Att. Proc. vermuthet worden ist, μισθώσεως εἰς ἑταίρησιν statt fand. — Der Widerspruch zwischen Aeschines und Plutarch Solon. c. 23 in Betreff der Strafe der Kuppelei scheint leichter als durch des Verfs. von ihm selbst als gezwungen erkannte Erklärung durch die Annahme beseitigt werden zu können, dafs das Gesetz, von welchem Aeschines S. 177 redet, in der That nicht vom Solon, sondern erst später, als zunehmende Sittenlosigkeit härtere Strafen nöthig machte, gegeben worden sei, obgleich es Aeschines mit einer bei den Rednern sehr häufigen Ungenauigkeit dem Solon zuschreibt.

Aus dem zweiten, die Privatklagen betreffenden Theile des Buches begnügen wir uns, einige Punkte nur in Beziehung auf die aus dem Familien- und Erbrechte entspringenden Verhältnisse auszuheben, weil zu Mehrerem uns jezt nicht Raum genug mehr übrig ist. — Die Meinung, dafs es in Athen keine Legitimation unehelicher Kinder gegeben habe, ist von dem Verf. schon früher in den Beiträgen zur Kunde des A. R. ausgesprochen worden. Was sich dagegen erinnern läfst, ist von Gans, Erbrecht I. S. 319 ff., so gut aus einander gesezt, dafs wir uns wundern, hier gar keine Rücksicht darauf genommen zu sehen. Es scheint in der That, man könne nicht füglich zweifeln, dafs eine Legitimation unter gewissen Bedingungen, wenn die Mutter des νόθος Bürgerin war und die ἀγχιστεῖς einwilligten, statthaft gewesen sei. Vgl. Att. Proc. Zus. S. XX. Müller in den Göttinger Anz. 1827. S. 800 will aus der Erzählung bei Plutarch Perikl. c. 37 folgern, dafs die Erlaubnifs zur Einführung eines νόθος in die Phratrie durch einen Volksbeschlufs habe ertheilt werden müssen; allein der νόθος des Perikles, von wel-

Digitized by Google

chem dort die Rede ist, war ein Sohn der Aspasia, also einer Nichtbürgerin, und diese Geschichte berechtigt deſswegen zu keinem Schluſs auf die Legitimation der mit Bürgerinnen erzeugten Kinder. Uebrigens läſst sich aber auch jene Art der Legitimation in Folge eines Volksbeschlusses füglich mit der legitimatio per rescriptum principis des späteren Römischen Rechts vergleichen. — Daſs ohne vorgängige Verlobung die Ehe nichtig und die Kinder nicht legitimi gewesen seien, S. 249, läſst sich wenigstens aus Demosthenes für Phormio, S. 954, nicht bündig erweisen. Freilich sagt hier der Sprecher: Wenn Phormio die Wittwe des Pasion unrechtmäſsig zur Frau genommen hätte, *μηδενὸς δόντος*, so würden die Kinder aus dieser Verbindung nicht Erben ihrer Mutter zu gleichen Theilen mit den Kindern aus der früheren Ehe haben seyn können. Wenn man aber bedenkt, daſs hier von der Verbindung der Wittwe eines Bürgers, der Mutter bürgerlicher Kinder, mit einem Nichtbürger, und zudem nicht von einer eigentlichen Verlobung, sondern von einer testamentarischen Verfügung die Rede sei, durch welche Pasion seine Wittwe dem Phormio vermachte, so wird man billig Anstand nehmen, aus einem so singulären Verhältniſs so allgemeine Schlüsse, wie Hr. Platner, zu ziehen. Wir können also diesen Beweis nicht gelten lassen, obgleich wir deſswegen nicht läugnen wollen, daſs allerdings Verlobung oder Epidikasie wesentliche Erfordernisse der rechtmäſsigen Ehe gewesen seien, und das Nichtvorhandenseyn jener Erfordernisse oft genug als ein Argument gegen die Existenz einer wahren Ehe gebraucht werde.

Die *δίκη ἀπολείψεως* soll nach S. 270 von der Frau erhoben worden seyn, um durch richterlichen Ausspruch zur Trennung von ihrem Manne ermächtigt zu werden. Das können wir nicht zugeben. Die Worte des Pollux, auf den sich der Verf. beruft, III, 47: *καὶ δίκη παρὰ τοῦ ἀνδρὸς ἀπολείψεως*, können nach dem grammatischen Zusammenhange nichts Anderes bedeuten, als was bisher Alle darin gefunden haben, daſs die *δίκη ἀπολείψεως* von Seite des Mannes gegen die Frau stattgefunden habe; denn *παρὰ τοῦ ἀπολείψεως*, nicht mit *δίκης* zu verbinden, oder *δίκη παρὰ τοῦ ἀνδρός* als eine Klage gegen den Mann zu fassen, ist Beides gleich unmöglich. Es bleibt demnach nur anzunehmen, entweder daſs der Mann die *δίκη ἀπολείψεως* erhoben habe, um die Frau zur *ἀπόλειψις* zu nöthigen, was wirklich Jemand angenommen hat, oder daſs der Mann sie erhoben habe, um seine Rechte gegen die Frau, welche ihn verlassen hatte, wahrzunehmen. Weiter sind wir freilich über das Wesen und die Bedeutung dieser Klage nicht unterrichtet, und Einige haben selbst ihre Existenz gänzlich bezweifeln wollen, wie Heffter und Gans. Wir wollen darüber jezt nicht streiten; so viel ist aber gewiſs, daſs Pollux von Hrn. P. miſsverstanden sei.

Ueber die *παρακαταβολή* bei Erbschaftstreitigkeiten behauptet der Verf. mit Recht, daſs dieselbe nicht auf den Fall eingeschränkt gewesen sei, wenn Jemand gegen denjenigen klagte, der sich schon im gerichtlich zugesprochenen Besitze der Erbschaft befand. Dieser Beschränkung stehen Zeugnisse und Thatsachen entgegen. Wenn aber Hr. P. nun die Meinung aufstellt, daſs man bei jedem Anspruch auch auf eine noch nicht zugesprochene Erbschaft die Parakatabole habe erlegen, und dadurch den Gegner nöthigen können, sie ebenfalls zu erlegen oder von der Erbschaft abzustehen, so spricht dafür weder irgend eine Analogie im Attischen Rechte, noch irgend ein Zeugniſs. Vielmehr dachten sich die Grammatiker, so verworren und unrichtig sie auch zum Theil über diesen Gegenstand reden, doch offenbar die Parakatabole bedingt durch die Beschaffenheit des erhobenen Erbanspruches; und wenn man nach den Worten des Pollux VIII, 32 annimmt, daſs dieselbe dann habe erlegt werden müssen, wenn Einer wegen Verwandtschaft oder wegen eines Testaments ein besseres Recht auf die Erbschaft zu haben behauptete als seine Gegner, folglich durch seinen Anspruch die anderen ausschloſs, so stimmen wenigstens die vorhandenen Beispiele der Parakatabole sehr wohl zu dieser Annahme, und namentlich erscheint dieselbe nun bei der Diamartyria *μὴ ἐπίδικον εἶναι τὸν κλῆρον* recht eigentlich an ihrer Stelle.

Der Meinung, daſs die Eingebürgerten kein Testament haben machen dürfen, S. 320, hat Rec. schon früher mit Meier de bon. damn. p. 60, 61 widersprochen, und gesteht, sich auch jezt noch nicht davon überzeugen zu können. Demosthenes gegen Stephanus II. S. 1135, 6 behauptet freilich, daſs das Gesetz den Eingebürgerten dieses Recht abspreche; aber sein Zeugniſs verliert alles Gewicht, da es in die Augen springt, daſs es das von Adoptivsöhnen geltende (vgl. R. g. Leochares S. 1100, 11) nur durch Interpretation des doppelsinnigen Wortes *ποιεῖσθαι* auch auf die Eingebürgerten bezieht. Auch räumt Hr. P. selbst ein, daſs die Eingebürgerten in einem lezten Willen über ihr Vermögen verfügen konnten; „aber", sagt

Digitized by Google

er, „ob eine solche Verfügung als Testament im Sinne des Attischen Rechts galt, ist eine andere Frage. Man scheint nämlich nur den als einen wahren und vollständigen Erben betrachtet zu haben, welcher durch Adoption die juristische Persönlichkeit des Erblassers fortsezte und in dessen Sacra und Familie überging. Diefs liefs sich aber *blofs* durch die Einführung in die Phratrien bewerkstelligen, an denen wohl die aufgenommenen Bürger keinen Antheil hatten.“ Allerdings ist nur dasjenige ein eigentliches Testament, wodurch Jemand als wahrer und vollständiger Erbe eingesezt und zum Adoptivsohne des Erblassers gemacht wird (vgl. Bunsen de jure hered. Ath. p. 54 Not. 10, und Gans Erbr. I. S. 383); nun hatte aber Pasion kein solches Testament gemacht, auch, da er leibliche eheliche Söhne hinterliefs, nicht machen können, sondern nur eine leztwillige Verfügung, wie sie, nach Hrn. P., den Eingebürgerten zu machen gestattet war; und doch soll er, nach Demosthenes, eben als Eingebürgerter auch zu einer solchen nicht berechtigt gewesen seyn. Sollte also des Demosthenes Zeugnifs gelten, so dürften wir dem Eingebürgerten weder ein eigentliches noch ein uneigentliches Testament zu machen einräumen; gilt aber das Zeugnifs des Demosthenes nicht, so ist kein Grund zu läugnen, dafs auch dem Eingebürgerten, der keine leiblichen ehelichen Söhne hinterliefs, das Recht zugestanden habe, sich einen Sohn und Erben nach seiner Wahl einzusetzen. Vielleicht keinen Altbürger, weil dieser durch die Adoption die Gemeinschaft seiner Phratrie und seines Genos eingebüfst haben würde, ohne in eine andere einzutreten; aber doch wohl einen anderen Eingebürgerten, welcher keine solche Gemeinschaft verlor, wenn er Sohn des Erblassers und Fortsetzer seiner juristischen Persönlichkeit wurde. — In dem Gesetze übrigens, welches den Adoptivsöhnen das Recht zu testiren abspricht, ist die Erklärung der Anfangsworte: *ὅσοι μὴ ἐπεποίηντο ὥςε μήτε ἀπειπεῖν μήτε ἐπιδικάσασθαι, ὅτε Σόλων εἰςήει τὴν ἀρχὴν, τὰ ἑαυτοῦ διαθέσθαι* u. s. w., eine der schwierigsten Aufgaben, und Rec. gesteht unverholen, dafs es ihm bis jezt noch nicht gelungen ist, weder selbst noch bei Anderen eine genügende Auflösung zu finden. Hr. P. übersezt: die nicht aufgenommenen Bürger, d. h. die geborenen, können frei über das Ihrige verfügen, so dafs es ihnen weder verwehrt, noch nach ihrem Tode (von ihren Verwandten) eine Epidikasie angestellt werden kann. Zunächst aber sind wir überzeugt, dafs hier nicht von aufgenommenen Bürgern, sondern von Adoptivsöhnen die Rede sei; sodann stellt die Uebersetzung die Worte in eine ganz andere Verbindung als der Text, gleich als ob es hiefse: *ὅσοι μὴ ἐπεπ., ὅτε Σ. ἐ. τ. ἀ., τὰ ἑαυτοῦ (ἑαυτῶν) διαθέσθαι εἶναι, ὥςε μήτε ἀπ. μ. ἐ.*; so aber, wie die Worte wirklich dastehen, glauben wir nicht, dafs *ὥςε* u. s. w. von *ἐξεῖναι διαθέσθαι* abhängen könne. Wenn ferner die Rechtskräftigkeit eines Testaments dadurch ausgedrückt werden soll, dafs nach dem Tode des Erblassers keine Epidikasie angestellt werden könne, so können wir auch diefs unmöglich glauben, weil eben nach der Solonischen Gesetzgebung die Epidikasie auch dann stattfinden mufste, wenn ein Erbe ex testamento da war, damit Jeder das Testament entweder als untergeschoben oder als ungültig anfechten könne. Vgl. Att. Proc. S. 461. Hr. P., der seiner Uebersetzung die im Texte nicht vorhandenen Worte „von ihren Verwandten“ eingeschoben hat, behauptet, die Epidikasie werde hier ausschliefslich von der successio ab intestato gebraucht, weil dieselbe zu den Zeiten Solons, von welchem jenes Gesetz herrührt, nur in dieser Form existirte, indem erst Solon die testamentarische Erbfolge einführte. Aber wenn auch Solon erst die testamentarische Erbfolge einführte, so durfte er doch in einem Gesetze, was ja für die Folgezeit gelten sollte, also für die Zeit, wo Epidikasien auch ex testamento vorkamen, diese nicht mehr blofs von den Ansprüchen der Intestaterben gebrauchen. — Die Meinung übrigens, dafs die testamentarische Erbfolge erst von Solon eingeführt worden sei, beruhet, unseres Wissens, auf einer Stelle Plutarchs, Solon c. 21. Indessen, da die nichttestamentarische Adoption, oder die Adoption unter Lebenden, gewifs schon vor Solon stattfand, wenn auch vielleicht nur innerhalb der *ἀγχιστεία* adoptirt werden durfte, so möchte es wohl glaublich scheinen, dafs innerhalb dieser auch durch einen lezten Willen zu adoptiren erlaubt gewesen sei, und Solons Gesetz nur diese Beschränkung aufgehoben habe. Denn die gewissenhafte Sorge für das Bestehen des *οἶκος*, worauf ja auch das *εἰςποιεῖν* eines Sohnes in das Haus eines ohne Testament Verstorbenen beruht, ist doch offenbar älter als die Solonische Gesetzgebung; und es läfst sich kein Grund denken, warum die Freiheit, die Einer im Leben hatte, sich selbst unter den Verwandten seinen Erben zu wählen, ihm nicht auch zu einer leztwilligen Anordnung darüber gestattet seyn sollte. Auch scheinen Plutarchs Worte lückenhaft, indem man hinter *οὐκ ἐξῆν* Etwas vermifst. Reiske ergänzt *διαθέσθαι*; wir möchten vermuthen, dafs eine

Digitized by Google

ganze Zeile ausgefallen sei, etwa: δοῦναι τὰ ἑαυτοῦ ᾧ τις ἐβούλετο.

Was nun den Adoptivsohn betrifft, so lehrt Bunsen S. 59, dafs derselbe zwar nicht über die vom Adoptivvater ererbten, wohl aber über diejenigen Güter im Testamente habe verfügen können, die er selbst zugebracht hatte. Hr. P. dagegen ist der Meinung, dafs man zwar vielleicht während der Adoption, aber nicht nach dem Tode des Adoptivvaters über das in der Adoptivfamilie Mitgebrachte ein Testament habe errichten können. Mehr lasse sich aus der von Bunsen angeführten Stelle des Demosthenes g. Spudias S. 1029 nicht folgern, nach welcher der vom Polyeuktus adoptirte Leokrates das von ihm zugebrachte Vermögen nach aufgehobener Adoption wieder zurückbekommen habe. Aus dieser Stelle aber läfst sich über die Befugnifs zu testiren gar nichts folgern; auch folgert Bunsen nichts weiter daraus, als dafs zum Behufe der leichteren Trennung des Adoptivvermögens von dem Zugebrachten wohl über das leztere ein besonderes Verzeichnifs aufgenommen worden seyn möge. Dagegen wird in der Rede gegen Leochares, S. 1100, ausdrücklich nur das Adoptivvermögen (τὰ ἐν τῷ οἴκῳ) als dasjenige genannt, worüber nicht frei testirt werden dürfe, und dieses als fremdes Vermögen (τὰ ἑτέρου) dem eigenen entgegengesezt. Besafs nun ein Adoptirter eigenes Vermögen, und erstreckte sich das Verbot zu testiren auf dieses nicht, so ist kein Grund anzunehmen, dafs er hierüber nicht eben sowohl nach dem Tode des Adoptivvaters als während seines Lebens habe testiren können. Demnach scheint uns Bunsens Annahme durch das Zeugnifs des Demosthenes allerdings gerechtfertigt, und die Argumente, die Hr. P. von der Schwierigkeit herleitet, womit eine Trennung des Eigenen von dem Adoptivvermögen in gewissen Fällen habe verbunden seyn müssen, scheinen uns dagegen nicht viel Gewicht zu haben.

Schömann.

Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire, par Augustin Thierry. Paris 1827. 8.

Es ist ziemlich allgemein anerkannt, dafs die Französische Nation, so bedeutend ihre Fortschritte in den sogenannten sciences exactes, so wie in der Anwendung derselben auf manche Bedürfnisse des Lebens und des Verkehrs, vor der Revolution waren, dennoch zugleich im Vergessen ihrer früheren historischen Entwickelung und Geringschätzung der Vergangenheit sehr weit vorgeschritten waren. Wir dürfen wohl behaupten, dafs hier die Geschichte sich furchtbar gerächt hat, und dafs die Verblendungen und die Vorurtheile, welche die Leidenschaften aller Parteien entzündet haben, bei den wohlgesinnten Häuptern dieses Volkes, so wie bei der Masse, grofsentheils aus vernachlässigter Nationalerziehung und besonders aus einer beklagenswerthen Unkunde des öffentlichen Rechts hervorgegangen sind. Die verblichenen unkenntlichen Gestalten der Vorzeit durften sich nicht in das freudenvolle Fest einer anscheinend glorreichen Gegenwart drängen, und Niemand erwartete von den Geistern der Ritter der Tafelrunde bis zu den Gefährten Heinrich IV. herab, noch weniger aber von der namen- und ruhmlosen „roture", Rath und Hülfe für die Bedrängnisse des heutigen Tages, und kaum schien von jenen ein anderes Andenken als dasjenige fabelhafter Namen, welche sich gelegentlich auf den Mausoleen und bei Illuminationen vorfanden, der Nachwelt verblieben zu seyn. Die Geschichtsforschung für jeglichen Staat, welcher, wie das heutige Franzosenreich, aus vielen durch Sprache, Abstammung und Erinnerungen getrennten Völkern im Laufe von Jahrhunderten in ein durch Gemeinschaftlichkeit gepriesener Thaten und behagliche Verhältnisse fest vereintes Volk allmälig zusammengeschmolzen ist, wie aus unscheinbaren und rauhen Urstoffen ein glänzendes Spiegelglas gebildet wird, bietet allerdings grofse, nicht durch die Anstrengungen einzelner Männer, selbst solcher, wie ein Montesquieu war, zu besiegende Schwierigkeiten dar. Desto mehr aber müssen wir die gewöhnlichen Publicisten auch Frankreichs tadeln, welche diejenige Wissenschaft, welche die wichtigsten Wahrheiten der Geschichte sammeln und auf die einflufsreichsten Fragen der Gesellschaft anwenden soll, das Staatsrecht, durch die verkehrte, unhistorische Behandlung desselben, zu falschen Vorspiegelungen gegen das Ausland, so wie gegen die eigenen Staatsbürger, nur zu häufig gemifsbraucht, eigennützigen Zwecken des Augenblicks die Nationalgeschichte und die Wahrheit aufgeopfert, und den heilbringenden Nahrungsstoff geschwächt oder in Gift verwandelt haben.

Die Restauration der Geschichtsforschung Frankreichs hat weder plötzlich noch allmälig durch eigene Anstrengung erfolgen können. Deutsches Wissen hat, wenn

Digitized by Google

gleich, wie es hier auszusprechen verstattet werde, nicht ohne Beistand des neuerweckten Waffenruhmes unseres Vaterlandes, auch hier sich Anerkennung verschaffen und Hülfe leisten müssen. Der Pariser Friede hat den Französischen Geschichtsforschern die Binde mancher Vorurtheile von den Augen genommen, und den Weg zu den wahren Quellen ihrer ältesten Geschichten und den bisherigen gründlichsten und wissenschaftlichsten Kennern derselben gebahnt. Das Studium der Germanischen Sprachen, zunächst desjenigen Dialekts derselben, welchen die Franken besafsen, ist nunmehr als erste Grundlage des Geschichtsstudiums anerkannt, und die neu-Französische Hülle ist den Volks- und Königsnamen, so wie den alten staatsrechtlichen Bezeichnungen genommen. Dadurch ist zur schnelleren Auffassung der wahren Verhältnisse des Volkes ein grofser Schritt geschehen, und die Einsicht der Identität der Geschichte der Franken mit derjenigen der übrigen Germanischen Völker eröffnet. Es bedarf für Deutsche Leser keiner Ausführung desjenigen, was Französische Geschichtsforscher über ihre eigene Geschichte und Sprache bis ins eilfte Jahrhundert hinab von den Deutschen noch zu lernen haben.

Wohl aber dürfen auch die Deutschen und die Niederländer sich aufgefordert fühlen, die vernachläfsigten Theile der älteren Geschichte der Franken und anderer der Germanischen Geschichte angehörigen Stämme zu bearbeiten, welche in und vor der Carolingischen Zeit uns nicht minder angehört als den jetzigen Bewohnern ihrer Länder, wie denn auch, aufser mehreren unserer berühmten Sprachforscher, *Pertz* in seinem gediegenen Werke über die Majordomus, *Rapsaet* in seinen gründlichen, wenn gleich zu alt-Fränkischen und etwas breit vorgetragenen Untersuchungen über den Ursprung und die Entwickelung der Rechte der Belgier und Gallier neuerdings viel geleistet haben; an welche Verdienste der nicht Französischen Gelehrten zu erinnern uns durch das vornehmthuende undankbare Schweigen des Verfassers, so wie seiner meisten Landsleute, zur Pflicht gemacht ist.

Der Verfasser, welcher für ein grofses Werk über die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen die ausgezeichnete Anerkennung der Geschichtsfreunde geniefst, hat in der Form von Briefen die hauptsächlichsten Irrthümer in den gewöhnlichen Ansichten über Französische Geschichte widerlegt, und seine fliefsend und spirituell geschriebenen Darstellungen mit den erforderlichen Hinweisungen auf die ächten Geschichtsquellen begründet. Wenn gleich in des Verfs. Ansichten sich wenig nachweisen läfst, was als eigenthümliche Entdeckung aufzustellen seyn möchte, so hat er das nicht mindere Verdient, die Resultate mannigfaltiger älterer, wenig beachteter (wie die der Abhandlungen in dem Recueil des ordonnances des rois de France, T. XII. et XIII.) und neuer isolirter Sprach- und staatsrechtlicher Forschungen geprüft, und in ihren Gesammtbeziehungen auf die Darstellung einer allgemeinen Französischen Geschichte verstanden und dieselbe bündig und anziehend dargestellt zu haben. Die Hauptgegenstände dieses Werks sind demnach eine Beleuchtung der vorzüglichsten modernen Französischen Geschichtschreiber und Untersuchungen über die Franken, deren allmälige Ausbreitung, die Macht und die Autorität der Könige bei ihnen, so wie deren Dynastien, und die vermeintlichen, so wie die wirklichen Theilungen ihrer Monarchie, dann, welchem Gegenstande der gröfsere Theil des Umfanges seines Werkes gewidmet ist, die Entstehung der Communen.

Die Verdienste *Sismondi's*, *Barante's* und vorzüglich *Guizots* um die Französische Geschichte anerkennend, verbreitet sich der Verf. über die bekannten Werke des graciösen Abbé *Velly*, dessen Galanterie und Pompschilderungen der Französischen Herrscher selbst für Romane und auf Schaubühnen seit geraumer Zeit nicht mehr zu brauchen sind, des rechtlich gesinnten *Mezeray*, der ohne Scheu sich mit dem Geständnisse brüsten durfte, nie eine alte Chronik gelesen zu haben, des Jesuiten *Daniel*, der bei besseren Kenntnissen wenig von dem Vielen leistete, was ihm möglich gewesen wäre. Es werden dann drei verschiedene Methoden der Geschichtschreibung, welche seit dem Mittelalter in Europa befolgt sind, angegeben. Die älteste derselben bestand in der Zusammenstellung moralischer oder ergötzlicher Anekdoten und Fabeln, unter den Namen von Schatz, Spiegel, Garten der Geschichte, oder auch Lateinischen Annalen, in denen Livius und Sallust wohl selten als Vorbilder zu erkennen seyn möchten. Man könnte sich wundern, die erste Classe dieser Schriften hier aufgeführt zu finden, da historische Belehrung ihr Zweck gar nicht oder doch nur neben dem hauptsächlichen heiterer oder erbaulicher Unterhaltung war, und manche Gedichte und Balladen hier mit mehr Recht angeführt werden dürften. Doch sind sie gewifs sehr lehrreich für die Kenntnifs der Ansicht, in welcher Gegenstände der Geschichte in jenen Zeiten betrachtet

Digitized by Google

wurden, wie die ältere Geschichte durch die Tradition sich entstellte, und fast nur der willkürliche Schmuck historischer Namen für fremdartige Zwecke wurde. Seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stellte man mehr Thatsachen zusammen, erzählte mit Pomp, mischte Charakterschilderungen und Reden ein, wozu das Beispiel des Livius die Verführung und die vermeinte Rechtfertigung darbot. Das vergangene Jahrhundert war dasjenige der kritischen Abhandlungen — la philosophie — worin *Robertson* und *Hume* bei sorgfältiger Ausbildung eines den Römern nachgemodelten Styles als unübertreffbare Muster vielfach gepriesen sind. Wir brauchen nur die Namen dieser beiden Schriftsteller, vorzüglich des lezteren, zu nennen, um uns hier ferneren Beweises überheben zu dürfen, dafs auch in ihrer Zeit der Sinn für wahre Geschichtsforschung noch nicht erwacht war. England besizt in den ersten Theilen von *Hume's* Englischer Geschichte, welche bekanntlich als Ergänzung der zuerst geschriebenen meisterhaften Geschichte der *Stuarts* abgefafst sind, kein Werk, in welchem gediegene Auskunft über die wichtigsten älteren Zustände des Landes zu finden wäre, und eben so wenig in seiner übrigen nationalhistorischen Literatur, da auch das Jugendwerk des Mannes, welcher auch hierin ein zu wenig beachtetes Muster in seinem Versuche eines Abrisses der älteren Geschichte Englands geliefert hat, nur Skizze blieb, weil er zu Höherem berufen wurde, wie Keiner vor ihm mit dem feurigen Schwerte des Wortes für die Erhaltung und Verehrung geheiligter Rechte gegen wahnsinnige Feinde, gegen verblendete, abgefallene Freunde, oft fast einsam zu kämpfen — wessen könnten wir hier gedenken wollen, als *Edmund Burke's?* In der Erforschung und Herstellung jener Grundwahrheiten der Geschichte hat unsere wissenschaftlich und politisch stark angeregte Zeit Vieles geleistet und läfst noch mehr erwarten. Die wichtige Auffassung der Vergangenheit jedoch, jene höchste Aufgabe der Geschichtschreibung, welche in der Ausmittelung des Verhältnisses der Gegenwart zu jener besteht, ist ein Problem, welches sich stets neu gestaltet, so lange die Sprache und die Begriffe der Menschen bald sich folgerecht ausbilden und erweitern, bald wunderbar beweglich schwanken und durch Vermengung sich trüben. Wenn daher die Geschichte mit treffender Wahrheit das Weltgericht genannt ist, so hat der einzelne Geschichtschreiber sich sehr vor der Anmafsung des richterlichen Amtes zu bewahren: eine Bemerkung, welche sich durch einen Rückblick auf dasjenige, was durch die verschiedenen Methoden der Historie bisher geleistet worden ist, noch mehr aber begründet, wenn wir die Schicksale einzelner Wissenschaften in ihrer Beziehung auf Geschichte, z. B. die Sprachforschung, welche deren Lehrstube genannt werden könnte, erwägen wollen.

Wie sehr selbst in diese Wissenschaft die Leidenschaft des Parteigeistes ihre Farbe und ihre Irrthümer verbreitet, davon gibt der Verf., welcher die liberalen Ansichten über die jetzige Verwaltung Frankreichs viel zu sehr auf seine historischen Studien überträgt, manche auffallende, warnende Beweise. In einem besonderen Capitel bemüht er sich sehr gründlich zu beweisen, dafs der Titel König, Rex, Roi, bei den Franken eine von der jetzigen sehr verschiedene Bedeutung besessen, und gewöhnlich mit der eines Heerführers, Herzoges, Anführers übereingestimmt habe. Wefshalb wird aber hier, wo wir bei jedem Anlasse über die Etymologie irgend eines Namens belehrt werden, ignorirt, dafs der Grundbegriff des Namens des Königs in seiner Abstammung (cyn, Geschlecht) liege? In der Benennung des Roi des Merciers, Roi des Violons und anderer Vorsteher geringer Corporationen können wir keinen Beweis der Behauptung entdecken, dafs mit dem Worte Roi nur ein gewöhnlicher Vorsteher zu verstehen sei. Wir glauben vielmehr, dafs sie, wie der Schützenkönig, Waisenkönig und ähnliche ungekrönte Häupter Deutschlands, lediglich der Volksironie ihre Weihe verdanken. Oder würde der Verf. auch behaupten, dafs der Schülerbischof (Episcopus, abbas puerorum), welcher bei Schulfesten den Ehrenplatz erhielt, defshalb so benannt sei, weil im dreizehnten Jahrhunderte die Titel des Abtes und Bischofes primitive, wenigsagende Bedeutung hatten? — Die kleinen Ortschaften, welche in der Normandie bei Lille und bei Tournay den Titel Royaume führen, könnten vielleicht nicht aus der Menge der Reguli zu erklären seyn, sondern sie möchten, wie auch in Deutschland Dörfer sich finden, welche den Namen Königreich (z. B. im alten Lande an der Elbe) führen, Allodien des landesherrlichen Namens oder Gränzörter gewesen seyn.

Ein anderes Ergebnifs der leidenschaftlichen Ansichten des Verfs. ist seine oft wiederkehrende Behauptung, dafs das Königthum dem *bizarren* Lehenssystem seine Begründung verdanke. Ein vielseitig gebildeter Historiker, wie Hr. Thierry, sollte nicht länger verkennen, dafs eine

Digitized by Google

so weit verbreitete als tief gewurzelte Erscheinung, wie das Lehensystem, nicht nur in unserem Welttheile, dasteht, nicht als eine Grillenfängerei der Vorsehung betrachtet werden darf. Das unbefangene Auge wird willig erkennen, wie das Lehensrecht zunächst aus alten Rechtsgewohnheiten hervorging, durch den Einflufs des Römischen Rechts und kirchlicher Verfassung bedingt wurde, und in seiner ausgebildeten Anwendung auf die Rechtsverhältnisse der ehemaligen Gefolge der Könige das rohe Recht der Kraft und der Willkür gemildert und verdrängt hat, und also durch innere Nothwendigkeit (la force des choses) im Widerspruche mit dem Begriffe der alten Fränkischen Khane oder Häuptlinge sich ausgebildet hat.*) Wenn gleich das Lehensystem sich um einzelne Häupter herum vereinigen mufs, so beruht das Königthum auf anderen allgemeineren Grundlagen als das Feudalwesen, und beider Vermengung kann kaum zu anderen Resultaten führen als zu gehaltlosen Sophismen der Art, dafs, nach Abschaffung der Leibeigenschaft, der König der einzige glebae adscriptus sei. Es läfst sich nur behaupten, dafs in Frankreich das Königthum in der Form des Lehenssystems eine Zeitlang ausgebildet sei, eine Form, welche aber über Staatsverhältnisse erst gebietend werden konnte, nachdem dessen Rechtsprincipien allgemeiner verbreitet waren. Fast noch auffallender erscheint die Ansicht, dafs nicht nur der Begriff des Königthums, sondern auch der allmälig ausgedehnte Bestand der späteren Französischen Monarchie sich durch die Ausdehnung und die Anmafsungen des Lehenadels gebildet habe. Darf die Geschichte nach Jahrhunderten noch behaupten, dafs die Provence und Aquitanien durch die Chimäre eines Lehenhofes an Frankreich gebunden seien, ohne zu erwägen, dafs diese Rechtsbegriffe auf dem innersten Bewufstseyn des Rechts in seiner Anwendung auf die durch die in der Entwickelung der Geschichte der Germanischen Volksstämme gegebenen Verhältnisse beruhten?

Es wird zu häufig übersehen, dafs diese heftig angegriffenen Rechte des Bodens keine anderen sind als die der Geschichte, dafs jene allerdings beklagenswerthe Gefangenschaft in freier Luft, gewöhnlich Leibeigenschaft genannt, der Preis für das Leben der Besiegten war, und dafs ganz ähnliche Verhältnisse des Bodens durch die nothwendige naturgemäfse Structur der gesellschaftlichen Formen, die wir bisher gekannt haben, zu allen Zeiten hervorgebracht worden, wie denn die Vorzüge, welche nicht nur der Pariser, Londoner und andere Bewohner von den in Folge der Völkerwanderungen durch die Siegerstämme erkornen Hauptstädten, sondern schon die Bürger Roms und Athens genossen, gleichmäfsig auf der heimathlichen Geschichte dieses Bodens beruhen. — Auch mufs Rec. sich hier gegen einen Ausdruck, wie la hiérarchie territoriale, womit die durch das Lehensystem festgestellten, an den Landbesitz geknüpften Abstufungen der Stände auf gehässige Weise bezeichnet werden sollen, erklären; da die geistliche Hierarchie auf dasselbe keinen unmittelbaren Einflufs hatte, das Pyramidalsystem der katholischen Kirche aber weder durch diesen Ausdruck genau bezeichnet noch gründlich getadelt wird, daher die Bezeichnung so vage ist, dafs sie mit demselben Rechte auch auf die Verschiedenheiten unter dem Geschlechte der Vögel und der Fische angewandt, und dem Wallfische die dreifache Krone zugestanden werden könnte. So richtig und folgenreich auch der Hauptgedanke ist, welchen der Verf. in diesem Buche ausführt, dafs es unmöglich sei, irgend Etwas in dem Gallien des früheren Mittelalters mittelst der neugeschaffenen Ausdrücke der heutigen Sprache zu begreifen und darzustellen: so zeigt er sich selbst in ähnlichen Irrthümern befangen, wenn er auf die Begebenheiten der neueren Zeiten vielfache Anwendungen aus der den Begebenheiten wie dem Geiste nach verschiedenen Vorwelt überträgt oder glaubt durch — sogar die treffendsten — Beispiele und Ansichten aus der Gegenwart, welche in der Regel der Vergangenheit nur deutlich gegenüber gestellt zu werden brauchen, um sich vor jeder verkehrten Anwendung desto besser zu sichern, mehr als ein partielles, einem Blitzstrahle ähnliches Erleuchten der Nacht der Vergangenheit bewirken zu können. Dieser Mifsbrauch der Geschichte gehörte stets zu den Schattenseiten einer aufstrebenden literarischen Cultur, und schon Thucydides hat diesen Fehler bei seinen Zeitgenossen gerügt, welche alte Sagen verstümmelten, um sie zu Prophezeihungen für ihre Tage zu verschneiden, wobei er kurz und für alle Zeitalter anwendbar bemerkte (L. II. c. 54): *οἱ γὰρ ἄνθρωποι, πρὸς ἃ ἔπασχον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο.*

Mit besonderer Vorliebe hat der Verf. in der lezten Hälfte seines Werkes die Entstehung der städtischen Verfassung in dem eigentlichen alten Frankreich — auf eine

*) Wie sehr tief dieser eingewurzelt war, können wir errathen, wenn noch unser Helmold († nach 1177) den König Ludwig VII. „regem Parisiorum" nennt.

Digitized by Google

noch fehlende genauere Nachweisung oder Untersuchung über die Weise, in welcher die Römische Städteverfassung fortbestand und einwirkte, ist nicht näher eingegangen — geschildert in einer anziehenden, lebhaften, den Quellen getreuen Darstellung, welche den Wunsch erregt, dereinst ein gröfseres Werk über die Geschichte des ganzen Frankreichs von seiner Feder zu erhalten. Auch sind die individuellen Ansichten des Verfassers über die neueren Staatsbegebenheiten der Auffassung jener Erscheinung weniger hinderlich gewesen, in welcher ein den neueren Revolutionen verwandter Geist sich oft geäufsert hat. Dem fremden Leser wird es bei Betrachtung des Aufkommens der vom Verf. aufgeführten Communen sehr auffallen, wie ein beweglicher, ungestümer Nationalcharakter sich auch hierin zu erkennen gegeben hat, welchem das schwer Errungene dennoch bald wieder entzogen werden konnte, während in Deutschland und dem übrigen nördlichen Europa städtische Anlagen und Rechte sich gröfstentheils durch Begünstigung und eigene Anregung bekehrender und colonisirender Fürsten, oder im Wege einer nicht feindlichen Verhandlung mit den Städtebewohnern entwickelten. Desto überraschender könnte es erscheinen, dafs das Bürgerthum in Frankreich im Wesentlichen, zuweilen sogar in der Form und Ausdrucksweise der Privilegien, sich auf dieselbe Weise gestaltete, wie in den Städten des übrigen Europa's. Die Privilegien von Cambray (worin das Recht, dafs die Bürger nur für Einen Tag zum Kriegsdienste gebraucht werden durften), die von Laon, Noyon (wo auch die Aufnahme der Bürger von dem Rathe, Entrichtung des Bürgergeldes und die Bürgercasse ausdrücklich vorgeschrieben, auch schon ein besonderes Stadtsiegel verstattet worden), können durch Zusammenstellung mit denen von Freiburg im Breisgau (Statut. v. 1120, Art. 63), Magdeburg, Bremen und anderen Städten trefflich erläutert werden; der in der Charte von 1102 für Beauvais, so wie der von *Chateauneuf* (Urk. v. 1181 in C. L. XI. 221) vorgeschriebene Eid der Majeurs und der zwölf Pairs gleicht völlig dem alten Eide des Rathes in den ältesten Deutschen Städten. So bewährt sich schon in der Masse der Europäischen Bevölkerung seiner Zeiten, wenn sie gleich durch Verschiedenheit der Sprachen, durch Nationalfeindschaft und Unwissenheit getrennt war, eine Gleichheit des staatsbürgerlichen Strebens, welche nicht erst dem vermittelnden Einflusse der Kreuzzüge ihren Ursprung verdanken konnte, sondern auf Stammverwandtschaft und die gemeinsamen Bande der Gesetzgebung und des Verkehrs und des Interesses, welche die Regierung Carls des Grofsen hinterlassen hatte, zurückzuführen seyn möchte. Eine nähere Erörterung der Ursachen, welche die Entwickelung der Französischen Städte im zwölften Jahrhunderte, so wie deren baldigen Verfall veranlafsten, hat der Verfasser nicht unternommen, ganz hingegeben dem Kampfe gegen die Ansichten der Publicisten und Historiker unter seinen Landsleuten, welche Ludwig VII., welcher nur einzelne Stadtprivilegien confirmirte, und, was er übersehen hat, zuweilen auch durch Rechte, welche nur die königliche Gewalt ertheilen konnte, erweiterte, als den alleinigen Begründer der Französischen Städte gepriesen haben. Es ist nicht anzunehmen, dafs die Französischen Bürgerschaften, so wenig wie je andere, aus entlaufenen Leibeigenen entstanden, wenn sie gleich oft durch dieselben vermehrt sind, da schon *Beaumanoir* im dreizehnten Jahrhunderte bestätigt hat, dafs der dritte Stand, die „Serfs", aus sehr verschiedenen Classen bestand, worin die servitude gauloise allerdings dem Zustande der Wendischen Sclaven entspricht, welche in unseren Gegenden bei Uebertragung von Gütern mit Holzungen, Fischereigerechtigkeiten und anderem Zubehör gleichfalls überlassen wurden, der Stand der Bauern aber nur an vertragsmäfsige Schutz- und Pachtzinse und Leistungen gebunden war, deren gesetzliche Ablösung bei geringen Bedürfnissen des Areals und vermehrtem beweglichem Vermögen den Burganwohnern leicht wurde. In den Städten aber wurden, wie aus den von dem Verf. selbst angeführten Urkunden zu entnehmen ist, die etwanigen Rechte der ehemaligen Gerichts- und Gutsherren auf die neu aufzunehmenden Bürger ausdrücklich gesichert; so zu St. Quentin (S. 266) und Laon (S. 279). Die Nachforschung der Localursachen, welche die Entstehung der einzelnen Städte veranlafsten, und die gewöhnlich in der Nähe bischöflicher Kathedralen und Paläste bestanden, und nicht auf dringenden Bedürfnissen der von der Natur und fest begründeten Verhältnissen gegebenen Handelszüge und Industriezweige beruhten, weiset zugleich nach, wie die meisten jener binnenländischen Städte nach dem Verschwinden jener örtlichen und zeitlichen Veranlassungen in ein dem, wenn nicht moralischen, doch staatsbürgerlichen Werthe ihres damaligen Bestrebens entsprechendes Subordinationsverhalten zurücktreten mufsten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 45. u. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire, par Augustin Thierry.

(Beschluſs.)

Wir befürchten den Vorwurf, an das vorliegende Werk etwas Fremdartiges anzureihen, wenn wir es benutzen wollten, um an dasselbe ausführliche Untersuchungen über die Form des alt-Französischen Städtewesens zu knüpfen, welche der Verf. selbst nicht beabsichtigt hat. Auch gibt die Geschichte der Städte in Frankreich vielfältigen Anlaſs, zu bemerken, daſs bei manchen nicht unwesentlich scheinenden äuſseren Verhältnissen keine allgemeine Ansicht, sondern Localgründe berücksichtigt sind. Die Zahl der Mitglieder der Stadtbehörde, so wie ihre Benennung, ist sehr verschieden, und leztere erinnert häufiger an die alte Germanische Gemeindeverfassung als an ältere Römische Städte; dagegen ist ein jährlicher Wechsel der Beamten frühe nachzuweisen. In Cambray waren nicht minder denn achtzig Jurés, in denen jedoch vielleicht ein groſser Rath zu suchen seyn möchte, von welchem abgesondert eine engere Behörde bestand; in Beauvais dreizehn Pairs (wie auch in der Bestätigung der Coutumes von Mantes durch Louis VII. vom Jahr 1150 die prud'hommes pairs de la commune genannt werden, C. L. XI. 197) mit einem oder zwei gleichfalls selbst erwählten Majeurs, Bürgermeistern, aus demselben, während in dem Prévot, Praepositus, der herrschaftliche Vogt zu erkennen ist; in Chateauneuf wurden zehn probi homines jährlich erwählt; in Rheims trugen sie den Namen von Échevins, und wurden, zwölf an der Zahl, jährlich am Charfreitage gewählt; in Vazelay erhielten sie den Titel Consuls, wie in den südlichen Städten, während in anderen Städten unter den Échevins eine abgesonderte richterliche Behörde verstanden wurde, wie zu St. Quentin. Wunderlich ist das Miſsbehagen des Verfs. (S. 221) mit dem eine Erinnerung an die Servitude in sich tragenden Germanischen Titel der Schöffen, Échevins, welches beim Zurückgehen auf die Germanische Abstammung des Worts Bourgeois eben sowohl hätte erweckt werden können. — Eine Schilderung der mannigfaltigen complicirten Wahlarten gibt der Verf. selbst im 21sten Briefe S. 361.

Den Bürgern von Bapaume bewilligte Philipp August im Jahre 1196 alle vierzehn Monate einen Maire, neun Schöffen und Geschworne für dieselbe Zeit zu erwählen (s. C. L. XI. 275); der jährliche Wechsel der Échevins der Commune von Mout-Didier wurde 1220 durch ein königliches Privilegium autorisirt (C. L. XII. 297). Diese Verschiedenheit der Form scheint wohl einen Beweis darzubieten, daſs bei deren Entstehung in gröſstentheils benachbarten Städten weniger Einheit der Zwecke und bestimmtes Vorbild vorherrschte als in Deutschland, wo die Fortpflanzung der Musterverfassungen die Rechtmäſsigkeit der Erwerbung sicherte, und für die Erhaltung bei entstehenden Streitigkeiten rechtliche Entscheidung und Hülfe darbot. In Laon und Cambray (S. 309) findet sich, so wie in einer Urkunde Kaisers Friedrich I. für Worms vom Jahre 1156, der Ausdruck Pax für Weichbild, Banlieue, welcher jedoch nicht, wie der vom Verf. angeführte Annaliste meint, sich auf den auf frühere Streitigkeiten erfolgten Frieden bezieht, sondern auf die eximirte Jurisdiction, den Markt- oder Borchfrieden. Aus dem lezten Worte, oder dem Borchvrede, möchte auch wohl die den Landesherren verhaſste und durch Ordonnanzen verbotene Bezeichnung des Beffroy, Belfredus, herzuleiten seyn, des Thurmes mit der Glocke zur Zusammenberufung der Bürger, auf dessen Errichtung und Ausschmückung in manchen Städten des Südens ein besonderer Werth gelegt ist, wie auch der hängende Thurm zu Pisa seinen seltsamen Bau einer solchen städtischen Eitelkeit zu verdanken haben soll. Da die Kirchenglocke nicht ohne Genehmigung der Geistlichen von den Stadtbehörden benuzt werden durfte, worüber zuweilen Vereinigungen statt fanden, so

Digitized by Google

war ein zur Vertheidigung der Stadt dienender Wartthurm der geeignetste Ort, um die Bannglocke anzubringen.

Möge der Verf. den vorgesezten Zweck erreichen, für die Behandlung der Französischen Geschichte die nunmehr zu verfolgende Bahn auf immer angedeutet und auf dasjenige gründliche Studium zurückgeführt haben, ohne welches die Geschichte Gefahr läuft, an äufserer und innerer Wahrheit unter die schalste Dichtung herabzusinken. Wenn die einzelnen Erscheinungen derselben deutlicher aufgefafst, in sich gesondert und in ihrem Zusammenhange mit der Vorwelt und der Gegenwart nachgewiesen sind, und deren unaufhaltsamer Wechsel bei der Unveränderlichkeit der Naturgesetze und den ewigen Bedürfnissen des menschlichen Geistes wird mehr und mehr erkannt werden können, so werden wir die Geschichtschreibung praktischer nennen dürfen, werden die Schätze unserer Sehnsucht nicht für abgestorbene Aeufserlichkeiten verschwenden, und in dem vollem Gefühle des Werthes unserer Jugend — denn dieses ist ja die Weltgeschichte dem Menschen, welche sie liebt und in sich trägt — die Zukunft aus der richtig verstandenen Gegenwart lebensfrisch, besonnen und fest uns erbauen.

J. M. Lappenberg, Dr.

Geschichte der Pythagorischen Philosophie von D. Heinrich Ritter, aufserordentl. Prof. an der Universität zu Berlin. Hamburg bei Perthes. 1826. 8. VIII S. 233.

Zweiter Artikel.

Wir kommen nun zur zweiten und wichtigsten Abtheilung des Buchs; in welcher der Verf. ohne alle weitere Vorbereitung von der mit Aristoteles Worten ausgedrückten Lehre der Pythagoreer ausgeht, die Zahl sei die ἀρχὴ oder οὐσία der Dinge — „weil sie ihre Grundansicht gebildet haben soll, und von jeher die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.“ Hier finden wir nun die oben ausgesprochenen Forderungen, uns auf den Standpunkt zu stellen, welchen die Pythagoreer in der Entwickelung der Philosophie eingenommen haben, und damit die Nothwendigkeit ihres gemeinschaftlichen Problems und die Beziehung jener Grundansicht auf dasselbe darzustellen. Wie der Verf. in der ersten Abtheilung Pythagoras gleichsam isolirt hingestellt, und nur eine dunkle und zweifelhafte Verbindung mit der Geheimlehre der pelasgischen Tyrrhener übrig gelassen hat, so tritt auch hier seine Grundlehre isolirt und ohne Beziehung auf die Probleme auf, welche die Jonier vor ihnen zu lösen versucht und zum Theil gelöst hatten. Diese Unterlassung ist aber um so befremdender, da schon die Natur der Zahl selbst, welche in jener Lehre eine so grofse Rolle spielt, darauf hinweist, und schon oben berührte Stellen der Aristotelischen Metaphysik, welche der Verf. hier und da zur Erklärung benuzt hat, ziemlich deutlich davon sprechen. Auch liefsen uns die Worte der Vorrede, nach welchen sich die vorliegende Geschichte der Pythag. Philosophie an des Verfs. Gesch. der Jon. Philosophie *unmittelbar anschliefsen* soll, die Befriedigung jener Forderung hoffen; aber durch die Abhandlung selbst fanden wir, dafs sie nur in chronologischer Beziehung zu verstehen sind. Der Verf. *berührt* zwar die Frage, „wie die Pythagoreer darauf kommen konnten, die mathematischen Principien für die Principien aller Dinge zu halten, und warum sie gerade die Principien der Arithmetik, die Zahlen, für das Erste hielten“ (S. 84, 95), aber er thut keinen Schritt, die Berechtigung, welche jene Ansicht mit sich führt, darzustellen, und über den Grund der Zahlenlehre gibt er (S. 112) mit einem *vielleicht* nur die subjective Veranlassung der Pythagoreer an. So erscheint die Grundlehre der Pythagoreer als eine willkürliche Vorstellungsart, „eine Meinung, über welche man sich nicht wundern darf, da sie auf einer gewissen Stufe der Bildung nicht selten hervorgetreten ist.“ Man sollte meinen, dafs eben dieses Hervortreten auf einer gewissen Stufe der Bildung eben auf einen berechtigenden Grund dieser Lehre hinweise, und sollte man sich über jene Vorstellungsweise *nicht* wundern, so hätte ihn der Verf. hervorheben, und so die Frage beantworten sollen, auf welchem Standpunkte die mathematische Betrachtung der Dinge nothwendig ist.

Um nur Einiges zu dem hinzuzufügen, was der Verf. dieser Beurtheilung kürzlich in einer kleinen akademischen Schrift (de rerum principiis secundum Pythagoreos Lips. 1827. 8.) über diesen Punkt angedeutet hat, so sei hier Folgendes bemerkt. Der Geist, der sich zum Bewufstseyn seiner selbst erhob, konnte bei der Wahrnehmung des Sinnlichen nicht stehen bleiben, dem er, nach Aufsen gewendet, zuerst Realität zuzuschreiben pflegt. Er sucht das Allgemeine und Wesentliche in diesen Erscheinungen, er findet es auf der ersten Stufe im Kreise

Digitized by Google

dieser Erscheinungen selbst, insofern er gewisse materielle Substanzen als ursprüngliche annimmt, durch deren Verwandlung oder Verbindung (wenn von mehreren die Rede ist) die Gesammtheit der übrigen Erscheinungen erklärt werden soll. Als solche werden diejenigen gewählt, die sich auf diesem Standpunkte der Naturforschung als die in den meisten anderen wirksamen zeigen. Allein der Geist mufste bald den materiellen, äufseren Grundstoff zur Erklärung der Erscheinungen unzureichend finden. Es trat die genauere Unterscheidung des sinnlich Wahrnehmbaren und des Unsinnlichen ein. Für dieses konnten die materiellen Grundstoffe nicht Erklärungsprincipe seyn; der Geist suchte daher nun das Wesentliche und Allgemeine, welches in beiden Arten von Erscheinungen sich kund thue, und er fand es nun in dem Unsinnlichen. Als das unsinnliche Allgemeine bot sich ihm das Quantitative an, sofern es sich in allen Erscheinungen darstellt. Alles hat Gröfse, und Alles ist eine bestimmte Gröfse theils an sich, theils insofern es gedacht wird. Jedes Ding ist nämlich Eins mit einem bestimmten Mannigfaltigen, also ein *Einzelnes* im Ganzen und selbst ein Ganzes, welches Vieles in sich hat. Hierin liegt schon die *Zahl* ausgesprochen, auf welche, als das allgemeine Schema der Quantität, sich auch die Figur reduciren läfst. Denn die Form der Zeit, die auch das Unsichtbare begreift, ist die allgemeinere; und darum geht auch die Mathematik als Gröfsenlehre von ihr aus, und die Pythagoreer machten nicht das Quantitative und die Zahl zu den Principien der Dinge, *weil* sie sich mit Mathematik beschäftigten, sondern sie erkannten das Quantitative und Mathematische, womit sie sich beschäftigten, als das Allgemeine und die wesentliche Form der Erscheinungen an. In diesem Fortschritte der Pythagoreer von den sinnlichen Grundstoffen zu den nichtsinnlichen mathematischen Principien liegt zugleich der Uebergang zu den reingeistigen Principien der Folgenden; wie schon Plato bemerkte (Arist. Met. I, 6), dafs das Mathematische zwischen dem sinnlich Wahrnehmbaren und den Ideen liege, mit jenen die Wiederholbarkeit, mit diesen den Charakter des Ewigen theilend. Und weil es die Eigenschaften des Unsichtbaren, Geistigen, und die des Allgemeineren vereinigt, so waren, wie Aristoteles sagt, ihre Principien geeignet, um auch zu dem höheren Seyn emporzusteigen. Von der anderen Seite erweiterten sie damit auch den Umfang der Untersuchung; denn ob sie schon die mathematischen Lehren *vorzugsweise* auf die Natur anwendeten, so gehörten sie doch zu denen, welche, wie Aristoteles ebenfalls äufsert, von dem Seienden einen Theil als sinnlich wahrnehmbar, einen anderen als nicht sinnlich wahrnehmbar sezten, und ihre Betrachtungen auf beide Gattungen wendeten. Und zwar gingen sie in der Naturverklärung von dem *Allgemeineren aus*, und suchten (Ar. de coelo II, 13) nicht nach den Erscheinungen die Gesetze, sondern nach den Gesetzen die Erscheinungen zu bestimmen, wobei sie freilich oft willkürlich verfuhren und in mancherlei Irrthum verfielen, wovon Aristoteles selbst ein Beispiel (Met. I, 5) uns aufbehalten hat. Die daher später gewonnene Einsicht, dafs Quantität und Zahl sich gleichgültig gegen den *Inhalt* der Dinge verhalten, trieb dann das Philosophiren von der mathematischen Betrachtungsweise zu einer umfassenderen fort. Der Abstand, welcher daher zwischen der formellen Zahl nebst der sie begründenden Einheit und dem *vernünftigen Denken* stattfindet, trennt auch die Pythagorische Lehre von der Lehre des Anaxagoras, und Rec. kann daher der in dem

Beitrag zur Erläuterung der Pythagorischen Metaphysik nebst Beurtheilung der Hauptmomente in Hrn. Prof. Heinr. Ritters Geschichte der Pythagorischen Philosophie von Ernst Reinhold (ord. Prof. d. Philos. in Jena). Jena, 1827. 8. IV, 8. 108.

aufgestellten Ansicht nicht beistimmen, welcher die μονὰς der Pythagoreer über den νοῦς des Anaxagoras stellt. Lezterer, behauptet Hr. Reinhold, sei nur ein physisches Wirken; die *Pythagoreer* aber hätten den Charakter der menschlichen Intelligenz mit schärferem Blicke aufgefafst, und auf das Grundprincip zurückschliefsend die Urthätigkeit des obersten Princips (der μονὰς) in ein Begränzen und harmonisches Ordnen der Dinge durch Mafs und Zahl gesezt. Er selbst mufs eingestehen, dafs sie durch die *mathematische* Function, welche sie in der menschlichen Intelligenz hervorhoben, und auf diese Weise in die Gottheit übertrugen, die *logische* Natur unseres Denkens (und wir verstehen das nicht im rein *formellen* Sinne) nicht erkannt hätten — aber diese leztere Natur ist es eben, welche sich weit bestimmter und reiner in dem νοῦς, als in der μονὰς oder dem ἓν einer von Symbolik und Mythologie verhüllten Lehre ausspricht. Und so sagte wohl Aristoteles mit Grunde: als Jemand sagte, wie in den einzelnen Geschöpfen so sei auch in der Natur Vernunft die Ursache der Welt und der ganzen Ordnung, so erschien er wie ein Nüchterner im Vergleich mit den *früheren* ohne Be-

Digitized by Google

dacht Redenden. Hr. *Reinhold* sagt: „sollte die Pythagorische Ableitung der Welt aus der intellectuellen Urkraft (woher diese Voraussetzung?) eine vernunftmäfsige, besonnene, kunstgerechte, ontologische Deduction aus dem obersten Principe, so wie Aristoteles urtheilt, dafs sie zuerst von den Pythagoreern ausgeführt worden, seyn (aber Aristoteles sagt blofs, dafs die Philosophen *bis* auf Pythagoras, oder die Pythagoreer, sich nur auf unbestimmte Weise über die vorher besprochenen Principien erklärt und sich ihrer bedient hätten, und diefs läfst sich aus dem schwankenden Texte nur ungefähr herausnehmen; von einer kunstgerechten ontologischen Deduction kann aber gar die Rede nicht seyn) — so, fährt Hr. Reinhold fort, durfte nichts Seiendes oder dem Seyn zum Grunde Liegendes von ihnen gedacht werden, was *aufserhalb* der höchsten Kraft und unabhängig von ihr bestände, und was nicht dergestalt aus ihr hervorginge, dafs es durch ihren Begriff schlechthin als nothwendig gesezt wäre (S. 81 f.). Lezteres gilt zwar von Anaxagoras Lehre *insofern*, als diese von einem ursprünglich bewegungslosen Urstoff redet, hiermit hängt aber auch die Ansicht zusammen, dafs der *bewegende* und *ordnende* Geist (νοῦς) als rein und als unvermischt mit der Materie ausgesprochen wird, welches ein Gedanke von höherer Unterscheidung ist, als dafs wir ihn den älteren Pythagoreern beilegen könnten. (Vergl. meine Bemerkungen zu Tennemanns Gesch. der Philos. I. Bd. II. Ausg. 1828. S. 371.)

Doch wir kehren, da wir späterhin noch auf den Gottesbegriff der Pythagoreer zu sprechen kommen werden, zu der Grundlehre der Pythagoreer selbst zurück, und werden, um diese Beurtheilung nicht zu weit auszudehnen, bei Erklärung dieser Lehre, von welcher alles Uebrige abhängt, am längsten verweilen; und dieses um so mehr, da Hr. Prof. Reinhold in der angeführten Schrift eine von unserem Verf. sehr abweichende Erklärung gegeben hat, deren Gründlichkeit Beachtung verdient, und welche hier zugleich berücksichtigt werden kann. Was die Darstellung des Hrn. Prof. Ritter anlangt, so bemerken wir zuerst, dafs sie die bekannten Stellen der ihrem Inhalte nach unstreitig ächten Metaphysik und der Physik des Aristoteles zum Grunde legt, aus welcher wir, wie er sagt, die ungeschminkteste Darstellung der Aristotelischen Lehre ziehen können; und dafs er dieser die Berichte anderer alten Schriftsteller unterordnet. Die Methode seiner Forschung überhaupt ist *logisch-exegetisch*, und beruht im Wesentlichen auf der Vergleichung des Sinnes verschiedener Stellen mit einander nach dem Gesetze des Widerspruchs. Der Gang der Darstellung hierbei hat etwas Künstliches, und entbehrt der Einfachheit, durch welche solche Forschungen, unbeschadet ihrer Gründlichkeit, klar und überzeugend werden. Verwickelungen und Episoden stören die Uebersicht. Der äufsere Styl hingegen ist rein und ungekünstelt, obwohl ihm hier und da genauere Bestimmtheit abgeht. Im Aeufseren vermifst man bei kritischen Untersuchungen dieser Art gar sehr die *wörtliche Angabe der Hauptstellen*, auf welche sich berufen wird; da man nicht immer wissen kann, auf *welche* Stellen der citirten Capitel oder Sectionen einer Schrift, besonders wenn diese lang sind, provocirt wird, und da sich falsche Citate so häufig einschleichen, wovon wir auch in diesem Buche nicht wenig Beispiele nachweisen könnten.

Rec. billigt, dafs der Verf. in Hinsicht der *Quellen* von Aristoteles ausgeht, insofern wir es hier mit dem Berichte eines kritischen Geistes zu thun haben, der von jener Grundlehre gerade ausführlicher als die hier zu beachtenden Bruchstücke der Pythagoreer spricht; wiewohl damit nicht behauptet ist, dafs demselben unbedingt zu trauen, wo er die Vorstellungsweise der Alten in die systematische Sprache seines Systems übersezt. Zuerst stellt nun der Verf. die verschiedenen Ausdrücke zusammen, in welchen bei Aristoteles von jener Hauptlehre gesprochen wird; sie können uns, meint er S. 82, auf die Meinung führen, dafs „entweder Aristoteles die Lehren der Pythagoreer nicht klar aufgefafst habe, oder dafs in der Pythagoreischen Schule selbst verschiedene Grundansichten hervorgetreten seien. Beides mag vielleicht zusammengekommen seyn, und die Ursache des Ersteren mag darin gelegen haben, dafs Aristoteles die Pythagoreische Schule, und was sich ihr auch nur äufserlich anschlofs, immer als eine Gesammtheit gleichartig Denkender ohne weitere Unterscheidung behandelte.“ Die erste Voraussetzung unseres Verfs. ist bei Aristoteles Geiste schwer anzunehmen; eher ist denkbar, dafs die unklare Lehre der klaren wissenschaftlichen Auffassung widerstrebt habe; die zweite Voraussetzung ist nur insoweit denkbar, als von den *spätern* Pythagoreern die Rede ist — denn die Schule selbst nimmt nur aus einer Grundansicht ihren Ursprung. Wir haben also Grund, solchen Voraus-

Digitized by Google

setzungen zu mifstrauen, und ihnen selbst auf den Grund zu sehen. „Die Ausdrücke, in welchen die Pythagoreische Zahlenlehre von Aristoteles gefafst wird, sind schwankend," fährt der Verf. fort, und kommt auf dieses Schwanken zu wiederholten Malen zurück. Ein dreifacher Ausdruck wird unterschieden, 1) dafs von A. gesagt wird, die Dinge seien durch Nachahmung der Zahlen, oder den Zahlen ähnlich; 2) dafs die Zahl Princip der Dinge als Materie (Substanz) und als Zustände und Beschaffenheiten nach A. Ausdrucke genannt wird; 3) dafs gesagt wird, die Zahlen seien die Dinge selbst. Die *Verschiedenheit* des Ausdrucks ist hier allerdings unverkennbar, wiewohl die beiden lezten Ausdrucksformen der ersten gegenüber, welche die Zahlen von den Dingen unterscheidet, sich in Einer Ansicht leicht vereinigen lassen. Das in diesen Ausdrücken Ausgesprochene sogleich auf *verschiedene Grundansichten* der Pythagoreer zu beziehen, wäre nach des Rec. Einsicht besonders darum nicht zulässig, weil Aristoteles, der doch da, wo er von den 10 Gegensätzen der Pythagoreer redet, dieses *bestimmt* als Lehre *einiger* Pythagoreer anführt, in den hier berücksichtigten Stellen aber eine solche Verschiedenheit nicht nur *nicht* bemerkt, sondern auch keine Verschiedenheit, noch weniger einen Widerspruch in diesen Ausdrücken findet. Sonach bliebe uns nur übrig, den Grund jener verschiedenen Ausdrücke in die Ansicht zu verlegen, welche Aristoteles, von *seinem Standpunkte* aus, von der minder entwickelten und der Dialektik noch ermangelnden Pythagoreischen Lehre haben konnte. Unter beiderlei Art von Ausdrücken scheint nun derjenige, welcher sagt, die Dinge sind Zahlen, oder, in ausgebildeterer Weise, das Wesen der Dinge ist Zahl, sich unstreitig als der dem älteren Philosophiren angehörige zu erweisen; die erste Ausdrucksweise aber, „die Dinge sind nach Aehnlichkeit oder durch Nachahmung der Zahlen," welche ohnehin besonders da vorkommt (Met. I, 6), wo die Verschiedenheit der älteren und neueren Lehre (nämlich der Platonischen) auseinandergesezt werden soll (μιμήσει τὰ ὄντα φασὶν Π. τῶν ἀριθμῶν — Πλάτων μεθέξει) erscheint so als die spätere, mehr *erklärende*, die sich auch als solche in dem Anfange (Cap. V. ἐν δὲ τούτοις — ἀριθμοῖς — ὁμοιώματα πολλὰ τοῖς οὖσι καὶ γιγνομένοις ἐδόκουν θεωρεῖν, μᾶλλον ἢ ἐν πυρί etc.) ankündigt. Da nun aber Aristoteles an *mehreren* Orten bestimmt erklärt, die Pythagoreer hätten die Zahlen *nicht* von den Dingen *abgesondert*, sondern in die Dinge gesezt, oder die Dinge selbst für Zahlen gehalten, so würde sich Aristoteles widersprechen, wenn etwas Anderes der Sinn seyn sollte. Und so wird hiermit die Zahl für das Wesen der Dinge erklärt, die Dinge für das, in welchem sich das Wesen ausdrückt. (Siehe meine Commentatio p. 8, 9.) Aber die Art des symbolischen Ausdrucks, dessen sich die Pythagoreer bedienten, indem sie die Zahl auf das Verhältnifs der bestimmten Dinge übertrugen, und z. B. auch die Gerechtigkeit eine Zahl nannten, erklärte uns auch, wie sich Aristoteles die Entstehungsart der Pythagoreischen Grundlehre aus einer Wahrnehmung der *Aehnlichkeit* zwischen den Zahlen und den reellen Erscheinungen erklären konnte. Da übrigens die Zahlenlehre der Pythagoreer den Uebergang bildet von den sinnlichen Principien der Jonier zu den rein idealen Principien, so ist die unbestimmte, symbolische Weise jener Lehre, welche einem schärferen Denker späterer Zeit Anstofs erregen mufste, und ihm zu verschiedenen Ausdrücken Veranlassung gab, auch aus dieser Stellung und Natur der Zahl zu erklären. Doch wir kehren zu unserem Verf. zurück. Er nimmt drei *Meinungen* an, welche Aristoteles in seiner beurtheilenden Erwähnung der Pythagoreischen Lehre mit einander verbinde (S. 84), wenn er auf die Gründe der Pythagoreischen Lehre eingeht. Nach der ersten nun, welche sich auf die Aehnlichkeit der Dinge und Begriffe mit den Zahlen beziehen soll, und worüber der Verf. viel Beachtenswerthes sagt, haben die Pythagoreer gewisse gesetzlich wiederkehrende Zahlenverhältnisse in der Erscheinung der Dinge angenommen und sie zu ihren Definitionen der Dinge gebraucht. In Lezterem, behauptet er, könne *nicht* das ächt Philosophische der Pythagoreischen Lehre liegen, sondern dafs es nur etwa als ein Beiwerk der P. Darstellungsweise auftreten könne (S. 88). Hier, wo wir noch nicht von dem *ächt philosophischen Gehalte* der Pythagoreischen Lehre, sondern nur von dem *ächt Pythagoreischen* zu sprechen haben, können wir wohl richtiger als der Verf. sagen, es sei die Anwendung der Zahl auf Wesen, Zustände und Verhältnisse einzelner Dinge, so wie die Uebertragung derselben auf geistige Gegenstände und Verhältnisse eine natürliche *Folge* ihrer Grundansicht von der Zahl gewesen. Denn wenn sie nach oben die Zahl überhaupt für das Wesentliche und Allgemeine in den Dingen ansahen, so mufsten sie dieselbe auch in den einzelnen Dingen und selbst in den geistigen Erscheinungen wieder finden, wiewohl man bei der Anwendung einzelner Zahlen auf bestimmte Dinge willkürlich verfahren mufste, und mehr flüchtigen Analo-

Digitized by Google

gien folgte; denn die Zahl ist durch ihre *unbestimmte* Allgemeinheit nicht geeignet, das Wesen des Concreten zu bestimmen; sie entzieht sich dem Ausdrucke des *bestimmten* Gedankens; ist eine Form des Aeufseren; daher auch die Wahrheit der Pythagoreischen Zahlenlehre nur so weit reicht, als ihre Principien für die Grundformen in der Erscheinungswelt gelten — das Uebrige ist schwankende, oft spielende Symbolik. — So können wir zwar mit dem Verf. sagen, dafs die Pythagoreer nicht durch *Vergleichung* der *einzelnen* Erscheinungen mit der Zahl auf die Lehre, dafs alle Dinge Zahlen sind, oder dafs sie das Wesen, Zustände und Verhältnisse der Dinge bestimmen, gekommen — denn sie sezten die Lehre, dafs alle Dinge Zahlen sind, bei ihren Bestimmungen der *einzelnen* Dinge durch gewisse Zahlen voraus; — aber wir behaupten, dafs sie durch einfache *Anerkennung der Allgemeinheit* der Zahl, welche sich selbst auf die früheren angenommenen materiellen Principien, Wasser, Feuer etc., wie auf alle Erscheinungen erstreckt, und durch die Gewifsheit, die sie in der Zahlenlehre fanden (vergl. Philol. fr. ap. Stob. I, p. 8), auf die Ansicht, dafs das Wesentliche der Dinge in ihnen bestehe, und von da auf die weitere Bestimmung der einzelnen Dinge durch Zahlen, oder ihre Zahlenanalogien gekommen sind — wobei wir noch beiläufig bemerken wollen, dafs, da auch die geometrischen Figuren sich arithmetisch auffassen lassen, die Arithmetik ihnen nothwendig als Grundlehre erscheinen mufste. — Uebrigens führt Aristoteles von jenen Zahlenanalogien wenige an, weil er selbst weniger Werth auf sie legen mufste, und weil einige Beispiele genügten, nicht als ob er dieselben nicht für wesentlich und ächt Pythagorisch gehalten hätte.

In der Untersuchung der zweiten Meinung, welche unser Verf. in den Aristotelischen Ausdrücken findet, wird zuerst der Ausdruck, die *Zahlen seien von den Gegenständen der Mathematik* das Erste, einer Prüfung unterworfen, wobei er auch auf die Commentatoren einer unbestimmten, von Pythagoras nicht *ausdrücklich* sprechenden Stelle (S. 94) zu sprechen kommt. Die einfachste Erklärung möchte man aus einer bestimmteren Stelle des Aristoteles selbst schöpfen können, Met. I, 2. (Vergl. meine Commentat. p. 7.) Der Verf. meint aber, jener Ausdruck und die anderen Stellen des Aristoteles, in welchen es heifst, das sinnlich Wahrnehmbare sei *aus* darin enthaltenen Zahlen (vergl. S. 98 f.), liefsen nur zwei mögliche Erklärungen zu, entweder 1) die Einheiten der Pythagoreer für *Atome* anzusehen, oder 2) sie für *Punkte* zu halten. Der Verf. nimmt das Leztere an. Er meint, der obige Satz „lehre die Elemente der Geometrie in der Arithmetik finden," oder deutlicher, die Zahlen seien unter den mathematischen Gegenständen das Erste, weil die Pythagoreer unter ihnen, als Einheiten, geometrische Punkte verstanden hätten, welche durch Intervalle von einander getrennt seien. Nicht anders wolle er auch den Aristotelischen Ausdruck erklären: den Pythagoreern sei die Zahl die *Materie* der Dinge, oder sie scheinen ihre Elemente zu der Gattung der Materie zu zählen. — Allein, wenn man annimmt, die Zahlen bilden die Wesenheit der Dinge, wie Aristoteles weiter sagt, so wird sein Ausdruck, der hier die alte Lehre unter seine systematische Nomenklatur bringen will, klarer; und aus dem Schlusse des sechsten Capitels geht hervor, dafs er die Pythagoreischen Principien zwar unter seinen Begriff der ὕλη (die aber nicht blofs *körperlich* zu nehmen ist) stellte, aber zugleich bemerkt, dafs sie auch das τὸ τί ἦν εἶναι, oder die οὐσία berührt haben (vergl. meine Commentat. p. 13). — Der Verf. stüzt nun seine Ansicht, dafs jene Einheiten die geometrischen Punkte bezeichnen sollten, auf eine Stelle des Boethius, in welcher die Beziehung auf alt-Pythagoreische Lehre nicht einmal allem Zweifel entzogen ist, und einige Stellen des Aristoteles, die damit übereinstimmen sollen. In diesem Felde nun kämpft Hr. *Reinhold* siegreich gegen unsern Verf., indem er 1) *jene beiden* Erklärungsarten als falsch und insbesondere die Vorstellung von den Einheiten als geometrischen Punkten als unvereinbar mit Aristoteles nachweist, welcher (Met. XIII, 6) bestimmt berichtet, dafs aus den Zahlen, aber nicht den *einheitlichen*, sondern aus den *mathematischen*, deren Einheiten ausgedehnte Gröfsen seien — was man von den geometrischen Punkten doch nicht sagen kann — die sinnlich wahrnehmbaren Wesenheiten der Pythagoreer bestehen. (Vergl. Reinhold S. 29 f.) Aber wohl mufs bemerkt werden, dafs von solchen ausgedehnten Gröfsen *nur* in Hinsicht der *körperlichen* Erscheinungen, von welchen die Pythagoreer bei *Anwendung* ihrer Zahlenlehre *ausgingen*, die Rede ist — allein auch in *geistigen* Dingen fanden ja die Pythagoreer die Zahl — ferner dafs sie die ausgedehnten Gröfsen selbst aus Punkten, Linien, Flächen, welche sie in Zahlen aussprachen, erklärten, so dafs zwar der *Grund* jener Zahlenlehre überhaupt nicht darin liegen kann, dafs die Py-

Digitized by Google

thagoreer die Elemente der Geometrie in der Zahlenlehre fanden — was diese Zahlenlehre vielmehr voraussezt — aber diese Anwendung der Zahlen auf Geometrie doch zu ihrer Erklärung der Sinnengegenstände wesentlich gehört; wie diefs auch aus Simpl. in Arist. de an. p. 7a und Sextus Emp. Pyrrh. hyp. III, 154 adv. Math. X, 278 deutlich erhellt. 2) Indem er nachweist, dafs das ἄπειρον, durch dessen Begränzung die Pythagoreer, nach Aristoteles und Philolaus, die Welt und die Dinge in ihnen bestehen liefsen, nicht mit dem κενὸν, welches die leeren Zwischenräume hervorbringen soll, identisch sei. *Ritter* hatte diese Hypothese durch Stellen der Aristotelischen Physik (IV, 6 und III, 4) zu stützen gesucht, welche nach seiner Meinung von dem Leeren, oder den Zwischenräumen sprechen sollen, durch welche die Vielheit der Einheiten oder Punkte gesezt werde, und von der begränzenden Einheit, welche das Leere umfafst, und dadurch zeitlich werde (s. Ritter 109 f.). Hr. Reinhold geht dagegen bei seiner Widerlegung von dem Bruchstücke des Philolaus aus — wobei natürlich vorausgesezt wird, des Philolaus Lehre, die in diesem Fragment wahrscheinlich enthalten ist, enthalte keine Modification der aus Aristoteles uns bekannten Lehre der Pythagoreer. In jenem Fragmente nämlich werden das ἄπειρον und das περαῖνον, als die Grundsätze aufgestellt, welche in der Welt und in jedem einzelnen Dinge verbunden sind, und da bezeichnet ἄπειρον nicht das Leere, oder den Raum schlechthin, sondern das unbestimmte, aber bestimmbare Mannigfaltige, das περαῖνον das Bestimmende, Begränzende, Mafsgebende. Hiermit stimme Ar. Met. I, 5 überein, wo im gleichen Sinne das ἄπειρον und das πεπερασμένον und ἓν als wesenbestimmende Prädicate aller Dinge angesehen werden, und wo Aristoteles hinzufügt: „defshalb (nämlich weil Begränztes und Unbegränztes und Einheit *in* allen Dingen ist) sei die *Zahl* das Wesen aller Dinge. Das κενὸν aber ist das Scheidende, welches in dem ἄπειρον auch zufolge jener Stelle begriffen ist.

Hr. Reinhold sagt mit vollem Recht, dafs die Pythagoreer zwei einander entgegengesezte, jedem realen Dinge immanente Principien der Realität angenommen; aber er scheint, wie Böckh (S. 55 Philol.), zu weit zu gehen, wenn er das ἓν und περαῖνον *unbedingt* gleichsezt. Denn 1) die zulezt angeführte Stelle des Aristoteles berechtigt nicht dazu, indem in dieser Stelle das πεπερασμένον an die Stelle des περαῖνον tritt, wie ebenfalls in der Nikomachischen Ethik II, 5; das ἓν aber konnte hier eben sowohl als absolute wie als relative Einheit angesehen werden. 2) Stimmt diefs nicht mit einer Stelle Met. I, 5, wo ebenfalls das πεπερασμένον und das ἄπειρον einander entgegengesezt werden, wie das περιττὸν dem ἄρτιον, und von dem ἓν gesagt wird, es sei ἐξ ἀμφοτέρων τούτων; 3) der Ausdruck πέρας, von welchem Reinhold behauptet, dafs durch denselben auch das ἓν bezeichnet werde, steht in der von ihm citirten Stelle (Met. I, 7 init.) auch nicht offenbar für ἓν, sondern er wird dem ἄπειρον ebenfalls wie περιττὸν dem ἄρτιον entgegengesezt. Herr Reinhold sagt also wenigstens nicht in Uebereinstimmung mit Aristoteles *Ausdruck*, das πεπερασμένον sei das Resultat beider (S. 36). Das ἓν aber trägt beider Natur in sich, es kann als gerade und als ungerade angesehen werden, und ist also über beiden, sagt Aristoteles (vergl. auch eine Stelle aus dem verloren gegangenen Buche bei Theon. Smyrn. C. V, 3). In diesem Sinn aber, als absolute Einheit, kommt es auch in der Stelle vor, wo gesagt wird (Met. I, 6), Plato habe, den Pythagoreern ähnlich, gesagt, das *Eins* sei Wesenheit, und die Zahl sei für das *Uebrige* (für die einzelnen Dinge) Grund der Wesenheit. Man könnte, wie man auch gethan, für jenes Verhältnifs anführen, dafs von den Pythagoreern die Einheit und die unbestimmte Zweiheit als Urgegensätze genannt werden, aber diefs ist nicht Lehre der *älteren*, sondern der neueren Pythagoreer und Platoniker. (Vergl. meine Commentat. p. 20 sq.) *Plato* sezt entschieden im Philolaus das ἓν mit πέρας identisch, wo er es dem ἄπειρον γένος gegenübersezt, von Philolaus sagt aber auch Syrianus ad Arist. Met. XIII, 4, er habe die Gränze „als dem Einen (von welchem Alles ausgeht) verwandter" angesehen — folglich doch von ihm *unterschieden* — das Resultat, was jene Stelle des Aristoteles gibt, dafs die Zahl defshalb (nämlich weil Begränztes und Unbegränztes und Einheit in allen Dingen sei) das Wesen aller Dinge bilde, bleibt auch bei dieser Ansicht im Wesentlichen dieselbe, und der Ausdruck „die Dinge sind Zahlen" sagt nicht mehr und nicht weniger, als: „die Zahl, als das Allgemeine, ist das Wesen oder das Wesentliche in den Dingen; das selbstständige Substrat," jedes Ding ist Einheit der Gränze und des Unbegränzten auf bestimmte Weise. — Lesenswerth hierbei ist, was Hr. Reinhold über die οὐσία bemerkt (S. 39 ff.), welcher jene Gegensätze von den Pythagoreern beigelegt werden.

Digitized by Google

Wenn — um jenen Sinn der Lehre genauer zu entwickeln — die Pythagoreer die *quantitative* Bestimmung über die körperlichen Grundprincipe der Jonier erhebend, von der *Zahl* ausgingen, und, nach neuerer Weise zu reden, die Zahl für das wesentliche Schema aller Dinge ansehen, so mufsten sie in dem *Grundgegensatz*, der in der *Zahl* befindlich, auch den *Urgegensatz*, unter welchem die *Dinge* sich bilden und bestehen, aussprechen, und insofern nennen wir diese Darstellung von vorn herein *symbolisch*, und Moderatus beim Porphyr (de vita Pythag. Sect. 48) hat *darin* gewifs Recht, dafs er über den Ursprung der Pythagorischen Lehrweise behauptet, die Pythagoreer hätten, weil sie die Grundformen und Principien durch *Rede* nicht deutlich hätten auseinandersetzen können, die *Zahlen* dazu angewendet; nur betrachtet er dieses von seinem späteren Standpunkte als Sache der Absicht und Methode, obgleich er von der Schwierigkeit redet, jene Gegenstände zu verstehen und vorzutragen; *wir* aber erklären es aus dem Unvermögen, den Gedanken in der reinen Allgemeinheit des Begriffs auszusprechen. Dagegen kann nicht das Bruchstück des Philolaus zeugen, in welchem vom *Begränzenden* und *Unbegränzten ausgegangen* wird, und (der jetzigen Stellung und wahrscheinlichen Ordnung der Fragmente nach) erst nachher von der Zahl und ihrem Gegensatze die Rede ist; denn hier blickt schon die *bestimmtere* philosophische Darstellung, welche das Symbolische verläfst, hervor; wie denn auch bei *ihm* die Zahl nicht blofs als *Wesen*, sondern zugleich als *Erkenntnifsgrund* der Dinge — indem das Erkennende selbst Zahl ist — bestimmt hervortritt. Dafs Philolaus das Gerade und Ungerade als Hauptgegensatz in der Zahl angenommen habe, erfahren wir aus seinem Bruchstück (ed. Heeren p. 456) auch; aber die Beziehung desselben auf den Gegensatz der Gränze und des Unbegränzten hat uns ausdrücklich Aristoteles aufbewahrt. Dieser nennt erstens das Gerade und Ungerade *Grundbestandtheile* der Zahl — Philolaus Fragment nennt sie auf bestimmtere Weise εἴδη, und sezt noch den ἀρτιοπερίττος (das Geradungerade) hinzu — welchen Namen nach einer Stelle bei Theon Smyrn. auch das ἓν soll geführt haben — dann aber berichtet er nicht nur (Phys. III, 4), dafs die Pythagoreer das ἄπειρον nicht als Prädicat jener sogenannten Elemente wie die Physiker, sondern als Substanz der sinnfälligen Dinge (ὡς οὐσίαν — ἐν τοῖς αἰσθητοῖς) gesezt, und was aufserhalb des οὐρανὸς sei, für unbegränzt gehalten hätten, sondern auch, dafs sie das Unbegränzte das Gerade genannt hätten; denn dieses, von dem Ungeraden umfafst und begränzt (περαινόμενον — das Ungerade ist also hier das περαῖνον), gebe den Dingen die Unendlichkeit, den Charakter des Mannigfaltigen (vergl. meine Commentat. p. 11 unten). Wie das Gerade von dem Ungeraden begränzt wird, so wird das Unbegränzte durch das Begränzte, die materielle Substanz durch die Form bestimmt. Die symbolische Sprache der Pythagoreer bezeichnete also das Begränzende und Unbegränzte durch das Zahlenverhältnifs des Geraden und Ungeraden (κατ' εἰκόνα τοῦ ἀριθμοῦ wird bei Philolaus gesagt, bestehe die Welt aus Begränzendem und Unbegränztem), und nicht blofs *diesen* Gegensatz allein, sondern überhaupt den *Gegensatz* in den Dingen. Aus lezterem erklären sich auch jene zehn einander parallel laufenden Gegensätze, welche einige Pythagoreer hervorhoben, und in welchen immer das, was sie für relativ vollkommen hielten, dem Unvollkommneren gegenübersteht; denn der allgemeine Gegensatz läfst sich in verschiedenen Formen wiederfinden und aussprechen, wefshalb auch wohl des Philolaus Fragment sagt: ἑκατέρω δὲ τῶ εἴδεος πολλαὶ μόρφαι.

Zwar kann man einwenden, dafs nach Philolaus das Unbegränzte keine Zahl habe (vergl. Böckh Philol. S. 53 und 145); allein hier ist noch gar nicht von einer bestimmten Zahl die Rede, sondern von den Eigenschaften aller Zahlen, Elementen derselben, wie es Aristoteles nennt, oder was das Wesen derselben ausmacht, denn das Unbegränzte wird hier nicht abstract, sondern als in die Zahl aufgenommen betrachtet. Wie die Zahl nach der Ansicht der Pythagoreer den Gegensatz des Ungeraden und Geraden enthält, so sind die Dinge überhaupt und der Himmel selbst Einheit beider Gegensätze, der Gränze und des in die Gränze aufgenommenen Unendlichen. Diese Vorstellungsweise läfst sich auch ganz deutlich an jeder geometrischen Figur darstellen. In jeder geometrischen Figur ist der an sich unendliche Raum aufgenommen in die Schranke oder die begränzende Form, wodurch die bestimmte Figur entsteht; dasselbe ist durch die doppelte Beziehung der Linien derselben nach Aufsen und nach Innen ausgesprochen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47. u. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Geschichte der Pythagorischen Philosophie von D. Heinrich Ritter, aufserordentl. Prof. an der Universität zu Berlin.

(Beschlufs.)

Wie aber nach jener Zahlenlehre das Gerade und Ungerade, und so die Zahl überhaupt, die *Einheit* voraussezt, welche, als Princip der Zahl, selbst keine Zahl ist (wie denn an manchen Orten bei Aristoteles z. B. Met. I, 6 die Eins und die Zahl unterschieden wird), so ist auch die Gränze und das Unbegränzte von der Einheit abhängig, und es kann nun unterschieden werden, die Einheit *über* dem Gegensatze, oder die Einheit schlechthin, und die Einheit in und unter dem Gegensatze, welche leztere auch das *Vereinte* genannt werden kann; eine Unterscheidung, welche jedoch die älteren Pythagoreer, besonders bei dem symbolischen Ausdruck durch Zahlen, nicht zur Deutlichkeit gebracht zu haben scheinen, so dafs das ἓν bald das höhere, absolute, bald das relative und empirische Eins bezeichnen konnte; (Vergl. Theon Smyrn. Math. CIV, C. 27.) — und so weit treffen wir also wiederum mit *Ritter zusammen.* Nach unserer Ansicht lassen sich die bisher berührten Begriffe nach der mathematischen Ansicht schematisch also darstellen:

(absol.) *Einheit*

Ungerades *Gerades*

(rel.) *Eines* oder *Vereintes* = die Zahl.

Durch jene Begriffe nun wird symbolisch angezeigt:

das *Wesen* = *Gott;*

der Gegensatz, in welchem sich das Wesen offenbart, oder:

Gränze *Unbegränztes,*

die Welt und das Einzelne in ihr

als das Verbundene von beiden; oder Vereinigung des Gegensatzes; was ziemlich mit der von Sokrates in Plato's Philebus gemachten Unterscheidung von 1) *αἰτία τῆς μίξεως καὶ γενέσεως* 2) *πέρας* 3) *ἄπειρον* 4) *τὸ ἐξ ἀμφοῖν τούτοιν ξυμμισγόμενον* übereinstimmt.

Bei Darstellung dieser Lehre als Pythagoreische aber zeigt sich die oben berührte Hauptverschiedenheit. Bei Aristoteles heifst der Gegensatz Gerades = Begränztes (*πεπερασμένον*), und Ungerades = Unbegränztes, und es kann hier scheinen, als ob die Glieder des Gegensatzes wären: der *bestimmte Gegenstand* und das Unbestimmte*); im *Philolaischen* Fragmente aber erscheint bezeichnender das erste Glied des Gegensatzes immer in activer Form (*περαῖνον*), und das Product erst ist das *πεπερασμένον.* Inwiefern das *περαῖνον* auch als das ἓν auftreten kann, ist dadurch zu erklären, dafs von dem ἓν die Thätigkeit ausgeht, und dafs es an sich weder gerade noch ungerade dem Geraden hinzugefügt gerade macht d. h. in jener Sprache Bestimmtheit gibt. Dagegen scheint es nur eine spätere Modification dieser Lehre zu seyn, wenn man nach Platons Vorgange statt des Unbegränzten, als eines Einzigen, wie sich Aristoteles ausdrückt, die Zweiheit (*δυὰς*) sezte, die man nun selbst als Gegensatz betrachtete, und von der man die *μονὰς* unterschied (vergl. meine Comment. p. 23), wie man auch den Gegensatz von Form und Materie als Eins und Vieles mehr hervorhob. —

Dieses Alles erwogen, so wird nun auch der Ausdruck, das sinnlich Wahrnehmbare sei aus darin enthaltenen Zahlen (Met. XIII, 6), und aus den nicht getrennten Zahlen bestehen die sinnlich wahrnehmbaren Substanzen, so zu verstehen seyn: das Besondere jedes Dings ist durch das Quantitative desselben, welches die Zahl ausspricht, durch das Aufnehmen des Mannigfaltigen, an sich Unbegränzten, in eine besondere Gränze oder Schranke bestimmt, und es ist wesentlich Gränze und Unbegränztes in Einem, ein ganz bestimmtes Quantum, oder, symbolisch

*) Ritter vermuthet, dafs das Begränzende auch Begränztes genannt werde, insofern es doch wieder vom Leeren umfafst werde. S. 117.

Digitized by Google

ausgedrückt, eine bestimmte Zahl; — und dadurch ist auch der Tadel des Aristoteles verständlich, dafs dadurch die materiellen Qualitäten der Körperwelt und die Bewegung sich nicht erklären lasse. (Met. I, 7. XIV, 3. vergl. Reinhold S. 50 ff.) Zugleich liegt darin die Ansicht, dafs alles Leben auf Entgegensetzung des Endlichen und Unendlichen beruht. Wir sind mit dem Vorigen schon auf das gekommen, was Hr. Prof. Ritter als dritte Meinung, welche sich in den Stellen bei Aristoteles finden soll, ansieht; nämlich die Beziehung der Zahlenlehre auf den Begriff der Einheit und auf die Begriffe des Begränzenden und Unbegränzten. Ritter meint, die Pythagoreer hätten das erste Eins als das oberste Princip angesehen und dieses selbst wieder Zahl genannt. Darin liege ein willkürlicher, verwirrender Sprachgebrauch, indem Grund und Begründetes, Ursprüngliches und Abgeleitetes auf solche Weise unter Einer Benennung zusammengefafst werde, was aber aus der symbolischen Ausdrucksweise sich leicht erklären lasse (S. 114). Eine Verschiedenartigkeit der Darstellung liege aber darin (S. 115), dafs A. theils das Eins als Grund der Zahlen angebe, theils die Zahl auf zwei Principien zurückführe, bald auf das Gerade und Ungerade, bald auf das Begränzte und Unendliche, bald auf das Eins und Unendliche etc. Hierbei ist zu bemerken, dafs das erste Eins nicht überall in derselben Bedeutung vorkommt; es bezieht sich häufig auf das, was der *Zeit* nach das Erste ist, wie in der S. 114 berührten Stelle des Aristoteles, wo es heifst: die Pythagoreer scheinen ungewifs darüber zu seyn, wie das erste, welches Gröfse hat, sich gebildet habe. Ferner wird nie das Eins eine Zahl genannt, vielmehr gesagt, die Zahl entspringe aus dem Eins. Endlich wird auch, von Aristoteles wenigstens, das Eins nicht, wie der Verf. S. 114 und 116 behauptet, an die Stelle des Geraden gesezt (die einzige Stelle, wo es heifst: das Ungerade sei nicht *geworden*, möchte dahin gedeutet werden); vielmehr sagt A., das Eins sei aus beiden (Elementen), und sei zugleich gerade und ungerade, und so wird *seinem* Berichte zufolge das Eins als das Neutrale angesehen; und ebenso heifst es in der Stelle Met. XIV, 3: „nachdem das Eins *gebildet* worden," wo entschieden von dem relativen Eins, dem aus Entgegengeseztem entsprungenen und verbundenen die Rede ist. Zugleich zeigt sich dadurch überhaupt, dafs man ohne einen in der Sache selbst liegenden Mafsstab, dergleichen wir oben aufzustellen versuchten, die Streitigkeiten, welche aus der Entgegensetzung verschiedener dunkler Stellen entspringen, nicht lösen kann. —

Hr. Prof. Ritter meint nun ferner, dafs, wo bei Aristoteles von einem oder von zwei Principien der Pythagoreer die Rede ist, diefs *daher* komme, dafs sie entweder das absolute, die abgeleiteten Principien unter sich habende Princip als Eins anführen, oder dem einen unter den zwei Principien eine untergeordnete Bedeutung gegeben haben. Gestüzt auf jene Stelle des Syrian nimmt er nun (S. 120) an, das Eins erscheine auf der einen Seite als oberstes Princip, als Gott, auf der anderen als eins der *Entgegengesezten*, als zugleich über dem Gegensatze stehend, und zugleich in den Gegensatz eingehend (S. 122) — wiewohl ich bei Aristoteles wenigstens nur die einzige Stelle Eth. Nicom. I, 4 finde, in welcher verglichen mit II, 5 das Eins als Entgegengeseztes erscheint. Hr. Reinhold nimmt dagegen (S. 58) an, dafs bei Aristoteles nirgends die Rede sei von dem Pythagoreischen Begriffe *Gottes*, sondern wo von dem Pythagoreischen ἕν gesprochen werde, sei *immer* gemeint, das Eine der beiden Entgegengesezten und jedem sinnfälligen Realen inwohnenden Principien, also die Einheit *in* dem Gegensatz — was wir oben widerlegt haben — und wo die Zahl genannt werde, sei sie immer das durch die Einheit bestimmte Viele. Die absolute und die relative Einheit schimmere, wie schon angedeutet, in mancher Stelle des Ar. hervor, wo von Einem die Rede ist — und es kommt hier nur darauf an, ob Pythagoras unter der ersten auch die Gottheit verstanden habe, was bei seiner arithmetisch-symbolischen Bezeichnung schon vermuthet werden könnte — wie denn auch nach Problus (theol. Plat. III, 7) Gott über den Gegensatz des Begränzten und Unbegränzten gestellt wird — und was sich aus der Natur der Sache noch bestimmter ergibt. Die *Einheit* nämlich wird bei Aristoteles mehrmals als die zum Grunde liegende *Wesenheit* aller Dinge angesehen, und den Pythagoreern diese Ansicht bestimmt beigelegt. Wo nun das Eine oder das Wesen in die Erscheinung tritt, da tritt es somit in Zeit und Raum wirkend ein; hiermit aber ist die Form des Gegensatzes in den Dingen gegeben, der bei den Pythagoreern in der Zahl, als dem Schema der zeitlichen Entwickelung, ausgesprochen wird. Der Gegensatz aber verlangt ein relativ Erstes, dem als Positives dann das Negative entgegensteht. (Finem uni cognatiorem sagt Syrianus in der gedachten Stelle, und das Ungerade wird für unerzeugt ge-

Digitized by Google

halten von den Pythagoreern nach Arist. Met. XIV, 4.) Das endliche Ding aus Begränzendem und Unbegränztem bestehend, ist das Dritte, das Product, das sich durch die Wiederholung des Gegensatzes fortentwickelt. Dieses scheint die Grundlehre der Pythagoreer zu seyn, aus welcher sich auch die Stellung des absoluten und relativen Eins erklären läfst, und es erscheint also keinesweges als reine Verwirrung, wie Hr. Ritter meint, dafs Grund und Begründetes mit Einem Namen bezeichnet wird, sondern es geht aus der Natur der Sache hervor, indem die Pythagoreer die Einheit als die sich darstellende Wesenheit betrachteten, aus welcher auch die Zahl und ihre Gegensätze hervorgehen. Dahin deutet auch der Philolaische Sats: eine göttliche Erkenntnifs sei unmöglich, wenn nicht in die Wesenheit eingegangen wäre, und enthalten in den entgegengesezten Urgründen, aus welchen der κόσμος ist, dem Begränzenden und Unbegränzten. (S. Böckh Philol. S. 64.) Nach dieser Ansicht kann es uns gar nicht einfallen (wie Ritter S. 131), zu fragen, wie den Pythagoreern der Gedanke entstanden seyn möge, alle Dinge nach Gegensätzen zu betrachten, indem ja Alles nothwendig unter den Gegensatz fällt, so dafs, wenn Ar. von zwei Principien redet, er damit den Gegensatz überhaupt meint, in welchen die Wesenheit oder das Eins tritt, indem sie erscheint, und der in Allem, wie unmittelbar in der Function des Zählens oder Denkens selbst, was bei Philolaus herausgehoben wird, sich besonders modificirt. Hiermit ist aber auch zugleich Hrn. Reinholds Raisonnement gegen Hrn. Ritter (S. 60) widerlegt, insofern es den zuleit angeführten Gedanken betrifft.

Zur Feststellung seiner Meinung von dem ἕν als obersten und zugleich relativen Princip hatte sich Hr. Ritter aber folgender Gründe bedient: 1) bei den Gegensätzen, welche Aristoteles als Gegensätze *einiger* Pythagoreer anführt, liege immer auf der *einen* Seite das Vollkommene, auf der anderen das Unvollkommene (vergl. S. 150) — wie z. B. Licht und Finsternifs — und das Vollkommene werde mit dem Ungeraden, das Unvollkommene mit dem Geraden gleichgesezt, das höchste Princip, die Einheit, Gott, müfste nach ihnen also auch der Grund des Unvollkommenen seyn; Aristoteles drücke diefs auch dadurch aus, dafs er nach Met. XII, 7 berichte, die Pythagoreer gehörten zu denen, welche annehmen, das Schönste und Beste sei nicht im Anfange, sondern das Schönere und Bessere entwickele sich erst aus dem *weniger* Schönen und Guten; sonach sei bei ihnen der Grund der Entwickelung „ein Keim, welcher sich zum Vollkommenen ausbilde. Es erkläre sich hieraus auch, warum die Pythagoreer bald von einem, bald von zwei Principien hätten reden können, da sie die Einheit theils als Grund des Vollkommenen, theils als Grund des Unvollkommenen angesehen, als das Vollkommene und Unvollkommene zugleich; Wesen der Dinge und zugleich werdend in der Entwickelung.“ Fürs Erste wird nun zwar das Vollkommene als Grund des Unvollkommenen, Mangelhaften, aber nicht damit selbst als das Unvollkommene gesezt; es bedurfte aber auch dieser Annahme nicht, um eine doppelte Bedeutung der Einheit zu rechtfertigen, die sich, wie gezeigt, aus der Natur der Sache selbst in Uebereinstimmung mit den älteren Zeugnissen, nachweisen läfst; fürs Zweite bemerkt Hr. Reinhold, dafs Ritters *Erklärung* jener Stelle mit *anderen* Zeugnissen über Pythagoras, nach welchen die Gottheit als unveränderlich wirksam erschien, und die Welt gleich ewig mit dem Urgrunde bestehend gedacht werde (nach Philolaus; vergl. Reinhold S. 61—67), nicht stimme, ja er beweist gründlich, dafs jene Stelle eine ganz andere Deutung zulasse, und dafs die Pythagoreer nach Aristoteles unter dem „Ersten“ das prius der Möglichkeit, nicht der Wirklichkeit, welcher *Aristoteles* nach *seiner* Ansicht den Vorzug gibt, verstehen konnten (S. 72 f.). — In der Stelle des Aristoteles (Met. XIV, 4) möchten wir aber auch den Tadel bemerken, dafs das Mathematische nicht geeignet sei, das Qualitative zu bestimmen; nämlich in den Worten: diejenigen, welche das Eins als Princip setzen, geriethen in Schwierigkeit in Hinsicht auf die Bestimmung des Guten und Schönen; diese Schwierigkeit entstehe nicht dadurch, dafs man das Gute überhaupt in das Princip lege, sondern dafs man das *Eins* zum Principe als Element nehme, und die Zahl aus dem Eins entstehen lasse.“ Der Begriff des Eins nämlich ist formell, und läfst sich mit verschiedenen Ansichten über das Princip vereinigen. — In einem Punkte aber geht Hr. Reinhold über die Gränze des Forschers der philos. Geschichte hinaus, nämlich darin, dafs er sich zur Bekämpfung der Ritter'schen und zur Begründung seiner Ansicht von der Pythagoreischen Gotteslehre einer Art von Postulat (im Sinne der Kant'schen Schule) bedient, indem er sagt, dafs die Pythagoreische Zahlenlehre eine haltlose und bedeutungslose Hypothese seyn würde, *wenn ihr nicht*

Digitized by Google

die Idee einer denkenden und denkend wirksamen Gottheit Halt und Bedeutung gebe, weil sie sonst mathematische Bestimmungen ohne eine mathematisch bestimmende, mithin denkende Urkraft setze. Hr. Reinhold möchte in dieser Lehre gern finden, was er darin sucht; es kommt nur darauf an, ob er gerade die Idee einer *denkend wirksamen* Gottheit in ihr zu suchen das Recht hat, und ob ohne diese Vorstellung die Pythagoreische Lehre nicht ein nothwendiger Standpunkt philosophischer Auffassung ist. Da die Pythagoreische Grundlehre mathematisch und darum schematisch ist, so ist es zu erklären, dafs die Lehre von Gott in dieser Philosophie nicht *hervortritt.* Dafs sie von keinem der Alten als ausgezeichnete, charakteristische oder vorzüglich ausgebildete Grundlehre angeführt wird, ist gewifs. Wenn wir nun unter der absoluten Einheit auch das schlechthin vollkommene Wesen oder Gott verstehen, so ist damit eben nicht bestimmt, wie die Pythagoreer sich diese Vollkommenheit gedacht, worein sie dieselbe gesezt, und dafs sie die Idee der Gottheit wirklich auf die Stufe der Ausbildung gebracht haben, auf welcher wir sie als *denkend wirksame* erkennen. Angenommen, Syrian stelle die alte Pythagoreische Lehre dar, so wird das absolute Princip, die causa ante causam, welche Philolaus omnium principium genannt haben soll, doch nur als eine Ursache des *Begränzenden* und des *Unbegränzenden in der Welt* gedacht — ein abstractes Princip; die absolute Intelligenz dagegen, deren Begriff ein höherer Fortschritt ist, tritt nicht hervor. Ueberhaupt aber wissen die späteren Berichterstatter von einer Lehre immer mehr zu sagen als die älteren. In keiner *sicheren* Stelle aber geht, wie auch Böckh (Philol. p. 151) richtig bemerkt hat, der Pythagoreische Gottesbegriff über den Begriff einer *Weltseele* hinaus, d. i. über den Begriff eines in der Welt (von der ἑστία τοῦ παντὸς aus, welche als ihr Sitz angesehen wird, vergl. meine Anmerkungen zu Tennemanns Gesch. der Philos., zweite Ausg. S. 128 und zu S. 153) wirkenden Urwesens; ein die Welt belebendes und die Dinge verbindendes Princip (ἀρχὴ τῆς γενέσεως καὶ μίξεως, vergl. auch Sext. Emp. adv. Math. IX, 127.).

Wir können sonach wohl mit Ritter annehmen, dafs Alles in einer Einheit begründet und aus ihr entsprungen sei, dafs sie das Band der Dinge sei, dasjenige, welches Harmonie unter ihnen hervorbringe durch Vereinigung der Gegensätze; aber nicht weiter, nicht, dafs die Pythagoreer theils die erste Einheit, theils die *Vielheit* der einzelnen Dinge (S. 163) für die ἀρχὴ gehalten. Und wenn nun endlich der Verf. die durch selbstgeschaffene Voraussetzungen verwickelten Fäden seiner Untersuchung zusammenfassend drei Beziehungen der Zahl angibt, in welchen die ganze Pythagoreische Lehre von den Zahlen nach ihren Grundzügen sich erschöpfen soll, nämlich 1) auf das oberste Princip, 2) auf die symbolische Darstellungsweise der Pythagoreer, 3) auf die Erklärung des Räumlichen aus den Intervallen: so bleibt, nachdem das Leztere als allgemeine Grundlage widerlegt worden, die symbolische Anwendung der Zahlen auf einzelne Dinge sich als natürliche Folge ihrer Grundansicht von der Zahl ergeben hat, als einfaches Resultat die mit den alten Berichten stimmende Ansicht zurück: alle Dinge und ihre Verhältnisse sind durch den Gegensatz des Quantitativen eigenthümlich bestimmt, der in der Zahl rein ausgesprochen ist, und durch sie erkannt wird, der aus der Einheit hervorgeht und durch sie verbunden wird; wobei wir, wie schon bemerkt, das Eine als wahrhaft Absolutes nicht selbst als aus dem Unvollkommenen Entwickeltes ansehen können. Principe und Wesen der Dinge sind nicht die sinnlich wahrnehmbaren oder im sinnlich Wahrnehmbaren erscheinenden Grundstoffe, sondern ihr Wesen besteht in den im *Allgemeinen* erkannten Bestimmungen des Gegensatzes, in dem Verhältnisse des Endlichen und Unendlichen, welches in der Zahl enthalten ist. Die Qualitäten der Dinge entspringen selbst aus bestimmter Begränzung des Unbegränzten, welche von dem Einem ausgeht — und wir setzen hinzu — *ein Wesen* voraussezt. Und so erscheint auch diese Zahlenlehre selbst im Allgemeinen gegründet auf das *Verhältnifs der Zahl zu den Dingen.*

Die Gränze, die wir uns hier gesteckt, bestimmt uns bei Betrachtung der besonderen *physischen* und *ethischen* Lehren der Pythagoreer kürzer zu seyn und nur die Hauptgegenstände, welche unser Verf. in dem specielleren Theile seiner Untersuchung (von S. 167 an) vorführt, mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Wir gestehen, dafs uns derselbe hier weit mehr als im allgemeinen Theile befriedigt, und oft die Lücken in den Ueberlieferungen durch Aufklärung versteckter Beziehungen auf die Grundlehre, ja selbst durch sinnreiche Conjecturen scharfsinnig ergänzt hat; nur hätten wir gewünscht, dafs der Gang der Betrachtung von S. 168 an mehr die Natur eines die Grundlehre leicht und natürlich entwickelnden Fortgangs

Digitized by Google

hätte, durch welchen man das Herabsteigen der Pythagoreer von dem Allgemeineren in das Besondere deutlicher wahrzunehmen im Stande wäre. Das Wesentliche hiebei ist, zu bestimmen, wie die Pythagoreer gleichsam an der Hand der Zahl forschritten, um durch sie die specielleren Bestimmungen und Unterschiede der Dinge zu entwickeln. Wir wollen uns über den hier am natürlichsten zu nehmenden Gang erklären. Da sie das Qualitative durch das Quantitative erklärten, so mufste dieses Herabsteigen ein *Fortschreiten der Zahlen* seyn. Das Fortschreiten der Zahlen bezieht sich auf die fortschreitende Entwickelung der Dinge und ihrer Eigenschaften; denn es ist (da Gränze und Unbegränztes *jeder* Zahl angehört) *fortgesezte* Begränzung, Wiederholung des Gegensatzes in anderer Form. Zuerst nun scheinen sich die Pythagoreer zur Erklärung der Körperwelt hingewendet, und hier die Grundeigenschaften des Körpers bestimmt zu haben, und da sie nach Aristoteles Fläche, Linie, Punkt für ursprünglicher hielten als den Körper und das Feste (Met. VII, 2, was sich auch nach anderen Stellen auf die Pythagoreer bezieht), von dem Punkt, welchen sie als die Einheit im Räumlichen ansahen, zur Linie, entsprechend der Zwei, und zur Fläche fortgeschritten zu seyn; worauf sie die *Drei* als die Zahl des vollkommen Bestimmten (vgl. Ar. de coelo I, 1), welche Anfang, Mitte und Ende hat, bezogen. Dann mufste die Bedeutung der Vierzahl und der durch sie erzeugten Dekas als der *Haupt*symbole dieser Lehren hervorgehoben werden. Da leztere alle Zahlen umfafst, daher sie auch den Namen δεκάς führen soll, so bezeichnet sie auch die Welt, das Ganze, die Einheit der Dinge, den κόσμος, und heifst vorzugsweise die Zahl. So ist zu erklären, wie Philolaus in einem auch von unserm Verf. berührten Fragmente (bei Stob. S. 8 ff.) Zahl und Harmonie dem Unbegränzten, wie Wahrheit und Lüge entgegensezt, wobei man sich erinnern kann, dafs ja das ἄπειρον auch *aufser* dem κόσμος gesezt wird. — Dann mufs bemerkt werden, wie die Pythagoreer auch das Fortschreiten in der Bildung der physischen Körper (den physischen Körper sollen sie im Ganzen mit der Fünfzahl bezeichnet haben) durch Fortschreiten der Zahl, fortgesezte Beschränkung (nach Met. XIV, 3) bezeichnet haben, ohne die Entstehungsweise des ersten Ausgedehnten selbst erklären zu können (vgl. Met. XVI, 6); denn in diesem Fall ist von dem *ersten* Geformten die Rede, welches durch Herbeiziehen des Nächsten aus dem Unendlichen (τὸ ἔγγιστα τοῦ ἀπείρου) entstanden sei.

Hier kann sich nun das Wenige anschliefsen, was wir von der Ansicht der Pythagoreer über die *Elemente* wissen, und wovon das Wichtigste ist die Beziehung der Fünfzahl (die, wie bemerkt, das Symbol des physischen Körpers ist) in der Annahme eines fünften Elements, und die Bezeichnung der Elemente durch Figuren, oder, wie der Verf. (S. 188) sehr bezeichnend ausdrückt, dafs in den verschiedenen Figuren der Körper ihre elementarische Beschaffenheit gegründet sei; was auch damit zusammenhängt, dafs die Pythagoreer die Erklärung des physischen Körpers auf den geometrischen (durch die Vierzahl bezeichneten) folgen liefsen. — Ferner gehört hieher der Vorzug des Feuers, welches als Centralfeuer die Mitte einnimmt, und mit dem die Weltbildung beginnt (vgl. Ritter S. 189). Dann schliefst sich die Betrachtung an, wie die Pythagoreer in den Verhältnissen der Dinge die Zahlenverhältnisse wiederfanden, und vornehmlich in den Weltkörpern, wobei das Astronomische und Musikalische als Verwandtes behandelt wurde, eine *ächt-Pythagorische* Lehre (vgl. Plato rep. VII, 530), in welcher die Zahlenlehre auf das Bewegte angewendet wurde, und welche unser Verf. kaum berührt. Hiedurch tritt auch der Begriff von der Welt als einem *geordneten Ganzen*, als *Harmonie*, mehr als in irgend einer der älteren Lehren hervor. Auf dieser Harmonie, oder dem Weltgesetze, beruhen auch nach Pythagorischer Anschauung die Künste (vgl. Quintil. inst. I, 8). Der Verf. macht auf eine andere, nicht minder wesentliche Seite aufmerksam, von welcher die Pythagoreer die Welt betrachteten, nämlich den Begriff des Ζῶον und das damit zusammenhängende Bild des Athmens; wobei auch von der Zeit (S. 179 ff.), als dem Princip der Entwickelung in der geordneten Welt, oder vom Raume und der Kugelgestalt der Welt die Rede ist. In Beziehung auf das Leere bemerken wir noch, dafs unser Verf. auch bei dieser Gelegenheit die Stelle Arist. phys. IV, 6 übersezt: durch das *Aufnehmen* des Unbegränzten in den Himmel *entstehe* das Leere; während es doch heifst: sie behaupteten ein Leeres, und dafs dasselbe von dem Himmel *aus* dem Unbegränzten eingeathmet werde; hiernach ist das κενὸν *in* dem ἄπειρον, welches dem οὐρανὸς entgegengesezt wird. Genauer wird von dem Verf. über die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Weltganzen gehandelt (S. 174. Reinhold S. 52 ff.), wobei wir noch anschliefsen wollen, dafs nach Varro de re rust. II, 1 (Censorin. de die nat. C. IV.) Pythagoras auch die Ewigkeit des Menschengeschlechts behauptet haben soll. Noch einige andere Be-

Digitized by Google

ziehungen der Welt können hiermit verbunden werden, z. B. die Nothwendigkeit, so wie die räumlichen Beziehungen. In der beim Pseudo-Plutarch aufbewahrten Formel: die Nothwendigkeit umgebe die Welt, erkennt Ritter (S. 183) den Gedanken wieder, dafs das Unbegränzte die Welt umschliefse und ihr die Unvollkommenheit ertheile — und in dem Ausdrucke des Philolaus (b. Stob., Diog. L. VIII, 85), dafs Alles nach Harmonie und nach Nothwendigkeit geschehe, unterscheidet der Verf. *jene* als Ursache der Vollkommenheit, *diese* als Ursache der Unvollkommenheit, obgleich er sie beide wieder in dem höchsten Princip verbindet. Das Leztere scheint mir darum nicht wahrscheinlich, weil ja die *Harmonie* die Gegensätze verbindet; die *Nothwendigkeit* aber scheint sich auf die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, welche wesentlich Eins ist mit der Harmonie (vgl. die Stelle bei Diog. L. VIII, 27), zu beziehen; vielleicht deutet dahin auch, dafs die δεκάς, nach oben die symbolische Zahl der Welt, auch εἱμαρμένη genannt wurde. — Unter jenen kosmischen Beziehungen ist der Gegensatz des Sublunarischen und des Himmlischen hervorzuheben, über welchen Ritter, mit Rücksicht auf den von Philolaus gemachten Unterschied von ὄλυμπος, κόσμος und οὐρανός, ziemlich befriedigend gesprochen hat (S. 198). Dabei kommt auch der Unterschied von Oben und Unten zur Sprache und dessen geistige Bedeutung. Auf eine scharfsinnige Weise bringt damit der Verf. das in Verbindung, was Aristoteles „von der Meinung und von der Gelegenheit" sagt (S. 205). Auch konnte hierbei daran erinnert werden, dafs nach den Pythagoreern die reinen Seelen nach *Oben*, die unreinen nach *Unten* gehen. Endlich sollte auch der *Zufall*, auf welchen mehrere Bruchstücke der Pythagorischen Lehre hinweisen, hier nicht übergangen werden. (Vgl. Tennemann Gesch. d. Philos. I. Bd. neue Ausg. S. 139 ff.)

Die Betrachtung der *Seele* schliefst sich bei den Pythagoreern an ihre Ansicht von der Welt an, und diese Beziehung hätte unser Verf. genauer hervorheben sollen. Sie springt aus der symbolischen Beziehung durch die Tetraktys, welche auch aus dem bekannten Schwure der Pythagoreer und mehreren Bruchstücken des Philolaus hervorleuchtet (vgl. auch Böckh S. 159 und meine Bem. z. Tenn. Gesch. d. Philos. I. Bd. S. 130), und daraus, dafs die Tetraktys auch, wie die δεκάς, *schlechthin Zahl* genannt wird (wefshalb unser Verf. mit Unrecht in der Bezeichnung der Seele durch *Zahl* nur die *allgemeinste* Bestimmung findet), hervor. Denn wie die Welt (δεκάς im eminenten Sinne) *alle* bestimmten Dinge umfafst, so ist die Seele ein Mikrokosmus, Ebenbild des Ganzen, und sie ist *Zahl*, wie die Dinge, weil nach alter Lehre Gleiches nur durch Gleiches erkannt wird. Dasselbe bezeichnet der Ausdruck, sie sei *Harmonie*, und vielleicht auch die von Einigen angeführte Bezeichnung durch die *Kreisfigur*, welche die Welt ebenfalls hat. Der Ausdruck: die sich selbst bewegende Zahl bei dem Pseudo-Plutarch kann wohl den Pythagoreern angehören, und steht wenigstens im Einklange mit der Lehre derselben (s. meine Bemerk. zu Tennem. Gesch. d. Philos. I. Bd. S. 130) von dem Göttlichen als einem sich *stets Bewegenden*. Die Angaben, dafs die Seelen auf die Erde ausgeworfen werden, dafs sie als Dämonen in der Luft schweben und von Aufsen in den Körper kommen, sucht unser Verf. zu vereinigen, indem er die Seelen aus dem Feuer, als dem allgemeinen Principe des Lebens und Mittelpunkte der Welt, ausgehen läfst, und daraus die in der Luft schwebenden Sonnenstäubchen bei Aristoteles erklärt, wodurch die Seelen als Ausflüsse der Gottheit erscheinen, welche in dem Feuer ihren Sitz hat. Mit dem, was in verschiedenen Angaben der Alten als Lehre der Pythagoreer über das Verhältnifs der Seele zum Leibe berichtet wird, scheint auch unser Verf. nicht übereinzustimmen, was von dem Eingehen der Seele in jeden beliebigen Körper bei Aristoteles gesagt wird; doch könnte diefs von der Beseelung der Dinge überhaupt, oder von dem *ersten* Eingehen der Seelen in Körper verstanden werden, welche Hypothese, nach Aristoteles Vorwurf, die Pythagoreer nur wie eine Mythe aufstellten, und nichts Gegründetes darüber zu sagen wufsten. (Vgl. Tennemann Gesch. der Philos. I. Bd. Anm. 41. S. 131 und Anm. 43. S. 133.) Mit dem früheren Daseyn kann dagegen zusammenhängen, dafs das Leben der Seele in *diesem* Körper nach Philolaus als eine Gefangenschaft vorgestellt wird (vgl. Böckh S. 178). Von den verschiedenen *Stufen des Seelenlebens* und den Principien desselben handelt unser Verf. an zwei Orten, S. 214 und 222, genau. Von der eigentlichen *Seelenwanderung*, d. i. dem Hindurchgehen der Seele durch verschiedene Leiber nach dem Tode, sagen die Aelteren nichts Bestimmtes; das einzige Fragment des Xenophanes bei Diog. L. weist auf dasjenige hin, was auch durch die späteren Berichte bestätigt wird, dafs die Pythagorische Lehre von der Seelenwanderung einen Durchgang durch *thierische* Körper annehme, während die verbreitete Sage von dem Wiedererscheinen des Pytha-

Digitized by Google

goras in verschiedenen menschlichen Individuen zu verschiedenen Zeiten auf der Erde, auch die menschlichen Leiber mit einschliefst. Ohne Zweifel hing diese Lehre auch mit der Ansicht von der stäten Bewegkraft der Seele, als göttlicher Eigenschaft, und von der Verwandtschaft der lebendigen Dinge zusammen. In dieser Beziehung können wir sie auch eine *Form* der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele nennen, aber nicht *Einkleidung* derselben im gewöhnlichen Sinne; denn *diefs* sezte voraus, dafs die Pythagoreer den (vollkommen christlichen) Gedanken der Unsterblichkeit *gedacht* und *verhüllt* hätten. Es spricht aber diese Lehre nur von einem *Fortleben*, nicht vom fortdauernden Bewufstseyn, man müfste denn die Sage streng nehmen, und, wie der spottende Lucian (vitar. auctio), dem Pythagoras auch den Begriff der *Wiedererkennung* beilegen. Als Beleg seiner Ansicht über die Pythagorische Lehre von der Seelenwanderung führt Ritter an, dafs eine Lehre am meisten im *bildlichen* Sinne genommen seyn wolle, wenn verschiedene Darstellungsweisen über denselben Gegenstand in einem philosophischen Systeme stattfinden. Allein leztere gehen wohl auch unter den Schülern und später Auffassenden, aus Mangel an genauer Bestimmung überhaupt, in Verbindung mit der Ungewifsheit des Gegenstandes für die Untersuchung hervor. Die „entscheidende Stelle", welche der Verf. dafür anführt, ist Arist. anal. post. II, 11, wo es heifst: der Donner sei zur Drohung derer, welche im Tartarus sind, kann man, wie auch *Lobeck* in dem gedachten Programm gethan hat, von der Schreckung der in dem Tartarus befindlichen Titanen verstehen. Dafs übrigens sonst diese Lehre mit sittlichen Begriffen, z. B. Vergeltung, Erhebung über das Thierische, in Verbindung gestanden, darf man nicht läugnen. Durch mehrere Angaben macht auch unser Verf. die Annahme eines *Mittelzustandes* der Seelen, d. i. eines körperlichen Lebens der Seele wahrscheinlich (S. 218), worauf auch die von Böckh S. 177 angeführte zweite Stelle des Claud. Mamertus sich beziehen könnte.

Was die *Sittenlehre* der Pythagoreer betrifft, von welcher unser Verf. von S. 225 bis zum Schlusse handelt, so bemerkt derselbe treffend, dafs auf dieselbe sich die ganze Lehre der Pythagoreer beziehe, und führt mit Tennemann an, dafs sie das Eins in die Reihe des Guten stellten, wobei an die zehn Gegensätze, welche von einigen Pythagoreern herausgehoben wurden, zu denken ist; dagegen können wir ihm, zu Folge des Obigen, *darin* nicht beistimmen, dafs diefs auch in der Lehre liegen solle, dafs nicht *zuerst* das Gute sei, welche er sehr irrig als die Basis ihrer Weltansicht zu betrachten geneigt ist. Näher lag es wohl, die Andeutung des Verfs. der grofsen Ethik, welcher sagt, die Pythagoreer hätten versucht, die Tugenden auf die Zahlen zurückzubringen, zu verfolgen. Hier übergeht der Verf. aber ganz den symbolischen und gewifs ächten Ausdruck des höchsten Gutes bei den Pythagoreern, nämlich das ἓν γενέσθαι (Clem. Strom. IV. p. 23), welcher eines Theils durch Gottähnlichwerden sich erklärt und den Zusammenhang des Ethischen und Religiösen in der Pythagorischen Weltansicht beweist, anderen Theils auch mit der Bezeichnung der Tugend durch Harmonie übereinkommt, wobei zugleich auf die verschiedenen Kräfte der Seele gesehen ist, welche in Eintracht gebracht werden sollen. Dann darf aber auch die Beziehung der ganzen Pythagorischen Lehre auf das Ethische darin nicht übersehen werden, dafs die Pythagoreer die Tugend durchaus auf die *Erkenntnifs* gründeten; daher der Satz: das höchste Gut bestehe in der vollkommensten Erkenntnifs der Zahlen (nach Theodoret Therap. ad Gr. Serm. XI); ähnliche Gedanken finden sich bei Porphyr de vit. P. S. 47 und 41, wo gesagt wird, dafs der Mensch durch die *Wahrheit* Gott ähnlich werde), daher auch Philolaus die Weisheit, als das Vollkommene, über die Tugend sezte, *worin* ein Uebergewicht der Comtemplation in der Pythagorischen Sittenlehre unverkennbar ist. Unter den einzelnen Tugenden heben sich bei den Pythagoreern die Beherrschung der Begierden und der Mäfsigkeit, welche auch Jamblich de vita Pythag. C. XX. §. 95 in der ἡμέρωσις und κατάρτυσις meint, und die auf die Zahlenlehre hinweisende Bestimmung der Gerechtigkeit heraus; auch dieser Verf. nimmt sie, wie Tennemann, als rohe Wiedervergeltung; eine bessere Ansicht stellt schon Jamblich de vita Pythag. C. XXXIII. §. 167 auf. Ueber die Pythagorische Freundschaft, welche *Welcker* kürzlich an dem oben gedachten Orte so hart angeklagt hat, und über ihre Beziehung auf Einheit und Weltharmonie ist der Verf. flüchtig hinweggegangen. An diesen Begriff knüpft sich aber vorzüglich das Verhältnifs der Pythagorischen Lehre zum *Politischen* an, und die aristokratische Gesinnung, von welcher der Verf. keine Spur erblicken will. Der Ordnungssinn der Pythagoreer und ihre Abneigung vor Anarchie, in welche die Volksherrschaft leicht ausartet, dazu ihre Liebe für das Geschlossene und Begränzte, was sich eben auch in ihrem *Bunde* kund that, scheint ihre Neigung

Digitized by Google

zur aristokratischen Verfassung bedingt zu haben, was auch durch mehrere von *Welcker* a. a. O. angeführte Data bestätigt wird.

Bei Berührung des Religiösen vermifsten wir eine Erwähnung der Berichte von (untergeordneten) Göttern der Pythagoreer, und die Anwendung der Zahlen- und Figurenlehre auf die Bezeichnung einzelner Gottheiten; bei Berührung der Gnomen der Pythagoreer, obgleich sie nur mittelbar mit Philosophie zusammenhängen, eine Bestimmung des *Eigenthümlichen* der *Pythagorischen* Gnomen. Im Uebrigen verdanken wir auch in diesem Theile dem geachteten Verf. manche Belehrung und Stoff zu genauerem Nachdenken über einen wichtigen und wesentlichen Standpunkt in der Griechischen Philosophie.

A. Wendt.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander. I. Band in drei Abtheilungen. 1511 S. 8. 1825—27.

Zweiter Artikel.

Wenn es mit Allem, was in dem ersten Artikel dieser Kritik zusammengestellt worden, im Wesentlichen nur darauf abgesehen war, etwas zu einer allgemeinen Charakteristik und Physiognomik des vorliegenden Werkes beizutragen: so wird uns nun obliegen, die dort im Allgemeinen erwogenen Charaktere an dem Besonderen und Einzelnen selbst nachzuweisen.

Was zunächst die äufserliche Gestalt und Einrichtung des Buches betrifft, so umfafst der erste Band, welcher in drei Abtheilungen vor uns liegt, die Geschichte der christlichen Religion und Kirche während der ersten drei Jahrhunderte. Aufser der *Einleitung*, welche das Ganze mit einer Darstellung des „allgemeinen Zustandes der Römisch-Griechischen und der Jüdischen Welt in religiöser Hinsicht zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums" (I, S. 1—90) eröffnet, enthält die *erste Abtheilung* noch zwei Abschnitte, nämlich „über das Verhältnifs der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt" (S. 91—275), und „die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen" (S. 276—407). Die *zweite Abtheilung* enthält in einem dritten Abschnitte Untersuchungen über „das christliche Leben und den christlichen Cultus" (II, S. 409—598), und in einem vierten die Geschichte der christlichen Häretiker, welcher indefs einige allgemeine einleitende Bemerkungen vorausgehen (S. 599—859). Die *dritte Abtheilung* endlich, womit der Kreis der Untersuchungen, die den Inhalt des ganzen ersten Bandes ausmachen, sich schliefst, enthält „die Geschichte der Auffassung und Entwickelung des Christenthums als Lehre in der im Gegensatze gegen die Secten sich ausbildenden katholischen Kirche" (III, S. 861—1238). Diese dritte Abtheilung hat der Verf. noch mit einem Nominal- und Realindex über alle drei Abtheilungen des ersten Bandes, so wie auch die einzelnen Abtheilungen mit Inhaltsverzeichnissen versehen lassen, an welchen lezteren aber, wenn sie auch nicht unbequem sind, doch Mancher die solchen Uebersichten geziemende Körnigkeit und Bündigkeit vermissen möchte.

Die *Anordnung* des geschichtlichen Materials hat ihre nicht geringen Schwierigkeiten, und ist so wenig an ein unabänderliches Gesetz gebunden, dafs fast Alles in dieser Beziehung auf die besondere Kunst und Geschicklichkeit, historische Massen dem Zwecke einer eben so gründlichen und allseitigen, als leichten und einfachen Auffassung gemäfs zu sondern und zu verknüpfen, anzukommen scheint. Die Ursache hievon ist einerseits die bis zur scheinbaren Ruhe gesteigerte Beweglichkeit der Zeit, dieses Elements der *Geschichte als Thatsache*, und das ununterbrochene, bald ruhigere, bald heftigere Ebben und Fluthen eines jeden ihrer Momente; andererseits die Bestimmtheit der *Geschichte als Darstellung*, Alles, was sie von Stoff empfängt und gibt, nur als ein solches Einzelne zu empfangen und zu geben, das, wiewohl durch ein gleichzeitiges Nebeneinander von Einzelheiten getragen, doch nur bedingter- und mittelbarer Weise über die simultane Breite und Weite des ganzen Momentes und seine Bewegungen und Gestaltungen übergreift, unbedingt aber und unmittelbar darin sich genügt, dafs es, als zugleich erzeugtes und erzeugendes, in das Vorher zurück- und in das Nachher hineingreift, und solchermafsen die Cohäsion einer individuellen Reihe bedingt und vermittelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 49. u. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander.

(Fortsetzung.)

Wird nun die historische Composition versucht, so thut sich alsbald in ihrem Beginne, was die Anordnung des Materials betrifft, jener gedoppelte Uebelstand hervor, und keine universalgeschichtliche Darstellung, rein als solche, vermag es zu der Flächenbewegung zu bringen, welche die Breite und Länge, oder das Zugleich und Nacheinander vollkommen gegen einander ausgliche. Daher entwickeln sich aus dem gedoppelten Uebelstande zwei Anordnungsweisen des darzustellenden geschichtlichen Stoffes, die es aber nicht verläugnen können, dafs sie zwei Uebel sind. Die eine derselben sucht sich soviel als möglich der Identität des Moments zu bemächtigen, und sieht sonach ihre Aufgabe als gelöst an, wenn sie die geschichtlichen Erscheinungen in der *Gleichzeitigkeit* auftreten läfst — sie kann die *Zeitordnung* genannt werden; die andere sucht sich umgekehrt der Unterschiede und Qualitäten des Moments bewufst zu werden, fixirt und verfolgt sie an dem Faden einer individuellen Reihe, weniger besorgt um die Gleichzeitigkeit als um die *Gleichartigkeit* der historischen Thatsachen — man kann sie als die *Sachordnung* bezeichnen. Jene Anordnungsweise ist ein Erzeugnifs der Anschauung, diese ein Erzeugnifs der Reflexion. Die Mangelhaftigkeit der einen wie der anderen springt in die Augen. Denn, abgesehen davon, dafs die erstere nur immer in einem äufserst beschränkten Mafse den Forderungen, welche sie an sich selbst macht, zu genügen im Stande ist, und also der Vortheil, den die Beziehung der gleichzeitigen geschichtlichen Verhältnisse auf einander verspricht, kaumhin zur Hälfte erreicht werden möchte, es tritt auch zugleich der entschiedene Nachtheil ein, dafs, indem die ein und selbige individuelle Reihe mehrmals abgebrochen wird, gerade der Vortheil, den die Entwickelung gleichartiger Massen zu gewähren vermag, verloren geht. Andererseits aber ist auch die leztere Anordnungsweise mit dem Mangel behaftet, dafs sie, um die eine Masse in ihrem geschichtlichen Verlaufe verfolgen zu können, den Darsteller nöthigt, die gleichzeitige Entfaltung anderer Qualitäten desselben Gebietes aufser Acht zu lassen, was dann die nachtheilige Folge hat, dafs die Glieder des historischen Leibes über Gebühr aus einander gerenkt werden, dafs das innere Band, die Causalität der gleichzeitigen Erscheinungen, wo nicht zerspringt, doch nachläfst, und dafs die Anschauung des wechselseitigen Einflusses der durch Reflexion gesonderten Verhältnisse getrübt wird. Die Frage nun, ob dem eben aufgezeigten Mangel in der Anordnung des geschichtlichen Stoffes abzuhelfen sei, kann entweder bejahet oder verneinet werden. Geschieht das Erstere, so werden entweder beide Anordnungsweisen auf eine *äufserliche* Weise mit einander verbunden, und Anschauung und Reflexion, nun zwar nicht mehr aufser einander, sondern äufserlich verbunden (combinirt), gewinnen den freiesten Spielraum für ihre Meinungen, dafs z. B. Dieses hier wohl keine ganz verfehlte Stelle einnehme, dorthin aber vielleicht doch noch geschickter passe und dergleichen; — oder beide Anordnungsweisen werden *innerlich* verbunden d. h. sie werden auf ihr gemeinsames Princip, den Gedanken, zurückgeführt, in welchem Anschauung und Reflexion quiesciren, und dessen Bewegungen und Anordnungen eben so nothwendig als unendlich frei sind. Jene äufserliche Verknüpfung beider Anordnungsweisen scheint aber der nachgewiesenen Mangelhaftigkeit dieser so wenig abzuhelfen, dafs sie durch die ihr, wie jeder äufserlichen Verbindung, anhaftende Willkür erst recht zum Vorscheine kommt; und was dagegen die bezeichnete innere Verbindung der Zeit- und Sachordnung angeht, so liegt zu ihrer Anwendung die Berechtigung schon nicht mehr in der Sphäre der Geschichte, rein als solcher, sondern bereits in dem Gebiete einer anderen Wissenschaft jünge-

Digitized by Google

ren Ursprungs, nämlich der Philosophie der Geschichte. Hieraus erhellt, dafs, wenn obige Frage bejahet wird, dieses nur äufserst zaghaft und unsicher geschehen könne. Ein entschiedenes Nein ist aber jedenfalls einem schwankenden Ja vorzuziehen. Daher möchte es am räthlichsten seyn, wie man die Mangelhaftigkeit beider als einzelner, der Zeit- und der Sachordnung, zuzugeben genöthigt wird, so auch in Ansehung der Vortheile, welche durch die äufserliche Verknüpfung beider hervorgebracht, und in Ansehung der Nachtheile, die dadurch verhütet werden sollen, sich nicht zu täuschen, und also lieber von zwei Uebeln eines zu wählen, und dieses, soviel es sich thun läfst, zu mindern, als zu einem dritten zu greifen, in welchem jene beiden nur scheinbar verschwinden, in der That aber fortbestehen. Es käme also nur auf die Gründe an, die man hat, sich für die eine oder für die andere Anordnung des kirchenhistorischen Stoffes zu entscheiden. Aus der oben mitgetheilten Uebersicht der Materien, die in dem vorliegenden Werke abgehandelt werden, geht deutlich hervor, dafs der verehrte Verf. nicht die Zeitordnung, sondern die Sachordnung angewandt, dafs er das kirchengeschichtliche Materiale der drei ersten Jahrhunderte nach gewissen Hauptgesichtspunkten geordnet und dargestellt hat. Für diese Anordnung, die, geschickt durchgeführt, nach des Ref. Ansicht die wenigsten Schwierigkeiten übrig läfst, liefse sich, zumal wenn, wie in vorliegendem Falle, die leitenden Gesichtspunkte so durchaus einfach und natürlich sind, neben manchem Anderen vorzüglich auch wohl dieses sagen: hat die Geschichte als Darstellung ein Geschehenes zu ihrem Gegenstande, so hat sie es eben darum mit etwas nicht mehr Vorhandenem, mit etwas bereits Verschwundenem zu thun. Soll ihr nun dieser ihr Gegenstand, ein Verschwundenes, indem sie ihn fassen und darstellen will, nicht wieder unter der Hand verschwinden, so ist nicht genug, dafs sie ihn copire (so bleibt er immer noch ein Verschwundenes), sie mufs ihn vielmehr reproduciren d. h. sie mufs ihn, ein verschollenes Product der physischen und sittlichen Weltkräfte, zum zweiten Male produciren. Auf diese Weise erneuert er sich zwar, aber nicht auf dem Grunde und Boden der sinnlichen, sondern der intelligibeln Welt, und nicht für die Anschauung und Erfahrung, sondern für den unmittelbar ersten historischen Reflex der *Erinnerung*. Von der lezteren aus beginnt die Wiederbelebung des geschichtlichen Phänomens in dem Aether des *Geistes:* dieser ist der verschwundenen Geschichte bleibende Heimath, wie sie selbst sein Werk und seine That war. Wie nur, wenn von ihm aus gefragt wird, die Geschichte dem Frager Rede und Antwort steht, so mag er auch billigerweise seinen Antheil an der Anordnung des geschichtlichen Stoffes haben. Dieser Antheil wird ihm aber, wenn nicht ganz versagt, doch ungebührlich geschmälert, wenn die oben charakterisirte Zeitordnung geltend gemacht wird, in Folge welcher die Geschichte als Darstellung in Gefahr geräth, ihren reproductiven Charakter einzubüfsen und zur blofsen Copie und Nachahmung verschwundener Erscheinungen zu werden. Aus diesem und anderen Gründen, welche die Verminderung unläugbarer Uebelstände, die sich bei der Anordnung der historischen Glieder einstellen, betreffen, kann Ref. es nur billigungswerth finden, dafs der Verf., wenn gleich ohne bestimmtes Bewufstseyn der Nothwendigkeit, der Sachordnung den Vorzug gegeben hat.

Der Gesichtspunkte, aus welchen die einzelnen historischen Reihen von unserem Verf. hergeleitet werden, sind vier, von denen der erste, so zu sagen, in der peripherischen Gränzlinie der Kirche gegen die Welt, die beiden anderen in zwei kleineren concentrischen Kreisen, und der vierte im Mittelpunkte der ganzen cyklischen Bewegung selbst liegt. Aus dem ersten wird das reine Erdverhältnifs der christlichen Kirche, aus dem anderen ihre Verfassung in sich, aus dem dritten ihre sittliche und rituelle Hineinbildung in das christliche Leben, aus dem vierten die Auffassung und Entwickelung der Lehre betrachtet. Diese Anordnung, welcher die herkömmliche Eintheilung in äufsere und innere Kirchengeschichte zu Grunde liegt, empfiehlt sich durch Einfachheit; und es möchte auch, da die vier Gebiete sich an ihren Gränzen in einander verlaufen, einer geschickten Hand nicht so gar schwer werden, bei Anwendung derselben auch die Gleichzeitigkeit der geschichtlichen Thatsachen durch die Darstellung hindurchschimmern zu lassen. — Gehen wir nun zur Betrachtung des Einzelnen selbst über.

Die *Einleitung* (erste Abtheilung S. 1—90) kündigt eine Schilderung des *„allgemeinen Zustandes der Römisch-Griechischen und der Jüdischen Welt in religiöser Hinsicht zur Zeit der ersten Erscheinung und der weiteren Verbreitung des Christenthums“* an. Es ist damit deutlich und bestimmt genug ausgesprochen, was der Leser in dieser

Digitized by Google

Einleitung zu erwarten habe. Der verehrte Verf. hat nicht die Absicht, seine Leser aus dem Pantheon der vorchristlichen Religionen geschichtlich in die christliche einzuführen, oder den Geist der Religion, wie er durch die zerbrechlichen Formen der alten Mythen und Culte hindurch schreitet, bis er endlich alle zerbrochen und im Christenthume den Sieg seiner Freiheit und Allmacht feiert, auf dem Wege der Geschichte zu verfolgen; sondern ihm liegt vielmehr nur daran, die Arten und Grade der religiösen Stimmung der Welt, in welcher, und zu der Zeit, als das Christenthum zuerst Platz griff, zu veranschaulichen: er will also nicht sowohl den substanziellen Geist, als vielmehr die Zuständlichkeit und Verfassung der religiösen Welt, welche das Christenthum zur Zeit seiner Erscheinung und weiteren Verbreitung vorfand, historisch erörtern. Diese Tendenz wird schon in der ganzen Vorbemerkung (S. 1—4) genugsam enthüllt, wenn es z. B. heifst S. 2: „Für jedes Zeitalter bewährt „sich das Christenthum als das einzige Heilmittel, wo„durch das Grundübel der menschlichen Natur, welches „stets dasselbe bleibt, wenn gleich es bald in offenen, „bald in verborgenen Ausbrüchen sich äufsert, geheilt, „die menschliche Natur von ihrem innersten Grunde aus „umgebildet, veredelt und verklärt werden kann. In „jedem Zeitalter verhält sich daher das Christenthum auf „gleiche Weise zu der Verderbnifs der menschlichen Na„tur, welche nur hier ihre gründliche Heilung finden „kann. Ueberall bewährt sich der Ausspruch Christi an „der menschlichen Natur als wahr, dafs Er gekommen „nicht um der Gerechten, sondern um der Sünder, nicht „um der Gesunden, sondern um der Kranken willen.“ Ferner weiter unten: „Es bewährt sich überall, dafs zu „dem Sohne Gottes diejenigen kommen, welche der Vater „zu ihm zieht, die Schafe, welche die Stimme ihres sie „rufenden Hirten erkennen und ihm folgen.“ Ferner S. 3: „Es bewährt sich hier überall, wie das Christenthum der „die *ganze* Masse der menschlichen Natur zu durchdrin„gen bestimmte Sauerteig ist.“ (Ein biblisches Bild, welches überhaupt sehr oft wiederkehrt und auch die dritte Abtheilung schliefst.) Ferner S. 4: „Die Betrach„tung dieses ersten Zeitalters läfst uns erkennen, wie „dasselbe besonders eines gründlichen Heilmittels für die „Uebel der menschlichen Natur sich bedürftig zeigte, wie „hier besonders der Mangel dessen sich fühlen liefs, was „die religiös-sittlichen Bedürfnisse der menschlichen „Natur befriedigen konnte, wie gerade nur das Christen„thum diefs leisten konnte, wie eine ihrer selbst sich „nicht bewufste Sehnsucht nach einer Religion erregt „werden konnte“ u. s. w. Es mufs bemerkt werden, dafs, indem solche Reflexionen an der Spitze dieser historischen Darstellung stehen, mögen sich dieselben auch, wie hier geschieht, durch die Zustimmung biblischer Sprüche aufs Beste zu verstärken suchen, doch eo ipso der Anfang nicht mit der Sache selbst, also kein objectiver Anfang gemacht, sondern dafs in einer Weise begonnen wird, die, indem von Vorn herein die christliche Gesinnung das Wort nimmt, das heilige Recht des Gegenstandes zu wenig schont, als dafs sie nicht beide wie ein Diesseits und Jenseits unversöhnt einander gegenüber halten, und dadurch den Formalismus der Methode beurkunden sollte. Ist nun, wie vorhin erwähnt worden, der Inhalt dieser Einleitung mehr als eine Charakteristik der religiösen Weltstimmung zur Zeit der ersten Erscheinung des Christenthums, denn als eine historische Entwickelung der religiösen und (man verzeihe den Ausdruck) kirchlichen Substanzen, aus deren durch einander wogenden Tiefen der einfache und freie Geist des Christenthums und christlichen Kirchenthums emportauchte, zu betrachten: so erhellet aus dem Gesagten wohl, dafs hier die subjective Gesinnung des Betrachters, die an und für sich jeder Rechtschaffene ehren wird, einer eben solchen historisch gegebenen gegenüber trete, und dafs, indem diese von jener aufgefafst und dargestellt wird, wie sie sich gerade dem Auffassenden und Darstellenden zeigt, die von dem verehrten Verf. vorangeschickte, einleitende Untersuchung nur als *eine*, und zwar als *seine*, aus *seinem* subjectiv-religiösen Standpunkte hervorgegangene Reflexion über die religiöse Weltverfassung der Zeit, in welcher die christliche Religion erschien, anzusehen seyn werde. Und *so* angesehen, möchte (wie, was einer interessanten Subjectivität angehört, interessant seyn kann — ob wahr, ist freilich immer eine andere Frage) der Abrifs des *religiösen Zustandes der Römisch-Griechischen Heidenwelt* (S. 4—47), so kurz er auch seyn mag, doch dem Vorzüglichsten zuzurechnen seyn, das aus dem bezeichneten Standpunkte in neuerer Zeit zusammengestellt worden. Alles, was über den Naturdienst im Heidenthume, über den esoterischen und exoterischen Charakter der heidnischen Religionen, über Superstition, Unglauben, Fanatismus und einzelne Zuckungen sehnsüchtigen Glaubens, über den Geist und Einflufs der in jener Zeit gangbaren philosophischen Systeme und dergleichen aus

Digitized by Google

dem gedachten Standpunkte mitgetheilt wird, ist aus einer Gesinnung entsprungen, die selbst Jeder, welcher, wie Ref., der geschichtlichen Grundansicht des Verfs. nicht beipflichten kann, nur hochschätzen muſs. Allein indem wir diesen Abschnitt aus dem objectiven Standpunkte, welcher der kirchengeschichtlichen Darstellung zu vindiciren ist, betrachten, mögen wir es nicht verhehlen, daſs unter einer historischen Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte etwas Anderes zu denken sei, als was dem Verf. mitzutheilen gefallen hat. Das Christenthum hat nicht bloſs die Schranken der Volksthümlichkeit, sondern auch die der Individualität durchbrochen, damit Nationen und Individuen, Verläugnung übend, in das allgemeine Gebiet des Geistes und der Liebe aufgenommen, mit einander Eins werden, an einander erstarken. Ja noch mehr, das Christenthum, Mitte und Wendepunkt der sich entwickelnden Menschheit, hat und hält als bleibende Gegenwart, deren Repräsentant Christus ist, die ganze Vergangenheit und Zukunft an ihm selbst. Der christliche Religionshistoriker muſs also, um die vorchristliche Vergangenheit würdigen zu können, einerseits die Beschlossenheit seiner christlichen Individualität der Allgemeinheit des christlichen Geistes, durch welche jene erst zu Recht und Ehre gelangt, willig opfern, damit er andererseits nicht aus der subjectiven Mitte des religiösen Herzens, sondern aus der objectiven Mitte des geistigen Universums der Religion den Gang ihrer Erscheinungen anschaue und darstelle. Dieses Verfahren, welches nicht minder durch die gröſste sittliche Resignation, als durch die höchste Anstrengung der menschlichen Intelligenz bedingt ist, ist ein vollkommen objectives (Vergl. ersten Artikel), und seine Frucht ist, indem *ganz und gar Geschichte, zugleich* des Geschehenen Rechtfertigung vor dem Tribunal des Geistes. Wer hierauf entgegnen wollte, daſs ja diesem zu Folge dem Historiker zugemuthet werde, neben dem Vortrefflichen, das aus dem Heidenthume hervorgegangen ist, auch alle Gräuel und Gottlosigkeiten desselben gut zu heiſsen, dem geben wir zu bedenken: erstens, daſs, indem wir so eben als die unerläſsliche Bedingung jenes objectiven Verfahrens die gröſste sittliche Resignation geltend gemacht haben, wir unmöglich zugleich eine so absurde Vorstellung, wie sie der angeführte Einwand ausspricht, hegen können; zweitens, daſs von einem aus individueller Ansicht und Gesinnung entspringenden Gutheiſsen des Geschehenen, sobald von objectiver Betrachtungsweise gesprochen wird, gar nicht die Rede seyn kann; und drittens, daſs jene objective Rechtfertigung — neben welcher die subjective Billigung oder Miſsbilligung der geschichtlichen Erscheinungen nicht nur ungeschwächt fortbesteht, sondern von welcher diese sogar die reinsten und mächtigsten Impulse empfängt — wesentlich in gar nichts Anderem besteht, als daſs durch sie die Wirklichkeit ihrer Wahrheit oder wahrhaften Bedeutung versichert werde, oder daſs die Geschichte der Religion überhaupt eine Theodicee ihrer wahren Wirklichkeit darstelle. Eine solche Darstellung, deren das Heidenthum für das Christenthum durchaus fähig seyn muſs, verbürgt eben so sehr die absolute Vollkommenheit und Hoheit des lezteren, als die relative Nothwendigkeit und Geltung des ersteren im Entwickelungsgange des ganzen Menschengeschlechts; *und nur sie ist es, durch welche die Entstehung des Christenthums wirklich historisch erklärt zu werden vermag* *). Jeder andere Versuch, die geschichtliche Bedeutung des Heidenthums im Verhältnisse zum Christenthume zu erfassen, kann immer nur wieder einen anderen, und dieser wieder einen anderen u. s. f. abnöthigen: wie denn der des verehrten Verfs. der Art ist, daſs er, wie er nicht der erste gewesen, und indem nicht Jedweder auf ihn möchte fortbauen wollen, auch nicht der lezte der Art wird gewesen seyn.

Mit Beziehung auf das im ersten Artikel über die praktische Tendenz im Allgemeinen Gesagte wollen wir jezt Einzelnes herausheben, indem wir, wie es billig ist, zugleich den Zusammenhang, worin es sich vorfindet, mit Wenigem bemerklich machen. S. 9 wird „der in der Gesetzgebung des Alterthums durchaus herrschende Grundsatz von einer sogenannten *fraus pia*“ besprochen, und nach der Aeuſserung des Polybius (VI, 12), der die Religion mit Allem, was Phantasie und Aberglaube ihr beigemischt haben, für ein unentbehrliches Bändigungsmittel des Volkes ausgibt, wird also fortgefahren: „Richtig erkannte „hier der mit natürlichem Auge tief blickende Betrachter „der menschlichen Natur, dem nur das Licht göttlicher „Weisheit fehlte, daſs die irdische Ordnung der bürger„lichen Gesellschaft nicht als etwas Selbstständiges sich

*) Die von uns in dem vorigen Jahrgange dieser Jahrbücher beurtheilte Schrift des Hrn. Dr. *Rust* über Philosophie und Christenthum enthält in dieser Beziehung viel Treffliches.

Digitized by Google

„erhalten könne, wenn sie nicht durch ein höheres, die „menschlichen Dinge mit dem Himmel verknüpfendes „Band zusammengehalten werde; aber wie elend wäre „die menschliche Natur, wenn diefs Band nur durch die „Lüge geknüpft werden könnte, wenn es der Lüge be„dürfte, um den gröfsten Theil der Menschen vom Bösen „zurückzuhalten! Und was sollte die Religion hier wir„ken? Nicht im Innern den Menschen heilige Gesinnung „mittheilen u. s. w.“ Gewifs sehr wahr! ob aber auch an seinen Ort gehörig, zweifeln wir. Abgesehen davon, dafs der Verf. überhaupt in dieser ganzen Abhandlung von der Ansicht Einzelner zuviel auf den herrschenden Geist des Ganzen schliefst, da man denken sollte, dafs, um in dieser Sache der Wahrheit auf die Spur zu kommen, vielmehr in der Mitte, wo die Totalität der religiösen Volksansicht und das individuelle Zeugnifs ihrer Sprecher zusammentreffen, als in dem einen Extreme gesucht werden müsse, so ist mit jener praktischen Bemerkung das Zeugnifs des Polybius an sich historisch noch gar nicht aufgeklärt, sondern es wird damit nur so viel gesagt, als sich zur Noth Jeder selbst sagen kann, dafs nämlich der Politiker, wenn seinem „natürlichen Auge“ nicht „das Licht göttlicher Weisheit“ gefehlt hätte, anders, d. h. wie ein Christ geurtheilt, und für die *fraus pia* gar nicht weiter gesprochen, sondern, wie sie es an sich verdient, verdammt haben würde. Dafs es einem tüchtigen Christen, bei übrigens vorausgesezter, auch nur allgemeiner Kenntnifs des heidnischen religiösen und sittlichen Geistes, nicht so gar schwer fallen könne, einem Heiden zu demonstriren, was er hätte thun und lassen, wie er sich überhaupt hätte verhalten sollen, damit man einen Christen in ihm sehe, wird Jedermann leicht zugeben; dafs aber solche Demonstrationen, deren Nützlichkeit zu anderweitigen Zwecken wir gerne zugestehen, das lautere Verständnifs geschichtlicher Erscheinungen wenig zu fördern im Stande sind, dürfte jedem Unbefangenen bei einigem Nachdenken bald einleuchten. — Ferner (S. 11) wird das Zeugnifs des Strabo, dafs die Mythen für die Kinder und Ungebildeten und mittelmäfsig Gebildeten, die „von den aus den Kinderjahren mitgebrachten Gewohnheiten“ sich frei zu machen, noch nicht im Stande wären, erfordert würden, mit dieser Bemerkung beschlossen: „Frei„lich eine traurige Lage des Menschen, wenn der Same „des Heiligen, der sich in dem ganzen Leben nur fort„entwickeln sollte, nicht schon in das Gemüth des Kindes „gestreut werden konnte, wenn die reife Vernunft zer„stören mufste, was im Kindesalter gepflanzt worden, wo „nicht die heilige Wahrheit von dem ersten Aufstrahlen „des kindlichen Bewufstseyns an die Grundlage der gan„zen Lebensentwickelung bilden könnte!“ Ist etwa, so fragen wir, diese praktische Wehklage in der historischen Auslegung der Ansicht des Strabo begründet? oder: sind wir mit solcher Wehklage der Sache selbst, um deren historische Auffassung es sich handelt, nur um ein Haar breit näher gekommen? — Ferner (S. 24 ff.) die Bemerkungen, mit welchen das Gemälde, welches Plutarch in seiner Schrift περι δεισιδαιμονιας και ἀθεοτητος von dem Aberglauben entwirft, theils eingeleitet, theils begleitet wird, sind ganz und gar praktisch-psychologischen Inhaltes, so wie dann auch weiter unten (S. 27) Plutarch folgendermafsen corrigirt wird: „Aber durch die Be„trachtung der menschlichen Natur, wie dieser Zeit ins„besondere, wird es widerlegt, was Plutarch sagt, dafs „der Unglaube zur Entstehung des Aberglaubens von der „anderen Seite gar nicht mitgewirkt“ u. s. w. — Doch genug solcher Anführungen, deren sich leicht noch mehr häufen liefsen.

Was weiter über die damals herrschenden philosophischen Systeme gelesen wird, das ist, genauer besehen, ebenfalls aus rein praktisch-christlichem Interesse verfafst, nicht aber vom Standpunkte des Christenthums aus in seinem eigentlichen Elemente, in dem des philosophirenden Geistes, dargestellt. Wenn man das Historische im Heidenthume als das Somatische, das Mythische als das Psychische bezeichnen könnte, so dürfte das Philosophische wohl als das Pneumatische in demselben anzusehen seyn; und wenn irgend ein Gegenstand, so heischt es gerade das leztere, dafs man es, um es zu verstehen, in seinem eigenen Grunde und Boden lasse, nicht aber in die subjectiv-praktische Gesinnung verpflanze, wo es oft nur zu bald seine ursprüngliche Gestalt und Farbe verliert. Nehme dieser und jener Christ oder Theolog immerhin kein Interesse an der Philosophie, das Christenthum selbst nimmt es, wie es wenigstens thatsächlich dadurch bezeuget, dafs es, zum Gelindesten gesagt, sich mild und duldsam gegen *jedes* philosophische System verhält, das in seinem Umkreise zur Erscheinung kommt. Ein Christ oder Theolog mag dagegen unduldsam seyn, das Christenthum beweiset sich selbst gegen diese seine Unduldsamkeit noch duldsam. Woher kommt das? Weil das Christenthum als die Religion des Herzens und des — Geistes nicht blofs über

Digitized by Google

die Gesinnungen und Thaten der Menschen, sondern auch über die Bildungen und Zerwürfnisse der Systeme die Fittige seines Geistes und seiner Liebe hinbreitet, weil, was der Alexandrinische *Clemens* von der Hellenischen Philosophie sagt: *θεοθεν ἧκεν εἰς ἀνθρωπους,* noch viel mehr von der christlichen gilt. Vermöge ihres rein geistigen Gehaltes, der sich in den mannigfaltigsten Formen des Lebens, der Wissenschaft und Kunst, hier mehr, dort weniger angemessen manifestirt, greift die christliche Religion von Seite ihrer Geschichte mit Nothwendigkeit zurück in das pneumatische Getriebe der heidnischen Welt, insonderheit der Hellenischen. Diese geistgeschichtliche Beziehung auf das Heidenthum zurück ist für die christliche Religion eine eben so heilige Zier, wie ihre theokratische Beziehung auf das Judenthum; und darum sagt auch mit Recht der grofssinnige *Clemens: ἐπαιδαγωγει και ἀυτη (ἡ φιλοσοφια) το Ἑλληνικον, ὡς ὁ νομος τους Ἑβραιους εἰς Χριστον.* In welchem Sinne nun, oder ob gar nicht der verehrte Verf. diese geistgeschichtliche Beziehung des Christenthumes zum Heidenthume anerkenne, das kann schon die Art und Weise zeigen, wie S. 15 der Epikureismus und Skepticismus zusammengeworfen, und S. 28 ff. der Stoicismus und Platonismus einander gegenüber betrachtet werden. Von einer in der Geschichte des Geistes selbst begründeten Stellung dieser philosophischen Systeme, und somit von einem Verhältnisse derselben zu der im Christenthume enthüllten Centralidee des Geistes, ist hier gar nicht die Rede; indem überhaupt nicht recht viel Gutes von ihnen gesagt wird, werden sie, nicht wie es das rein geschichtliche Interesse heischt, sondern wie es dem praktisch-christlichen Interesse entspricht, vorgenommen und abgethan. Wenn z. B. von dem Epikureismus und Skepticismus gesagt wird (S. 15), dafs sie „*leichtfertig* über göttliche Dinge aburtheilten, oder alle objective Wahrheit ganz läugneten", und „*nichts als* den Sinnengenufs dem Menschen übrig liefsen", so hat es hiemit wohl zum Theil, aber nicht ganz seine Richtigkeit, man müfste denn den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten geradezu allen Glauben versagen, und gegen alle späteren Bewegungen und Werke des theoretisch- und praktisch-philosophirenden Geistes die Augen verschliefsen wollen. Jene Bemerkung trägt nur das Schlechtere, was eben nicht schwer zu entdecken, nicht aber das Bessere vor, das doch auch an diesen philosophischen Systemen ist, und an dessen Vorhandenseyn selbst in der altchristlichen Zeit Männer wie Clemens Alexandrinus (eine gute Autorität!) niemafs gezweifelt haben. Wenn Chrysip den Epikur, seinen Gegner, wegen seiner auch durch sonstige Zeugnisse vollkommen beglaubigten Nüchternheit und Mäfsigkeit, einen *ἀνθρωπον ἀναισθητον* nannte; wenn ferner Sextus Empiricus (adv. Math. XI, 169) den Geist und die Tendenz der Epikureischen Gnosis so darstellt: *Ἐπικουρος ἔλεγε, την φιλοσοφιαν ἐνεργειαν εἶναι λογοις και διαλογισμοις τον εὐδαιμονα βιον περιποιουσαν;* und wenn man endlich zu Allem, was Diogenes Laert. (Lib. X. de vita et doctr. Epic.) überliefert, noch das Zeugnifs eines Stoikers, des Seneca, hinzu nimmt, der ausdrücklich versichert, dafs Epikur, neben Heiligem und Gerechtem, sogar *tristia* (d. h. die Glückseligkeit in der Form der reinen Negativität als *την της ψυχης ἀταραξιαν*) lehre: so wird doch nothwendig obige Behauptung, „dafs der Epikureismus *nichts als* den Sinnengenufs dem Menschen übrig liefs", erst eine andere Gestalt annehmen müssen, bevor sie auf Billigung Anspruch machen kann. — Ferner das Grofsartige der antiken Skepsis, die nicht Jeder für so *leicht-fertig* in ihren Urtheilen halten wird, wie unser Verf., erscheint hier so klein und nichtig, dafs es, wiewohl die Geschichte der Philosophie bis auf heute ein redendes Zeugnifs seiner Bedeutsamkeit gibt, vor dieser Betrachtungsweise fast unter Null herabsinkt. — In welchem Lichte hier ferner der Stoicismus erscheine, mag aus einer Bemerkung S. 31, die etlichen sehr zweckmäfsig gewählten Aeufserungen eines der edelsten Repräsentanten der stoischen Lehre, des Marc Aurel, gewissermafsen zum Mafsstabe ihrer Beurtheilung beigegeben worden, abgenommen werden. Der Stoiker nämlich tröstet sich in Ansehung der Frage, wie die gütigen Götter das allein haben übersehen können, „dafs manche fromme Menschen, wenn sie einmal ge„storben, nicht wieder zum Daseyn kommen, sondern „ganz und gar untergegangen sind", mit dem Gedanken: „dafs es nicht so ist, wenn es nicht so ist, sei der „Beweis dafür, dafs es nicht so geschehen mufste"; und der Verf. läfst darauf unmittelbar diese Bemerkung folgen: „Schwerlich konnten solche kalte Reflexionen „das von dem Gedanken der Vernichtung erstarrende, „durch die Eitelkeit der irdischen Dinge unbefrie„digte, nach der Erreichung der im innersten Grunde „des Geistes und des Gemüthes angeschauten Ideale sich „sehnende Herz beruhigen. Es mufsten ganz eigene, in „der Reflexion lebende Naturen seyn, denen es gelingen „konnte, ihre Gefühle, Bedürfnisse, Wünsche so zu be-

Digitized by Google

„schränken und zu regeln. Naturam frustra expellas „furca!" — Das Resultat der Untersuchung über den Einflufs der Platonischen Philosophie auf die Volksreligion, welche wir nicht ins Einzelne verfolgen wollen, gibt der Verf. selbst S. 46 ff. mit folgenden Worten an: „Die „Platonische Philosophie war zwar, indem sie den inne„ren religiösen Sinn lebendiger anregte, indem sie dem„selben eine geistigere, mit dem Charakter der Volks„religion nicht übereinstimmende Richtung gab, die Vor„bereitung für das Christenthum, aber sie konnte auch „ihre, die nach dem Glänzenden haschende Eitelkeit des „natürlichen Menschen anziehende, prunkvolle, mystisch„poetische Religion der demüthigen Gotteskraft des ein„fachen Evangeliums entgegensetzen; denn wenn gleich „stets Einfalt Merkmal des Göttlichen ist, so ist doch der „natürliche Mensch immer geneigt, am wenigsten in dem „Einfachen zu suchen. Die Alles, auch das Verschieden„artige zusammenschmelzende Richtung dieses Platoni„schen Religionseklekticismus konnte sich so leicht nicht „überwinden, nur Eines, was dem Menschen Noth thue, „anzuerkennen, diesem Einen den ganzen Menschen hin„zugeben, und in diesem Einen Alles zu suchen" u. s. w. Dahin kann sich die Gestalt der alten philosophischen Systeme verändern, wenn sie, ihrer wesenhaften, im Geiste und Gange der Weltgeschichte begründeten Bedeutung entkleidet, praktisch-christlich behandelt werden, wenn der auf das Erkennen des an und für sich Wahren gerichtete Trieb, den jedes philosophische System der alten Welt in seiner Weise entfaltet hat, gänzlich mifskannt, oder gar, wie S. 39, als „ein speculativer Fürwitz, der in das Verborgene eindringen wollte", abgefertigt wird. Wehe der Geschichte, die es über sich nähme, die mannigfaltigen gröfseren und kleineren Irrthümer und Thorheiten, welche der in ihren Individuen philosophirende Geist der Menschheit erzeugt hat, zu bemänteln oder zu beschönigen! Die wahre Geschichte wird, damit sie ihre Würde bewahre, den Irrthum, wo sie ihn erblickt, eben so gründlich als freimüthig aufzuzeigen bemühet seyn. Aber die Wahrheit will erworben seyn, und Irrthümer bahnen den Weg zur Wahrheit. Darum sei die Geschichte, damit sie den Ruhm vorurtheilsfreier Forschung behaupte, vor Allem auch darauf bedacht, dafs sie in der Beurtheilung philosophischer Systeme den der menschlichen Natur eingebornen Drang, das Verborgene enthüllt zu wissen, und den immer regen Trieb der menschlichen Intelligenz, die Enthüllung desselben irgendwie zu fördern, nach Gebühr ehre. Oder ist etwa das Verborgene dem Offenbaren und als solches Erkannten vorzuziehen? Wozu dann noch die Lehre des Christenthums, die sich doch wesentlich als Offenbarung ankündigt?

Den übrigen Theil der Einleitung nimmt die Darstellung des *religiösen Zustandes des Jüdischen Volkes* zur Zeit der Erscheinung und ersten Verbreitung des Christenthumes ein (S. 47—87), an welche sich noch einige Andeutungen über die Ausbreitung des Judenthums unter Griechen und Römern anschliefsen (S. 87—90). In diesem Abschnitte, dessen Materien sonst schon vielfältig und mit besonderem Fleifse untersucht worden sind, wird der, welcher mit den Ergebnissen der auf diesem Felde angestellten Forschungen einigermafsen vertraut ist, des Neuen wenig finden. Es mögen daher nur einige Bemerkungen, die mehr die Ausprägung der geschichtlichen Thatsachen betreffen, hier eine Stelle finden.

Der nationale Charakter des Judenthums hätte wohl etwas bestimmter entwickelt werden können; die zu sehr in der Allgemeinheit schwebenden Andeutungen, welche sich in dieser Beziehung S. 48 und sonst zerstreut finden, enthüllen diesen Punkt, der für die Religionsgeschichte von gröfster Bedeutung ist, nicht in dem Grade, wie es wünschenswerth seyn dürfte. — Wenn ferner der verehrte Verf. die Entwickelung der Pharisäischen, Sadduzäischen und Essenischen Denkarten (worin wir übrigens, was lediglich die Thatsachen angeht, Nichts, das besonders auszuzeichnen wäre, angetroffen haben) mit dieser, ihre Genesis betreffenden Bemerkung einleitet (S. 52): „Unter den Jüdischen Theologen in Palästina finden wir die drei verschiedenen Hauptrichtungen, welche gewöhnlich bei dem Verfalle der Religionen sich zu bilden und einander entgegen zu treten pflegen" — nämlich die unlebendige Orthodoxie, die Scheinaufklärung und der Mysticismus —: so scheint diesem Satze gerade eine Bestimmung zu fehlen, die ihm so wesentlich zukommt, dafs er ohne dieselbe historisch gar nicht gerechtfertigt werden kann. Die christliche Religion z. B. hat von ihrer Kindheit an bis jezt in allen Perioden ihrer geschichtlichen Entwickelung Pharisäisches, Sadduzäisches und Essenisches aufzuweisen (die Geschichte des Christenthums seit der Reformation gibt hierzu vielleicht die reichsten Belege), woraus nach obiger Bemerkung folgen würde, dafs die Christenheit bis jezt in einem beständigen Verfalle gewesen wäre. Ob ihr aber dann in Ansehung der Zu-

Digitized by Google

kunft etwas Besseres prognosticirt werden könnte, läfst sich sehr bezweifeln. Das Wahre an der mitgetheilten Bemerkung scheint vielmehr ihr Gegentheil zu seyn. Denn wenn sich der religiöse Geist in seiner Einheit nicht mehr behaupten kann, aber doch noch in verschiedene Richtungen aus einander zu gehen vermag, so wird er eben dadurch, bei scheinbarem Verfalle, erhalten, indem die Eine Wahrheit nur einstweilen aus einander geht, um, ihrem Wesen nach, an unterschiedliche Gegensätze vertheilt, in jedem derselben einseitig fortzubestehen. Gingen sie also nicht aus einander, d. h. bildeten sich in solchem Momente, wo der religiöse Geist sich in seiner Einheit nicht länger halten kann, keine Gegensätze, so wäre das sein und seiner Wahrheit zuverlässiger Verfall. So auch in vorliegendem Falle. Die Trennung des Jüdisch-religiösen Bestandes fixirt die Wahrheit desselben, die sich in ihrer Einheit nicht mehr selbst zu tragen vermag, in Gegensätzen; die getrennten Theile sind, der eine wie der andere, mit mancherlei gröfseren oder kleineren Mängeln und Gebrechen behaftet; allein durch den Act der Trennung an sich, als des einzig möglichen Rettungsweges der Wahrheit, ist durchaus kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt geschehen, der durch den Aufgang der Wahrheit im Christenthum, in welches der Jüdisch-religiöse Geist nieder- und zu Grunde gegangen ist, vollkommen verbürgt wird. — Was der Verf. über die *Essener* mittheilt, darüber möchten nicht Alle mit ihm einverstanden seyn. Indem nämlich und gewifs mit Recht den Berichten des Josephus das meiste Vertrauen geschenkt, dagegen Philo als ein sehr unzuverlässiger historischer Zeuge in dieser Sache betrachtet wird, fällt dennoch das Urtheil über die Essener, unserer Meinung nach, zu hart, ja fast ungerecht aus (vgl. S. 60). Uebrigens aber scheint dieses Urtheil selbst auch der Einheit und Folgerichtigkeit zu entbehren, wenigstens ist es uns nicht gelungen, die einzelnen Aeufserungen des Verfs. über den Geist und Charakter der Essenischen Secte mit sich selbst in Harmonie zu bringen. Denn wenn es S. 57 heifst: „Ausgezeichnet waren die Essener ohne Zwei„fel (!) vor der grofsen Menge der gewöhnlichen Juden „dadurch, dafs sie etwas Höheres als blofs todten, äufser„lichen Ceremoniendienst und einen todten Glauben kann„ten und wollten, dafs sie nach Heiligung der Gesin„nung, nach innerem Umgange mit Gott strebten. Sie „zeichneten sich aus durch ein stilles, frommes Leben, „durch das sie sich unter allen politischen Umwälzungen „in Palästina, von allen Parteien, auch von den Heiden „geachtet, ruhig erhalten und fortpflanzen konnten, durch „ihre Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit, Gehorsam gegen „die als von Gott vorgesezte Obrigkeit, und ihre Treue „und Wahrheitsliebe" u. s. w. —, so scheint uns damit das, was S. 60 mit Beziehung auf die religiöse Askese der Essener angemerkt wird, in vollkommenem Widerspruche zu stehen. Hier lauten nämlich die Worte so: „Beweis genug, dafs, wenn gleich die Essener ein „gewisses inneres religiöses Leben und eine gewisse „praktische Frömmigkeit haben mochten, diese doch bei „ihnen, wie bei so vielen anderen mystischen Secten „(des Mittelalters z. B.), mit einer Theosophie, welche „das der menschlichen Vernunft Verschlossene erken„nen wollte (ἐμβατευειν εἰς ἃ τις μη ἑωρακεν), und „daher in eitle Einbildungen und Träumereien sich ver„lor, mit einer auf das Aeufserliche gerichteten Aske„tik, hochmüthigem Separatismus, und abergläubischen, „dem Geiste der inneren Religion widerstreitenden Beob„achtungen und Gebärden vermischt war." — Die Untersuchung über die Alexandrinisch-Jüdische Gnosis, welche an dem theologischen Systeme Philo's erläutert wird, enthält viel Lehrreiches und Treffliches, bei nicht wenig Unstatthaftem, das der Verf. über die religiöse Speculation von seinem Eigenen beigemischt hat. In dieser Beziehung werden wir unsere Bemerkungen weiter Unten nachbringen. Bemerkenswerth ist noch, dafs S. 78 ff. die Meinung einiger Forscher, welche die *Therapeuten* für einen Sprössling der Essenersecte halten, in einem sehr hohen Grade unwahrscheinlich gemacht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 51. u. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander.

(Fortsetzung.)

Der *erste Abschnitt*, welcher *das Verhältnifs der christlichen Kirche zur unchristlichen Welt* vorträgt, zerfällt in die beiden Hauptstücke von der *Ausbreitung* (S. 91—121) und von der *Bekämpfung des Christenthums* (S. 122—273). Jenes enthält theils allgemeine Observationen über die Hindernisse, Ursachen und Mittel der Ausbreitung des Christenthums, theils die Geschichte derselben im Einzelnen; dieses beginnt wiederum mit allgemeinen Bemerkungen über die Ursachen der Verfolgungen gegen die Christen und erzählt dann die äufseren Schicksale des theils durch Gewalt, theils durch Schriften von den Heiden bekämpften Christenthums der ersten drei Jahrhunderte.

Ein Mangel, der die richtige Würdigung dieser kirchenhistorischen Darstellung aufserordentlich erschwert, mag hier, wo er unstreitig am tiefsten gefühlt wird, mit Wenigem berührt werden. Der Leser wird nämlich, nachdem die Hauptmomente der vorchristlichen Geschichten in religiöser Hinsicht entwickelt sind, nicht natur- und sachgemäfs, d. h. durch eine historische Erörterung des Urchristenthums, in den Verlauf der kirchlichen Begebenheiten hineingeleitet, sondern mit Uebergehung der Stiftung des Christenthums und seines Stifters, so wie der ersten apostolischen Zeit, mit einem Male *in medias res* gestellt. Der Verf. erklärt in der Vorrede zur ersten Abtheilung S. IX., „ihm sei die Geschichte der apostolischen Kirche als ein Ganzes etwas zu Wichtiges, als dafs er sich entschliefsen konnte, sie gleich diesem geschichtlichen Werke mit einzuverleiben.“ So erfreulich es allen Freunden und Pflegern der Kirchengeschichte seyn mufs, vielleicht bald mit einer ausführlichen Schrift über diesen Gegenstand von dem verehrten Verfasser beschenkt zu werden: so unerfreulich bleibt es andererseits, dafs dieselbe dem vorliegenden Werke nicht vorangegangen ist, sondern erst nachfolgen soll. Bringen wir auch gar nicht in Anschlag (was indefs bei wissenschaftlichen Werken doch auch immer ein Moment von Bedeutung ist), dafs der gedachte Mangel, dessen Ursache übrigens nur eine ganz äufserliche, das „Fürwichtighalten“ ist, eine Lücke erzeugt hat, die den organischen Zusammenhang der ganzen historischen Darstellung unterbricht, so kann man doch nicht läugnen, dafs allen Erörterungen, die nun folgen, und in denen immer auf den normativen Charakter der urchristlichen Thatsachen zurückgegangen wird, weil die Geschichte des Urchristenthums und des apostolischen Zeitalters unentwickelt geblieben, die historische Basis fehlt, auf welcher der Verf. gebaut, und aus welcher der prüfende Leser die historische Construction selbst zu erklären und zu beurtheilen hat. Für eine Kirchengeschichte, die wie die vorliegende ihrer ganzen Ankündigung nach recht eigentlich eine Kirchengeschichte des neuen Testaments seyn will, würde gerade der Theil derselben, welcher zurückbehalten worden, in sofern der wichtigste gewesen seyn, als gerade hier der Ort gewesen wäre, wo die geschichtlichen Principien hätten zur Sprache kommen müssen, und wo über alle weiteren historischen Entwickelungen am gründlichsten hätte gerechtet werden können. Dieser Mangel, durch welchen daher manches irrige Urtheil, das über vorliegendes Werk gefällt werden möchte, entschuldigt wird, gibt sich besonders in der Geschichte der Lehre zu erkennen, in welcher immer auf die ur- und ächtchristliche Lehre zurückgegangen wird, ohne dafs doch geschichtlich erwiesen wäre (denn geschichtliche Rückweisungen ohne vorhergegangene Erweise haben nur den Werth von Versicherungen), welche man dafür zu halten habe.

Der vorhin seinem Hauptinhalte nach bezeichnete erste Abschnitt ist unstreitig mit einer sehr grofsen Sorgfalt gearbeitet, und wiewohl die Thatsachen selbst hinreichend bekannt sind, so nehmen sie sich doch in vor-

Digitized by Google

liegender Darstellung so aus, dafs man sie gerne und mit verdoppeltem Interesse wieder liest. Hier ist der verehrte Verf. in einem Elemente, worin seine Grundansicht vom Christenthume am reinsten und liebenswürdigsten erscheint; denn hier ist es die unmittelbare Regung des christlichen Lebens, um deren Auffassung und Darstellung es sich handelt. Denen, die ein Interesse an der äufseren Geschichte des Christenthums nehmen, diese aber aus den Quellen selbst nicht studiren wollen oder können, kann daher dieses Gemälde, welches der erhabenen, herrlichen Züge viele enthält, sehr empfohlen werden. Einen genaueren Ausgang können wir von dem an Thatsachen so reichen Inhalte nicht geben; dafür aber wolle man uns einzelne Bemerkungen über Einzelnes vergönnen.

In der Erörterung der Umstände und Mittel, welche die Verbreitung des Christenthums befördert haben, wird unter anderen auch S. 95 ff. der sogenannten Wunder oder der „in die Augen fallenden Thatsachen" gedacht, „durch welche der Geist Gottes noch eine Zeitlang die „Verkündigung des Evangeliums unterstüzte," und „durch „welche gewirkt werden konnte, was durch die innere „Kraft des göttlichen Wortes, welcher diese Thatsachen „erst den Weg bahnen mufsten zu den Herzen der Men„schen, ohne diese Vorbereitung gar nicht, oder doch „nicht sobald hätte gewirkt werden können" (S. 97). Der Hr. Verf. sagt: „Die Kirchenlehrer berufen sich in der „Sprache der Wahrheit und oft vor den Heiden selbst „auf solche Erscheinungen, und wer auch die zum Grunde „liegende Thatsache von dem Gesichtspunkte, aus dem „sie erzählt wird, unterscheiden will, mufs doch diese „selbst und deren Wirkungen auf die Gemüther der Men„schen anerkennen. Unläugbar bleibt es daher, dafs „durch solche Mittel die Ausbreitung des Evangeliums be„fördert wurde" (ibid.). Indem wir im Vorbeigehen nur bemerken wollen, dafs dieser ganzen Auseinandersetzung die den altchristlichen Apologeten, z. B. dem Origenes, Arnobius u. A. sehr geläufige Unterscheidung der die Verbreitung des Christenthums begleitenden Zeichen und Wunder von den thaumaturgischen Künsten der zur Zeit der ersten Erscheinung des Christenthums herumziehenden Goeten zu Grunde liegt, wollen wir weiter vernehmen, was über die wunderbaren Heilungen der *Besessenen* mitgetheilt wird. „Insbesondere gab es," so lesen wir S. 98, „in dieser Zeit der Gährung, wo die Bande „des geistigen und sittlichen Lebens zerrissen waren, „eine Menge solcher Geistig- und Leiblichkranken, wel„che sich in dem Zustande einer gänzlichen inneren Zer„rüttung befanden, welche von einer fremden Macht, der „ihr Wille unterthan war, sich eingenommen, blindlings „hin und hergezogen fühlten, von einer unerklärlichen „Angst gequält wurden. Alle Macht des Ungöttlichen, „des Zerstörenden mufste da sich regen, wo die Macht „des Göttlichen, des Heilenden in die Menschheit ein„treten sollte. Der Zwiespalt in der menschlichen Natur, „mit allen seinen schrecklichen Folgen, mufste da aufs „Höchste gestiegen seyn, wo in der menschlichen Natur, „der Alles zur Harmonie zurückführende Friede vom „Himmel sich offenbaren sollte." Und nun weiter S. 100: „Ein Unglücklicher dieser Art kommt, nachdem er ver„geblich bei solchen Geisterbannern Hülfe gesucht, zu „einem frommen Christen. Dieser hält ihn für besessen" (vom bösen Geiste, nach der damals allgemein verbreiteten Meinung, vergl. S. 99), „es kommt ihm auch darauf „nicht an, den nächsten Grund des Uebels weiter zu un„tersuchen. Er weifs, dafs sein Erlöser den Fürsten „dieser Welt überwunden hat, und dafs Ihm alle Macht „des Bösen, wie sie sich auch äufsere, weichen mufs. „Ihn ruft er an, und die Kraft des göttlichen Geistes, die „in ihm ist, sein die Kräfte des Himmels herabziehendes „Gebet wirkt tief auf die inwendige, zerrissene Natur „des Kranken ein. Die innere Ruhe folgt auf die tobenden „Stürme im Innern, und durch diese erfahrene Wirkung „der göttlichen Kraft des Christenthums an sich selbst „zum Glauben hingeführt, wird er nun erst im vollen „Sinne von der Herrschaft des Bösen befreit, durch die „erleuchtende und heiligende Kraft der Wahrheit gründ„lich und für immer geheilt, dafs der böse Geist nicht „wieder umkehrend in sein Haus es für sich recht ge„kehret und geschmücket finde." — Es erhellet aus dieser Stelle, in der nicht Alles so klar ist, wie es scheinen möchte, wenigstens im Allgemeinen so viel, dafs der verehrte Verf. den ganzen Zustand der Dämonischen mehr als einen inneren verzweiflungsvollen Seelenkampf, denn als eine Hemmung der harmonischen Entwickelung des seelischen und leiblichen Organismus, mehr als eine innere Zerfahrenheit der sittlichen und intellectuellen Kräfte und Thätigkeiten, denn als eine Desorganisation der beleibten Psyche, mehr als ein wirres Thun aus unheiligen Trieben des Herzens und des Geistes, denn als ein schweres Leiden, mehr als den Ausbruch der tiefsten innerlichen Verderbnifs, denn als ein in dem Naturzu-

Digitized by Google

sammenhange vorhandenes Elend auffafst und darstellt. Die ganze Art, wie in den zulezt angeführten Worten die wundervolle Heilung dieser Unglücklichen, die, wie der Verf. S. 99 sagt, durch die Heilungsversuche der damals unter Juden und Heiden umherstreifenden Exorcisten nur „in ihrem *Aberglauben* und in ihrem ganzen *unheiligen Wesen* bestärkt" werden konnten, beschrieben wird, läfst wohl nicht daran zweifeln, dafs wir mit dem eben Gesagten die eigentliche Ansicht des Verfs. getroffen haben. Wenn aber dieses, so können wir nicht umhin, zu bekennen, dafs uns der historische Gesichtspunkt, aus welchem die Religionsgeschichte der Wunder und Wundererzählungen zu gedenken hat, verrückt zu seyn scheint. Wer dem Thatwunder (σημεια και τερατα) überhaupt eine Stelle im Umkreise Alles dessen, was den Gesammtinhalt der christlichen Religion ausmacht, zugesteht, der kann dasselbe, wenn er sich selbst versteht, *weder* für eine rein geistige Bewegung *noch* für eine blofs geschichtliche Thatsache halten, denn das Eine *oder* das Andere vernichtet den Begriff des Wunders; der mufs es vielmehr als ein Phänomen auffassen, in welchem die Natur gleichsam spirirt und der Geist gleichsam naturirt, als eine naturgeistige Erscheinung also, in welcher das Natürliche *sowohl als* das Geistige unmittelbar beisammen sind, denn das eine *und* das andere constituirt den Begriff des Wunders. Diese unmittelbare Einheit des Natürlichen und Geistigen mufs immer die Unterlage der Betrachtung bleiben, wenn die Wunder der Religion nicht zu Schein- oder Erzählwundern werden sollen, mag übrigens die Betrachtungsweise aus dem historischen oder aus dem speculativen Standpunkte angestellt werden. Von dem lezteren aus werden sie der Religionslehre, von dem ersteren aus der Religionsgeschichte zugeeignet. Aus diesem sind sie also auch hier zu betrachten. Vor der historischen Wunderbetrachtung erscheint die Natur, im primitiven Sinne, als das Medium einer Wirksamkeit, die in dem ursächlichen Zusammenhange rein natürlicher Umstände ihre Erklärung nicht findet, d. h. ohne Natur kein Wunder, oder mit anderen Worten, das Wunder ist, wiewohl nichts Natürliches als solches, doch auch nichts Unnatürliches als solches; vielmehr mufs, anstatt dafs, wie gewöhnlich, gesagt wird, das Wunder zerstöre das Gesetz der Natur, gesagt werden, es finde, wo es sich ereignet, bereits die Störung eines Naturverhältnisses, also Unnatur, vor. So öffnet und schliefst es zugleich in dem Moment seines Geschehens die Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen dem Natürlichen und Geistigen. Jedes Wunder, das in der heiligen Schrift erzählt wird, enthüllt dem historischen Betrachter die bezeichneten Charaktere: die Natur als Medium einer die Naturgewalt überragenden Thatäufserung, die bereits vor dem Eintreten derselben vorhandene Störung eines Naturverhältnisses, und die in dem schöpferischen Moment des Geschehens thatsächliche Erscheinung der gleichzeitig höchsten Entzweiung und innigsten Versöhnung des Endlichen und Unendlichen. Nirgends aber treten diese Charaktere greller und für das unbefangene historische Auge bemerkbarer hervor als in den wunderbaren Heilungen der Dämonischen; und wenn, so verschieden sich auch die Krankheit dieser Unglücklichen modificiren mochte, gleichwohl kein Grund vorhanden ist, zwischen denen, von welchen das N. T. Kunde gibt, und denen, deren die ersten Väter, wie Justinus M., Irenäus, Origenes u. A. Erwähnung thun, in Ansehung dessen, *was* mit ihnen geschah, sobald sie, von der auf sie einwirkenden Wunderkraft berührt, genasen, einen Unterschied zu machen: so sehen wir nicht ein, wie der verehrte Verf. dazu kommt, die Heilung der Energumenen in der apostolischen Kirche so darzustellen, wie es S. 98 ff. geschieht. War der Zustand der Dämonischen in der jener „Zeit der Gährung" ganz entsprechenden „Auflösung der Bande des geistigen und sittlichen Lebens" begründet (S. 98), so geschah, wenn sie geheilt oder die Bande des geistigen und sittlichen Lebens wieder verknüpft wurden, kein Thatwunder; denn dieses kommt ohne Weiteres durch das Medium der Natur zur Erscheinung, wo aber von „geistigem und sittlichem Leben" die Rede ist, da ist schon die Sphäre der an sich geistlosen und unfreien Natur als solcher verlassen, und wo vollends die Wunderwirkung in das geistige und sittliche Leben als das unmittelbare erste (vergl. S. 100 „das Gebet wirkt tief auf die *inwendige, zerrissene* Natur des Kranken ein") hineinverlegt wird, da ist mit dem Erlöschen aller äufseren Erfahrung das Thatwunder selbst aufgehoben, welches eben so wenig ein rein transcendentales (das würde es dann aber seyn), noch ein rein natürliches, sondern ein gemischtes oder ein naturgeistiges Phänomen, und eo ipso nur ein Wunder ist. Ferner wenn S. 99 von einem „Aberglauben" (der ganz etwas Anderes ist als eine sogenannte fixe Idee) und von einem „unheiligen Wesen" jener Unglücklichen gesprochen, und S. 100 ausdrücklich gesagt wird, „sie wurden durch diese erfahrene Wirkung

Digitized by Google

der göttlichen (Wunder-) Kraft des Christenthums an sich selbst zum Glauben hingeführt," „durch die erleuchtende und heiligende Kraft der Wahrheit gründlich und für immer geheilt:" so ist mit diesen Erklärungen durchaus nicht auf die Störung und Wiederherstellung eines Naturverhältnisses, sondern vielmehr auf die Zertrümmerung und Erneuerung einer inneren, geistigen und moralischen Welt hingedeutet. Auf diese aber hat das Thatwunder nur eine mittelbare, nicht eine unmittelbare Beziehung, d. h. es ist *möglich*, aber nicht nothwendig, dafs ein Dämonischer, der wunderbar geheilt, also als Naturwesen ein anderer wird denn vorher, dadurch auch in geistiger, sittlicher und religiöser Hinsicht ein anderer Mensch werde. Wenn endlich S. 100 gesagt wird, dafs „das die Kräfte des Himmels herabziehende Gebet des frommen Christen tief auf die *inwendige, zerrissene* Natur des Kranken einwirkte," und dafs nun unmittelbar „auf die tobenden Stürme im *Inneren* die *innere* Ruhe folgte," so ist hierdurch jede Spur des Verhältnisses, worin das Thatwunder zur Natur steht, dermafsen verwischt, dafs sich die Kluft zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen eben so wenig öffnet als schliefst. Mit Einem Worte: die ganze Art und Weise, in welcher der Verf. die Heilung der Besessenen auffafst, transcendirt die Schranke des Thatwunders nach Oben, oder ist transcendental (so wie umgekehrt, wenn die Schranke desselben nach Unten aufgehoben und in das Gebiet der rein natürlichen Erscheinungen hinabgestiegen wird, die physikalische oder descendentale Erklärung des Wunders eintritt). Werfen wir nun aber einen Blick auf diejenigen Stellen des N. T., in welchen die Heilung Besessener erzählt wird, so versetzen uns diese durchaus in die Sphäre des Thatwunders, und nicht in eine Wunderwelt des Geistes. Mag immerhin die Krankheit der Dämonischen sich hier so, dort anders gestaltet haben, so viel geht aus allen Stellen des N. T., wo von Austreibung der Teufel die Rede ist, hervor, dafs die Natur (nicht der Geist — das rein Innere) als das Medium der Wunderwirkung, und zwar in einem Aufruhre erscheint, der an Unnatur (nicht an Ungeist und Untugend — das sturmbewegte Innere) gränzt, und dafs der Moment der Heilung gleichzeitig die entsetzlichste Empörung, wie die vollkommenste Beschwichtigung der Naturgeister offenbart. Ein Schauder erregendes Gemälde dieser Art findet sich z. B. Marc. IX, wobei sich so wenig an eine „blofse Auflösung der geistigen und sittlichen Bande des Lebens," an einen rein innerlichen Selbst- und Seelenkampf, und an eine lediglichc Beruhigung „der tobenden Stürme im Innern" denken läfst, dafs, wenn hieran gedacht wird, mit dem Hinausrücken des Thatwunders in eine ihm fremde Sphäre, es selbst scheinartig zerrinnt, und mit dem Nachrücken des geschichtlichen Standpunktes seiner Beurtheilung, dieser selbst, indem er in einer nur möglichen Folge (der geistigen und sittlichen Heilung) genommen wird, verloren geht. Uebrigens aber läfst sich auch darüber gar nicht einmal etwas bestimmen, wie viele oder wie wenige von den Dämonischen, die Christus heilte, „durch diese erfahrene Wirkung der göttlichen Kraft des Christenthums an sich selbst zum Glauben hingeführt wurden;" ja es läfst sich überhaupt wohl zweifeln (denn die heilige Schrift gibt uns in dieser Beziehung keinen einzigen bestimmten Fingerzeig), ob auch nur Einer von den Besessenen, die Christo ihre Genesung zu verdanken hatten, „durch die erleuchtende und heiligende (Wunder-) Kraft der Wahrheit gründlich und für immer (an seiner geistigen und sittlichen Natur) geheilt" worden; und wenn Irenäus in dieser Beziehung sagt, „dafs *oft* die von den bösen Geistern Gereinigten selbst nachher Gläubige und Gemeindeglieder" geworden seien (S. 101), so läfst sich daraus wohl abnehmen, dafs eben dieselben zu seiner Zeit nicht selten mögen Ungläubige und Nichtchristen geblieben seyn. Diese Vermuthung und mit ihr die Rechtmäfsigkeit unserer oben dargelegten Gründe gegen die von unserem Verf. vorgetragene Auffassungsweise der wundervollen Teufelaustreibungen scheint auch an der ganzen Art und Weise, wie der Evangelist Johannes die Wundererzählungen mit dem, was er sonst überliefert, in Verbindung bringt, eine nicht unbedeutende Stütze zu erhalten. Hätte Johannes, der Verf. des *εὐαγγελιον πνευματικον*, der, auffallend genug, keines einzigen Wunders gedenkt, das Christus an einem Besessenen verrichtet hätte, in den Dämonischen eine innere Zerrissenheit ihres sittlichen und geistigen Lebens, und in ihrer wundervollen Heilung die Herstellung „innerer Ruhe" nach „tobenden Stürmen im Inneren" angeschaut, so würde er es gewifs nicht verschmähet haben, solche reine Geistessegnungen erzählend in sein Evangelium des Geistes und der Kraft einzuweben. Dennoch aber hat er es unterlassen; und wenn wir muthmafsen dürfen, woher das rühre, so scheint es nur aus dem Hauptzwecke, den Johannes sich bei Abfassung seines Evangeliums gesezt hat (Cap. XX, 31), erklärt werden zu können. Dieser konnte durch die Anführung

Digitized by Google

von Wundern überhaupt (daher erzählt er so wenige) und zumal von solchen, die Jesus an Dämonischen verrichtet hatte (daher erzählt er deren keines), nur wenig gefördert werden, wenn dieselben so, wie wir oben zu bestimmen versucht haben, betrachtet werden. — Ueberhaupt aber mufs *das* bei allen Wundern der christlichen Religionsgeschichte, also auch bei den Heilungen der Dämonischen, niemals aufser Acht gelassen werden, dafs sie viel weniger um derer willen, an welchen sie geschahen und in Ansehung welcher sie *Wohlthaten* (Math. VIII, 17) waren, als um derer willen, vor welchen und für welche sie geschahen, und in Bezug auf welche sie sich als *Grofsthaten* (Act. II, 22) darstellten, Bedeutung haben. Aus diesem Gesichtspunkte, der eine besonnene Durchforschung der thaumatischen Bestandtheile der christlichen Religion, besonders in ihren heiligen Urkunden, zur unerläfslichen Pflicht macht, kann eben so gründlich und rechtmäfsig *gegen* Schwärmerei und Wundersucht, wie *für* die gläubige Anerkennung derjenigen Wunder, die als begleitende Zeichen die Einführung des Christenthums in die Welt verherrlicht haben, gestritten werden.

Indem der Verf. auf die Erwähnung der Wunder noch einige sehr anziehende, mit besonders körnigen Tertullianischen Stellen gewürzte Bemerkungen über die innere göttliche Gewalt des Christenthums in dem Leben seiner ersten Bekenner folgen läfst, geht er dazu über, von S. 109 an, die Wege der Verbreitung des Christenthums im Einzelnen selbst zu beschreiben. Hier findet der Leser Alles zusammengestellt, was eine besonnene Kritik in dieser Sache nur auszumitteln vermag. Mit Ausnahme dessen, was in der Apostelgeschichte und in den einzelnen apostolischen Sendschreiben über die Verbreitung des Evangeliums angetroffen wird, kann Manches von demjenigen, was in dieser Beziehung aus anderweitigen Monumenten erschlossen wird, nur den Werth von blofsen, auf höchst schwankenden Aussagen und Sagen gegründeten Vermuthungen haben. Nimmt man hierzu noch, dafs sich bei Untersuchungen dieser Art auch dieses und jenes geographische und statistische Bedenken, welches nicht ganz weggeräumt werden kann, einstellt: so bleibt es jedenfalls am räthlichsten, lieber zu wenig als zu viel bestimmen zu wollen. Sollte auch der verehrte Verf. den einen oder anderen Punkt weniger problematisch dargestellt haben, als er es seyn dürfte, so ist doch keine einzige Vermuthung in seiner Darstellung zu einem geschichtlichen Factum ausgeprägt worden.

Von S. 122 an werden die *äufseren Schicksale der Christen*, besonders im Römischen Reiche, erzählt. Ein kurzes Vorwort über die Ursachen der Verfolgung gegen die christliche Kirche eröffnet diesen Abschnitt. Das Resultat ist dieses: „bis das Christenthum in die Classe „der religiones licitae aufgenommen worden, konnten die „Christen keine allgemeine und sichere Ruhe bei der Aus„übung ihrer Religion im Römischen Reiche geniefsen, „sie waren stets der Wuth des Pöbels und feindselig ge„sinnter Einzelner preisgegeben.“ (S. 134.) Hiernach wird nun die wechselvolle Lage der christlichen Kirche unter den einzelnen Kaisern von Tiberius an bis zu dem Toleranzedict vom Jahre 311 p. Chr. mit sehr lebensvollen Farben geschildert. Die äufsere Geschichte des Christenthums während dieses Zeitraumes gehört unstreitig zu dem Wichtigsten, was die Weltgeschichte überhaupt darbietet, und wenn irgend ein Zeitraum, so kann es dieser lehren, dafs die Weltgeschichte sei das Weltgericht; wenn also auch irgend einer der vorzüglich sorgfältigen Behandlung des christlichen Kirchengeschichtschreibers würdig genannt werden darf, so ist es dieser. Diese Sorgfalt läfst sich denn auch in der vorliegenden Darstellung nicht verkennen, aus der wir gerne Einzelnes herausheben möchten, wenn es der Raum verstattete.

Von S. 248 — 273 wird, den gewaltsamen Angriffen auf die christliche Kirche gegenüber, *von den Gegnern, die mit Schriften gegen das Christenthum auftraten*, geredet. Ihre Waffen waren, wie der Verf. andeutet, „spottender Witz, sophistisirender Scharfsinn, Scheingründe,“ und ihre Gesinnung theils Aberglaube, theils Unglaube, die beiden Erzfeinde des „reinen Evangeliums.“ (S. 248.) Wenn eine gründliche Polemik dem, den sie trifft, nimmer schaden, eine ungründliche aber ihm nichts nützen kann, so mufs man sagen, das Christenthum hat von den schriftlichen Angriffen seiner Widersacher keinen besonderen Schaden, aber auch wenig Nutzen gehabt, eben weil die Angriffe meistens, wenn man nicht den Porphyrius ausnehmen will, höchst ungründlich waren, denen dann aber auch nicht immer die gründlichsten Vertheidigungsschriften mögen entgegengesezt worden seyn. Werden diese Gegner nun lediglich von dieser Seite, als *diese* Einzelne, die mit ihren Schriften gegen das Christenthum auftraten, indem sie sich dieser und jener Kunstgriffe in der Beweisführung

Digitized by Google

bedienten, von diesen und jenen persönlichen Leidenschaften sich leiten liefsen u. s. w., betrachtet, so werden sie rein als literär-geschichtliche Subjecte gewürdigt. Für die christliche Religionsgeschichte aber erhalten sie erst dann ein vollgültiges Interesse, wenn sie als Organe und Vertreter des Allgemeinen, worin ihre Subjectivität wurzelt, wenn sie also als berechtigte Sprecher in der Sache des Heidenthums gegen das Christenthum auftreten. So sieht man sie aber nur auftreten, wenn sie nicht aus der Mitte des christlich-religiösen Herzens, sondern aus der Mitte des religiösen Universums, d. h. nicht aus dem Standpunkte der Christlichkeit, sondern aus dem des Christenthums angeschaut werden. Sehen wir nun die Abhandlung des verehrten Verfs. ein, so ist sie in Ansehung der kritischen Auswahl und der gelehrten Zusammenstellung der Materien so reichhaltig, vollständig und gediegen, dafs sie Alles dieses, als blofse Partikel eines Ganzen, in einem höheren Grade fast gar nicht seyn kann; allein andererseits springt die subjectiv-praktische Auffassung des Gegenstandes auch hier fast mehr als sonst irgendwo in die Augen. Davon zeugen die psychologischen, moralischen, religiösen Zwischenreden, deren in diesem kleinen Abschnitte so viele sind, dafs sie sich fast einander drängen, und die sogar nicht selten die ernste Gestalt eines gewissen heiligen Zornes annehmen. Vergl. S. 249, 250, 252, 253, 261, 262, 263 — lauter Stellen, die man weit eher in einer Apologie als in einer Geschichte der Polemik erwarten dürfte.

Zuerst wird des Satyrikers *Lucianus* gedacht. Der Verf. stellt ihn als einen „für ernstere Eindrücke unempfindlichen" (S. 250) Spötter dar, der, besonders in seinem Buche de morte Peregrini, auch die Christen zur Zielscheibe seines Spottes machte. Wir sind nicht geneigt, diesen Mann, dem auch unser Verf. „eine unläugbar feine Beobachtungsgabe" zugesteht, damit zu entschuldigen, wie Einige wohl gethan haben, dafs seine Spöttereien vielleicht einige Berechtigung in den Zeichen offenbarer Schwärmerei, die sich damals auch unter den Christen zeigen mochten, finde; denn die reine Begeisterung des Glaubens vermochte Lucian, wie unser Verf. auch sehr begreiflich macht, von den Ausbrüchen religiöser Schwärmerei, die in jener Zeit einer allgemeinen Fermentation nur etwas zu Gewöhnliches waren, schwerlich zu unterscheiden. Dennoch aber scheint Lucian, wenn er mit unserem Verf. als ein blofser Lustigmacher über das Christenthum, der in der Verspottung nur sein persönliches Genüge gesucht und gefunden habe, aufgefafst wird, nicht vollständig aufgefafst zu seyn. Wenn man erwägt, dafs Lucian die Geifsel der Satyre fast über alle Erscheinungen seiner Zeit, und somit eigentlich auch über sich selbst, schwang, so mag die Weise, wie er das Christenthum persiflirt, an ihm vielmehr einen Repräsentanten der gleichsam in dem grofsen Trauerspiele des untergehenden Heidenthums zuckenden Komik gehabt haben. Es ist ja so durchaus einfach und natürlich, anzuerkennen, dafs, wenn das Band des gemeinsamen Thatlebens der Auflösung nahe ist (wie denn der Geist des Heidenthums zu Lucians Zeit schon entschieden auf der Flucht war), alsdann die einzelnen Theile und Glieder, welche das Ganze bilden, sich isoliren, nicht mehr förderlich in einander greifen, sondern sich gegenseitig angreifen, und so durch und mit einander sich fortstofsen in den Abgrund des Verderbens. Das zeigt uns die ganze Geschichte des Heidenthums in der Periode seines Sturzes, und das kann jede einzelne Erscheinung, als Repräsentant der Gattung, also auch die Satyre des Lucian zeigen. Man kann sagen: es ist eine grofse gemeinsame Schuld, von welcher das heidnische Gesammtleben jener Zeit in dem Zweifel und Spott der Theorie, wie in der Verzweiflung und moralischen Selbstvernichtung der Praxis nach allen Seiten hin überfliefst, die es so wenig zu empfinden und zu verschmerzen im Stande ist, dafs es hier in unnatürlichen, frostigen Ernst sich vertieft, dort in leichtsinniger Verspottung Alles dessen, was ihm in den Weg kommt (wie das Christenthum) sich verflacht, in beiderlei Beziehung aber die unzweideutigsten Zeichen seines nahen, unvermeidlichen Unterganges gibt. Wird dieser Gesichtspunkt, der mitten in der Geschichte genommen wird, festgehalten, so kann Lucian mit seinem meistens eben so ungründlichen als durchweg unziemlichen Spotte gegen das Christenthum zwar nimmermehr entschuldigt, aber wohl historisch erklärt werden.

Der sehr lehrreichen Abhandlung über den *Celsus* (S. 253 ff.), welchen Origenes in seiner berühmten apologetischen Schrift (contra Celsum Libb. VIII) widerlegt hat, und von welchem der Verf. nachzuweisen sucht, dafs derselbe nicht jener Freund Lucians, also nicht ein Epikuräer, sondern eher vielmehr ein (zwar nur flacher, aber eben darum desto anmafsenderer) Platoniker gewesen (cfr. S. 254 ff.), — gehen einige Bemerkungen voraus über die Ursachen, warum die Platoniker so hef-

Digitized by Google

tige Feinde des Christenthums werden konnten. Im Wesentlichen findet sich hier, nur zusammengedrängt, das Nämliche wieder, was bereits in der allgemeinen Einleitung über den Platonismus beigebracht worden. Wir läugnen auch hier wiederum nicht die Wahrheit, welche auf dem Grunde der ganzen Auseinandersetzung liegt; nur die durchaus subjective Weise, in welcher dieselbe geltend gemacht wird, können wir, sofern sie, wie hier, die geschichtliche Objectivität vertreten will, nicht ungerügt lassen. Was soll z. B. der so oft wiederkehrende und auch hier (S. 252) nicht ausgebliebene Vorwurf der „*philosophischen Vornehmheit in der Religion?*" Ist *sie* der unabwendbare Fluch, von welchem die philosophische Speculation verfolgt wird, so wäre ja Unphilosophie, oder wohl gar Gedankenlosigkeit die Eröffnerin der reichsten Segensquelle, und die Verwünschung der menschlichen Vernunft und des philosophischen Gedankens würde zu dem reinsten Gebet. Das sei ferne! denn wir glauben, zur Ehre der Menschheit, und werden uns diesen Glauben durch Nichts rauben lassen, dafs von einem wahrhaft philosophischen Gedankenleben auch philosophische Vornehmheit ferne und immer ferner weichen, ja dafs diese in dem Grade verschwinden werde, je ernster und reiner der denkende Mensch mit seinem *ganzen* Wesen in jenes eingeht. Mag die polemische Stellung, in welcher ein philosophischer Gedanke auftritt, sogar den edelsten Vertheidiger desselben bisweilen mit dem Feuer der Subjectivität anglühen: der philosophische Gedanke an sich in seiner Harmlosigkeit weifs davon Nichts — er könnte ja auch sonst nicht, was er will, nämlich wie die Intelligenz erleuchten und kräftigen, so auch das Herz reinigen und sittigen. Die flachen Denker, die es gemeinhin nicht Wort haben wollen, dafs sie es sind, sind schon um ihrer Flachheit willen leicht die Vornehmthuenden; allein wen lebendig nach den Tiefen der Erkenntnifs verlangt, der kann von angestrengter und gewissenhafter Forschung neben der errungenen Wahrheit, auf die es zuoberst abgesehen ist, nur eine eben so gründliche Scheu und tiefe Demuth vor den Tiefen des zu erkennenden Gegenstandes, der mufs die gründlichste Scheu, die tiefste Demuth vor dem Herrn der Herren, vor Gott, wenn er der Gegenstand des philosophischen Nachdenkens wird, gewinnen. Wenn wir daher auch gerne zugestehen, dafs das erkennende Leben der Platoniker nicht wenige unreife Früchte getragen hat, so mufs doch das jeder Unbefangene anerkennen, dafs es wenigstens den Besseren unter ihnen, z. B. dem Plotinus, Porphyrius mit allen Bemühungen ihrer Intelligenz sehr ernstlich um die Erkenntnifs der Wahrheit, und nicht um die Apotheose ihres Ich zu thun war. Dafür bürgt hinreichend die sonst völlig unerklärliche Unruhe ihrer kühnen Bestrebungen. In ihrer Polemik gegen das Christenthum, wo sie ernst ist, kann daher Vernunftstolz, speculativer Hochmuth, philosophische Vornehmheit und dergleichen, wo diese zum Vorschein kommen, immer nur als ein Accidens, auf welches der Historiker seinen Blick nicht allein fixiren darf, betrachtet werden. Der tiefere, wahre Sinn dieses Geisterkampfes ist auf Seite der Platoniker die Furcht, das schon zu verlieren, was sie doch erst suchen, und die Täuschung, das ferne suchen zu müssen, was ihnen so nahe gelegt war; und hierauf, nicht aber auf der philosophischen Vornehmheit beruht das religionsgeschichtlich bedeutungsvolle polemische Moment der heidnischen, und zumal Platonischen Philosophie gegen das Christenthum. Aber mit dem Verschwinden jener Furcht und Täuschung weicht dann auch der philosophische Geist der alten Welt, sobald er im Neoplatonismus an dem endlichen Versuche seiner Selbsterfassung gescheitert war, völlig aus seinen Fugen. Daher kann nur mit Beziehung auf den Celsus, der in die Platonische Lehre eben so wenig tief eingedrungen war als in das Christenthum, das er völlig mifsverstand und verdrehete, die herbe Sprache des verehrten Verf. über die Platoniker überhaupt einigermafsen entschuldigt werden. Man braucht nur an das lezte Wort zu denken, mit welchem, nach Porphyrius Erzählung, Plotinus verschieden seyn soll: *πειρασθω το ἐν ἡμιν θειον ἀναγειν προς το ἐν τῳ παντι θειον,* und jeder Unbefangene wird in diesem Testamente eines sterbenden Philosophen, was er auch sonst darin erblicken mag, doch nimmermehr unmittelbar eine „philosophische Vornehmheit in der Religion" erblicken. Ueberhaupt aber stehen wir nicht an, eine gründliche und unparteiische Durchforschung der Neoplatonischen Philosophie in ihren vorzüglichsten Repräsentanten, in Anschung der Geschichte des Christenthums und besonders der Lehre desselben, für so wichtig, und der Erfassung und Anerkennung des wesenhaften Geistes der christlichen Religion nach ihrem Lehrinhalte für so förderlich zu halten, dafs wir uns von den Studien derer, welche in dieser Sphäre, der gemeinhin noch immer zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, auf die Begrün-

Digitized by Google

dung und Entwickelung zuverlässiger Ergebnisse ausgehen, nicht geringen Einflufs auf die vollkommenere Gestaltung der Geschichte der christlichen Lehre und ihrer Systeme zu versprechen geneigt sind. Auch für die Dogmatik könnten solche Ergebnisse nicht ohne Bedeutung bleiben, zumal was den Artikel von der Offenbarung betrifft, der heut zu Tage durch den Streit der conträrsten Meinungen in eine so grofse Verwirrung gebracht worden, dafs eine Verständigung darüber kaum noch möglich zu seyn scheint. Würde dieser Artikel dialektisch durch den Neoplatonismus hindurchgeführt, so würde z. B. ein Satz wie dieser, den der Verf. S. 253 den Platonikern entgegenhält: „sie sollten ihrer Speculation durch gegebene Thatsachen einer Offenbarung Gränzen setzen lassen," zuverlässig eine andere Gestalt, als die einer so schroffen Unmittelbarkeit und halben Wahrheit ist, annehmen.

Auf den Celsus läfst der Verf. von 266 an noch Einiges über *Porphyrius* und *Hierokles* folgen, und beschliefst dann diesen Abschnitt mit einer kurzen Andeutung über das Mafs der Polemik, das in dem älteren *Philostratus*, dem Biographen des Apollonius von Tyana, zu finden seyn dürfte.

Die Geschichte der Apologie des Christenthums und der Apologeten dieses Zeitraumes, die man hier nun erwarten könnte, hat der Verf. für gut gehalten, in den Abschnitt von den Kirchenlehrern einzureihen (dritte Abtheilung S. 1108 ff.).

Den Rest der ersten Abtheilung von S. 276 an nimmt der *zweite Abschnitt* oder *die Geschichte der Kirchenverfassung, der Kirchenzucht und der Kirchenspaltungen* ein. Das Capitel von der Kirchenverfassung ist, wie bekannt, besonders seit der Reformation vielfältig und gründlich, und hauptsächlich von den Gottesgelehrten der protestantischen Kirche in Untersuchung genommen worden, theils um die Ablösung der Evangelischen von dem hierarchischen Verbande historisch zu rechtfertigen, theils um die Grundlagen einer dem Wesen des Protestantismus angemessenen Kirchenverfassung historisch nachzuweisen. Dieser Umstand bewirkt, dafs die Darstellungen dieses Gegenstandes unvermerkt einen polemischen Charakter annehmen, den auch die vorliegende nicht verbirgt. Und das hat sie auch durchaus nicht nöthig, wenn es nur die Sache ist, die da spricht, und wenn sie nur eben so ohne Leidenschaft wie mit Freimüthigkeit spricht. Und so wird es denn Keiner, selbst kein tüchtiger Katholik, tadeln, dafs der verehrte Verf. hier durchaus als protestantischer Geschichtschreiber sich zu erkennen gibt. Er hat zwar auf diesem Gebiete schon manchen vorzüglichen Vorgänger und gründlichen Vorarbeiter gehabt; dennoch aber beruht seine Darstellung, wie immer, auf einer durchaus selbstständigen Forschung.

In der *Geschichte der Kirchenverfassung* (S. 276—346) wird zuerst die Geschichte der Gemeindeverfassung im Allgemeinen entwickelt (S. 276—313), dann von den Verbindungsformen der einzelnen Gemeinden unter einander (S. 314—324) und endlich von der äufserlichen Einheit der katholischen Kirche und deren Repräsentation (S. 325—346) gehandelt. In der *Geschichte der Gemeindeverfassung* wird erst die Grundlage der christlichen Gemeindeverfassung im apostolischen Zeitalter entwickelt, und dann werden die Veränderungen derselben nach dem apostolischen Zeitalter, nämlich 1) die Entwickelung einer monarchisch-bischöflichen Kirchenregierung, 2) die Bildung einer unevangelischen Priesterkaste, und 3) die Vermehrung der Kirchenämter, erörtert. — Als *Verbindungsformen der einzelnen Gemeinden unter einander* werden aufgeführt: das im Keim des jezt sich entwickelnden kirchlichen Subordinationssystems mitgegebene Verhältnifs der Stadt- zu den Landgemeinden, der Mutter- zu den Filialgemeinden, der Gemeinden in Hauptstädten zu denen in Provincialstädten; das besondere Ansehen der Sedes apostolicae Antiochiens, Alexandriens, Ephesus, Korinths, vornehmlich Roms; die Provincialsynoden. — Was endlich über *die äufserliche Einheit der Kirche und deren Repräsentation* gesagt wird, ist in der Hauptsache dieses: die Verwechselung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche erzeugt die Ueberschätzung der äufseren Einheit (Cyprianus de unitate ecclesiae); diese erzeugt den Wahn einer Nothwendigkeit der sichtbaren Repräsentation dieser Einheit, und diese endlich erzeugt den noch ärgeren Wahn der Uebertragung des vorgeblichen Primats des Apostel Petrus für alle Zeiten auf die ecclesia Romana und deren Bischöfe; doch fehlt es in lezterer Beziehung nicht an Gegnern; Irenäus z. B. und selbst Cyprianus eifern dagegen.

Die Abhandlung über die *Kirchenzucht* (S. 346—359), so wie die darauf folgende Geschichte der *Kirchenspaltungen* (des Felicissimus und der Novatianischen) geben im Wesentlichen keine neuen Aufschlüsse. Wir wollen daher ihren Inhalt nicht detailliren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 53. u. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander.

(Beschluſs.)

Ueberblicken wir nun diesen ganzen Abschnitt, so gibt er allerdings ein sehr anschauliches Bild der ersten christlichen Gemeindeverhältnisse. Manches indeſs scheint uns doch so sehr auf die Spitze getrieben zu seyn, daſs seine Haltbarkeit nicht nur von Katholiken, sondern selbst von Protestanten, die es treu und aufrichtig mit ihrer Kirche meinen, in Zweifel gezogen werden dürfte. Wir wollen uns hierüber in Kürze etwas näher erklären.

Der Grundcharakter der apostolischen Gemeindeverfassung war, wie aus der ganzen Darstellung unseres Verfs. hervorgeht, die höchste *Einfachheit*, und darin kann und muſs sie Vorbild und Muster jedes christlich-kirchlichen Gemeindewesens werden, jedoch nur insofern, als unter jener Einfachheit nicht ein starrer, regungsloser Typus oder eine aller weiteren Bestimmung und Gestaltung unfähige Einheit, sondern ein der reichsten, mannigfaltigsten Entwickelung fähiger Keim verstanden wird. Wie der Kern sich erst in der Frucht erreicht oder wiederfindet, nachdem er in der pflanzlichen Metamorphose auſser sich gewesen: eben so hat der einfache Geist der apostolischen Gemeindeverfassung, sofern diese als ein Vorbild späterer Gemeindebildungen gelten soll, sich erst in der Mannigfaltigkeit seiner Formationen zu erschlieſsen und zu verwirklichen, und durch jede derselben seine ursprüngliche, unmittelbare Einfachheit zu vermitteln und zu bewähren. Das Medium dieser Vermittelung und Bewährung ist die Geschichte der christlichen Welt in der concreten Gestalt der christlichen Völker. Die Kirche als unsichtbare, oder die Gemeinde als Geist, ist seit dem ersten Momente ihrer Versichtbarung durch die mannigfaltigsten Formen hindurchgeschritten, hat eine nach der anderen verändert oder gar zerbrochen — ein Beweis davon, daſs sie einen unbeweglich feststehenden, für alle Zeiten gültigen Typus verschmähet, und also eben so wenig die *unmittelbare* Herstellung der apostolischen Gemeindeverfassungsform als die kernlose Frucht der hierarchischen Gestaltung will. Nicht unmittelbare apostolisch-kirchliche Einheit, nicht starre, hierarchische Einerleiheit des Aeuſseren und Inneren, sondern lebendig freie Entfaltung des einfachen, urchristlichen Geistes, und eben hiemit eine durch die Geschichte der Welt, welche durch das Christenthum erst zu geistigen Ehren gebracht worden, vermittelte Einheit des Aeuſseren und Inneren — diese, und nichts Anderes ist es, in deren Verwirklichung der christliche Geist als Gemeinde seit ihrer Gründung bis auf heute rastlos begriffen gewesen, so oft und so sehr auch menschliche Gewalt und Anmaſsung ihn zu bannen und zu entehren bemüht gewesen und noch fortwährend bemüht seyn mögen.

Hören wir nun unseren Verf. Seine Ansicht in dieser Beziehung sprechen folgende Worte aus (S. 279): „Der „Zustand jener Korinthischen Gemeinde, wie sie uns in „den Paulinischen Briefen erscheint, zeigt uns, so man„gelhaft derselbe auch in mancher Hinsicht war, wie eine „christliche Gemeinde beschaffen seyn sollte.“ Diese Gemeinde also ein Ideal für jede andere! und warum? weil „hier Alle mit ihren gegenseitigen Gaben, als Glie„der des Einen Leibes, von gleicher Würde einander er„gänzend, in einander wirken sollten.“ Also die Idealität dieser Gemeindeverfassung bestand darin, daſs hier Alles noch in der Unmittelbarkeit und Unterschiedslosigkeit beschlossen lag, daſs hier noch die mancherlei Gaben (χαρισματα) in primitiver Eintracht bei einander waren, daſs „das Lehramt hier nicht ausschlieſslich Einem oder Meh„reren zugetheilt war, sondern daſs Jeder, der dazu Be„ruf fühlte, in der Gemeindeversammlung ein Wort zur „allgemeinen Erbauung reden konnte“ und dergleichen. Kann aber, fragen wir, nach einem *solchen* Ideal nur gerungen werden? und dann, ist es wirklich wünschenswerth, daſs darnach gerungen werde? Das Erstere ist,

Digitized by Google

wie es uns vorkommt, eben so wenig möglich, als das Zweite wünschenswerth. Denn einerseits haben, wie die Kunde und Geschichte des Christenthums lehrt, die unmittelbaren Operationen des heiligen Geistes in der apostolischen Kirche, seinem Selbsterwachen in dem Selbstbewufstseyn, und seiner Selbstthätigkeit in der Freiheit des menschlichen Geistes bereits seit Lange Platz gemacht; und andererseits kann es, wenn nicht der religiösen Schwärmerei Thor und Thür geöffnet werden soll, durchaus nicht wünschenswerth seyn, dafs irgend eine nachapostolische, z. B. eine heutige christliche Gemeinde, in Allem nach dem Muster der Korinthischen, die sich allerdings der Wundergaben zu erfreuen hatte, sich bilde, es möchten sonst leicht Schwarmgeister und Inspirirte aller Art auftreten, und das gedeihliche Bestehen der christlichen Gemeinde nur untergraben, nicht festigen. Der vorbildliche Charakter jener Korinthischen Gemeinde ist nicht in ihr selbst als gerade *dieser*, nicht in dem, was in ihr mit Augen gesehen, mit Ohren gehört werden konnte, also mit Einem Worte nicht in den besonderen Verhältnissen ihrer Verfassungsform, sondern vielmehr in dem einfachen urchristlichen Geiste, der hier gerade diese Form gewann, anderswo aber anders (und darum doch vielleicht nicht minder würdig) sich gestaltet, zu suchen; und es könnte demnach, wenn heut zu Tage der Versuch gemacht würde, in einer christlichen Gemeinde ganz die äufseren Typen der apostolischen (z. B. der Korinthischen) Gemeindeverfassung auszuprägen, daraus nur ein Zerrbild, nicht aber ein Bild derselben hervorgehen. Die apostolische Gemeindeverfassungsform ist, das dürfte aus dem Gesagten erhellen, nur eine relativ vollkommene, wie jede andere auch, nur in ihrer Weise, wie die unbefangene Betrachtung der Geschichte lehrt, die relativ vollkommenste; ferner, die Gründung einer angemessenen kirchlichen Verfassung ist kein nothwendiges Uebel, wofür sie der Verf., wenn anders wir seine Worte (S. 281) recht verstehen, zu halten scheint, und nicht jede Veränderung der apostolischen Gemeindeverfassung, z. B. die Gründung des Lehrstandes, ist eine Verunstaltung; und endlich, je freier und lebendiger in einer späteren Gemeindeverfassung der christliche Geist der Wahrheit und Liebe sich regt, desto urchristlicher ist ihr Charakter, womit aber keinesweges gesagt ist, dafs der höchste Grad ihrer Urchristlichkeit die unmittelbare Herstellung der apostolischen Kirchlichkeit sei. Darum mufs auch gesagt werden, die protestantische Kirchenverfassung, so viele unläugbare Mängel sie auch habe, stelle doch den Geist des Urchristenthums viel reiner dar als die hierarchische.

Carl Lehnerdt.

C. Ottofr. Mülleri, de Phidiae vita et operibus: commentationes tres recitatae in consessibus reg. Soc. Scient. Goettingensis, mit einer Kupfertaf. in 4to. 94 S. Göttingen, bei Dietrich, 1827.

Auch aus einer kleineren Schrift läfst sich der Geist und der Umfang des Wissens bei einem Schriftsteller ermessen. Diefs ist der Fall bei den vorliegenden Aufsätzen, die in genauer Beziehung zusammenstehen und im Wesentlichen nur Einen Gegenstand behandeln. Der erste beschäftigt sich mit dem Leben des Phidias, der zweite mit seinen Werken, und der dritte versucht eine Erklärung der Statuengruppe im westlichen Giebelfelde des Parthenon nach der Zeichnung eines Reisenden im lezten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts.

Im Eingange gibt der Verf. die schöne Aussicht kund, in den Aufsätzen für die gelehrte Societät dunkle und nicht genug erörterte Gegenstände der Kunstgeschichte bei den Alten zu behandeln. Für die Wahl der vorliegenden bestimmte ihn zunächst eine Reise nach England, wo er die durch Lord Elgin aus Athen nach dem Brittischen Museum versetzten Marmor sah, und zweitens, weil das, was Winckelmann über Phidias beibringe, ihm nicht nur unzulänglich, sondern selbst falsch scheine.

In Rücksicht der Geburt des grofsen Künstlers theilt er nicht die Meinung derer, die ihn schon in den sechsziger Olympiaden geboren annehmen. Wahrscheinlicher falle seine Geburt erst in Olymp. 73. Er schliefst nämlich so: Phidias habe auf dem Schilde der Minerva (Ol. 85, 3) sein Bildnifs kahlköpfig dargestellt. Hiernach könne er damals nicht leicht unter fünfzig Jahren gewesen seyn. Er lasse sich aber damals auch nicht leicht älter denken, indem das Alter ihn noch nicht der Thorheit enthob, in Ol. 86 mit dem schönen Jüngling Pantarces in eine Liebelei zu verfallen.

Auf die Vermuthung, dafs die Kunst in der Familie des Phidias herkömmlich war, möchten wir nicht viel Gewicht legen. Auch lassen sich die Nachkommen des grofsen Meisters, denen die Eleer die Aufsicht über die Statue des Jupiter gleichsam erblich übertrugen, kaum als Künstler betrachten. Denn als die Fugen der Elfen-

Digitized by Google

beine an der Statue sich löseten, so waren es nicht jene Abkömmlinge des Phidias, die Phaedrunten, welche die genaue Fügung wieder besorgten, sondern Demophon von Messene.

Der Verf. nimmt mit Anderen an, dafs der Meister des Phidias der Argiver Ageladas gewesen sei; und diefs gibt ihm Gelegenheit, über das Zeitalter des Lezteren näher zu forschen. Die von diesem verfertigten Statuen der Athleten, welche Ol. 65, 66 und 68 siegten, werden mit Recht als später verfertigt angenommen; und als seine früheren Zeitgenossen werden Aristokles und Kanachus, und als seine späteren Hegias und Onatas bezeichnet. Die Statue des Jupiter von Ithome, welche der Meister für die Messenier zu Naupactus Ol. 81, 2 verfertigte, bestimmt die spätere Epoche seiner Thätigkeit. Denn dafs er noch die Statue des Herkules Alexikakos erst nach der Pest von Athen gemacht habe, verwirft der Verf., und sezt die Wirksamkeit des Argivers zwischen Ol. 68 und 82. Von zwei Künstlern mit dem Namen Ageladas will er billig nichts wissen.

Der Verf. kommt jezt auf die Aufzählung der Hauptwerke des Phidias, worunter mehrere Bilder der Minerva, mit guten Bemerkungen über die Zeit ihrer Verfertigung. Den ehernen Kolossen der Göttin auf der Burg sieht er als eines seiner späteren Werke an, weil erst Mys den Schild nach der Zeichnung des Parrhasius dazu verfertigte. Ein solcher Kolofs, der selbst das Parthenon überragte, mufste nahe an 70 Fufs hoch seyn, und ein Werk dieser Art forderte lange Zeit, da es nur allmälig und stückweise modellirt und gegossen werden konnte. Man denke nur an den Kolossen zu Rhodus, von dessen Verfertigung und Aufbau Philo von Byzant uns einige Nachrichten aufbewahrt hat (s. Amalthea I. p. 251). Die Vollendung des anderen Kolossen der Göttin von Gold und Elfenbein, der im Innern des Parthenon als Tempelstatue aufgestellt war, wird Ol. 85, 3. gesezt. Man bemerke die vortreffliche Besserung des Plinianischen Textes: Dona Ferentes, anstatt Nascentes.

Hiernach verfügt sich der Meister nach Olympia, verfertigt allda die Statue Jupiters in der Zeit von vier Jahren und ist wieder Ol. 86, 3. in Athen zurück. Jezt erst soll dort die Anklage gegen Phidias wegen Veruntreuung des Goldes erhoben worden, und, nachdem er sich hierwegen gerechtfertigt hatte, die zweite Anklage wegen Einsetzung seines und des Perikles Bildnisses in den Schild der Minerva erfolgt seyn; worüber er, festgenommen, Ol. 87, 1. in dem Gefängnisse starb.

Hier sieht man das Bemühen und den Scharfsinn des Verfs., alle Nachrichten über Phidias in Verbindung zu bringen. In Manchem sind wir einverstanden. Dafs der Jupiter später als die Minerva gemacht sei, nehmen wir als sicher an, aber nicht in der kurzen Zeit einer Olympiade. Ein Werk von solcher Kolossalität und die Unzahl kleinerer Nebenwerke an dem Throne lassen sich nicht in so kurzer Zeit fördern, so viel Gehülfen der Meister auch haben mochte. Nehme man ferner hinzu die Venus Urania, und die Minerva in der Burg zu Elis, und die Siegerstatue des Pandaroes — Alles Werke des Phidias während derselben Zeit. Wir halten es daher für unmöglich, dafs Phidias vor dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges wieder in Athen seyn konnte. An die Anklage von Seite des Mono und an die Rechtfertigung des Phidias glauben wir, aber bevor er sich nach Elis begab. Dagegen sehen wir die spätere Einkerkerung und seinen dadurch verursachten Tod in dem Gefängnisse als ein Mährchen späterer Berichtgeber an, und eben so die Erzählung, nach welcher die Eleer wegen ähnlicher Verbrechen den Meister mit dem Tode bestraft haben sollen. Er, der hochgeehrte Meister der Statue Jupiters, sollte von den Eleern den Tod erleiden, und doch seine Nachkommen mit der erblichen Aufsicht über das Kunstwerk von denselben beehrt werden? Wie viel wahrscheinlicher ist es, dafs aufser der Anklage des Mono nichts Wahres an solchen Erzählungen sei, und Phidias in Elis selbst den natürlichen Tod gefunden habe.

Bemerkungen.

S. 6 äufsert der Verf. die Meinung, dafs der Tempel des Jupiter Servator im Piraeus in der Zeit des Konon, und nicht in der des Themistokles erbauet sei. Allein der Beiname des Gottes scheint eher der Zeit und dem Manne angemessen, der Griechenland wirklich rettete, als dem Konon, der blofs einen glücklichen Moment benüzte, seiner Vaterstadt gegen die Unterdrückung Sparta's durch schnelle Ausbesserung der Festungsmauer wieder aufzuhelfen. Die Errichtung eines Prachtaltars vor dem Tempel nach der hundertsten Olymp. kann hiebei nichts beweisen. Uebrigens vergafs Konon nicht, sich durch den Bau des Tempels der Cnidischen Venus im Piraeus ein Siegesdenkmal zu stiften; auch ward er in dem genannten Tempel Jupiters noch mit einer Statue beehrt. Dafs Cimon die Mauern an der mittäglichen Seite der Burg er-

Digitized by Google

baute, haben wir nach Nepos in Zweifel gezogen, der bloſs angibt, daſs er diese Mauern mit Bildwerken verzierte (Gesch. d. Bauk. II, 9). — S. 16, daſs der Tempel des Apollo zu Bassae vor dem Peloponnesischen Kriege erbauet sei, möchten wir aus dem Grunde bezweifeln, weil die Vergleichung der Phigalischen Reliefs mit denen am Parthenon klar zeigt, daſs die Phigalischen von einem weit besseren Style als die Athenischen, auch eine spätere Zeit verrathen. — S. 29. In Beziehung der Inschrift möchten wir hier eher dem Plutarch als Cicero glauben, und zwar, daſs sie nicht auf einer besonderen Stelle, sondern an dem Unterbaue der Statue selbst angebracht war. — S. 39. Die bekannte Erzählung von dem Wettstreite des Phidias mit Alkamenes sehen wir immer nur als ein Mährchen an, um anzudeuten, daſs auch der Bildner der Kenntniſs der optischen Gesetze bedürfe. In der Zeit des Phidias machte bereits Agatharchus praktische Anwendung von den Regeln der Perspective in der Mahlerei, und Theoretiker, wie Anaxagoras und Demokritus, lieſsen es nicht an Schriften hierüber fehlen. Uebrigens konnte dem Schüler nicht verborgen seyn, was bereits der Meister kannte; denn welche Wahrscheinlichkeit hat es, daſs ein Meister, wie Phidias, sich mit einem Schüler in Wettstreit eingelassen habe? Daſs Alkamenes eher ein Lemnier als ein Athener aus der Stadtgegend Limnae gewesen sei, lassen wir auf sich beruhen, so wie auch sein nicht wahrscheinliches Verhältniſs zu Kritias. In Rücksicht der Statue der Nemesis zu Rhamnus, die von den Neueren so viel besprochen ist, bleiben wir bei der früheren Meinung, daſs nach Gebärdung und Attributen das Bild immer nur eine Venus Victrix darstellte, und der Beiname der Nemesis der Statue — ohne irgend eine Abänderung der Beizeichen — erst zugetheilt ward, als sie in Rhamnus ihre Stelle erhielt. (S. mein Bilderb. I. S. 99.)

So trefflich auch die erste Abhandlung ist, so scheint uns doch die zweite noch vorzüglicher, wo von den Werken, dem Geiste und dem eigenthümlichen Verdienste des Phidias die Rede ist. Die Sache ist von der Erheblichkeit, daſs wir der Darstellung Schritt für Schritt folgen.

1. Phidias umfasse das ganze Feld bildnerischer Technik: er arbeitete in Marmor, schnitte in Elfenbein, goſs und trieb in Metall, sowohl in Erz als in Gold, in kolossaler Gröſse wie in den feinsten kleineren Gegenständen. Dann nicht unerfahren in der Architektur scheint er sich auch früher mit der Mahlerei abgegeben zu haben. Auf diese Weise konnte Perikles bei den vielen und groſsen Unternehmungen keinen trefflicheren Mann an die Spitze so vieler untergeordneten Künstler und Arbeiter stellen. Den Ruhm des Phidias machten die Götterbilder. Mit der Darstellung der Bildniſsstatuen befaſste er sich weniger, auſser der Siegerstatue seines Lieblings Pantarces. Doch mochten auch die beiden Signa palliata eher zur Classe der Bildnisse als zu der der Heroen gehört haben.

2, 3. Was von der Vortrefflichkeit der Werke des Phidias im Allgemeinen und von seinem Verhältnisse zu Polyklet gesagt wird, in Beziehung der Technik sowohl als in Behandlung gewisser Gegenstände, worin Einer dem Anderen den Rang streitig machte, haben wir nichts Wesentliches zu erinnern. Indessen scheint Polyklet nicht allein die Technik in Elfenbein besser als Phidias besorgt zu haben, sondern, was bedeutender ist, auch den Erzguſs. Denn ihm gehört die Erfindung an, die Statuen auf Ein Bein (ohne Stütze) zu stellen (Plin. 34, 19, 2); und daſs diese Geschicklichkeit noch im höheren Grade auf seinen Schüler, den jüngeren Kanachus, überging, zeigt dessen Apollo Philesius, der im Didymaeum bei Milet zu sehen war. Der Hirsch war dabei so künstlich äquilibrirt, daſs man unter den Füſsen einen Faden wegziehen konnte (Plin. 34, 19, 14). Dieses wegen seiner sinnreichen Technik berühmte Werk konnte, wie der Verf. früher und jezt noch meint, nicht dem älteren Kanachus angehören. Ohne Zweifel ward das Bild für den neuen Prachttempel verfertigt, dessen groſse Ruinen jezt noch zu sehen sind. (Gesch. der Bauk. II. S. 62).

4, 5, 6. Daſs Phidias seinen Meister Ageladas, wie seine Mitbürger Hegias und Kritias, auch den Kalamis überflügelte, zeigt die Weise, in welcher die Rhetoren diese Meister zu Phidias stellen. Aber schon die Vergleichung des Lezteren mit seinen Mitschülern Polyklet und Myron beweisen zur Genüge, daſs jenes höhere Streben nicht ausschlieſslich dem Phidias eigen war. Nur als der *primus inter pares* seiner Zeitgenossen läſst er sich betrachten. Die Zeit des Perikles strebte mächtig in der Kunst an; aber erst später und allmälig, nicht durch einen Sprung — continuo quodam progressu, non repentino impetu — erreichte sie die Stufe der Vollendung.

Ueber den organischen Gang in der Kunst, den der Verf. so trefflich schildert, sind wir um so mehr einverstanden, da in den zeichnenden Künsten das umfassende Wissen, um die Natur richtig aufzufassen, und das Geschick in technischen Dingen, um das Erfaſste darzustel-

Digitized by Google

len, sich nur sehr allmälig ausbilden kann. Die Geistesthätigkeit, auch die fähigste, bleibt immer von dem Stande des Wissenschaftlichen und der Technik des Zeitalters abhängig. Allerdings können hier die Umstände sehr verschieden einwirken, bald die Fortschritte aufhaltend und lähmend, bald sie fördend und beflügelnd.

7. Nun meint aber der Verf., wenn anders ich ihn recht verstehe, gegen Winckelmann und Alle, welche dessen Ansichten befolgen, dafs ein solches organisches Fortschreiten das Talent des Phidias weniger beschränkte, und dafs durch ihn auf Einmal ungewöhnliche Leistungen zum Vorscheine kamen, welche die Kunst gleichsam in ihrer Vollendung darstellten.

8. Der Verf. sucht nun die eigenthümlichen Verdienste des Phidias hervorzuheben. Diefs zu thun sei aber schwierig, erstlich aus Mangel an Nachrichten, wovon nur die Schriften der Rhetoren Einiges enthielten, und zweitens aus Mangel an sicheren Monumenten, wozu sich nur die Athenischen und die in Aegina entdeckten rechnen liefsen — und dazu noch die Nachbildungen des Apollo von Kanachus zu Milet. (In Hinsicht des Lezteren haben wir schon bemerkt, dafs wir denselben nicht als das Werk des älteren Kanachus ansehen können.)

9. Nun erkenne man in den Aeginetischen Bildwerken bereits, was die Bildung des menschlichen Körpers betreffe, einen hohen Grad von Wahrheit, nur nicht die gehörige Auswahl schöner Formen, und eine noch zu strenge Andeutung der Muskeln und Nerven. Dann sei die Gesichtsbildung noch gänzlich vernachlässigt, und nach Einem Typus. Vultum variare atque Animi Sensus exprimere fehle noch ganz. Dafs diefs auch unsere Ansicht sei, haben wir in unserer Schrift über die Aeginetischen Statuengruppen gezeigt. (S. Analekten von A. Fr. Wolf, Heft III. S. 167.) Der Ausdruck gebreche noch den Werken des Myron, und, nach dem Urtheile billiger Richter, auch *einigen* Werken, die unter Phidia rectore gemacht seien. Diefs, meint der Verf., komme daher, weil die Alten mehr auf die Ausbildung des Körpers sahen als die Neueren, welche mehr den Gemüthsausdruck in dem Gesichte und in den Augen darzustellen suchten, und später erst die Körperbildung mehr studirten. (Wir übergehen hier leztere Angabe als zur Sache nicht nothwendig gehörig, obwohl dieselbe, so allgemein hingestellt, keinesweges gelten kann.) Ferner hätten die Alten hauptsächlich nur Götterfiguren und Athleten gemacht. Bei jenen habe aber frommes Herkommen das Strenge und Unbewegliche in der Gesichtsbildung gefordert, und bei diesen habe man mehr auf die Gestalt und Gliedmafsen als auf die Gesichter und den Ausdruck gesehen. Ferner habe im Alterthume die Bildnerei, bei den Neueren aber die Mahlerei vorgeherrscht; und jene gehe immer auf Körperbildung, und diese auf den Ausdruck. Auch habe Polygnot als Mahler wesentlich auf das Bedeutende hingearbeitet, und es lasse sich denken, Phidias habe als Mahler die bessere Bildung des Physiognomischen und den Ausdruck von der Mahlerei auf die Bildnerei übergetragen. Jene Strenge der Formen, und jener Mangel charakteristischer Gesichtsbildung betreffe aber nicht blofs die Meister des Peloponnes, sondern auch die Attiker, wie den Kritias und Hegias, und die Werke, die bereits weniger Strenge, sondern schon eine gewisse Leichtigkeit und Weiche verriethen, wie die Reliefs am Tempel des Theseus. Diese seien erst gemacht, als bereits die neue Lehre des Phidias Eingang gefunden habe. Wir wollen hier solche Ansichten nicht näher in Anspruch nehmen, so viel daran auch zu wenden seyn möchte, sondern

10, 11, dem Verf. sogleich weiter folgen. Das Eigenthümliche des Phidias sei das Abgehen von dem alten, dem sogenannten Aeginetischen Styl, und das Einführen des von den Neueren sogenannten idealen Styls. Hiebei wird ehrenvoll der HH. Schorn und v. Rumohr gedacht. Der wahre Idealstyl sei aber die Befolgung und Darstellung des Natürlichen, welches Phidias auch in den geringsten Dingen beobachtet habe.

12. Auch könne dem Meister, der sich die Natur so streng zur Regel nehme, die Anmuth nicht gebrechen. Die Beispiele, auf die der Verf. bauet und als Beweise anführt, dafs Phidias in Allem die Natur zu erstreben suchte, und dadurch auch die Grazie erstrebt habe, sind die uns jezt näher bekannt gewordenen Werke vom Parthenon.

13. Nun trete hier der Umstand ein, dafs Andere der Meinung seien, die Denkmäler am Parthenon gehörten nicht alle in dieselbe Zeit, und dafs die Statuen in den Giebelfeldern viel später gemacht wären als die Reliefs am äufseren und inneren Fries. Dieser lezteren Meinung ist bekanntlich der Rec., wie der Verf. selbst anzeigt. Ich habe in einer Anmerkung zu der Geschichte der Baukunst (II. S. 14) diese Ansicht kund gegeben und sie früher schon gegen Hrn. Müller selbst geäufsert, als ich das Vergnügen hatte, mit demselben die Abgüsse der Aeginetischen und Athenischen Bildwerke in unserer Sammlung der k. Kunstakademie durchzugehen. Auch scheint

Digitized by Google

der Verf. jezt noch, seitdem er die Originalwerke in London selbst sah, den grofsen Unterschied, der sich in den Bildwerken am Parthenon kund gibt, anzuerkennen. Er spricht von jener — sicca et invenusta corporum delineandorum ratio in anaglyphis metoparum; neque motus membrorum ubique ad vivum expressi, sed in nonnullis molesti et odiosiores, in aliis ob nimiam quandam et inanem contentionem paene ridiculi. — Milder werden, wie billig, die Reliefs vom Panathenäischen Zuge beurtheilt. Die Composition des Ganzen zeige den edlen Geist, dem man die Statuen in den Giebeln verdanke. Vieles sei auch einzeln trefflich ausgeführt, wenn gleich manches Andere — negligentius facta et rudi priscorum modo tractata — sei.

Aber wie hilft sich der Verf., diese auffallende Verschiedenheit der Reliefs im Verhältnifs zu der vollendeten Kunst, welche sich in den Giebelstatuen kund thut, zu entschuldigen? Er meint, Phidias sei genöthigt gewesen, noch ältere Künstler aus der Schule des Hegias und Kritias zu gebrauchen. Dann wären die Reliefs nur als Architekturbildnerei zu betrachten, gleichsam als wenn diese weniger Anspruch auf eine kunstgerechte Behandlung und Ausführung zu machen hätten. Allein wir können weder die eine noch die andere dieser Ansichten theilen. Werke der Bildkunst, die eine feste Stelle an einem Baue haben, müssen gleich den architektonischen Theilen und Gliedern mit der höchsten Sauberkeit ausgeführt seyn, nur mit jener Modification, welche die optischen Gesetze erfordern. Dann ist bei den gedachten Bildwerken nicht die Rede von der Bearbeitung des Marmors, sondern wie die Formen, die Charaktere und die Handlungen aufgefafst sind. Hierin liegt noch hauptsächlich das Mangelhafte, und diesem abzuhelfen lag in der Macht dessen, der das Ganze als Vorsteher zu leiten hatte. Wenn aber diefs nicht geschah, so kann die Kritik nicht umhin, solche Mängel dem Stande der Kunst des Zeitalters beizumessen, und sie vermag nicht, den Vorsteher hierwegen zu entschuldigen.

Wenn aber der Verf. das Mangelhafte in den Reliefs selbst zugibt, wie kann man glauben, dafs die Statuen, die aus den Giebeln des Parthenon nach England kamen, aus einer und derselben Zeit seien? In den lezteren, wie der Verfasser selbst eingesteht und wir früher angaben, herrscht eine Naturwahrheit, eine Weiche und Fülle, die überall ein Höchstes in der Kunst ankündigen. Zwischen diesem Höchsten und jenem Mangelhaften liegt aber eine mächtige Kluft, welche die Zeit nur allmälig zu überschreiten vermag. Wir gestehen Phidias und seinen Zeitgenossen gern alle Ehren zu. Wir sehen sie als die Begründer Alles dessen an, was die Kunst der Griechen Herrliches hervorbrachte. Wir verehren in Phidias und seinen Zeitgenossen das Erfinden und Hinstreben nach dem Charakteristischen in der Götter- und Heroenbildung. Durch diese Meister ward der Kunstsinn auf das Erfassen der höheren Natur geleitet, sowohl was die Form als das Bedeutsame in der Handlung und Gebärdung betrifft. In wie fern aber die geistige Belebung, der Gemüthsausdruck und die Anmuth schon der Antheil des Zeitalters war, dürfen wir eher bezweifeln als bejahen. Wir erklären uns näher.

Zwar wissen wir nichts Sicheres, in wie fern der alte, der sogenannte Aeginetische Styl unter den Griechen allgemein und auch unter den Attikern herrschend war, und wann man anfing, davon abzugehen. Denn aus den Schriftstellern läfst sich hierüber wenig Zuverlässiges schöpfen; doch bleiben wir nicht ganz ohne Belehrung, wenn wir genauer in Betracht ziehen, was da und dort von den Zeitgenossen des Phidias bemerkt wird. Von Polygnot heifst es, er habe zuerst begonnen, den Mund zu öffnen, die Zähne zu zeigen, et vultum ab antiquo rigore variare, welches augenscheinlich dahin weiset, dafs er zuerst von der herkömmlichen Kopf- und Gesichtsbildung des Aeginetischen Styls abgegangen sei. Von Polyklet wissen wir, dafs er zuerst näher über die Verhältnisse des Körperbaues nachdachte, und darüber in einer Statue einen Kanon aufstellte, den er zugleich in einer Schrift erläuterte. Und ziehen wir in solcher Rücksicht die Aeginetischen Statuen in Betracht, so fällt besonders der Mangel guter Verhältnisse an denselben auf, und man sieht, welchen Vorschub Polyklet der Kunst durch die Aufstellung seines Canons leisten mufste. Von Myron wird gerühmt, dafs er gleich dem Polyklet sich auch besserer Verhältnisse beflifs, und auf gröfsere Mannigfaltigkeit bei der Körperbildung sah, doch der Ausdruck des inneren Lebens ihm noch nicht gelingen wollte, und er selbst im Technischen der Haarbildung noch zurück blieb. Besser gelang diese einem anderen Zeitgenossen, dem Pythagoras von Rhegium, von dem zugleich gerühmt wird, dafs er nebst dem Streben nach schöneren Mafsverhältnissen zuerst die Nerven und Adern ausdrückte.

Aus diesen Angaben ergibt sich, wie sehr die grofsen Meister des Zeitalters noch in dem Studium einer richtigeren Körperbildung befangen waren. Werfen wir nun

Digitized by Google

unseren Blick auf einige Momente, welche wir mit Gründen in dieses Zeitalter setzen dürfen. Wir meinen nämlich solche, die in Hinsicht der Arbeit sich wenig über die Härten, die noch die Aeginetischen Statuen zeigen, erheben; aber in der Gesichtsbildung, in den Haaren und in der Gewandung nicht mehr die geringste Aehnlichkeit von dem conventionellen Style der Aegineten an sich tragen. Hieher zählen wir vorzugsweise die Vesta, den Apollokopf und die Minerva Giustiniani. Alle drei tragen noch einen sehr strengen, von aller Weiche und Naturelegance sehr entfernten Styl an sich. Und doch darf man nicht zweifeln, Werke der Zeit des Phidias zu sehen. Denn z. B. in der Statue der Minerva ist bereits das Ideal dieser Göttin so dargestellt, dafs, wenn sie früher gemacht wäre, dem Phidias die Ehre entgehen würde, eines der erhabensten Götterideale erfunden zu haben. Als im ähnlichen Style gearbeitet fügen wir noch die beiden Amazonen bei, die kämpfende im Museo Pio Clementino, und die verwundete in einem unvergleichlichen Sturz mit dem Kopfe in dem herzoglichen Schlosse zu Wörlitz. Ein Meisterwerk des Zeitalters ist der Diskobolus des Myron, der noch in mehreren Copien vorhanden ist. Kühn in der Bewegung ist die Gestalt wundervoll nach der Natur aufgefafst, obwohl die Arbeit eher trocken als fleischig zu nennen ist.

Fernere Instanzen, die der Verf. zur Behauptung, dafs die Giebelstatuen dem Zeitalter des Phidias angehörten, anführt, sind: das Alterthum habe dem Phidias keine Ehre in der Kunst abgesprochen. Aber eben so läfst sich sagen: es habe ihm auch nicht alle Ehre ausschliefslich beigelegt. Seine Zeitgenossen werden so neben ihn gestellt, dafs er nur immer als *primus inter pares* erscheint. Dann werde das Parthenon während der Lebzeit des Perikles als vollendet genannt. Diefs kann in Rücksicht des Baues sehr wohl bestehen, wenn gleich noch einige Verzierungsbildwerke daran fehlten. Stand doch der Tempel zu Delphi schon über ein Jahrhundert, ehe Praxias, der Schüler des Kalamis, von Athen dahin wanderte, um die Giebelfelder mit Bildwerken zu schmücken (Paus. 10, 19).

Die Redekunst in der Zeit des Lysias zeigt eine vortreffliche Entwickelung; aber welche Wege hatte sie noch zu durchlaufen, bis sie sich in Demosthenes vollendet darstellte!

In der dritten Abhandlung versucht der gelehrte Verf. eine Erklärung der Statuengruppe in dem westlichen Giebelfelde des Parthenon nach einer in der Pariser Bibliothek aufbewahrten Zeichnung des Mahlers Carey, welche noch vor Beschiefsung der Burg durch die Venezianer 1687 gemacht ward. Nach Pausanias wissen wir so viel, dafs im Giebel des Hinterhauses an der Westseite der Wettstreit der Minerva und des Neptun um die Schutzherrschaft von Athen vorgestellt war, in dem Giebel aber über dem Eingange an der Ostseite die Geburt der Minerva.

In der Zeichnung des Carey lassen sich in der Mitte des Giebels zwei Figuren, die eine als Neptun und die andere als Minerva, noch erkennen; aber ihre Handlung und Zusammenstellung bleibt dunkel. Hr. Müller meint, und wie es scheint mit Recht, dafs dann die Figuren zur Seite Neptuns solche Gottheiten und Heroen seien, welche den Meeresgott begünstigten; die aber zur Seite der Minerva sich zu dieser Göttin hielten. Der Verf. versucht dann auch, solchen Nebenfiguren Bestimmung und Namen zu geben. Allein bei einer so grofsen Verstümmelung und Verrückung der Bildwerke zum Theil aus ihren früheren Stellen, und bei so schwacher Zeichnung kann das Meiste nur auf Vermuthungen beruhen, die wir weder bestreiten noch durch neue Conjecturen vermehren wollen.

Anhang.

Seitdem wir Vorstehendes schrieben, haben wir auch die Recension des Hrn. Ottfried Müller in den Wiener Jahrbüchern der Literatur über die kunstgeschichtlichen Arbeiten von Heinrich Meyer und Fried. Thiersch gelesen. Sie ist in drei Bänden vertheilt, im 36sten, 38sten und 39sten, im Ganzen fünf Bogen stark. Hr. O. Müller erklärt im Eingange „versuchen zu wollen, den Zustand darzustellen, in welchem sich die Griechische Kunstgeschichte gegenwärtig befindet, die Leistungen der neuesten Schriftsteller in diesem Fache zu charakterisiren und ihr Verhältnifs zu der früheren, und, wenn es möglich, auch zu der wünschenswerthen Gestalt einigermafsen zu bestimmen.“

Hieraus wird klar, dafs Hr. Müller es hier nicht blofs mit Meyer und Thiersch, sondern mit Jedem zu thun hat, der sich über Kunstgeschichtliches äufserte, und hiermit zugleich auch ein treues Bild von dem Zustande seiner eigenen Meinungen, die er zur Zeit von der Kunst der Alten hat, darlegen will. Die Offenheit, mit der der Verf. gegen Andere zu Werke geht, ist uns Bürge, dafs er dieselbe auch in ähnlichem Mafse von dem fordere,

Digitized by Google

welcher es übernimmt, seine Ansichten aus einem entgegengesezten Standpunkte zu prüfen. Der Unterzeichnete ist zwar ein Feind aller unnützen Polemik, aber er scheut nicht die wahre und ernste, besonders mit Männern, von denen er Ursache zu glauben hat, dafs es ihnen gleichfalls Ernst bei ihren Studien ist.

Die erste Frage ist: ob die Griechen ihre Bildung, und so auch die Kunst aus sich selbst geschöpft, oder von Anderen erlernt haben, und, wenn Lezteres, zu welcher Zeit?

Nach Hrn. Thiersch hätten die Griechen die Anfänge ihrer Kunst von den Orientalen erhalten, und zwar bereits von den ersten Colonieführern Cecrops, Cadmus und Danaus. Jedoch hätten die Künste durch mehr denn tausend Jahre keine Fortschritte gemacht, so dafs sie um Ol. 50 noch auf der niedrigsten Stufe standen.

Ottfried Müller vertheidigt dagegen seine früher bekannte Meinung: die Griechen hätten den Orientalen nichts zu danken, indem ihre ganze Bildung, und so auch die Kunst, aus ihnen selbst hervorgegangen sei.

Meine Meinung ist, wie ich früher hinreichend dargethan zu haben glaube, dafs die Griechen die Anfänge ihrer Bildung, und so auch die ihrer Kunst, allerdings den Orientalen schuldig wären, nämlich die Anfänge ihrer religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, der Landwirthschaft, des Häuser- und Schiffbaues, und der nöthigen Gewerbe den ersten Colonieführern. Was aber die Kunstübung betreffe, so sei zwar kein Widerspruch, dafs sie dieselbe nicht auch zugleich von diesen hätten erhalten können, indem das Mutterland derselben, Aegypten, das Technische der Künste damals schon in hohem Grade besafs, wie wir von anderen damals aus Aegypten auswandernden Colonien, nämlich von den Israeliten, wissen, welche Künstler jeder Art in ihrem Gefolge hatten. Indessen berechtigt uns keine Nachricht und kein Umstand, die Kunstpflege eben so früh bei den Griechen anzunehmen. Selbst im Homerischen Zeitalter fehlten dem Volke noch alle technischen Kenntnisse, welche zur Uebung irgend eines Kunstzweiges gehören; was wir Jedem, der die Nothwendigkeit technischer Kenntnisse für die Pflege der Kunst anerkennt, anschaulich gemacht zu haben glauben. Die Vortrefflichkeit der Homerischen Gedichte können hiegegen nichts beweisen, besonders wenn gerade aus der Prüfung dieser Gedichte hervorgeht, dafs Alles, was damals Homer von Kunstwerken wufste, blofs Arbeit und Erzeugung fremder Völker war. Aber nicht blofs im Homerischen Zeitalter, sondern auch noch in den folgenden Jahrhunderten bis um Ol. 30 wissen wir weder von Kunstwerken noch von einem Kunstbetrieb bei den Griechen.

Was wir historisch sicher wissen, ist, dafs um Ol. 30 im Zeitalter des Cypselus den Griechen Aegypten zum freien Verkehre geöffnet ward, und jezt die Griechen in jenem hochcultivirten und mit den herrlichsten Kunstwerken geschmückten Lande sich nur umsehen durften, um die Technik in jedem Material und in jeder Kunstart kennen zu lernen. Und dafs sich der Gang der Dinge wirklich so verhielt, davon geben uns die Griechischen Schriftsteller die Bestätigung, welche jezt erst und von nun an von Griechischen Kunstwerken und Griechischen Künstlern zu erzählen wissen.

Aber ungeachtet der in Aegypten erworbenen technischen Kenntnisse blieben die Griechen noch länger als ein Jahrhundert auf jener niedrigen Stufe der Kunstpflege stehen, welche die Werke der Aegypter an sich tragen, und welche zu überschreiten Lezteren Gesetz und Gebot war; oder sollen wir die Nachrichten, welche Reisende wie Plato, Diodor und Strabo geben, verwerfen, weil sie nicht in das System vorgefafster Meinungen taugen?

Hr. Müller will keine Aehnlichkeit des Styls (nationale Gesichtsbildung und Costume eines Volkes hat mit dem Style in der Kunst nichts zu thun) zwischen den alt-Griechischen und Aegyptischen Kunstwerken erkennen, und verwirft defswegen auch den Kanon der Aegypter, den Griechische Künstler in Aegypten erlernten und bei ihren eigenen Werken anwandten. Solche Angaben, dafs die Aegyptischen Künstler den menschlichen Körper zum Behuf einer richtigeren Bildung desselben in ein und zwanzig und einen vierten Theil eintheilten, erfindet kein Geschichtschreiber; und wenn gleich noch vorhandene Denkmäler auch in den Mafstheilen Abweichungen zeigen sollten: wie kann diefs einen Augenblick befremden, wenn ein Künstler bei weniger bedeutenden Arbeiten lieber einmal aus freier Faust entwarf, als den strengen Mafsstab anlegte? Uebrigens, welchem Auge, das Kunstwerke zu sehen gewöhnt ist, mufs es nicht vielmehr auffallen, eine so grofse Uebereinstimmung in den Verhältnissen der Bildwerke der Aegypter wahrzunehmen? Wenn nun die Angabe eines Geschichtschreibers nicht dem mindesten Verdacht ausgesezt seyn kann, warum soll man zweifeln, dafs unter den Tausenden von Griechen, welche seit Psammetichus in Aegypten reiseten, nicht auch solche gewesen seien, welche die Vortheile, deren sich die Künstler des Landes bedienten, kennen zu lernen strebten, und dafs sie sich nicht auch den Kanon der Aegypter aneigneten, wie dieses Diodor von den beiden Brüdern Theodorus und Telekles von Samos berichtet?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55. u. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

C. Ottofr. Mülleri de Phidiae vita et operibus commentationes tres, recitatae in consessibus reg. Soc. Scient. Goettingensis.

(Beschluſs.)

Da aber die Zeit, worin besagte Brüder mit ihrer gesammten Künstlerfamilie blühten, ihre Erfindungen und ihre Werke einen Angelpunkt in der Geschichte der Griechischen Kunst ausmachen, so können wir nicht umhin, auf dasjenige, was wir früher schon festgestellt zu haben glauben, zurückzukommen. (S. Amalthea Bd. I. S. 266.)

Wir können nur Einen Rhoecus und Einen Theodorus annehmen, beide als Architekten und Erfinder des Erzgusses, lebend im Zeitalter des Polykrates um Ol. 60. Daſs beide Künstler auch als Erfinder der Plastik genannt werden, und zwar lange bevor die Bacchiaden von Korinth vertrieben wurden, ist eine Sage, welche ihre Falschheit an der Stirne trägt; denn die Plastik erfindet sich nicht: sie ist lange da als Handwerk des Töpfers. Telekles ist der Bruder des Theodorus, und Beide sind Söhne des Rhoecus; und ein offenbarer Irrthum ist es, wenn Pausanias den Telekles nicht als den Bruder, sondern als den Vater des Theodorus nennet. Alle anderen Stellen sprechen dagegen. Rhoecus und Theodorus von Samos sind zugleich die Erbauer eines vaterländischen, Samischen, Labyrinths, in Gesellschaft des Smilis; und vergleicht man die hierauf bezüglichen Stellen, so ergibt sich leicht, daſs ein Lemnisches Labyrinth seine Existenz nur den verdorbenen Lesearten bei Plinius verdankt. Daſs die Stelle bei Plato nichts für einen mythischen Theodorus erweise, zeigt deutlich, daſs Plato an dessen Stelle jeden anderen Künstlernamen hätte setzen können. Doch wir halten es unter der Würde der Kritik, hiebei länger zu verweilen, und verweisen auf unsern Excurs in der Amalthea.

Hr. Müller möchte aber auch bei dieser Gelegenheit den Aegyptern die Uebung des Erzgusses absprechen, um die Erfindung der schwierigsten Technik in der Bildnerei den Griechen ausschlieſslich anzueignen. Ich suchte früher das Gegentheil zu erweisen. Zwar würden bei den Profan-Schriftstellern keine Guſswerke der Aegypter genannt, und unter den noch vorhandenen Guſswerken dieses Volkes gäbe es nur kleine Idole, auch diese nicht in groſser Anzahl (das gröſste ist eine ellenhohe weibliche Figur in der Berliner Sammlung). Wir führten ferner die Bücher Mosis an, die nach der Septuaginta und Vulgata das goldene Kalb wirklich einen Guſs nennen, so wie die beiden Cherubim neben der Bundeslade als Werke von *geschlagenem* Golde. Müller möchte aber die Richtigkeit der Uebersetzungen nicht anerkennen, und daſs der Originaltext die Sache in Hinsicht des Gieſsens unbestimmt lasse. Allein auch die wörtlichen Uebersetzungen der beiden Stellen bestimmen die Sache in Hinsicht des Gieſsens und des Treibens in Golde eben so (cfr. Bened. Arias Montanus cum notis). Dann wollen wir anzuführen nicht vergessen, daſs der König Hiram eine besondere Gieſsstätte einrichtete, um die Metallwerke für den Tempel Salomonis zu gieſsen (Reg. III. 7, 45). Allein nicht bloſs die Prönicier kannten den Erzguſs, sondern nach Herodot (I. 183) auch die Babylonier. Der Geschichtschreiber sah selbst noch im Tempel des Belus eine Statue von massivem (στερεος) Golde, nachdem Xerxes die gröſsern und reichern Werke schon weggenommen hatte. Welchem Zweifel kann es also unterworfen seyn, daſs die beiden Samischen Künstler, welche in Aegypten reiseten, das Bildgieſsen allda konnten erlernt haben, so wie es der Fall mit dem Aegyptischen Kanon war?

Von Smilis, dem Gehülfen des Rhoecus und Theodorus bei dem Bau des Samischen Labyrinthes, will ich nur bemerken, daſs er ohne Zweifel jener Aeginete sei, der die Statue der Juno für den Tempel der Göttin, den damals Rhoecus erbaute, und über dessen Dorische Maſsverhältnisse Theodorus ein Schrift bekannt machte, verfertigte, und auch die Horen in dem Junotempel zu Olympia

Digitized by Google

aufstellte (Paus. 7, 4 und 5, 17). Smilis gehörte also eben so wenig wie Theodorus dem mythischen Zeitalter des Daedalus an. Solche historische Thatsachen sind festzuhalten, wenn die primitive Geschichte der Griechischen Kunst nicht ewig in chaotischer Nacht gehalten werden, sondern Ordnung und Licht in dieselbe kommen soll.

Noch einmal müssen wir in die frühere mythische Zeit zurückkehren. Hr. Müller, um den Griechen die Originalität und Priorität in den Künsten zu vindiciren, berührt auch frühere Bauwerke in Griechenland, wie das Schatzhaus des Minyas und das noch vorhandene des Atreus zu Mycenae. Wir haben von solchen Bauwerken ausführlich gehandelt, so wie auch von den aus der Fremde — aus Lycien — eingewanderten Bau- und Bergleuten, Cyklopen genannt, welche die Griechen zuerst mit gröfseren Steinbauen bekannt machten. Allerdings, wie Müller meint, stellen die Ueberreste alt-Aegyptischer Baukunst nichts dar, was in der Form mit jenen runden, bienenkorbartigen Bauen der Thesauri in Griechenland Aehnlichkeit hätte. Aber auf die runde Form kommt es hiebei nicht an, sondern auf das Princip der Construction, vermöge dessen man — ohne Kenntnifs des Steinschnittes — einen bedeutenden Bau in Stein überdecken kann, indem man eine Steinreihe über die andere vortreten läfst, bis man allmälig durch immer gröfsere Verengung des Raumes von Oben dahin kommt, den Bau im Centro mit einem einzelnen Steine zu schliefsen. Diefs Princip haben die Aegypter gekannt, und von diesen ist ohne Zweifel die Kenntnifs zu den Völkern übergegangen, welche dann jene Constructionsweise auch in Griechenland einführten.

Noch tritt Hr. Müller mit einer anderen Instanz auf. Bekanntlich sprachen Reisende, wie Gell, Dodwell und Andere, auch von einigen Marmorfragmenten, die man in Mycenae fand, und die gleichzeitig mit den Thesauri und zwar für die Auszierung derselben gearbeitet seyn sollen. Diese Ueberreste sind theils von kupfergrünem, theils von hochrothem Marmor, auf deren Oberfläche schnörkelartige Windungen gearbeitet sind. Schon haben wir uns früher über Gell gewundert, dafs er dergleichen für primitive Bauzierden der Griechen halten konnte; und ich habe daher in meiner Recension seiner Argolis (s. die Analekten von A. Fr. Wolf Heft I. S. 163) bereits darauf aufmerksam gemacht, um ferneren Irrthum bei weniger Erfahrenen zu verhüten, dafs solche Fragmente in das Byzantinische Zeitalter gehörten, und zwar zu einem Kirchenbau, wovon man die Ruinen noch zur Stelle sehe.

Ungeachtet dessen sehen wir jezt die Sache zu einer primitiven Alterthümlichkeit des Griechischen Genius ausgesponnen, welche *de facto* zeigen soll, wie weit die Technik und die Verzierungskunst im heroischen Zeitalter schon gediehen war. Indessen hätten schon die Marmor — der kupfergrüne, wie es scheint, eine Art grünlicher Basanit oder Serpentin, und der rothe, der erst spät unter den Kaisern in Aegypten gebrochen ward — scheu machen sollen. Die Arbeiten selbst sind das Werk phantasiearmer Steinmetzen, wie dergleichen da und dort in den älteren Kirchen Roms auf Säulenschäften, Pilastern und Thürgewänden vorkommt, und selbst auf Fufsboden übergegangen ist, wozu die Arbeiter gern kleine Täfelchen von Porphyr und grünem Serpentin u. s. w. auswählten.

In der zweiten Abtheilung der Recension (Band 38) geht der Verf. zu der Periode über, die zwischen der heroischen Zeit und dem hellen Lichte der Geschichte um Ol. 60 in der Mitte liegt.

Hier wird S. 259 als Thatsache angenommen, dafs bereits Phidon von Aegina Münzen habe schlagen lassen. Gegen eine solche Sicherheit ist aber der Zweifel um so gegründeter, da in so früher Zeit — Ol. 8 — bei den Griechen ein Kunstbetrieb irgend einer Art nicht erweislich ist. Zwar würde es noch nichts für die Kunst des Münzens beweisen, wenn man auch annähme: Phidon habe, um das Gewicht und den Grad der Güte der Silberbarren — in Form von Stäbchen — zu bestimmen, ein Merkmal auf dieselben mit dem Bunsen einschlagen lassen, so wie unsere Gold- und Silberschmiede es auf ihre Arbeiten noch zu thun pflegen. Solche Anfänge konnten dann allerdings das eigentliche Münzen späterhin veranlassen, wie die ältesten Münzen so vieler Städte, die *nummi incusi*, noch zeigen.

S. 261. Mit Vergnügen sehe ich, dafs der Verf. sich die Kiste des Cypselus nicht, wie Andere früher, viereckig, sondern als eine Lade rund, und mit den Streifen über einander denket, so wie wir es früher angegeben haben, doch mit dem Unterschiede, dafs Hr. Müller sie von ovaler Form annimmt, wir dagegen ganz rund. Denn für ein Mafs kann nur die runde Form taugen, aufser dem, dafs selbst die Bearbeitung der Figuren auf einem Oval unbequemlich gewesen wäre.

S. 271. Was über die unförmlichen Bilder in gebrannter Erde, die in der lezteren Zeit von Athen nach England gebracht wurden, erinnert wird, sind wir der

Digitized by Google

Meinung, dafs dergleichen von Handwerkern in ihren plastischen Officinen noch sehr spät gemacht wurden, nämlich als Nachbildungen alter hochverehrter Xoana, die wie Puppen mit wirklicher Kleidung ausstaffirt zu werden pflegten. Eine solche rohe Terra-Cotta ist vor wenigen Jahren von Athen auch in das Berliner Museum eingewandert, vielleicht ein Nachbild der alten Polias. Noch sieht man darauf die Ueberreste einer Bemahlung mit Blumen, mit welchen die Kleidung des Originals durchwirkt oder gestickt seyn mochte. Das Aehnliche kommt noch in unseren Tagen vor in der Nachbildung so vieler alten Xoana unserer Madonnenbilder. Was ferner von dem Handwerk des Töpfers zur Kunst gesagt wird, haben wir keine Einwendung gegen den Grundsatz, dafs sich die Kunst aus dem Handwerk entwickele. Nur läugne ich, dafs diefs der Fall bei den Griechen gewesen sei. Das Handwerk mag zwar lange die Bilder für das religiöse Bedürfnifs besorgt haben; aber bis zur Ol. 30 hatte das Handwerk seine Schranken noch nicht überschritten, und sich bis zur Kunst erhoben. Erst seitdem den Griechen Aegypten geöffnet ward, beginnen die Kypseliden reiche und künstliche Weihgeschenke in Olympia aufzustellen, und von nun an hört man von Meistern, Künstlerfamilien und Schulen. Dafs aufser den technischen Kenntnissen auch Manches von der Geschichts- und Körperbildung, wie auch von der Gewandung der Aegyptischen Kunstwerke, in die Kunst der Griechen überging, und diefs auch, wie bei den Aegyptern, so auch bei den Griechen auf einige Zeit statarisch wurde, war wohl natürlich, und zu bewundern wäre es gewesen, wenn es sich anders verhalten hätte (man vergleiche hiemit, was wir in Beziehung der Aehnlichkeit des Styls zwischen Aegyptern, Griechen und Tyrrhenern in der Recension des Inghirami S. 828 dieser Zeitschrift beibrachten.)

Wir stehen hier an der Wiege der Griechischen Kunst; und ein Blick auf ihre erste Pflege möge hier also nicht als eitel betrachtet werden. Setzen wir die Plastiker und Linearzeichner, wie Dibutades, Euchir, Eugrammus und Kleophantus, um Ol. 30, so ist es unter den gegebenen Umständen leicht begreiflich, wenn uns zwischen Ol. 40 und 50 schon Meister und Schulen entgegen kommen, die nicht blofs in Thon modellirten und in Holz schnizten, sondern auch Werke in Metall trieben, das Elfenbein bearbeiteten und Bilder in Marmor fertigten. Häupter solcher Schulen waren die Kretenser Dipoenus und Scyllis, und ihre Schüler Learchus von Rhegium, und die Spartaner Dontas, Theokles, Doryklidas, Medon, Tectaeus und Angelion, von welchen Lezteren wieder Kallon von Aegina zugleich mit Gitiadus dem Spartaner (beide um Ol. 66 blühend) als Schüler hervorging. Schüler von Dipoenus und Scyllis scheinen ferner die Spartaner Syadras und Chartas gewesen zu seyn, aus deren Schule Euchir (ein anderer als der Plastiker) hervorging, von diesem aber Klearchus, und wieder vom Leztern Pythagoras von Rhegium, der Zeitgenosse des Phidias.

Neben der Schule der beiden Kretenser blühte die Familie des Malas von Chios, dessen Urenkel Bupalus und Athenis im Anfange der sechsziger Olympiaden lebten.

Etwas jünger als Dipoenus und Scyllis und gleichzeitig mit den Schülern derselben war die Familie der Samischen Bildgiefser, Rhoecus mit seinen Söhnen Theodorus und Telekles; und zu dieser Familie hielt sich auch der sonst mythig geglaubte Smilis von Aegina.

In dieselbe Zeit scheint auch der Athener Endoeus zu gehören; aber in welcher Verwandtschaft er mit anderen Künstlern stehen mochte, ist nicht bekannt. Eben so verhält es sich mit Perillus, der für Phalaris den Stier in Erz arbeitete, wenn anders die Erzählung nicht unter die Fabeln gehört (vergl. Amalthea I, S. 260); dann mit Dameas von Kroton, der die Siegerstatue des Milo nach Ol. 62 verfertigte, also mit Kallon lebend. Um diese Zeit, oder noch etwas früher mag auch der Bildschnitzer Laphaes von Phlius gewesen seyn.

Wenn aber die Kunst in der Epoche der genannten Meister um den Anfang der sechsziger Olympiaden noch ägyptisirte, so ist es wohl natürlich, dafs die kommende Periode von Ol. 66 bis Ol. 80, oder von Kallon bis Phidias, das Alterthümliche und aus der Fremde Herübergenommene nicht plötzlich, sondern nur allmälig und theilweise umwandeln konnte. Diefs geschah erst durch eine sorgsamere Kenntnifs der Körper, und eine genauere Nachbildung der Gewandung mit jener steifzierlichen Fältelung, womit man die alten Xoana auszuputzen pflegte (als ein Volkscostüm möchten wir diese steife Gewandung nicht ansehen). Noch blieb der alterthümliche Haarputz mit den künstlichen Locken um die Stirn, und jene gekniffenen conventionellen Gesichtsformen. Hieran mögen sich die Aegineten, als Dorer, länger gehalten haben als die beweglichern Völker des Jonischen Stammes. Hiemit

Digitized by Google

schied sich aber der Styl immer mehr von dem ägyptisirenden, und wandelte sich in den sogenannten Aeginetischen um, der dann das Medium ward, von dem Conventionellen zu dem Naturgemäfsen überzugehen, und auf diesem Wege die Ausbildung des Charakteristischen durch alle Schattirungen bis zur zartesten Naturwahrheit zu verfolgen.

Hiernach würden sich drei Epochen ergeben: 1) die ägyptisirende von Ol. 30 bis Ol. 60; 2) die Aeginetische von ungefähr Ol. 66 bis Ol. 80; 3) die naturgemäfse und charakteristische von Phidias und seinen Zeitgenossen beginnend.

Welchen Gang das Studium in dieser Zeit nahm, davon haben wir zum Theil schon oben zu der zweiten Abhandlung des Verfs. unsere Meinung kund gegeben. Wir betrachten Phidias und seine Zeitgenossen als die Erfinder der Idealcharaktere der Götter und Heroen, als die Gesetzgeber für die besseren Verhältnisse des Körperbaues, und als die gründlicheren Darsteller des Individualwahren in den Statuen der Athleten, wenn gleich manche Härten und manche Schwierigkeiten der Technik sich noch immer fühlbar machten. Aber die Kunst auf diesen Grundlagen der vier grofsen Meister der Perikleischen Zeit fortschreitend, erreichte durch eine Reihe grofser Meister, die neben und hinter einander folgten, im Zeitalter Alexanders ihre Reife und die Gränze ihrer Vollendung.

Hr. Müller aber möchte schon in Phidias die Vollendung sehen, und den folgenden Altern, den Skopas, Praxiteles und Lysippus, keine fernern Fortschritte zugestehen. Er nimmt sogar seine Zuflucht zum Moralisiren. Er sagt S. 136:

„So viel ist aber gewifs, dafs, wer die Kunst im Allgemeinen bis auf die Tage des Praxiteles beständig fortschreiten, und erst in diesen vollenden läfst, leicht in Gefahr geräth, die höchsten Güter des Lebens, sittliche Würde, leidenschaftslose Ruhe und Erhebung der Seele um untergeordneter Reize und Vollkommenheiten willen preiszugeben."

Wem soll dergleichen frommen? Nicht die Gegenstände, welche die Kunst bearbeitet, geben den Mafsstab ihrer Vortrefflichkeit, sondern der Geist, den die höhere Kenntnifs in der Auffassung des Wahren, ein feineres Gefühl für Anmuth, Charakter und lebendige Darstellung und eine vollendetere Technik in der Behandlung des Ganzen verräth. In diesem Sinne schritt seit Phidias die Kunst noch immer anhaltend weiter, und schien erst in Alexanders Zeiten ihr Ziel erreicht zu haben; die Lysippe in der Bildkunst, und die Apelles in der Mahlerei. So wie Apollodor von Athen den Polygnot, der mit Phidias lebte, und seine Mitmeister in der Mahlerei überflügelte, so ward dieser wieder von Zeuxis und Parrhasius übertroffen; diese aber wieder von Euphranor, Pamphilus, Melanthius, Aristides, und dann noch im höheren Grade von Pausias, Protogenes und Apelles. Aber wenn gleich der Leztere sich rühmen durfte, dafs ihm kein Anderer in der Grazie gleich kam, und Euphranor zu sagen wagte: dafs der Theseus des Parrhasius mit Rosen, der seinige aber mit Fleisch genährt sei, und Pausias in seinem Stieropfer den Effect aufs Höchste steigerte, so war der Ruhm der Frühern defswegen nicht ausgelöscht. Die grofsen Erfindungen, Talente und allmäligen Steigerungen der Polygnote, Apollodore, Zeuxis und Parrhasius in den achtziger und neunziger Olympiaden mufsten vorangehen, um nach der hundertsten jene Wunder in der Mahlerei hervorzubringen, welche die Meister in der Periode Alexanders über Alle erhoben. Und wahrlich nicht anders war es in der Bildnerei. Ohne die Erfindungen und grofsen Talente des Phidias und seiner Zeitgenossen in den achtziger Olympiaden hätten die Fortschritte ihrer Schüler, die Alkamenes, Agorakritus, Naucides, Polyklet II., Kanachus II., Kallimachus, Lycius, Sostratus und Demetrius in den neunziger nicht erfolgen können, obwohl dann diese wieder von den Skopas, Euphranor und Praxiteles, von Timotheus, Bryaxis, Leochares und Lysippus durch das Auffassen der feinsten Erscheinungen in der Natur, durch die elegantesten Mafsverhältnisse, durch die seelenvollste und zarteste Belebung, durch die glücklichste Anwendung der optischen Gesetze, ja selbst durch ein vorzüglicheres Material, z. B. durch den Gebrauch des Korinthischen anstatt des Delischen und Aeginetischen Statuenerzes, welches die Aelteren, wie Polyklet und Myron, noch in Anwendung brachten, weit überflügelt wurden. Der Ruhm des Skopas und Praxiteles löschte defswegen den der Begründer der Kunst, der Phidias und Polyklete, nicht aus. Der Originalgeist, den die Werke der Lezteren athmeten, hatte ihren Ruhm auf immer besiegelt. Denn was wir in einem Kunstwerke schätzen, ist der Geist, der aus demselben hervorstrahlt.

Digitized by Google

Aber wie sollen wir Folgendes verstehen, wo der Verf. S. 144 in allem Ernst sich gegen den Styl des Lysippus aufzulehnen scheint. Er will ihm eine Art von Idealstyl aneignen, der dem reinen Auffassen der Natur entgegen stehen soll. Und so wird er an die Spitze der Idealisten gestellt im Gegensatz der Naturalisten, deren Repräsentant Demetrius seyn soll. Xenophon schreibt dem Demetrius das erzene Pferd zu, welches der Reitlehrer Simon als den Kanon richtiger Pferdezeichnung in dem Eleusinium zu Athen weihte, und Lucian nennt ihn den Menschenbildner (ανθρωποποιος im Gegensatz von θεοποιος), weil er die Natur mit der ängstlichsten Treue nachzubilden pflegte. Diefs bestätigt Quintilian, welcher an dem Demetrius rügt, dafs, während Lysippus und Praxiteles sich aufs Beste der Wahrheit annäherten, er dieselbe zu ängstlich nachahmte, und besorgter gewesen sei für die Aehnlichkeit als für das Schöne. Allein wo ist hier ein Gegensatz? Die genannten Künstler erfafsten alle die Natur als ihr Vorbild, aber Demetrius ängstlich, wodurch er der Anmuth und guten Wirkung schadete, und Lysippus und Praxiteles mit Freiheit und mit Rücksicht auf gefällige und schöne Wirkung. Noch weniger läfst sich ein solches Streben des Lysippus nach dem Idealismus aus Plinius erweislich machen. Dieser Schriftsteller sagt von ihm: „die Bildkunst verdanke ihm sehr viel durch eine genauere Nachbildung der Haare, und indem er die Köpfe kleiner und die Körper schmächtiger und weniger fleischig hielt, als die Früheren, wodurch seine Statuen an Ansehen gewannen. Ueber die Mafsverhältnisse wachte er aufs Sorgfältigste, indem er die untersezten Gestalten der Früheren auf eine neue und bis dahin nicht versuchte Weise umänderte, und gewöhnlich sagte: von Anderen wären die Menschen gebildet worden, wie sie wären, von ihm aber, wie sie zu seyn schienen. Solche Feinheiten, die er auch in den geringsten Dingen beobachtet zu haben scheint, waren ihm eigenthümlich."

Wie liefse sich nun aus diesen Worten ein Abgehen von der Natur und ein Idealisiren wahrnehmen? Was die Lehre der Verhältnisse betrifft, sind wir der Meinung, dafs weder der Kanon des Polyklet, noch der des Euphranor, noch der des Lysippus von der Natur abwich. Alle drei waren der Natur gemäfs, indem sie alle drei aus der Natur genommen waren. Aber dem Polyklet beliebte hiezu ein schweres unterseztes Verhältnifs; Euphranor dagegen wählte ein schlankeres, hielt aber dabei die Köpfe und Gelenke noch grofs. Lysippus, der anfänglich den Kanon Polyklets zum Studium nahm, ging in der Folge noch weiter als Euphranor, indem er bei schlankerem Körperbau zugleich auch die Köpfe kleiner hielt. Der Kanon geht bei der Körperbildung auf allgemeine Regeln, die sich aber bei den mancherlei darzustellenden Charakteren mannigfaltig modificiren, so wie ich es in meiner akademischen Abhandlung über den Kanon zu erklären suchte.

Aber wenn wir die Vorzüge des Lysippus, dem das ganze Alterthum den höchsten Preis zugesteht, unangetastet wünschen; so konnte sich die Kunst doch nicht lange auf diesem Gipfel erhalten. Um Ol. 120 fühlte man bereits die Abnahme. Die Kunst trat unter den Nachfolgern Alexanders in den Dienst der Höfe und des Luxus. Eine Scheu gegen Anstrengung und eine gewisse Trägheit des Geistes scheint sich der Kunsttreibenden bemächtigt zu haben. Während 35 Olympiaden — vor Ol. 120 bis Ol. 155 — hören wir nur wenig Künstler nennen, obwohl der Kunstbetrieb vielleicht nie ausgebreiteter war als während dieser Periode. Und doch würden wir fast an einer solchen Thätigkeit zweifeln, wenn wir die prachtliebenden Fürsten in Aegypten, Syrien, Pergamos, Macedonien und den Hiero von Syrakus nicht kennten, wenn wir ihre Münzen nicht hätten, und wüfsten, wie viele herrliche Städte in dieser Zeit erbaut und ausgeschmückt wurden. Dazu kommt die Ungunst des Zufalles: dafs uns aus dieser Epoche keine sichern Bildwerke erhalten sind; so wie wir diefs auch schon in Hinsicht der Baumonumente beklagten.

Plinius läfst die Kunst Ol. 155 wieder aufleben, und nennt mehrere Künstler, welche hiezu beitrugen, doch mit dem Beisatz: dafs dieselben, obwohl geachtet, doch die Vortrefflichkeit der Früheren in Perikles und Alexanders Zeitalter nicht erreicht hätten. Gern hätten wir die Ansicht des Hrn. Müller über diese Stelle vernommen, aber er bemerkt blofs, dafs das Sinken und Wiederaufleben nur den Erzgufs betreffe. Wir dagegen haben es gewagt (Kritische Jahrb. Jahrg. 1827 S. 239), die Aussage auf die gesammte Kunst zu beziehen, und den Timarchides und Timokles, welche Müller mit dem älteren Polykles Ol. 102 in Verbindung bringt, mit dem jüngeren Polykles in Verhältnifs zu setzen. Wir lassen aber die Sache vor der Hand bei der damals am bemerkten Orte angegebenen Andeutung. Nur will ich vorläufig nicht unberührt lassen, dafs die Stelle bei Plinius (34, 19): Cessavit deinde ars, ac rursus Olympiade CLV revixit

Digitized by Google

aus erheblichen Gründen: Olympiade CLX, zu lesen sei. Dann, dafs wir die gleichfalls hieher gehörige Stelle bei Plinius (36, 4. S. 10) auf folgende Weise lesen: Ad Octaviae vero porticum Apollo Philisci Rhodii in delubro suo; item Latona et Diana et Musae novem et alter Apollo nudus. Eum, qui Citharam in eodem templo tenet, Timarchides fecit, intra Octaviae vero porticus in aede Junonis ipsam deam; Venerem eodem loco Philiscus, cetera signa Pasiteles. Item Dionysius et Polycles, Timarchidis filii, Jovem, qui est in proxima aede, fecerunt. Das Ausführliche zu einer anderen Zeit.

Doch noch Eins! So wie unser gelehrter Freund sich nicht überzeugen kann, dafs die Griechen irgend etwas den Aegyptern zu verdanken hätten, eben so beharrt er auch bei der Meinung, dafs die Kunst der Perser von der Aegyptischen und Griechischen ganz unabhängig sei. Wir glauben früher in einer akademischen Abhandlung über die Persischen Denkmäler das Gegentheil dargethan zu haben. Doch wer hiernach noch zweifeln könnte, den dürfen wir mit Zuversicht auf die jüngste Reise in Persien von Ker Porter verweisen. Unter den höchst wichtigen Ueberresten von Pasargadae bringt dieser Reisende (Tom. I. Pl. 13) die Zeichnung einer bärtigen Figur vor, die nicht nur vier Flügel nach Aegypter Weise, sondern auch die Calantica und die dreikegliche Krone auf den zwei Ziegenhörnern trägt: Alles Dinge, welche nur in Aegyptischen Denkmälern vorkommen.

Auch in Rücksicht der Stelle des Plinius (34, 18), welche das Modell für den Kolossen des Nero von Zenodorus betrifft, verstehe ich Hrn. Müller eben so wenig als Hrn. Thiersch. Wie, man soll eine Art menschlicher Figuren aus kleinen Holzstäben, über die dann die Thonmodelle geführt wurden, verfertigt haben! Wahrlich eine solche Technik kenne ich nicht! Ich weifs zwar, dafs der Bildner, wo er es nöthig hält, eine Art Stab oder Stock aufstellt, um welchen er das Thonmodell führt. Aber dieser Stock hat mit dem Modell nichts zu thun, und wie sollte man in einem aus kleinen Stäbchen zusammengesezten menschenartigen Gerüste die Aehnlichkeit eines darüber zu führenden Modells erkennen? Wir bedauern, dergleichen nicht zu verstehen; und daher bei der früheren Erklärung dieser Stelle beharren zu müssen, nämlich dafs Plinius mit den Worten: parvis admodum surculis: nur vergleichungsweise reden wollte.

Aus dem Dargelegten geht hervor, dafs Hr. Müller und ich noch in sehr wesentlichen Ansichten des Kunstgeschichtlichen von einander abweichen. Aber man würde mich sehr mifsverstehen, daraus schliefsen zu wollen, dafs ich defswegen das Talent und die Forschungsgabe des Hrn. Müller weniger hochachte. Vor allem Anderen ist zu wünschen, dafs man sich über die Hauptepochen, welche die Kunst der Griechen durchlief, richtig verständige. Dagegen sträuben sich aber noch manche vorgefafste Meinungen. Die Hauptepochen müssen das Fachwerk, gleichsam das Netz, angeben, um darin dann die besonderen Thatsachen, Erläuterungen, Namen, Ereignisse und die Werke der Künstler, so wie die noch vorhandenen Denkmäler einzutragen. Hiezu sind aber nicht blofs gelehrte Kenntnisse erforderlich, sondern vorzüglich auch eine gründliche Theorie der verschiedenen Kunstzweige und der mannigfaltigen Techniken in dem verschiedensten Material, so wie ein Vertrautseyn mit den Monumenten. Lezteres kann aber nur die Folge eines längeren Umganges mit den Denkmälern durch anhaltendes Anschauen und Vergleichen derselben unter einander seyn. Auch ist es nicht hinreichend, einen einzelnen Zweig der Kunst für sich zu betrachten. Der Geist mufs gleichsam die gesammten Zweige immer zusammenfassen, besonders die Hauptzweige, Bildnerei und Mahlerei; denn diese durchdringen sich wechselseitig. Findet man z. B. Anstand, sich einen bestimmten Begriff von dem Styl irgend einer Epoche in der Bildkunst zu machen, so nehme man den gleichzeitigen Stand der Mahlerei hinzu, und Vieles wird sich auf diesem Wege klarer und deutlicher darstellen. Sehr befördert auch das richtige Anschauen des Alterthümlichen, wenn man das Studium der neueren Kunstgeschichte zu Hülfe nimmt.

Daher wünsche ich aufrichtig, dafs der mit so vielen Gaben ausgestattete Forscher es nicht länger anstehen lasse, Italien zu besuchen, aber nicht etwa auf einem Durchfluge, sondern dafs ihm die Mufse vergönnt sei, das zu Besehende auch gleichsam zur Stelle in sich zu verarbeiten. Es ist keine Eitelkeit, wenn die Deutschen vorzugsweise den Beruf zu haben glauben, sich mit kunstgeschichtlichen Erörterungen zu befassen. Aber unerachtet der mancherlei Bestrebungen sind wir lange noch nicht am Ziel. In der That hoffe ich von mehreren unserer jüngeren Talente viel, wozu ich Herrn C. O. Müller vorzugsweise rechne.

A. Hirt.

Digitized by Google

Die Leichenöffnung in Bezug auf Pathologie und Diagnostik, von Dr. Heinrich Spitta, ordentlichem Professor der Arzneiwissenschaft zu Rostock. Stendal, bei Franzen und Grosse, 1826. XV. 435 S. 8.

Im Wesen der Heilkunde ist es begründet, dafs niemals eine einseitig aufgefafste Ansicht zur Dignität eines bleibenden Grunddogma in derselben gesteigert werden kann, indem ein solches, am Krankenbett geprüft, so viele Inconsequenzen verrathen wird, dafs baldige Enttäuschung stattfinden mufs. Ueberhaupt gibt es drei verschiedene Quellen, aus denen der praktische Arzt Erkenntnifs zu schöpfen vermag, die aber nur, wenn sie zu einem Strome vereinigt sich gegenseitig belebend durchdringen, dem Urtheile desselben einige Sicherheit versprechen: Unvollkommenheiten in den Functionen, Veränderungen in den festen Theilen und endlich Mischungsfehler in den Säften. Wir führen absichtlich die zulezt genannten beiden Umstände als von einander verschieden an, indem leider die Erfahrung von Jahrtausenden gelehrt hat, dafs man einseitig entweder auf dem einen oder auf dem anderen ganze Systeme aufführen zu können vermeinte. Nachdem die Humoralpathologie, welche in ihrem Extreme alle Krankheitszustände auf primitive Säftefehler zurückzuführen bestrebt war, verdrängt worden, begann man ernstlicher die Veränderungen zu untersuchen, welche Krankheitsverhältnisse in den festen Theilen hervorzurufen vermögen, gerieth aber bald auf den Abweg, das organisch und plastisch Fixirte für das einzig Sichere zu halten, daher vom Tode zurück auf das Leben zu schliefsen. Da auf diese Weise die gröfsten Widersprüche nicht zu vermeiden waren, gaben viele Aerzte die Hoffnung gänzlich auf, durch Befragung des Leichnams zu bestimmten Resultaten zu gelangen; sie blieben daher einzig bei den Symptomen stehen, und schlossen rein empirisch, dafs jeder erfahrungsmäfsig vorkommenden Symptomengruppe, die man dann durch eine oft höchst unbestimmte Benennung auszeichnete, ein besonderes Heilverfahren entgegen zu setzen sei. Dafs täglich und in jedem Individuum ganz neue Symptomenverbindungen, über welche die Erfahrung nichts aussagte, für welche daher das curative Verfahren erst gefunden werden mufste, vorkommen, schien man gänzlich ignoriren zu wollen. — Indessen hatte die pathologische Anatomie die isolirte Betrachtung der einzelnen Organe als solcher, die mehr zur Sammlung von Curiositäten als zur Ermittelung von Thatsachen führen konnte, aufgegeben, und dagegen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Grundgewebe gerichtet, welche in ihrer Vereinigung die einzelnen Organe erst hervortreten lassen. Man gelangte auf diesem Wege durch Vergleichung zu einer gründlicheren Kenntnifs der Entzündung, führte aber nun alle Krankheitsverhältnisse auf eine ihr verwandte Irritation zurück, und leitete namentlich jede Fieberbewegung von einer solchen ab (*Broussais* Examen T. I. Proposit. 113). In Frankreich hat diese Ansicht die tiefsten Wurzeln geschlagen, so dafs neuerdings *Boisseau* es wagen konnte, alle Krankheiten ohne Ausnahme auf besondere organische Verletzungen zurückzuführen (Nosographie organique. Paris, 1828). — In Deutschland, wo man die Vorarbeiten des Auslandes zu eigener selbstständiger Forschung benuzte, überzeugte man sich zuerst, dafs man, bei einseitiger Betrachtung der festen Theile, die Erscheinungen des Lebens niemals genetisch werde begreifen lernen. Man begann daher, den Säften gröfsere Aufmerksamkeit zu schenken; die Reaction stellte den Begriff der krankhaften Venosität auf, sammelte um denselben die grofse Hälfte der beobachteten Krankheitsformen, bekümmerte sich aber wenig um den Rest der übrigen. Allgemeine Wandelbarkeit und Inconsequenz war daher bei diesem löblichen, aber nicht umfassenden und auf der Mitte seines Weges stockenden Streben nicht zu vermeiden. So wird es erklärlich, wie man selbst katarrhalische und rheumatische Entzündungen mit den Kachexieen in Eine Classe werfen, und dieses ganze Chaos von Krankheitserscheinungen auf krankhaft präponderirende Venosität zurückführen konnte (*F. Scheu*, über die chronischen Krankheiten des männlichen Alters. Leipzig, 1826. S. 78). — Diese mehr oder weniger unvollkommenen Versuche mögen uns überzeugen, dafs selbst Erfahrungswissenschaften einer höheren und allgemeineren Idee unterworfen werden müssen, wenn sie zu gründlichen Resultaten den Weg bahnen sollen; denn nur der von der Wissenschaft in der Gestalt der Idee Ergriffene wird die Natur richtig zu befragen verstehen. In einem Punkte, wie *Fichte* sagt, ist sie ihm aufgegangen, und in diesem Einen Punkte hält sie sein ganzes Leben mit aller Kraft desselben gefesselt, so lange bis dieser ihm vollkommen klar werde und aus ihm heraus ein neues Licht sich verbreite über das Universum des gesammten Wissens.

Dieselbe Idee ist es, die wir in dem Verf. der vor-

Digitized by Google

liegenden Schrift sich offenbaren sehen, indem er zu zeigen versucht, dafs die mit Recht hochgefeierte pathologische Anatomie zu weit geht, wenn sie sich vermifst, des ewig bewegten Lebens innerste Geheimnisse ergründen zu wollen. Er empfiehlt daher die gröfste Vorsicht im Rückschlufs von den Ergebnissen der Leichenöffnung auf die Natur der Krankheit. Indessen hält der Hr. Verf. sich überzeugt, dafs es keine Krankheit gebe, welche sich nicht durch eine von der Norm abweichende Umbildung in den Organen ausdrückte, denn diese seien es ja, welche kranken, und nicht etwas hinter oder über ihnen; daher bestätigten die sogenannten rein dynamischen Uebel nur die Beschränktheit unserer Sinne, indem die Lebenskraft an und für sich nicht erkrankt, sondern nur gehemmt oder fehlerhaft wirkt. Doch glaubt der Verf., dafs ein allgemeines Erkranken der Blutmasse, ohne dafs einzelne Organe gleichzeitig lädirt sind, vorkommen könne, und meint namentlich die Fälle von plötzlichem Sterben in allgemeinen Pestzeiten hierher rechnen zu können. — Bedenkt man, dafs *Dupuytren* durch Zerschneidung der Lungennerven bei Pferden und Hunden die sogenannte Blutmasse der Thiere in ein schwarzes Blut umzuwandeln vermochte, so dafs die Thiere, während sie doch Luft schöpften, dadurch gerade eben so getödtet wurden, als wenn sie durch Erstickung umgekommen wären; erinnert man sich ferner der in Epidemieen von sogenannten entzündlich-nervösen Fiebern auch in unseren Gegenden häufig vorkommenden Fälle, wo das durch Venae-Sectionen entleerte Blut durch eine ganz besonders schwarze Farbe und durch eine sehr feste Consistenz nach der schnell erfolgenden Gerinnung sich auszeichnete; — so wird es allerdings höchst wahrscheinlich, dafs, namentlich in schweren typhösen Krankheitsformen, das Blut selbst, durch plötzliche Verminderung oder Alteration des ihm nöthigen Nerveneinflusses, dem Leben rasch entfremdet werden könne. *Enrico di Wolman* beobachtete, dafs das Blut vieler Pestkranken so aufserordentlich schnell gerann, dafs man, nach Beendigung des Aderlasses, das Gefäfs, in welchem man das Blut aufgefangen hatte, umkehren konnte, ohne dafs auch nur ein Tropfen ausgeflossen wäre. Im gelben Fieber erfolgt der Tod oft schon nach einigen Stunden; eben so im höchsten Grade der ostindischen Cholera, wo man gerade in solchen Fällen, nach dem Tode, auf eine höchst merkwürdige Weise die inneren Organe blutleer und bleich fand, während man hin und wieder, selbst in den Gedärmen, auf grofse, sehr schwarze und feste Blutcoagula stiefs.

Sehr richtig bemerkt der Hr. Verf., dafs die nächste Ursache der Krankheit im Leichname nicht nachzuweisen sei, indem sie durch ein eigenthümliches Verhältnifs der Lebensbedingungen gegeben ist, und also mit dem Leben selbst verschwindet. Um hier vor Täuschungen zu bewahren, macht der Verf. auf mehrere zufällige Umstände aufmerksam, welche, zum Theil abgesehen von allen vorher dagewesenen krankhaften Einflüssen, unmittelbar nach dem Tode bedeutende Veränderungen im Körper zu begründen vermögen. Wir folgen ihm in der Würdigung dieser Ursachen, weil in der That nur die genaue Berücksichtigung derselben vor groben Täuschungen bewahren kann.

1) Der *ganze Habitus des Körpers* ist bei der beginnenden Zersetzung vom wichtigsten Einflufs. Zuerst zerfliefst das Fett, in welchem der Funke des Lebens kaum entglommen war, und verbreitet den rasch in die faule Gährung übergehenden Zersetzungsprocefs auf die übrigen Theile. Aufserdem kann eine besonders bedeutende Blutmenge durch Senkung allerlei Täuschungen veranlassen. Die Fermentescenz des aufgelösten Blutes hat scheinbare Congestionen zu solchen Theilen, welche den geringsten Widerstand leisten, zur Folge, namentlich zu denjenigen, welche durch ihre abhängige Lage einer Blutanhäufung am günstigsten sind. Bisweilen wird aus einem ähnlichen Grunde das Gesicht von einer lebhaften Röthe überzogen, besonders wenn, wie *Ludwig* bemerkt, die Brust der Leiche fest umwickelt worden war. — Bekannt ist es, dafs man häufig einige Zeit nach dem Tode die mukösen und serösen Häute geröthet gefunden hat, so dafs dieselben vollkommen wie entzündet aussahen, ohne dafs man zur Annahme einer Entzündung berechtigt gewesen wäre. Davon verschieden sind die bereits von *Morgagni* beobachteten Fälle, wo man diese Häute entzündet und von einer ganz besonders festen Textur vorfand, so dafs sie sich nur mit Schwierigkeit zerschneiden liefsen (Epist. anat. XLIV. nr. 3). Sogar bei einem noch unreifen Fötus, dessen Gehirn nur bis zur gallertartigen Consistenz entwickelt war, fand Morgagni diese eigenthümliche Renitenz der Häute (Epist. XLVII. nr. 17). — Einigen Aufschlufs über die nach dem Tode so oft vorkommenden Infiltrationen einzelner Organe mit Blut gibt uns die Petechienbildung in manchen typhösen Fiebern. Bekanntlich sind dieselben um so bösere Vorzeichen, je mehr sie sich durch eine dunkelschwarze Farbe und durch ihre Gröfse und unregelmäfsige Form auszeichnen. Sie sind daher als Producte der schon von Weitem sich ankündigenden Entmischung zu betrachten; auch fand *Reid* Blutergiefsungen in die Aeste der Bronchien in den lezten Lebenstagen mit dem äufserlichen Erscheinen von Petechien verbunden (Transactions of the Physicians in Ireland. Vol. III. p. 50). — Bei grofsem Blutmangel tritt die Verwesung immer später ein; daher sieht man in solchen Fällen auch die trüglichen Merkmale von Entzündung seltener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57. u. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Die Leichenöffnung in Bezug auf Pathologie und Diagnostik, von Dr. Heinrich Spitta, ordentlichem Professor der Arzneiwissenschaft zu Rostock.

(Fortsetzung.)

2) Von grofsem Einflufs auf die Erscheinungen im Leichnam sind die *vorhergegangene Krankheit* und namentlich die *Todesart selbst.* Im Allgemeinen findet man im eigentlichen Krankheitsherde auch die gröfste Neigung zur Verwesung. Mit den vegetativen Processen und dem vegetativen Theil des Nervensystems, besonders dem Ganglienapparate, ist die Wärmeerzeugung eng verknüpft; nach einem plötzlichen Tode, etwa vom Hirne aus, sind diese Nerven noch eine Zeitlang lebensthätig, da sie hingegen nach abzehrenden, erschöpfenden Krankheiten, bei denen übrigens die Hirnfunction oft unverlezt bleibt, oder bei einem sehr hohen Alter, manchmal schon vor dem Tode erstorben zu seyn schienen. Daher sind Leichen der lezteren Art nach wenigen Stunden schon kalt und starr; denn der Tod schlich in solchen Fällen langsam von der allgemeinen bildenden Werkstätte, dem sogenannten Capillargefäfssystem, zum Herzen, zu den Lungen, zum Gehirn. Bei plötzlich Sterbenden vernichtet er im gewaltsamen Angriff die genannten Organe, nach deren Untergang die niedrigste Form des Lebens, die blofse Vegetation, noch eine Weile bestehen kann, so wie die Wurzel des Baumes nicht sogleich nach Zerstörung der Zweige und des Stammes modert. (Dieser Vergleich ist nicht ganz richtig, da ein ganz anderes Verhältnifs zwischen den edelsten und den geringsten Apparaten des thierischen Körpers, als zwischen den ihrem Wesen nach beinahe völlig identischen Theilen der Pflanze stattfindet). — Todesarten, welche mit dem Blut in sehr enger Verbindung stehen, sollen durch reifsende Schnelligkeit der Fäulnifs sich auszeichnen. Dagegen bemerken wir, dafs *Physik* in Philadelphia in den Leichen von Kranken, welche nach dem heftigsten schwarzen Erbrechen in kurzer Zeit eine Beute des gelben Fiebers geworden waren, häufig die inneren Wandungen des Magens ganz schwarz gefärbt, die erweiterten Gefäfse desselben von der nämlichen Materie strotzend gefunden, ohne dafs, wie der genannte Arzt ausdrücklich erinnert, eine Spur von Fäulnifs dabei bemerkt werden konnte. — Epileptische, welche während eines Anfalls starben, zeigten das ganze Arteriensystem bis in die feinsten Verzweigungen desselben mit Blut überfüllt. Auch bei hydrophobisch Verstorbenen fand man die Venen leer, dagegen die Arterien mit einem flüssigen Blute angefüllt.

3) Ebenfalls zu berücksichtigen sind die *Einflüsse und Nachwirkungen gebrauchter Arzneimittel.* Der Herr Verf. erinnert in dieser Beziehung besonders an die bekannten Wirkungen des Arseniks, des Bleis, der Blausäure und des Opiums. Auf die Eigenschaft des lezteren, den Ausflufs eines entmischten Blutes noch im Leichnam zu begünstigen, gründet er die Vermuthung, dafs der sogenannte Vampyrismus durch Opiumvergiftungen bedingt werden möge.

4) Der *Zeitraum nach dem Tode,* welcher bis zur Untersuchung des Leichnams verstreicht, kann bedeutende Unterschiede zur Folge haben. — War der allgemeine Tod durch lange erschöpfende Krankheiten schon vorbereitet, das gänzliche Erlöschen der Lebenskräfte nur der Schlufsact des allmäligen Absterbens, war, mit *Bichat* zu reden, das allgemeine Capillargefäfssystem, die innere Werkstätte des organischen Lebens das früher Sterbende, und das Herz wirklich das Ultimum moriens, so möchte schwerlich etwas der Absorption Aehnliches stattfinden, aber wohl schwizt durch die todten, erschlafften Häute der Gefäfse und Höhlen eine Flüssigkeit durch, die sich um so reichlicher ansammeln kann, je vollständiger zugleich die absorbirende Kraft gelähmt ist. Trat der Tod hin-

Digitized by Google

gegen plötzlich ein, besonders durch rasche Lähmung der Herzthätigkeit, so fehlt einerseits die neue Zufuhr vom Centralorgane aus ins arterielle Capillargefäfssystem, und cessirt folglich die active Exhalation; andererseits bleibt die Absorptionskraft des venösen später sterbenden Haargefäfssystems noch wirksam, und kann selbst krankhafte Ergiefsungen z. B. aus den Hirnhöhlen wieder aufnehmen. — Wir bemerken noch, dafs man in den Leichen von Individuen, welche völlig gesund eines plötzlichen Todes starben, die Bestandtheile des Blutes meistens ziemlich innig unter einander gemischt findet. Daher wird das Blut auch nur solchen Veränderungen unterworfen, denen auch jede andere Flüssigkeit, welche feste Theile in gewisser Menge über den Sättigungspunkt in sich aufgelöst enthält, ausgesezt seyn wird. Es erfolgt die Scheidung des Flüssigen von dem Festen nach mechanischen Gesetzen, indem sie theils durch das Aufhören der Bewegung, theils durch das Sinken der Temperatur bedingt werden mufs. Die consistenteren Theile werden in den Capillargefäfsen zusammengedrängt, indem beim Verlöschen der Lebenskraft nur die flüssigeren Theile in die grofsen Gefäfse zurückgeführt werden können, aus denen nach einiger Zeit immer die blofs wässerige Serosität durch die lockerer werdenden Schichten des Schleimgewebes hindurchschwizt, und in den grofsen Höhlen des Körpers sich ansammelt.

5) Auch der *Einflufs der Atmosphäre* ist zu berücksichtigen. *Laënnec* bemerkt, dafs gewisse Zustände im Leichnam, welche man im eigentlichen Sinn des Wortes nicht Krankheiten nennen kann, dem Einflusse der herrschenden epidemischen Constitution unterworfen zu seyn scheinen; denn man beobachtet passive Blutanfüllungen der hinteren Theile der Lungen, die im Augenblicke des Todes sich bildenden serösen Ergiefsungen in die Pleura, in den Herzbeutel und in die Arachnoidea, polypöse Concretionen im Herzen zu gewissen Zeiten weit häufiger als in anderen.

6) Endlich ist die *Lage des Leichnams* von Wichtigkeit. Schon bei Vivisectionen machte *Haller* auf den Einflufs des Gesetzes der Schwere aufmerksam. Hielt er z. B. das Mesenterium in die Höhe, so wurden bald alle Gefäfse leer und weifsen Fäden ähnlich; brachte er es hingegen in eine abhängige Lage, so schwollen augenblicklich die Gefäfse der Gedärme von Blut an und rötheten sich. — Uebrigens sind die wenig gekannten Schriften der beiden *Pasta* die wichtigsten über die nach dem Tode stattfindenden Bewegungen und Senkungen des Blutes (*A. Pasta*, de motu sanguinis post mortem et de cordis polypo in dubium revocato. Epist. duae. Bergomi 1737. — *J. Pasta*, de sanguine et sanguinis concretionibus per anatomiam indagatis et pro causis morborum habitis. Bergom. 1786).

Im *ersten Capitel* wird nun zuerst speciell das Gehirn mit seinen Häuten (S. 64—119) betrachtet. — *Th. Simmons* behauptete, dafs kein Organ so häufig krankhaft verändert und selbst zerstört gefunden werde, dafs aber dabei kein anderes den thierischen Haushalt weniger verändere als das Gehirn. Allerdings zeigten schon *Willis* und *Morgagni*, dafs man nicht unbedingt Ossificationen in der harten Hirnhaut als genügende Ursache von Krankheitserscheinungen ansehen dürfe. *Vicq d'Azyr* und *Tissot* öffneten viele Epileptische, bei denen auch nicht eine Spur von Verknöcherung wahrzunehmen war. *Wenzel* bemerkt (Beobacht. über den Hirnanhang. S. 94), dafs dieselben Geschwülste, ganz von derselben Natur und Beschaffenheit, und demselben Sitze in irgend einem Hirntheile, bald mit, bald ohne epileptische Zufälle beobachtet werden könnten.

Wie der Hr. Verf. bemerkt, ist es sehr schwer zu entscheiden, ob die Consistenz des Hirnes etwas Regelwidriges darbietet oder nicht? Und im ersten Falle zu bestimmen, ob das Ungewöhnliche in einer Krankheit oder in Einflüssen, welche erst nach dem Tode wirksam wurden, seinen Grund habe? *Wenzel* fand bei Epileptischen das Gehirn bald sehr weich, bald sehr hart. *Lallemand* beobachtete, dafs das Gehirn von Wassersüchtigen, Schwindsüchtigen, überhaupt von solchen Kranken, welche lange Zeit gelitten hatten, auffallend geringe Festigkeit besitze. Die eigentliche Hirnerweichung betrachtet *Spitta* als eine krankhafte Form des Hirnabsterbens, und bezieht sich dabei auf *Recamier*, welcher dieselbe mit der Gangraena senilis, mit der Putrescentia uteri und der Erweichung der Milz vergleicht. — Gegen diese Ansicht sprechen jedoch die in vielen Fällen von Erweichung des Gehirns unverkennbaren Zeichen von Erregung und Exaltation, welche oft so bedeutend zu seyn pflegen, dafs man auf das entgegengesezte Extrem verfallen konnte, die Erweichung geradezu als gewöhnlichen Ausgang der Entzündung des Hirnmarkes zu betrachten. Auch findet man häufige Uebergänge aus der

Digitized by Google

blofsen Erweichung in den Zustand von Auflockerung der Hirnsubstanz durch eitrige Infiltration, und wiederum aus dieser in die Bildung von begränzten Abscessen. — Nach Entzündungen des Rückenmarkes findet man dieses häufig in der Länge von wohl zwei Zoll, seiner ganzen Dicke nach erweicht, von gelblicher Farbe und breiartiger Consistenz. — Auch der Umstand, dafs die Erweichung des Gehirns, entweder nur, oder doch in einem besonders hohen Grade nur in einem Hemisphärium des grofsen Gehirns vorkommt, spricht gegen die allgemeine Gültigkeit der vom Hrn. Verf. ausgesprochenen Ansicht, wenn wir auch zugeben wollten, dafs in einzelnen Fällen die lebendige fieberhafte Reaction in Folge der lezten, aber vergeblichen Anstrengungen der Natur entstehen könne. — Uebrigens kann nach der Behauptung unseres Verfs. jedes Organ für sich allein schon im Leben seinen Tod vorbereiten und beginnen; ein jedes habe dann, wie es sich am Uterus, an der Leber, den Lungen, der Milz, dem Hirne nachweisen lasse, seine besondere Sterbensweise. Eine solche beginnende Zersetzung ist ihrem inneren Grunde nach von den Zerstörungen eines Entzündungsprocesses durchaus verschieden, und nur die allerdings oft auffallende Aehnlichkeit der Producte beider, der unsichere Begriff einer asthenischen Entzündung in vorigen Jahren, und der heutige gänzliche Mangel einer Begränzung des Begriffes der Entzündung überhaupt, hat diesem Processe zuschreiben können, was seiner inneren Natur nach gerade als Gegensatz desselben betrachtet werden sollte. — Ueber den Mifsbrauch, den man in Typhusfiebern mit der Annahme von entzündlichem Hirnleiden getrieben hat, sind besonders die Beobachtungen von *Friedrich* interessant (Werth der Leichenöffnungen zur Bestimmung, Typhus sei Hirnentzündung. Würzb. 1814). Eine fortgesezte Untersuchung der Köpfe der am Typhus Verstorbenen lehrte ihn immer überzeugender, dafs das in den Köpfen Gefundene äufserst selten im Verhältnifs zu der Gröfse und Dauer der Kopfaffection stehe. Die bedeutendsten Blutanhäufungen, reichlichst ergossene coagulirte Lymphe und copiöse Wasseranhäufung überraschten ihn, wo er nach der Gelindigkeit des Kopfleidens gerade das Gegentheil zu finden dachte; und anhaltende, die ganze Krankheit begleitende Delirien und Tage lange Betäubung liefsen in anderen Fällen nur wenige partielle Blutanhäufungen, keine coagulirte Lymphe auf dem Hirn und kein Wasser in den Hirnhöhlen zurück. — Ganz dieselben Verhältnisse beobachtet man hinsichtlich des Vorkommens oder Nichtvorkommens von Hirnextravasaten nach unter apoplektischen Symptomen erfolgten Todesfällen. — Man hat in manchen hierher gehörigen Fällen auch nicht die geringste Abweichung von der Norm, weder im Gehirn, noch in entfernten Organen entdecken können. Bekanntlich betrachtet *Wilson Philip* den problematischen sogenannten Nervenschlag als dem Wesen nach übereinstimmend mit der Affection, welche man nach schweren Hirnerschütterungen wahrnimmt. Wird der Mechanismus des Gehirns plötzlich zerstört, so folgt augenblicklich der Tod aller Functionen. Geschieht dieses allmälig, so werden dieselben mehr und mehr geschwächt, bis endlich wegen des unvollkommener erfolgenden Kreislaufes die Thätigkeit des Gehirns aufhört. Daher wird schon vor dem Anfalle der Herzschlag immer matter und unkräftiger, und in gleichem Grade nimmt die ohnmachtähnliche Schwäche des Gehirns zu. Der sonst so streng forschende Engländer führt uns aber doch in ein blofses Gewebe von Hypothesen, indem er die allmälige Zerstörung des Mechanismus des Gehirns, welche den Nervenschlag bedingen soll, auf Mangel des Kreislaufes in den Haargefäfsen des Gehirns reducirt.

Wichtige Materialien hätte der Hr. Verf. in der Abhandlung von *Nasse* über Geschwülste im Gehirn gefunden. Wir führen nur einige von den daselbst gesammelten Beobachtungen an. Unter sieben Fällen, wo das kleine Gehirn der Sitz von Geschwülsten war, wurden nur in vier Krampfzufälle beobachtet. Geschwülste auf dem Hirnknoten hatten in einigen Fällen Zuckungen zur Folge, in anderen nicht. In mehreren Fällen, wo die Leichenöffnungen nur eine Geschwulst auf einer Seite des Gehirns zeigten, waren doch Zuckungen auf beiden Seiten des Körpers vorhanden gewesen. Störungen des Sprechens und des Schlingens wurden in einigen Fällen von Geschwülsten oder Substanzveränderungen am Hirnknoten, in anderen von Geschwülsten in den Hemisphären des grofsen Gehirns bedingt.

Das *zweite Capitel* (S. 120 — 142) beschäftigt sich mit dem Herzbeutel. — Man darf annehmen, dafs die Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen eine Folge der Entzündung des ersteren ist, und dafs folglich selbst eine über die ganze seröse Fläche sich ausbreitende Pericarditis ohne tödlichen Ausgang überstanden werden kann. Ja in manchen Fällen scheint der Ausschwitzungsprocefs beinahe durch gar keine wahrnehmbaren Zeichen verkün-

Digitized by Google

digt zu werden, und erst nach dem Tode entdeckt man seine Wirkung. *Laënnec* versichert wenigstens, dafs er eine grofse Anzahl von Subjecten geöffnet habe, welche sich niemals über irgend eine Störung in der Respiration oder im Kreislaufe beklagt, und niemals ein Zeichen dieser Art in ihrer Todeskrankheit dargeboten hatten, obgleich vollständige und einige Adhäsion des Herzens gegenwärtig war.

Das *dritte Capitel* (S. 143—181) handelt von dem Herzen selbst. — Nach einer Bemerkung in den Archives générales soll bei Greisen nichts gewöhnlicher seyn als eine mehr oder minder auffallende Hypertrophie der linken Herzkammer, wefshalb auch bei ihnen oft noch ein sehr energischer Puls und Herzschlag gefühlt werde. Dagegen bemerkt *Ramsay* (Anatomy of the heart, cranium and brain. Edinb. 1803), dafs der linke Ventrikel in schwachen Leuten oft ausgedehnter gefunden werde als der rechte, indem derselbe wohl doppelt so weit und geräumig als dieser zu seyn pflege. In warmen Klimaten treffe man dieses Mifsverhältnifs so häufig an, dafs man in solchen Fällen die Aortenkammer wirklich aneurysmatisch nennen könne. Ich fand in dem Leichnam eines fast achtzigjährigen Mannes, der in den lezten Lebensmonaten nur an hartnäckiger Agrypnie, einer gewissen Unruhe und Rastlosigkeit, aber blofs in den lezten Lebenstagen an schwachen Palpitationen des Herzens gelitten hatte, entschiedene Hypertrophie der rechten Herzkammer, wogegen die linke, welche etwas erweitert war, durch sehr dünne Wände sich auszeichnete. — *Bertin* (Traité des maladies du coeur et des gros vaisseaux. Paris, 1825) nimmt an, dafs Hypertrophie des Herzens überhaupt unter drei verschiedenen Formen vorkomme, nämlich: 1) Hypertrophie *simple*, sans augmentation ni diminution des cavités du coeur; 2) Hypertrophie *concentrique*, avec diminution des cavités; 3) Hypertrophie *excentrique* ou accompagnée de dilatation. Diese Eintheilung beruht auf unhaltbaren Gründen, indem bei Weitem in den meisten Fällen von Hypertrophie des Herzens die Herzsubstanz nach allen Richtungen vermehrt zu seyn scheint.

Laënnec fand, dafs mit den Fettanhäufungen um das Herz die Dicke seiner Wände durchgängig in umgekehrten Verhältnisse stehe, ja dafs diese bisweilen an einigen Stellen gänzlich verschwinden. Man beobachtet dieses vorzüglich an der Spitze des Herzens und an der hinteren Wand des rechten Ventrikels. Untersucht man diese Theile innerhalb der Herzkammer, so zeigen sie ein natürliches Ansehen; schneidet man indessen von Aufsen nach Innen ein, so gelangt man in die Höhle, gleichsam ohne Muskelsubstanz angetroffen zu haben; denn die Fleischbalken der Ventrikel scheinen an diesen Stellen nur durch die innere Haut der Herzkammern verknüpft zu werden. Die beiden Substanzen sind übrigens scharf von einander gesondert, und nirgends läfst sich ein Uebergang der einen in die andere wahrnehmen. — Dagegen besteht die eigentliche Fettentartung in einer Umwandlung der Muskelsubstanz in eine Masse, welche die meisten physischen und chemischen Eigenschaften des Fettes darbietet, und ist derjenigen Alteration völlig ähnlich, welche man an den Muskeln beobachtet hat. Gewöhnlich fängt diese Desorganisation an der Spitze der linken Herzkammer an; die Herzsubstanz ist hier blässer, und hat eine gebliche, welken Blättern nahe kommende Farbe. Diese Degeneration scheint von Aufsen nach Innen fortzuschreiten. In einer kaum wahrnehmbaren Abstufung geht die Muskelmasse in die Fettbildung über. Auch diejenigen Theile, deren natürliche Textur noch am deutlichsten ist, machen, wenn auch von dem umgebenden Fett sorgfältig gereinigt, zwei Blätter, zwischen welche sie gelegt wurden, stark fettig.

Nur selten wird man beide Modificationen der Fettbildung am Herzen so bestimmt von einander unterscheiden können. In einem Fall, den ich früher beschrieben habe, lagen einzelne Muskelfasern völlig isolirt zwischen Fettschichten, während andere, ihrer ganzen Länge nach, zur Hälfte aus Muskelsubstanz bestanden, während die untere oder obere Hälfte aus einer talgartigen, ziemlich consistenten Materie gebildet erschien. Einen ähnlichen Fall scheint *Adams* beobachtet zu haben (Neue Samml. auserl. Abh. Bd. X. St. 4). Der Kranke war, 68 Jahr alt, apoplektisch gestorben, nachdem er in sieben Jahren zwanzig apoplektische Anfälle überstanden hatte; jedesmal hatte der Kranke ohne zurückbleibende Lähmung sich erholt, obwohl Zittern, Neigung zum Schlaf, Husten und Unregelmäfsigkeit des Athmens zurückgeblieben war. Bei der Section fand man zwischen der comprimirten linken Lunge und dem Mediastinum anterius eine Pinte Serum und Quantitäten von weichem dunkelgelbem Fett. Das rechte Atrium des Herzens war sehr erweitert; der rechte Ventrikel schien fast nur aus Fett zu bestehen, die höchst verdünnte und weiche Muskelsubstanz des linken Ventrikels war durchgängig mit einem Fettlager bedeckt; das

Digitized by Google

Septum ventriculorum war verdünnt, in beiden Kammern hatte das Fett das Muskelgewebe an manchen Stellen gänzlich verdrängt. Uebrigens war das Herz auffallend leicht, und in allen seinen Höhlen voll eines flüssigen Blutes.

Höchst merkwürdig ist es, dafs man bei allgemeiner Fettsucht meistens die Leber bedeutend vergröfsert und seröse Flüssigkeiten in die grofsen Höhlen ergossen findet; dagegen stöfst man nicht selten bei Lungensüchtigen, wo alles Fett im Zellgewebe verschwunden ist, auf eine sehr fette Leber. Auch die Gegenwart der Cholesterine in der Galle und die aus ihr sich bildenden Fettwachsgallensteine deuten auf die enge Beziehung hin, in welcher die Leber zur Fettbildung steht. *Fourcroy* fand in dem Urin von Personen, die an Gallenkrankheiten litten, neben dem Pigment auch eine fettige Substanz; derselbe Chemiker fand, wie *Heusinger* (Untersuch. über Pigmentbildung S. 189) anführt, in dem in der Meläna abgesonderten Pigment eine fettige Substanz. *Catheall* schied aus dem im gelben Fieber erbrochenen schwarzen Stoff eine bedeutende Menge Fett aus; *Lassaigne* und *Barruel* fanden eine grofse Menge von Fett in den Melanosen. — In allen diesen Fällen finden wir Congestionen ohne deutlich in die Augen fallende entzündliche Reizung, welche daher um so leichter den Grund zu Anhäufungen von noch cruden, nicht vollkommen animalisirten Säften und zu Afterproductionen legen. Auf gleiche Weise beobachten wir Fettsucht des Herzens bei Säufern, bei Schwindsüchtigen und bei hagern Greisen; indem auch hier durch die unausgesezte Erregung des Herzens in demselben Verhältnisse, in welchem die organisirende Kraft geschwächt wird, die Ausbildung von entzündlicher Reizung erschwert werden mufs, wogegen um so leichter Ablagerungen aus den geschwächten Gefäfsen, daher Massenwucherungen von geringerer Lebensfähigkeit sich bilden können. Unter ähnlichen Umständen wird daher sogar im Fötalleben das nämliche Resultat beobachtet werden müssen. (*Ph. Fr. v. Walther*, über die angebornen Fetthautgeschwülste und andere Bildungsfehler. Landshut. 1814.)

Im *vierten Capitel* (S. 182—222) ist von dem Brustfell und den Lungen die Rede. Bevor wir umständlicher zu den geistreichen Bemerkungen des Hrn. Verfs. über Melanosenbildung in den Lungen übergehen, erlauben wir uns einige Bemerkungen über den sogenannten Lungenbrand. Der grofse *P. Frank* fand nur ein einziges Mal nach einer Pleuropneumonie wirklichen Brand der Lungen (Epit. §. 149). Ich fand in einem Falle, wo der Kranke, während die Glieder eiskalt wurden und der Puls zu verschwinden anfing, bedeutende Verminderung der Schmerzen und Abnahme der Athmungsbeschwerden empfand, keine Spuren von Brand, dagegen weit verbreitete Hepatisation der Lungen. Gegen die bisher bestandene Ansicht vom Lungenbrand erklärte sich in der neueren Zeit *Laënnec*, und viele, seiner wichtigen diagnostischen Entdeckungen wegen, allzu sclavisch ihm anhängende Aerzte traten ihm blindlings bei. *Laënnec* bestreitet nämlich den entzündlichen Ursprung des Lungenbrandes, betrachtet ihn dagegen als Folge von primär entstehender fauliger Colliquescenz innerhalb der Lungen (Auscultation mediat. T. I. P. II. Chap. IV. Art. 3). Indessen finden wir keine überzeugenden Beweise für diese Ansicht. In den angeführten Beispielen näherten sich während dem Leben die Symptome entweder denen der Pneumonie oder denen der Lungensucht. In beiden von *Laënnec* beschriebenen Formen des Brandes findet man nach dem Tode deutliche Spuren von Entzündung *um*, selbst *zwischen* den brandigen Stellen. Die *Gangrène circonscrite* bietet in mehreren der angeführten Fälle auf das Genaueste alle Eigenschaften der Hepatisation in den Lungen dar. In anderen Fällen dagegen zeigen sich alle oder doch die meisten und wichtigsten Merkmale, durch welche entartete Tuberkelhöhlen charakterisirt werden, und daher beschrieb *Bayle* dieselben mit Recht unter dem Namen der Phthisis ulcerosa. *Laënnec* selbst gibt an, dafs in den wenigen Fällen von Lungenbrand, die er beobachtete, die Kranken kachektische, gänzlich erschöpfte Subjecte waren, dafs ferner der Zustand immer mehr oder weniger complicirt gewesen sei. Gänzliches Vernichtetwerden der organischen Existenz *durch von Innen bedingte Momente* kann niemals als etwas *Primäres* gedacht werden. Niemals läfst sich das Leben plötzlich in den vollkommensten Tod umwandeln; daher kann keine *von Innen* bedingte brandige Zerstörung in inneren Organen unabhängig von anderen und vorbereitenden Abnormitäten vorkommen. *Broussais* (Examen des doctrines médicales P. II. S. 725) macht daher dem grofsen *Laënnec* keinen ganz ungegründeten Vorwurf, wenn er sagt: Ses travaux sur la gangrène pulmonaire se réduisent à des descriptions d'alterations cadavériques, auxquelles il a voulu assujettir les symptomes en *torturant* et *dénaturant* les observations. Uns scheinen die Beobachtungen von *Laënnec* zu zeigen, dafs sein Lungenbrand in einigen Fällen als der wahre Ausgang einer entzünd-

Digitized by Google

lichen Lungenaffection betrachtet werden müsse; dafs er daher mit demjenigen, was die älteren Aerzte unter Lungenbrand sich dachten, völlig coincidire. Hieher gehören besonders die von ihm angeführten Beobachtungen, wo eine in einem kachektischen Körper schon lange gegenwärtige chronische Entzündung in den Lungen auf Einmal den höchsten Grad von acuter Heftigkeit annahm. In diesen seltenen Fällen kann die stürmisch erwachende Reaction, wie der Ausgang so vieler entzündlicher Krankheiten unter ähnlichen Umständen zeigt, ungemein schnell den Anfang einer fauligen Entmischung in dem geschwächten Lungenorgan hervorrufen. In noch selteneren Fällen scheint der Lungenbrand nichts weiter als der höchste Grad von Entartung in einem Tuberkelsack gewesen zu seyn, und dieser Umstand wird vorzugsweise dann stattfinden können, wenn die Lungensucht mit einem höheren Grad von entzündlicher Affection complicirt war. Hierher werden daher besonders die Beispiele zu rechnen seyn, wo der Kranke durch ein bis zu seinem Ende fortdauerndes hektisches Fieber mit glühender Hitze aufgezehrt wurde.

Wir kehren jezt zu unserem scharfsinnigen Verf. und seinen interessanten Untersuchungen zurück, und heben aus der Fülle von angeführten Thatsachen seine Ansicht über Melanosenbildung in Kürze heraus. Die Respiration ist eine Function, welche der eigentlichen materiellen Existenz, der Massebildung, in einem gewissen Sinne entgegengesezt ist, und als Schlufsact der organischen Metamorphose den Uebergang zu den Processen des höheren thierischen Lebens bildet. Dieses aber strebt nur nach Auflösung des Bestehenden, nach Verflüchtigung des Solidescirten. Je vollständiger und rascher diese Processe geschehen, desto frischer und rascher verstreicht das individuelle leibliche Leben — bis zum eiligen Fluge der floriden, schnellverzehrenden Schwindsucht. Immer suchen Ernährung und Respiration sich im Gleichgewichte zu halten. Aber schon von früher Kindheit an beginnt der Mensch sich mit Nahrungsstoff zu überladen; ein rasches Wachsthum oder Krankheiten aus luxurirendem Bildungstriebe (reichliche Schleimabsonderungen, Wurmleiden, Drüsenanschwellungen, frühzeitige copiöse Menstruation u. s. w.) gleichen oft das Mifsverhältnifs zwischen Nutrition und Respiration eine Zeitlang aus. Ist aber der Körper erst nach allen seinen Seiten hin ausgebildet, und vermögen gewisse Functionen den im Uebermafs täglich im Körper aus der Nahrungsmasse ausgeschiedenen Kohlenstoff nicht aus dem Gefäfssystem zu entfernen, vermag dieses eben so wenig die verhältnifsmäfsig zu schwache Function der Lungen und der aufsaugenden Gefäfse, so präcipitirt er sich aus dem Blute in diese und andere ein reiches Capillargefäfssystem besitzende Organe. Als kohlenstoffreiches Respirationsproduct findet schwarze Materie sich in den Athmungshöhlen mancher Mollusken, z. B. des Limneus stagnalis (nach *Stiebel*); *Breschet* und *Dupuytren* weisen sie schon in den Blutgefäfsen ausgebildet nach; *Lorry* sah sie reichlich von einer Frau um die Zeit der Cessation des Monatsflusses expectorirt; *Cruveilhier* fand die Gefäfse des Darms bei der gallertartigen Erweichung desselben, einer Krankheit, deren Wesen in einem allmäligen Erlöschen der Lebenskraft dieses Theiles zu bestehen scheint, regelmäfsig mit einer schwarzen Materie gefüllt.

Bei dem Emphysem der Lungen erinnert der Hr. Verf., gestüzt auf die Beobachtungen von *Magendie*, dafs man sich hüten müsse, diesen Zustand nicht mit der gewöhnlichen Erweiterung der Lungenzellchen zu verwechseln, wie sie im Verlaufe des höheren Alters sich entwickelt. Diese Gröfsenzunahme der Lungenzellchen soll im Allgemeinen so regelmäfsig erfolgen, dafs man nach ihr das Alter des Subjects bestimmen kann. Am meisten erweitert findet man dieselben in den Leichnamen sehr magerer, abgelebter Greise, bei denen das Herz fast immer kleiner und die Menge des Bluts nicht beträchtlich ist. Bei Individuen, welche vor ihrem Tode viel gehustet haben, sind sie gewöhnlich sehr grofs.

Das *fünfte Capitel* (S. 223—279) handelt von den Blutgefäfsen. Mit Recht eifert der Verf. gegen die Annahme, dafs Röthung der inneren Gefäfshäute allein den Schlufs auf vorhanden gewesene Entzündung gestatte. In dieser Beziehung ist der Hr. Verf. vielmehr der weisen Skepsis von *Hodgson* zugethan, dessen wichtigste Beobachtungen in diesem Abschnitte commentirt werden. Bei dieser Gelegenheit ergänzen wir durch einige Bemerkungen über das Blut die Betrachtungen des Hrn. Verfs. über krankhafte Erscheinungen im Gefäfssystem. Um uns ein klares Bild von der Art und Weise zu entwerfen, wie das Blut an Krankheitszuständen Theil zu nehmen vermag, müssen wir Folgendes bedenken: Sobald eine Krankheit sich entwickelt hat, ist auch Disharmonie zwischen der Organisation des erkrankten Theiles und der ihm entsprechenden Function gegeben. Ist ein Organ auf irgend

Digitized by Google

eine Weise an der normalen Vollziehung seiner Functionen gehindert worden, so wird mit der Störung und Abnahme seiner Thätigkeitsäufserungen auch die Lebensthätigkeit desselben vermindert, mithin jeder regelmäfsige Stoffwechsel erschwert, bis endlich der Theil unfähig wird, gerade die zu seiner Organisation nöthigen Bestandtheile aus der Blutmasse zu entlehnen. Diese bleiben daher im Blute zurück, und können — nachdem dasselbe mit plastischen Stoffen bis zu einem gewissen Grade gesättigt worden ist — in seiner Mischung nicht mehr gleichförmig aufgelöst erhalten werden. Sie werden daher entweder an ganz falschen Orten abgelagert, oder durch die Secretionsorgane aus dem Körper ausgeschieden. Daher beobachten wir die Speckhaut auf dem Blute nicht allein in entzündlichen Krankheiten sehr häufig, sondern überhaupt allemal dann, wenn die Bildungsthätigkeit in irgend einem Theile oder in mehreren zugleich bedeutende Hindernisse erfährt. Ist die Capacität für plastische Stoffe sehr grofs, oder befindet sich eine verhältnifsmäfsig geringere Menge derselben im Blute, ist endlich die Energie des Gefäfssystems sehr bedeutend, so kann diese Bildung, selbst bei der Gegenwart wahrer Entzündungen, vermifst werden; dagegen erleichtet wahre Vollblütigkeit ihre Entwickelung. Die Extreme derselben kommen im eigentlichen Entzündungsfieber auf der einen, im typhösen Faulfieber auf der anderen Seite vor. Alle zwischen inneliegenden Modificationen neigen sich mehr nach der einen oder nach der anderen Richtung hin. Wenn die Speckhaut im ersteren Falle bis fast zur fibrösen Consistenz sich entwickelt, so nehmen wir im Gegentheil im lezteren eine gallertartige, zerfliefsbare Masse wahr, welche auf dem Cruor aufschwimmt. Bei vermehrter Thätigkeit der Gefäfse wird auch die Belebung der in denselben circulirenden Flüssigkeiten exaltirt, gleichsam beschleunigt (daher die innige Mischung des Blutes gefährdet) werden müssen. Wenn dagegen das Gefäfssystem in seiner Gesammtheit wirklich geschwächt worden ist, so wird sich allmälig die Plasticität des Blutes mehr und mehr vermindern. Darauf beruht die wässerige Beschaffenheit desselben bei chronisch gewordenem und allgemeinem Krampfzustande, so wie nach grofsen Blutverlusten; aber die Erfahrung lehrt, dafs selbst hier, nach der Fixirung bedeutender örtlicher Krankheitszustände, ein Ueberflufs von plastischen Stoffen im Blute möglich werden kann, indem der geringe Grad von organisirender Kraft nur ein bestimmtes Quantum von Blut zur Bildung fähig zu machen vermögend ist.

Die Fälle, wo eine gasartige Flüssigkeit im freien Zustande sich im Blute zeigte, sind, wie der Hr. Verf. beweist, nicht selten. Manchmal scheint dieses Phänomen von einem beträchtlichen Blutverluste abzuhängen, durch welchen die Gefäfse rasch entleert wurden; denn man sieht diese Luftblasen oft durch die Wände der Blutgefäfse bei Personen, welche an Verblutung starben, wie *Littre* es im Anfange des vergangenen Jahrhunderts bemerkte (Mém. de l'académie de sc. an. 1714. p. 330). Die Luftblasen, welche *Redi, Caldesi* und *Morgagni* (Epist. V. art. 22) in den Gefäfsen einiger kaltblütigen Thiere (namentlich bei Schildkröten) haben circuliren gesehen, und die nach der Annahme dieser Schriftsteller regelmäfsig im ungebundenen Zustande im Blute dieser Thiere existiren sollen, erkannten wahrscheinlich denselben Ursprung an; so auch diejenigen, welche *Mery* (Mém. de l'acad. de sc. an. 1707. p. 167) bei seinen Experimenten beobachtete. *Haller*, welcher diese Blasen in den Gefäfsen des Gekröses von Fröschen sah (Elem. Phys. T. I. p. 196; Mém. sur le mouvem. du sang. 2. mém. exp. 3. 9. 197), überzeugte sich, dafs sie nur nach der Verletzung irgend eines Gefäfses erschienen. — Mit grofser Ausführlichkeit werden die Versuche von *Nysten* mitgetheilt, Luft in das Venensystem lebender Thiere zu injiciren. Höchst lesenswerth sind die interessanten Betrachtungen, welche der Verf. über diese Versuche anstellt.

Im *sechsten Capitel* (S. 280—383) werden Magen und Darmcanal hinsichtlich der in ihnen vorkommenden Veränderungen gewürdigt. Wir müssen uns jezt kürzer fassen, beschränken uns daher auf das Allerwichtigste. Vollständig werden die Beobachtungen von *Yelloly* über das gefäfsreiche Ansehen des Magens, welches oft fälschlich für Entzündung dieses Organs gehalten wird, mitgetheilt. Die Realität der Hunter'schen Selbstverdauung des Magens (heifst es S. 331) ist eben so sicher constatirt als die gallertartige Erweichung desselben und der Gedärme; beide Affectionen sind aber eben so wenig identisch als es die passive Blutansammlung in den Lungen einer Leiche und die Lungenentzündung ist. Vielleicht werden beide Zustände auch niemals zugleich in der Lunge gefunden, indem die Selbstverdauung einen kräftig bereiteten Magensaft zu fordern scheint; es ist nämlich in Erwägung zu ziehen, dafs nicht allein die Magenwände nach dem Tode nicht mehr vermöge ihrer Lebenskraft der zersetzenden Einwirkung des Magensaftes widerstehen, sondern dafs dieser selbst nun auch an und für sich als ein

Digitized by Google

todt chemisches Menstruum wirkt, und eine Schärfe annehmen kann, welche er im Leben nicht besizt. So finden wir ihn in Leichen hervorstechend sauer, während er vor dem Tode diese Beschaffenheit durchaus nicht verrieth. Dagegen ist die gallertartige Erweichung mit bedeutender Störung der ganzen Verdauungsfunction verbunden, und das pathologische Verhältnifs, welches ihr zum Grunde liegt, gestattet schwerlich die Secretion eines kräftigen Magensaftes. Was die Natur dieser lezten Affection betrifft, so ist sie vermuthlich von den beobachtenden Aerzten richtig geahndet, indem die häufig mit ihr verbundenen krankhaften Symptome im Gehirn den Fingerzeig geben. Der Verf. betrachtet nun die gallertartige Erweichung des Nahrungscanales als einen wahren Reconstructionsprocefs, dem Wesen nach mit der Hirnerweichung, der Rhachitis der Knochen und vielleicht auch den Skropheln vergleichbar.

Ueber die verschiedene Färbung der Schleimhaut der Gedärme und deren Bedeutung beruft sich der Verf. besonders auf die Untersuchungen des jüngeren *Andral*. Der Hr. Verf. selbst ist der Meinung, dafs es im Allgemeinen gleich schwierig seyn würde, sowohl über den gesunden als auch den entzündeten Zustand der gastroenterischen Schleimhaut zu entscheiden, wenn wir die Richtschnur allein in ihrer Färbung und Blutanfüllung suchen wollten. Aufrichtige Aerzte neuester Zeit, wie *Georget*, haben ihre Verlegenheit unter solchen Umständen bekannt, und eingestanden, dafs sie endlich an der pathologischen Bedeutung jener rothen Flecken, Streifen und Gefäfsinjectionen der Schleimhaut zweifeln mufsten, und sie nicht länger als Merkmale der Entzündung unbedingt ansehen konnten, da die Membran weder verdickt noch ulcerirt war, und sich während des Lebens kein Zeichen, weder Schmerz, noch Durst, noch Röthe und Trockenheit der Zunge, noch Durchfall u. dgl. geoffenbart hatte, nach welchem man auf Entzündung hätte schliefsen dürfen. Wohl zu beachten ist auch die durch *Bichats* Lehren veranlafste Bemerkung von *Laënnec*, dafs die Entzündung unter allen Arten organischer Alterationen diejenige sei, welche am wenigsten leicht durch Contiguität, besonders in den membranösen Organen, sich fortpflanzte. Die Peritonitis und Dysenterie lassen beide daher z. B. die Muskelhaut des Darmes unverlezt, während die nach schweren Fiebern entstandene Lividität oft alle drei Membranen einnimmt.

Ein entzündeter Magen und Darmcanal befindet sich nach dem Tode sehr häufig in einem hohen Grade der Contraction, so dafs die Wände der Schleimhaut sich an allen Punkten berühren, der Magen von dem Umfange eines dünnen Darmes gefunden wird u. s. w. Nach *Broussois* Zeugnisse ereignet sich dieses besonders nach einem chronischen Entzündungszustande jener Theile. Auch ein gesunder Darm scheint sich nach *Abercrombie's* Bemerkung im *leeren Zustande* gänzlich zusammen zu ziehen; doch sieht dieser, wie man in den Leichnamen von Kindern, welche vor dem Tode stark abgeführt, d. h. an einer Diarrhöe oder anderen Krankheiten der Darmhäute gelitten haben, zuweilen fast den ganzen Darmcanal findet, wie ein dichter Strick, weifs und gerunzelt aus, während ein leeres entzündetes Darmstück gleich einem leeren Sacke eine breite Oberfläche darbietet.

Wir machen zum Schlufs dieses Abschnittes noch auf eine merkwürdige Beobachtung aufmerksam, welche in dem Pariser Journal La Clinique des hospitaux (T. II. Nro. 22) mitgetheilt wird, und offenbar beweist, dafs ein Fötus im Uterus die heftigste Darmentzündung überstanden hatte. Das Kind war einige Minuten nach der Geburt gestorben. Der Darmcanal wurde seiner ganzen Länge nach geöffnet; die Wände des Magens waren von geringer Dicke; die Schleimmembran hatte hie und da, besonders nach der Gegend des grofsen blinden Sackes, rothe, punktirte Flecken, die von Gefäfsverästelungen umgeben waren; an einigen Punkten war sie erweicht und ging bei der Berührung mit dem Finger ab. Die Gedärme zeigten in bestimmten Zwischenräumen Ringe von einer Ausdehnung von 3—4 Linien, wo die in einander übergegangenen und in ein weifses, etwa 1½ Linien dickes, Widerstand leistendes Gewebe ausgearteten Häute einige Aehnlichkeit mit dem Gewebe der Arterien zeigten; purpurrothe Flecken mit Ulceration waren hie und da bemerkbar; das Ileum zeigte an seinem Ende einen solchen Ring, der sich 5—6 Linien weit erstreckte. Die Valvula ilio-coecalis hatte an dieser Entartung Theil genommen, so dafs in dieser Gegend der Darm obliterirt schien; die dicken Därme waren gesund. Das Pankreas war eine harte, skirrhöse Masse, dem Umfang nach verdoppelt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59. u. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1828.

Die Leichenöffnung in Bezug auf Pathologie und Diagnostik, von Dr. Heinrich Spitta, ordentlichem Professor der Arzneiwissenschaft zu Rostock.

(Beschluſs.)

Das *siebente Capitel* (S. 384—419) betrifft die parenchymatosen Organe der Unterleibshöhle. Der Hr. Verf. stellt die wichtigsten Beobachtungen über Affectionen der Milz und der Leber zusammen, und weist ebenfalls von ihnen nach, wie wenig Früchte bis jezt aus der pathologischen Anatomie für eine sichere Diagnostik gewonnen worden sind. Wir ziehen es vor, eine dem Verf. eigenthümliche Bemerkung zum Schlusse mitzutheilen: Jeder Theil, welcher in einem der chronischen Entzündung analogen Zustande sich befindet, leitet einen Bildungsproceſs ein, der seiner normalen Thätigkeit fremd, daher in Afterproduction ausgeht, und das ursprüngliche Parenchym immer mehr verdrängt. Alle abnormen, auſserhalb des regelmäſsigen Entwickelungsganges der Organe erzeugten Gebilde sollen in die beiden groſsen Abtheilungen von *Transformationen* und *Afterorganisationen* zerfallen. Jenen liegt gleichsam als Kern die normale Textur zum Grunde; das Gewebe wird nämlich in Folge eines fehlerhaften vital-chemischen Processes abnorm ernährt, und so allmälig *umgewandelt*. Die Afterorganisationen, wahre Parasiten, sind entweder *homologe* oder *heterologe*, d. h. sie finden entweder ein Analogon unter den regelmäſsigen Theilen des Körpers oder nicht. Diese Unterscheidung der Afterorganisationen scheint besonders in so fern wichtig, als sie auf einer verschiedenen Genesis derselben beruht. Die Entstehung der homologen sezt nämlich erhöhten Bildungstrieb, entzündliche Stimmung in dem sie zeugenden Theile voraus. Die heterologen entstehen nach vorhergängiger allgemeiner Schwächung, allgemeiner Herabstimmung, nach dem Vorwalten eines Theiles, wie z. B. die Hydatiden in den Ovarien von Matronen, in Stücken der im Uterus zum Theil zurückgebliebenen Placenta, in geschwächten oder sonst desorganisirten Herzen selbst; die Finnen im Muskelsysteme und in Arteriengeschwülsten; die Tuberkeln in einer kraftlosen Lunge oder Leber; der Krebs in den Brüsten. Was durch Entzündung erzeugt ist, verähnlicht sich, wenn auch Anfangs fremdartig scheinend, dem Mutterorgane immer mehr; was durch infusorielle Erzeugung, wird ihm immer unähnlicher, und wirkt als Parasit zerstörend und verdrängend auf dasselbe. — Mir ist diese ganze Darstellung nicht völlig klar geworden; auch scheint mir zum Theil die von mir gegebene allgemeine Eintheilung der verschiedenen Degenerationen und Aftervegetationen als hervorgegangen aus verschiedenartigen Miſsverhältnissen zwischen der organisirenden Kraft und der Organisationsfähigkeit der Materie (Theorie der prakt. Heilkunde §. 168—172) der Natur auf eine einfachere Weise sich anzuschlieſsen. Die Anhänger einer gewissen neueren Schule, welche lehrt, daſs chronische Entzündung niemals als primärer Zustand vorkomme, sondern immer nur als Folge von vorangegangener acuter Entzündung, und verbunden mit den Residuen derselben beobachtet werde, bitte ich, durch die einfachsten Experimente an den Schwimmhäuten der Frösche sich vom Gegentheile überzeugen zu wollen; je nach dem Grade der Reizung, welche man stattfinden läſst, kann man hier nach Belieben entweder *augenblicklich* oder erst nach dem Verlaufe von halben oder ganzen Stunden den Zustand von Stockung des Blutes in den expandirten Capillargefäſsen, d. h. Entzündung hervorrufen. Auch würde sich gegen diese Schule erinnern lassen, daſs sie eben so gut zugeben müsse, acute Entzündung bilde sich nur aus der chronischen, indem z. B. der zweite Grad der Lungenentzündung, die sogenannte Hepatisation (welche ebenfalls wieder sowohl acut als chronisch verlaufen kann), häufig erst entsteht, nachdem Monate lang ein congestiv-entzündlicher Zustand in den Lungen (Engorgement sanguin) stattgefunden hatte. — Der Hr. Verf. schlieſst dieses Capitel mit

Digitized by Google

einigen Betrachtungen über die Bildung der Gallensteine und Affectionen der Nieren.

Das *achte Capitel* (S. 420—435) gibt Schlufsbemerkungen. In einer Reihe von Sätzen werden die allgemeinen Resultate aus den bisherigen Untersuchungen mitgetheilt; namentlich werden die Bedingungen vorgetragen, unter welchen bei beträchtlichen materiellen Fehlern die Harmonie des Lebens die geringsten Störungen erfährt. *Kreysigs* Werk über die Krankheiten des Herzens, welches wir mit dem Verf. ein unschätzbares nennen, ist reich an Versuchen, diesem Desiderate zu genügen.

Wir schliefsen unsere Anzeige des vorliegenden Werkes mit der Ueberzeugung, dafs der Verf. in demselben eine eben so interessante als lehrreiche Abhandlung gegeben habe. Unverkennbar hat derselbe die grofsen Gefahren vollständig nachgewiesen, welche einseitiges Studium der pathologischen Anatomie dem praktischen Arzte nothwendig bringen mufs. Aufserdem ist der Verf. (den man gern mehr aus eigener Erfahrung hören möchte!) durchaus frei von jeder einseitigen theoretischen Ansicht und vorgefafsten Meinung; vielmehr sehen wir ihn mit umsichtiger Prüfung auf einem Wege fortschreiten, auf dem er gewifs noch die schönsten Früchte brechen wird.

Naumann.

Histoire de la Révolution d'Angleterre depuis l'avènement de Charles I. jusqu' à la chûte de Jaques II. par Mr. Guizot. Première Partie, Tome I. XXVII. 411. Tome II. 479. in 8. Paris 1826, 1827. A. Leroux et C. Chantpie.

Erster Artikel.

Zu den erstaunlichen Vertiefungen des Französischen Geistes seit der Revolution gehören unstreitig die veränderten Richtungen, welche Geschichtschreibung und Geschichtforschung in Frankreich verfolgt haben. An Memoiren, d. h. an der Geschichte des Selbsterlebten, war freilich auch in den Zeiten des *ancien régime* kein Mangel; kein Volk in Europa hat so reiche Data für die unmittelbare und individuelle Grundlage der Geschichte aufzuweisen als gerade die Franzosen. Desto ärmlicher sah es jedoch mit den Zusammenstellungen des Studiums, mit den Werken vermittelter und abgeleiteter Forschung aus: Frankreich hat bis jezt noch keine Geschichte Frankreichs geliefert, die auf allgemeine Anerkennung, geschweige denn auf den Ruf der Classicität Anspruch machen könnte. Wie anders ist diefs aber mit und seit der Revolution. Für diese Zeit drängt ein Werk das andere, und man hat weit eher eine wahrhafte Ueberschwemmung als Mangel an Hervorbringungen zu befürchten. Wir wollen hier nicht von den Werken über die Revolution sprechen, welche von Theilnehmern oder doch Zeitgenossen hervorgingen; denn diese werden immer mehr oder minder zur Gattung der Memoiren gehören: wir meinen vielmehr die Arbeiten jener jüngeren und ungleich tieferen Generation, welche zur Schreckenszeit kaum geboren und der Conscriptionspflicht des Kaiserreichs kaum unterworfen war, der in der Charte das grofse Vermächtnifs der Staatsumwälzung zu ruhigem Besitze und zu darauf gegründetem Genusse übergeben, zugleich aber die Pflicht auferlegt wurde, nicht der gefahrvollen, unruhigen und genufslosen Arbeiten der Erblasser uneingedenk zu bleiben, und, im Besitze des Reichthums, niemals zu vergessen, wie die Vorfahren dazu gekommen seien. Das Studium der Revolutionsgeschichte ist somit für diese erbende Generation eine National-, ja eine Familienpflicht geworden, und wenn hier Mignet und Thiers mit tiefer historischer Einsicht, durchdrungen von der Nothwendigkeit der grofsen Staatsumwälzung, sie in diesem Sinne zu verfolgen streben, ohne den Begebenheiten irgend Gewalt anzuthun, so werden Andere derselben Zeit und desselben Geschlechts vielleicht mit noch gröfserer Mäfsigung und in noch unparteilicherer Mitte ihnen folgen.

Aber indem die Revolution einerseits erobernd geworden, und sich namentlich in ihren positiven Resultaten als das Staatsrecht der constitutionellen Monarchie ausgebildet und in demselben vernichtet hat, mufs das Studium der Revolutionsgeschichte, was es ohnehin ist, zu dem der gesammten neueren Geschichte werden. Wenn das Ministerium, über dessen Anklage jezt verhandelt wird, den Lehrstuhl der neueren Geschichte und der neueren Philosophie eingehen liefs, so war dieses eine der consequentesten Handlungen desselben; denn die neuere Geschichte hat zur Revolution geführt, und in ihr den Wendepunkt gehabt. Andererseits aber hat die Revolution einen solchen Reichthum von staatsrechtlichen Theorien entwickelt, indem sie in Zeit von fünf und zwanzig Jahren den ungeheuren Stufengang von der absoluten Monarchie mit feudalistischen Ueberresten zur leeren und todtgebornen Monarchie der Constituante, von der Republik als Schreckenszeit zur geordneten als Directorium und

Digitized by Google

Consulat, endlich zur Militairherrschaft des Kaiserthums durchlaufen, und in der Restauration einen Ziel- und Umkehrpunkt gefunden, ist bei den Franzosen ein unendlich feiner Takt für alle Verhältnisse des Staats, eine genauere Kenntnifs der Anatomie und Physiologie dieses Organismus übrig geblieben: sie wissen vortrefflich Bescheid, wo jeder Knochen, Muskel und Nerv des Körpers liegt; denn sie haben eine gute Schule am lebendigen Leibe wie am Leichname des Staates gemacht; nachdem sie lange genug präparirt und secirt haben, ist ihnen die Handhabung aller Theile so geläufig geworden, dafs sie schon da eine Einsicht an den Tag legen, wo es bei anderen Völkern erst der Combination und eines langen Studiums bedürfte. Diese beiden Momente aber, dafs die Bildung der Französischen Revolution eine allgemeine geworden, so wie, dafs ihre schnell auf einander folgenden Stufen die vollständigste Zergliederungslehre des Staats enthalten, geben den Franzosen in Allem, was neuere Geschichte betrifft, einen vor anderen Völker unendlichen Vorsprung.

Defswegen denn in Frankreich dieser unbeschreibliche Eifer für historische Studien, diese plötzliche Bewegung der Jugend, sich mit allem Feuereifer des Nationalcharakters darin zu vertiefen. Wohin aber wendet sich zunächst dieser Trieb der Forschung und des Begreifens? Wohl doch nach dem Nachbarlande, das am verwandtesten in Geschichte und Verfassung, das durch lange nebenbuhlerische Feindschaft näher gerückt, nun diesen Groll in gegenseitige Verehrung und Achtung umgetauscht, das endlich durch eine gleichmäfsige, in vielen Hinsichten ähnliche und zusammentreffende Revolution die nächste Aufmerksamkeit zu fordern berechtigt. Diese Liebe zu Englischer Geschichte und Verfassung, ja zu allem Englischen überhaupt, die jezt in Frankreich Platz zu nehmen strebt, mag es Shakespeare seyn, der sich da niedersezt, wo sonst nur *Racine* oder *Corneille* galten, oder handle es sich darum, eine Medaille auf Canning zu schlagen, zeigt auf unbestreitbare Weise, wie der Zwist und die Eifersucht der Völkerindividualitäten von nun an keinen Stoff für die Bewegung der Geschichte mehr zu bilden vermag, und dafs es die allen civilisirten Nationen gemeinsamen Interessen sind, auf die sich die Aufmerksamkeit Aller wenden, sie mögen ihnen speciell angehören oder nicht.

Die Engländer können bei dieser Concurrenz der Franzosen, an ihrer Geschichte zu arbeiten, nur gewinnen. Sie mögen es mit Dank aufnehmen, dafs Thierry ihnen zum Erstenmale die Geschichte der Normännischen Eroberung so geistreich und so gründlich beschrieben; sie mögen sich der Studien erfreuen, welche ihrer denkwürdigen Revolution zugewendet werden; und wenn schon das Werk Mazures und die weniger gelehrte als treffende Biographie Cromwells von Villemain schätzbare Beiträge sind, so vereinigt das vorliegende Werk des Hrn. *Guizot* alle Vortheile gründlicher Gelehrsamkeit, quellenmäfsiger Belesenheit und eines für den allgemeinen Sinn der zu beschreibenden Begebenheit empfänglichen Geistes. Bis jezt haben die Engländer den Franzosen eine schlechte Revange gegeben. Burke's Betrachtungen über die Französische Revolution, die jezt Niemand mehr lesen mag, und Walter Scotts geistlose Geschichte, werden kaum gegen solche Arbeiten in die Wagschale gelegt werden können.

Auch die Engländer haben seit Hume die Geschichte ihrer Revolution vielfach behandelt. Wie verhalten sich diese Werke zu dem vorliegenden des Hrn. Guizot? — *Hume*, der bis zur Französischen Revolution für das einzige Orakel in Beziehung auf die Geschichte der Englischen gehalten worden ist, hat, trotz aller Anhänglichkeit an die Verfassung seines Landes, eine solche Vorliebe für Carl I., dafs eine unparteiische Würdigung des objectiven Charakters der Revolution ihm schon defswegen fern liegt; *Brodie*, der immer und überall Hume entgegengesezt ist, der Elisabeth zu einer Göttin macht, weil sie Hume in einen Türkischen Sultan verwandeln möchte, hat auch hier das Extrem, ein so eingefleischter Puritaner zu seyn, so Alles gutzuheifsen, was diesem leeren Fanatismus entsprossen ist; er hat eine so ungerechte Wuth gegen Carl I. und ein so schneidendes Urtheil über diesen unglücklichen Fürsten, dafs man in seiner Darstellung das Bewufstseyn der Wahrheit vermifst, ohne von dem Glanze einer Parteischrift angezogen zu seyn. *Lingard* dagegen ist in dieser Periode, wo das papistische Interesse mehr auf der Lauer und im Hintergründe steht, als eine wirkliche Befriedigung geniefst, wo es sich mehr mit künftigen Erfolgen schmeichelt und aus dem Streite der Parteien seinen Vortheil zieht, als zu anerkannter Herrschaft gelangen kann, vielleicht am mattesten und unerquicklichsten. Was kümmern ihn auch die Kämpfe der Bischöflichen und Puritaner? war ja selbst Laud niemals katholisch gesinnt, und ist doch Carl stets der Kirche des Landes zugethan gewesen? Die Unparteilichkeit, die hieraus entsteht, nimmt zu sehr den Charakter der Gleichgültigkeit an, um als Verdienst angerechnet zu werden, und man vermifst

Digitized by Google

gerade bei dem wichtigsten Theile der Englischen Geschichte ein Leben, das sich bei minderer Veranlassung wohl zu offenbaren weifs. *Hallams* Mäfsigung, seine Unparteilichkeit und die gemessene würdige Sprache, die er auch bei Gelegenheit der Revolution führt, habe ich schon einmal in diesen Jahrbüchern angerühmt, aber es ist nicht zu läugnen, dafs eine gewisse Kälte und Einzelheit der Betrachtung vorherrscht, die den grofsen Nerv der Begebenheit nicht ans Licht bringt. In allen diesen Englischen Autoren ist es mehr die Erörterung der Facta, die Annahme oder Bestreitung derselben, wie der Zusammenhang und der allgemeine Charakter, welche das Hauptinteresse bilden; man wird durch keine lebhafte und getroffene Schilderung mitten in die Zeit und in ihre Personen versezt; es ist mehr das Verdienst der Geschichtforschung im Einzelnen als der Geschichtschreibung, das vorherrscht.

Ganz anders Hr. Guizot. Ohne dafs der gelehrten Behandlung der Revolutionsgeschichte irgend Eintrag geschehen sei (Hr. Guizot hat vielmehr weit genauer und gründlicher als seine Vorgänger studirt, und durch die Herausgabe der urkundlichen Memoiren dieser Revolution in 25 Bänden sich und seinem Gegenstande eine grofse Vorarbeit geliefert), ohne dafs man im Geringsten die erwünschten Nachweisungen vermifst, welche vielmehr weit reichhaltiger als in den Englischen Werken sich kund geben, ist nun zum Erstenmale ein wahres Leben, eine Versenkung in die hervorbringenden Zustände der Revolution eingetreten; man glaubt, wenn das anders bei einem nicht unmittelbaren Schriftsteller möglich ist, einen Zeitgenossen, Clarendon oder Selden zu hören, nur dafs auch der reichere Inhalt späterer Erfahrung das Seinige dazu beigetragen, die bewegenden Ursachen hervorzuheben.

Hr. Guizot meint mit Recht, dafs die Fähigkeit, sich mit Gegenwärtigkeit des Geistes inmitten der Zustände der Englischen Revolution zu versetzen, nur denen in vollem Mafse zukomme, die mit den Bewegungen der Französischen innig vertraut sind. (Préface p. XXIV.) Diefs führt ihn zu einigen Bemerkungen über die Gleichheit und den Unterschied beider Umwälzungen, welche wir wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes ausführlicher und in schärferen Umrissen hingestellt gewünscht hätten. Er sagt, im siebenzehnten Jahrhunderte habe in England und im achtzehnten in Frankreich jeder Kampf zwischen Königthum, Adel und Geistlichkeit aufgehört; diese Mächte der alten Civilisation hätten in einem süfsen Frieden neben einander geruht. Die Aristokratie habe nicht mehr die öffentlichen Freiheiten vertheidigt, das Königthum habe nicht mehr den Adel bekämpft, sondern vielmehr in Erwiederung seiner Servilität begünstigt, die Geistlichkeit im Bewufstseyn ihrer Schwäche habe sich mit Drohungen beholfen; die allgemeine Civilisation sei während dieses Friedens immer weiter geschritten und habe sich täglich in vermehrter Thätigkeit geltend gemacht. Als sie stark genug geworden war, habe sie nun geglaubt, ihre Geschäfte allein machen zu können, sie habe die Freiheit gegen die Krone, die Gleichheit gegen den Adel, die Rechte der Vernunft gegen die Geistlichkeit in Anspruch genommen. Diefs aber sei die Revolution gewesen, diefs sei der Charakter der Englischen wie der Französischen Staatsumwälzung.

Nachdem Hr. Guizot so die Gleichheit beider Revolutionen angegeben, glaubt er die bekämpfen zu müssen, welche nur eine äufserliche Aehnlichkeit beider haben gelten lassen, und dabei eine grofse innere Verschiedenheit behaupteten. Man habe vielfach gesagt, die Englische Revolution sei mehr politisch als social gewesen, die Französische aber habe nicht blofs die Regierung, sondern auch alle gesellschaftlichen Grundlagen verändert, die erste habe die Freiheit, die zweite die Gleichheit gewollt; die eine, mehr religiös als politisch, habe nur ein Dogma einem anderen Dogma, eine Kirche einer anderen Kirche substituirt; die andere, ihrem Grundwesen nach philosophisch, habe vor Allem die volle Unabhängigkeit der Vernunft gefordert. Diese Unterschiede seien geistreich und nicht ohne Wahrheit, aber dennoch oberflächlich; denn, wie allerdings in der Gleichheit einige Verschiedenheit sich erkennen lasse, so sei in dieser Verschiedenheit eine höhere Gleichheit. Es sei wohl wahr, dafs England von seinem früheren Zustande ein stärkeres Gepräge übrig behalten, als die Revolution ausgebrochen; es sei wahr, dafs hier das Königthum niemals absolut gewesen, selbst nicht in den Tagen seines Uebergewichts, dafs die Nationalkirche *selbst* die Reform und mit ihr die kühnen Unternehmungen des Menschengeistes vorbereitet, es sei wahr, dafs die Revolution hier defswegen den sonderbaren Mischmasch dargeboten habe, sowohl aristokratisch als volksmäfsig, religiös und philosophisch zu seyn, bald ein neues Joch für das Gewissen bereitet, bald seine völlige Freiheit in Anspruch genommen, und so mehr eine Brücke zwischen dem alten und neuen Zustande abgegeben, als einen Abgrund gebildet habe, um sie zu trennen.

Digitized by Google

Dagegen habe freilich in der Französischen Revolution die schrecklichste Einheit geherrscht. Das *ancien régime*, statt seine Stelle in der allgemeinen Bewegung einzunehmen, habe kraft- und tugendlos sie nur von sich abzuhalten gesucht, ohne dafs es ihm jedoch einen Augenblick geglückt wäre. So sei am Tage des grofsen Auffliegens und der Verdampfung aller Verhältnisse nur eine einzige Thatsache wirklich und vorhanden gewesen: die allgemeine Bildung des Landes. In diesem grofsen, aber einzigen Resultate hätten sich die alten Einrichtungen, die alten Sitten, der Glauben, die Erinnerungen, ja bis auf das Nationalleben verloren gehabt. So viel thätige und glorreiche Jahrhunderte hätten nichts als Frankreich in seiner furchtbaren Allgemeinheit geboren. Daher die unendlichen Resultate der Revolution, aber auch ihre Verirrungen; denn sie selbst hat die absolute Gewalt besessen. Diese Unterschiede der Englischen und Französischen Staatsumwälzung seien aber nur dann wahr, meint Hr. Guizot, wenn man jede isolirt, und als einzelne Begebenheit, nicht wenn man sie im Zusammenhange der allgemeinen Geschichte betrachtet; hier falle nämlich wieder ihre Gleichheit auf. Durch dieselben Ursachen, durch den Verfall der Feudalaristokratie, des Königthums und der Kirche hervorgebracht, hätten sie am selbigen Werke, an der Herrschaft des Volkes und an seiner Theilnahme bei öffentlichen Geschäften gearbeitet; beide hätten für die Freiheit gegen die absolute Gewalt, für die Gleichheit gegen das Privilegium, für die fortschreitenden und allgemeinen Interessen gegen die stehenden und besonderen gekämpft, nur in Mitteln und im Erfolge verschieden seien sie gleich an Ursprung wie an Absicht.

Wir können hier nicht umhin die geistreichen Gründe, welche Hr. Guizot für die Verschiedenheit beider Revolutionen, wenn man sie von einem isolirten Standpunkte betrachtet, auch da gegen ihn zu Hülfe zu rufen und anzuwenden, wo er von einem allgemeineren Gesichtspunkte und einer Verbreitung über die ganze Geschichte auszugehen glaubt. Beide Revolutionen stellen sich im Zusammenhange der Geschichte gar nicht anders, wie sie sich als isolirte Begebenheiten stellen; was sie für sich betrachtet Verschiedenartiges haben, kann nicht verschwinden, sobald man sie in die Reihen der Geschichte einrücken läfst; denn sie können ebenfalls hier nur sich selber mitbringen. Hr. Guizot führt auch im Grunde unter der sogenannten allgemeinen Betrachtung der ganzen Geschichte und unter dem verschiedenen Gesichtspunkte, der sich dadurch darbietet, nichts Weiteres an, als die abstracte Gleichheit beider Revolutionen in dem Punkte, dafs sie beide den Kampf gegen Königthum, Adel und Geistlichkeit enthalten hätten. Diese Gleichheit soll ein Höheres und Bedeutenderes seyn als die feinen Verschiedenheiten, die er selbst an ihnen auffindet. Aber in einem solchen Kampfe kommen noch gar viele Bewegungen und Revolutionen überein; dieser allgemeine Sinn ist gerade auch der oberflächliche. Das Tiefere liegt eben darin, beiden Revolutionen ihre gewaltige Verschiedenheit abzufragen und sie nach dieser Seite hin darzustellen. Hr. *Guizot* sagt, beide Umwälzungen seien nur in den Mitteln und im Erfolge verschieden gewesen, nicht im Ursprunge und in der Absicht. Wonach aber kann eine Begebenheit beurtheilt werden als nach ihren Mitteln und ihrem Erfolge? Ihr Ursprung und ihre Absicht geben ihr nur die Möglichkeit; ihre Energie und Wirklichkeit, somit ihre historische Bedeutung, wird nur aus ihrem Erfolge hervorgehen können; dieser allein sichert ihr eine welthistorische Stellung, während sie sonst nur auf eine particuläre Geltung Anspruch machen kann. Diefs aber ist die Grundverschiedenheit beider Revolutionen, zu deren näheren Angabe wir nunmehr gelangt sind. Die Englische hat nur als eine particuläre Begebenheit und als Gegensatz zu den herrschenden Vorstellungen Aufsehen erregt; sie trat aus localen Verhältnissen zu einer Zeit auf, wo in Europa ganz umgekehrte Grundsätze aufkamen, die noch 150 Jahre lange festwurzeln sollten; sie geschah, als gerade die absolute Gewalt überall beliebt und anerkannt war, als Ludwig XIV. sich für den Staat ausgab, kurz, ehe das Dänische Volk Christian dem Fünften die Verfassung überlieferte. Selber war sie nichts als die Bemühungen der Stuarts, den herrschenden Grundsätzen gemäfs die Alleingewalt einzuführen, und das Scheitern dieser Bemühungen. Für England hat diese Revolution weiter keinen Nutzen gebracht, als dafs sich die alten Institutionen fester gemacht, dafs sie an Anerkennung und Liebe, so wie daran gewonnen haben, ein Bedürfnifs, ein Gefühl, eine Lebensnothwendigkeit zu werden. Diese Revolution hat England das Mittelalter, das es allein wie andere Völker durch die gewifs glückliche Krisis der Alleinherrschaft hätte verlieren können, noch einmal eingeimpft; es wäre vielleicht besser daran gewesen, wenn es seine alten Freiheiten einmal gründlich verloren hätte, um neue gründlich dafür wiederzugewinnen. So aber hat die Restoration und später Wilhelm III.

Digitized by Google

das alte England der Plantagenets wiedergefunden, um eine zweite, aber unveränderte Ausgabe der greisen Constitution an den Tag zu bringen; das Eigenthum ist unfrei und Lehen geblieben wie bisher; die Gerichte und Gesetze haben ihre krause mittelalterige Stellung und Bildung nicht verloren; durch den in wenigen Händen gehäuften Landbesitz ist ein unerträglicher Gegensatz zwischen Reichen und Proletarien entstanden; Alles bewegt sich in langsamen, steifen, feudalistischen Formen; nur die bürgerliche Gesellschaft, ihr Handel, ihre Gewerbe sind fortgeschritten, und finden sich, weil der Englische Staat ihnen nicht mehr anpassend ist, genöthigt, eigene Staaten, wie die Ostindische Compagnie, zu gründen. Auf das übrige Europa aber hat die Englische Revolution nicht den geringsten Einflufs gehabt. Die Monarchie Ludwig XIV. ist davon nicht einen Augenblick erschüttert worden. In Spanien, in Dänemark, in Deutschland sogar erstarkte die Gewalt der Landesfürsten immer mehr, und wie Hr. Guizot mit Recht, jedoch in seinem Sinne, sagt, ohne die Französische Revolution wäre die Englische nicht einmal verstanden worden. Betrachten wir dagegen die Französische Revolution, so ist diefs eine ganz allgemeine, alle Völker mit in sich verwickelnde Begebenheit; sie ist nicht wie die Englische gegen herrschende und beliebte Grundsätze entstanden, sondern vielmehr aus herrschenden und beliebten Grundsätzen, die in den Gemüthern, in Schriften und im geselligen Leben längst ihre Anerkennung gefunden hatten, hervorgegangen; sie fand die absolute Gewalt in Mifscredit, und sich selbst als präsumtiven Thronfolger; sie bewegte sich nicht nach besonderen Bedürfnissen, nach localen Verhältnissen, sondern nach immanenten, von den Organen der Vollführung ganz unabhängigen Gedankenbestimmungen; sie hat darum auch nicht bei irgend einem Punkte stillstehen und sich hier beruhigen können; vielmehr hat sie, weil ihr Triebwerk Gedanken als solche in ihrer eigensten Form waren, bis dahin gehen müssen, wo die Gedanken vor oder nachrückten, sie hat darum wie eine vollkommene Metaphysik sich nicht blofs um den Staat bekümmert, sondern sie ist zurückgegangen bis in den Anfang, bis in das Seyn und Nichts; sie hat alle Existenzen vernichtet, die Breite, welche in dem Stande, in der Habe, in der Behaglichkeit und in der Ruhe liegt, mit consequentem Gange aufgehoben; und weil die Persönlichkeit selber eine Habe ist, so hat sie in der Vernichtung als solcher und ohne Zweck im Tode und im Schrecken ihre Spitze erreicht. Dann ist sie zu einer Ordnung und zum Staate zurückgekehrt, aber zu einem schwachen, denn auf die Energie des Schreckens konnte kein starker Staat mehr folgen. Diese Macht kam ihm erst wieder, als die vereinzelten und nunmehr beweglicheren Kräfte zur erobernden Herrschaft der Militärmonarchie wurden, auf deren Sturz sich dann die vernünftige oder constitutionelle Monarchie erhebt. Die Französische Revolution, sowohl die innere als die erobernde, ist nicht wie die Englische das Resultat von Zuständen, sondern das Werk von Theorieen und Gedanken. Defswegen ist sie eine allgemeine Begebenheit, keine auf die Geschichte eines Volks beschränkte; von ihr beginnt die Geschichte eine neue Epoche, von der Englischen erzählt man unter Anderem, die eine hängt mit der Bildung des Menschengeschlechts, die andere mit der Bildung eines Volks zusammen.

Gegen solche Verschiedenheit verschwinden die scheinbaren Aehnlichkeiten. Wenn man auch diese lezteren noch äufserlicher und greifbarer machen wollte. Man kann sagen Carl I. folgte auf einen verschwenderischen und üppigen Hof; er selbst war tugendhaft und rein; so auch Ludwig; unter anderen Umständen würde Carl ein guter und glücklicher Herrscher gewesen seyn; nicht minder Ludwig. Man kann sagen die Republik währte in England eilf Jahre; eben so lange in Frankreich; man kann Cromwell mit Napoleon, und Carl II. mit Ludwig XVIII. vergleichen; aber dadurch werden zwei so durchaus verschiedene und disparate Begebenheiten nicht näher gerückt; der Fanatismus der Puritaner und der der Jacobiner sind am Ende noch das Aehnlichste unter allen diesen Combinationen.

Glücklicherweise hat die Gleichheit, welche Herr Guizot in der Englischen und Französischen Revolution findet, gar keinen Einflufs auf den Gang seines Buchs gehabt. Die Betrachtung ist hier so in das Objective der Verhältnisse versenkt, die Sachen werden so in ihrer Wahrheit und Nacktheit hingestellt, dafs mau kaum zweifeln kann, mitten in der Zeit zu seyn, von der gehandelt wird. Nichts steht für sich und episodisch da. Keine langweiligen Dissertationen und Controversen ziehen vom Hauptinteresse ab; keine Begebenheit wird vorgetragen, die nicht mit der nächsten im festesten Zusammenhange steht, man glaubt einen wohlgeordneten Roman, ein gutgefügtes Drama zu lesen, und hat es doch mit dem Ergebnisse genauester und gründlichster Studien zu

Digitized by Google

thun. Schon der Eingang in das Werk ist bemerkenswerth wegen des trefflichen Blickes, mit dem dasselbe eröffnet wird. Die Bewegung, welche in ganz Europa die absolute Gewalt befestigte, und gegen welche die Stuarts, wenn sie die Gleichen der Könige Frankreichs und Spaniens seyn wollten, nicht zurückstehen zu können glaubten, dann die innere Veränderung, welche sich, nicht damit zusammentreffend, in den Ständen und der bürgerlichen Gesellschaft Englands begeben, die Reform, welche von einem Despoten eingeführt ihrer eigenen Consequenz folgend sich dieser bürgerlichen Gesellschaft angepafst hatte, und nun eine Macht gegen König und Kirche zu bilden anfing, die diese fast wiederum dem Katholicismus näher gebracht hätten; diese sich schon gegenwärtigen und gegenüberstehenden Momente bilden bei Hrn. Guizot den Ausgangspunkt der Geschichte. Wie Carl durch ein wahrhaftes Schaukel- und Versuchssystem sich aus dem Ungestüme der Parlamente in die Ganzundgarherrschaft seiner Günstlinge, Strafford und Laud, geflüchtet hatte, die Geschichte des langen Parlaments, des Bürgerkrieges bis zum Tode des Königs, bilden den Inhalt der zwei Bände, welche bis jezt erschienen sind.

Wir kommen auf den Inhalt dieser beiden Bände, und auf das Einzelne der Behandlung in einem zweiten Artikel zurück, wenn die nächstens zu erwartenden anderen zwei Bände, welche die Geschichte abschliefsen, vor uns liegen. Hier soll dann das Besondere einer weiteren Betrachtung unterworfen werden. So viel aber sei noch schliefslich zu sagen erlaubt. In dem Werke des Herrn Guizot ist unserer Meinung zufolge ein Muster gegeben, wie gründliche Geschichtforschung und wahre Geschichtschreibung mit einander vereinigt werden können. Unsere Deutschen Historiker haben lange mit vornehmer Verachtung auf die Franzosen herabgesehen, und doch sind uns nun wenig Deutsche Werke bekannt, von denen zu rühmen wäre, dafs sie wie dieses ihren Stoff und deren Gedanken allein haben sprechen lassen, dafs die Verf. ihre persönlichen Neigungen, Meinungen und Ansichten so ganz in ihren Gegenstand aufgehen zu lassen gewufst haben; gerade, was sich bei uns in der lezten Zeit als Berühmtes und über die Mafsen Geschäztes geltend gemacht hat, ist zu diesem Ruhme durch dasjenige gelangt, was wir für den gröfsten Mangel eines Historikers erkennen, durch eine aufgespreizte Subjectivität, die sich in paradoxen Aeufserungen, in einseitigen Hypothesen und Meinungen gefällt, und aus deren Darstellungen niemals das Bild der Sache, sondern nur das eines sich mit sich herumquälenden Autors auf uns gelangt.

Eduard Gans.

Die Christin im heidnischen Hause vor den Zeiten Constantins des Grofsen. Von Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland und königlich Dänischem Ordensbischof. Kopenhagen 1828. 8.

Unter den Bischöfen der evangelischen Kirche ragt Hr. Dr. Münter längst durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit hoch hervor. Er kann sich damit den gelehrtesten Bischöfen der römisch-katholischen Kirche, wie sie deren wenigstens vormals in grofser Anzahl gehabt hat, an die Seite stellen. Wegen dieser freien Geistesbildung und umfassenden Erudition ist er mit Recht als eine Zierde der evangelischen Kirche und seiner hohen Würde in dieser anzusehen, deren Geist selbst mehr als der der Römischen Kirche tiefes und gelehrtes Wissen als wesentliche Eigenschaften und als die geistigen Insignien des Episcopats erheischt. Eine klare und reiche Anschauung des christlichen Alterthums ist es nicht allein, was wir an ihm bewundern, sondern auch eine Kenntnifs des classischen Alterthums, wie sie in Wenigen jezt mit der ersteren vereiniget ist. Davon gibt denn auch vorliegende Schrift ein schönes Zeugniss. Sie konnte, der Natur ihres Inhalts nach, nur das Werk eines Mannes seyn, der an der einen Seite eben so sehr als an der anderen zu Hause ist. Der verehrte Verf. läfst uns hier einen interessanten Blick in das Innerste des Familienlebens jener Zeit thun. Nach der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Gegenstandes war die Behandlung desselben mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da die Nachrichten der öffentlichen Historie nur schwer und selten in das Verborgene des häuslichen Lebens reichen. Mit grofser Sagacität hat Hr. Dr. Münter die einzelnen, zum Theil dürftigen Spuren davon bei den Kirchenvätern der drei ersten Jahrhunderte zu einem Gemälde vereinigt, in welchem die Lücken durch scharfsinnige Combinationen und Conjecturen ausgefüllt sind, und welche sich durch die Kunst des verehrten Meisters zu einem schönen Ganzen abrundet. Durch Inschriften, antike geschnittene Steine und Münzen hat er seinen Gegenstand höchst anziehend erläutert. Einige Bemerkungen über Jüdinnen, an Heiden verheirathet, bahnen der weiteren Untersuchung den Weg. Geborne Jüdinnen waren meist die, welche als Christinnen nachher mit heidnischen Mä-

Digitized by Google

nern sich verheiratheten. Es wird untersucht, wie die Römischen und Griechischen Frauen mit der christlichen Religion bekannt werden konnten. Es erscheint hiermit die Christin als Braut und in der ersten Zeit ihres ehelichen Lebens. Die christliche Kirche sah dergleichen Ehen nicht gern; eben so wenig konnte sie dieselben weihen und einsegnen. Gleichwohl geschah die Vereinigung nach dem Gesetz. Bei dieser Gelegenheit erläutert der Hr. Verf. die matrimonia justa auf eine gelehrte und sinnreiche Weise. Es mufste hier wegen der Religionsverschiedenheit der Verwickelungen und Collisionen viele geben. Der Hr. Verf. sagt nur sehr kurz: „Bei der Hochzeit selbst wurden natürlicherweise die heidnischen religiösen Ceremonien vermieden. Auspicien und den Göttern, besonders der Ehegöttin Juno dargebrachte Opfer konnten hier nicht statt finden.“ S. 28. Wie aber, wenn von heidnischer Seite darauf bestanden und von christlicher dagegen geeifert wurde? Hierüber fehlen die geschichtlichen Data. Das Uebrige ergänzt der gelehrte Hr. Verf. aus seiner Totalanschauung des heidnischen und christlichen Alterthums. „Das Hochzeitskleid war wohl der gewöhnliche Schmuck, übereinstimmend mit dem Stande und Vermögen der Braut. Gürtel und Knoten (Nodus Herculeus) wurden gewifs, und wenn auch nur des Namens wegen, nicht gebraucht. Der Schleier hingegen (Flammeum), so wie auch der Brautkranz, wurden wahrscheinlich beibehalten.“ S. 29. „Wenn sie es erreichen konnte, mag sie wohl darauf bestanden haben, dafs das Bestreichen der Thürpfosten (nämlich mit Schweinefett, ungebat, unxor, uxor), die Berührung des Feuers und Wassers, so wie der Hymnus an den Hymenaeus ausgelassen wurde.“ S. 30. Eine der anziehendsten Entwickelungen enthält der Abschnitt: die Christin als Hausmutter. Welch ein getheiltes Leben in der Ehe, der innigsten Vereinigung des Herzens und Lebens, welch ein innerer Kampf und Zwiespalt im Herzen der christlichen Frau zwischen der Liebe zu Gatten und Kindern und ihrer Religion! Das erhellet noch mehr aus dem folgenden Abschnitt: die Christin als Mitglied der Gemeinde. Der Genufs des heiligen Abendmahls, besonders am frühen Morgen, war um so mehr ein Gegenstand der bittersten Nachrede, als es bei den Römern etwas Ungewöhnliches war, dafs die Weiber Wein tranken. „Nur bei gewissen religiösen Festen war diefs den Weibern erlaubt; sonst aber galt Weintrinken dem Ehebruch gleich; und es kamen Fälle vor, besonders in den älteren Zeiten der Republik, dafs Frauen mit dem Leben dafür büfsen mufsten. Sie mufsten ihre nächsten Verwandten küssen, damit diese an ihrem Athem wahrnehmen konnten, ob sie Wein getrunken hätten.“ S. 47. Bei dieser Gelegenheit gibt der verehrte Hr. Verf. einen scharfsinnigen Wink über die Secte der *Enkratiten*. „Ich bin geneigt“, sagt er, „zu glauben, dafs unter den Enkratiten, die im Abendmahl statt des Weines Wasser genossen, wefshalb sie auch Hydroparastaten oder Aquarii genannt wurden, christliche Frauen gewesen sind, welche durch diese Art der Communion jeden Argwohn von Seite ihrer heidnischen Männer oder Verwandten zu entfernen suchten.“ S. 48. In dem Capitel: das Verhalten der heidnischen Ehemänner gegen ihre christlichen Frauen, zeigen sich einerseits alle Mifsverhältnisse, welche in solcher Ehe aus der Verschiedenheit der Religion entsprangen, andererseits auch rührende Beispiele von dennoch glücklichen Ehen. Zwei solcher Beispiele hat der verehrte Hr. Verf. aus seiner umfassenden Kenntnifs des Alterthums höchst erwünscht und anziehend erläutert. Aber es finden sich auch, besonders bei Tertullianus, mancherlei Spuren vom Gegentheil. Es folgt der Abschnitt: die christliche Jungfrau. Hier führt uns der Hr. Verf. mehrere Situationen vor, in denen die Tochter, wenn sie, wie natürlich, ihrer Mutter gleich, eine Christin war, mit der Religion des Vaters in Widerspruch und Collision gerathen mufste. Hierauf handelt der Hr. Verf. noch von dem Verhältnifs der christlichen Sclavin zu dem heidnischen Hause, ein unsicheres, gefahrvolles Verhältnifs, da Sclaven und Sclavinnen unter den Heiden überhaupt keine persönlichen Rechte hatten. Zulezt noch das Begräbnifs der Christin. — Diefs ist der wesentliche Inhalt dieser Schrift. Diefs Alles ist von dem verehrten Hrn. Verf. mit so viel Anschaulichkeit und Lebendigkeit, so viel Kritik und Gelehrsamkeit, und mit so viel Geschmack und Eleganz dargestellt worden, dafs diese Schrift mit Recht den besten und lehrreichsten archäologischen Monographien beizuzählen ist.

Marheineke.

Beilage: Umschlag zum September-Heft.

Digitized by Google

Nro. 61. u. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander. I. Band in drei Abtheilungen. 1311 S. 8. 1825—27.

Dritter Artikel.

Die *zweite Abtheilung* des Werkes, zu der wir nun übergehen, beginnt mit dem *dritten Abschnitte*, der die Beschreibung des *christlichen Lebens* (S. 409—498) und des *christlichen Cultus* (S. 498—598) enthält. Ein Fehler, worin wohl bisweilen die Darsteller des *christlichen Lebens* der ersten Jahrhunderte verfallen sind (wie z. B. der um die Kirchengeschichte sonst sehr verdiente *Arnold* in seiner „wahren Abbildung der ersten Christen"), ist die übertriebene Lobpreisung Alles dessen, was in Gesinnung, That, Sitte, Brauch u. s. w. den unterscheidenden Charakter des christlichen Lebens gegen das nichtchristliche in diesem Zeitalter ausmachte; wie denn auch andererseits der Gegensatz und Widerwille gegen solche einseitige Betrachtungsweise hin und wieder solche Abbildungen jener altchristlich-kirchlichen Lebensverhältnisse erzeugt hat, die, weil ihre ganze Haltung eine an offenbare Ungerechtigkeit gränzende Härte in der Beurtheilung verräth, eben so sehr der Treue und Wahrheit ermangeln. Der verehrte Verf., der schon früher in seinen „Denkw. aus der Gesch. des Christenth. und des christl. Leb." sehr schätzenswerthe Beiträge zum Anbau dieses Gebietes der Kirchengeschichte mitgetheilt hat, ist unverkennbar bemüht, sich in vorliegender Darstellung, und zwar in ihr, wenn es möglich ist, noch mehr als in der eben bezeichneten Schrift, gegen jene beiden Einseitigkeiten zu verwahren, und dadurch die historisch getreue Anerkennung des wahren Geistes und Gehaltes der Lebensverhältnisse der ersten Christen zu befördern. Seine hierauf bezügliche Ansicht ist wörtlich diese: „Wir müssen wohl Acht „haben, dafs wir auch in dieser ersten Zeit der Kirche „kein im eigentlichen Sinne *goldenes Zeitalter* der Reinheit, dafs wir nicht in der sichtbaren Kirche eine Gemeinde, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken „oder Runzel oder defs etwas, zu finden erwarten, dafs „wir aber auch nicht über den ihr anklebenden Flecken „ihre durchstrahlende himmlische Schönheit verkennen. „Wenn man nur auf das Eine oder das Andere sieht, läfst „sich leicht das Bild zu einem verschönernden Ideal oder „zu einer entstellenden Caricatur ausmahlen; aber die unbefangene Beobachtung und die unbefangene Darstellung „nach dieser Beobachtung bewahrt vor beiden Verirrungen." (S. 425). — Es sollte daher in einer Zeit, in welcher so viel von Wiederherstellung des Urchristenthums geredet wird, wie in der unsrigen, vor allen Dingen die Aufmerksamkeit auf eine durchaus objective und unparteiische Erforschung des inneren Geistes, der jene altchristlichen Lebensverhältnisse beseelte, gerichtet seyn, damit man nicht aus der Willkür des Herzens und des Verstandes an der Erneuerung von Verhältnissen arbeite, die entweder niemals gewesen, oder doch aus erklärlichen Gründen nicht wieder herzustellen sind, sondern damit man vor allen Dingen wisse, was man wolle, und erkennen lerne, was man wollen müsse, wenn man sich in den Erneuerungsversuchen des christlichen Lebens vor einer aus der verderblichen Sucht nach urchristlicher Alterthümelei entspringenden Vermischung des Zufälligen und Wandelbaren mit dem Wesentlichen und Bleibenden verwahren will. Das Christenthum hatte nicht schon, sondern suchte erst in seiner ersten Verbreitungsperiode ein geordnetes Verhältnifs zum Staate; Kunst und Wissenschaft waren noch nicht in seiner Sphäre heimisch geworden; und dennoch ist es heute der Träger aller dieser von seinem Geiste angehauchten Schöpfungen. Das innerliche Verhältnifs desselben zu diesen Erscheinungen mufs das christliche Leben in den verschiedenen Zeiten aufs Verschiedenste modificiren. Darum möchte denn — auch abgesehen davon, dafs die Flucht ins Alterthum zurück nicht selten Unzufriedenheit mit der Gegenwart oder

Digitized by Google

Furcht vor der Zukunft, denen man doch mit christlichem Muthe stehen oder fallen sollte, also überhaupt eine Schwäche zu ihrem Princip hat — die Erneuerung der den ersten Christen eigenthümlichen Lebensverhältnisse in jeder späteren Zeit fast nur eben so bedingt zu erstreben seyn, wie, nach der bekannten Erzählung, *Franklin* die Wiederholung seines Lebens wünschte. Dieser nämlich soll, als er gefragt wurde, ob er sein ganzes voriges Leben wohl wieder von Vorn anfangen möchte, darauf erwidert haben, dafs er dagegen nicht abgeneigt sei, nur mit dem Beding, in der neuen Auflage die Druckfehler der ersten verbessert zu finden. — Was nun die Darstellung des Einzelnen betrifft — die christlichen Tugenden der Bruderliebe und Wohlthätigkeit, das Verhältnifs der Christen zu den Staatsgesetzen und den bestehenden Einrichtungen, ihr Verhalten zu den öffentlichen Spielen und öffentlichen Aemtern, das Verhältnifs des Christenthums zur Leibeigenschaft, die Strenge der sittlichen Grundsätze, die ascetischen Uebungen, das Familienleben, das Gebet der ersten Christen — so ist Alles dieses, wenn auch nicht neu dem Inhalte nach, doch mit tiefer Eindringung in den praktischen Geist jener Zeit, und, im Ganzen genommen, aus jener von dem Verf. selbst bezeichneten Mitte zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung jener Zeit verfafst.

Die folgende Abhandlung über den *christlichen Cultus* oder die öffentliche gemeinsame Gottesverehrung (S. 498 ff.) enthält die vorzüglichsten Momente aus den christlichen Antiquitäten und gewährt eine treffliche Uebersicht über die archäologischen Verhältnisse der ersten drei Jahrhunderte. Der Inhalt ist kurz dieser: voraus gehen einige allgemeine Bemerkungen über die Beschaffenheit des christlichen Cultus überhaupt; dann werden die Versammlungsplätze der Christen zur Gottesverehrung, und was damit am nächsten zusammenhängt, als Bilder und Symbole beschrieben; dann die gottesdienstlichen Versammlungszeiten und Feste, und zwar als Wochenfeste (die Sonntagsfeier und die Fastentage) und Jahresfeste, nämlich die Passahfeier (hier werden die Osterstreitigkeiten zwischen der klein-Asiatischen und Römischen Kirche erzählt), das Osterfest, das Pfingstfest, das Weihnachtsfest (schon Spuren davon vorhanden) und das Epiphanienfest (der Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, dafs dasselbe nicht basilidianisch-gnostischen, sondern jüdisch-christlichen Ursprungs sei); endlich folgt die Beschreibung der einzelnen Handlungen des christlichen Cultus, das Vorlesen der heiligen Schrift, die Predigt, der Gesang und die Sacramente. Die lezteren werden mit einer verhältnifsmäfsig grofsen Ausführlichkeit (S. 532 — 598) behandelt.

Wie überall, so befolgt auch bei diesem Theile seines Werkes der verehrte Verf. die Methode, dafs er erst einen allgemeinen Satz, eine „evangelische Grundidee" aufstellt, und hiernach alsdann die mannigfaltigen Erscheinungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gottesverehrung entwickelt und recensirt. Dieser Satz lautet folgendermafsen: „*In der neutestamentlichen Religionsverfassung*" (welche Gott im Geist und in der Wahrheit verehren heifst) „*konnte kein solcher äufserlicher, an eine gewisse Stätte, gewisse Zeiten, gewisse äufserliche Handlungen und Gebärden gebundener Cultus*" (der dem alttestamentlichen ähnlich wäre) „*stattfinden*" (S. 498). Wir können nicht glauben, dafs der Verf. unter dem Aeufserlichen der Stätte, der Zeit, der Handlungen und Gebärden etwas rein Mechanisches und Todtes verstanden wissen wolle; denn dann hätte dasselbe kaum noch in dem finstersten Naturdienste, geschweige denn in der christlichen Religion, der Religion des Geistes, einen Sinn; und die Entgegensetzung gegen das Judenthum, dessen Aeufserlichkeiten doch sämmtlich eine religiöse Bedeutung hatten, wäre dann auch völlig unstatthaft. Wir verstehen also unter jenem Aeufserlichen der Stätte u. s. w. nothwendig ein solches, das nicht ganz abgelöst ist von aller religiösen Beziehung. Dann sehen wir aber nicht ein, wie der Verf. dazu kommt, obigen Satz in der Absolutheit aufzustellen, worin er erscheint. Kann der Cultus, fragen wir, an etwas Anderes als an Aeufseres, wie Stätte, Zeit, Handlung, Gebärde und dergl. gebunden werden? Nimmermehr; denn darin ist er Cultus, dafs er äufsere Form ist. Ferner, soll er nicht an gewisse d. h. an diese und jene Aeufserlichkeiten der Stätte u. s. w. gebunden seyn, woran ist er dann gebunden? An eine andere als an gewisse oder diese und jene? Aber welche ist diese andere? Ist sie nicht auch wieder eine gewisse oder eine von diesen und jenen? Allerdings; und so kommen wir denn, sobald vom Cultus die Rede ist, immer wieder auf ein gewisses Aeufseres, wie Handlung, Zeit und dergl. zurück. Aber der Verf. sagt: „*in der neutestamentlichen Religionsverfassung* konnte kein an derlei Aeufseres gebundener Cultus stattfinden." Taufe und Abendmahl sind aber doch, wenn wir auch alles Andere dahinten lassen, gewifs etwas Wesentliches in

Digitized by Google

der neutestamentlichen Religionsverfassung. Sie gehören zum Cultus seit ihrer Stiftung, und sie sind, als zu ihm gehörig, an äufserliche Handlungen, ja an Gebärden gebunden, seit eben so lange. Wie mag also nur gesagt werden können, in der neutestamentlichen Religionsverfassung finde kein solcher, an gewisse äufserliche Handlungen u. s. w. gebundener Cultus statt? Wir sehen den Grund solcher Behauptung nicht ein. Aus obigem Satze, gegen den wir unsere bescheidenen Gegengründe beigebracht haben, würde übrigens mit Nothwendigkeit gefolgert werden können, dafs die absolute Vollkommenheit des Christenthums (welches doch kein Abstractum, sondern ein Concretum d. h. für die Menschen vorhanden, und alle menschlich würdigen Kräfte und Bestrebungen in seinen Dienst zu ziehen, und sie dadurch zu läutern und zu weihen bestimmt ist) darin bestehe, eine unäufserliche, formlose Existenz zu haben, und dafs also jede Cultusform, als eine diese formlose Existenz aufhebende Gestaltung, gewissermafsen wie eine Verunstaltung anzusehen sei. Man vergleiche S. 501, wo es, im Gegensatze gegen den Gottesdienst des Herzens, heifst: „freilich liegt es dem Menschen sehr nahe, von der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit *abzufallen* „(sic!), die Religion des Geistes an äufserliche, irdische „Dinge zu binden" u. s. w. Aber wie es das Wesen der Religion an sich (der sogenannten natürlichen Religion) mit sich bringt, dafs sie sich und den, der sie hat, ihrer Existenz versichere im Leben und durch das Leben dieses *Einzelnen*: so fordert es die Natur jeder positiven und also auch der christlichen Religion, dafs sie, sich bethätigend durch das Leben der Einzelnen, sich auch verwirkliche und darstelle in der *Gemeinsamkeit;* diese Verwirklichung, und nichts Anderes, will der Cultus und jede seiner Formen abbilden. Ohne den öffentlichen Cultus wäre die christliche Religion ein Einsames und Kümmerliches; und ohne an gewisse äufserliche Handlungen u. s. w. gebunden zu seyn, ist der Cultus eben so wenig gedenkbar als überhaupt irgend Etwas, das als ein Etwas zum mindesten eine Form haben mufs, und wäre es auch nur die des abstracten Gedankens. — Es erhellet hieraus wohl, dafs der Verf. sich hier, wie in dem Abschnitte von der Verfassung, in seiner subjectiven Innerlichkeit hält, von wo aus der Aeufserlichkeit und Erscheinung wenig Gerechtigkeit widerfährt, und die ganze weitere Ausbildung der Kirche in Verfassung und Sitte fast als eine reine Zufälligkeit erscheint. — Zu bemerken ist übrigens wohl kaum nöthig, dafs hier von der gröfseren oder geringeren Angemessenheit gewisser gottesdienstlicher Formen zu der Idee des Reiches Gottes noch gar nicht die Rede ist.

Es ist schon oben angedeutet worden, dafs die beiden Sacramente der *Taufe* und des *Abendmahls* hier mit einer besonderen Ausführlichkeit erläutert werden. Wir wollen nur Einzelnes, das uns am meisten aufgestofsen ist, herausheben, und dagegen die Bedenken, welche es in uns erregt hat, in Kürze vorlegen.

Die archäologische Betrachtung dieser heiligen Handlungen hebt mit folgender Bemerkung an: „Nach dem Bedürfnisse der sinnlichgeistigen Menschennatur hatte der „göttliche Stifter der Kirche neben dem Worte *zwei* „*äufserliche Zeichen* eingesezt, als Symbole der unsichtbaren Gemeinschaft zwischen ihm, dem Haupte des geistigen Leibes, und den Gliedern desselben, den Gläubigen, „und der Verbindung dieser Glieder, wie mit ihm so „unter einander" (S. 532). Wenn wir diese Worte mit der so eben betrachteten Aeufserung des Verfs. über das Verhältnifs der geistigen Verehrung Gottes zu den äufserlichen Formen des Cultus vergleichen, so findet sich entweder in jenen eine Inconsequenz oder in dieser ein Widerspruch. Lezteren haben wir bereits in Obigem nachzuweisen versucht. Wenn demnach auch der die Erläuterung der Sacramente einleitende Gedanke im Wesentlichen das Richtige enthält, so scheint doch eben darum, weil der allgemeine Gesichtspunkt, wie aus dem Beigebrachten erhellen dürfte, schwankend geworden, die ganze geschichtliche Darstellung des Cultus nicht so fest basirt zu seyn, dafs sie gegen jeden redlichen Angriff hinreichend gesichert wäre.

Von dem *Exorcismus* bei der Taufe sagt der Verf. S. 542, „dafs er nicht so bald aus der Anschauungsweise des *christlichen* Alterthums hervorgehen konnte." Ist, wie der Verf. zugibt, „die Idee eines Ausscheidens aus dem Reiche des Bösen eine von den urchristlichen und wesentlich christlichen Ideen" (ibid.), so lag auch die Entstehung des Exorcismus nahe genug, und Spuren von seinem Gebrauche bei der Taufe möchten sich wohl schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nicht ohne Fug vermuthen lassen. Die Verhandlungen des Concils zu Carthago vom Jahre 256 sind allerdings das erste ausdrückliche Document seiner Verbindung mit dem Taufritus. Dafs der Exorcismus „als etwas Einzelnes zu dem, was der ganze Taufact schon bezeichnete, nur noch *hin-*

Digitized by Google

zugekommen" (S. 543), oder dafs gar „die Richtung zum Magischen, die Verwechselung des Aeufserlichen und des Inneren, die immer mehr vorherrschend wurde," ihm nachgerade Geltung erworben habe, scheint uns nicht historisch glaubwürdig. Denn wenn die Idee „einer Befreiung von der Herrschaft des bösen Geistes in sittlich-geistiger Hinsicht" (S. 542) eine urchristliche war, so konnte vielmehr der Exorcismus aus der ganzen Bedeutung des Taufactes selbst wohl *hervorgehen*. Man könnte sich daher bewogen fühlen, den Exorcismus eher für eine weiter, nur realistisch derb ausgebildete Formation der abrenuntiatio diaboli (ἀποταγη), als für ein dem Taufacte eingepfropftes, fremdartiges, von supponirten magischen Vorstellungen getriebenes Reis anzusehen. Die spätere Geschichte des Taufritus scheint dieser Ansicht nicht ganz ungünstig zu seyn. Nämlich mit der allmäligen Einführung der Kindertaufe, die den Menschen nimmt als einen solchen, in welchem die reale Möglichkeit der Sünde vorhanden ist, konnte sich nachgerade aus der Entsagungsformel der Exorcismus, ohne Zuthat von Aufsen her, herausbilden. Jene, „auf das, was der Mensch von seiner Seite thun müsse" (S. 543), sich beziehend, scheint eben hierin mehr auf diejenigen, welche bereits gesündigt haben (peccatum quoad actum), also auf die Erwachsenen, dieser hingegen mehr auf die, welche noch nichts aus sich gemacht haben und daher noch eben so schuldig als nichtschuldig sind (peccatum quoad potentiam), also auf die Kinder hinzudeuten. Und demnach könnte wohl gesagt werden, dafs der Exorcismus eben so bald aus der Anschauungsweise des christlichen Alterthums hervorgehen mufste als die Kindertaufe. Daher zeigen sich auch die ersten sicheren Spuren des Exorcismus schon etwa um dieselbe Zeit, in welcher auch, nämlich beim Irenäus, die ersten ausdrücklichen Hinweisungen auf die Kindertaufe vorkommen.

Was die Untersuchung über das *Abendmahl* betrifft, so geht der Verf. in ihrem Anfange auf die geschichtliche Beziehung desselben zum Jüdischen Passahmahl zurück, worauf er dann S. 580 folgendermafsen fortfährt: „Nach „dem Muster des Jüdischen Passahmahles und der ersten „Einsetzung war demnach die Abendmahlsfeier ursprünglich mit einem gemeinschaftlichen Mahle verbunden; „Beides machte *Ein Ganzes* zusammen aus, indem da„durch die Gemeinschaft der Gläubigen mit dem Herrn, „und ihre brüderliche Gemeinschaft unter einander dar„gestellt wurde, Beides zusammen das Mahl des Herrn „(δειπνον του κυριου, δειπνον κυριακον), das Mahl der „Liebe (ἀγαπη) genannt." Diese Worte verdienen eine besondere Erwägung, weil sich nach der Art und dem Grade ihrer Geltung die geschichtliche Würdigung der verschiedenen patristischen Zeugnisse über die Eucharistie, und hiernach die archäologische Erörterung dieser heiligen Handlung selbst modificirt. Dafs in den ersten Zeiten des Christenthums die Feier der Eucharistie mit der Agape verbunden war, leidet geschichtlicherweise keinen Zweifel; es fragt sich nur, wie diese Verbindung beider vorzustellen sei, und ob die Behauptung, „dafs beide zusammen *Ein Ganzes* ausmachten," nichts zu bedenken übrig lasse. Was „Ein Ganzes" ist, dessen Theile ergänzen einander, und können einer den andern nicht missen, wenn der Bestand und die Dauer des Ganzen gesichert bleiben soll. Ergänzen sich also Eucharistie und Agape gegenseitig, so ist da, wo nur die eine vorhanden, die andere aber abwesend ist, ein Mangel, und so haben die Gemeinden, von denen Justinus M. berichtet, dafs sie die Abendmahlsfeier von den Mahlen der Bruderliebe schon ganz getrennt halten (vergl. S. 580), so wie die Christen überhaupt seit Aufhebung der Agape schon eine mangelhafte Eucharistie. Ergänzen sich beide aber nicht, können sie also einander missen, so sind beide nicht Ein Ganzes, sondern entweder zwei selbstständige Ganze, oder zwei von einander unabhängige Theile, oder ein Ganzes und ein demselben unwesentlicher Theil. Sehen wir nun zu, worin beide Ein Ganzes ausmachen sollen, so lesen wir: darin, dafs durch beide (als Ein Ganzes) „die Gemeinschaft der Gläubigen mit dem Herrn, und ihre brüderliche Gemeinschaft unter einander dargestellt wurde." Allein die Feier der Eucharistie symbolisirt ja überhaupt schon die Versöhnung der Menschen nicht nur mit Gott in Christo, sondern zugleich mit den Menschen — denn was wäre die eine ohne die andere? — und wir könnten uns daher wohl in dieser Beziehung, mutandis mutatis, der von dem Verf. in Ansehung des Exorcismus (S. 543) ausgesprochenen Worte bedienen: „es brauchte daher, um das zu bezeichnen oder zu bewirken, was die ganze Eucharistie bezeichnen und für den Gläubigen wirksam darstellen sollte, nicht noch etwas Einzelnes (die Agape) hinzuzukommen." Dann aber ist, streng genommen, nur das Abendmahl Symbol oder Sacrament, und die Agape kann blofs insofern ein Symbol heifsen, als überhaupt wohl Alles, wodurch der Christ dem Christen einen Erweis seiner Liebe und Treue gibt,

Digitized by Google

symbolische Darstellung des christlichen Geistes der Bruderliebe genannt werden könnte. Befragen wir weiter die heilige Schrift, so zeigen die in Ansehung ihrer Vereinbarkeit so schwierigen classischen Stellen über das Abendmahl bei Math., Luc. und Paul. doch nicht unklar, dafs das Abendmahl und das Liebesmahl Ein Ganzes nur im uneigentlichen Sinne (d. h. so, dafs das eine durch das Heraustreten des anderen aus dem Verbande mit jenem nichts verliert), nicht im eigentlichen Sinne, auf den es hier allein ankommen kann, bildeten. Man braucht sich nur den ganzen thatsächlichen Nexus, in welchem wir die Stiftung der Eucharistie von den Evangelisten erzählt finden, lebendig zu vergegenwärtigen, um aus der Vergleichung ihrer Berichte mit dem Lehrstücke Pauli (I. Cor. XI.), was die vorliegende Frage betrifft, wenigstens so viel, als zu ihrer Beantwortung hier nöthig ist, abzunehmen, dafs nämlich, als der Erlöser an dem Abschiedsabende mit seinen Jüngern zu Tische safs, folgendes Zwiefache hinter einander erfolgte, die eigentliche Passahmahlzeit und die mit der Darreichung des Einsetzungskelches angekündigte Stiftung des Sacraments — wobei es übrigens hier ganz unausgemacht bleiben kann, welches von beiden der Zeit nach zuerst stattgefunden habe. Jene kommt erst zu einiger Bedeutung durch diese, diese aber nimmermehr durch jene: der sacramentliche Act also, zu welchem die Abendmahlzeit (das Passahmahl) nur die allernächste äufserliche (geschichtliche) Veranlassung gibt, ist das Wesentliche, was auch allein jenen denkwürdigen Abend verewigt hat. Wenn nun auch schon im zweiten Jahrhunderte hier und da Eucharistie und Agape von einander getrennt, und später die leztere ganz aufgehoben wurde, so ist damit, weil das Sacrament erhalten, im Wesentlichen gar nichts verloren, und verdienen darum der montanistische Tertullian und der Alexandrinische Clemens, auch wenn man die Gründe, durch welche sie bestimmt wurden, gegen die Agape zu reden, ganz bei Seite läfst, den Tadel nicht, den der Verf. S. 583 über sie ausspricht, indem er sie, weil sie als Gegner der Agape auftraten, „unkindlicher" Gesinnung bezüchtigt. Freilich hätte nur der Geist der Liebe, der in der Agapenfeier, so lange sie mit lauterer Gesinnung begangen wurde, herrschte, sich in anderen angemessenen Gestalten, was er leider in der Folgezeit nur zu oft versäumt hat, verwirklichen sollen! —

Der *vierte und fünfte Abschnitt*, welche wir noch zu betrachten haben, enthalten die *Geschichte der Auffassung und Entwickelung des Christenthums als Lehre*, und zwar einerseits in der negativen Bestimmtheit der *häretischen* (S. 599 — 859), andererseits in der positiven Bestimmtheit der *kirchlichen Lehre* (dritte Abtheilung S. 861 — 1258). Daraus, dafs die Untersuchungen über die Lehre in vorliegender Darstellung sich über die Hälfte des ganzen kirchengeschichtlichen Gebietes der drei ersten Jahrhunderte erstrecken, erhellt schon zur Genüge, für wie wichtig der verehrte Verf. diesen Theil der Kirchengeschichte halte. Niemand wird auch wohl in Abrede stellen, dafs heut zu Tage vielleicht mehr als jemals eine der tiefsten Gründlichkeit sich befleifsende, des philosophischen Gedankens kundige und mächtige, von Vorurtheil und Vorliebe gereinigte Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums im Elemente der Lehre eben so sehr zu den allerwesentlichsten Bedürfnissen, als zu den allerschwierigsten Aufgaben der Theologie gehöre. Nach Allem zu urtheilen, womit die Theologie der Jeztzeit im Schwange geht, ist aber die Zeit zur Hervorbringung einer solchen durchaus objectiven Darstellung der Lehrgeschichte noch nicht gekommen. Zwar wird das Studium der Religionsgeschichte von allen Parteien, die in gegenwärtiger Zeit mit einander in Kampf verwickelt sind, angelegentlich empfohlen, und an Zusammenstellungen und Auslegungen ihrer Thatsachen ist auch kein Mangel. Aber wie wird sie heute so oft empfohlen? so, dafs die Grundsätze und Interessen der Partei, von welcher die Empfehlung ausgeht, dabei ihre Rechnung finden sollen. Und wie wird sie nicht selten ausgelegt? so, dafs man darin findet, was man eben schon hatte, ehe man es suchte. Kurz, die particuläre Gesinnung und Ansicht, an deren Festhaltung leider bei so Vielen die wissenschaftliche Fortführung der theologischen Streitigkeiten geknüpft ist, läfst das Verlangen, sich wahrhaft zu verständigen, d. h. an der Allgemeinheit des Geistes gemeinschaftlich zu erstarken, und somit auch das historisch Gegebene in seinem eigenen Elemente zu fassen und zu verstehen, kaumhin aufkommen, geschweige denn zur unzweideutigen Befriedigung desselben etwas Dauerndes geschehen. Die nothwendige Doppelfolge solcher übermäfsigen Erstarkung der wissenschaftlichen Subjectivität ist *einerseits* die willkürliche Aufhebung der Unterschiede und Gränzen zwischen den einzelnen theologischen Disciplinen, so dafs, indem Historisches und Dogmatisches aus ihren Ufern treten und schrankenlos durch einander fluthen, die Dogmatik von Geschichte, und die Geschichte

Digitized by Google

von Dogmatik strozt; *andererseits* die solcher uferlosen Thätigkeit völlig entsprechende Verkennung, oder gänzliche Auflösung des wesentlichen Verhältnisses der Religion zur Theologie und beider zur Philosophie, in Ansehung dessen es nicht etwas Ungewöhnliches ist, dafs, wenn mit ihm selbst nicht mehr gut zurecht zu kommen, es entweder ganz aufgegeben und (unbegreifliche Täuschung!) für überwunden erklärt, oder ihm, wenn es dennoch einigermafsen aufrecht erhalten werden soll, mit der Subjectivität tapfer nachgeholfen wird. Ist man doch in jüngster Zeit, nachdem man mit Recht gegen die musivischen Werke auf dem Gebiete der dogmatischen Theologie mifstrauisch geworden, sogar dahin gekommen, das als einen wesentlichen und gar bedeutenden Fortschritt der systematischen Glaubenslehre vorzustellen, dafs sie sich von der Idee losgemacht, dafs sie auf die in ihm selbst begründete Objectivität des Glaubens und auf ein den substanziellen Inhalt desselben durchdringendes wissenschaftliches Erkennen verzichtet, dafs sie sich dafür in die Enge des subjectiven Gefühls oder Bewufstseyns zurückgezogen habe, um die unmittelbaren, religiösen Zuckungen und Regungen desselben abzubilden, und also als dogmatische Psychologie ihre theologische Erneuerung zu feiern: wie könnte da der theologischen Behandlung der Geschichte ein besseres Loos werden! Wird die ganze Thatenwelt der Religions- und insonderheit der Lehrgeschichte mit allen Notizen, Hypothesen, Conjecturen, Combinationen und dergleichen, welche Gelehrsamkeit, Witz und Scharfsinn zu Tage gefördert haben, in das subjective Innere der Gesinnung und Ueberzeugung hineingebaut, so wäre es ja ein Wunder, wenn der Makrokosmus der geschichtlichen Objectivität sich in dem Mikrokosmus des darstellenden Ichs nicht gerade so abspiegeln sollte, wie es der Natur des lezteren gemäfs ist. Ein solches Spiegelbild aber sollte auch Niemand für Geschichte der Religion und der Religionslehre ausgeben, denn sie ist nichts weniger als das; vielmehr, indem sie das nicht ist, was sie seyn will, objective Darstellung, ist sie gerade das, was sie nicht seyn will, subjective Construction der Geschichte, und so recht eigentlich eine *zurechtgemachte* Geschichte. Vergl. S. XII des Vorworts zur dritten Abtheilung. An dieser Stelle eifert der verehrte Verf. mit grofser Heftigkeit gegen eine a priori zurechtgemachte Geschichte, und Ref., den der geistlose und knechtische Betrieb der dogmatischen, exegetischen und historischen Studien in der Theologie vielleicht nicht minder anwidert als den Verf., würde demselben, wenn auch nimmermehr in der Art, wie er die Sache vorträgt, doch in dieser selbst vollkommen beipflichten, wenn er sich berechtigt halten dürfte, anzunehmen, der Verf. verstehe unter dem apriorischen Zurechtmachen der Geschichte dasjenige, was, wenn man sich aller Clauseln enthält, nur darunter verstanden werden kann, nämlich *die blofs formelle und äufserliche Beziehung des subjectiven Denkens und Fühlens auf den gegebenen Inhalt der Geschichte.* Wir werden uns aber, wie bisher, bemühen, so weit es der Raum verstattet, darzuthun, dafs es eben diese blofs formelle Beziehung des subjectiven Denkens auf den geschichtlichen Inhalt ist, von welcher die vorliegende Darstellung der Lehrgeschichte beherrscht wird, und dafs also auch diese, ungeachtet aller Gründlichkeit und Sorgfalt, womit die Thatsachen entwickelt und dargestellt sind, und wofür sich jeder Freund und Pfleger der Kirchengeschichte dem verehrten Verf. zu dem reinsten Danke verpflichtet fühlen wird, doch nicht das, was sie seyn will, sondern eben das, was sie nicht seyn will, zurechtgemachte Geschichte, seyn dürfte.

Nach einigen „allgemeinen einleitenden Bemerkungen," in welchen sich der Verf. über die charaktervolle, gediegene Einheit des Christenthums verbreitet, „als „welches Ein Ganzes ist, in dem alles Einzelne von „Einem Mittelpunkte aus sich entwickelt, und durch ein „besonderes Grundprincip harmonisch mit einander ver„bunden ist" (S. 600), wird die Geschichte der Secten nach zwei Hauptrichtungen, „einer fleischlichen und Alles ins Fleischliche herabziehenden, und einer einseitig geistigen, Alles zu sehr vergeistigenden und verflüchtigenden" (S. 602) erörtert. In jener Richtung sind die *judaisirenden*, in dieser die *gnostischen* Secten befangen. Um den Ursprung der *judaisirenden* Secten (S. 603—627) zu erklären, geht der Verf. auf das apostolische Zeitalter zurück, in welchem er, ausgehend von der evangelischen Eigenthümlichkeit der beiden Apostel Petrus und Paulus, die Bildungskeime von vier Parteien, die sich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts wieder finden, nachzuweisen sucht. Diese vier Parteien sind 1) die judaisirenden Eiferer, die Pseudopetriner, 2) die gemäfsigten ächtapostolischen Judenchristen, 3) die Eiferer aus den Heidenchristen, die Pseudopauliner und 4) die gemäfsigten, ächtapostolischen Heidenchristen. Hierauf folgt eine lehrreiche Untersuchung über die *Ebioniten* —

Digitized by Google

„seit Irenäus ein gemeinsamer Sectenname für alle jene Christen jüdischer Abkunft, welche die Beobachtung des Ceremonialgesetzes beizubehalten für nöthig erachteten" (S. 612). Eine kurze Bemerkung über die *Nazaräer* beim Hieronymus, in welchen der Verf. „Abkömmlinge jener ächtapostolisch gesinnten Judenchristen, welche keinen Widerspruch zwischen den Aposteln gelten liefsen" (S. 625), erkennt, schliefst die Geschichte der judaisirenden Secten.

Ohne hier in das Besondere selbst einzugehen, wollen wir nur bei den „allgemeinen einleitenden Bemerkungen," welche der Verf. seiner Lehrgeschichte vorausschickt, einige Augenblicke verweilen. Wenn die Geschichte der christlichen Lehre einerseits mehr seyn soll, als eine blofs äufserliche, innerlich zusammenhangslose Aufzählung und Aneinanderreihung, oder andererseits mehr als eine blofs subjective, aus individueller Vorstellungs- und Gefühlsweise entsprungene, raisonnirende Beurtheilung der mancherlei Lehrmeinungen und Lehrfragen, welche je aus dem Christenthum entwickelt oder mit ihm in Beziehung gesezt worden sind; wenn sie also weder blofs ein Aggregat von allerlei dogmenhistorischen Kenntnissen überliefern, noch blofs allerlei nützliche und interessante Ansichten und Urtheile über lehrgeschichtliche Gegenstände beibringen, wenn sie vielmehr die genetische Ausbildung der christlichen Lehre selbst im Verlaufe der Geschichte erklären, d. h. sich durch die äufserlichen Hüllen und Formen philologisch, kritisch u. s. w. hindurcharbeitend, den Grund und das Wesen jeder individuellen Lehrentwickelung aufschliefsen, und das darin, sei es in positiver oder in negativer Gestalt, vorhandene Moment der Wahrheit, sage es der subjectiven Denkweise zu oder nicht, getreu aufsuchen und unverschleiert aufzeigen soll; kurz, wenn die Geschichte der Lehre weder blofs den Gelehrigen gelehrt und den Gelehrten gelehrter machen, noch auch blofs der subjectiven Ansicht und Gesinnung irgendwie Vorschub thun, sondern wenn sie den Wahrheits- und Wissensdurstigen wahrhaft belehren, und darin eben, dafs sie dieses leistet, als theologische Wissenschaft zugleich ihre unantastbare Berechtigung und ihr lauteres Genüge haben soll: so ist die Forderung, an welche die Hervorbringung einer solchen Darstellung geknüpft ist, nach der Duplicität der Beziehung des geschichtlichen Inhalts einerseits zum Empirischen, andererseits zum Rationalen, eine zwiefache. Die erstere besteht darin, dafs von Vorne herein *die Urelemente der christlichen Lehre in ihrem geschichtlichen Hervorgange* (so wie dann in ihrer ganzen weiteren Entwickelung) *aus dem Princip der Wahrheit des gegebenen Christenthums* nachgewiesen werden. Denn wenn sich überhaupt nur dasjenige lehren läfst, wovon irgendwie ein Wissen möglich ist, und wenn zugleich das Wissen ein eben so innerliches und nothwendiges Verhältnifs zur Wahrheit hat, wie das Leben zum Athmen: so folgt von selbst, dafs, sobald der Versuch gemacht wird, die Geschichte der christlichen Lehre darzustellen, oder den Weg zu beschreiben, auf welchem der menschliche Geist das Wissen der Wahrheit des Christenthums erstrebt hat, dieses, um gründlich geschehen zu können, so geschehen müsse, dafs zuvor die allgemeinen Grundlagen der christlichen Religionslehre, die allgemeinen Wahrheitskeime des lehrbaren Christenthums, als ein Gegebenes, geschichtlich untersucht, und in dem ihnen wesentlichen Urzusammenhange als eine charaktervolle, gediegene Einheit aufgezeigt werden. Ohne eine solche wissenschaftlich geschichtliche Fest- und Sicherstellung des elementarischen Inhalts der christlichen Lehre, welche, um den ihr auf traditionellem Wege zufliefsenden Stoff aufzunehmen, der historischen Kritik, um ihn zu ergründen, der Philosophie, um ihn zu gestalten, der historischen Kunst sich nicht entschlagen kann, würde die Geschichte der Lehre durchaus des wahrhaften und wahrhaft gedeihlichen Anfanges entbehren, und jede ihrer ferneren Bewegungen höchst unzuverlässig und schwankend seyn. Hiemit ist aber auch schon die zweite Forderung angedeutet. Diese betrifft das geistige Verhalten der darstellenden Individualität zu dem geschichtlich gegebenen Elemente der Lehre, und besteht wesentlich darin, dafs sich der Darsteller dazu verpflichte, auf alle Vorstellungen und Tendenzen, die ihm und seiner Genossenschaft eigens angehören, einstweilen gänzlich zu verzichten, von allen in gegenwärtiger Zeit herrschenden theologischen Streitigkeiten, die, wie die Tagsgeschichte ausweiset, nicht nur nicht mehr innerhalb der Gränzen der Wissenschaft beharrlich ausgestritten, sondern sogar, unvorsichtig genug, in die Friedensstätten der Kirche, der Schule und des Hauses hinübergespielt werden, einstweilen völlig zu abstrahiren, und mit der durch solche ethisch-wissenschaftliche Renitenz bewahrten Ruhe, Besonnenheit und Klarheit des historischen Forschungsgeistes lediglich die Interessen der Sache wahrzunehmen, die sich für die Darstellung der christlichen Lehrgeschichte sämmtlich darin con-

Digitized by Google

centriren, dafs mittelst der durch Erweiterung des subjectiven Denkens zur Allgemeinheit des concreten Gedankenlebens in der Idee erweckten Freiheit der Intelligenz, und mittelst der durch ein ernstes theoretisches und praktisches Studium der Organik des menschlichen Geistes erworbenen freien Kunstübung des Gedankens, in jedem gegebenen Lehrstoffe, in jeder individuellen Lehrform, in jedem wissenschaftlichen Organismus *das concrete Allgemeine und Nothwendige*, was aller Lehre geistigen Gehalt und wahrheitsvolle Bedeutung verleiht und sichert, erspüret und in das Licht der Geschichte gestellt werde. Dieses concrete Allgemeine und Nothwendige ist das *Vernünftige* oder das Logische, ohne welches die wahrhafte Einsicht in den Grund der Lehrbarkeit eines Dogma, und somit das reine Verständnifs und die ächte Verständigung über dasselbe gar nicht möglich ist. Für den Anfang der geschichtlichen Darstellung der Lehre spricht sich diese gedoppelte Forderung also aus: lafs einerseits in deiner Lehrgeschichte den materiellen Wahrheitsgrund der christlichen Lehre, lafs aber auch zugleich andererseits in der christlichen Lehre den rationalen Wissensgrund deiner Lehrgeschichte zum Vorschein kommen, d. h. stelle, indem du dieser zwiefachen Forderung durch die einfache That der wissenschaftlichen Hervorbringung der Geschichte zu genügen strebst, den Gang der historischen Bildung und Ausbildung der christlichen Lehre so dar, wie es dem Princip der Identität der Wahrheit und des Wissens, dem Princip des wahren Wissens gemäfs ist; oder: kümmere dich, indem du die Geschichte der christlichen Lehre schreibst, weder um dich und deine subjectiven Interessen, noch um die Welt und ihre selbstsüchtigen Anforderungen, sondern lediglich um die Wahrheit des gegebenen Inhalts, die jedenfalls, selbst dann, wenn sie, wie z. B. in der Leucippischen Atomistik, an ihrem reinen Gegentheile haftet, den, der sich ihrer befleifst, indem er aus sich heraus und in sie hineingeht, frei macht dadurch, dafs sie ihr Wesen ihm manifestirt, und dafs das in ihr verborgene Wissen sein Wissen wird. Wo sich also in einer lehrgeschichtlichen Darstellung die materielle Wahrheit der gegebenen Lehre und das mittelst angestrengter Forschung erzeugte rationale Wissen von derselben zur objectiven historischen Gewifsheit durchdringen, da entsteht ein objectives historisches Wissen von der Bildung und Fortbildung der christlichen Lehre; da entsteht, indem alle Lust des Zurechtmachens der Geschichte factisch abgetrieben worden, eine wissenschaftliche Geschichte der Lehre.

Wenden wir uns nun mit diesen Gedanken an den lehrgeschichtlichen Theil des vorliegenden Werkes, so vermissen wir zuvörderst hier eine geschichtliche Entwickelung der Urelemente des Christenthums als Lehre, eine auf Geschichte gegründete Nachweisung ihres innerlichen Zusammenhanges, ihrer in sich selbst nothwendigen Einheit. Von der „Einen Wahrheit", von dem „Einen Göttlichen", von der „inneren Einheit" des Christenthums wird in den „allgemein einleitenden Bemerkungen" allerdings geredet, aber so wenig sachlich, dafs man, wenn man aufmerksam gelesen, zu fragen genöthigt wird: welche ist denn diese Eine Wahrheit? worin besteht denn dieses Eine Göttliche? worauf beruht denn diese innere Einheit des Christenthums? worin ist denn das Christenthum, was die Gestaltung seiner Lehre betrifft, der „nach und nach die ganze Masse durchdringende Sauerteig"? — Lauter Fragen, zu deren Beantwortung die assertorische Rede des Verfs. S. 599—601, weil sie aller historischen und rationellen Beweisgründe ermangelt, völlig unzureichend ist. Was wäre, um die Anlage des Christenthums zum Lehrsysteme darzuthun, natürlicher und nothwendiger gewesen, als die Elemente der christlichen Lehre selbst, und die Uebereinstimmung jedes derselben mit sich, so wie aller unter einander, durch ein genaues Eingehen in den Geist und Gehalt der christlichen Lehrtradition aufzuzeigen? Nach einer solchen Deduction aber sucht man hier vergeblich. Wenigstens wird mit dem Berufen auf die heilige Schrift, welche die Eine Wahrheit des Christenthums als „durch ihre ersten, so eigenthümlich verschiedenen, geheiligten Organe (Paulus, Jacobus, Petrus, Johannes) in verschiedener Form und in mannigfachen Beziehungen und Anwendungen entwickelt" (S. 599) überliefern, für den Anfang der Lehrgeschichte in so fern gar nichts ausgerichtet, als einerseits das Verhältnifs des Einen Göttlichen zu dem individuellen Charakter der heiligen Schrift versicherungsweise nicht zu erklären ist, und als andererseits, um den theologischen Lehrsatz von dem normirenden Ansehen der heiligen Schrift in Glaubenssachen (regulam habemus, ut verbum Dei condat articulos fidei, et praeterea nemo, nemo ne angelus quidem. Art. Smalc. P. II. de missa p. 306 ed. Hase) anzuerkennen und in Anwendung zu bringen, Jeder, der das Recht vorurtheilsfreier theologischer Forschung ausübt, zugeben wird, dafs jener Satz, damit Anderes nach ihm begründet und nach ihm gemessen werden könne, selbst das Ansehen und den Werth eines anderweitig begründeten und erst erschlossenen Satzes habe, dessen Vordersätze gar nicht mehr in dem Bereiche des geschriebenen Wortes, sondern aufserhalb desselben im Gebiete des Geistes anzutreffen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63. u. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander.

(Fortsetzung.)

Wie nachtheilig nun dieser Mangel einer festen materiellen Grundlegung von Vorne herein auf die freie wissenschaftliche Aneignung und Gestaltung der Lehrmaterie einwirken müsse, ist schon im Voraus abzunehmen. Wenn nämlich das Christenthum als „Ein Ganzes, in dem alles Einzelne von Einem Mittelpunkte aus sich entwickelt", zwar bezeichnet, aber nicht aufgezeigt worden, so kann auch eine Aussage, wie diese (S. 601), „das Christenthum habe, wie im Leben, so im Denken, eine *schon fertig vorhandene, aus einem anderen Princip hervorgegangene Welt*, in der es sich erst durch seinen übermächtigen, umbildenden Geist Bahn machen mufste, gefunden", wiederum nur als eine Versicherung gelten, weil, wenn das Christenthum eine in sich beschlossene geistige Totalität bildet, es, wie in seinem Mittelpunkte, so auch in seinen Gränzen gegen diese „schon fertig vorhandene, aus einem anderen Princip hervorgegangene Welt" als eine solche hätte nachgewiesen werden müssen. Das ist aber nicht geschehen, und darum ist ferner auch die Rede, dafs „die vorhandenen Geistesrichtungen, auf eine einseitige Weise *etwas* Christliches sich aneignend, sich mit dem Christenthume zu vermischen droheten" (ibid.), eine völlig unmotivirte Rede, weil, wie das Ganze, um verstanden zu werden, in seinem partiellen Seyn und Leben gefafst werden mufs, eben so jeder Theil (*etwas* Christliches), damit über seine Existenz an einem heterogenen Inhalte mit Bestimmtheit entschieden werde, nur aus der Seele des Ganzen, dem es ursprünglich angehört, zu begreifen und zu beurtheilen ist. Freilich wird es Keinem, der mit Aufmerksamkeit den Entwickelungen des verehrten Verfs. folgt, verborgen bleiben, dafs es nach seiner Meinung der wesentlich praktische Gehalt des Christenthums ist, worauf die Göttlichkeit, Wahrheit und Einheit desselben beruhe (vgl. z. B. S. 629, 631 u. a. m.). Allein wenn, wie er selbst so oft sagt (z. B. I. Abth. S. 3), „das Christenthum für die Entwickelung der *ganzen* menschlichen Natur berechnet ist", und wenn es neben dem praktischen Vermögen der menschlichen Natur doch auch noch ein theoretisches gibt, welches als eine gute Gabe Gottes dieselbe Berechtigung wie jenes hat, so ist *entweder* das Christenthum nicht für die ganze menschliche Natur berechnet, *oder* es ruhet nicht lediglich auf einer praktischen, sondern auf einer nicht minder theoretischen als praktischen, d. h. auf einer rein geistigen Grundlage. Will man das Erstere nicht behaupten, so mufs man auch das Andere nicht läugnen. Wer daher in der Darstellung der Bildungen und Schicksale der christlichen Lehre nur das Praktische im Auge hat, und Alles, was das Gepräge der Lehre trägt, mit praktischem Mafse messen will, der kann nicht sagen, dafs er im Mittelpunkte des Gesichtskreises, den das geistige Ganze des Christenthums dem Geistesblicke der Menschheit eröffnet hat, stehe und darstelle, der hat sich vielmehr oder vielweniger auch nur „*etwas* Christliches" angeeignet, der hat „willkürlich getrennt, was in dem Christenthume Eins ist" (cfr. S. 601), und der wird, wenn es auf die wissenschaftliche Unterscheidung dieses Einen in seine Elemente, und somit auf die Hervorleitung der Theologie aus der Religion und auf den Verfolg ihrer freien wissenschaftlichen Ausbildung ankommt, nur einseitig verfahren, d. h. nicht so, wie es durch das Eine „für die ganze menschliche Natur berechnete Christenthum" geboten wird, sondern wie es dem christlichen Charakter der darstellenden Individualität gemäfs ist. Dafs nun der verehrte Verf. aus diesem einseitig praktischen Gesichtspunkte die Geschichte der christlichen Lehre ausführe, soll sogleich weiter aus seiner Darstellung der *gnostischen Systeme* (S. 627 ff.) gezeigt werden.

Indem wir voraussetzen, dafs die Leser mit der bereits vor zehn Jahren von dem Verf. herausgegebenen Ent-

Digitized by Google

wickelung des Gnosticismus bekannt sind, wird es genug seyn, zu bemerken, dafs in Anschung des materiellen Gehalts die vorliegende Darstellung von der früheren sich nicht wesentlich unterscheidet. Sind auch noch einige weniger bedeutende gnostische Secten, die in dem früheren Werke keine Stelle hatten, in die vorliegende Darstellung mit hineingezogen worden, und hat überhaupt manches Einzelne in lezterer eine gröfsere Bestimmtheit gewonnen, so sind doch die Resultate im Wesentlichen ganz dieselben geblieben; und der Verf. hat sich sogar genöthigt gesehen, der Entwickelung der einzelnen gnostischen Systeme eine sehr ausführliche Einleitung in den Gnosticismus überhaupt vorauszuschicken, aufser anderen Gründen auch wohl in der besonderen Absicht, wie es scheint, um die von ihm vorgeschlagene und zu Grunde gelegte Eintheilung der Gnostiker in *judaisirende* und *antijüdische* gegen die von Einigen, besonders von *Dr. Gieseler* dagegen gemachten sehr gründlichen Einwürfe zu rechtfertigen. Was aber die Behandlungsart betrifft, so ist allerdings nicht zu verkennen, dafs die frühere Darstellung von der späteren in Ansehung der praktischen Tendenz und Haltung bedeutend überboten wird. In dieser Beziehung wollen wir hier nur die leztere etwas näher beleuchten, indem wir uns auf die hieher treffenden Hauptmomente aus den „allgemeinen Bemerkungen über den Ursprung, den Charakter und die Unterscheidungen der gnostischen Secten" beschränken. Wenn wir das, was der Verf. S. 628—631 vorträgt, kurz zusammenziehen, so ist es etwa dieses:

„Der *allgemeine Begriff* der Gnosis in dem Jüdisch-Alexandrinischen Sprachgebrauche, wo er eine tiefere Einsicht in das Wesen und den inneren Zusammenhang der Religionslehren bezeichnete, konnte auch im Christenthume, dem eigenthümlichen Wesen des christlichen Glaubens unbeschadet, seine Anwendung finden; — es konnte neben anderen sich mehr auf das *Praktische* beziehenden Charismaten ein auf die Entwickelung des christlichen Lebens im Ganzen heilsam einwirkendes Charisma der Gnosis geben; — dieser Begriff der Gnosis enthielt an und für sich nichts dem einfachen Wesen des Evangeliums Widerstreitendes, als welches ja bei seiner Einfalt alle Kräfte und Richtungen der menschlichen Natur, auch die geistigen, sich anzueignen und zu durchdringen bestimmt ist. Allein wenn, wie unter den mystischen Secten der Juden und unter den Alexandrinischen Religionsphilosophen, unter diesem Namen eine Religion der Vollkommenen dem Autoritätsglauben der sinnlichen Menge entgegengestellt wurde, so mufste durch solchen Gegensatz der Grundcharakter des Christenthums zerstört werden; denn hier sollte in Einem Glauben Eine Quelle des göttlichen Lebens und der inneren Erleuchtung vorhanden seyn; diese Erleuchtung sollte sich nach Mafsgabe der Fortschritte in der Heiligung entwickeln, die christliche Anschauung sollte nicht von einem nur gewissen Menschen gegebenen *intellectuellen* Vermögen abhängen, sondern bei Allen aus dem inneren christlichen Leben, aus der inneren Erfahrung hervorgehen. Das Wesen dieser (falschen) Gnosis widerstreitet dem eigenthümlichen Wesen des Evangeliums; denn „das Christenthum gab die Religion als Lehre in einer selbstständigen, von aller Speculation wie aller Mythologie unabhängigen Gestalt, in einer für alle Bildungsstufen und alle Entwickelungsperioden der Menschheit geeigneten Form. Jene Gnosis hingegen sezte die Religionslehre wieder mit allen Fragen, welche eine speculirende Vernunft beschäftigen können, in Verbindung. Eine speculative Kosmogonie, welche das Unbegreifliche erklären wollte, eine Theosophie, welche das einem höheren Daseyn vorbehaltene Schauen voraus nehmen wollte, wurde zur Basis der Religionslehre gemacht, — diese mufste daher der Mehrzahl unter den Menschen unfafslich werden, und eben *daraus* mufste nothwendig ein *Gegensatz* zwischen esoterischer und exoterischer Religion erfolgen. Durch diese Vermischung der Religion und der Speculation mufste ferner der wesentlich *praktische* Charakter des Christenthums, vermöge dessen Alles hier nur auf Erkenntnifs der Sünde, Aneignung der Erlösung und die daraus hervorgehende Heiligung durch den in der Liebe thätigen Glauben bezogen wird, nothwendig gefährdet werden." Die Religionsansicht, welche dieser Gnosis zum Grunde lag, war demnach die *alt-Orientalische*" u. s. w. So weit der Verf.

Der verehrte Verf. wiederholt in der Vorrede zur ersten Abth. S. VII. den guten Rath, den er schon in seiner „Entwickelung der gnostischen Systeme" Vorr. S. IV. gegeben hatte, dafs man nämlich, um die historischen Wissenschaften unbefangen und mit Erfolg zu betreiben, nicht „durch *die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule*" sehen müsse. Wir wollen weder dagegen einwenden, dafs Manchem, der schwache Augen hat, eine Brille doch gute Dienste thue, noch wollen wir die Erfahrung untersuchen, die Einige gemacht haben wollen, dafs die geschwächte Sehkraft ihrer Augen durch den Ge-

Digitized by Google

brauch der Brille von Neuem gestählt und es ihnen sogar möglich geworden sei, ihrer nach einiger Zeit wieder ganz zu entbehren: wir wollen vielmehr jede von irgend Etwas, das Schule heifst, entlehnte Brille von uns thun, und, indem wir uns nur ausbitten, dafs man uns das Denken überhaupt frei lasse, mit unbewaffnetem, unbefangenem Auge den Gnosticismus betrachten. Da zeigt er sich uns denn *als den kühnen, und, wenn auch völlig mifslungenen, dennoch sehr verdienstlichen Versuch einer speculativen Religionslehre. Kühn* war dieser Versuch, weil es mit ihm in allen seinen Bewegungen auf die Erkenntnifs dessen abgesehen war, was der Mensch, so sehr er sich auch bemühe, es von sich zu thun, doch nimmer ganz los werden kann, indem geistige Gewalten ihn unauflöslich daran geknüpft halten, — und weil wohl ein gewaltiger Muth dazu gehörte und ein unüberwindliches Vertrauen, in den gedoppelten Widerspruch mit dem kirchlichen Christenthume und mit dem philosophirenden Heidenthume zu treten, und die Excommunication von jenem, von diesem die Verachtung zu ertragen. *Mifslingen* aber mufste dieser Versuch einerseits, weil die Gnostiker nicht aus der Quelle der Erkenntnifs, die in und mit dem Christenthume eröffnet war, sondern weil sie aus den abgestandenen Wassern orientalischer Cisternen schöpften, andererseits weil sie, indem sie das einzig angemessene Organ des wahren Erkennens, die Vernunft, für unzureichend zur Erkenntnifs der Wahrheit erklärten, suprarationalistisch (ὑπερνοῦν) aus der Sphäre des Christenthums in das luftige Reich leerer Einbildungen hinüberschweiften, und durch das fantastische Spiel mit Symbolen und Figurationen mit dem Wahrheits- und Wissensgeist des Christenthums in Widerspruch geriethen, — weil sie also überhaupt nicht innerhalb, sondern aufserhalb der Sphäre des Christenthums, als in welchem, kraft seines universellen Geistes, That und Gedanke, Praxis und Speculation ihre wahre Heimath haben, auf die Erkenntnifs der Wahrheit ausgingen. *Verdienstlich* endlich war dieser Versuch, weil der Gnosticismus dadurch, dafs er, wenn auch auf eine gewaltsame und irrthümliche Weise, doch überhaupt eine Annäherung zwischen Religion und Wissenschaft einleitete, den vornehmsten Anstofs zur Bildung einer christlichen Religionswissenschaft gab, indem er, so zu sagen, mit abgewandtem Antlitze auf die lebendigen Keime der religiösen Gnosis im Christenthume und auf die Nothwendigkeit einer rationalen Entfaltung und Ausbildung derselben zur *Wissenschaft der Religion* hinzeigte.

Dieses Urtheil über die Gnostiker, in Ansehung dessen wir nicht läugnen wollen, dafs wir dabei kein particuläres, sondern das gemeinsame Interesse der Religion und der Theologie, der Geschichte und der Philosophie im Auge gehabt haben, contrastirt freilich grell genug gegen das des geehrten Verfs., welches wir oben mitgetheilt haben; und es könnte demnach wohl dem unbefangenen Leser selbst überlassen bleiben, sich mit dem einen wie mit dem anderen abzufinden. Doch wollen wir den Contrast selbst mit Wenigem in ein noch helleres Licht setzen. Schon von Vorne herein ist es höchst auffallend, dafs der Verf. (S. 628) von dem Verhältnifs der γνῶσις („einer tieferen Einsicht in das Wesen und in den inneren Zusammenhang der Religionslehren") zum Christenthume durchaus nur in problematischen Urtheilen redet. Er sagt z. B.: „diese Gnosis *konnte* auch im Christenthume ihre Anwendung finden, dem eigenthümlichen Wesen des christlichen Glaubens unbeschadet"; ferner: „es *konnte* auch hier neben den anderen praktischen Charismaten ein Charisma der Gnosis geben." Ist aber das Christenthum, wie wir dem Verf. unbedenklich zugeben, „für die *ganze* menschliche Natur berechnet", so mufs es auch allen Bedürfnissen derselben abzuhelfen im Stande seyn; dann aber konnte nicht nur, dann *mufste* vielmehr (weil das Bedürfnifs einer möglichst tiefen religiösen Einsicht und Erkenntnifs der menschlichen Natur eben so wesentlich ist wie jedes andere, dem das Christenthum abzuhelfen vermag) jener allgemeine Begriff der Gnosis auch im Christenthume seine Anwendung finden; dann konnte nicht nur, dann *mufste* es vielmehr neben den praktischen auch ein Charisma der Gnosis geben. Wenn nämlich der Satz, dafs das Christenthum für die ganze menschliche Natur berechnet sei, apodiktisch gewifs ist, so sind es die daraus mit Nothwendigkeit hergeleiteten Folgerungen nicht minder. Was kann aber damit gemeint seyn, wenn gesagt wird: „es konnte diese Gnosis, *dem eigenthümlichen Wesen des christlichen Glaubens unbeschadet*, im Christenthume ihre Anwendung finden"? Doch wohl nichts Anderes, als: diese Gnosis konnte dem Christenthume keinen Schaden zufügen? — Nun, wer von einem Anderen einen Schaden abhält, der thut doch schon etwas Erkleckliches, und wer gar demselben einen positiven Vortheil stiftet, der ist aller Ehren werth; wer aber einem Anderen blofs keinen Schaden verursacht, der ist ein unnützer Knecht, den man los zu werden bemüht seyn mufs, damit der Ueberflufs nicht die Ursache des Mangels werde. Wenn also die

Digitized by Google

Gnosis blofs dem Glauben keinen Schaden thut, so ist sie gar kein Charisma; denn sie ist in diesem Falle kein Gut. Aber der Verf. geht noch weiter, wenn er sagt: „es enthielt jener allgemeine Begriff der Gnosis nichts dem einfachen Wesen des Evangeliums Widerstreitendes.“ Würde nicht vielmehr umgekehrt, da das χαρισμα γνωσεως eine evangelische Gabe ist, das einfache Wesen des Evangeliums mit sich selbst streiten, wenn es die freie Waltung der Gnosis innerhalb seiner Gränzen irgendwie hemmen wollte? In diesem Zwiespalte mit sich ist das Christenthum nicht, welches vielmehr in alle Kreise des inneren und äufseren Lebens und Strebens der Menschheit Frieden und Einheit zu bringen bestimmt ist; in diesem Zwiespalte mit dem Christenthume sind aber Alle diejenigen, welche entweder, wie die Infallibeln und Inspirirten unserer Tage, den gnostischen Charakter der christlichen Religion gänzlich verläugnen, oder welche, wie der verehrte Verf., dem Praktischen ein so entschiedenes Uebergewicht über das gnostische Element des Christenthums verstatten, dafs lezteres zu einem kaum noch bemerkbaren Minimum zusammenschwindet. Oder wie wäre es sonst auszulegen, was wir S. 629 lesen? „In einem Glauben“, heifst es an dieser Stelle, „sollte Eine Quelle des göttlichen Lebens und der inneren Erleuchtung vorhanden seyn; diese Erkenntnifs sollte sich nach Mafsgabe der Fortschritte in der Heiligung entwickeln, die christliche Anschauung sollte nicht von einem nur gewissen Menschen gegebenen *intellectuellen* Vermögen abhängen, sondern bei Allen aus dem inneren christlichen Leben, aus der inneren Erfahrung hervorgehen können —, wenn auch eine besondere Klarheit oder Tiefe der Anschauung ein besonderes Charisma seyn konnte.“ Heifst das etwas Anderes, als: der beste Christ ist der beste Theologe? Und widerstreitet es nicht der Natur und Geschichte des Menschenlebens, wenn behauptet wird, dafs, was die Förderung christlich-religiöser Einsichten betrifft, diese gar nicht an die überwiegende Geistesmacht Einzelner unseres Geschlechtes geknüpft sei? Wie der Herr seine Sonne aufgehen läfst über Gerechte und Ungerechte, so läfst er auch das Licht der Wahrheit Allen ohne Unterschied leuchten; aber nicht Alle ergreifen dieselbe auf eine gleiche und gleich tiefe Weise: Einige werden, so bringt es die menschliche Natur mit sich, mehr die Anregenden und Leitenden seyn, Andere sich mehr anregen und leiten lassen. Wer mag es läugnen, wenn er die Thätigkeiten und Erfolge überrechnet, die auf den mannigfaltigen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, so weit zurück ihrer die Geschichte gedenkt, zur Erscheinung gekommen sind, dafs die Fortbildung des Menschengeschlechts in jeder dieser Beziehungen, unter der Obhut des göttlichen Geistes, so vor sich gegangen ist, dafs einzelne besonders begabte Naturen von Zeit zu Zeit Anstöfse geben mufsten, damit neue, fruchtbare Entwickelungsreihen beginnen konnten? „Alle Anregung des Guten“, sagt Clemens der Alexandriner, „kommt von Gott; er gebraucht diejenigen Menschen, welche besonders geeignet sind, andere Menschen zu führen und zu bilden, als Organe für gröfsere Theile der Menschheit.“ (Cfr. III. Abth. S. 920.) So ist es in allen Kreisen des menschlichen Daseyns und Lebens, und so und nicht anders wird es auch im Gebiete des religiösen Erkennens seyn, wenn anders es seine Richtigkeit damit hat, dafs Erkenntnisse nicht im Schlafe geschenkt werden, sondern dafs sie, auf die Gefahr hin zu irren, von Jedem mit Freiheit und Liebe und mit freier, vertrauungsvoller Daransetzung aller seiner Kräfte erworben werden müssen. Aber es ist nicht schwer zu entdecken, dafs der verehrte Verf., indem er behauptet, „die christliche Anschauung sollte nicht von einem nur gewissen Menschen gegebenen *intellectuellen* Vermögen abhängen“ u. s. w., durchaus nur das im Auge hat, wodurch die praktische Christlichkeit des subjectiven Geistes bedingt ist, dafs er aber, diese unmittelbare Zuständlichkeit des religiösen Inneren auf das Gebiet der theologischen Erkenntnifs und Wissenschaft übertragend, den Begriff und Zweck der lezteren, die durch wissenschaftliche Rechtfertigung vermittelte Objectivirung der christlichen Wahrheit in dem Reiche des Geistes, völlig verdunkelt und verkennt. Die Gnostiker begingen einen gewaltigen Irrthum darin, dafs sie zwischen einer *Religion der Vollkommenen und einer Religion der sinnlichen Menge* unterschieden; aber der Verf. irrt eben so sehr darin, dafs er, diesen Unterschied mit Recht aufhebend, zugleich den Unterschied zwischen *Religion und Theologie* aufhebt, oder beide identificirt, indem er beide auf dasjenige, woran allerdings die Frömmigkeit und ihre unmittelbare Aeufserung, aber hiemit nicht auch schon die Theologie ihr Element hat, nämlich auf das unmittelbare, unterschiedslose Eins des „inneren christlichen Lebens“ reducirt. Das wird immer klarer aus dem Folgenden, wo von der Unabhängigkeit der christlichen Religion als Lehre von aller Speculation die Rede ist. Die christliche Gnosis, heifst es S. 630, soll sich „aller Fragen,

Digitized by Google

welche eine speculative Vernunft beschäftigen können", entschlagen, sie soll „das Unbegreifliche nicht erklären, soll das einem höheren Daseyn vorbehaltene Schauen nicht vorausnehmen" wollen; denn so wird sie unfaſslich, und der *praktische* Charakter des Christenthums, „vermöge dessen Alles hier nur auf Erkenntniſs der Sünde, Aneignung der Erlösung und die daraus hervorgehende Heiligung, durch den in der Liebe thätigen Glauben, bezogen wird", nothwendig gefährdet. Was bleibt aber, nach einer solchen Beschränkung, noch für die Gnosis übrig? So viel wie von einem Tropfen Weines, der ins Meer fällt: das Gnostische wird Nichts, das Praktische dagegen Alles. Wenn aber das Leztere der alleinige Zweck des Christenthums wäre, so bedürfte es keiner Theologie, so könnten die Gnostiker, weil dadurch nicht das Mindeste verloren würde, immerhin vergessen werden, so würde der, welcher bei aller seiner Geistesbeschränktheit nur recht fromm wäre, hiemit auch schon ein gutes Recht haben auf alle Speculation, alt oder neu, als auf etwas Unchristliches, weil Unpraktisches, zu schmähen, indem er ja wüſste, er thäte Gott einen Dienst daran. Doch davor, daſs solches geschieht, wird Gott die Welt bewahren, indem wir Alle zuversichtlich hoffen dürfen, er werde das Licht der Wahrheit, welches er durch seinen Sohn der Welt hat anzünden lassen, ihr auch ferner erhalten, und er werde die Irrthümer, welche die lautere, uninteressirte Liebe zur Erkenntniſs der Wahrheit verschuldet, gnädig ansehen und sogar dazu dienen lassen, daſs darnach die Wahrheit selbst aus dem Meere der Verirrungen nur desto allseitiger, reiner und kräftiger auftauche. Uebrigens aber begreifen wir nicht, wie der Verf. der religiösen Speculation immer nur den einen und selbigen nackten Satz, *daſs die menschliche Vernunft das Unbegreifliche nicht erkennen könne, und daher auch nicht zu erklären versuchen müsse,* entgegenhalten könne. Wir haben uns in seinem ganzen Buche vergeblich nach einer gründlichen Beweisung dieser Aussage, welche doch darin die volle Geltung eines Axioma hat, umgesehen. Es ist wahr, oft genug, ja fast zum Ermüden oft, kehrt sie wieder, diese Aussage; aber wird Etwas dadurch, daſs es oft gesagt wird, etwa wahr und gewiſs? Nimmermehr, und wäre es die allerbedeutendste Autorität, die Autorität der heiligen Schrift selbst, die mich zur Einstimmung in die Satzung: „versuche dich nicht an dem Unbegreiflichen!" nöthigen wollte, ich könnte doch nur dann wahrhaft in dieselbe einstimmen, wenn ich mir mit Freiheit die Einsicht in die Nothwendigkeit ihrer Anerkennung erworben hätte, weil ich nur so, mit freier, selbstbewuſster Seele der Autorität unterthan, sie wahrhaft und in alle Wege zu ehren vermöchte. Blinde Unterwerfung unter seine Autorität, also Knechtesfurcht, verlangt das Christenthum von seinen Bekennern nicht, sondern freie demuthsvolle Ergebung an dieselbe, und den mit dieser allein möglichen freien, kindlichen Gehorsam. Weiset uns doch Christus selbst an, γνωσεσθε την αληθειαν, και η αληθεια ελευθερωσει υμας (Jo. VIII, 32). Was anders kann er uns hiermit eingeschärft haben, als daſs wir, um des vollen Segens der Befreiung von Wahn und Irrthum theilhaft und froh zu werden, des Befreiers errettende Hand mit Freiheit ergreifen, und uns nicht bloſs von ihr ergreifen lassen, die dargebotene Gabe der erlösenden Wahrheit selbstthätig und selbstbewuſst uns aneignen, nicht bloſs passiv aufnehmen und über unsere passive Natur schalten lassen sollen! Wer also, wie der Verf. von den Gnostikern, die Unterwerfung unter das Gebot: „versuche dich nicht an dem Unbegreiflichen!" fordert, der muſs es nicht unterlassen, daſs er mit der Unterwerfung unter dasselbe zugleich die freie Einstimmung in dasselbe von Seite derer, denen das Gebot gegeben wird, mit bewirke. Dieses auch nur andeutungsweise zu thun, hat dem verehrten Verf. nicht gefallen. Freilich konnte er es auch aus dem bloſs praktischen Standpunkte, von welchem aus er die Geschichten des Christenthums betrachtet, nicht; und hätte er es auch von diesem aus thun wollen, so hätte er damit nicht nur seine theologischen Principien aufgegeben, sondern es wäre auch in seine Darstellung etwas ganz Fremdartiges hineingekommen. Nur wenn die Geschichte der christlichen Lehre, und hier des Gnosticismus, nicht aus dem subjectiv-praktischen Gesichtspunkte zurechtgemacht wird, sondern, wenn sie sich auf dem freien Raum der objectiven Geschichtlichkeit selbst zurecht macht, ist es ihr, kraft des dialektischen Charakters, der ihr aus der geistigen Natur des Lehrstoffes zuwächst, möglich, ohne besondere theologische Discussionen mit den Thatsachen auch zugleich die Criterien ihrer Wahrheit zu empfangen, und mit der Darstellung zugleich die objective Beurtheilung zu erzeugen.

Indem wir uns an diesen allgemeinen Gegenbemerkungen gegen die Principien, aus denen der Verf. die gnostischen Systeme entwickelt hat, genügen lassen müssen, können wir doch nicht unterlassen, noch dieses Eine hinzuzufügen: Es sind bisher die Gnostiker fast immer

Digitized by Google

nur aus dem allgemeinen Standpunkte des Christenthums, und nicht selten, wie von unserem Verf., mit ausschliefslicher einseitiger Rücksichtsnahme auf das Praktische dargestellt worden. Der Gnosticismus aber als System hat eine so hervorstechende speculative Seite, dafs er von dieser her in das Herz der speculativen Philosophie hineinreicht. An dieser seiner speculativen Wurzel ist er durchaus erst anzugreifen, um widerlegt werden zu können. Nun geschieht zwar der Gnostiker auch wohl in den gangbaren Hand- und Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie Erwähnung, aber auch fast nur so obenhin, oder doch höchstens nur so, dafs, was die seitherige theologische Forschung darüber ausgemittelt hat, ohne Weiteres aufgenommen wird; und Theologen und Philosophen haben, Alle vereint, mit wenigen Ausnahmen, das Anathema über den Gnosticismus ausgesprochen. Es würde daher gewifs ein sehr erspriefsliches und verdienstliches Unternehmen seyn, wenn, nachdem man lange genug die historisch-kritische Durchforschung der gnostischen Elemente und Systeme mit der einseitigen Richtung auf das Praktische geübt hat, der Gnosticismus endlich einmal im Lichte der christlichen Philosophie betrachtet würde. Jedoch würde eine solche Betrachtungsweise, wenn sie der historisch-kritischen Forschung selbst, damit diese sich nicht auf dem Absatze herumdrehe, wirklich neue Impulse verleihen, und die blofs Verstandes-methaphysischen Combinationen und Folgerungen, welche den seitherigen Bearbeitungen der gnostischen Lehre anhaften, gründlich vermeiden und vernichten wollte, nothwendig so angestellt werden müssen, dafs nicht wieder nur die Ergebnisse der bisherigen Forschung aufgenommen, sondern dafs eben auch wieder dieselbe Mühe der Herausarbeitung des gnostischen Stoffes aus den Quellen übernommen würde, wobei dann allerdings die neueren Untersuchungen, und besonders die des verehrten Verfs., sehr nützliche Dienste leisten könnten. Da ein solcher Bearbeiter des Gnosticismus zunächst nur ein durchaus speculatives Interesse hätte, so würden sich, wie zu erwarten, die Resultate seiner Forschung ganz anders ausnehmen als die in der unmittelbaren Beziehung des Gnosticismus zum praktischen Christenthume gewonnenen, und unfehlbar würde hiermit ein grofser Schritt zur richtigeren Würdigung der häretischen Gnosis gethan seyn.

Wir müssen eilen, dafs wir zur *dritten Abtheilung* kommen, und überschlagen daher die sehr lehrreiche Abhandlung über die Manichäer (S. 813—859). Der Inhalt der dritten Abtheilung: *die Geschichte der christlichen Lehre in der im Gegensatz gegen die Secten sich ausbildenden katholischen Kirche*, zerfällt in einen *allgemeinen* und in einen *speciellen* Theil. Jener enthält „die genetische Entwickelung der kirchlichen Theologie im Allgemeinen und die Charakteristik der einzelnen verschiedenen religiösen und dogmatischen Geistesrichtungen, welche besonders auf dieselbe eingewirkt haben" (III. S. 861—957); in diesem werden „die einzelnen Hauptlehren des Christenthums" entwickelt (S. 957—1098). Den Schlufs des Ganzen macht die „Geschichte der vornehmsten Kirchenlehrer" (S. 1099—1238).

Um sich den Weg zur Entwickelung der beiden dogmatischen Geistesrichtungen, der gnostisch-idealistischen (Alexandrinischen) und der praktisch-realistischen (Römischen), die auf die Entwickelung des Christenthums als Lehre am entschiedensten eingewirkt haben, zu bahnen, läfst der Verf. einige Bemerkungen über die Stellung des Glaubens zur Gnosis vorausgehen. Es heifst in dieser Beziehung S. 864: „Indem hier von *einer* Seite ein Gegensatz" (der praktisch-christlichen, der „das Wesen eines von der Philosophie unabhängigen, mit keiner Mythologie verknüpften, in sich selbst klaren und selbstgenugsamen religiösen Glaubens" festhielt) „gegen den Gnosticismus hervortreten mufste: so konnte von der anderen Seite jenes an und für sich richtige, mit dem Wesen des Christenthums wohl vereinbare Streben der Gnosis einen Anschliefsungspunkt geben. Es war diefs das Streben nach einer tieferen Erkenntnifs des inneren Zusammenhanges der Glaubenslehren, das Streben von dem Standpunkte des Christenthums aus zu einer ein systematisches Ganzes bildenden Betrachtungsweise göttlicher und menschlicher Dinge zu gelangen. Nicht die Gnosis an und für sich war das Falsche, sondern jener Hochmuth der Gnosis, welche(r), statt von dem Grunde des Glaubens auszugehen, und den Inhalt und inneren Zusammenhang des durch den Glauben lebendig Angeeigneten zu entwickeln, sich über das Leben im Glauben erhebend, und diefs als das nur für einen untergeordneten Standpunkt Geltende betrachtend, etwas Höheres geben zu können meinte." Die Vermischung der beiden Standpunkte, des religiösen und des religionswissenschaftlichen, hat auch hier, wie sich aus der angeführten Aeufserung leicht zeigen lassen wird, auf die Feststellung des Verhältnisses der πιστις zur γνωσις ihren verwirrenden Einflufs ausgeübt. Wir wollen darauf gar nicht einmal so

Digitized by Google

viel Gewicht legen, dafs, indem von der einen Seite behauptet wird, das Streben nach systematischer Einheit „konnte (?) der Gnosis einen *Anschliefsungs*punkt an das Christenthum geben", von der anderen Seite aber, die Gnosis sollte „von dem Grunde des Glaubens *ausgehen*", hiemit, genau betrachtet, etwas sich Widersprechendes behauptet wird; das Wichtigere ist vielmehr dieses, dafs der Verf. ganz willkürlich „das Streben, *von dem Standpunkte des Christenthums aus,* zu einer ein systematisches Ganzes bildenden Betrachtungsweise göttlicher und menschlicher Dinge zu gelangen" mit der „Entwickelung des durch den Glauben lebendig Angeeigneten" verwechselt. Denn was Einer *sich* durch den Glauben lebendig angeeignet hat, das constituirt den Inhalt *seines* subjectiven Lebens in christlichen Gefühlen, Gesinnungen und Gedanken, das ist *sein* subjectives Eigenthum, dadurch ist er ein gläubiger Christ; und wenn er daran geht, solches durch den Glauben lebendig Angeeignete zu entwickeln, ohne sich aber dabei „über das Leben im Glauben zu erheben", d. h. ohne sich denkend (denn ohne Denken kein Entwickeln) über sich selbst als den gläubigen Christen, über sein subjectives Glaubensleben zu erheben, so steht er mit seinen Entwickelungen durchaus nur *auf dem Standpunkte der subjectiven Christlichkeit,* den Keiner, der zu unterscheiden weifs, mit dem objectiven Standpunkte des Christenthums verwechseln wird, — und so mögen seine Entwickelungen, als Auslegung eines durchaus nur subjectiven Glaubensinhalts, für Diesen und Jenen ein Interesse haben, aber objective Kraft und Gültigkeit haben sie nicht. Um auf den Standpunkt des Christenthums zu treten, gilt es, dafs sich zuvor die Subjectivität ihrer selbst entäufsere, dafs die Bande des subjectiven Glaubens und seiner Selbstgenugsamkeit zersprengt werden; und, um von ihm aus der Wahrheit mächtig zu werden, oder um „zu einer ein systematisches Ganzes bildenden Betrachtungsweise göttlicher und menschlicher Dinge zu gelangen", ist unumgänglich nothwendig, dafs an eine Objectivität des Glaubens und an eine objective Wahrheit desselben geglaubt, dafs also das durch den subjectiven Glauben lebendig Angeeignete einstweilen verloren gegeben werde, um als ein durch das Feuer objectiver Bewährung geläutertes Gut wiedergewonnen, und als ein fortan unverlierbares Gut besessen zu werden.

„Was du *ererbt* von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen" —

Dieses Dichterwort mufs das Losungswort der Theologie werden; und es wird dazu werden, wenn sie nur mit all ihrem Thun das werden will, was sie werden mufs, damit es besser mit ihr werde, nämlich in jeder Beziehung die Wissenschaft von der Wahrheit des Christenthums. Aus diesem ihrem Zwecke, welcher ihr Begriff ist, mufs sich denn auch das Verhältnifs der πίστις zur γνῶσις gestalten, wenn es ein wohlgeordnetes Verhältnifs seyn soll; jeder andere particuläre Gesichtspunkt, aus welchem dasselbe sonst festgestellt werden mag, ist nur geeignet, da Verwirrung anzurichten, wo gerade Klarheit und Bestimmtheit am allermeisten Noth thun. Wenn nun der verehrte Verf. schon darein das „Falsche" der Gnosis sezt, dafs sie „sich über das Leben im Glauben erheben" wollte, und wenn er sie schon darum, dafs sie dieses versuchte, des „*Hochmuths*"*) zeihet — so ist schwer einzusehen, welche

*) Mit diesem Ausdrucke, der unwillkürlich an das erinnert, wodurch der Engel des Lichts ein Satan ward, ist der Verf. sehr freigebig, indem er überhaupt Alles, was, dem Zuge des speculativen Denkens folgend, nicht ganz auf der *via trita* bleibt, damit zu bezeichnen pflegt. Specielle Belege hierzu sind überflüssig, da sie Jeder ohne viele Mühe selbst finden kann. Gehören aber sittliche Anklagen unmittelbar vor das Forum der Wissenschaft? Kann damit auch die allerdings sehr praktische christliche Liebe bestehen? Nimmermehr; selbst dann nicht, wenn, was wohl der Fall seyn könnte, dieser und jener unter den speculativen Denkern speculativen Hochmuth verriethe. Durch den Hochmuth, wie überhaupt durch jede Untugend, offenbart der Mensch nicht Stärke, sondern Schwäche; ihn an dieser seiner schwachen Seite angreifen, um seine Speculationen zu widerlegen, heifst sich den Sieg über ihn zu leicht machen. Da vielmehr, wo der wissenschaftliche Gegner am stärksten ist, d. h. nicht von der Seite einer unsittlichen Leidenschaft, die er möglicher Weise hat, sondern von der Seite der Sache, deren Organ er ist, mufs er angegriffen werden, damit er nur vorerst gründlich verstanden und sodann mit Erfolg widerlegt werden könne. Uebrigens aber mag, da doch einmal vom Hochmuth in der Wissenschaft die Rede ist, noch gefragt werden, warum der Verf. immer nur vom *speculativen* Hochmuth redet, da es doch unstreitig auch noch einen *gelehrten* Hochmuth, einen *frommen* Hochmuth u. a. m. (Titel, die mit nicht geringerem Rechte einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte zugeeignet werden könnten, wenn dadurch nur etwas für die Sache selbst gewonnen würde) geben kann. Wir wollen zum Beweise, dafs es an dem lezteren auch in unseren Tagen nicht fehle, eine Probe desselben aus einer Zeitschrift aufweisen, die sich gar demüthig und mit beständiger „Beugung" gebärdet, und sich's unter Anderem auch zum Geschäfte gemacht zu

Digitized by Google

er als die wahre Gnosis (γνωσις ἀληθινη) angesehen wissen wolle; denn wenn ich mich, d. h. wenn mein denkend Ich sich nicht über das unmittelbare Leben im Glauben erheben soll, und wenn ich dennoch die Möglichkeit einer Gnosis behaupten will, so befinde ich mich insofern in einem Widerspruche, als die Verwirklichung des wissenschaftlichen Glaubens (ἐπιστημονικη πιστις), wie ihn der Alexandrinische Clemens nennt, doch wesentlich dadurch bedingt ist, dafs ich damit anfange, den Glauben zum Objecte meines Erkennens zu machen, also Beide, die πιστις und die γνωσις, zuerst in ihrem Unterschiede von einander zu fassen. Anders entsteht kein wissenschaftlicher Glaube als dadurch, dafs sich die Wahrheit des Glaubens durch die Gnosis unendlich vermittele; und anders hinwiederum kann diese Vermittelung der Wahrheit des Glaubens nicht geschehen, sie werde denn eingeleitet durch das negativ-vernünftige (kritische) Verhalten des Denkens gegen die unmittelbare Identität des Lebens im Glauben oder durch die Heraushebung des gnostischen Elements aus der Unmittelbarkeit des Lebens im Glauben. Schon die allereinfachste Katechese kann das leicht begreiflich machen. Das Erklären der Bibel im Volksunterrichte fordert ein Hinausgehen über die biblische Vorstellung; sonst erkläre ich nicht, sondern ich verdunkele vielmehr. Das Leben des Glaubens ist in der heiligen Schrift und in der Gemeinde der Gläubigen anzutreffen. Soll nun auch nur in ganz populären Mittheilungen wirklich Belehrung und nicht Beschwerung stattfinden, so wird schon nöthig, dafs ich mit meinem Erklären wenigstens um Etwas über den Kreis von Vorstellungen, die das Leben im Glauben aussprechen, hinausgehe; will ich das nicht, sondern will ich die eine Vorstellung durch die andere, das eine Bild durch ein anderes, den einen Spruch durch einen anderen erläutern, so gleiche ich dem ungeschickten Wechsler, der gegen ein Goldstück, das er in seine Unterschiede aufgelöst wiedergeben sollte, nur ein anderes desselben Charakters zurückgibt, dadurch aber auch den Empfänger nimmer befriedigt; und so kann ich, indem ich Massen auf Massen häufe, sie aber nicht lichte, weil ich nicht den Funken der Erkenntnifs aus ihnen hervorlocke, allenfalls Jemanden abrichten, aber ihn zu unterrichten bin ich auf diese Weise nicht im Stande.

(Der Beschlufs folgt.)

---

haben scheint, auf allen Blättern gegen speculativen Hochmuth zu eifern, nämlich aus der die Wissenschaft selbst übrigens gar nichts angehenden *evangelischen Kirchenzeitung II. Bds. I. Heft S. 2.* Wir geben die bezeichnete Stelle wörtlich wieder; sie lautet folgendermafsen: „Man hat uns „bei versagter Aufnahme" (von Aufsätzen, die den Grundsätzen der evangelischen Kirchenzeitung entgegen waren) „den Vorwurf der Unduldsamkeit gemacht. Dieser wäre „allerdings gegründet, wenn wir ein philosophisches auf „subjective Meinungen beruhendes System vertheidigten. „Allein an diejenigen, welche ihre Ueberzeugung auf die „Autorität des lebendigen Gottes gründen, dessen in der „Schrift enthaltene Offenbarungen ihnen durch das inner„liche Zeugnifs des heiligen Geistes (!) klar, wahr und ge„wifs geworden, kann die Anforderung einer solchen Alles „gelten lassen sollenden Duldsamkeit nur von denen ge„macht werden, die, selbst nur subjective Meinungen be„sitzend, von sich auf Andere schliefsen (!) und nur Ansich„ten, keine Ueberzeugungen kennen, deren Wahrheit man „bereit ist, mit Aufopferung alles Zeitlichen zu besiegeln. „Wer diese Ueberzeugung besizt, dem kann es selbst der „Gegner, wenn er sich in seine Seele hineinversezt, nicht „verdenken, wenn er sich weigert, die Hand zur Verbrei„tung von Irrthümern und Zweifeln zu bieten, welche auf „das Heil seiner Miterlösten einen nachtheiligen Einflufs „haben können." — Das ist nun freilich nicht die Sprache des speculativen Hochmuths, aber christlich-wissenschaftliche Demuth spricht auch anders; denn diese treibt ihr Wesen nicht mit fertigen Wahrheiten, sondern sie wagt sich mit dem heiteren Muthe, den sie aus der Demuth schöpft, auf das offene Revier der Wissenschaft, indem sie dessen gewifs ist, dafs die Wahrheit durch Widerspruch nur gewinnen kann. Ohne aber zu glauben, es seien durch solche Bezüchtigung frommen Hochmuths die Grundsätze der evangelischen Kirchenzeitung schon widerlegt, müssen wir doch fragen, ob wohl je ein speculativer Denker sich hochmüthiger gebärdet haben möge als die Redaction der evang. Kirchenzeitung mit dem angeführten Bekenntnisse?

Digitized by Google

Nro. 65. u. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander.

(Beschluſs.)

Wenn es sich nun gar darum handelt, daſs das Tiefste und Höchste, das Innerste und Gewaltigste, was den Glaubensinhalt der christlichen Religion ausmacht, ein Gegenstand des menschlichen Nachdenkens, und, so weit es dem Menschen möglich ist, dem Denken angeeignet und Inhalt der Wissenschaft werde: so muſs man es wenigstens natürlich finden, daſs der, welcher, solches unternehmend, die Rechtfertigung des Glaubens vor dem Gedanken übernimmt, über das unmittelbare Leben im Glauben sich erhebe. Wird er nun mit solcher Erhebung hochmüthig? Mit Nichten; denn was die geistige Natur des Glaubens selbst veranlaſst, seine Rechtfertigung vor dem Gedanken, das ist, wenn es ins Werk gerichtet wird, schon in seinem Princip durchaus eine That des Glaubens, d. h. nicht darum, weil ein teuflischer Dämon, wie der Hochmuth, mit seinen verführerischen Einflüsterungen das Herz bethört, sondern darum, weil der gute Genius des Christenthums mit seinen unabweislichen Ansprüchen darauf dringt, sich, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft zu bewähren, geschieht es, daſs, damit nur der erste Schritt zur Gründung des wissenschaftlichen Glaubens gethan werden könne, die γνωσις und πιστις, wie Subject und Object, einander gegenübertreten; denn erst hierdurch beginnt ihr gegenseitiger Verkehr mit einander, und was in Folge dieses Verkehrs zu Tage gefördert wird, ist als Product des Erkennens allerdings Etwas, wovon dem „untergeordneten Standpunkte" des Lebens im Glauben, als solchem, die objective Gewiſsheit gebricht, ist also als ein Vermitteltes und Erworbenes in der That „etwas Höheres" als das Unmittelbare, mit dem Leben im Glauben Gegebene. Aber ist dieses „Höhere" darum etwas dem Leben im Glauben Feindseliges? Dafür kann es nur derjenige angeben, welcher, indem er einen nur möglichen (vergleiche Oben: „jenes Streben nach Zusammenhang *konnte* der Gnosis einen Anschlieſsungspunkt geben") *Anschlieſsungspunkt* der Gnosis an das Christenthum zugesteht, hiemit die Selbstgenugsamkeit des Glaubens darein sezt, daſs derselbe das Erkennen nicht in sich *ein-*, sondern von sich *ausschlieſse*, und es höchstens als ein negatives und kritisches, als ein formelles und äuſserliches an sich kommen lasse. Wer also in Folge dessen, daſs er, ganz unberechtigt, den Unterschied zwischen Glauben und Wissen, zwischen Philosophie und Christenthum (der allerdings in dem unmittelbaren Glaubensleben in sofern noch nicht ist, als er noch nicht ins Bewuſstseyn getreten ist) zu einem unversöhnlichen Gegensatze stempelt, eben dahin sich zurückzieht, wo er hergekommen ist, und der unmittelbaren Identität des Lebens im Glauben alle Vorrechte zuerkennt, der mag auch, indem er eben hiermit alle Speculation und jede ihrer Bewegungen für rechtlos erklärt, das speculative Erkennen für einen Feind des christlichen Glaubens ansehen, und daher vor dem innigen Umgange der Theologie mit der Philosophie, von deren Organen und Pflegern schon Tertullian (adv. Hermog. c. VIII.) zu seiner Zeit nichts Besseres zu sagen wuſste, als daſs sie *haereticorum patriarchae* seien, warnen.*) Wer

*) Es ist nichts Ungewöhnliches, daſs die Gegner der Philosophie, um die vorgefaſste Ansicht, welche sie von einem feindseligen Verhältnisse des Christenthums zur Philosophie haben, möglichst plausibel zu machen, sich auch auf die heilige Schrift berufen, als in welcher es ja klar genug geschrieben stehe, daſs die Erhaltung der Integrität des christlichen Glaubens durch die Enthaltung von philosophischer Speculation bedingt sei. Diese Behauptung, deren Schiefe und Grundlosigkeit leicht aufzudecken wäre, würde es kaum verdienen, hier auch nur in einer Note berücksichtigt zu werden, wenn sie, um sich geltend zu machen, nicht gar zu arg gegen die Grundgesetze der grammatisch-historischen Interpretation verstieſse, in welcher Beziehung wir ihrer hier nur noch mit ein Paar Worten gedenken wollen. Wenn man ein biblisches Verhältniſs von Ideen oder Thatsachen auf eine

Digitized by Google

hingegen, *μη φερων την ἀλογόν και ἰδιοτικην πιστιν δια την προς τον Ιησουν ἀγαπην*, wie im Leben, so im Denken nach der geistigen Mitte des Christenthums strebt, der wird von den Ergebnissen der Speculation über den Inhalt des Glaubens nicht nur nichts fürchten, sondern er wird, wie er dessen gewiſs ist, daſs die wahre Erkenntniſs die wahre Burg des Glaubens sei, so auch anerkennen, daſs das Auseinandergehen der *πιστις* und der *γνωσις*, als wodurch das Werden der *ἐπιστημονικη πιστις* bedingt ist, keinen anderen Zweck habe, als die endliche Versöhnung beider im wissenschaftlichen Glauben, als die durch Entgegensetzung vermittelte Beweisung der Wahrheit des ursprünglichen, unmittelbaren Lebens im Glauben. Denn wie einerseits das Leben durch That, so ist die Wissenschaft durch Erkenntniſs des Glaubens selbstständige Bewährung und Bewahrung; und der eben so wissenschaftliche als praktische Geistliche kann als beider Bewährungs- und Bewahrungsweisen des christlichen Glaubens persönlicher Vermittler angesehen werden.

Wir muſsten uns bei diesem Punkte etwas länger verweilen, um zu einem bestimmten Urtheile über die Art, wie der verehrte Verf. die theologischen Gegensätze, die nun ausführlich entwickelt werden, auffaſst, zu gelangen. Wenn dem Gesagten zufolge die Ausgleichung des Verhältnisses der *πιστις* zur *γνωσις* den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der theologischen Auffassung und Ausbildung des Christenthums als Lehre im Allgemeinen, wie im Besonderen und Einzelnen ausmacht, so ergibt sich daraus für die geschichtliche Betrachtung der Theologie des vor-Constantinischen Zeitalters folgendes dreifache Streben: 1) das ideal-reale Streben nach jenem Mittelpunkte hin — die theologische Centralbewegung der Alexandrinischen Schule (vornehmlich des Clemens und Origenes); 2) das excentrische Streben von diesem Mittelpunkte weg nach dem einen Extrem, nach der *γνωσις* hin — der glaubenslose Idealismus der Gnostiker; 3) das excentrische Streben von demselben Mittelpunkte fort nach dem anderen Extrem, nach der *πιστις* hin — der

analoge Erscheinung in der Geschichte mit Grund und Fug hinüberdeuten will, so kommt es vor allen Dingen darauf an, daſs man jenes selbst vorerst allseitig grammatisch und historisch erwogen und durchforscht, und daſs man, um das tertium comparationis odiosum herauszulocken, es nicht unterlassen habe, sich vorher eben so um das Objectum, worauf die Anwendung gemacht werden soll, nicht nur oberflächlich, sondern aufs Sorgfältigste zu bekümmern. Thut man aber das wohl, wenn man z. B. die Schriftstelle Col. II, 8 sqq., wo der Apostel Paulus von einer *φιλοσοφια κατα την παραδοσιν των ἀνθρωπων — και οὐ κατα Χριστον* redet, ohne Weiteres von einem feindseligen Verhältnisse des Christenthums gegen die Philosophie auslegt? Warum will man hier die Grundsätze der grammatisch-historischen Bibelerklärung nicht anwenden? Warum will man denn, um die Stelle auch nur leidlich zu verstehen, den damals, als der Apostel schrieb, herrschenden Sprach- und Schriftgebrauch des Wortes *φιλοσοφια* nicht beachten? Warum will man es denn vergessen, daſs es bis jezt keiner unter den Auslegern *entschieden* hat ermitteln können, was für eine *φιλοσοφια* das eigentlich gewesen, die der Apostel *οὐ κατα Χριστον* zu nennen genöthigt ward? Oder beweiset nicht der Dissensus der Ausleger, von denen der eine kabbalistische, ein anderer essenische, ein dritter gnostische, ein vierter ebionitische Geheimlehre, ein fünfter wiederum Anderes in dem Verhältnisse, das der Apostel charakterisirt, zu erblicken meint — beweiset nicht dieser Dissensus sattsam, daſs es um unser dermaliges Wissen von jener *φιλοσ. κατα τ. παραδ. κ. τ. λ.* nicht zum Besten stehe? Und mit diesem problematischen historischen Wissen, mit dieser kahlen, armseligen Exegese, die noch nicht einmal mit dem Grammatischen und Historischen fertig und im Reinen ist, will man die Philosophie überhaupt vom Christenthum und von der wissenschaftlichen Auffassung desselben abwehren? Wahrlich, eine stumpfe Waffe! die man noch obendrein von der heiligen Schrift empfangen haben will, deren Worte doch sonst wie zweischneidige Schwerter sind. Wie aber steht es hiernach um die Befugniſs, für ein feindseliges Verhältniſs der Philosophie zum Christenthum aus der heiligen Schrift, und zwar aus einer Stelle zu argumentiren, in welcher, so viel sich erkennen läſst, vor gar nichts Anderem gewarnt wird, als wogegen sich auch die Philosophie, sofern sie nach einem Verhältnisse zum Christenthum strebt, durchaus negativ verhält? So die heilige Schrift auslegen, heiſst das, gegen das geschriebene Wort Gerechtigkeit üben oder Gewalt gebrauchen? — Suche man doch erst den Sinn und Zusammenhang der Theosopheme, so weit derselbe mittelst Grammatik und Geschichte aus den davon durch den Apostel hingeworfenen Zügen entnommen werden kann, zu begreifen, und dann sei man so gerecht, sich und Anderen von dem, was zur Zeit seinen höchsten Ruhm darein sezt, *φιλοσοφια κατα Χριστον* zu seyn, worauf man aber freilich gerne die von dem Apostel Paulus verworfenen irrlehrerischen Satzungen hinüberdeuten möchte, gründlich Rechenschaft zu geben: wenn man das gethan hat, dann erst mag man, wenn noch Raum oder Lust dazu vorhanden ist, anfangen, von einer Feindschaft zwischen Philosophie und Christenthum zu reden — nur muſs man sich und Andere nicht bereden wollen, die angeführte Schriftstelle könne, weil man das Wort *φιλοσοφια* in ihr ertappt, der Beweisführung irgendwie Verstärkung gewähren.

Digitized by Google

antignostische Realismus, wie er sich in dem Montanismus (besonders durch Tertullian) und, gemäfsigter zwar, in der kirchlichen Theologie (eines Polykarp von Smyrna, eines Papias von Hierapolis, eines Melito von Sardes, eines Irenäus von Lyon) ausbildete. Der Verf. sezt nun zwar im Allgemeinen die nämlichen theologischen Grundrichtungen fest, und legt sie auch in der Entwickelung der einzelnen Lehren zu Grunde, jedoch mit dem Unterschiede, dafs er, in Folge seiner praktischen Grundansicht, dem antignostischen Realismus nicht etwa nur dieselbe Berechtigung mit dem Idealismus der Alexandriner, sondern jenem sogar gröfsere Rechte als diesem zuerkennt. Diefs erhellt, wenn überhaupt aus der ganzen Darstellung, auf welche wir die Leser verweisen müssen, beispielsweise daraus, dafs der Verf., wenn er ohne viel Bedenken die Gnostiker hochmüthig, übermüthig und dergleichen nennt, er sich's dagegen wohl gar angelegen seyn läfst S. 915 f., die anmafsliche Zudringlichkeit einer beschränkten realistischen Partei, deren sich der freisinnige Alexandrinische Clemens zu erwehren hatte, dadurch zu entschuldigen, dafs er den *„blinden Eifer"* dieser Gegner ohne Weiteres als einen *„frommen Eifer"* darstellt, welchem Clemens „nicht die gebührende Gerechtigkeit habe widerfahren lassen," wenn dieser der Gnosis also das Wort redet: „Es ist mir nicht unbekannt, was manche unwissende Schreier im Munde führen, der Glaube müsse sich an das Nothwendigste und an die Hauptsache halten, das Fremdartige und Ueberflüssige fahren lassen, wodurch wir mit solchen Dingen, welche zum Zwecke nichts beitragen, aufgehalten würden." „Die Menge fürchtet die hellenische Philosophie, wie die Kinder die Larven, indem sie besorgen, dafs sie durch dieselbe mit fortgerissen werden. Wenn aber ihr Glaube von der Art ist (denn Erkenntnifs könnte ich das gar nicht nennen), dafs er durch scheinbare Reden umgestürzt werden kann, so möge er in Beziehung auf diese immer umgestürzt werden, da sie selbst gestehen, dafs sie die Wahrheit nicht haben; denn unerschütterlich ist die Wahrheit, aber die falschen Meinungen werden umgestürzt." Wie mag der verehrte Verf. dieses Urtheil des grofsen Kirchenlehrers „ein hartes und unbilliges" nennen, wenn er selbst zugibt, dafs dasselbe „objectiv betrachtet, doch eine grofse, fruchtbare Wahrheit für alle Zeiten enthalte, und wenn, woran wir, nach Erwägung aller Umstände, gar keinen Grund haben zu zweifeln, jene blindfrommen Eiferer aus ihren Schranken gewichen waren, und sich wirklich als „unwissende Schreier" benommen hatten? Wer eine Wahrheit nicht hören mag, ist keiner Wahrheit werth, zumal wenn sie ihm von einem eben so redlich und ernst forschenden, als gerecht und mild gesinnten Manne, wie Clemens, gesagt wird. Warum nimmt nun der Verf., wie er den antignostischen Eiferern gegen die Alexandriner das Wort redet, nicht eben so entschieden die Gnostiker gegen die oft sehr plumpen Angriffe eines Tertullian in Schutz? weil er den Gegensatz, in welchem der antignostische Realismus zu dem wahren Wesen des Christenthums als Lehre steht, übertüncht, den Widerspruch der häretischen Gnosis aber gegen das Christenthum ins Grelle mahlt. Aber wahrlich, wer die philosophische Gnosis so unvernünftig ins Angesicht schlägt, wie unter jenen Realisten z. B. Tertullian, der hat eben so sehr Unrecht wie der, welcher, wie die Gnostiker, dem Glauben schnöde den Rücken wendet. Jener Realismus also hat, theologisch betrachtet, keine gröfsere Berechtigung als dieser Idealismus; denn als zwei Extreme, was sie sind, sind sie zwei gleich grofse theologische Einseitigkeiten, zwei gleich grofse theologische Häresien, und das Christenthum als Position der Wahrheit, als allseitige Mitte, verhält sich gegen die eine nicht weniger negativ als gegen die andere. Wenn nun auch zwar Keiner, um dieses Urtheils willen, abgeneigt seyn wird, das heilsame Gegengewicht, welches die realistische Partei dem Gnosticismus hielt, anzuerkennen, und insonderheit die Persönlichkeit und die Verdienste der Gemäfsigteren unter diesen Realisten, wie die eines Irenäus, höchlich zu ehren, so wird doch die theologische Darstellung und Beurtheilung der Bewegungen auf dem Gebiete der Lehrentwickelung nicht einseitig auf diese Realisten (denn für die Versöhnung der πιστις und γνωσις haben sie immer schon viel gethan, wenn sie nichts dagegen gethan haben), sondern, indem die Extreme zusammengegriffen werden, auf diejenigen besonders hinzulenken seyn, welche, gleich wacker als Christen wie als Theologen, zwischen beiden Einseitigkeiten hindurch mit Schrift, Philosophie und Geschichte auf den gedachten Mittelpunkt des Christenthums wissenschaftlich losgestrebt haben. Und das sind unstreitig die Väter der Alexandrinischen Schule, insbesondere Clemens und Origenes. Sie haben in diesem Streben vielfach geirrt; allein sie wollen auch nicht für unfehlbar gehalten seyn — und frommt nicht überdiefs ein kräftiger Irrthum mehr als eine feige Wahrheit? So

Digitized by Google

viele der Irrthümer seyn mögen, die sie in diesem ihrem Streben nach wissenschaftlichem Glauben begangen haben, so ist doch dieses selbst so rein und würdig, dafs nur die gröfste Befangenheit es verkennen oder verdächtigen kann. Ja, kann es sogar nicht geläugnet werden, dafs sie gerade in Ansehung dessen, worum ihr ganzes Streben sich drehete, nämlich in der wissenschaftlichen Feststellung des richtigen Verhältnisses der γνωσις zur πιστις, nimmer zu einem Resultate gekommen sind, das nicht wiederum mit Grund angerüttelt werden könnte, weil sie, bei allem Dringen auf wissenschaftlichen Glauben, doch die Beziehung der Philosophie zum Christenthum nur als eine äufserliche und formelle fafsten: so haben sie doch darin ein ungeheures Verdienst, dafs sie, die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums im Grofsen und Ganzen zwar mehr ahnend und erkennend, auf den goldenen Faden, der sich durch die geschichtliche Entwickelung der Menschheit hindurchzieht, aufmerksam gemacht, und dadurch auf das Christenthum als einen unendlich reichen geistigen Inhalt hingewiesen haben. Hätten daher die Alexandriner nur dauernder und nachhaltiger, und nicht blofs negativ, was ihnen leider fast nur vergönnt war, sondern positiv in die Ausbildung der kirchlichen Lehre eingreifen können: so würden die Satzungen der realistischen Partei, zumal des Tertullian, weil die Kritik strengere Wacht über sie gehalten haben würde, nicht so übermächtig in den Lehrbegriff der abendländischen Kirche eingedrungen seyn, und dieser selbst sich nicht so früh verknöchert und versteinert haben. So aber ist es geschehen, dafs sich mit dem bald fixirten traditionellen Lehrbegriff der christlichen Kirche, trotz des speculativen Elements der Augustinischen Theologie und ihres Einflusses auf die abendländische Kirchenlehre, der Widerspruch zwischen der Gnosis und Pistis, welcher jenem von Hause aus anhaftet, unaufgelöst bis auf den heutigen Tag mit fortgewälzt hat: eine Erbschuld, deren Keim, wenn auch sonst noch andere Umstände ihn gepflegt haben, doch wesentlich in nichts Anderem liegt, als in dem Wahne, dafs das freie Denken und Philosophiren, als etwas Unchristliches oder wohl gar als etwas Satanisches, wofür es Tertullian, „der Freund der Natur und aller ursprünglichen Lebensoffenbarung, der Feind der Kunst und der Verbildung," hielt (vergl. S. 918. 961), in Erörterung von Glaubenssachen keine Mitrede habe. Wenn nun in der jetzigen Zeit der Gährung von allen Seiten daran gearbeitet wird, dafs jene Schuld abgetragen, dafs Glauben und Wissen in das rechte Verhältnifs zu einander gebracht werden, und wenn dazu, dafs solches mit Erfolg geschehe, auch die patristischen Studien gewifs nicht wenig beitragen können, so ist doch eben so gewifs, dafs, damit der ganze Segen, den solche Studien stiften können, der Theologie zu Gute komme, dieselben nicht einseitig und befangen, sondern allseitig und frei betrieben werden müssen. Was aber wäre geeigneter, diese Unbefangenheit und Freiheit zu fördern, als gerade der innige Umgang mit den Wahrheiten und Irrthümern der Theologen aus der Alexandrinischen Schule? Sie haben gestrebt im eigentlichsten Sinne des Worts, sie haben am entschiedensten unter allen Vätern das παντα δοκιμαζετε gelehrt und geübt. Wer nun in diesem Punkte ihres *Strebens*, welches, in seinem Ausgangspunkte wenigstens, ein durchaus allseitiges war, seine patristischen Studien sich concentriren läfst, der mufs vor Einseitigkeit, wozu die Versuchung auf keinem Gebiete der Theologie vielleicht gröfser ist als gerade auf diesem, bewahrt bleiben, und ein solcher würde, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte, schon viel erworben haben, wenn ihn Studien der Art nur fähig gemacht hätten, auf alle, selbst auf die entgegengeseztesten Standpunkte und Ansichten einzugehen, um sich dessen, worin sie der Wahrheit förderlich oder hinderlich sind, bewufst zu werden.

Wir hätten nun eigentlich den verehrten Verf. noch auf dem Wege, den er S. 957 ff. in der Entwickelung der einzelnen Hauptlehren des Christenthums und sodann von S. 1099 ab in der Geschichte der vornehmsten Kirchenlehrer nimmt, zu begleiten. Allein zum Schlufs eilend wollen wir nur noch eine Bemerkung hinzufügen, die wir, da sie sich uns aus der Vergleichung zweier sehr wichtiger Stellen aufgedrängt hat, nicht unterdrücken mögen. Der Verf. explicirt nämlich S. 987 f. „den wesentlichen Inhalt der Dreieinigkeitslehre" als „die Lehre von Gott *dem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher* der menschlichen Natur," und sagt von ihr als „der Hauptlehre des Christenthums," „an welche schon in der ersten Kirche der wesentliche Glaubensinhalt angereihet wurde," dafs *„ihr eigenthümlicher Boden"* der *„praktische"* sei, *„wo sie in dem Mittelpunkte des ganzen Christenthums wurzele."* Statt aller Gegenrede gegen diesen Mittelpunkt des Christenthums und gegen diese Fassung der christlichen Trinitätslehre, wollen wir nur das aufnehmen, was der Verf. selbst erste Abtheilung S. 70 von dem „praktischen

Digitized by Google

Zwecke der theokratischen Entwickelung" des Judenthums aussagt. Dieser war, so heifst es an dem bezeichneten Orte: „die Menschen zu einem gottgeweiheten „Leben zu bilden, ihnen Gott als *Schöpfer*, Regierer und „Gesetzgeber, *Erlöser und Heiligmacher* darzustellen." Aus der Vergleichung beider Stellen erhellt, dafs, nach der consequent ausgelegten Ansicht des Verfs. in der Gotteslehre zwischen Judenthum und Christenthum kein wesentlicher Unterschied obwaltet; denn im Judenthum war (weil der praktische Zweck seiner theokratischen Entwickelung darin bestand, Gott als Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher darzustellen) in dieser Beziehung nichts verhüllt, und im Christenthum (dessen Hauptlehre von Gott dem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher den wesentlichen Inhalt der christlichen Dreieinigkeitslehre ausmacht) war also auch nichts zu enthüllen, höchstens nur zu reformiren, wenn etwa jener Glaube an Gott den Schöpfer u. s. w. unter den Juden der Zeit, da das Christenthum sich entband, irgendwie verunstaltet zu werden drohete. Nach dem Verf. wären wir also mit unserem Christenthum aus dem Judenthum noch gar nicht heraus. Christus erscheint so, in der Lehre von Gott wenigstens, höchstens als ein blofser Reformator, und der christliche Monotheismus ist mit dem Jüdischen völlig identisch. Zu diesen nothwendigen Folgerungen führt nur die Festsetzung eines lediglich praktischen Mittelpunkts, den das Christenthum haben soll. Aber weder einseitig praktisch, noch einseitig theoretisch, sondern vielmehr concret-geistig, im universellen Sinne des Worts, ist das Centrum des Christenthums. Dann aber ist neben dem praktischen auch das speculative Element ein wesentlicher Coëfficient seines Inhalts; dann ist ferner die christliche Trinitätslehre nicht schon in der Lehre von Gott dem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher erschöpft; dann ist ferner Christus nicht blofs ein Reformator in der Gotteslehre; dann ist endlich der christliche Monotheismus, weil seine Dreieinigkeitslehre nicht blofs die praktisch-Jüdische, sondern die geistig-christliche ist, auch nicht der blos Jüdische Monotheismus, sondern der christliche — Autotheismus.

Carl Lehnerdt.

Darstellung der Griechischen Mythologie. Erster Theil, einleitende Abhandlungen enthaltend.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Als Einleitung in die Darstellung der Griechischen Mythologie. Von Christian Hermann Weifse. Leipz. Barth. 1828. 8.

Wofern man nicht die Streifereien einiger Nachzügler und Abgefochtenen für Krieg halten will, so möchte der Krieg der Symboliker und Antisymboliker oder Asymboliker wohl zu Ende seyn, und jene Streifereien auf dem Felde der Mythologie bilden höchstens, wie die der Rationalisten und Supernaturalisten auf dem Boden der Theologie, ein lächerliches Nachspiel, wie deren unsere Literatur genug aufzuweisen hat. Es ist mithin eben sowohl an der Zeit als erfreulich, dafs nun der Besitz des eroberten Landes angetreten und die Kräfte nach Innen verwendet werden, um es seinem Wesen und seiner Anlage nach zu erkennen, zu gliedern, und seinen Bezug zu anderen zu fassen und festzustellen. Diefs hat sich der Verf. zur Aufgabe gesezt. Zu bedauern ist nur, ob wohl nöthig und eines jugendlichen Geistes nicht unwürdig, dafs er auch hier noch einen und den anderen Straufs zu bestehen hatte, nachdem einige Andeutungen seines Vorhabens in einem früheren, wohl unreiferen, keinesweges aber geistlosen Werke über Homer von einem Wortführer der literarischen Conversation (Bl. f. literar. Unterhaltung 1826 No. 143 und 1827 No. 99) ein Verdammungsurtheil erfahren hatten. Man sollte glauben, es müsse in der gebildeten Gesellschaft eben so viel Freude darüber entstehen, wenn ein Herz dem Zuge nach Pallas Oelbaume folgt, als, nach Dante, in Apollo, wenn es sich kühnes Muthes nach Daphne's Laube kehrt. Und freilich darf doch Niemand, bei voller Besonnenheit und thatsächlicher Beurkundung seiner Urtheilsfähigkeit auf diesem Felde, einen ernst edlen, jugendlich frischen, tiefen und reichen Geist mit dem trockenen und uninteressanten Geständnisse seines Nichtverstehens, welches ihm unterweges und unter der Hand zur Unverständlichkeit und zum Unverstande des Anderen umschlägt, zu ächten und zum Drohnengeschlecht verweisen zu dürfen wähnen. Gleichwohl geschah es so. Es würde dieses mit so ungleichen Waffen geführten Streites hier keine Erwähnung gethan worden seyn, hätte der Verf.

Digitized by Google

nicht selbst seinen Fehdehandschuh hingeworfen, und möchte nun nicht in einer besonderen Abhandlung auf eine edlere und muthige Art, in wiefern er nämlich ruhig und anständig Alles zum Besten der Sache wendet, und durch Beseitigung dieser und jener zufälligen und eben darum unstatthaften Meinungen zuvörderst sich Bahn bricht. Er erörtert nämlich, daſs allerdings der Königin aller Wissenschaften, der Philosophie, Urtheil und Spruch zustehe über alles geistige Besizthum der Menschheit, worin sie ihr innerstes Selbst an- und wiedererkennt; daſs die Mythologie oder ihr Gegenstand ein solches Besizthum, keinesweges eine läppische und gehaltlose Faselei und Fabelei sei, welche der klitternde, Alles in Fächern und Reihen, wie in Apothekerbüchsen und Kästen aufstellende, in Jahre und Länder, ja Städte einordnende, und gleich Mumien und ausgestopften Bälgen aufbewahrende Verstand etwa zu bequemerer und faſslicherer Uebersicht vorzulegen habe; daſs dieses Besizthums frühere ursprüngliche Gestaltung mit derjenigen, welche es in den ausgezeichnetsten Geistern unserer Zeit angenommen, verglichen und ausgeglichen, ja sein Wesen in allem Proteischen Wechsel der Formen doch für Eins und dasselbe anerkannt zu werden, ohne alle Gefahr fordern und wagen dürfe; daſs doch, bei einiger Unbefangenheit und Bekanntschaft mit der dermaligen Errungenschaft des Wissens und mit den Forderungen der Sache selbst, der Vorwurf des Schwulstes, der Unverständlichkeit und Dunkelheit um ein Beträchtliches einschwinde. Dieſs nun ist mit ruhiger Haltung, mit Erläuterung zweier, zum Beleg jenes Verdammungsurtheils angeführten Stellen dargethan.

Wie aber ferner der Verf. die Mythologie aufzufassen und darzustellen sich gedrungen und geartet fand — und jede Artung hat doch wohl ihr Recht, dessen Folgerichtigkeit allein und Verhältniſs zur Idee zu erweisen wäre — muſste er ferner auch, um ihr nur erst ihre Stelle in dem Organismus des Erkennens anzuweisen und zu sichern, nothwendig auch die Glieder dieses Organismus selbst, falls sie etwa ausgerenkt wären, einrichten. Dergleichen Vorerinnerungen und Unterbrechungen des strengen methodischen Denkganges sind es nun, welche dem unaufmerksameren oder an Stätigkeit, Schärfe und Strenge des Denkens minder gewöhnten Leser das Verständniſs allerdings erschweren können. Ob dieſs aber nicht vermeidlich war? Wir glauben kaum, so lange die speculative Idee und ihre Darstellung nicht allgemein anschaulicher verbreitet ist; so lange sie nicht Bart und Gewand der Schule abgeworfen, in eigener Artung und Schönheit, frei, ansprechend, mittheilsam sich bewegt, und, indem sie sich in die Gemüther herabläſst, sie zugleich zu sich erhebt, kurz, göttlich unter Menschen wandelt, heiter und unbefleckt vom Gemeinen mit ihnen verkehrt; so lange endlich jede Wissenschaft ihre Heischesätze hat, welche ihrer lebendigen Vergliederung mit den übrigen mahnen, wo sie als Lehrsätze erwiesen werden, so daſs weder Lehrer noch Lehre eine Rüge verdienen, vielmehr nur jeder Leser als sinnig, für das Höhere ansprechbar vorauszusetzen ist, um bescheiden zu vernehmen und zu urtheilen, was sich im Grunde ja von selbst versteht.

Und so folgen wir denn dem Verf. unbesorgt, und sehen, wohin er uns führt! Was er von Ab- und Seitenwegen, wohin ihn Wissensdrang verlockt, uns unterdeſs Rastenden mitbringt, verbinden wir es liebevoll mit der übrigen Ausbeute!

Da dem Verfasser die Mythologie keine Narrentheidung, sondern eine der Religionsidee angehörige und aus ihr erzeugte Gestalt war, so muſste eine wissenschaftliche Darstellung und Behandlung derselben um so mehr wünschenswerth, ja nothwendig erscheinen, da auch hier gerade die Unwissenschaftlichkeit, das ungefähre Hin- und Hergerede, die Kurzsicht und die kleingeistisch pochende, mit dem Feldgeschrei des freien Denkens gegen die Finsterlinge ausrückende Verwechselung des mechanischen Sammelns und Schichtens einzelner gelehrter Notizen mit weltgeschichtlicher Anschauung und wahrhafter, treuer und gesetzlicher Gliederung einer Idee, wie die Wissenschaft sie fordert, einen Kampf mit ungleichen Waffen entzündet haben, dessen Ausgang allein für die Plackereien eines so kleinen Krieges hinlänglich entschädigen wird. Spricht sich nämlich in der Mythologie die *religiöse* Thätigkeit des gottmenschlichen Geistes aus, so fordert ein weltgeschichtkundiger Blick mit ihr zugleich und unerläſslich auch die *speculative* und die *künstlerische Thätigkeit*, und erkennt die Gleichartigkeit und Einheit ihrer aller in der Idee des absoluten Geistes, des Geistes im Geiste, oder der Gottheit. Es gilt also der Wissenschaft, das Verhältniſs der religiösen Thätigkeit des Geistes zu der speculativen und künstlerischen zu erkennen. Nun ist und bleibt, wie Alle eingestehen, das Höchste: die Gottheit, als Fülle und Gesammtheit ihrer Momente, Formen, Entfaltungsweisen, Ausgeburten oder wie man immer dasjenige nennen möge,

Digitized by Google

wodurch der Ewige sich offenbart, das heifst: der Wahrheit in der Speculation, der Schönheit in der Kunst, der Güte in der Religion. Die Speculation ferner erhob sich aus dem Verluste der Religion und der Kunst; sie sezt, wofern sie ächter und reiner Rationalismus ist, um sich als Erkenntnifs des Ewigen und Göttlichen zu erweisen, nur das Bewufstseyn der Geschichte als Zweckbestimmung, als eines zwischen Endlichem und Ewigem pulsirenden Lebens und Werdens voraus. Diese speculative Idee der Wahrheit nun ist auch die wahrhafte Grundlage der Kunst, wie der Religion; da sie aber in ihrer Entwickelung ebenfalls durch die Zeit bedingt ist, so wird sie damit auch als ein in den Hintergrund zurücktretendes und aufgehobenes Moment erscheinen, welches die jedesmal eben möglicherweise gewonnenen Gestalten der Ideen der Schönheit und Gottheit nur durchscheint. Mithin ist *Wissenschaft* die erste, unmittelbare, rein innerliche Gestalt des absoluten Geistes, *Kunst* dessen selbstständige Entäufserung, *Religion* seine Rückkehr in sich und die Gottheitsidee. Kunst also, oder Schönheit, ist Durchgangspunkt der Philosophie zur Religion, und diese leztere Wiederaufnahme der Idee der Schönheit in die der Wahrheit und Gottheit. Kunstlehre, oder Aesthetik, hat den reinen Begriff der Schönheit, dann die Körper- und Geisterwelt, als Reich der Schönheit, zu entwickeln; Religionsphilosophie, oder speculative Theologie, ist Schlufsstein des gesammten Gebäudes der Philosophie und speculativen Erkenntnifs der Gottheit in ihren organischen Gestaltungen, welche Erkenntnifs aber als solche *unter* dem Erkannten steht.

Diefs ist die wesentliche Ausbeute der Vorrede, welche demnach dagegen gerichtet ist, das Wissen und das Geschichtsleben, die nur auf- und abwogende Lebensmomente oder Intentionen der Idee der Kunst und Religion sind, zu deren Princip zu erheben und mit der Speculation Abgötterei zu treiben.

Nachdem auf diese Weise der Verf. über den zu ergreifenden Standpunkt sich klar geworden, beginnt die dritte und Hauptabhandlung von den *Quellen der Mythologie.* Er theilt sie in *objective*, aus welchen der Gegenstand der Erkenntnifs fliefst, und in *subjective*, aus welchen wir die Erkenntnifs schöpfen. Es ist klar, dafs jene, welche zuerst abgehandelt werden, Wesen, Ursprung, Beginn der Mythologie betreffen, und so das Gebiet ihres Begriffs ausgemessen wird. In wiefern nämlich der Mythologie, oder *Sagendichtung*, ein Geist inwohnt, der als Inbegriff alles Göttlichen und Menschlichen, als Geist des Universums galt, unterscheidet sie sich zuvörderst von der *Kunstpoesie.* Denn ein Kunstwerk zwar beruht auf der eigenthümlichen Einheit und Selbstständigkeit seines Schöpfers, wie der Schöpfung, und ist mehr oder minder anschaulich, gegenständlich gewordene Idee der Kunst. Diese Gegenständlichkeit der Idee, oder die Schönheit, aber ist etwas Anderes als das lebendige Daseyn der Idee selbst, welche höher ist und jene mit befasset, mithin über jenen Gegensatz des Darstellers und des Dargestellten (Subjectiven und Objectiven) erhaben ist, und der Religion angehört. Die Sagenpoesie ist also nicht *menschliche* Poesie, als welche sich ihrer Einheit und Ganzheit in ihrem Schöpfer ganz klar und vollständig bewufst ist, sondern vielmehr *göttliche*, weil sie minder künstlerisches Bewufstseyn, weil sie nicht sowohl Urheber als Werkzeuge hat, und als unmittelbare Offenbarung der Gottheit, unabhängig von genialen Individuen, das Element des Werdens der Kunst und Religion gebunden in sich enthält. Sie ist also Erzeugnifs eines ganzen Volks, unwillkürliche Aeufserung und Ergufs seines fortzündenden Lebens, gegenwärtige und lebendige Anschau wahrhaft geistiger Wesenheit, nach Allem folglich eine Macht und Wirksamkeit des Geistes für das Ewige und Höchste, wenn gleich jünger als Sprache, Schrift und Hieroglyphe. Mit ihr also tritt und dringt die Religion in die Kunst ein, und zwar zunächst in die Dichtkunst, wie diese selbst in die übrigen Künste. War nämlich die schöpferische oder Kunstseele in der *Musik* nur noch als inneres Wehen und Weben anschaubar als Tonmafs; in der *Baukunst* als reiner Begriff ihrer Existenz, als ihrer zu einem Dinge erstarrten Mafsverhältnisse; in der *Plastik* als das formgebende Gesetz der Welt des individuellen Seyns; in der *Mahlerei* als das diese Form verneinende Lichtwesen: so tritt sie in der *Dichtkunst* in ihre Gebilde als alsolute Substanz der Kunstwelt ein, als die das einzelne individuelle Leben ins Unendliche aus sich erzeugende (freilich nur formelle) Weltseele. Die *Mythendichtung* aber, ebenfalls Einheit des geschaffenen Weltinhalts und seines Schöpfers, des Geistes, sezt doch ihre Bilder, die Götter und Heroen, als (nicht eigenes, selbstständiges, sondern als) Seyn eines Höheren, nämlich der Idee, mithin als Symbole. Sie ist also der Keim des göttlichen Organismus der absoluten Idee in der endlichen Geisterwelt, die absolute Thätigkeit des Werdens und die Macht der Elemente des endlichen Seyns zugleich — *Urpoesie*, Ur-

Digitized by Google

schöpfergeist und Urschöpfungsgeist. Etwas ähnlicher Art sind die Volkslieder, die morgenländischen Mährchen und die Eddalieder.

Die Sagendichtung wurde kurz zuvor als Erzeugnifs eines ganzen Volks charakterisirt; und, indem diefs Moment hier wieder aufgenommen wird, als gleichförmiges Thun Vieler aus gleichgestimmter Geistes- oder Gemüthsanlage, als Gesammtheit aller höheren geistigen Lebensäufserung einer Zeit, so ist die Sagendichtung allgemeine Volkssitte und Quell aller Künste und Cultusformen. Enthält sie nun überhaupt eingeständlich *Poesie* in sich, so mufs sie natürlich auch die drei Formen derselben in sich tragen. Sie wird also *episch*, d. h. eine an sich seiende Welt, oder der Kunstgeist, die Kunstseele als ein Anderes, seyn; ferner *lyrisch*, d. i. Seyn der Kunstseele als augenblicklich erregter Individualitätsergufs; *dramatisch* endlich, oder an mehre ideenbeseelte Individuen vertheilte, an ihnen hervortretende, werdende und verschwindende Gegenwart. Diese Momente aber liegen in dem Begriffe der Sagendichtung, wiefern die Kunstseele erstlich in eine vergangene, in sich beschlossene, wandellose Welt, ihre Schöpfung, aufgegangen; in wiefern zweitens der darin selbstbewufste Geist seine die Idee enthaltende Thätigkeit des Schaffens zur Anschau bringt; endlich die ideenbeseelten Individuen, Heroen und Götter in lebendiger Gegenseitigkeit und Wechselwirkung vorführt — von welchen Bezügen allen tiefer unten nochmals die Rede seyn wird. Mit der Poesie aber sind, wie denn alle Künste einen Reigen bilden, worin jede die andere fordert, auch die Keime der übrigen Künste in der Sagendichtung enthalten. Und so ist sie denn *architektonisch* in ihrer Kosmogonie, wiefern darin das räumliche Weltall der entäufserte, aus sich in ebenmäfsigen Verhältnissen hervorgegangene und doch bei sich bleibende Gedanke; *plastisch* und *mahlerisch*, weil sie gestaltenvoller Ausdruck des Geistes ist; *musikalisch*, weil in dem Verhältnisse ihrer Gestalten sich die magisch-beseelende Kraft, das dunkle, geheimnifsvolle Insichweben des Geistes ausspricht.

Indem aber der Geist der Sagendichtung aus der Fülle seiner Gestaltenwelt sich auch wieder in sich zurücknimmt, und alles Einzelne, Besondere in den gemeinsamen Mittelpunkt der Wahrheit (dieser absoluten Grundlage aller Ideengestaltung) versenkt, ist auch die *Speculation* in der Sagenpoesie enthalten und vorgebildet oder angedeutet (freilich nicht als Abstraction oder jene sondernde und verendlichende Thätigkeit, welche Gegenstand und Bewufstseyn immerfort aus einander hält, mithin blofs die negative Seite der Speculation ausmacht, sondern) in ungetrennter Einheit mit dem Weltall der Kunst, als inneres Moment dessen, das höher ist als beide, der Idee der Gottheit. Wie nun die künstlerische Thätigkeit in der Sagendichtung den Körper oder die Form, so bildet die speculative die Seele, den Inhalt, dergestalt, dafs die Sagendichtung Sinnliches, Wirkliches und zugleich die höchste Idee, als Grund des Seyns dieser Formenwelt und als Abgrund ihres Nichtseyns, darstellt. Diefs spricht sie als Götter- und Zauberwelt aus. Und so sezt sie, indem sie die Endlichkeit verneint und aufhebt, die Ideen der Wahrheit und Schönheit in vollem Umfange voraus.

Wenn zulezt das endliche Wesen, das in der Wissenschaft als nichtiges und aufgehobenes, in der Kunst nur als selbstlos seiendes auftrat, um gleich frei und selbstständig, wie bedingt und nothwendig, also absolut geistiges Selbst zu seyn, der Religion bedarf, dieser Offenbarung der Gottheit als absolutes Geistes, dieser Verklärung endliches Seyns in der Idee: so ist auch *Religion* in der Sagendichtung, weil darin alle Lebenselemente in die Idee zurück- und in ihr aufgehen, und das endliche Seyn aus dem unendlichen Gedanken wieder geboren wird; damit aber Wahrheit, Geschichte, Schönheit nur rhythmisches und harmonisches Wechselleben sind, dessen ewiges Princip die Gottheit.

Die Offenbarung der Gottheit, wofür die Sagendichtung anzusprechen war, ist Menschwerdung, aber damit auch zugleich Menschenerhebung. Mit diesem Moment ihres Begriffes tritt die Sagendichtung in die *Geschichte* ein und ist geschichtlicher Hergang, aber doch immer ein idealer, wo das Endliche in das Unendliche hineingebildet, mithin nicht als Fürsichseyn anerkannt ist, sondern mit dem lezteren als Eins auftritt. Darum ist die Sagenwelt nur eine Götter- und Heroenwelt; die Heroenwelt die Blüthezeit subjectiver Genialität, ihre Idee ewig und zeitlich zugleich, ihr Ende und Abschlufs das gebildete Staatsleben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 67. u. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Darstellung der Griechischen Mythologie. Erster Theil, einleitende Abhandlungen enthaltend.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Als Einleitung in die Darstellung der Griechischen Mythologie. Von Christian Hermann Weifse.

(Beschlufs.)

Aber die Heroenzeit ist nicht Urzeit, sondern vielmehr ihr Gegensatz; denn sie hat die Bildungskämpfe der früheren Menschheit sämmtlich hinter sich. Der erste dieser Bildungskämpfe und die erste Selbstentäufserung des Geistes, sein Naturwerden, ist die *Sprache.* Wo sie starrer Mechanismus ist, wie bei den Chinesen, ist es auch der Mensch, der, wie Alles, in einem leblosen Staatskörper beschlossen und gebunden ruht. Wo dieser Mechanismus der Sprache sich gliedert, wie bei den Indiern, wird sie so gebildet und vollendet, dafs andere nur unvollkommen und gleichsam Trümmer eines vollkommneren Sprachgebäudes sind. So spricht sich das Ringen des Geistes und der Natur mit einander in der westorientalischen Cultur weiter aus als Nationalgott eines Volksstammes, welcher aufser sich selbst aller Eigenthümlichkeit, als ruchlosem Naturelemente, feindselig war, und als Naturgöttin, die überall dem Fremden nachjagte und so die Eigenthümlichkeit vernichtete. Eben darum aber trägt in diesem Schauspiele keine von beiden ringenden Mächten, weder die Geistes- noch die Naturmacht, den Sieg davon. Nur ihre Scheidung überhaupt ist das Anschauliche; anschaulich besonders in den Aegyptern, dieser Vorhalle der Europäischen und namentlich Hellenischen Cultur. Sie sind diefs durch die ihnen eigenbehörige *Symbolik* oder Durchdringung der Natur durch den Geist, welche die Herstellung einer anschaulichen Geisteseinheit aus seiner Vereinzelung im subjectiven Erkennen anstrebt. Ist nun diese Symbolik ein Moment des mit der Natur ringenden Geistes, gleichsam seine Morgendämmerung aus einer Naturgestalt, einem fixirten Naturmoment, und spricht sich hiemit das Mifsverhältnifs des Unmefsbaren zu einer bestimmten willkürlichen Figur, der Idee zu ihrem Ausdruck oder ihrer Versinnlichung, des Daseyns zu seiner Bedeutung, eines abstracten Begriffsmoments zu einem Daseynsmoment aus: so ist ihre Stelle in dem Entwickelungsgange des Geistes bezeichnet, und ihre Unterordnung unter eine höhere Idee nachgewiesen. Darum ist sie auch nur Vorläuferin und dennoch immer anregende, weckende Kraft der Hellenischen Sagendichtung. Denn die Hellenen waren ein freies Urvolk. Sie hatte demnach als in die Sagendichtung aufgenommenes Bildungselement Einflufs auf den *Cultus,* welcher aus mitgetheilter äufserer Cultur, wie Lebensordnung, Zeit- und Stämmeeintheilung u. s. w. entstand. Wie nun Cultus Abschlufs des Mythus und Schlufsstein des Gebäudes der mythologischen Wissenschaft ist, so verhält es sich auch mit Staat und Kunst in Bezug auf Sagendichtung, welche, als Uebergangsformen des absoluten Geistes, diejenigen Mächte und Formen sind, in welchen die subjective Schönheit des persönlichen Thuns, also die Heroenwelt, zu Grunde geht. Aber der den Hellenen eingepflanzte mythologische Trieb wuchert instinctartig in der Hellenischen Geschichte fort, wie die Erzählungen von Dichtern, Gesetzgebern, Philosophen und Alexander beweisen, in welchen Allen das Tiefste, nicht Begriffene als unbegreifliche, stumme und in sich beschlossene Grundeinheit wie gesondert und zurückgelegt wird.

Nachdem auf die angegebene Art in den objectiven Quellen der Mythologie der Begriff der Elemente der lezteren wissenschaftlich erörtert und veranschaulicht worden, so folgt nun eine gleiche Erörterung der *subjectiven,* d. i. der bildlichen und schriftlichen Denkmäler der Hellenischen Nationalliteratur und Kunst als Offenbarungstestamentes.

Digitized by Google

Die Hellenische Literatur ist ein Ganzes, das *drei* Perioden hat: die epische, die plastische oder künstlerische und die wissenschaftliche. 1) Die *epische* beginnt mit *Homer*. Homers Ilias und Odys. sind Eines Künstlers Werk, obwohl interpolirt. Diejenigen, welche ihre Entstehung aus Rhapsodengesang zu begreifen wähnen, sind in dem Miſsverständniſs befangen, daſs ein wahres Kunstwerk aus bewuſstlosem Zusammentreffen der schaffenden Thätigkeit Mehrerer entstehen könne, da doch im Gegentheil in Einer zur Individualität hinstrebenden Gestaltung mehrere zusammentreffende verneinende (die Gesammtheit und Allgemeinheit der Idee in die individuelle Einzelheit herabziehende und beschränkende) Momente, wofür dergleichen, die Idee zur Erscheinung fördernde Rhapsoden zu gelten hätten, einander selbst und mit sich die Gestalt vernichten, oder, in wiefern sie einander schlechthin und durchaus vernichten, nur Ein Moment ausmachen müſsten; welches der Voraussetzung widerspricht. Diesem Einen Homer nun als epischem Dichter sind die Mythen ein *Seyn*, und er ist ihrem geistigen Verständnisse nicht allzu fremd und fern. Aber er ist eben darum Fragment, weil er Alles ausschlieſsen muſste, was die Mythenwelt *nicht* als eine in sich geschlossene und ruhende (als Seyn), sondern als Keim und Beginn einer künftigen (als Werden) zeigt. Darum kennt er als Epiker kein Mysterium, und ist so wenig irgendwie von der Gegenwart befangen, daſs er vielmehr einen ganz anderen Weltzustand seiner Zeit als den geschilderten heroischen verräth. Selbst die Sänger oder Rhapsoden sind nur eine Ausscheidung des dichterischen Elements aus der Sage. Analogie für diese gesammte (in einem früheren Werke des Verfs. behandelte) Ansicht des Homerischen Epos ist die Gleichartigkeit des Niebelungenliedes und Heldenbuches. Auf Homer folgt der *mythische* oder *epische Cyclus*, welcher den Mythus als anschauliches Ganzes zu vervollständigen suchte. Dahin sind zu rechnen *Hesiods Theogonie* und die *Homeridischen Hymnen*, so wie die unächten Rhapsodien der Ilias und Odyssee. Die Homeridischen Hymnen sind nicht allzu alt, indem einige bis kurz vor Solon reichen, und folgen vielmehr der cyklischen Dichtung. Die *Orphischen* Hymnen sind ebenfalls cyklisch.

2) Die *künstlerische* oder *plastische* Literaturperiode beut sofort die gröſseren Gegensätze von *Kunst* und *Wissenschaft*; dann innerhalb der Kunst die der *Lyrik* und *Plastik*, innerhalb der Wissenschaft die der *Philosophie* und *Historie*. Vermittelnde Einheit aller ist das *Drama*. Die Formen des Cultus waren in diesem Zeitalter schon fixirt und begränzten gesetzlich das Volksleben, und in dieses kehrte der Kunstgeist zurück, sich zur Blüthe der Eigenthümlichkeit entfaltend. Von der Plastik als Bildnerin mythischer Individualität war nur Ein Schritt zur Philosophie, welche, diese Gestalten vernichtend, die Selbstheit des Geistes an ihre Stelle sezte. Lyrik und Historie aber waren einander vielmehr befreundet. Die *Lyrik* verherrlichte den Volksgeist, der sich innerhalb der Cultusformen in Anschauung der Mythenwelt zum Göttlichen emporschwang. *Pindar*, und zwar nur die sieben ersten und die vierzehnte olympische Ode, die erste und vierte pythische, nebst einem von Dionysius dem Halikarnasser erhaltenen Dithyrambenbruchstück, als welche allein dem Verf. unbestreitbar ächt sind, unter den übrigen von ihm mit etwas trotziger Jugendlichkeit für unächt und Pindars unwürdig erklärten, sind hier das Bedeutendste. Aus ihm ergibt sich die Natur der Lyrik als Erinnerung des Mythischen, d. h. Vorführung desselben, als eines Innerlichen, das aus der Seele des Hörers und des Sängers aufsteigt, und beide in Einem Momente eint. Die *Plastik* strebt nach einem Cyclus des Mythischen hin, als mythische Formschöpfung, welche das mythische Wissen in menschliche Gestalt und Persönlichkeit bildet. Nebenwerk sind Gruppen und Gewandung, worin dagegen die *Mahlerei* ihr Lebenselement hat, welche in das Mystische zieht, indem sie die Gestalten auf Einen Zeitmoment zurückführt, darin aber noch etwas Anderes als ihn erscheinen läſst und allegorisch wird. Wird nun der Schwerpunkt der Mythologie aus der Sagendichtung in die bildende Kunst verlegt, so wird aus der *wissenschaftlichen* eine *Kunstmythologie*, welche leztere besser ist als die bloſs äuſsere historische Kenntniſs, und die chronologische und topographische Anordnung mythischer Thatsachen, oder die allegorisch-symbolische Deutung derselben ohne speculativ-künstlerischen Geist. Im *Drama* nun, als der Blüthe der Hellenischen Kunstliteratur, ist die mythische Welt mit der geschichtlichen Wirklichkeit vermählt, und zwar so, daſs die *Tragödie* den Mythus verwirklicht, die *Komödie* die Wirklichkeit mythisirt. Die Bedeutung nämlich der Dichtkunst, als Selbsterkenntniſs der künstlerischen Idee oder des absoluten Geistes, tritt ganz klar im Drama erst hervor, welches zugleich bildend, erzählend und erinnernd, Einheit der endlichen Welt und Idee,

Digitized by Google

Weltgeschichte im Kleinen ist, wo in einer Begebenheit mehrere Personen oder sittliche Thätigkeiten in Einer Person sich kreuzen. Die dramatische Kunst erkennt in der Geschichte und Wirklichkeit eine Idee, welcher sie sich als ihres eigenen Wesens und ihrer schöpferischen Substanz bewufst wird. Das Endliche gilt entweder an und für sich als unmittelbar Eins mit der Idee, wie im Mythus, oder es ist der Idee nicht gemäfs, nicht ebenbürtig, mithin nichtig. Das Erstere sezt die *Tragödie* voraus, und wird erst durch die schaffende Betrachtung auf den Gegensatz der mythischen Ideenwelt und der geschichtlichen Wirklichkeit hingeführt. Die *Komödie* dagegen bewegt sich gleich Ursprungs in dem Elemente dieses Gegensatzes, durch dessen Steigerung zum absoluten Widerspruche und somit Vernichtung sie eine Einheit gewinnt. Sie beginnt also da, wo die Tragödie aufhört, und der Verfall dieser lezteren ist ganz eigentlich Gegenstand und Stoff der ersteren. Die vollendete Götterweltform der Tragödie zerschellt an der spröden, formlosen, inhalterfüllten Wirklichkeit der Komödie. Indem so die Aufhebung des Mythus durch die Tragödie begonnen, durch die Komödie vollendet, und das Geheimnifs seiner Göttlichkeit durch Zurückführung auf das künstlerische Selbstbewufstseyn innerhalb des Mythenkreises enthüllt wird, ist die dramatische Kunst Reinigung des Mythus und eine Götteranbetung durch Göttervernichtung. Mit Euripides fiel so Religion wie Kunst, und so steht er auf der Gränze dieser und der

dritten oder *wissenschaftlichen* Periode, welche *Philosophie* und *Historie* umfafst. Die Philosophie begann mit *gnomisch-didaktischer* Poesie, die Historie mit *Logographie*, welche das Geschichtliche aus dem Mythus sonderte. Beide sind auf den Mythus aufgetragen, als das vorausgesezte Seiende und die Idee, suchen ihn aber abzustofsen, obwohl sie weder das geschichtliche noch das speculative, darin innigst verflochtene Bewufstseyn auszusondern wissen, und mithin immer subjectiv blieben. Beide aber gehen auf das Morgenländische zurück, um das Nahe aus dem Fernen zu erklären und Beides zu einander zu bringen. Diesem dritten Zeitalter ist auch das Sammeln und Ordnen mythologischer Notizen eigen. Statt jedoch einer mythologischen Wissenschaft, worin die Elemente der Speculation und der Kunstdarstellung inniglichst sich durchdrungen und um den gemeinsamen Mittelpunkt der Idee versammelt hätten, bietet sich hier blofs eine mechanische Centralität, ein gelehrt-mythischer Cyclus, welcher mit der Alexandrinischen Gelehrsamkeit beginnt. Die Sammler treten als mythologische Dichter auf, freilich ohne Poesie, nur Massen in massiger Form häufend und minder Bekanntes aufgreifend, wie Lykophron; oder als Forscher, wie Apollodor, eine historisch-grammatische Wissenschaft der Mythologie gründend, woraus denn die *Mythendeutung* hervorging, welche mit Anaxagoras und Metrodor begann und mit den Stoikern sich fortpflanzte als eine zur Bedeutung gestämpelte Begriffsunterlegung. Ueber spätere philosophische Systeme, welchen die mythische Welt Gegenstand der Betrachtung oder Einkleidung war; über Dichtungen und Kunststrebungen nach Allegorie, über die spätere Gestalt der Volksreligion, welche die Mythenwelt verachtete, wie Lucian, oder sich in die trüben Tiefen eines hohlen Innern flüchtete, und über andere Einseitigkeiten eines abstracten Reflexionssystems sagt der Verf. nichts, da Alles diefs später im Einzelnen polemisch berührt zu werden fordere.

Und so hätten wir denn die Ideenreihe des Verfs. so ununterbrochen, klar und gedrängt, als es uns möglich war, dargelegt. Es wird sich, irren wir nicht sehr, darin wohl ein gleich kenntnifsreicher als lebendig in würdiger Haltung sich auf und ab bewegender ernster und tiefer Geist offenbaren, welchem es gilt, von einem heiligen Mittelpunkte aus Göttliches und Menschliches, Seyn und Werden aufzufassen und zu durchschauen, ja darin und damit, als in und mit seinem Grunde, sich Eins zu wissen und zu erkennen. Ein solcher fester Grund aber, wenn er nur wohl erkannt ist, verbietet, die Freude und Seligkeit, ja den edlen jugendlichen Stolz des Beruhens in ihm mit jener losen Anmafsung und Arroganz zu verwechseln, welche freilich der Unzahl der heut zu Tage mit der Geniescuche Behafteten nicht fehlt, sich aber ganz anders, nämlich durch eine innere Hohlheit und Leere ausspricht, statt dafs hier wohl eher über strotzende Fülle zu klagen seyn möchte. Wenn man aber etwa in diesem vorliegenden Falle, des Leztern vielleicht überführt, umbeugend und ausweichend von Systemsucht und Schulzwang, oder von philosophischem Secten- und Zunftgeiste sprechen wollte, so dürfte wohl schon die Abweichung des Verfs., wie sie sich offen in der Vorrede ausspricht, diesem Vorwurfe etwas abdingen und ihn minder triftig und gewichtig machen. Aber auch der Versuch selbst, die abgerissenen und zerstreuten, verrenkten und ent-

Digitized by Google

stellten Dichtungsglieder einer Idee zu sammeln und zu einer Gestalt aufzubauen, dem Scheintodten Leben und Athem wiederzugeben, sogar wenn dieser Versuch minder geschickt und glücklich angestellt wäre als hier, würde wohl, statt Vorwurfes, eher Dank verdienen, wenigstens von Unbefangenen. Oder hält man es etwa für keinen, wenigstens für einen unbedeutenden Gewinn, dem Menschengeiste ein in graue Ferne gerücktes, abgeblaſstes, fast abhanden gekommenes Besitzthum in seiner reinen Klarheit und unmittelbaren Anschaubarkeit wieder herangebracht und wiedergegeben zu sehen, daſs er es als Geist von seinem Geiste, als Seele von seiner Seele froh wieder anspreche und sich aneigne? Miſskennen wir aber auch vielleicht nicht, indem wir so sprechen, das Streben des Verfs.? Wir sollten nicht meinen. Jene Idee der Gottheit, um welche hier Alles, wie der Krystall um seinen Kern, anschieſst; jene in ihrer Ruhe bewegte und in ihrer Bewegung ruhige, wahrhaft seiende Welt göttlicher Selbstoffenbarung des Geistes, dieſs ewige Vorbild eines in langer Jahrhundertereihe blumenartig aufbrechenden und sich entfaltenden Nachbildes einer Welt des Geistes, worin Seyn und Werden, Kunst und Wissen sich freundlichst und innigst durchdringen, kurz diese gröſste Dichtung des Geistes, welcher sich, als deren Schöpfermacht in seligster Freiheit weiſs, dieser ein unerschöpflicher Gegenstand mythologischer Anschau und Betrachtung — wären sie etwa nur ein abstractes, todtes Schuleigenthum? ein Gerüll? oder ein leeres Hirngespinnst? ein trüber, unklarer, wesenloser Traum? Diese Erkundung eines unvergänglichen Lebens, das sich aus seiner Innerlichkeit heraus in Gestalt, und von der Aeuſserlichkeit, die es geschaffen, erfüllt, und womit es sich gesättigt, zurückringt in seinen tiefsten Kern, jezt nur frei und selbstbewuſst versunken in den Quell alles Lebens — wäre sie ein unwürdiges, unfruchtbares, stummes Brüten? Entwickelt sich nicht so dem seines Seyns und Thuns frohen Geiste die gesammte Raum- und Zeitwelt, die Natur- und Weltgeschichte in ihrer ewigen Jugendfrische und Schönheit? Doch was bedarf es für den Sinnigen und Unbefangenen, eine Ansicht zu preisen, welcher die Natur der verhüllte Geist, der Geist die Verklärung und Durchsichtigkeit der Natur ist? „Werdet voll Geistes!“ ist ihre Aufgabe, ihr Leitstern und ihr Ziel. Dieſs und nichts Anderes haben Jahrtausende angestrebt, und ein wechselndes Verlieren und Wiederfinden, Selbstentäuſsern und Erinnern einer unendlichen Kraft ist das heilige Spiel des Geistes und der Natur. Diejenigen freilich, welchen Vergeistigung nur Verflüchtigung und Vernichtung, Wüste und Leere ist, werden auch hier über Schwindel, Nebeln und Schwebeln klagen und spotten, ohne inne zu werden, daſs sie ohne jene, in diesem Falle nur in den Hintergrund zurückgewichene und, wenn dieſs Gleichniſs erlaubt ist, nachgedunkelte Ansicht, auch dieſs nicht einmal könnten.

Möge dann der geistreiche Verf. nach diesem aufgestellten Begriffe der Sagendichtung sie bald selbst in ihrer Breite und Entfaltung vor uns aufwickeln! Sollten wir etwas wünschen, was unstreitig das Verständniſs und den Eingang in dieſs Gebiet erleichtern würde, so wäre es, daſs der Verf. das Schwere und Gewichtige leichter tragen und vortragen möchte, daſs er die Lichter in seiner Darstellung nicht allzu sehr zerstreue, die Nebenwerke nicht allzu dunkel halte, vielmehr durch Uebergänge und Verstufungen mit dem Hauptlichte verbinde und verschmelze, und so die Gegenstände mehr und schärfer abründe. Da, nach Buffon, die Sprache Bewegung des Gedankens, Anmuth aber die Ruhe in der Bewegung ihr sanft umgränzendes Maſs ist, so möge der Verf. sich vor dem Erstarren, wie vor dem Zerflieſsen hüten! Es ist, kurz zu sagen, was wir meinen, das noch nicht ganz abgetragene Baugerüste, welches dem Ueberblicke des ganzen Gebäudes und seiner Verhältnisse Eintrag thut, und ihn wenigstens erschwert. Wohl soll die Wissenschaft nicht ein buhlender Schmückebold seyn, oder ein lüsterner Geck; aber nichts verliert sie, wenn sie mit dem heiteren Ernste und der gemüthlichen Unbefangenheit des sicheren, allseitig gebildeten Mannes einhertritt, und Geister wie Gemüther gleich mächtig und zauberisch bannt und besiegt. Dem Verf. ist viel gegeben, viel hat er erstrebt. Mög' er dieſs Werk und das seiner Bildung rüstig und sieghaft vollenden! Und mögen für die Grundanschau, woraus es hervorgeht, und wovon es beseelt ist, immer Mehrere gewonnen werden! Wir möchten sie Liebe des Göttlichen in der tiefsten Bedeutung dieses Ausdrucks nennen, und könnten also mit keinem schöneren Wunsche scheiden.

Adolph Wagner.

Digitized by Google

Andreae Theophili Hoffmanni philos. et theol. Dr. in Jenensi litterarum universitate theol. prof. p. o. Grammaticae syriacae Libri III. Cum tribus tabulis varia scripturae aramaicae genera exhibentibus. Halae impensis orphanotrophei. MDCCCXXVII. XVI und 418 Seiten in Grofsquart.

Seit dem Jahre 1784, in welchem J. D. Michaelis die von seinem Vater Ch. B. Michaelis verfafste Syrische Sprachlehre, ein für jene Zeiten sehr vollkommenes und mit gründlicher Gelehrsamkeit geschriebenes Werk, mit seinen Zusätzen vermehrt, herausgab, ist für die Wissenschaft der Syrischen Grammatik nichts irgend Bedeutendes in Europa geleistet, nimmt man etwa einige Abhandlungen des Schweden *Agrell* aus, in welchen sich, so sehr sie auch von dem belebenden wissenschaftlichen Geiste der Sprachforschung verlassen sind, doch sehr nützliche Sammlungen finden. Die Zeit ist indessen jezt erschienen, in der jene Grammatik der beiden Michaelis durch Benutzung der seit 1784 gedruckten Syrischen Schriften und durch die grofsen Fortschritte, welche die Sprachforschung unserer Zeit auszeichnen, sehr vermehrt und verbessert werden kann. Eine tiefere Begründung und genauere Erklärung fordert die Syrische Grammatik, da noch keiner der früheren Grammatiker die höchsten Gesetze dieser Sprache gefunden und durch alle Theile ihres Baues gezeigt hat; und der Gewinn dieser neuen festeren Gestaltung der Syrischen Sprachlehre würde sowohl für die allgemeine Sprachforschung als für die gründliche Kenntnifs der verwandten Semitischen Sprachen, besonders der Hebräischen, von nicht geringer Bedeutung seyn.

Der Verf. der angezeigten neuen und sehr ausführlichen Syrischen Grammatik hatte nach der Vorrede den Plan, in seiner seit mehreren Jahren vorbereiteten Arbeit der Syrischen Sprachlehre etwa das zu werden, was S. de Sacy der Arabischen geworden ist; also nicht blofs das ganze Sprachgebiet vollständig zu beschreiben, sondern auch die Regeln der Sprache gründlicher zu erforschen und zu erklären. In dieser Erklärung der Vorrede und der Ausführlichkeit des Werks liegt demnach auch die Anforderung an die Kritik, das Werk vom Standpunkt der Wissenschaft aus zu beurtheilen und zu zeigen, ob es bei einigen anderen minder wichtigen Vorzügen, von denen unten berichtet werden wird, auch den höchsten Vorzug habe, der ein Werk dieser Art auszeichnet, und den die Sprachwissenschaft jeder einzelnen wie aller Sprachen in unserer Zeit fordert — den Vorzug gründlicher und consequenter Entwickelung der Sprachgesetze.

Aber hier mufs Rec. mit dem Bedauern anfangen, dafs der Verf. eine solche Erforschung der höchsten Sprachgesetze nicht gesucht hat, oder nach der Vorrede S. X für zu unsicher und schwer hielt, so dafs er ganz bei *der* Methode der Spracherklärung stehen geblieben ist, welche vor etwa zehn oder zwanzig Jahren in der Hebräischen Grammatik galt. Da also das Princip der Spracherklärung, von dem die ganze Gestaltung des Einzelnen abhängt, hier im Unsichern ist, so wird über dieses hier zuerst das Nöthige kurz zu sagen seyn.

Dafs in dem kunstreichen Bau einer Sprache gewisse oberste Gesetze herrschen, welche die einzelnen Erscheinungen der Formenlehre und Syntax erklären, ist das sichere Resultat der Untersuchung jeder alten Sprache. Dafs sie auch in der Syrischen Sprache nicht fehlen, und dafs auch in ihr nichts völlig Einzelnes und Unzusammenhängendes sich findet, zeigt auch diese Sprache, wenn man ihre genauere Untersuchung nicht scheut. Denn so tief auch diese Sprache unter der älteren Hebräischen und der feinen Arabischen steht: sie ruht doch auf dem sicheren Grunde des Baues des Semitischen Sprachstammes, aus dessen übrigen Zweigen das in ihr Einzelne erklärt werden kann; und auch die Abweichungen und Verschlechterungen dieses einzelnen Zweiges haben Gründe und Gränzen. Wie es freilich auf der einen Seite nicht gleich dem ersten Forscher möglich ist, alle obersten Gesetze und das ganze geistige Leben der Sprache in allen Beziehungen vollkommen klar und richtig zu erfassen: so ist es doch von der anderen Seite eine viel gröfsere Hemmung der Wissenschaft, die tiefere Untersuchung und Begründung der Sprachgesetze zu scheuen oder zu verachten. Denn wie sehr man auch solche Untersuchung übergehen mag: immer kommt man doch in die Versuchung oder in die Nothwendigkeit, hie und da Gründe zu suchen und zu erklären; und wie kann es dann bei der Nichtkenntnifs des Geistes der Sprache anders seyn, als dafs man halbe oder falsche, immer aus der blofsen Aeufserlichkeit und Oberfläche entlehnte Gründe findet, und sich in der Erklärung des Einzelnen vergeblich abmühet! Sucht man nicht Licht und Zusammenhang im Bau der Sprache, so wird man nie einen vollkommenen Bau aufführen; und

Digitized by Google

das grammatische Lehrgebäude wird, auch für das blofse Gedächtnifs berechnet, nur schwankend und unzusammenhängend werden.

Es ist nun nöthig, an Beispielen zu zeigen, wohin die blofs äufserliche Auffassung auch der Syrischen Sprache führt, und wie sehr es auch bei ihr die erste Pflicht eines Grammatikers ist, des Grundes und Zusammenhanges der Spracherscheinungen sich bewufst zu seyn.

Die Vocalaussprache ist eine der vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die Syrische Sprache von den übrigen Semitischen Sprachen sowohl als von den verwandten Aramäischen Dialekten unterscheidet. Obgleich die Vocallaute stumpfer, verringerter und vermischter geworden sind, lassen sich dennoch auch die Gränzen der Abstufung und Vermischung ziehen, so dafs auch in diesem Theile der Grammatik die Entwerfung eines vollständigen, alle einzelnen Erscheinungen erklärenden. Sprachgesetzes möglich ist. Unter den langen Vocalen ist das ursprüngliche (nicht blofs vom Ton, wie im Hebr. ā in kātāl, abhängende) ā so beständig in das dumpfere ō übergegangen, dafs sich überhaupt kein langes a in der Sprache noch findet. Das lange e (wo es nicht mit ai zusammenhängt) ist stets in das schwächere ī abgeschleift (wie in *f*īro, *k*ibo, *n*imar aus den Hebr. fēr, k'ēb, nēmar), so dafs e sich nur selten und nur, wenn es aus ai entstanden ist, als langer Vocal findet. u ist, obgleich möglich als langer Vocal, doch nicht so lang als i, in welches es oft übergeht, wie k'tūl aus k'tūl. Sichtbarer und durchgreifender ist aber die Abstumpfung der Laute bei den kurzen Vocalen: i und o finden sich nie mehr als kurze Vocale; i ist stets in das stumpfere e, und o, dessen Laut als langer Vocal in der Sprache überwiegend geworden ist, in u übergegangen, wie in nektul, emmo für niktol, immo. Die Diphthongen ai und au werden zwar geduldet, können aber nur die Sylbe schliefsen; hemmt ein folgender die Sylbe schliefsender Consonant den Vocallaut, so müssen sie in schwächere Laute sich verkürzen; ai geht so selten in ē über, dem es eigentlich entspricht (wie in t'rēn Arab. ith'nain), und viel häufiger ist dieses ē nach Obigem in ī erweicht, wie saifo, sif; au stets in u, wie jaumo, jum. *)

*) Nur in *lait* und den Suffixen *aik*, *g'lait* ist ai geblieben, weil jenes aus *la it* (es ist nicht) kaum contrahirt, dieses aus *aika* verkürzt ist.

Demnach verhalten sich die Vocale im Syrischen so:

kurze Vocale:	ă	ĕ	u	u anceps.
lange Vocale:	ō	ī	u	
Diphthonge:	ai (ē)		au.	

Es wäre sehr lehrreich zu zeigen, wie sich ähnliche Lautübergänge, z. B. die Abstumpfung des kurzen i in e, im Fortgange so vieler Sprachen finden, dafs der Grund nicht im Zufall gesucht werden kann: in den Semitischen Sprachen aber, in welchen der Vocalwechsel innerhalb der Stämme höchst consequent und wichtig ist, beruht auf dem richtigern Verständnifs dieser Lautübergänge ein so bedeutender Theil der Flexion, und das Verhältnifs des Syrischen zu den übrigen Sprachen wird dadurch im Einzelnen und Grofsen so klar, dafs von der Erklärung des Wesens und der möglichen Arten der Sylben und Vocale die Elementarlehre beginnen mufs, wenn sie irgend etwas erklären will. Der Verf. behandelt die Lehre von der Sylbe am Ende der Elementarlehre S. 148 sehr kurz und unvollständig; ohne auch nur die Gränzen, welche jede Sylbe im Syrischen haben mufs, und die daraus fliefsenden wichtigen, durch alle einzelnen Formen gehenden, Folgen zu nennen; die Lehre über das Verhältnifs der Vocale ist aber nirgends zu finden, so dafs die einzelnen Formen ganz unerklärt gelassen sind, oder, wenn etwa eine Erklärung gegeben ist, diese bei dem Fehlen des richtigen Standpunkts halbwahr oder noch weniger wahr ist. Denn ohne noch weiter zu bedauern, dafs die Regeln alle einzeln und ohne inneren sicheren Zusammenhang gegeben werden: ist wirklich nach dem Schema S. 90 i je im Syrischen ein kurzer Vocal, der jemals in den Gränzen der kurzen Vocale a e u gebraucht werden könnte? Ist e dagegen (welches nur sehr selten, und nur beim Uebergange aus ai, als langer Vocal steht) ohne alle Unterscheidung ein kurzer und langer Vocal zu nennen? Nach diesem Schema, welches im Fortgange der Grammatik weder erklärt noch begränzt wird, müfste man glauben, das Verhältnifs der Syrischen Vocale sei, etwa den Uebergang des ā in ō ausgenommen, ganz dem Verhältnifs der Hebräischen Vocale gleich. Die Regeln aber, welche in grofser Menge S. 97, 98 über die Quantität der einzelnen Vocale gegeben werden, sind auf keinen Grund gebaut, und ein vorzüglicher Umstand, der in dieses Chaos Ordnung zu bringen verhinderte, ist der, dafs die ächt-Syrischen Wörter und Formen nicht von den fremden geschieden sind; denn in diesen mufs ja ein ganz anderer Grund der Quantität der Vocale herrschen. Wie

Digitized by Google

wenig eine solche Sicherheit über die hier geltenden höchsten Sprachgesetze das scheinbar Schwere erklären oder begränzen könne, mag nur noch ein Beispiel zeigen. In den kürzesten Nominalformen, welche eigentlich nur den ersten Radical mit einem kurzen Vocal aussprechen, hat die vocalarme Syrische Sprache diesen Vocal, wenn zwei vocallose Consonanten folgen, des Zwangs der Aussprache wegen, auf den zweiten Radical geworfen, so dafs jedoch der zurückgeworfene Vocal, wenn es nur die Aussprache erlaubt, auf seine eigentliche Stelle wiederkehrt, z. B. (kudsch), k'dusch, kudscho; die vocalreiche Arabische Sprache kennt diese Schwierigkeit und also diese Umsetzung des Vocals nicht (kudson), und die Hebräische, ihr an Vocalreichthum und Wohllaut sehr nahe, hält den Vocal durch Annahme eines tonlosen Hülfsvocals an seiner Stelle (kódesch). Wenn jedoch die Wörter kubl und kudm mit der Präposition l' verbunden werden, so rückt jener Vocal dagegen *vor* den ersten Radical: lukbal, lukdam; denn in diesen Wörtern, die in dieser Zusammensetzung nur noch vorkommen, und zwar als Adverbia, scheint die Präposition unzertrennlich vom Wort und Begriff geworden zu seyn; an und für sich aber kann ein Vocal des Zwangs der Aussprache wegen auch vorrücken. Aber aus diesem Ursprunge ist nun auch deutlich, warum diese Vorrückung des Vocals nur bleibt, so lange der Zwang der Aussprache bleibt; warum also vor Suffixen, die dem lezten Radical einen Vocal geben, das *u* auf seine ursprüngliche Stelle zurückkehrt: l'kublan, wie kudschan. Es ist daher nur eine halbe, und hier sogar der Einprägung der äufseren Form ungünstige Wahrheit, dafs lukbal *vor Suffixen* (so ohne Einschränkung zweimal, S. 280, 281) l'kubal laute, und eine Form kubal, die auch S. 145 angenommen wird, ist in der Sprache nicht möglich; ihr Daseyn würde alle diese Schwierigkeiten und Veränderungen der Aussprache überflüssig gemacht haben. — Wie jezt die Lehre von den Vocalen in der ganzen Elementar- und Formenlehre behandelt ist, sind unter so allgemeinen Aufschriften, wie Vocales adsumuntur, transponuntur, abjiciuntur u. s. w. die verschiedensten und ungleichartigsten Regeln vermischt; und es kann nicht fehlen, dafs, wenn man auch blofs die Aufsenseite beschreiben will, doch selbst diese Aufsenseite unrichtig beschrieben wird. So wird S. 147 bemerkt, dafs, wo ein Vocal angenommen werden mufs, a, e und bisweilen *u* erscheint. Das Annehmen des *u* ist aber dem Sprachgeiste nach schon an sich höchst unwahrscheinlich, und wird durch die Beispiele nicht bestätigt; denn in Substantiven wie maff'lo, st. emph. maffulto, ist das kurze u von mafful (vergl. chald. maffolet) eben so nach den allgemeinen Sylben- und Tonregeln verschwunden, wie in tektul, pl. tekt'lun.

Sind die Lautveränderungen und das Wesen der Vocale deutlich, so kann man auch über das Wesen der von den alten Syrern vor Erfindung der Vocalpunkte geschriebenen Vocalbuchstaben (ו י א) zu einer richtigen und leicht verständlichen Einsicht kommen. Was der Verf. darüber S. 93 sagt, beruht wieder auf der blofs äufseren Ansicht, die hier sogar leicht irre führen kann. Wie kommt es, dafs Olaf, wie es hier nach der gewöhnlichen Terminologie lautet, in jedem Vocale quiescirt? Wurde es also als Vocalbuchstabe geschrieben, um als solcher nicht zu gelten? Und kann es wirklich nach Belieben geschrieben worden für jeden Vocal? Die genauere Untersuchung zeigt vielmehr, dafs es in ächt-Syrischen Wörtern (fremde hätten auch hier wohl gesondert werden müssen) nur da bei den Vocalen ō und ī steht, wo diese aus ā und ē entstanden sind; es blieb den Buchstaben nach im Syrischen die alte Schreibart, obgleich sich die Aussprache geändert hatte, wie wir dasselbe im Englischen sehen. Dehnen die Syrer bisweilen die Schreibart des ī in der Mitte des Worts durch א weiter aus, z. B. dafs sie selbst תאלד *tilad* schreiben, so ist diefs eben erst durch jenen Lautübergang möglich geworden. Eine andere Eigenthümlichkeit der Syrischen Schrift, nach welcher ō in der Mitte des Worts niemals in Syrischen Wörtern (der Verf. drückt sich S. 93, 94 ohne Noth viel unbestimmter aus) durch einen Vocalbuchstaben bezeichnet ist, erklärt sich aus dem Vorherrschen dieses Vocallauts (der ā und ō vereinigt) in der ganzen Sprache; dagegen das seltenere u, kurz oder lang, stets durch ו bezeichnet ist. Denn was der Verf. S. 149 zu glauben scheint, dafs *u* stets lang sei (wenigstens pafst sonst die Regel gar nicht; ein wirklich langer Vocal kann nie in der Mitte des Worts in zusammengesezter Sylbe stehen), ist unbegründet; in *bur-k'to* ist es eben so kurz wie in kudscho, kudsch'kun.

Ueber den Ton bescheidet sich der Verf. S. 149 etwas Bestimmtes lehren zu können. Indefs kann der Ton doch einigermafsen aus der Beschaffenheit der Endsylben und dem ganzen Geist der Sprache geschlossen werden;

Digitized by Google

und eine sichere Spur davon ist folgende. Die Verkürzung einer mit dem Vocal anfangenden Endsylbe (Endsylben sind im Syrischen sehr oft und sehr stark abgestumpft und verkürzt) zeigt sich zunächst so, dafs der Ton von der Endsylbe auf den nächst vorhergehenden Consonant zurückgeht, indem dieser seinen Vocal wieder bekommt; z. B. katlún (von k'tal), k'tálun; woraus dann weiter k'tálu, k'tal verkürzt ist, indem die tonlos gewordene Endung sich ganz verliert. Diese Verkürzung zeigt sich besonders in den überhaupt Verkürzung liebenden Imperativen, welche sämmtlich die Endung des fem. pl. tonlos haben, wie k'túlen, kattélen u. f. Die tonlos gewordene Endung *ōn* (tek't'lon) ist in diesem Falle in en abgeschleift, wie die langen Vocale am Ende der zusammengesezten Endsylben gar nicht selten auch im Hebräischen so verkürzt werden. Demnach ist das Bleiben dieser kurzen betonten Vocale bei einem einzelnen Consonant gar nicht so auffallend und einzeln, wie es der Verf. S. 144 schildert *); nie kann, weder in der Syrischen noch in der Hebräischen Sprache, ein einzelner Consonant einen kurzen Vocal vor der Tonsylbe tragen; der Ton ändert aber das Verhältnifs.

Verlangt irgend eine Lehre in der Syrischen Grammatik genauere Untersuchung, so ist es die von den sogenannten Quiescenten ܘ ܝ ܐ. Der gröfste Theil der Bildungen der schwachen Stämme, wohl ein Viertheil des ganzen Sprachschatzes, hängt von diesen Buchstaben ab. Leider hat der Verf. das Chaos der früheren Grammatiker nicht gesichtet und Licht und Zusammenhang gesucht. Obgleich ܘ ܝ als Halbvocale gänzlich verschieden sind von ܐ als dem schwächsten Guttural, werden doch alle Buchstaben hier ohne Unterschied behandelt S. 139 ff. Die Erklärung der grofsen Veränderungen selbst ist rein äufserlich, indem der Verf. blofs sagt, dafs z. B. ܐ oft ܘ, und ܘ oft ܐ werde. Durch Annahme abweichender Vocale der Formen, welche bei den schwachen Stämmen zum Grunde lägen, wird die wahre innere Erklärung umgangen; z. B. um *kom*, *mekom* oder *m'kom* zu erklären, denen in den starken Bildungen k'tal und maktal entspricht, werden die Formen k'tob und mektob supponirt, denen k'vom und mekvom, und aus diesen jene Formen kom und mekom entsprächen. Nach allen Forschungen aber gehen die Bildungen der schwachen Stämme (bis auf wenige Einzelnheiten, welche selbst wieder Gründe haben) von den regelmäfsigen Bildungen der starken aus, und die abweichenden Vocale haben im Wesen der schwachen Buchstaben ihren nothwendigen Grund. In den Lautgesetzen liegt z. B. die allgemeine Regel, dafs harmonirende Laute (wie uw = uu, ej, ij = ii) sich stets in den harmonirenden langen Laut (ū, ī) auflösen müssen; wir werden also nicht glauben, die Form ch'di (laetatus est) stehe für ch'do S. 140, sondern sie sei völlig regelmäfsig die intransitive Verbalform für ch'dej; wir werden die Form meda' (scire) gleich als für *medda'* (da die Syrer die Verdoppelung des Consonanten aufgeben) gesezt erkennen, wie es das chald. madda' bestätigt, und nicht nach S. 142 glauben, sie stehe für *mejda'*, woraus nothwendig *mida'* entstehen würde. Dafs das active Participium ko-'em (zur leichtern Aussprache dafür kojem) für kovem stehe, ist in keinem Sprachgesetz gegründet; vielmehr ist diese den Hebräern noch unbekannte Form nicht aus den drei Radicalen k'wam, sondern aus der erweichten activen Form kom so gebildet, dafs der Vocalwechsel nur innerhalb der zwei übriggebliebenen Consonanten eintritt, und ein Hauch (oder j) die zwei Vocale trennt. Eben so ist die Arabische Form kāimon nicht von kwm (wie die dritte Conjugation kāwama), sondern unmittelbar von kāma abgeleitet.

Wenn wir so in der Elementarlehre fast überall den die todte Masse belebenden Geist und die mehr als die äufsere Oberfläche erklärende Ansicht vermifst haben, so werden wir in der Formlehre nichts Anderes als eine äufsere Aufzählung der Formen suchen, deren Erklärung in der Elementarlehre nicht vorbereitet ist, und jezt nicht weiter begründet wird. Recensent begnügt sich jezt nur einen durchgreifenden Punkt zu erläutern.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Den Grund, wefshalb Vocale vor Zusätzen ausfallen, gibt hier der Verf. so an: ne syllabarum numerus in vocibus nimis augeatur, neve oratio fiat impeditior. Dadurch wird aber nichts erklärt; der innere und wahre Grund liegt im Wesen einer Sylbe, wie sie sich im Syrischen gebildet hat; und in der Vocalarmuth der Sprache.

Digitized by Google

Nro. 69. u. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Andreae Theophili Hoffmanni. Grammaticae syriacae Libri III. Cum tribus tabulis varia scripturae aramaicae genera exhibentibus.

(Beschluſs.)

Es ist in der Syrischen Sprache nichts deutlicher und für das Verständniſs der Syrischen wie der verwandten Sprachen wichtiger zu bemerken, als das Abnehmen oder gänzliche Verschwinden des feineren inneren Vocalwechsels der Stämme. Der feine, consequente und bei aller Kürze so deutliche Vocalwechsel zur Unterscheidung der grammatischen Beziehungen, welchen das Arabische in höchster Ausbildung zeigt, findet sich im Hebräischen schon weniger consequent, und ist in der laut- und vocalstumpferen Syrischen Sprache fast ganz verschwunden. Wie hätte auch der Vocalwechsel so consequent und reich in einer Sprache seyn können, welche, wie oben bemerkt wurde, ihre Vocale so sehr verringert und beschränkt hat! Dennoch aber haben sich von dem ursprünglich reichen Vocalwechsel Spuren erhalten, die nicht erklärt werden können, wenn man nicht den ganzen Sprachstamm übersieht und sich der Gränzen des Abnehmens der früheren reicheren Bildungen bewuſst ist. Als Hauptfolge dieses Sinkens der Sprache bemerkt man, daſs die *kurzen* Vocale in der Mitte der Verbalstämme durchgängig zu wechseln aufgehört haben, die Vocale aber in den betonten Endsylben sich noch ziemlich fest in ihrem Unterschiede erhalten. Von der passiven Aussprache hat sich daher das *u* in der ersten Sylbe im Gegensatze zu dem activen *a* gänzlich verloren, und nur in der lezten Sylbe ist *a* als Zeichen des Passivs zum Unterschiede vom activen *e* geblieben; von *katteb*, *kuttab* z. B. bloſs katteb, kattab; jedoch auch diese Aussprache hat sich nur in den Participien erhalten: m'katab, maktab, deren active Aussprache ist m'kateb, makteb. Dieses durchgängige Gesetz der Bildung hat der Verf. eben so wenig erklärt oder nur berührt wie jene passive Bildung; es ist auch S. 146, 148, 272 nicht genug bemerkt, daſs dieses unterscheidende *a* sich auch bei den Stämmen לא immer richtig zeigt, indem *aj*, welches hier zusammentrifft, ganz nach der Regel in *ai* übergeht.

Je mehr die Sprache diesen kurzen inneren Vocalwechsel verloren hat, desto beständiger muſs sie durch äuſsere Zusätze den Unterschied der Formen bezeichnen; und daher sind die äuſseren Consonantbildungen in der Sprache herrschend geworden, statt deren die feineren Dialekte kürzere Bildungen haben. So sind die Reflexivformen, durch Vorsetzung der Sylbe *et* gebildet, zugleich für die *Passivformen*, die fast spurlos verloren sind, gebraucht; und es ist nach dem Geiste und Fortgange der Dialekte nicht mit dem Verf. S. 179 das Gegentheil anzunehmen, nämlich daſs die Passivbedeutung dieser Formen die ursprüngliche und die reflexive die abgeleitete sei. Die reflexive Bedeutung der Sylbe *et* im Arabischen und Hebräischen, in welchen Dialekten die passive sehr selten ist, und die oben erwähnte Spur von einer früheren, der Arabischen und Hebräischen entsprechenden Passivbildung durch Vocalwechsel würde dieſs schon widerlegen.

Die Syntax S. 284—394 konnte, da der Verf. sich von solchen Grundsätzen in der Sprachforschung leiten lieſs, nicht zu dem Grade der Vollkommenheit kommen, der schon in unseren Zeiten erreicht werden kann. So wird S. 301 die Regel gegeben, daſs das dem Accusativ vorgesezte Präfix ל wie die Hebräische Partikel אֵת bisweilen auch *vor dem Subject* stehen könne; welches an sich unwahrscheinlich durch die Beispiele (Gal. 5, 11; Matth. 26, 11; Apok. 9, 11., an welchen beiden Stellen die Peschito vielmehr die Construction des ἔχειν mit dem Accusativ nachahmt) nicht bewiesen wird; auch ist es S. 298 zu unbestimmt ausgedrückt, daſs der Accusativ *öfter* auch *nicht* durch ל bezeichnet werde, da ל überhaupt nur vor *bestimmten* Nomina steht, und seinem Ursprunge nach völlig verschieden von der Präposition ל,

Digitized by Google

selbst ein Demonstrativ (vergl. das Arab. *la*, auch das Hebr. hal*la*se) zu seyn scheint. Indefs reichen die vorigen Beispiele hin, um Geist und Werth dieses Werkes kennen zu lernen. Niemand wird den Fleifs des Hrn. Verfs. verkennen; er hat mit seltener Beharrlichkeit wohl die meisten der gedruckten Grammatiken gelesen, und besonders Amira's ausführliche, aber, wie es im sechszehnten Jahrhundert auch von einem gelehrten Maroniten nicht anders zu erwarten war, unkritische Grammatik mit Nutzen gebraucht; er gibt im Anfange seiner Grammatik aufser einer kurzen Geschichte der Aramäischen Sprache und Schrift einen historischen Ueberblick des gesammten Syrischen Sprachstudiums in Asien und Europa, in welchem wenigstens die literarischen Nachweisungen zu schätzen sind; auch hat er die gedruckten Syrischen Schriften gelesen, und gibt sogar vom zabischen, sehr verderbten Sprachdialekt im ersten Theil des Werks mehrere von ihm zuerst gesammelte Beispiele. Dafs aber durch diesen Fleifs die Wissenschaft nicht gewonnen hat, mufs von der anderen Seite Jeder, der etwas tiefer die Syrische Sprache kennt, und die einfache Wahrheit liebt, dem Publicum gestehen. Eine höhere Achtung der Sprache als Sprache und Abdruck des Geistes, die eine harmonische und aus ihrem Geiste geflossene Erklärung fordert; eine tiefere, die blofse Aeufserlichkeit fliehende, nach Licht und Zusammenhang strebende Untersuchung, welche mit Besonnenheit die höchsten Gesetze der Sprache sucht, und alles Einzelne nicht als blofs zufällig und willkürlich betrachtet; vorzüglich die vollkommenste Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang aller Semitischen Dialekte, welche den Syrischen in das wahre Verhältnifs zu den übrigen sezt, und genauere Vergleichung des Chaldäischen würden die Grammatik tiefer begründet und deutlicher und sicherer gemacht haben. Rec. hat wenigstens aus dieser Grammatik aufs Neue die Wahrheit gelernt, dafs es völlig unmöglich ist, auch nur einen einzelnen Theil der Formenlehre und Syntax oder eine einzige Regel der Elementarlehre vollkommen darzustellen, wenn man sich nicht der inneren Gründe bewufst ist, und sich durch tieferes Studium den Geist der Sprache zu eigen gemacht und befreundet hat. Aber auch diese Wahrheit ist ihm noch gewisser geworden, dafs es unmöglich sei, die Syrische oder überhaupt eine spätere Semitische Sprache (in vielen Stücken auch die Arabische nicht ausgenommen) gründlich zu verstehen, oder doch so tief, als es uns jezt noch möglich ist, in ihr Wesen einzudringen, wenn man nicht dem ältesten und einfachsten Dialekt, dem Hebräischen, ein so ernsthaftes und anhaltendes Studium zugewendet hat, als es die Ueberreste der Hebräischen Literatur nur erlauben. Denn im Syrischen Dialekt sahen wir den Semitischen Sprachstamm nur veraltern und verwelken; der schönsten Zierden beraubt; und wie ist es möglich, die lezten Wirkungen und Folgen, die Nachsprossen eines fast zertrümmerten Sprachstamms richtig zu fassen, wenn man seinen früheren kräftigeren und vollkommeneren Bau nicht kennt! Das Arabische ist zwar vollkommener als das Hebräische, aber vieles Einzelne läfst sich in ihm nur aus der älteren Einfachheit des Hebräischen Zweiges richtig erkennen. Darum wird auch, wenn das harmonische Gesammtstudium aller Semitischen Sprachen die einzige Sicherheit und Tiefe der Untersuchung jedes einzelnen Dialekts gibt, doch die Syrische Grammatik aus der immer vollkommeneren und gründlicheren Bearbeitung der Hebräischen den gröfsten Nutzen ziehen.

E w a l d.

---

1. *Ueber den Sachsenspiegel als Quelle des mittleren und umgearbeiteten Livländischen Ritterrechts, so wie des Oeselschen Lehenrechts. Von J. G. v. Bunge, Dr. der Rechte, Privatdocenten zu Dorpat etc.* Riga 1827. 144 S. 8.
2. *Das Schlesische Landrecht, oder eigentlich Landrecht des Fürstenthums Breslau von* 1356, *an sich und in seinem Verhältnisse zum Sachsenspiegel dargestellt.* Beigefügt sind: I. einige Nachträge zu der Schrift über das alte Magdeburgische und Hallische Recht; II. ein Verzeichnifs von 24 Handschriften mit Deutschen Rechtsquellen des Mittelalters. *Von Dr. E. Th. Gaupp, ordentl. Prof. der Rechte zu Breslau.* Leipzig 1828. VIII. und 525 S. 8.

Unter welchen Umständen der *Sachsenspiegel*, oder die von Sächsischen Land- und Lehengerichten befolgten Normen, in der individuellen Auffassung eines Privatmannes zur Bedeutung eines gemeinen Deutschen Rechts des Mittelalters gelangte, ist genugsam bekannt; nicht weniger, dafs diese Herrschaft des Sachsenspiegels zugleich mit ihrem Gegengewicht, dem Streben des Zeit-

Digitized by Google

alters, jedwede Eigenthümlichkeit der geselligen Zustände auch im Recht auszuprägen, sich in den zahlreichen Quellen offenbart, die für andere Gegenden, Zeiten, Rechtsgebiete als jene Arbeit bestimmt, doch Eike's von Repkow Worte in gröfserem oder geringerem Mafse aufzunehmen sich genöthigt sehen. Wenden wir uns aber näher zu den Quellen dieser Art, und begehren wir eine genauere Aufzählung derselben, die Angabe der Stellen des Sachsenspiegels, die sie benuzten, und vor Allem Belehrung, unter welchen Modalitäten die Benutzung erfolgte, so erwächst uns aus der Sammlung der bisherigen, sehr zerstreuten Untersuchungen doch nur ein dürftiges, ungenügendes Resultat, und dem uns vorschwebenden Bilde einer höchst ausgebreiteten Wirksamkeit jenes Rechtsbuches fehlt noch Mafs und Begränzung, so wie Ausführung, Klarheit und Verbindung der einzelnen Züge. Für solche bestimmtere Ausführung geben uns nun beide angezeigte Werke willkommene Beiträge; auch das haben sie noch gemeinsam, dafs die Quellen, deren Verhältnifs zum Sachsenspiegel sie uns aufzeigen, ursprünglich Slavischen, vom Norden Deutschlands her germanisirten Ländern angehören.

Der Verf. von Nro. 1 erwarb sich durch seine Arbeit, welche Mutter- und Tochterland in ihren gemeinsamen Interessen berührt, das Doctordiplom der Universität Heidelberg gewifs auf eine höchst passende und verdiente Weise. Der Gegenstand seiner Betrachtungen ist:

1) und vornehmlich das sogenannte *mittlere Livländische Ritterrecht*, etwa am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, theils aus dem noch ungedruckten *ältesten* Livländischen Ritterrechte, das wiederum aus dem Waldemar-Erichschen Lehenrecht v. J. 1315 stammt, theils aus dem *Sachsenspiegel* compilirt, und im J. 1648 mit noch jezt wirksamer Gesetzeskraft versehen. Im J. 1537 erschien davon (vielleicht in Rostock) ein sehr corrumpirter Text im Druck; und dieser Text liegt einzig und allein den jezt bekannten Handschriften, so wie den beiden neueren von *Oelrichs* (Bremen 1773) und *Buddenbrock* (Mitau 1802) besorgten Abdrücken zum Grunde. Es erhellt hieraus die unmittelbare Wichtigkeit einer Zurückführung des Werkes auf seine Quellen für das Verständnifs, ja für die Gestaltung des Textes; auch ist schon *Buddenbrock* dadurch zu manchen, aber freilich oft sehr willkürlichen Emendationsversuchen veranlafst worden.

2) Das sogenannte *systematische* oder neueste Livländische Ritterrecht, d. i. eine die Ordnung ändernde, aber nicht gerade bessernde Redaction der ersteren Quelle, seit 1539 als *stiftisches, landläufiges* Recht citirt, und nur in späten schlechten hoch-Deutschen Handschriften vorhanden.

3) Die von *Ewers* aus einer sehr verstümmelten Handschrift in seinen „Ritter- und Landrechten des Herzogthums Esthen" bekannt gemachten *Lehenrechte der Wiek und des Stiftes Oesel* in fünf Büchern, die, mit Ausnahme des vierten, aus den obigen Ritterrechten entnommen sind.

Der Verf. läfst sich, ehe er zur Collation dieser Quellen mit dem Sachsenspiegel schreitet, auf eine Untersuchung über die verschiedenen Texte des lezteren ein. Ihm standen deren nur wenige zu Gebote; auch manche Aufschlüsse aus neueren Deutschen Schriften konnte er noch nicht benutzen — unter anderen kam ihm, wie eine Nachschrift meldet, des Rec. Ausgabe des Sachsenspiegels erst nach fast beendigtem Drucke zu —; dennoch ist, bei manchem Ungenügenden und selbst Irrigen im Einzelnen, doch das richtige Endresultat herausgefunden, dafs der Quedlinburger Text den Sachsenspiegel in der ältesten uns bekannten Gestalt liefert. Diesen legt er daher, und für die darin fehlenden Stücke den Leipziger Text bei Gärtner, der folgenden Vergleichung zum Grunde. In solcher Bemühung waren ihm schon *Oelrichs* in der angeführten Ausgabe und *Schwartz* in seiner Geschichte der Liefländischen Ritter- und Landrechte (Riga 1794, 8.) vorangegangen; doch übertrifft er Beide bei Weitem in Specialität und Genauigkeit der Forschung.

Er vergleicht nun den Sachsenspiegel mit dem *mittleren* Ritterrechte, unter beiläufiger Bezeichnung der Abweichungen der beiden anderen Quellen, in der Weise, dafs zunächst (S. 31—53) die *wörtlich*, sodann (S. 53—84) die *mit Modificationen* aus jenem in dieses übergegangenen Artikel und einzelnen Stellen angegeben werden. Unter den Modificationen scheidet der Verf. wiederum sorgfältig Erweiterungen, einzelne Zusätze, Zusammenziehungen, Weglassungen kleiner Sätze und sonstige Abänderungen, und erhöhet das Interesse dieser ganz speciellen Darlegung des materiellen Verhältnisses beider Quellen durch die stäte Hinweisung auf die Verfassung und gewisse Localitäten Livlands, in welchen ein Theil der Abweichungen des Ritterrechts seine Erklärung findet. Eine dann folgende, besonders genaue Prüfung solcher Stellen, welche *Oelrichs* aus dem Sachsenspiegel entnommen glaubte, *Schwartz* aber auf eine bestimmte Quelle zurückzuführen

Digitized by Google

sich nicht getraute (S. 84—108), ergibt, dafs Ersterer mehrentheils im Unrecht war. S. 109—114 handeln hierauf von den Artikeln und gröfseren Sätzen des Sachsenspiegels, welche das Ritterrecht ganz weggelassen. Auch diese *Auslassungen* können der Mehrzahl nach aus der Livländischen Verfassung gerechtfertigt werden. Sie treffen namentlich diejenigen Stellen des Sachsenspiegels, worin von dem gerichtlichen Zweikampfe, der Deutschen Reichsverfassung, den Ständeverhältnissen, dem Judenrechte, der Gerichtsverfassung, der Erbfolge die Rede ist, oder die Geschichtliches oder speciell Sächsiches vortragen. Von einem ferneren Grunde der Nichtaufnahme wird gleich näher die Rede seyn.

Der Verf. beseitigt hierauf noch einige Zweifel gegen die *unmittelbare* Benutzung des Sachsenspiegels bei der Compilation, und schliefst dann seine gelungene Arbeit mit zwei sehr dankenswerthen Tabellen. Die *erste* gibt nach der Reihenfolge der Artikel des Sachsenspiegels für jeden Artikel die Parallelstellen aus obigen drei Quellen an. Es erhellt hieraus namentlich in Bezug auf das mittlere Ritterrecht, dafs von den 254 Artikeln des Sachsenspiegels 105 ganz weggelassen, 54 ganz und wörtlich eingeflossen, 95 theilweise oder modificirt aufgenommen sind. Die *zweite* Tabelle stellt das mittlere Ritterrecht an die Spitze, führt dessen Capitel auf das Waldemar-Erichsche Lehenrecht, das älteste Ritterrecht und den Sachsenspiegel zurück, und gibt dann auch die ihnen entsprechenden des umgearbeiteten Ritterrechts und des Oeselschen Lehenrechts an. Nach dieser Tabelle wäre das mittlere Ritterrecht folgendermafsen componirt: Von seinen 249 Capiteln sind 60 (nämlich 1—10, 21, 23, 25, 49—95) aus dem ältesten Ritterrechte genommen; 5 (28—32) aus dem Goslarschen Stadtrechte; bei 173 (11—20, 22, 24, 26, 27, 33—48, 96—105, 107—110, 112—134, 136—240, 247) ist der Sachsenspiegel mehr oder weniger benuzt, so jedoch, dafs weit über die Hälfte des Ritterrechts wörtlich in ihm gefunden wird (S. 119); für 11 endlich (106, 111, 135, 241—246, 248, 249) kann keine Quelle namhaft gemacht werden.

Nach dieser Relation des hauptsächlichsten Inhalts erlauben wir uns noch einige, die Darstellung des Verfs. vervollständigende Bemerkungen.

1) Die Zahl der Capitel, für welche keine Quelle zu nennen, ist noch beträchtlich zu verringern. Der Hr. Verf. und seine Vorgänger haben übersehen, dafs der Compilator auch das Sächsische *Lehenrecht* und mehrentheils wörtlich benuzte. Es findet sich nämlich:

Ritterrecht.	Lehenrecht.	Ritterrecht.	Lehenrecht.
C. 241	in A. 2 §. 4 *)	C. 246	in A. 12 §. 1
- 242	- - 3	- 248	- - 13 - 1 im Anf.
- 243	- - 4		- 14 - 3
- 244	- - 9 §. 1	- 249	- - 14 - 5, 18 i. A.
- 245	- - 9 §. 2		- 19 - 2.

Auch Capitel 247 ist nicht mit dem Verf. auf das Sächsische *Landrecht*, sondern auf das Lehenrecht Art. 12 §. 2 zurückzuführen. Von *ganzen* Capiteln blieben also nur drei: 106, 111, 135, als solche übrig, die bis auf Weiteres für eigene Zuthat des Compilators zu halten wären.

2) S. 10, 96, 116 zeigt der Verf. gegen seine Vorgänger, dafs die Cap. 28—32 nicht aus dem Sachsenspiegel, sondern aus den in *Bruns* Beitr. zum Deutschen Recht S. 169 ff. als Anhang zum Goslarschen Stadtrechte abgedruckten Stücken fast wörtlich entnommen seien. Weiter stellt er dann die Hypothese auf, jener Anhang gehöre wohl nicht eigentlich zum Goslarschen Stadtrechte — wie er denn auch in der Brunsschen Handschrift durch einen leeren Raum davon getrennt sei —, sondern möge wohl das Bruchstück irgend eines gröfseren unbekannten Rechtsbuches enthalten, die auch vom Ritterrechte benuzt worden. Ja, vielleicht lasse diefs Rechtsbuch sich als Quelle derjenigen Capitel betrachten, für welche keine andere zu ermitteln. Gegen das Leztere spricht aber die eben gegebene Zurückführung vieler dieser Capitel auf das Sächsische Lehenrecht, gegen das Erstere Existenz einer Handschrift, in welcher jener Anhang einen integrirenden Theil des Goslarschen Stadtrechts bildet. (Vgl. *v. Camptz*, die Provinzialrechte in der Preufs. Monarchie, Th. I. S. 375.) Allerdings ist aber richtig, dafs nicht alle Abweichungen des Ritterrechts vom Sachsenspiegel auf eigenthümlich Livländischen Gewohnheiten beruhen. Gar viele sind ihm mit anderweitigen Deutschen Quellen gemein, z. B. die Entstehung der Rechtlosigkeit aus gewissen, im Sachsenspiegel nicht namentlich angeführten Verbrechen, im Ritterrechte Cap. 38 mit dem sogenannten vermehrten Sachsenspiegel VI. 2 Diss. 2, der Satz im Cap. 113, dafs geringere Vergehen vom Kläger selbdritte bezeugt wer-

*) Die Paragraphen, nach denen hier citirt wird, sind diejenigen, in welche Rec. bei einer künftigen Ausgabe des Sächsischen Lehenrechts die Artikel zu theilen gedenkt. Auch schon jezt werden sie das Auffinden der gemeinten Stellen erleichtern.

Digitized by Google

den können, mit verschiedenartigen Quellen, welche u. a. Albrecht de probat. sec. jus German. Regiom. 1825. P. prior p. 28 anführt. In den mehrsten Fällen wird freilich zweifelhaft bleiben, welche Quelle dem Compilator unmittelbar vorlag.

3) Dem Verf. ist ein Hauptgrund, aus dem die Auslassung mancher Stellen des Sachsenspiegels im Ritterrechte zu erklären, keineswegs entgangen, der nämlich, dafs diese in der dem Compilator vorliegenden Handschrift selbst nicht vorhanden waren (S. 110); wie sehr richtig daraus gefolgert wird, dafs sie auch im Quedlinburger Texte fehlen. Dahin gehören von ganzen Artikeln: I. 8—11, 26, 49, 58; II. 1, 18; III. 11, 50, 51, 72, 73, 84—91. Nachdem *Nietzsche* eine Classification der zahlreichen Handschriften des Sachsenspiegels so trefflich begründet hat, *) liegt die Frage nah, welcher Classe die hier benuzte angehört haben möge? Zuvörderst ergibt sich, dafs sie der *ersten*, welche die gewöhnliche Eintheilung in drei Bücher nicht kennt, anheimfällt, und in ihr wiederum der durch den Mangel vieler Artikel ausgezeichneten Abtheilung, an deren Spitze der Quedlinburger Text steht. Von diesem trennt sich sodann unsere Handschrift durch das Vorkommen mancher in jenem fehlenden Stellen, namentlich der Artikel I. 4, 12—15, 50, 69; II. 29, 33; III. 47—50, 82, 83; dagegen nähert sie sich mehr einer *Bremer* Handschrift und der sogenannten *Grupenschen*, die gleichfalls aus Bremen stammt (bei *Nietzsche* Nro. 15 und 27). Denn wiewohl auch in diesen die eben bezeichneten Artikel fehlen, so zeigt sich doch in einem Punkte eine sehr bemerkenswerthe Uebereinstimmung. Das Ritterrecht hat nämlich im Cap. 195, der dem Sachsenspiegel III. 9 entspricht, einen Zusatz, der in den gewöhnlichen Texten des Sachsenspiegels fehlt, und daher vom Verf. dem Compilator zugeschrieben wird (s. S. 68, 69). Dieser findet sich nur in jenen Handschriften, und, so viel dem Rec. bekannt, nur in diesen an demselben Orte. **) Er gehört also zu denjenigen verhältnifsmäfsig seltenen Zusätzen zum Urtexte des Sachsenspiegels, welche die vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich abschliefsende und alle übrigen verdrängende Recension dieses Rechtsbuchs nicht in sich aufgenommen hat. Jene Uebereinstimmung erklärt sich übrigens leicht aus der Geschichte der Germanisirung Livlands. Der erste Grund zur Deutschen Herrschaft ward hier im zwölften Jahrhunderte durch die Handelsetablissements *Bremischer* Kaufleute gelegt; das *Rigaische* Stadtrecht ist ein Glied des besonderen Kreises, dem auch die Rechte von Hamburg, Stade, *Bremen* u. s. w. angehören; und so steht hiemit in völligem Einklange, dafs auch der Sachsenspiegel jenen Küsten in derjenigen Form mitgetheilt wurde, welche der Bremer Gegend eigen gewesen zu seyn scheint.

Nro. 2, die Arbeit des Hrn. Prof. *Gaupp*, führt uns zu einem Slavischen Lande, welches nicht, wie jene Ostseeprovinzen, Deutsche Waffen, sondern die Gewalt des Deutschen Geistes und Deutscher Sitten, aber auch desto vollständiger, germanisirten. Seit *Schlesien* im zwölften Jahrhunderte sich von Polen ablöste, und die Slavischen Fürsten, Einwanderungen von Sachsen her vielfach begünstigten, bildete sich hier das zugleich eingewanderte Recht, obwohl mit dem Stammrechte in stäter und engster Verbindung, auf lebendige und charakteristische Weise aus, und tritt auch äufserlich in solcher Formenfülle hervor, dafs das *Schlesische* Recht für uns als der reichste und wichtigte Zweig des allgemeinen Sächsischen erscheint. Der Hr. Verf., der schon früher hinlänglich bewiesen, mit welchem Interesse er diese Bildungen verfolgt, gibt auch in vorliegendem Werke einen Beitrag zu ihrer Geschichte.

Der *erste* und Hauptgegenstand seiner Erörterungen ist das *Schlesische Landrecht*. Es war in neueren Zeiten bei Vielen üblich geworden, mit diesem Namen ein Rechtsbuch zu belegen, das ihn in keiner Hinsicht verdiente. Was nun über diese Ungehörigkeit von Aelteren in seltenen und fast vergessenen Schriften von einigen Neueren

*) In der so ungemein sach- und lehrreichen Beurtheilung der vom Rec. besorgten Ausgabe des Sachsenspiegels in der allgem. Literaturzeitung Dec. 1827 Sp. 722 ff., 733.

**) Da die fragliche Stelle des Ritterrechts zugleich das Interesse hat, dafs sie als eine sehr verdorbene zu Verbesserungsversuchen Buddenbrocks und des Verfs. Anlafs gegeben, so theilen wir sie hier nach den beiden Handschriften mit. *Bremer Handschrift:* Borghet mer ludes den en man enen beclageden man vmbe vogherichte uor gherichte to bringhende, vnde en komet he nicht uore to recht tit, men delet uppe se alle en ghewedde vnde en were ghelt. Des sal men se uan gherichtes haluen twinghen to gheldene ghelike also uerre so se it ghelden moghen. — *Grupener Handschrift:* Ist der borgen tuene oder mer unde ne komt die man nicht uor, al geuet sie en wergelt oder ene scult, dar iene um beklaget was unde en gewedde; tu glikem gelde sal die richter si dwingen, so uert alse he si uon gerichtes haluen gedwingen mach.

Digitized by Google

auf kurze Weise bemerkt war (s. z. B. diese Blätter Jahrg. 1827. Sept. Sp. 1314), wird hier in einer Art, die jeden Zweifel beseitigt und auch Früheres berichtigt, ausgeführt und begründet (§. 1, 2). Wir sehen insbesondere, wie der Urheber des Irrthums, *Böhme*, so ganz willkürlich dem von ihm in den diplomatischen Beiträgen mitgetheilten Rechtsbuch den Namen des Schlesischen Landrechts gab. Von dieser fälschlich so betitelten Arbeit handelt unser Verf. im §. 3. Wer unter den Neueren die falsche Benennung vermied, gebrauchte die des „vermehrten Sachsenspiegels." Der Verf. bemerkt dagegen, dafs man sie ihrem Inhalte nach eben so wohl „vermehrtes Weichbildrecht" nennen könne, und empfiehlt die von der Eintheilung des Werks hergenommene Bezeichnung der „*Sächsischen Distinctionen*." Wir stimmen diesem Vorschlage hauptsächlich defshalb bei, weil dadurch der Sprachgebrauch des Mittelalters nur erneuert wird. *) Nur hat man sich dann vor der Verwechselung mit den auch in *Distinctionen* getheilten *Magdeburgischen Schöffenurtheilen* zu hüten, die unter dem Namen der *M. Fragen* in Preufsen cursirten und in drei Bücher geordnet seit 1517 in vielen Ausgaben des Sachsenspiegels stehen. — Wir übergehen das mancherlei Interessante, was der Verf. über Geschichte und Charakter der Distinctionen, theils nach eigenen Forschungen, theils nach *Nietzsche's* Mittheilungen beibringt, da wir in der von Lezterem angekündigten, höchst wünschenswerthen Ausgabe eine weitere Aufklärung darüber zu erwarten haben.

Der Verf. gelangt nun zu der Arbeit, die mit gröfserem Rechte *Schlesisches Landrecht* heifsen kann. Zuvörderst beschreibt er §. 4, 5 nach *Klose* (literar. Unterhalt. Bd. I. S. 69 ff.), den er einigemal berichtigt, zwei Handschriften v. J. 1422 und 1539 aus der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau; eine dritte, welche *Klose* kannte, war nicht aufzufinden. Der §. 6 zeigt, wie im J. 1346 der damalige Herr von Fürstenthum und von der Stadt *Breslau*, König *Johann* von Böhmen, einer Commission von drei Vasallen des Fürstenthums und drei Rathmannen jener Stadt eine ziemlich ausgedehnte Vollmacht zur Ergänzung und Verbesserung des bestehenden Rechts ertheilte, und wie hierin für diese *Sechser* eine *Veranlassung*, nicht aber ein *specieller Auftrag* lag, den Sachsenspiegel für die Bedürfnisse jenes Gebiets zuzurichten, und dadurch manche Ungewifsheit über den Vorzug des Sachsenspiegels und des Magdeburgischen Rechts zu heben. Nach §. 7 fällt diese Arbeit wahrscheinlich in das Jahr 1356, und nicht, wie man früher wohl nach jener mifsverstandenen Vollmacht annahm, ins Jahr 1346. Ihre Autorität konnte sich nach den bestehenden Herrschaftsverhältnissen zunächst nur auf das obige Gebiet beziehen (§. 8), und der Name *Breslauer* Landrecht (die Handschriften nennen sich nur *Landrecht*) wäre somit der ihr gemäfseste. Doch halten wir mit dem Verf. die Beibehaltung der Bezeichnung: *Schlesisches Landrecht*, für unverfänglich, da in

*) S. *Hanow* Vorr. zum Culmischen Recht §. 45 und diese Jahrbücher Sept. 1827 Sp. 1315. Rec. ergreift diese Gelegenheit eine bibliographische Verwirrung zu lösen. Eine späte Form der Distinctionen in neun Büchern ist bekanntlich vom Königsberger Notar *Pölmann* im sechszehnten Jahrhunderte edirt. *Hanow* a. a. O. und Andere, namentlich auch *Eichhorn* (Deutsch. Privatr. §. 11 Note f), geben seiner Ausgabe den Titel: „Handbuch, darinnen zu finden, was sich bei Gerichte zuträgt etc." *Schweikart* im 52sten Heft der v. Camptzischen Jahrb. für Gesetzgebung S. 272 behauptet nun, der Titel laute eigentlich: „die IX. Bücher des Magdeburgischen oder Sächsischen Rechten etc. Magdeburg 1547. 4." und dem Exemplare *Hanows*, dessen Angaben die übrigen gefolgt, sei nur durch ein Buchbinderversehen Titel und Vorrede eines zweiten Werkes von Pölmann, eines alphabetischen Repertorii der Rechtsbücher nämlich, vorgebunden. Dagegen gibt *Gaupp* in gegenwärtiger Schrift S. 14 Note nach eigener Ansicht den Pölmannschen Distinctionen auch den Titel: „Handbuch etc.", und dem Rec. liegt ein Exemplar der königl. Berliner Bibliothek mit gleichem Titel vor. Dessen genauere Untersuchung zeigt jedoch, dafs Titel und Vorrede in der That nicht zu dem Folgenden gehören. Zwar lauten sie so allgemein, dafs sie allenfalls auf ihn bezogen werden könnten; aber auf der lezten Seite der Vorrede steht der Verräther, eine Angabe nämlich der Abkürzungen, womit in der Folge die verschiedenen Rechtsbücher, aus denen das Werk genommen, bezeichnet werden sollen. Solche Abkürzungen kommen nun einerseits in dem Werke selbst, das mit einem „Register des *Sächsischen Rechts*" beginnt, durchaus nicht vor; andererseits sind sie in Repertorien jener Art sehr gebräuchlich. Nehmen wir nun noch die Existenz eines Exemplars hinzu, wie *Schweikart* es beschreibt, so darf nicht gezweifelt werden, dafs er in der Hauptsache Recht hat. Freilich bedürfen wir einer anderen Erklärung des Mifsstandes, da er sich in wenigstens vier Exemplaren, dem Breslauer und dem Berliner (s. lezteres mit der Jahreszahl 1576), dem Hanowschen (Wittenberg 1590) und dem von Eichhorn citirten (Magdeburg 1605) vorfindet. Die Schuld liegt wohl am Verleger, der die Distinctionen mit dem vermuthlich gangbareren Titel des „Handbuchs", des besseren Absatzes halber, verband.

Digitized by Google

der That der Inhalt wohl als in ganz Schlesien anwendbar betrachtet werden kann. Hr. *Gaupp* legt in dieser Hinsicht auch noch darauf Gewicht, dafs *Breslau* das Buch auf die übrigen Schlesischen Städte, als deren Oberhof diese Stadt galt, verbreitet haben werde, und sezt überhaupt voraus, dafs der *Anwendbarkeit* auch die *wirkliche Anwendung* gefolgt sei, ohne sich jedoch über deren Dauer näher zu erklären. Wir bezweifeln, so lange sich nicht Handschriften an anderen Orten und in gröfserer Zahl finden, einen ausgedehnten praktischen Gebrauch dieser Quelle; rücksichtlich der Zeit möchten wir ihn auf das Mittelalter, rücksichtlich des Gebietes auf District und Stadt Breslau beschränken. Den bei Weitem gröfsten Theil des Inhalts hatte man in anderen Normen, und wir sehen aus der Menge späterer Schlesischer Handschriften des Sachsenspiegels, dafs namentlich dieser durch jene Bearbeitung keinesweges verdrängt worden war.

Ihr Verhältnifs nun zu eben genannter Quelle wird in dem älteren Rhedigerschen Codex durch eine Notiz, die aus dem sechszehnten Jahrhunderte seyn soll, in Kürze so bezeichnet: dy capittel des lantrechts haben dy genanten sechs mann aus dem Sachsenspiegel genommen. Doch haben sy etliche Capittel gewandelt, ouch haben sy dy letzten XIII Capittel deszem lande sunderlich czu halden new recht angesaczt (S. 52). Und in der That finden wir zwischen dem Schlesischen Landrecht und unserem gewöhnlichen Sachsenspiegel eine so weit gehende Uebereinstimmung in Ordnung und Inhalt, dafs die Handschriften des ersteren, auch als die des lezteren betrachtet, von Interesse sind. Es gibt aber ein Rechtsbuch, in einer vormals *Oppelnschen*, jezt *Dresdener* Handschrift vom Jahre 1405 (bei *Nietzsche* Nro. 36), das zwischen jenen beiden Quellen noch mitten inne steht. (Vergl. diese Jahrbücher a. a. O. Sp. 1333 und 1334.) Mit dem Schlesischen Landrecht *stimmt* es 1) insofern eines der Zusatzcapitel sich auch hier findet, 2) in der ganz singulären Capitelabtheilung und deren Rubriken *), 3) in gar vielen Abänderungen des gewöhnlichen Sachsenspiegeltextes. Es *scheidet* sich von ihm, insofern die übrigen Zusatzcapitel, und, wie wir durch den Verf. erfahren, auch manche charakteristische Modificationen, die der Sachsenspiegel im Schlesischen Landrecht erlitten, hier fehlen. Der Verf. schliefst nun aus dem Angeführten (S. 50 ff.), der Oppelnsche Text habe das Schlesische Landrecht benuzt. Uns scheint die Sache umgekehrt zu liegen, und das *materielle* Verhältnifs, das der Vermittelung nämlich durch den Oppelnschen Text, auch das *geschichtliche* zu seyn. Wir geben kurz unsere Hauptgründe: 1) das *Oppelnsche* Rechtsbuch nennt sich selbst speculum Saxonicum, (siehe *Böhme* a. a. O. Th. VI. S. 25); bei jener Annahme müfsten wir also dem Schreiber die wunderliche Absicht beimessen, aus dem Landrecht einen Sachsenspiegel zu reconstruiren. 2) Im Schlesischen Landrecht hören bei den Zusatzcapiteln die Rubriken auf. Schwer begreiflich, wenn die eigenthümliche Eintheilung und Rubricirung des Ganzen von den Sechsern herrühren soll. Setzen wir dagegen, dafs die Sechser einen dem *Oppelnschen* gleichen, also einen nicht in Bücher, sondern nur in viele kleine Capitel getheilten, den ursprünglichen Text schon oft abändernden Sachsenspiegel zum Grunde legten, so ist jener Umstand leicht erklärt; das Vorbild liefs die Compilatoren hier im Stich, da es (höchstens) nur ein Zusatzcapitel und auch dieses unrubricirt hat. 3) Derjenige Rhedigersche Codex, aus dem obige Notiz entnommen, hat in der That vierzehn Capitel mehr als der gewöhnliche Sachsenspiegel, aber nur dreizehn mehr als der Oppelnsche; die Notiz pafst also zu einer Benutzung des lezteren, nicht des ersteren *).

In den §§. 9 bis 13 werden nun die Haupteigenthümlichkeiten, welche das Schlesische Landrecht gegen das Sächsische bezeichnen, beleuchtet, namentlich die Aufhebung des Vorzugs der Söhne vor den Töchtern in der Erbfolge, wobei ein bemerkenswerthes Gesetz König Johanns für Breslau vom Jahre 1339 mitgetheilt wird: über die Beschränkung des Veräufserungsverbots von Immobilien ohne Erben Laub auf anerstorbnes Eigen, und des Einwilligungsrechts der Erben auf Descendenten; über die Verkürzung des Termins zur Bezahlung des Wehrgelds von zwölf auf sechs Wochen; über das Wegfallen der Morgengabe bei einer begabten Frau; endlich über das eheliche Güterrecht der Bauern (Zusatzcapitel

*) Eine Abweichung liegt nur darin, dafs das Landrecht nach Cap. 36 und 73 des Oppelnschen Textes je ein Cap. einschiebt, dagegen dessen Cap. 83 nicht hat, somit dem (lezten) Cap. 351 Opp. die Nummer 352 gibt.

*) Wir übersehen nicht die Einwände, die aus dem jüngern Rhedigerschen Codex und aus dem Prolog eines Remissorii, Gaupp S. 211, gegen unsere Ansicht hergenommen werden möchten, glauben aber, dafs in der Hauptsache dadurch nichts geändert werde.

Digitized by Google

353.) Bei lezterem macht der Verf. einen für diese Gegenden merkwürdigen Einflufs des Lübschen Rechts glaublich. — Der §. 14 gibt auf 47 Seiten eine Collation des Schlesischen Landrechts mit dem Sachsenspiegel nach dem Leipziger Text bei *Gärtner*, für welche wir dem Verf., der nach der Vorrede über ihre Mittheilung zweifelhaft war, allen Dank wissen. Freilich hatte sie durch Bezugnahme auf die schon von *Böhme* aus dem Oppelnschen Codex abgedruckten Rubriken, wie durch Vermeidung der unbequemen Weise, die Unterabtheilungen der Artikel nach Anfangs- und Endworten zu citiren, bedeutend verkürzt werden mögen. Im §. 15 sind noch die vierzehn Zusatzcapitel abgedruckt, und somit ist dem Publicum, was es zu einem Urtheil über diefs lang verkannte Rechtsbuch bedarf, in der ersten Abtheilung dieses Werks vollständig vor Augen gelegt.

Die *zweite* Abtheilung enthält Nachträge zu der früheren Schrift des Verfs. über das Hallische und Magdeburgische Recht, in Beschreibungen solcher Formen des lezteren, die der Verf. und Andere späterhin aufgefunden. Das Magdeburgische Recht ist uns seit einigen Jahren in so zahlreichen Gestaltungen bekannt geworden, dafs das Bedürfnifs eines leichtern Ueberblicks durch Sonderung in gewisse Classen erwächst. Wir versuchen hier eine solche, vornehmlich zum Frommen derer, die einer speciellen Beschäftigung mit diesem Gegenstande bisher fern geblieben sind. Wir unterscheiden demnach:

I. *Privilegien*, durch welche gewisse Städte von ihren Herren mit Magdeburg. Rechte bewidmet werden, insofern sie, was jedoch selten der Fall, zugleich über dessen Inhalt etwas aussagen. Dahin gehört z. B. das Privilegium für *Stendal* vom Jahre 1231 (*Lenz* Brandenb. Urk. S. 28) über das Innungsrecht der Gewandschneider, und das *Prenzlauer* vom Jahre 1235 (Dreger Cod. Pomeraniae dipl. No. CII b.), woraus wir freilich nur erfahren, dafs in Magdeburg die *Gerade* galt.

II. Officielle, unmittelbar oder mittelbar von dem Magdeburger Schöffen ausgehende Mittheilungen über ihr Recht, wie sie *Goldberg* zu zwei Malen *) und mit immer wachsendem Material, *Neumarkt* 1235 durch *Halle*, *Breslau* 1261 und 1295, *Görlitz* 1304 (in 140 Artikeln) erhielten. Diese *Schöffenrechte* sind sämmtlich in Hrn. *Gaupps* früherer Schrift abgedruckt.

III. So wie die Schöffen bei der Mittheilung an *Görlitz* die früheren an Breslau gröfstentheils wieder mit aufgenommen haben, so werden die lezteren am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auch Gegenstand mannigfaltiger Privatbemühungen. Der Stoff wird anders geordnet, gekürzt, hinwiederum bereichert mit Auszügen aus dem Sachsenspiegel (den auch schon die Magdeburgischen Schöffen seit 1261 excerpirt hatten), einigen Schöffenurtheilen, Willküren einzelner Städte, besonders aber mit einer Art wissenschaftlicher Darstellung des Sächsischen Weichbildrechts von geringer Ausdehnung, die auch wohl allein vorkommt. Von Arbeiten dieser Art, die an Umfang das *Görlitzer* Recht nicht zu übertreffen pflegen, sind jezt etwa ein Dutzend *) Formen bekannt, unterschieden in Zahl, Combination und Stellung jener Elemente. Den ungefähren Mafsstab dafür gibt die eine dieser Formen, die in Magdeburg (vor 1387) glossirt wird, dadurch vor allen übrigen sich behauptet und in einer Reihe von Ausgaben unter dem Namen des *Sächsischen Weichbildes* uns überliefert worden ist. Eine Bekanntmachung mehrerer der ungedruckten Formen ist durch *Nietzsche* verheifsen.

*) Nämlich 1) im Jahre 1211 wird eine Urkunde, die Magdeb. 1180 vom Erzbischof Wichmann erhalten, mitgetheilt. Wir haben für Privilegien, die Magdeburg selbst von seinen Herren empfangen, keine besondere Rubrik anlegen wollen, weil das *Ottonische* unächt, das *Wichmannische* nur aus dieser Mittheilung an eine andere Stadt bekannt ist. 2) Bald darauf empfängt Goldberg ein Magdeburger Schöffenweisthum über einige Hauptpunkte des Rechts. Beide Mittheilungen bilden insofern den Uebergang der Classe I zu II, als sie zunächst an den Herrn der Stadt gerichtet, erst von diesem der lezteren zukommen, während die übrigen Mittheilungen sub II von Stadt zu Stadt erfolgen.

*) Neun davon sind in der oben angeführten Recension *Nietzsche's* Sp. 700—702 Note ** unter den Numern 1—6, 11, 12, 14 verzeichnet; No. 2, 5, 6 von diesen gedruckt. Die zehnte und eilfte beschreibt unser Hr. Verf. in dieser Abtheilung S. 252 ff. Eine zwölfte ist in dem *Löwenberger* Stadtbuch enthalten, freilich mit einem Sachsenspiegel verbunden, aber doch nicht so mit ihm verarbeitet, dafs nicht eine Heraussonderung beider Stücke aus dem Ganzen thunlich wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 71. u. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

1. *Ueber den Sachsenspiegel als Quelle des mittleren und umgearbeiteten Livländischen Ritterrechts, so wie des Oeselschen Lehenrechts. Von J. G. v. Bunge.*
2. *Das Schlesische Landrecht, oder eigentlich Landrecht des Fürstenthums Breslau von* 1356, *an sich und in seinem Verhältnisse zum Sachsenspiegel dargestellt.* Beigefügt sind: I. einige Nachträge zu der Schrift über das alte Magdeburgische und Hallische Recht; II. ein Verzeichnifs von 24 Handschriften mit Deutschen Rechtsquellen des Mittelalters. *Von Dr. E. Th. Gaupp.*

(Beschlufs.)

IV. Die *Urtheile,* welche von Magdeburg aus ergangen, wichtig für alle Städte, die nach dessen Rechte leben, werden emsig gesammelt, und sind theils so, theils einzeln, in vielen Handschriften, allein oder mit anderen Quellen verbunden, zu finden. Hr. *Gaupp* hat in seinem „Magdeburgischen und Hallischen Recht" S. 166 ff. mehrere derselben, so wie die davon gedruckten nachgewiesen; in gegenwärtiger Schrift S. 256 beschreibt er eine Breslauer Sammlung von 234 Sprüchen, und gibt S. 212 den Prolog eines Remissorii, nach welchem der Schreiber über 1600 wohl gröfstentheils Magdeburger Urtheile vor sich hatte. Als Beitrag zur Vervollständigung dieser Nachweisungen bemerken wir, dafs die königl. Berliner Bibliothek eine Sammlung von Magdeburger Sprüchen, die an Stendal ergangen, besizt, dafs dergleichen auch in die Glosse des Sächsischen Weichbilds, so wie in die berühmte Görlitzer Glosse des Sachsenspiegels verwebt sind *). Gar sehr stimmen wir übrigens dem Verf. darin bei, dafs eine Sammlung, systematische Anordnung und Erläuterung aller dieser zerstreuten Sprüche als ein höchst würdiger Gegenstand der Bemühungen eines Germanisten betrachtet werden müsse. Die Geschichte der Deutschen Rechtsinstitute im vierzehnten und besonders fünfzehnten Jahrhunderte, in ihrem Detail so wenig erforscht, und gerade in diesem für die Bestimmung auch des heutigen Verhältnisses zwischen dem einheimischen und fremden Recht so wichtig, würde durch die Darlegung der Thätigkeit eines so hoch stehenden und so vielfach beschäftigten Schöffenstuhls und durch die Entwickelung der Principien, von denen er ausging, eine der sichersten und umfassendsten Grundlagen gewinnen. — Wie nun die Classe III schon einzelne Schöffensprüche mit dem Breslauer-Magdeburger Recht verbindet, so wird

V. etwa in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Sammlung derselben damit verarbeitet und nach den Materien in fünf Bücher geordnet. Zu diesen *vermehrten Schöffenrechten* gehört: 1) die No. 15 bei *Nietzsche* a. a. O., 2) das Rechtsbuch in dem vom Verf. S. 238 beschriebenen Rhedigerschen Codex, 3) eine Arbeit, welche 1395 von Breslau nach Namslau geschickt seyn soll, wovon zu *Hartknochs* Zeit (zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts) zwei, jezt verschollene Handschriften zu Breslau existirten, s. den Verf. S. 9 Note **, 4) vor allen aber die älteste Form des berühmten *Culmer* Rechts, über dessen Herstammung von Breslau sich der Verf. auch in diesem Werke S. 240 ff. ausführlich ausspricht, und das nun in selbstständiger Weise und in mannigfaltigen Erscheinungen die Entwickelung des Magdeburgischen Rechts bis auf die neueste Zeit fortsezt.

Es kann noch gefragt werden, ob diesen verschiede-

*) Doch lasse man sich hier durch die Form nicht täuschen. Diese Glossenrecension sucht nämlich der Glossa vulgata dadurch, wie es scheint, mehr Eingang zu verschaffen, dafs sie sie in die Form von Rechtsbelehrungen eines Schöffenstuhls kleidet. Neben diesen scheinbaren kommen jedoch auch wirkliche von den Magdeburger Schöffen ertheilte Sprüche vor.

Digitized by Google

nen Formen auch die *Sächsischen Distinctionen* (der vermehrte Sachsenspiegel) angeschlossen werden können. Sie waren allerdings zum Gebrauch für Städte Magdeburgischer Art bestimmt, und somit mufste auch der Theil des hier anwendbaren Rechts, der gerade als eigenthümlich Magdeburgisch betrachtet werden kann, darin seine Stelle finden, aber wir sehen, dafs sie es auf eine freie Weise und unabhängig von den bisher angeführten Quellen, namentlich von den Mittheilungen an Breslau und Görlitz darstellen; und somit ist das formelle Verhältnifs dieser ausgezeichneten Arbeit zu jenen ein anderes, als was diese aus einander hervorgehende Gestaltungen verknüpft.

Zahlreiche Quellen der Verfassung und des Privatrechts Magdeburgs im Mittelalter, die meist Schlesien ihre Entstehung oder doch ihre Erhaltung für uns verdanken, liegen sonach vor; gröfstentheils sind sie entweder gedruckt oder erwarten doch eine baldige Bekanntmachung; zur Einsicht in ihre äufsere geschichtliche Verbindung bedarf es nur noch weniger ergänzender Untersuchungen; möchte nun auch die Geschichte der inneren Entwickelung dieses weitherrschenden Rechts mit der Charakterisirung seines Verhältnisses zum allgemeinen Sächsischen Landrecht und zu seinem mächtigen Nebenbuhler im Osten Deutschlands, dem *Lübschen* Rechte, uns nicht lange vorenthalten werden.

In der *dritten* Abtheilung beschreibt der Verf. vierundzwanzig Schlesische, meist Deutsche Rechtsquellen des MR. enthaltende Handschriften, von denen der gröfsere Theil gar nicht, oder doch nicht allgemein bekannt war. Wir bemerken unter ihnen besonders drei Texte der sogenannten *Blume des Sachsenspiegels*, eines früher selten und nur obenhin erwähnten Rechtsbuches vom Jahre 1397. Der Verf. *Nicolaus Worm*, in Diensten des Herzogs Ruprecht von Liegnitz, der zu Bologna studirt hatte, gibt darin eine höchst ausführliche Anleitung zum gerichtlichen Verfahren nach Sächsischem und besonders Magdeburgischem Rechte, dessen Gültigkeit er gegen die allerdings auch anerkannte Autorität der fremden Rechte wohl zu vertheidigen weifs. Für die Geschichte der Ausartung des alt-Deutschen Processes, des praktischen Verhältnisses des Römischen und kanonischen Rechts zum einheimischen, und für die Kenntnifs auch des Materiellen einzelner Institute ist es von Wichtigkeit. Eine vierte Handschrift ist zu Görlitz (s. *Nietzsche* a. a. O. Sp. 705 No. 49); eine fünfte und das geringe Fragment einer sechsten bewahrt die königl. Berliner Bibliothek. Die Arbeit verdient, wenn auch ein völliger Abdruck nicht räthlich ist, doch eine genauere Beschreibung und auszugsweise Mittheilung. Unterzeichneter war schon seit längerer Zeit zu einer solchen bereit, wird aber jezt, nach so bedeutender Vermehrung des zu vergleichenden Materials, wenn Hr. Prof. *Gaupp*, dem der gröfste Theil desselben näher liegt, sich dazu entschliefsen möchte, seinem verehrten Freunde gerne weichen.

S. 300 führt der Verf. zu einer Glosse des Sächsischen Landrechts an, sie enthalte viele Verweisungen auf die Quellen des Römischen und kanonischen Rechts. Dafs diefs als etwas Besonderes bemerkt wird, deutet darauf, dafs der Verf. von der sehr verbreiteten Meinung ausgeht, als gäbe es eine ältere Classe von Glossen, mit geringer oder gar keiner Beziehung auf jene Quellen. Wir glauben dieser Ansicht ganz bestimmt widersprechen zu können. *Jede* Glosse des Sachsenspiegels, auch die älteste uns bekannte, richtet ihr Hauptbestreben auf die Concordanz des fremden und einheimischen Rechts, und selbst in derjenigen Recension, welche unsere Ausgaben, mit Ausnahme der Kölner, haben, in der *Bocksdorfischen*, bildet die Glossa vulgata, wie sie schon in den Handschriften des vierzehnten Jahrhunderts vorkommt, bei Weitem den Hauptbestandtheil.

Die ungemein grofse Zahl der auf Rechtsbücher bezüglichen Handschriften, welche ein reger Eifer der lezten Jahre ans Licht gezogen, macht für Alle, welche jenen Quellen kritische Arbeiten widmen wollen, ein allgemeines Verzeichnifs derselben mit gedrängter Beschreibung immer unentbehrlicher. Es ist zu hoffen, dafs ein Gelehrter, den reiche Hülfsmittel, Kenntnisse und sorgsamster Fleifs ganz besonders zu solcher Arbeit befähigen, der in dieser Anzeige so oft genannte Herr Oberappellationsgerichts-Secretair *Nietzsche* zu Dresden, sie bald in zweckmäfsiger Einrichtung liefern werde.

Wir haben die Hauptresultate für die Rechtsgeschichte, die wir den so schätzbaren Bemühungen des Hrn. Verfs. in diesem Werke verdanken, mitgetheilt, dabei aber manche ihnen verwebte interessante Bemerkung übergehen müssen. Die Darstellung bewegt sich leicht, klar und lebendig, zuweilen erscheint sie uns etwas prolix, und Hypothesen, auf welche der Verf. selbst kein Gewicht legt, so wie den Citaten zu viel Raum gönnend. Doch wissen wir nicht, ob diese lezte Bemerkung nicht splitterrichterlicher Art ist, hervorgegangen aus zu weiter

Digitized by Google

Verfolgung des Wunsches, die neu entspriefsende Literatur der Geschichte einzelner Deutscher Rechtsquellen möge ihren überreichen Stoff dem ihm noch wenig zugewendeten Publicum in möglichst gedrängter und die Aneignung erleichternder Form darbieten.

G. Homeyer.

Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrica und Westasien in den Jahren 1820—1825 *von Dr. W. F. Hemprich und Dr. C. G. Ehrenberg, Herausgegeben von Dr. Ehrenberg.* Historischer Theil. Erster Bd. Erste Abth. Mit Charten und Ansichten. Berlin, bei Mittler, 1828. 4. 162 S.

Die Sendung der beiden Naturforscher, Hemprich und Ehrenberg, von Berlin nach Aegypten, war ganz zufällig. Der Hr. General v. Minutoli unternahm eine Reise nach diesem Lande in antiquarischer Absicht; man wollte die Gelegenheit benutzen, um die zoologischen und botanischen Sammlungen zu Berlin zu bereichern; man wollte auch das Talent jener beiden jungen Männer benutzen, welche zu Berlin in brennender Sehnsucht auf einen Zufall lauerten, der sie in den Stand setzen möchte, Welt und Natur zu sehen. Denn das ist die eigenthümliche Kraft der besonderen und beschreibenden Naturkunde, dafs sie das Gemüth mit Enthusiasmus erfüllt, zu sehen und in der Beschreibung zu geniefsen, als ob diese Fülle der Schöpfung eine Dichtung sei, in deren Zauberkreise der Geist ein unerschöpfliches Vergnügen findet. Mehr als irgend Einen beherrschte jener Enthusiasmus die beiden jungen Männer; sie zauderten von Tag zu Tage, in einen Stand zu treten, der sie von der Naturforschung entfernte. Man kann also die Wahl dieser Männer nicht eine glückliche nennen; sie bot sich von selbst dar, und jede Veranlassung dieser Art mufste auf Ehrenberg und Hemprich führen. Wenn bei der Anzeige anderer Schriften die Person des Verfs. in der Regel nicht in Betracht kommt, und sogar nicht in Betracht kommen darf, so ist dieses gerade umgekehrt bei den Anzeigen von Reisebeschreibungen, wo die Person des Reisenden und Erzählers allein unser Zutrauen bestimmen kann. Was Hemprich war, ist leider dem Leser jezt gleichgültig, da ihn der Tod hinrifs; aber von Ehrenberg müssen hier, und zwar hier in Berlin, als an der schicklichsten Stelle, einige Worte gesagt werden. Er war auf der Schulpforte erzogen, und hatte sich dort ausgezeichnete Schulkenntnisse erworben, wovon einige Abhandlungen in den Horae Berolinenses und den Verhandlungen der Leopoldischen Akademie den Beweis geben. Diese gründlichen Schulkenntnisse erleichterten ihm die Erlernung der Arabischen Sprache, wovon er bald ein eben so gelehrter als praktischer Kenner geworden ist. Auf der Universität zu Leipzig fing er das medicinische Studium an, und dort machte er auch seine ersten mikroskopischen Untersuchungen über kleine Pflanzen, besonders Pilze. Zu Berlin sezte er seine Studien fort, und seine Beschäftigungen führten ihn zu mir. Es ist schwer, unter den vielen und grofsen Entdeckungen junger Leute, welche uns täglich vorgelegt und im besten Falle bald nachher zurückgenommen werden, Glauben zu behalten; Ehrenberg hat mich nie getäuscht, und bald fragte ich ihn, ob ich nicht vielleicht mich selbst getäuscht hätte. Seine Inauguraldissertation „Sylva mycologica Berolinensis" enthält eine Menge vortrefflicher Beobachtungen und, wie alle seine kleinen Schriften, geistvolle Ansichten. Aber ohne von äufseren Umständen begünstigt zu seyn, kann Niemand dem Rufe der Naturkunde allein folgen; Ehrenberg war also genöthigt, den ganzen medicinischen Cursus zu machen, welches ihm auf seiner Reise, wo er oft den praktischen Arzt machen mufste, gar sehr zu Statten kam. Noch eine Eigenschaft der jungen Reisenden dürfen wir nicht vergessen: die Reinheit ihrer Sitten; denn mit reinem Herzen gleitet man leicht durch das Leben, indem die Schuld überall anstofst. So ausgerüstet traten sie die Reise an, zuerst und vorzüglich mit zoologischen und botanischen Kenntnissen, dann mit medicinischen, auch nicht ohne allgemeine physische; doch mufs man bedenken, dafs, da der Hauptzweck Bereicherung der Berliner Sammlungen war, sie nicht so sehr mit dahin gehörigen Werkzeugen versehen wurden, als geschehen seyn würde, hätte man vorher gewufst, dafs die Reise darum gelingen werde, weil sie zuerst mifslang. Am meisten fehlten ihnen geognostische Kenntnisse; aber gerade diese lassen sich auf einer solchen Reise am wenigsten anwenden; denn es möchte schwer seyn, unter Beduinen in einer Gegend mühsam die Stellen aufzusuchen, wo sich die Lagerung zeigt; und einigermafsen haben unsere Reisenden den Mangel durch die Proben von Steinarten ersezt, welche sie an bestimmten Stellen von Felsen schlugen und übersandten. — In der Vorrede gibt der Verf. die Veranlassung zur Reise an, die Aus-

Digitized by Google

rüstung und welche Mafsregeln sie anwandten, die Gesundheit zu erhalten. Niebuhr hatte gesagt, dafs die grofse Sterblichkeit seiner Reisegefährten daher gekommen sei, dafs sie sich nicht an die Kleidung, die Nahrung und die Sitten des Orients gewöhnen konnten, und unsere Reisenden nahmen auf diese Worte besonders Rücksicht. Aber dennoch starben acht ihrer Gefährten und zulezt auf Massaua an der Abyssinischen Küste Hemprich, dessen Tod der Reise ein Ende machte, da Ehrenberg allein nicht im Stande war, sie so fortzusetzen, dafs sie dem Zwecke noch ferner entsprochen hätte. Unstreitig liegt der Grund darin, dafs Keiner von ihnen sich an einem Orte zuerst in Ruhe an das Klima gewöhnen konnte, sondern dafs sie sogleich zu den Beschwerlichkeiten einer Wüstenreise fortgerissen wurden, dann aber auch an dem Klima selbst, der grofsen Verschiedenheit der Temperatur am Tage und in der Nacht, woran sich die kränklich ausgeartete Haut des Europäers, als eines halben Albino's, nie gewöhnen kann.

Am sechsten August 1820 bestiegen sie zu Triest das Schiff, welches sie nach Aegypten überführte. Die kurze Schilderung der Gegend um Bocca di Cattaro und der dortigen Einwohner dient mehr, um die Reisenden als das Land kennen zu lernen. Sie fanden nämlich die Einwohner bei Weitem so schlimm nicht als diese von Anderen geschildert werden, welches einen erfreulichen Beweis der Denkungsart der Reisenden gibt, die nicht, wie gewöhnlich, und wie die Wilden pflegen, Alles anfeinden, was Fremd ist. Am fünften September stiegen sie in Alexandrien ans Land, wo sie den General v. Minutoli schon trafen. Der Verf. vermeidet sorgfältig, wieder zu schildern, was schon oft geschildert wurde; statt dessen gibt er uns eine Lebensbeschreibung des berühmten Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, wofür wir ihm Dank wissen. Der ungewöhnlich kluge Albaneser hat eingesehen, dafs man Europäische Künste mit Orientalischem Despotismus verbinden mufs, um ein sehr reicher und ruhig unabhängiger Fürst zu werden: das ist der Aufschlufs seines ganzen Charakters.

Schon am 23sten September traten die Naturforscher die Reise durch die Libysche Wüste an, indem sie nämlich dem General vorausgingen, um bequemer Naturproducte sammeln zu können, und am sechsten October vereinigte sich ihre kleine Gesellschaft mit der gröfseren des Generals, welcher die Leitung der Reise übernahm. Die ganze Gesellschaft bestand jezt aus neun Europäern, wozu einige Tage später der Professor Liman aus Berlin kam, einem Französischen Syrier als Dolmetscher, dem Beduinenchef Hady Endaui, dessen Schwager Otman nebst anderen Verwandten, zwei Sclaven und etwa dreifsig bewaffneten Beduinen, als Bedeckung vom Pascha den Reisenden zugeordnet. Sie führten fünf Pferde und 41 Kamele mit sich. Der Zweck des Generals war, die alte Cyrenaica aufzusuchen, welche eine reichliche Ausbeute für die Alterthumskunde versprach, und in dieser Absicht richtete die Karavane ihren Weg in der Nähe der Seeküste gegen SW. auf Derna durch eine Wüste, wo man den Weg nur nach Brunnen bestimmt und bezeichnet. Am 23sten October änderte der General seinen Plan, müde der Widerwärtigkeiten, welche ihm die Beduinen und ihr Anführer Hadj Endaui entgegensezte, der allerdings von keiner Preufsischen Disciplin wufste. Auch war man allerdings ungewifs, ob den Fremden der Eintritt in das Tripolitanische Gebiet würde gestattet werden. Der General ging südwärts nach Siwa, der Oase des Jupiter Ammon, welche er allerdings zuerst als solche mit Bestimmtheit erkannte, und folglich gewissermafsen zuerst auffand.

Die Naturforscher sezten die Reise vom 27sten Oct. an allein unter Otmans Obhut noch weiter fort. Aber die unaufhörlichen Hindernisse, welche die begleitenden Beduinen ihnen in den Weg legten, die gleiche Ungewifsheit, ob man sie in Derna zulassen würde, bewogen endlich unsere Reisenden, dem General am 14ten November nach Siwa zu folgen. Hier ging es ihnen sehr übel; der General war zwei Tage vorher eiligst nach Tahira abgereist, so wie der Türkische Befehlshaber mit dem Datteltribut, und die Regierung befand sich in den Händen der Imams, welche den Reisenden nicht einmal erlaubten, aus dem Zelt noch weniger in die Stadt zu gehen, oder die umliegende Gegend zu untersuchen. Ehrenberg mufste sich darauf beschränken, die Infusionsthierchen in einer nahen modrigen Wasserrinne zu betrachten. Sie nahmen also den Rückweg auf Alexandrien durch die Wüste; nur einmal trafen sie wieder einen Theil der Oase mit dem Dorfe Am. Liman und Scholtz wurden krank; ein heftiger Regen in der Nacht vom 7ten auf den 8ten Dec. vermehrte die Krankheit, so dafs Liman zu Alexandrien, wo sie am 9ten Dec. eintrafen, starb. Mit der Ankunft der Reisenden in Cairo schliefst diese erste Abtheilung. Bekanntlich ist die Reise bis Siwa von dem Hrn. General v. Minutoli beschrieben worden, der auch seines verstorbenen Zeichners Gruoc Tagebuch geliefert hat, wozu noch die ge-

Digitized by Google

druckten Nachrichten von Hr. Prof. Scholtz kommen, so dafs diese Nachricht also die vierte von einem grofsen Theile der Reise ist. Man möchte also nur wenig Ausbeute für die Wissenschaft darin erwarten. Aber wir lernen hier die Libysche Wüste zum ersten Mal genau kennen, als eine höchst merkwürdige und eigenthümliche Erscheinung auf der Erde. Eine hohe Bergebene mit wenig Sand, oft gar nicht bedeckt, ohne zerstreute Geschiebe, besteht aus Kalksteinen in horizontalen Schichten, und fällt von allen Seiten schroff in die niedrige Wüste ab. Einen solchen Abfall hat der Verf. in einer Abbildung dargestellt. Die Alten bezeichneten diese Abfälle mit dem Namen Catabathmus major und minor. Der Kalkstein wechselt mit Mergelschiefer und ist nach den mitgebrachten Proben im hiesigen Museum Grobkalk (Calcaire grossier), also von sehr neuer Bildung. Diese Ebene bildet ein Dreieck, dessen Basis mit dem Meere gleichlaufend ist. Von allen Seiten wird diese hohe Ebene von einer niedrigen Wüste umgeben, deren Oberfläche viel ungleicher ist, und in welcher die Oasen da vorkommen, wo die Thäler am tiefsten und wo sie mit den bedeutendsten Höhen umgeben sind. In dem Kalksteine dieser Wüste sind die Nummuliten häufig, woraus die Pyramiden bestehen, folglich von älterer Bildung als der Grobkalk der Hochebene, und die Oberfläche ist nicht allein mit Sand, sondern auch mit Geschieben von Chalcedon und Aegyptischen Kieseln bedeckt, und zuweilen kommen grofse Stücke von versteinertem Holz vor, nach den mitgebrachten Stücken theils von Palmen oder anderen Monokotyledonen, theils auch Dikotyledonen. Dieser leztere Theil der Wüste ist nicht ungewöhnlich; unsere dürren Ebenen sind ihr mehr oder weniger analog; aber jene Bergebene findet nirgends ihres Gleichen. Es ist wohl kein Zweifel, dafs jene sonderbare Ebenenbildung auf den wüsten Zustand den gröfsten Einflufs hat, indem sie nicht zur Verdichtung der Wasserdämpfe, zur Ansammlung des Wassers in Bächen und Strömen die Veranlassung gibt, welche die Berge darbieten. Mit Vergnügen las Ref. den Ausdruck der Empfindungen, als der Verf. das Nilthal betrat; wie er auf der einen Seite wohl erkannte, dafs der Anblick des lebenbringenden Stromes den verdürstenden Beduinen als das gröfste Geschenk Gottes erscheinen müsse, und auf der anderen Seite der Europäer, welcher die Feenländer des Südens erwartete, über den Europäischen Charakter des Landes, besonders der Vegetation, sich getäuscht fühlen mufste. Wohl dringt diese Europäische Vegetation, wie die übersandten Pflanzen des Verfs. beweisen, das Nilthal hinauf bis Dongola, indem in dem übrigen Africa das Atlasgebirge, nach den Angaben von Desfontaines, der Europäischen Vegetation einen Damm entgegensezt, über den sie nicht zu dringen vermag. Dieser Andrang der Geschiebe von Norden im nördlichen Deutschland und Rufsland, selbst in der Schweiz, verbunden mit dem Andrange der Vegetation von Norden nach Süden, ist eine merkwürdige Erscheinung. — Mit gespannter Aufmerksamkeit erwarten wir die folgenden Theile. Die Darstellung ist einfach und lebendig, ohne jene Affectation von Schildereien, welche den trockenen Vortrag der gewöhnlichen Reisebeschreibungen angenehm machen sollen, aber gewifs ihren Zweck verfehlen. Einzelne Ausbrüche der Empfindung, aus dem Inneren gewaltsam hervordringend, lieset man mit Vergnügen. Doch, der Verf. vergifst sich; Tadel mufs auch seyn. Wir wünschten also, dafs der Verf. mehr Bemerkungen aus der Naturkunde eingestreut hätte, und hoffen, dafs er sie künftig einstreuen werde. Die Infusionsthierchen in der Oase konnte der Verf. wohl in ihrer merkwürdigen Bedeutung hervorheben. Jedem Leser wäre gewifs eine umständlichere Nachricht von der gefährlichen Cerastes angenehm gewesen. Und so mehr. Warum will sie der Verf. für die eigentlichen naturgeschichtlichen Werke aufbewahren? Diese sind mehr zum Nachschlagen als zum Lesen, und die schönsten Bemerkungen rollen dort wie einzelne Kugeln unter den Händen weg. Zweitens hätte der Ref., ohne Purist seyn zu wollen, wie der eben gebrauchte Ausdruck beweiset, doch etwas mehr Purismus gewünscht. So ist beständig der Ausdruck Plateau gebraucht, den wir sehr bestimmt durch Bergebene oder Hochebene übersetzen; so Rivalität u. a. m. Auch heifst es „unheimisch", nicht „unheimlich." Die Charte ist dankenswerth, da der Verf., den Umständen nach, nicht im Stande war, etwas Besseres zu geben, und wir nichts Besseres haben; doch ist es unbequem, auf ihr selbst die Bemerkungen zu finden, die man in einem Anhange erwartete.

Link.

Digitized by Google

Lateinische Grammatik, von C. G. Zumpt, Dr. Sechste Ausgabe. Berlin, bei Ferd. Dümmler. 1828. XII und 659 S. gr. 8.

Es ist bekannt, dafs hin und wieder gewisse Bücher als Orakel angesehen und ihre Aussprüche als unwiderlegliche Autoritäten geltend gemacht werden. Wo diefs nun der Fall ist, kann die gegenwärtig vorliegende sechste Ausgabe der Grammatik des Herrn Prof. Zumpt natürlich nicht mit der Theilnahme empfangen und mit der Unparteilichkeit gewürdigt werden, mit der jeder unbefangene Freund der Wissenschaft und des Unterrichtswesens sie willkommen heifst. Scheint es doch, als wolle man in gangbaren Büchern die entschiedenen Resultate der neueren grammatischen Forschungen, von Hermann an bis auf das, was die Zumpt'sche Sprachlehre in ihren verschiedenen Bearbeitungen geliefert hat, theils vornehm ignoriren, theils mit einem eigenthümlichen Selbstvertrauen für das ganz Entgegengesezte, Dunkle, Unkluge, offenbar Irrige, ja zuweilen nicht nur der gesunden Sprachforschung, sondern sogar der Logik Widersprechende unbedingte Huldigung verlangen. Wenn Rec. sich für einen Freund der Zumpt'schen Forschungen erklärt, so fürchtet er dabei nicht den Einwurf zu vernehmen, dafs wenigstens die *Beurtheilung* eines Lehrbuches, wie Zumpts Grammatik ist, dem öffentlich ausgesprochenen Charakter dieser Jahrbücher zuwider sei. Denn da er die verschiedenen, nicht unbedeutenden Bereicherungen der Lateinischen Sprachlehre seit den lezten Jahrzehnten schon seiner eigenen Studien wegen, noch mehr aber seiner Amtsthätigkeit halber aufmerksam beobachtet und gewürdigt hat, so nimmt er nicht Anstand, zu erklären, dafs unter demjenigen, was für die philosophische, historische und kritische Begründung der Lateinischen Grammatik neuerdings geschehen ist, die Zumpt'schen Forschungen eine der ersten Stellen einnehmen, und einen bleibenden Werth für die Alterthumswissenschaft überhaupt behalten werden. Eben so ist die grofse Theilnahme erfreulich, den diese gründlichen und geschmackvollen Arbeiten gefunden haben, und zwar nicht blofs in den Preufsischen Staaten, obgleich gerade für die leztern diese Theilnahme einen Beweis für die heilsamen Ergebnisse der wissenschaftlichern Organisation seiner gelehrten Schulanstalten gibt, wie dieselbe (bei einzelnen, noch immer auffallenden Ungleichheiten) seit nunmehr sechszehn bis achtzehn Jahren in immer gröfserer Tiefe und Tüchtigkeit sich gestaltet hat.

Es kann nicht die Absicht des Rec. seyn, ein so starkes Buch, als Herrn Zumpts Sprachlehre ist, ganz durchzugehen, und Alles niederzuschreiben, was nach seinem Dafürhalten darüber gesagt, oder daran geändert und zum Theil gebessert werden könnte. Eine solche Kritik eines Buches, das seinem Wesen nach aus tausend einzelnen Beobachtungen besteht, die auf eine höhere Einheit zurückgeführt sind, würde wieder ein Buch ausmachen. Rec. nimmt also seine Obliegenheit in einem andern Sinn, und sezt sich vor:

zuerst ein allgemeines Urtheil über den Inhalt und die Methode des vorliegenden Werkes aufzustellen, um den Geist und das Wesen desselben zu charakterisiren;

zweitens über einige, besonders syntaktische Hauptpunkte seine Ansichten vorzutragen, insofern sie theils zur Vertheidigung der Grundsätze des Verfs., theils zu ihrer Abänderung beitragen können. Er glaubt nämlich, dafs eben die vielseitigste Erörterung selbst bekannter und scheinbar ausgemachter Dinge, noch mehr aber solcher, bei denen eine mehrfache Ansicht möglich ist, die Feststellung sicherer grammatischer Grundsätze am meisten befördere.

Was den *ersten* Theil der eben ausgedrückten Aufgabe anlangt, so glaubt Rec. dem Sachinhalt und dem Geiste der Zumpt'schen Sprachlehre ein unbedingtes Lob zuerkennen zu müssen. Kein Unbefangener wird Anstand nehmen zu gestehen, dafs ihm hier, besonders in der Partikellehre und der Syntax auf jeder Seite ein klar blickender und heller Geist entgegentritt, der, von umfassender und wohlgeordneter Lectüre unterstüzt, des Sprachgebrauchs der Lateiner vollkommen kundig, von Allem unterrichtet, was neuere philosophische und kritische Forschungen gelehrt, durch reiche Belesenheit und eine scharfe, tief eindringende Kritik sehr viel dazu beigetragen hat, das Lehrgebäude der Lateinischen Sprache so fest zu stellen, wie es dem jetzigen Stande der Philologie angemessen ist. Freilich werden unsere Nachkommen weiter sehen als wir; aber die gründlichen Forschungen heutiger Gelehrten werden dabei nicht nur einen historischen Werth behalten, sondern auch zur Anregung, Leitung und Bestätigung künftiger Leistungen dienen, so wie der Aristarch des Vossius und andere classische Werke älterer Zeit weder heute noch jemals werthlos seyn werden. Allerdings sollte man vielleicht wünschen, dafs an einigen Stellen den Ergebnissen der neuesten Arbeiten über einzelne Haupt-

Digitized by Google

punkte der Lateinischen Sprachlehre mehr Raum gestattet wäre: aber diefs hat auf den wesentlichen Inhalt und den Sachwerth des Werks keinen Einflufs, und ist insbesondere dem Bestreben zuzuschreiben, die verschiedenen Ausgaben desselben in der Eintheilung und Anordnung des Stoffes einander möglichst ähnlich zu erhalten. Dieser *Eintheilung* und *Anordnung* des Stoffes aber können wir nicht ganz dasselbe Loos ertheilen. Es mochte nicht unzweckmäfsig seyn, wie es auch herkömmlich ist, so lange die Grammatik den Kreis eines mäfsigen Schulbuches an Umfang und Inhalt nicht überschritt, d. h. in den beiden ersten Ausgaben, viele wichtige Constructionen bei Gelegenheit der Modi zu erläutern, wie die Zeit- und einige Arten der Bedingungssätze, so wie die Finalsätze unter den Accusativ cum Infinitivo zu ordnen, oder auch von der Anordnung der Sätze nach den Zeiten der Handlung da zu sprechen, wo von den Begriffen der Tempora im Allgemeinen die Rede war. Seitdem aber mit der dritten Ausgabe das Werk einen Umfang und Inhalt gewonnen hat, der es hauptsächlich dem Gebrauche der beiden obersten Classen zuweiset, seitdem ferner für das Bedürfnifs der untern Classen, durch einen Auszug des Nöthigsten gesorgt ist, scheint uns jene Art der Anordnung nicht mehr zweckmäfsig zu seyn. Allerdings mufs z. B. ut und dessen Construction, weil sie den Conjunctiv verlangt, bei den Modis erwähnt, auch die Erläuterung des eigentlichen Wesens dieser Construction mit der von quod enge verbunden, und die des acc. c. inf. damit in Parallele gestellt werden; aber defshalb durfte die Erklärung der Umschreibungssätze mit ut und quod nicht unter den acc. c. inf. gesezt und demselben untergeordnet werden, etwa weil der Deutsche in allen drei Fällen *dafs* gebraucht. So mufste ferner bei den Modis erwähnt werden, dafs gewisse Bedingungssätze den Conjunctiv für Vorder- und Nachsatz verlangen, allenfalls auch der wesentliche Unterschied des Conjunctivs Präs. und Perf. gegen den Conj. Impf. und Plusquampf. Aber die Betrachtung des Wesens und der Anordnung der bedingten Sätze, die ja mehr als jene zwei Classen begreifen, ist von der blofsen Erwähnung ihrer Modalform ganz verschieden. Rec. glaubt, dafs man hiergegen nicht einwenden könne, der Schüler werde irre gemacht, wenn der Plan der Grammatik, die in Secunda und Prima gebraucht wird, von dem der Schulgrammatik wesentlich abweiche. Der leztere mag seyn, wie er wolle, der Secundaner und Primaner mufs so viel Einsicht besitzen, sich in einem so viel gebrauchten Buche als die Grammatik, die ja in keiner Stunde aus der Hand gelegt werden darf, unter Anleitung des Lehrers schnell und sicher zu orientiren. Noch ein Paar andere Beispiele mögen zeigen, dafs die strenge Festhaltung des ursprünglichen Planes der logischen Anordnung und klaren Uebersicht des Stoffes entschieden hinderlich geworden ist. Unter den Partikeln müssen natürlich auch die Fragepartikeln aufgeführt werden. Aber gehört wohl die Erklärung des Gebrauchs derselben in die Etymologie? Mufs nicht die ganze Abhandlung von den Fragen, von den bestimmten, zu deren Einleitung die Relative dienen, von den unbestimmten, die man durch Partikeln ausdrückt, von der Eintheilung in ein- und mehrgliedrige, directe und indirecte Fragen — mufs diefs Alles nicht der Syntax vorbehalten werden? War es daher zweckmäfsig, wenn Herr Zumpt die Bedeutung der Fragepartikeln, die übrigens unseres Bedünkens vortrefflich entwickelt ist, in der Etymologie, die Rection der indirecten Fragen aber bei Gelegenheit des Conjunctivs vorgetragen hat? Da ferner die Begriffe der Tempora mehr für gesonderte Sätze, als für die Verbindung mehrerer dargestellt worden sind, so hat es nicht fehlen können, dafs die ganze Lehre von der s. g. consecutio temporum schon was, die directe Rede betrifft, sehr mangelhaft ausgefallen, von der Geltung der Tempora in der indirecten Rede, besonders nach Infinitivsätzen, gänzlich geschwiegen ist, wefshalb wir den oben bezeichneten Abschnitt überhaupt für einen der schwächern des Werkes halten. Genug, wir glauben, dafs die Lehre von den Sätzen einen besondern Abschnitt erhalten und von ihren Arten insbesondere genauer geredet werden mufste, etwa wie in der *Ramshornschen* Grammatik geschieht, obgleich wir in derselben die Art der Ausführung nur in den wenigsten Punkten billigen können.

Eben so scheint auch die *Fassung* der einzelnen Regeln einiger Verbesserung fähig zu seyn. Die Ursache davon ist die, dafs die Zumpt'sche Grammatik zum gröfsern Theile nicht sowohl einen Inbegriff von Regeln als ein Raisonnement über die Regeln enthält. Es ist nun zwar unzweifelhaft, dafs viele Punkte der höhern Grammatik einer solchen Behandlungsart besonders fähig sind, einige sie sogar vorzugsweise verlangen: aber sie erstreckt sich in dem vorliegenden Werke mehr oder weniger über das Ganze, und zum Theil selbst auf die populärsten Regeln. Wir glauben aber, dafs diejenige Grammatik ihrem Ziele am nächsten kommt, in der die Resultate gründlicher Forschung nicht nur geistreich zusammengestellt, sondern

Digitized by Google

auch so vorgetragen sind, dafs sie den Charakter bestimmter Vorschriften möglichst treu bewahren, damit sie nicht blofs klar begriffen, sondern auch streng ins Gedächtnifs gefafst, und möglichst sicher wiedergegeben werden können. Diefs ist bei der Fassung der Regeln in dem Zumpt'schen Werke nicht hinlänglich beachtet worden; sie eignet sich nicht genug zum Lernen und Behalten. Zum Theil ist diefs daraus abzuleiten, dafs Beispiele und Erläuterungen, statt auf die Regel zu folgen, in dieselbe eingeschoben worden sind. Auch in der sonst so brauchbaren Schulgrammatik findet man diesen Mangel, und kann sich nicht einmal durch Andeutung der beim Lernen zu machenden Auslassungen immer helfen. Am meisten tritt der mehr erörternde als regelnde Charakter des Zumpt'schen Werks in dem Abschnitt von den Temporibus hervor, den wir einer strengen Fassung gröfstentheils vorzüglich fähig erachten.

Rec. glaubt seine allgemeine Ansicht über Inhalt, Form und Werth des vorliegenden Werks zwar freimüthig, aber unbefangen und parteilos ausgesprochen zu haben. Da es in seiner Ganzheit gebraucht wird, und fast Alles daran sich vorzüglich bewährt finden wird, so scheint es fast überflüssig, einzelne Theile besonders hervorzuheben. Doch wollen wir auf die ganze Partikellehre, die Abhandlung vom Infinitiv, vom Gebrauch des Conjunctivs, und die vielen feinen und treffenden Bemerkungen in der syntaxis ornata wenigstens aufmerksam machen. Nunmehr gehen wir zum *zweiten* Theile unserer Arbeit über, in welchem wir uns vorgenommen hatten, einzelne Hauptpartien mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

Was die Formenlehre betrifft, so sollen diese Bemerkungen sich auf die dritte Declination beschränken, die Elementarlehre übergeht Rec. ganz. Der Verf. hat die Formen der dritten Declination gut dargestellt; wir glauben aber, dafs hier noch mehr zu thun war, und dafs selbst nach der trefflichen Untersuchung von Struve zur klareren Entwickelung dieser Declination noch Manches geschehen kann. Dieser ausgezeichnete Gelehrte zeigt sehr gut den Unterschied der dritten Declination als der ursprünglichsten, gegen die zweite und erste, in welchen überall ganze Formationsendungen, denen der Griechischen Sprache ähnlich, welche hier dem Typus des Artikels folgt, an den Stamm herantreten; während die dritte theils reine Stämme, theils eine grofse Anzahl von Formationen enthält, die nur durch Anfügung eines einzelnen Finalbuchstabens oder durch Veränderung des Stammes, besonders in seinen Vocalen hervorgebracht worden sind. Insbesondere sind die Anomalien von Struve klar erläutert worden. Es scheint nicht, als wenn Herr Zumpt auf diese Arbeit die nöthige Rücksicht genommen. Auch glauben wir einen Schritt weiter gehen, und, auf stäte Vergleichung mit dem Griechischen gestüzt, eine sehr einfache Uebersicht der (nicht-Griechischen) Formen der dritten Declination geben zu können, welche nicht blofs viel fafslicher ist als die gewöhnliche Aufzählung von Genitivendungen, sondern auch zu interessanten Parallelen führen kann, auf jeden Fall aber in einem Lehrbuch für höhere Classen schon eine Stelle verdienen würde.

Die dritte Declination zerfällt in folgende Classen von Formen.

1. Die *erste* Classe bilden diejenigen Nomina, welche den reinen Stamm enthalten, an welchen die Casusendungen bei der Flexion angesezt werden. Nur die dritte Declination enthält solche Stämme, vir und satur in der zweiten ausgenommen, wie Struve überzeugend bewiesen hat. Sie sind aber auch in der dritten Declination nicht sehr zahlreich, weil das Streben nach Mannigfaltigkeit der Form hier wie im Griechischen überwog. Alle reinen Stämme endigen sich auf die liquidae *l, n, r,* die semivocalis *s* und vielleicht auch auf *t*. Zu *l* gehören z. B. sol, sal, mugil, pugil, mel, fel, denn wir halten fellis und mellis für Formationen von einer zweiten (Neben-) Form felle und melle, nicht aber dafür, dafs diefs die einzigen gewesen seyen. Zu *n* gehören z. B. ren, lien, splen. Zu *r*, Lar, anser, turtur, vultur, aër, soror, ebur, robur, wofür auch ebor und robor gesagt wurde, welches nicht auf eine Nebenform ebos, robos führen darf, sondern nur auf den schwankenden Laut zwischen *o* und *u*, wefshalb eboris und roboris u. s. w. allein im Gebrauch geblieben sind. Geht bei der Flexion solcher Wörter vor der Endung ris, ri, noch ein Consonant vorher, so ist das Synkope, und der Nominativ hat doch er; wie pater, frater. Hierbei kann es für das Lateinische keinen Unterschied machen, dafs ηρ und ωρ im Griechischen Ableitungssylben sind, woran man bei pater und frater erinnert werden könnte. Zu *s* gehören unter andern vas (vasis) os (ossis, vergl. mel, far) bes. *t* zeigt sich in dem einzelnen caput.

Nach der Analogie dieser reinen Stämme richten sich nun viele Derivata, in denen insbesondere *entweder* eine Vocaländerung die Ableitung von einem andern Stamm zeigt, wie in den sämmtlichen neutris auf n, nomen, stamen, medicamen, da *in* keine übliche Endung ist: *oder* in denen die Endung *or* (nicht r allein) ein Subject offenbart, welches die Handlung des Stammverbums ausübt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 73. u. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Lateinische Grammatik, von C. G. Zumpt, Dr. Sechste Ausgabe.

(Fortsetzung.)

2. Die *zweite* Classe bilden diejenigen Wörter, an deren Wurzel das Final *s* zur Bildung eines Nominativs benüzt worden ist. Von Vocalstämmen gehören nur grus und sus hieher, da die übrigen der vierten und fünften Declination anheimfallen. Bei Consonantstämmen aber mufste (wie im Griechischen) der lezte Radical weichen, wenn er mit dem s unverträglich war, wie das mit den sämmtlichen Dentalen nur in der Regel mit r geschieht. So fiel aus

d in palus (Stamm palud, vergl. παῖς) und danach in vielen abgeleiteten, wie praeses u. s. w.

t in allen Femininis auf us und as, wie salus, aestas, dann in derivatis wie sacerdos, quies, miles, pedes, eques, welche, wie die Derivata der ersten Classe zum Theil eine Vocaländerung leiden, eben so in Mars und Lars.

r in mas (vergl. Mars) glis, tus, ros (os, oris); vielleicht auch in arbor oder arbos, honor und honos, lepor und lepos, wo ein Schwanken der Sprache sichtbar wird, indem bald das Princip der Ausstofsung des *r*, bald Vertauschung des r mit s, welche Buchstaben in der Mitte und am Ende oftmals wechselten, wahrgenommen wird.

Dagegen trat s zu einem damit verträglichen Consonanten hinzu

nach c in calx, arx, falx, pax u. s. w. Die Mehrsylbigen leiden hier zum Theil eine Vocalveränderung, meistens je nachdem sie masculina sind, daher radix, varix u. s. w. aber judex, culex u. s. w.

nach b in urbs, plebs, coelebs, wo nicht nöthig ist, eine Synkope anzunehmen, worauf plebes u. dgl. führen könnte. Diefs ist im Gegentheil abundantia oder Heteroklisie.

nach g mit Verschmelzung in grex, lex, rex, remex, und allen ähnlichen Wörtern.

nach m in hiems.

nach p in stirps u. s. w. und mit Verwandlung des Vocals in princeps. Aucupis von auceps ist eigentlich gar nicht unregelmäfsig, da die Form aucipis wahrscheinlich früher üblich war, und der Mittelton zwischen i und u in Anschlag zu bringen ist. Ps ist der Doppelbuchstabe Ψ der Griechen, (vergl. φλέψ, Κύκλωψ, κόλλοψ) nur anders geschrieben.

Vocal und Endung zugleich sind geändert in pulvis, cinis, vomis, von pulvis hiefs die alte Nebenform pulver; vomis und vomer stehen neben einander, wie pubis und puber, und danach scheint auch cinis beurtheilt werden zu müssen. Aehnliches scheint bei mehreren neutris der Fall, wie genus, litus, sidus, tempus; denn genus und genero, tempus und tempero hängen wenigstens etymologisch zusammen; die Endungen er und or wurden, als hauptsächlich den masculinis eigen, nicht gewählt.

3. Die *dritte* Classe besteht aus Stämmen, welche schon im Nominativ eine Casusendung angenommen haben, welche für die mascul. und femin. nur *es* und *is*, für die Neutra nur *e* seyn kann. So canis, puppis, nubes, sedes. Das Eintreten des e scheint ganz willkürlich. Hierher gehören besonders solche Wörter, welche, wie Struve bemerkt, den Nominativ gar nicht oder nur mit Schwierigkeit anders hätten bilden können, wie navis, da v und s nicht neben einander stehen dürfen, und piscis, nicht pisx, da dem x nur die liquidae l, n, r vorangehen. Weil man aber auch Wörter so gebildet findet, welche zugleich noch eine andere Nominativform annehmen, wie plebes und plebs, scrobes und scrobs, animale und calcare neben animal und calcar, so nimmt Struve an, dafs *alle* Masculina und Feminina, die im Genitiv bis und pis haben, ursprünglich den Nominativ auch in es formirten, wo dann die Synkope eingetreten; und dafs alle Neutra, die den Genitiv in lis und ris bilden, auch den Nominativ auf e besafsen, die kürzeren Formen aber durch Apokope entstanden seien. Für die Neutra, die ursprünglich von Adjectiven stammen, ist diefs unzweifelhaft vergl. calcar, vecti-

Digitized by Google

gal, animal, puteal, cervical); aber dafs man stirpes, urbes gesagt, scheint Rec. mehr als zweifelhaft, und die Analogie des Griechischen wie der ganzen zweiten Wörterclasse spricht dagegen.

4. Einzeln stehen die Wörter auf o. Das n welches dieselben, bald mit langem ō, bald mit kurzem ĭ verbunden im Genitiv annehmen, ist theils radical, wie leo (λέων, λέοντος) theils, und häufiger, angenommen worden zur Bildung eines Genitivs, wie in homo, nemo, sermo, in allen Wörtern auf do und go, wie in den verbalibus auf io, da ois und iis im Lateinischen nicht ohne zwischengeseztes n zur Casusbildung dienen können.

Vielleicht können diese Andeutungen, welche uns klar und übersichtlich scheinen, Anlafs zu interessanten weitern Erforschungen der Lateinischen Wortformen geben.

Rec. geht nun zu einigen syntaktischen Betrachtungen und Anknüpfungen über. Es ist schon oben bemerkt worden, dafs der Abschnitt von den Temporibus (Cap. 76. §. 493 f.) einer der weniger gelungenen zu seyn scheine, und der Grund davon ist hauptsächlich darin zu suchen, dafs die Zeiten der Handlung mehr nach ihren herkömmlichen Namen geordnet und erklärt, als nach den innern Bedürfnissen der Sprache classificirt sind. Daher sucht man hier den nothwendigen Unterschied der (7) relativen Zeiten und der (3) Aoriste gegen die absoluten Zeiten vergebens, und doch ist das Wesen vieler Satzverbindungen nur dadurch klar zu begreifen. Nur der Aorist der Vergangenheit hat hier eine Stelle gefunden. Rec. hat sich bereits anderweitig dahin ausgesprochen, dafs die Hermann'sche Anordnung der Tempora, auf einer Erweiterung der Stoischen Ansicht beruhend, ihm noch immer die zweckmäfsigste und wahrste zu seyn scheine. Der Stoischen Ansicht folgt Herr Zumpt zwar auch gewissermafsen, aber weder überall folgerecht noch mit der nöthigen Modification. So nimmt er kein Futurum absolutum (scripturus sum μέλλω γράφειν) an, wefshalb das §. 498 über die s. g. conjugatio periphrastica Gesagte nothwendig dunkel bleiben mufste. Scripturus sum ist nämlich absolut: Verbindung der Zukunft mit dem Moment des Redens, etwas ausdrückend, das noch nicht ist, da wir sprechen. Scripturus eram ist relativ, nicht eine Zeit an sich, oder auf den Moment des Redens bezogen, sondern auf eine andere und zwar eine vergangene Haupthandlung, etwas ausdrückend, was damals geschehen sollte, als diese vergangene Haupthandlung noch dauerte, z. B. dubium non fuit, quin populus R. — te Consulem facturus esset, Cic. Diverss. XV. 2. d. h. damals, als es nicht zweifelhaft war, war die Ernennung zum Consul erst zu erwarten. Etsi non dubitabam, quin — fama — esset superatura, ad Q. Fr. I. 1. ich zweifelte nicht, und als diefs geschah (in der Vergangenheit) war die Dauer des Gerüchtes noch nicht entschieden. Dasselbe findet statt, wenn die vergangenen Hauptumstände aus dem Zusammenhange ergänzt werden, wie diefs beim Gebrauche des s. g. Imperfecti so oft geschieht. Z. B. Cic. Diverss. X. 30. Pansa in castris Hirtii erat futurus, nämlich damals, als der Brief abging, oder unter den vergangenen Zeitumständen war er noch nicht angekommen, wurde aber erwartet. Dagegen steht scripturus oder dicturus sum immer in Abhängigkeit vom Moment des Redens, und darum gern in gegensätzlicher Verbindung mit dem absoluten Präsens oder Futurum. So Cic. Diverss. XI. 2. tibi credidimus et crediturí sumus; d. h. mein Vertrauen auf dich war in der frühern Zeit vorhanden, ist es noch, und wird ferner dauern, von *jezt* an gerechnet in die Zukunft hinein, nicht aber: *wird einmal in der Zukunft stattfinden*, welches credemus heifsen müfste. Das in der Zukunft Zukünftige (scripturus ero) scheint von Herrn Zumpt ganz übergangen zu seyn, so deutlich es sich in manchen Stellen der Alten ausspricht. Quod si eris facturus, velim mihi scribas Cic. Diverss. IX. 10. Scribas ist dem Imperativ, und dieser nach dem bekannten Sprachgebrauch, welcher sich besonders in den Bedingungssätzen ausspricht, dem Futurum gleich zu setzen, da man nur befehlen kann, was noch geschehen soll. Die Verbindung würde dieselbe bleiben, wenn statt scribas, scribes stände. Der Sinn ist nun: wenn er schreibt (er schreibt aber noch nicht, sondern soll erst künftig schreiben) wird er noch nicht thun, sondern erst künftig thun wollen. Si es facturus würde seyn si is es, qui apud te constitueris facere; si eris facturus aber = si is eris, qui constitueris facere oder facere velis. De Invent. I. 16. Attentos autem faciemus, si demonstrabimus, ea, quae *dicturi erimus*, magna, nova, incredibilia esse sq. Das Erregen der Aufmerksamkeit ist noch zukünftig, aber wenn man dazu schreitet, ist man wiederum erst im *Begriff zu sagen*. de Or. I. 52. (orator) apud quos aget aut *erit acturus* (eorum) mentes sensusque *degustet oportet*. *Degustet oportet* ist Aorist der Gegenwart, für alle Zeiten gültig; er mufs kennen lernen, nicht blofs jezt sondern auch künftig und überhaupt immer. Im Nebensatze sind die zwei relativen Zeiten: *Gegenwart in der Zukunft* (aget) und *Zukunft in der Zu-*

Digitized by Google

kunft (erit acturus) zusammengestellt: *vor denen er einst als Redner stehen wird*, und vor *denen einst als Redner stehen zu sollen, ihm zu Theil werden wird.* Vergl. Quintilian. X. 7. 15. Omniaque, de quibus dicturi erimus, habenda in oculis, in affectus recipienda. d. h. habere et recipere debemus et debebimus. Doch es kann unsere Absicht nicht seyn, eine vollständige Abhandlung über die Stelle zu liefern, welche die s. g. conjugatio periphrastica im System der Tempora einnimmt; wir wollten nur auf einiges nicht Unwichtige aufmerksam machen. Von der gröfsten Bedeutung erscheint uns dagegen die Frage, unter welchen Umständen es nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig ist, nach dem Präteritum im Hauptsatze das Präsens oder Präteritum im Nebensatze folgen zu lassen, oder ob (wie Ernesti und die Aelteren meinten) das Imperf. und Plusquamperf. allein richtig folge. Rec. erinnert hier an eine allgemeine Regel, die noch nirgend hinlänglich verfolgt zu seyn scheint, obgleich er die darüber in der Einleitung zu seiner Abhandlung de enunciatis conditionall. S. L. gegebenen Andeutungen mit allen Beispielen aus der gssammten classischen Latinität belegen und verfechten könnte:

Die drei absoluten Zeiten stehen in Nebensätzen nach *jeder beliebigen Zeit der Haupthandlung*, mag dieselbe gegenwärtig, vergangen oder künftig seyn. Sie hängen nämlich gar nicht von der Zeit der Haupthandlung ab, sondern geben die Reflexion des redenden Subjectes; daher kann und mufs nach *jedem* Tempus des Hauptsatzes *jedes* der drei absoluten Tempora stehen, je nachdem die Nebenhandlung im Moment des Redens noch gegenwärtig, oder bereits vergangen, oder noch zukünftig gedacht wird.

Herr Zumpt hat die Wahrheit dieser Regel nicht ganz verkannt (§. 514. S. 416), aber erklärt doch das Praes. und Perf. nach einem Praeterito als fremdartig und dem Gebrauche der Latinität entgegen, und stellt am Schlusse folgende Regel auf (§. 516. S. 418.):

Auf die Tempora der Gegenwart und Zukunft, d. h. auf Präsens und Perfectum im eigentlichsten Sinn und auf beide Futura folgen die Tempora der Gegenwart (d. h. Präsens und Perfectum Conj.) und auf die Tempora der Vergangenheit, d. h. auf das Impf. und Plusquampf. und auf das Perfectum als Aorist, folgen die Tempora der Vergangenheit, d. h. Impf. und Plusquampf. Conjunctivi.

Diese Regel ist nur dann wahr, wenn der Nebensatz eine erklärende Erweiterung des Hauptsatzes ohne Einmischung des redenden Subjects und seines Urtheils über die Zeit der Nebenhandlung enthält, und selbst dann unvollständig, indem die beiden Relationen: Zukunft in der Vergangenheit und Zukunft in der Zukunft, fehlen, so dafs das vollständige Schema mit allen sieben Relationen folgendermafsen lauten müfste:

Gibt der Nebensatz eine relative, d. h. zeitlich auf den Hauptsatz bezogene Erklärung desselben, so folgt a) auf das Präsens (sowohl aor. als absol.) nur das Präsens, da die Gegenwart nur Eine Relation hat (Gegenwart in der Gegenwart); b) auf die Präterita folgt bei gleichzeitiger Nebenhandlung das Imperfect., bei früher vergangener das Plusqpf., bei noch zu erwartender das Fut. periphr. mit eram, welche Form im Pass. umschrieben werden mufs; c) auf das Futurum bei gleichzeitiger Nebenhandlung das Fut. 1. wenn ein Indicatif; und das Präs. Conj., wenn ein Conjunctiv erfordert wird; bei vorgängiger das Fut. exactum, bei noch zukünftiger das Fut. periphr. mit ero, welche Form im Passivum zu umschreiben seyn würde.

Von dieser Regel gilt die bekannte (jedoch nicht allein regelrecht gewordene) Ausnahme, dafs Zeitsätze, die auf ein Präteritum folgen mit cum und postquam meistens das Perf. Indicativi verbinden.

Es ist aber gar nicht nothwendig, dafs der Nebensatz rein unselbstständig (relativ) seine Erklärung in der Zeit der Haupthandlung finde; er kann auch selbstständig aussagen, die Nebenhandlung sei noch, oder nicht mehr, oder noch nicht, und alsdann tritt die Regel ein, von der wir eigentlich oben ausgingen, und die drei absoluten Zeiten werden ohne Rücksicht auf die Zeit der Haupthandlung nach dieser Regel ihre Stelle finden. Caesar Germanos ita fudit, ut Galliam ab eorum incursionibus liberaret ist relativ, die Folge schliefst sich an die Ursache also an, dafs sie, wenigstens ihr Anfang mit ihr gleichzeitig gedacht wird. Caesar Germanos ita fudit, ut Galliam ab eorum incursionibus in perpetuum *liberarit* ist absolut, und gibt die Reflexion des Sprechenden, welcher aussagt, das Befreiungswerk sei vollendet, und dürfe nicht erst vollendet werden. Setzen wir dafür ut Gallia — nunc quidem *tuta sit*, so haben wir das absolute Präsens, dafs Gallien *im Moment meines Redens eben sicher ist*, in ut Gallia — tuta futura sit das absolute Futurum, *dafs Gallien von nun an gerechnet sicher ist und seyn wird.* Von einem Usus der Latinität kann hier gar nicht die Rede

Digitized by Google

seyn, wohl aber gibt die Betrachtung der jedesmaligen Stellen das Ergebnifs, welche von den verschiedenen Tempusverbindungen nach dem Sinne die passendste, oft auch, welche die allein richtige sei. Aber a priori kann man nicht sagen, dafs irgend eine Tempusverbindung an und für sich die richtigere sei, ausgenommen dafs nach einem Präsens, das nicht praes. historicum ist, und nach einem Futurum allerdings *niemals* das Impf. oder Plusqpf. gesezt werden darf. Nach dieser allgemeinen Erörterung wollen wir an Beispielen zeigen, dafs das Präs. und Perf. nach dem Präterito weder selten noch dem Gebrauche der Latinität minder entsprechend, sondern im Gegentheil immer da angewendet ist, wo der Sinn es verlangt. Das Präsens also, bezeichnend, dafs die Nebenhandlung noch dauert im Moment des Redens, steht richtig Cic. de Fin. II. 14. 45. eadem ratio fecit — ut serpat longius etc., wo nicht die Folge an sich, sondern das Fortdauern bis zum Sprechen darüber angezeigt wird, und Görenz das von Davies und Bremi verworfene fecit (sie wollten facit lesen) hergestellt hat, doch ohne den rechten Grund anzugeben. Cic. ad Att. IX. 5. qui dum patriam *amamus* — nos ita gessimus etc. = cum patriam et semper amaverimus et nunc dum loquimur, amemus. XV. 5. scripsi ita, ut te probaturum existimem (glauben möchte, *νομίσαιμ' ἄν*) *wie ich noch glaube;* de Or. 1. 3. 10. quo tamen in genere ita multi perfecti homines *exstiterunt*, ut nemo fere studuisse ei scientiae vehementius *videatur*, quin, quod voluerit consecutus sit. (Dafs bis auf diesen Tag die eifrigen Bearbeiter ihren Zweck erreicht haben und noch erreichen.) III. 14. 54. neque quam personam teneant (überhaupt, und auch noch jezt) intelligere potuerunt. Ernesti verlangte tenerent; mit Recht hat Müller diese Aenderung abgewiesen. P. Coelio 20, 48. quando — fuit, ut, *quod licet*, non liceret, das überhaupt und also auch jezt Erlaubte ist nie verboten worden. Suet. August. X. 55. censuit cognoscendum de iis, qui libellos — edant, d. h. nicht blofs die gerade damals Pasquille machten, sondern die Pasquillanten überhaupt, die diefs als Gewerbe betreiben. Quintilian. IX. 2. 77. dicebant, quae difficultatis causa *placent* richtig und ohne Variante: nicht was etwa (damals) gefiele, sondern überhaupt, jezt und zu allen Zeiten Gefallendes. Dagegen konnte Quintil. VIII. prooem. 6. nicht füglich sagen plurimum laboris exhausimus ut *ostendamus*, sondern ostenderemus, wie auch in den Texten steht. Denn da er von dem in den früheren Büchern behandelten Thema spricht, so kann die Arbeit des Zeigens nicht noch dauern, da er die Einleitung zum achten verfafst. — In der Stelle Cic. de Or. II. 22. 90. non, ut multos imitatores saepe cognovi, qui aut ea, quae facilia sunt, aut etiam illa, quae insignia ac paene vitiosa *consectantur* imitando scheint Ernesti's Muthmafsung consectarentur empfehlungswerth; wenigstens würde consectentur müssen geschrieben werden; Heusinger zu Cic. Off. I. 30. kann dagegen nichts beweisen. Ganz unrecht wollte dagegen Ernesti in Cic. Academ. I. 9. 35. Theophrastus ita moratus, ut prae se probitatem et ingenuitatem *ferat*, vehementius etiam fregit (ideas) — *ferret* schreiben, da doch auszudrücken war, dafs das Gepräge der Rechtlichkeit und des Freimuthes an Theophrast noch jezt und überhaupt kenntlich sei — eine allgemeine Charakteristik des Mannes nach seinen hinterlassenen Schriften. Stände ferret in den Handschriften, so könnte man sich's gefallen lassen, so aber hat Görenz mit Recht ferat beibehalten. — Wenden wir uns zur Betrachtung des Präteriti im Nebensatze. Cic. de Legg. III. 2. 4. idque in republica valuit, quoad ei regalis potestas praefuit (nunc vero non praeest amplius ist der Sinn). Fin. II. 19. 62. quo auctore ea gessimus, ut omnibus potius quam nobis ipsis *consuluerimus*. Richtig, mit dem Sinne in gerendo — consuluimus, ita ut ejus rei fructus etiam ad hoc tempus maneat, etsi ipsa dudum absoluta sit. Consuleremus würde die Handlung auf die Vergangenheit beschränken: dafs wir damals (beim Handeln) vorzüglich den Staatsvortheil im Auge hatten. de Nat. Deor. II. 1. 2. oblitus es, quid dixerim (Sinn: was ich gesagt habe, die Rede ist schon geendigt, nam non dicebat ea de re amplius). In der Stelle III. 28. 70. qui (vomicam) aperuit, quam sanare medici non *potuerunt* (Cicero's Reflexion, *welche die Aerzte nicht haben heilen können*), könnte Ernesti's poterant ebenfalls richtig seyn, aber die Lesart potuerunt verdient den Vorzug. de Divin. I. 33. Quod ostentum habuit hanc vim, ut Dionysius paucis post diebus regnare coeperit (ebenfalls Cicero's Reflexion, dafs sich der Anfang seiner Regierung von daher datirt, welches allgemeine historische Thatsache ist, nicht blofs Erläuterung des ostentum). ad Att. XV. 1. inde ante profectus est, quam ego te cognovi (= nunc quidem te cognovi, sed nondum cognoveram, cum est profectus). De Or. I. 57. 241. num quis eo testamento, quod pater familias ante fecit, quam ei filius natus est, hereditatem petit? So richtig die Ausgaben vor Ernesti, welcher esset schrieb, was Harles und Müller billigen, obgleich gerade dieses unlateinisch

Digitized by Google

genannt werden muſs, nicht est. Denn entweder ist der Sinn: wenn Einer Testament gemacht hat (nur nicht jezt noch macht) ehe ihm ein Sohn geboren worden ist (und nicht jezt noch geboren wird) und alsdann kann nur fecit — natus est richtig seyn; oder: *wenn Einer Testament machen* (oder gemacht haben) *sollte, ehe ihm ein Sohn geboren wäre,* in welchem Falle weder fecit noch natus esset, sondern fecerit, natus fuerit geschrieben werden müſste. Ganz klar ist die Stelle de Or. II. 38. 161. (Carneades) nullam rem *defendit,* quam non *probarit,* wo das Imperf. probaret und das Plusquampf. gleich irrig seyn würde, so daſs die Lesart geändert werden müſste, selbst wenn alle Handschriften zusammenstimmten. Probaret würde nämlich den Sinn geben, daſs Carneades mit dem Vertheidigen zugleich bewiese, probasset gar, daſs er schon vor der Vertheidigung bewiesen habe. Beides ist aber falsch. Die Richtigkeit der Beweisführung erkennt der Zuhörer und Beurtheiler, an dessen Stelle sich hier Cicero sezt, erst am Schlusse, nach vollendeter Defension, sie ist das Resultat derselben, und dieſs wird nothwendig in der absoluten Vergangenheit ausgesprochen werden müssen, da Carneades, als Cicero schrieb, bereits todt war, und nicht mehr beweisen konnte. Der Sinn ist also: Jede Sache, die er unternahm zu beweisen, *hat er auch bewiesen, so daſs es überflüssig seyn müſste, den Beweis noch einmal anzufangen.* Lebte Carneades noch, so könnte auch probet vertheidigt werden. — Dagegen hat Ernesti in der angeblichen Rede ad Quir. p. Red. 2. 5. accepi Rempublicam, quae paene *amissa est* richtig esset oder erat verlangt; denn es ist davon die Rede, daſs der Staat damals dem Untergange nahe war, da Cic. (in der Vergangenheit) seine Verwaltung übernahm. Weiske bemerkt hierbei, ohne wahrzunehmen, daſs nicht der Modus, sondern das Tempus anstöſsig ist, paene werde auch mit dem Indicativ verbunden; — in der That sehr naiv. — P. Milone 11. 30. hoc fato natus est, ut ne se quidem servare potuerit, quin una Rempubl. servaret. Es wird als allgemeine Bedingung der Existenz Milo's angegeben, daſs er sich und zugleich den Staat hat erhalten müssen und noch erhalten muſs. Die Erhaltung des Staats aber ist hier Nebensache und ein Erfolg der Selbsterhaltung Milo's, daher servaret. Diese Stelle kann übrigens als schlagender Beweis gegen Matthiä und Görenz (zu Fin. II. 19. 62. vergl. Müller zu de Or. I. 3. 10.) gelten, welche nach vorgängigem Perf. quin stets wieder mit einem Perf. verbinden wollen. Auch dieſs hängt nur vom Sinne ab. Philipp. II. 1. init. fuerit hostis, qui non bellum — indixerit (= ut non amplius oporteat fieri). Verr. II. 66. v. f. cum Rhodii bellum cum Mithridate gesserint, omnesque ejus copias — exceperint — cum ei regis inimici essent, statuam ejus — ne tum quidem attigerunt, d. h. sie haben Krieg geführt (jezt nicht mehr) und seine Bildsäule dennoch nicht beschädigt, obwohl sie (damals) seine Privatfeinde waren. — Betrachten wir nun noch einige unsichere oder der Verbesserung bedürftige Stellen. Wenn in einem solchen Abhängigkeitsverhältniſs mehrere Sätze coordinirt werden, so scheint die Latinität Gleichheit der Tempora gebieterisch zu verlangen. So werden wir bei Cic. Acad. I. 10. 36. incideret gegen Görenz's inciderit in Schutz nehmen, weil numeraret und poneret folgen, wo an keine Aenderung zu denken. In Philipp. I. 15, wo nach caruit tribueret und leniret folgen (im Cod. Vatic. nach Muret und Ursinus, wogegen Laernus tribuerit und lenierit angab), hält Garatoni tribuerit für die richtige, durch Interpolation verdrängte Lesart, läſst aber leniret stehen, was unzweifelhaft irrig gehandelt ist; ob aber beide Male Impf. oder Perf. zu setzen, kommt auf die Zusammenstimmung der Handschriften an, da der Sinn Beides leidet. Phil. II. 1. dederunt plus quam optarem; Ernesti wollte optaram, Beides ist aber gleich gut. In dem Fragment des Coelius bei Quintilian VI. 3. 43. muſste statt transierit nothwendig transiisset geschrieben werden, was dem Sinne allein angemessen. Indessen kann theils die weniger correcte Prosa des Coelius hier zur Entschuldigung dienen, theils substituiren die Lateiner in der That die relativen Tempora den absoluten auf eine eigenthümlich fremdartige Weise. So zu Cic. Brut. 32. 124. Der entgegengesezte Fall ist selten, wenn man nicht etwa Verr. I. 30. hierher ziehen will: qui in illa re quid facere potuerit, non habebat; wo in der That kaum anders erklärt werden kann als: *er wuſste dabei und damals nichts zu thun,* was aber posset heiſsen müſste.

Rec. glaubt gezeigt zu haben, daſs das Präs. und Perf. nach einem Präteritum nicht nur nicht ungewöhnlich, sondern nach den Umständen vollkommen regelmäſsig, ja nothwendig ist.

Ein anderer wichtiger Punkt, auf den Rec. hier Rücksicht nehmen wollte, ist die Construction von ut und quod nebst dem zuweilen verwandten Acc. c. inf. Die verschiedenen Regeln über ut sind von Hrn. Zumpt (§. 614 sqq.) sehr übersichtlich zusammengestellt worden, und bedürfen keiner Erweiterung, wohl aber der Zurück-

Digitized by Google

führung auf eine höhere Einheit, so dafs die Verwandtschaft mit quod daraus hervorgehe, welche trotz der abweichenden Bedeutung dennoch vorhanden ist. Sie lag bei dem Gebrauche von ut nach fio u. s. w. so wie nach facio ut sehr nahe. Quod ist (§. 626) von Hrn. Zumpt vorzüglich gut entwickelt, und sein Unterschied wie sein Verwandtschaftsverhältnifs zu dem acc. c. inf. sehr klar ins Licht gestellt worden. Die von ihm angeführte Abhandlung von Fikenscher kennen wir nicht, nehmen auch nicht Rücksicht auf den von *Wunder* (in Jahns Jahrbüchern) angestellten Versuch, alle Bedeutungen von ut auf das ursprüngliche adverbium *ut*, *wie* zurückzuführen, was unthunlich scheint. Da wir indessen in einem wesentlichen Punkte von Hrn. Zumpt abweichen, so ist es nöthig auch über quod zu reden. Quod umschreibt einen demonstrativen Begriff im Hauptsatze, welcher sowohl adjectiver als adverbialer Art seyn kann; irgend ein id, illud, ea de causa. Wir können nicht mit Hrn. Zumpt annehmen, dafs dieser Begriff blofs hinzugesezt werde, um das Verhältnifs der Sätze unter einander noch mehr zu verdeutlichen. Denn wenn quod ursprünglich das Neutrum Relativi ist, so mufs auch seine Verbindung mit id, illud eine ursprüngliche, nicht blofs der Verdeutlichung wegen vorgenommene seyn, im Gegentheil ist das id, illud, ea de re jedesmal zu ergänzen, wenn es nicht im Satze selbst steht. Nun umschreibt aber quod rein factisch; d. h. es wird dadurch eine Thatsache aufgestellt, deren Gewifsheit oder Bestehen, mag sie selbst gegenwärtig, vergangen oder zukünftig seyn, mit dem Hauptsatze zugleich, oder schon vor demselben entschieden war; obgleich der Nebensatz nicht jedesmal den Grund des Hauptsatzes enthalten darf. Drückt es aber diesen Grund zugleich mit aus (*weil*) so unterscheidet es sich von cum so, dafs jenes die beiden Facta aus dem Gesichtspunkte des Darstellenden betrachtet, coordinirt und aussagt, das eine sei naturgemäfs die Ursache des andern gewesen (quod salvus advenisti gaudeo); cum dagegen gibt den subjectiven Grund an, dafs die in Rede stehende Person etwas that, die Möglichkeit, wie sie dazu kam, nicht die Nothwendigkeit, wie sie dazu kommen mufste (cum salvus adveneris, gaudeo). Sätze mit quod verbunden müssen also mit Abänderung dieser Verbindung dergestalt zerlegt werden können, dafs eine factische Coordination entsteht. — Illud non ferendum, quod quidam rejecta in humerum toga — sinistra gestum facientes, spatiantur et fabulantur. Quintilian. XI. 3. 131. Zerlegt: quidam — gestum facientes, spatiantur et fabulantur. Et hoc ferendum non est. Sie thun und thaten es auch ohne Quintilians Urtheil darüber, die Sache ist ausgemacht, wie Quintilians Meinung selbst. Diese Coordination ist das Hauptkennzeichen des richtigen Gebrauchs von quod, und kann bei ut niemals eintreten.

Ut umschreibt auch einen demonstrativen Begriff im Hauptsatze, ein hoc, illud, id, ita, ea de re, eo modo, talis, tantus, tot, der häufig hinzugesezt, häufig ergänzt wird. Es umschreibt aber niemals so, dafs bei der Zerlegung zwei factische Sätze neben einander entstehen, sondern der Hauptsatz ist der einzig factische, die Nebenhandlung war entweder in dem Moment der Zusammenstellung mit der Haupthandlung erst zu erwarten, oder der Nebensatz bildet mit dem Demonstrativbegriff zusammen das Subject des Hauptsatzes; so dafs bei der Zerlegung oder Coordination

a) ein zeitlicher Widerspruch, oder

b) eine Tautologie entsteht.

Unter den Fall a) gehört ut in den eigentlichen Finalsätzen. Z. B. moneo te ut discas. Bei der Zerlegung discis et de ea re moneo te entsteht ein zeitlicher Widerspruch; denn es ist ja gar nicht factisch entschieden, dafs der Erinnerte lernt. Caesar hostes ita fudit, ut etiam castra amitterent; zerlegt: Caesar hostes fudit, et castra amiserunt etiam. Unstatthaft; denn da er sie schlug, verloren sie das Lager noch nicht, sondern erst in Folge ihrer Niederlage. Pontem in Rheno fecimus, ut hostes aggrederemur. Die Zerlegung Pontem fecimus, et hostes aggrediebamur ist unzulässig, denn wenn auch die Absicht da war, den Feind anzugreifen, so ward er doch nicht mit Schlagung der Brücke zugleich angegriffen, ja es bleibt unentschieden, ob er überhaupt angegriffen ward. Zu dem Fall b) gehört ut in der reinen Umschreibung ohne Nebensinn des Zwecks oder der Folge; bei facio ut, bei fit, accidit, evenit, welche Redensarten man noch immer seltsam genug unter den Begriff der Folge ordnet, gleich als wenn in factum est, ut hostes pugna vincerentur die Besiegung der Feinde aus dem factum est hervorginge, und nicht vielmehr eins und dasselbe wäre. In dieser Art von Sätzen macht der Satz mit ut verbunden mit dem id u. s. w. des Hauptsatzes das Subject aus, es ist also eigentlich nur *ein* Satz vorhanden, und die Zerlegung und Coordination gibt offenbare Tautologie. Accedit, ut hodie ad vos venirem ist s. v. a. ea res, ut venirem, s. adventus meus, accidit = fortuitus fuit — est mos

Digitized by Google

hominum, ut nolint eundem pluribus rebus excellere. Cic. Brut. 21. — nolunt, ex more quidem suo. Nicht zu wollen — ist Menschenart. In diesem Beispiele könnte quod auch gerechtfertigt werden, jedoch so, dafs es nicht theoretisch auf die Menschheit überhaupt, sondern praktisch und thatsächlich auf bestimmte, dem Cicero vorschwebende Menschen ginge.

Wenden wir diese Ausführung nunmehr auf die einzelnen Gebrauchsweisen von ut an.

1) Ut als Umschreibung eines demonstrativen Begriffes im Hauptsatze mit dem Nebensinn, derselbe deute den Grund an, wefshalb der Nebensatz aus dem Hauptsatze folge. Dieser Fall bedarf keiner weiteren Erläuterung; nur bemerken wir, dafs fit, accidit, contingit auch den Nebenbegriff der Folge haben kann, wenn nicht id zu ergänzen ist, sondern ita, ea de causa, hoc modo und dergl.

2) Ut als Umschreibung eines demonstrativen Begriffs im Hauptsatze, mit dem Nebensinne, dafs das Subject beim Handeln die im Nebensatze ausgedrückte Absicht hatte. Auch dieser Fall darf hier nicht weiter ausgeführt werden.

3) In der Mitte stehen diejenigen Fälle, in denen unser Gefühl mehr für den Infinitiv des Objects stimmen würde, als für ut. Diefs sind diejenigen, wo bei den Verbis des Bittens, Befehlens, Zulassens, Ermahnens, Erinnerns und Antreibens nicht die Absicht des handelnden Subjects ausgesprochen (wie in nr. 2), sondern nur der Inhalt der Bitte, der Erinnerung und des Befehls näher bestimmt wird, jedoch so, dafs allerdings dem Subjecte die Absicht stillschweigend beigelegt wird, man möge seiner Bitte, Ermahnung u. s. w. folgen. So ist in moneo te ut discas die Absicht nicht ausgesprochen, da nicht *damit du lernst*, sondern *dafs du lernst* oder *zu lernen* übersezt werden mufs, aber allerdings wird die Absicht, das Lernen zu bewirken, vorausgesezt. Daher wird die Negation in diesem Falle nicht ut non, sondern ne heifsen. In manchen Fällen dieser Art ist der objectivische Infinitiv ebenfalls üblich; ut aber wird vorgezogen, wenn unser *sollen* oder *mögen* infinitivisch nur durch das gerundium necessitatis ausgedrückt werden könnte. Z. B. Pythia Atheniensibus respondit, ut muros ligneos munimentum sumerent; *dafs sie — möchten* oder sollten (auch sumendum esse).

4) Viel umfassender ist die vierte Classe von Fällen: Umschreibung eines demonstrativen Begriffs im Hauptsatze, mit dem Nebenbegriffe, die Sache *sei nicht*, existire nicht, *solle* aber oder werde ihrer Natur nach so seyn. Hieher gehört

a) *ut* nach allen impersonellen Redensarten, adjectivischer oder verbaler Natur, die den Begriff der Künftigkeit der Sache in sich schliefsen; wie sequitur, relinquitur, restat, superest, efficitur (es ergibt sich), extremum est, futurum est, reliquum est. Wir glauben aber, dafs bei den meisten derselben auch der Infinitiv als Subject nachzuweisen ist, und ganz natürlich, da auch der Satz mit ut mit dem umschriebenen Demonstrativ verbunden das Subject bildet. Aber auch quod kann vertheidigt werden, sobald die Sache als factisch eingetreten gedacht werden kann, wobei aber immer eine Ellipse obwaltet, so dafs ein Satz mit ut ausgelassen ist. Z. B. extremum illud est, quod dicitis, animum esse immortalem, d. h. dicitis animum esse immortalem et hoc extremum est ad dicendum s. de quo dicatur. Dagegen Victo superest ut tueri se possit, Quintilian. VII. 2. 16.; nicht die Wirklichkeit, sondern die naturgemäfse Möglichkeit des Künftigseyns bleibt dem Besiegten. Accedit ut, an sich minder regelmäfsig als accedit quod, ist in Beispielen wie Cic. ad Div. V. 13. (p. 254 Martyni Lag.) accedit etiam, ut minor sit auctoritas, minor fides, nämlich si quis ipse de suis rebus gestis scribit, ist wohl in Schutz zu nehmen. Es bedeutet die zufällige Erscheinung, die Möglichkeit geringerer Glaubwürdigkeit, wogegen quod die Sache als ausgemacht hinstellen würde.

b) Dasselbe findet statt bei den impersonalibus opus est, interest und refert, necesse est und oportet, mit einigem Unterschiede. Multum refert, ut discamus oder discere sagt ohne Rücksicht auf das factische Ereignifs: *das Lernen* (und *wir sollen lernen*) ist etwas von Wichtigkeit. Quod sezt voraus, dafs man wirklich lerne und alsdann über die Bedeutung der Sache reflectire. So Cic. Acad. II. 3. 8. Neque quidquam interest, nisi *quod illi* non dubitant u. s. w., wo ut grammatisch falsch wäre, da der Unterschied der Meinungen factisch besteht. Ob interest hier *es liegt daran* oder *es ist ein Unterschied* bedeutet, ist gleichviel, da nicht die Bedeutung, sondern die impersonelle Form die Sache entscheidet. Necesse est und oportet können dagegen quod nicht neben sich leiden, da in diesem Falle jene Impersonalia einen Satz für sich bilden mufsten (necesse est etwa wie necessarium est), was nicht angeht, da sie immer Prädicatsstelle vertreten, und das Subject in einem Verbo enthalten seyn mufs.

Digitized by Google

e) Ein Gleiches findet in unzähligen Fällen statt, wo kein bestimmtes Merkmal der folgenden Construction im Hauptsatze anzugeben ist, sondern die Nothwendigkeit ut zu setzen im Wesen des Satzes selbst liegt, der nichts Gegenwärtiges, Factisches, sondern zukünftig Mögliches, Natürliches, keinen speciellen, sondern einen allgemeinen Fall ausdrückt. Cic. de Or. III. 10. 37. quinam est igitur modus melior, quam *ut* Latine — dicamus = τί ἄμεινόν ἐστιν, ἢ λέγειν Ῥωμαϊκῶς; er hat es noch nicht unternommen, sondern sezt den Fall als jezt möglich. 13. 48. Neque vero in altero diutius commoremur, ut disputemus. Quintil. I. 7. 1. Cujus (ὀρθογραφίας) ars non in hoc posita est, *ut* noverimus sqq. II. 17. 32. quoniam hoc quoque in rerum naturam cadit, ut duos sapientes — justae causae in diversum trahant. III. 7. 17. quod rara haec occasio est, ut referri possint divini honores (σπάνιός ἐστι καιρὸς ἀποθεώσεως, keiner bestimmten, sondern überhaupt). VI. 2. 24. in hoc eloquentiae vis est, ut judicem — compellat. Quod würde einen bestimmten Fall setzen, in welchem der Redner den Richter wirklich bewogen. VII. 1. 49. quid aliud natura permittit, quam ut — de voluntate quaeratur. Auch quod könnte hier richtig seyn, nicht in dem obigen Sinne, natura permittit libertatem quaerendi, sondern permittit quaeri, quae quaestio jam nunc exercetur. 8, 6. non est scriptum ut bis praecipitetur damnata. X. 1. 121. Id (sc. quod desideratur) est autem, ut esset multo magis pugnax. XII. 11, 11. Nam id, quod prius est, ut boni viri simus u. s. w., d. h., dafs wir seyn sollen, nach dem Natur- und Moralgesetz. Cic. de Or. III. 36. 144. hae partes fuerunt tuae, de illustranda oratione ut diceres. Diefs war sein Thema, ob er es ausgeführt, bleibt unentschieden. 37. 151. est laus oratoris, ut abjecta verba fugiat. τὸ φεύγειν, er soll es thun; quod würde einen Redner anzeigen, der diesen Ruhm wirklich hätte. 55. 212. nihil est, quod praecipi posse videatur, nisi ut figuram orationis plenioris ut tenuioris et item illius mediocris, ad id, quod agimus, accommodatam deligamus. Man soll dem Sinn der Vorschrift gemäfs den Styl der Rede nach dem Inhalte modeln; thut es aber nicht bereits wirklich, oder will es thun. Auctor ad Herenn. IV. 16. Bene majores comparaverunt, *ut* neminem regem, quem armis cepissent, vita privarent, d. h. eine nützliche Einrichtung ist es, dafs nach ihrem Willen keiner getödtet werden sollte. Quod würde eben so richtig seyn, in dem Sinne, dafs sie diese Sitte auch praktisch befolgt, nicht blofs eingeführt hätten. Tuscul. III. 29. 73. Praedarum illud est, ut eos — neque ne nosmet ipsos amemus. Bei Plin. Epp. II, 5. 7. nehmen wir confidere ut gegen Heusingers Tadel in Schutz. Dagegen Cic. de Or. III. 44. 175. (res non est) quae magis oratorem ab — imperito distinguat, quam *quod* ille rudis incondite fundit u. s. w. Er thut es wirklich, es wird nicht blofs zu seinen Befugnissen oder zu erwartenden Eigenschaften gerechnet. In ganz gleichem Sinne mit ut findet sich aber auch der Infinitiv. Seneca Rhetor Controv. X. 4. p. 492 Bip. nihil esset miserius expositis, *quam tolli* = quam ut oder quam si tollerentur. Cic. Off. III. 27. 100. Atque illud etiam, reddi captivos, negavit esse utile (Regulus). Quintilian. XII. 1. 4. Cogitare simul optima et deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis, bonum esse aut malum.

In allen unter a, b, c, aufgeführten Arten unserer vierten Classe ist die Coordination unmöglich, entweder wegen entstehender Tautologie oder wegen Widerspruches in dem Zeitverhältnisse der beiden Sätze.

5) Endlich begreift ut auch die reine Umschreibung oder den weiteren Ausdruck eines Begriffs im Hauptsatze, ohne weiteren Nebengedanken, nur mit Befolgung der allgemeinen Bedingung des Gebrauchs von ut, dafs keine Zerlegung oder Coordination der Sätze möglich seyn darf. Hier kommt nun

a) die Umschreibung des blofsen Geschehens (fit, accidit, contingit, evenit, fieri potest, incidit, usu venit, in Betracht, welche Hr. Zumpt, wie mir scheint, scharfsinnig und glücklich erörtert hat (§. 624.). Hier, wie in den folgenden Fällen, bildet das ausgelassene Demonstrativ mit dem Satze, der ut vor sich hat, das Subject; factum est, usu venit, ut Galli a Romanis vincerentur ist gleich Galli a Romanis vulgo vinci solebant, und es ist eine blofse Grille der Sprache, dafs der Subjectsinfinitiv in diesen Fällen nicht leicht üblich ist.

b) Wie efficere (beweisen) zu sequi, so verhält sich die Umschreibung facio ut zu fit; es ist das Activum zum Passivo. Ciceronische Stellen dieser Art hat Hr. Zumpt zusammengestellt (§. 619), und richtig erklärt invitus feci, ut L. Flamininum e senatu ejicerem (Cic. Cat. Maj. 121) sei s. v. a. invitus ejeci. Es ist aber wohl zu bemerken, dafs auch *facere quod* und zwar vollkommen richtig gesagt wird. Invitus feci, ut ejicerem ordnet das Ungernthun dem Thun überhaupt als Adverbium unter: id, ut ejicerem, feci, et invitus quidem. Dieses untergeordnete Verhältnifs, vermöge dessen ein einfacher Satz äufserlich in zwei getrennt erscheint, wird richtig durch das Imperf. Conj. angezeigt. Invitus feci quod ejeci coordinirt die That (ejeci), und die Reflexion darüber (feci invitus), daher gleiche Tempora. Facio ut steht bei Cic. noch de Fin. I. 10. 34. ad Divers. XI. 5. XIII. 48. XV. 5. ad Att. III. 15. XVI. 15. de Or. II. 10. 39. Facio quod finden wir Plin. Epp. IX. 2. facis jucunde quod — flagitas, zweifeln aber nicht, dafs diefs auch bei anderen Schriftstellern, und nicht selten nachgewiesen werden möchte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75. u. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Lateinische Grammatik, von C. G. Zumpt, Dr. Sechste Ausgabe.

(Beschluſs.)

c) So steht ut auch nach esse und anderen Verbis ohne Bedeutung, um eine bloſse Umschreibung auszudrücken. Liv. III. 42. Appius prope esse ratus, ut victum imperium esset, d. h. prope victum iri imperium, oder prope esse victoriam de imperio. IV. 49. Tentatum a L. Sextio ut rogationem ferret, d. h. rogationem tentatam. Der hier reguläre Infinitiv war wegen der passiven Form tentatum est nicht anwendbar. Cic. de Or. III. 33. 134. haec fuit P. Crassi, haec Ti. Coruncanii — sapientia, ut ad eos de omnibus divinis et humanis rebus referretur. *Darin bestand ihre Weisheit,* nicht, *es war eine Folge derselben.* Cic. pr. Ligar. 12. nihil habet fortuna tua majus, quam ut possis — servare quam plurimos, nicht: *es ist in deinem Glücke begründet, daſs du,* sondern: die Erhaltung Vieler bildet eben die gröſste Begünstigung des Schicksals. Welche Wendung hier quod dem Satze geben würde, leuchtet ein. Er wäre factisch ausgesprochen, Cäsar müſste wirklich erhalten. De Divinat. I. 56. non est — ut mirandum sit = mirandum non est; ad Att. IX. 9. ita opinor esse ut in Cosano sit, = opinor eum esse in Cosano; denn daſs er gerade da ist, kann ja nicht als Folge des Seyns überhaupt gelten. De Or. II. 36. 152. Est, ut dicis, Antoni, ut plerique philosophi nulla tradant praecepta discendi, d. h. non tradunt praecepta; aber im Verhältniſs der Folge aus est, ut dicis kann der Satz durchaus nicht genommen werden. Die Coordination kann hier gar nicht eintreten, denn das tradere und esse ist eins und dasselbe. Hieher gehört auch ut in philosophischen Definitionen, wie Cic. de ND. II. 22. 57. Zeno igitur ita definit naturam, ut eam dicat, ignem esse artificiosum etc. Off. I. 40. 142. Modestia sic definitur a Stoicis, ut sit scientia earum rerum, quae agentur aut dicentur, suo loco collocandarum. Das Verhältniſs der Folge kann hier nicht stattfinden, da es nicht aus der Definition hervorgeht, daſs die Sache so ist, sondern das Seyn der Sache auch das Wesen der Definition ausmacht, welche umschrieben wird. Damit sind auch Stellen verwandt, wie Legg. II. 5. 10. Assentior frater, ut, quod est rectum, verum quoque sit, wobei nach assentior *in eo* zu ergänzen.

d) Endlich gehört hieher der Gebrauch von ut bei adjectivisch ausgedrückten impersonellen Redensarten, wie certum est, verum est, aequum, rectum, probabile, verisimile, justum, integrum, utile, commodum, usitatum est, bei welchen zwar der Infinitiv (als Subject) verhältniſsmäſsig häufiger, aber ut eben so gut zu vertheidigen ist, als bei fit, accidit, evenit. Nur der in dem leztgenannten Fall fast völlig für ut entschiedene Sprachgebrauch macht uns diese Ausdrücke weniger auffallend; genau genommen aber ist gar kein Unterschied in der Construction von factum est ut vinceremur und aequum fuit ut vinceremur. In beiden ist id ut vinceremur Subject, das Impersonale aber Prädicat. Dagegen möchten wir die Erklärung einiger dieser Formeln, welche Hr. Zumpt §. 623 gibt, nach der dieselben auf fit zurückgeführt werden, nicht annehmen; eben weil sie *einige* trifft, andere aber unerklärt läſst. Allerdings aber macht es einen erheblichen Unterschied, ob die Sache auf die Zukunft geht, wie Cic. Att. X. 4. nihil esse certius, quam ut restituerentur, wo restitutum iri freilich eben so richtig seyn würde, ut aber in dem Sinne, *daſs ihre Wiedereinsetzung zu erwarten sei,* bequem vertheidigt werden kann. Verum est ut, welches Hr. Zumpt (§. 623) aus Nep. Hannib. 1. anführt, und welches auch durch falsum est ut (Cic. Divinat. II. 31) geschüzt wird, steht auch bei Cic. Lael. 14.

Ueber die Verwechselungen von ut und quod mit dem inf. und unter sich haben die früheren Grammatiker und Interpreten mancherlei zusammengetragen, aber gröſstentheils ohne Kritik und Sichtung. So Ruddiman. vol. II. p. 235 not. 23, und die daselbst Angeführten, Scioppius in Auctar. Mariangeli c. 6. p. 49. Vorst. de lati-

Digitized by Google

nitate falso suspecta c. 24. Ferner Voss. de Construct. c. 20 und 62 zum Theil dagegen Gronov. ad Plaut. Asinar. I. 1. 37. Drakenborch. ad Liv. III. 52, 2. Derselbe zu V. 55. 5., wo er noch Schulting ad Quintil. Declam. I. 2. und Andere anführt. Vielleicht werden die vom Rec. oben angegebenen Ausführungen zur besseren Unterscheidung dessen, was zum Theil gar nicht fehlerhaft, sondern nach den Bedürfnissen des Sinnes zu beurtheilen ist, Einiges beitragen.

Ueber die syntaktische Geltung der Pronomina hat Hr. Zumpt in der Syntaxis ornata mehrere vorzügliche Bemerkungen (§. 693 sqq.). Dagegen haben wir uns gewundert, §. 700 keine genauere Erörterung des Wesens der drei Demonstrativa hic, ille und iste zu finden, wefshalb in Ansehung einer bekannten Streitfrage nur bemerkt wird, in der Rückbeziehung gehe hic meistens auf das nähere, ille meistens auf das entferntere Subject. Diefs veranlafst uns, unsere Ansicht über diesen Punkt hier darzulegen. Gernhard zu Cic. Cato. M. 7, 24 und 19, 68 hat hierüber richtig gesehene Andeutungen gegeben, obgleich es nicht seine Absicht seyn konnte, die Sache auszuführen.

So wie man die Zeiten der Handlung an derjenigen mifst, in welcher wir selbst existiren, so sezt auch derjenige, welcher etwas zeigen will, sich selbst absolut, d. h. aufser der Verbindung mit den Gegenständen um ihn, und macht sich zum Mafsstabe der Ortsbestimmung, welche ihrer Natur nach vor der Zeitbestimmung, als einer nicht sinnlichen, vorangeht. Daher sind die Demonstrative ihrer Natur nach Raumbegriffe, gebunden an und bezogen auf Personen, obgleich hic und ille auch eine zeitliche Bedeutung haben. Hic ist nun zunächst (ἀνὴρ ὅδε) *ich selbst;* über diesen Gebrauch der Lateiner s. Heindorf zu Horaz Sermonen I. 9. 47. Alsdann bedeutet es den, der in Raum und Zeit da ist, wo der Redende ist, und mit ihm zusammen gedacht wird; also *dieser hier.* Hic hat nun einen negativen Gegensatz: *ille,* der nicht ist, wo ich bin, der nicht hier ist, unbestimmt wo; und einen positiven: *iste,* der nicht hier, sondern dort ist, dafs man auf ihn als gegenüber Stehenden zeigen kann. — In diesem Sinne nun hat z. B. Grotefend nicht Unrecht, wenn er sagt, der Redner vor Gericht nenne sich selbst hic, seinen Clienten ille, seinen Gegner iste. Aber häufig, besonders wenn er seine Person aus dem Spiele läfst, nennt der Redner auch seinen Clienten hic (da er mit ihm Eine Sache hat), den Gegner ille; auch die Zeugen, Richter, Zuhörer illi, indem sie sämmtlich nicht der Client selbst sind. Dafs iste durch den Sprachgebrauch den Nebensinn der Mifsachtung bekommen hat, liegt in der Natur der Sache, da es oft unserem *„so einer wie der dort"* entspricht, aber oft ist dieser Nebensinn gar nicht da, und iste steht nicht selten mit dem Ausdrucke der Achtung oder ohne alle Nebenbedeutung. Ueber hic und ille in der Rückbeziehung haben gehandelt Manut. ad Cic. ad Divers. III. 10. Perizon. ad Sanct. Min. II. 9. p. 275. Oudendorp. ad Caes. B. G. I. 1. p. 5. Intpp. ad Sall. Jugurth. XVIII. 9. Indessen ist nichts ausgemacht worden, da eine Menge von Beispielen gegen die am meisten angenommene Meinung spricht, als gehe hic auf das zunächst Stehende, ille auf das Entferntere.

Hier sind zunächst zwei Fälle möglich.

1) Entweder ist von den besprochenen Gegenständen oder Personen eine gegenwärtig, die andere nicht. Alsdann wird natürlich die erstere hic, die andere ille heifsen. Sind beide gegenwärtig, so wird diefs nach der zweiten Regel zu betrachten seyn.

2) Beide sind physisch nicht gegenwärtig, sondern werden nur gedacht. Alsdann ist

a) eine örtlich oder zeitlich näher als die andere, wo dann die näher stehende hic, die andere ille heifsen mufs.

b) Eine ist die Hauptsache, die andere nur Nebensache. Jene wird natürlich durch hic, diese durch ille bezeichnet werden, ohne Rücksicht auf die Stelle an der sie erwähnt sind.

c) Beide stehen am Range gleich. Wenn hier die Sache selbst nicht noch einmal genannt, oder prior und posterior hinzugesezt sind, ist hic vom Näheren, ille vom Entfernteren zu verstehen.

Wir werden nur einige Beispiele anführen, welche sich auf 2. a. b. beziehen, da bei den anderen Fällen gar kein Zweifel stattfinden kann.

Oertliche Nähe wird durch hic ausgedrückt (2. a.) Sall. Jug. XVIII. 9. Medi autem et Armenii accessere Libyas. Nam hi propius mare Africum agitabant, Gaetuli sub sole magis, haud procul ab ardoribus; hique mature oppida habuere. Hique sind die Meder und Armenier, welche als Küstenbewohner dem Römer näher waren. Zeitliche Nähe Cic. p. Rosc. Comoedo 2. quid est, quod negligenter scribimus adversaria? quid est, quod diligenter conficimus tabulas? quia haec sunt menstrua, illae sunt aeternae; haec delentur statim, illae servantur sanctae; haec parvi temporis memoriam, illae perpetuae existimationis fidem amplectuntur. Diese Stelle mufs nach

Digitized by Google

der gewöhnlichen Annahme eine crux Interpretum seyn. Haec adversaria aber heifst es ganz natürlich, weil sie, zum augenblicklichen Gebrauch bestimmt, mit der umgebenden Gegenwart genau verbunden scheinen; illae tabulae, weil sie für die Nachkommen der Familie als Erinnerung bleiben, jeder Zeit angehörig, gleichsam in der Ferne sich verlierend gedacht werden. — De Fin. IV. 9. Cumque duae sint artes, quibus perfecte ratio et oratio compleatur, una inveniendi, altera disserendi: hanc posteriorem et Stoici et Peripatetici, priorem autem *illi* (die Peripatetiker) egregie tradiderunt, hi (die Stoiker) omnino ne attigerunt quidem. Illi heifsen die früheren, der Zeit nach älteren Peripatetiker, hi die späteren, der Ciceronischen Zeit näher stehenden Stoiker. Dahin gehört denn auch hic als blofse Zeitbestimmung, wo es entweder die Gegenwart bezeichnet, s. Ruhnk. ad Vellej. I. 11. II. 33. 187. Spalding ad Quintil. II. 5. 22., oder die eben vergangene, sich an die Gegenwart anschliefsende Zeit, s. Ruhnk. ad Rutil. Lup. I. p. 56. Schaef. ad Plin. Epp. IV. 8. 3. Drakenb. ad Liv. V. 51. 5.

Die Hauptsache durch hic, die Nebensache durch ille ausgedrückt (12. b) Liv. XXX. 30. Melior tutiorque est certa pax, quam sperata victoria. Haec in tua, illa in Deorum manu est. Hannibal räth zum Frieden, er ist also für ihn Hauptsache. Cic. ad Div. VII. 2. Postremo oderam multo pejus hunc, quam illum ipsum Clodium. Illum enim (den Clodius) oppugnaram, hunc (den Bursa) defenderam. Et ille (Clodius), cum omnis res publica in meo capite discrimen esset aditura, magnum quiddam spectavit: hic (Bursa) simiolus animi causa me deligerat u. s. w. Er handelt hier von Bursa und seinem Widerwillen gegen ihn, als Hauptperson; Clodius dagegen wird nur des Vergleichs wegen herbeigezogen. Tac. Hist. II. 77. Acriore hodie disciplina victi quam victores agunt. Hos (victos) ira, ultionis cupiditas ad virtutem accendit, illi (victores) per fastidium et contumaciam hebescunt. So Mucianus mit vollem Rechte, um seinen Antrag, ihm die Kriegführung zu überlassen, durch Betrachtung selbst des ungünstigsten Falles zu motiviren. Hierher auch die Stellen Cic. Cat. Maj. 7. 24. 19, 68.

Doch genug. Vielleicht werden einige der bisher gegebenen Andeutungen zur ferneren Erforschung wichtiger Punkte der Lateinischen Grammatik führen. Sollte diefs der Fall, und durch diese Anzeige zur Kenntnifs und Würdigung der trefflichen Zumpt'schen Arbeiten Einiges beigetragen seyn, so ist der Zweck des Rec. erreicht, der sich rühmen darf, nicht nur mit dem Bekenntnifs der Achtung, sondern auch mit der freundschaftlichsten Theilnahme für den Verf. zu schliefsen.

Ellendt in Königsberg.

Mémoires du Duc de Rovigo, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon. Paris 1828. T. I-VI. 8.

Der Verf. kündet sich ohne Hehl als Bonapartist an, und wir wissen Alle, dafs er dieser Farbe bis zulezt mit Eifer treu geblieben. Vor fünf Jahren, als er bei besonderem Anlasse mit solchem Bekenntnifs hervortrat, knüpfte er daran die Behauptung, defshalb um nichts weniger mit gleichem Eifer und Erfolg den Bourbons dienen zu können: eine Behauptung, die sich, was den Fall im Allgemeinen betrifft, durch viele glänzende Beispiele genug unterstüzt findet. Heute jedoch, indem er sich als Seïde Napoleons nochmals willig angibt, verbindet er damit die bestimmte Erklärung, er habe keine Gränzen in den ihm durch solches Verhältnifs auferlegten Pflichtleistungen erkannt, weil er begriffen habe, dafs die Krämpfe, von welchen die Welt unter Napoleons Einwirken erschüttert worden, nichts Anderes gewesen als das Ringen der Grundsätze der Französischen Revolution gegen die alte Europäische Aristokratie. Halten wir uns bei diesem ersten Worte der Vorrede einen Augenblick auf. Die ausgesprochene Ansicht mag für sich gelten, was sie wolle, sie besteht bei Vielen, und ist von einem genommenen Standpunkte aus jezt leicht zu fassen. Aber sollte im Ernst ein mit und für Napoleon Thätiger, ein Seïde Napoleons, inmitten des Sturms und Dranges jener Siegesmacht ein solches Bewufstseyn bei seinem Handeln als Grundtriebfeder gehegt haben können? Wir halten es nicht für möglich. Die Freunde der Revolution wurden allerdings theilweise Napoleons Anhänger und Diener; aber dann fielen sie in demselben Mafse von den Grundsätzen der Revolution ab, und verläugneten sie; hingegen Alle, welche diesen Grundsätzen treu blieben, wurden in demselben Mafse Napoleons Feinde, und vereinigten sich eher mit jener Europäischen Aristokratie als mit ihm — sehr natürlich; denn er war für Beide der nächste und dringendste Feind, und was er Beiden etwa dennoch zu Gunsten gewirkt, das that er wahrlich nicht in solcher Absicht, sondern wider Willen. Die Jahre 1813 und 1814 sind thatsächliche Zeugen von dieser Stellung des Verhältnisses sowohl in Frankreich als im übrigen Europa. Wer hätte auch während des Französischen Kaiserthums in Napoleon den Helden der Grundsätze von 1789

Digitized by Google

erkennen, ihm defshalb anhängen und für ihn wirken können, da diese Grundsätze vielmehr vor ihm flüchteten, und er nie hafserfülltere Feinde gehabt, als wo der Geist von 1789 im kräftigsten Schwunge wieder aufgelebt war, in Cadix, unter den Spanischen Cortes. Auch die Gegenprobe, welche das Jahr 1815 in Frankreich, und die folgenden Jahre zum Theil in anderen Ländern gegeben haben, wo die Stimmung für Napoleon in dem Mafse stieg, als er den sogenannten freisinnigen Ideen zugewandt, oder wenigstens den Gegnern derselben ein Gegner zu seyn schien, aber auch insofern gerade am wenigsten er selbst mehr war; diese Gegenprobe bestätigt unsere Ansicht von der Unvereinbarkeit des Eifers für Napoleon und der Freiheitsgesinnung von 1789. Was demnach die Behauptung des Verfs. betrifft, so können wir, ohne im Geringsten seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu setzen, nur annehmen, dafs ihm, wie so vielen Anderen, die Täuschung widerfahren sei, welche der heutige Tag immer auf den gestrigen zurückspielt, und in welcher man, bei jeder neuen Wendung der Ereignisse, so gern glaubt und glauben macht, auch schon früher nur diese Richtung gewollt und befördert zu haben.

Wir widerholen es ausdrücklich, der Verf. hat gewifs die ehrenwerthe, redliche Absicht, das Wahre und Richtige, wie es sich ihm in dem Erlebten darstellt, nach eigenster Ueberzeugung offen herauszusagen. Dieses Wollen wird auch von Seiten der äufseren Verhältnisse unläugbar durch das ausgezeichnetste Können unterstüzt; er war ein Günstling und Vertrauter des Kaisers, bei zahlreichen Vorgängen ein Hauptausführer; in den Thatsachen, die er mittheilt, ist gewifs nach seinem Sinne die reinste Wahrhaftigkeit, auch fordert er voll Zuversicht jeden Widerspruch heraus, und nennt als einen wesentlichen Grund, der ihn bewogen, schon jezt seine Denkschriften bekannt zu machen, den Wunsch und die Bereitschaft, ihren Inhalt gegen etwanige Angriffe noch selber zu vertreten. Wir müssen anrühmen, dafs wirklich sein Buch im Ganzen den Eindruck der Freimüthigkeit und Offenheit auf uns gemacht; es ist ein franker, ungekünstelter Vortrag, mehr aus dem Gedächtnifs als aus gesammelten Papieren, und in Allem, was auf unmittelbarer Anschauung beruht, vollkommen glaubhaft; diesen Eindruck geben hauptsächlich diejenigen Abschnitte, wo es nicht Dinge gilt, die noch jezt irgend einen bedenklichen Bezug haben, und selbst bei diesen kann man den Verf. kaum einer absichtlichen Entstellung oder Verhüllung zeihen, wenn man ihn nicht zugleich beschuldigen will, es sehr grob und ungeschickt gethan zu haben. Nein, er redet gewifs nach seiner wahren Meinung. Was aber die innere Befähigung des Verfs., d. h. seine Geistesart überhaupt und besondere Geschichtsansicht anbelangt, so können wir freilich diese nicht auf gleiche Stufe mit seinem guten Vorhaben stellen; im Gegentheil, wir glauben, dafs dieses von jener im Ganzen wie im Einzelnen den gröfsten Schaden leidet. Hier finden wir Befangenheit, Verblendung, Einseitigkeit als vorherrschende Leiterinnen, und zwar in ihrer Wirkung wie in ihrer Quelle ganz offen, so dafs wir, indem wis sie erkennen, keine Gefahr davon haben. Ein starkes persönliches Gefühl, wie das des Verfs., kann die Ereignisse unmöglich anders aufnehmen als in stätem Bezug auf die eigene Stellung: da findet sich von selbst alles Recht und alles Licht auf dieser Seite, auf der des Gegners alles Unrecht und aller Schatten; hieraus folgt, dafs das Vortheilhafte auch in der Schilderung hervorgehoben, das Nachtheilige zurückgedrängt und untergeordnet wird; das Erzählte indefs ist immer noch Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, und der Fehler, welcher dabei stattfindet, fällt nicht erst dem Niederschreiben zur Last, er lag vielmehr schon in der Art des Erlebens und Aufnehmens der Ereignisse selbst. Die Bewunderung für Napoleon müssen wir gelten lassen; aber wir dürfen sie, um würdig Theil daran zu nehmen, auf etwas freieren Sinn gegründet wünschen, als hier zu erkennen ist. Unserem Verf. imponirt Napoleon immerfort, seine Person, sein Glück, seine Machtherrschaft; sie sind ihm so nothwendig geworden, dafs er den Sturz, die Ohnmacht, das Verschwundenseyn seines Helden nur als unbegreifliche und höchst verwerfliche Frevel der Geschichte zu fassen vermag, und, so viel an ihm ist, zu verneinen sucht. Immerfort ist er bemüht, Napoleons Wollen und Thun zu rechtfertigen, seine Klugheitsfehler, die er oft nicht läugnen kann, auf Anderer Verschulden zurückzuführen, sein Glück als ein Recht darzustellen, seine Widersacher als Empörer gegen den richtigen Gang der Dinge; er kennt keinen anderen Standpunkt, nie vermag er sich in den des Gegners oder eines Unbetheiligten zu versetzen. Seine Verblendung in dieser Hinsicht ist so grofs, dafs er mit völliger Arglosigkeit, seinen Helden zu rechtfertigen meinend, die schreiendsten Anklagen gegen ihn begründet. Wir werden im Verfolge Manches in solchem Betrachte hieher zu Beziehende anmerken dürfen.

Der Verf. beginnt seine Erzählung mit dem Anfange

Digitized by Google

der Revolution, die auch ihn frühzeitig zu den Waffen rief. Der junge Savary diente zuerst in dem Heere am Oberrhein, wo Pichegru's, seines Obergenerals, Briefe an den Prinzen von Condé öfters durch seine Hände gingen, ohne dafs er es ahndete. Doch den geringen, der Sache der Bourbons damals unbewufst geleisteten Dienst hat er in der Folge nur zu reiche Gelegenheit gehabt, wieder wett zu machen. Nach Pichegru's Ablösung durch Moreau machte er als Adjutant des Generals Desaix den Feldzug in Süddeutschland mit, und begleitete dann seinen General nach Paris, wo dieser Bonaparte's Bekanntschaft machte und dessen Glücke zu folgen beschlofs. Hiemit war auch Savary's ganze Laufbahn vorausbestimmt. Die Unternehmung nach Aegypten war im Werke, und Desaix und Savary nahmen an ihr Theil. Die Nachrichten des Verfs. über die Vorbereitung, die Ausführung und das fernere Geschick dieser Kriegsfahrt sind höchst anziehend; eine Menge von Umständen, die ganz den Charakter der Authenticität tragen, werden vorgeführt, und helfen das schon so reichhaltige Bild dieser Sachen noch mehr beleben. Mancherlei Einzelnheiten, wie nur ein Augenzeuge sie mittheilen kann, werfen ein helles Licht auf den ganzen Zustand, und sind so glücklich aufgefafst, als leicht und sicher wiedergegeben. Die Kriegsereignisse werden nicht in ihrer militairischen Bedeutung, sondern nur in sofern sie dem Lebensbild überhaupt angehören, dargelegt. Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich, wohin auch Desaix und Savary glücklich gelangen, der achtzehnte Brumaire, die Schlacht von Marengo und die damit verknüpften Begebenheiten, Alles geht rasch den Blicken vorüber, mit eigenthümlichen Zügen bereichert, doch ohne neue, grofse Aufschlüsse. Savary, nach Desaix's Tode alsbald Adjutant des ersten Consuls, tritt nun in eine höhere Wirksamkeit, die sich aus militairischen, diplomatischen und policeilichen Elementen zusammensezt. Sendungen zur Vereitelung royalistischer Anschläge, zum Betreiben von Seerüstungen, zur Aufhebung Englischer Emissaire werden ihm übertragen, wobei er seinen Eifer und seine Schlauheit zeigen kann. Ueber viele innere Verhältnisse und Vorgänge sind willkommene Aufklärungen ertheilt. Die Begebenheiten und die Amtsthätigkeit Savary's treten immer bedeutender hervor; der Gendarmerie d'Elite, seiner Schöpfung und seines kräftig gehandhabten Werkzeugs, wird mit besonderer Vorliebe gedacht.

Der Procefs gegen Moreau gibt schon Gelegenheit, den Verf. näher in seiner unverholenen Parteilichkeit wahrzunehmen. Er sieht nur den bedrohten Napoleon, den zu Allem berechtigten, den gütigen und nachsichtigen sogar, gegenüber unbefugten Widerstrebern; die Verhältnisse Frankreichs, die Rechte, Wünsche, Stimmungen der Nation werden ganz in die persönliche Stellung des neuen Oberhauptes untergesteckt. Warum sagt er nichts von der Unruhe der im Lager vor Boulogne versammelten Truppen, deren bedenkliche Gährung hauptsächlich den ersten Consul bestimmte, gegen seinen Feind nicht härter zu verfahren? Ausführlicher als diese Angelegenheit wird die Katastrophe des Herzogs von Enghien behandelt, für welche der Verf. ganz eigene Aufschlüsse hat; wir werden diese Sache später noch berühren, und bemerken hier nur, dafs es ihm, der so Vieles zur Sprache bringt, gar nicht einfällt, von dem Friedensbruche, der Völkerrechtsverletzung ein Wort zu sagen, die durch den bewaffneten Einbruch in fremdes Gebiet, wo der Herzog räuberisch überfallen und fortgeschleppt wurde, begangen war. Für die Gründung des Französischen Kaiserthums hat er hierauf ein eigenes Raisonnement. Man mufste die Anschläge auf das Leben des ersten Consuls dadurch verhindern, dafs man zeigte, die von ihm gestiftete Ordnung der Dinge würde über seinen Tod hinaus fortbestehen; das mag gelten; aber nun heifst es: „On pensa d'abord à indiquer un successeur au premier consul, mais indépendamment de ce que la mesure était inconstitutionelle, peut-être eût-elle hâté la mort de celui que l'on voulait conserver; l'ambition est impatiente. Après avoir bien cherché et feuilleté dans les histoires de toutes les révolutions, on en revint à la forme gouvernement monarchique, qui, fixant l'ordre de l'hérédité, assurait sans secousses la succession au pouvoir." Wer in aller Welt ist dieses *on?* Und war die Gründung eines Kaiserthums besser constitutionell, oder die Nachfolge in der Oberherrschaft, da doch der erste Consul durch den Kaisertitel noch keinen Sohn bekam, weniger durch Willkür festzusetzen? In der Nation, bekennet der Verf. übrigens, war gegen diese Sache viel Abneigung und Widerspruch; aber der Antrieb ging von den Truppen aus, und dagegen war nichts auszurichten; „je crois bien", sezt er hinzu, „qu'on n'avait pas négligé de fomenter cet élan" — und so sagt er später, als Genua seine Einverleibung in das Französische Reich begehrte, nochmals: „je crois bien qu'on avait un peu aidé à cette résolution." Solche Aufrichtigkeiten, die sehr häufig vorkommen, hat man als einen Ersatz so mancher Verschweigungen gewifs dankbar anzunehmen.

Digitized by Google

Bei dem besten Willen, seinen Herrn und Meister überall zu vertheidigen, läfst der Verf. ihn gleichwohl nicht selten im Stich, oder gibt ihm gar noch neue Blöfsen. Erwähnt er, dafs Napoleon durch seinen neuen kaiserlichen Hofstaat alsogleich für seine alten Getreuen schwerer zugänglich geworden — „il fallut qu'ils s'accoutumassent à se voir défendre la porte par ceux qui, peu de tems auparavant, étaient les objets de leur surveillance particulière; alors on vit successivement arriver et admettre aux intimités du souverain tout ce que l'ancienne caste nobiliaire avait d'hommes marquans par leur naissance" etc. — so kann darin nur die Absicht einer Mifsbilligung liegen. Häufiger aber geschieht es, dafs er gegen Willen und Absicht diese Mifsbilligung hervorruft, besonders wo er es unternimmt, Napoleons Verfahren in auswärtigen Staatenverhältnissen unbedingt zu rechtfertigen, zu beschönigen. Zur Beurtheilung dieser Verhältnisse hat er nur Einen Gesichtspunkt, und dieser soll für alle Länder und Regierungen der einzige seyn, nämlich Napoleons persönliches Interesse in allen seinen jedesmaligen Bedingnissen; seine *voluntas* soll den Anderen immer als *ratio* genügen. Alles, was Napoleon zur Ausbreitung und Befestigung seiner Macht begeht oder beabsichtigt, ist nothwendig, liegt in der Natur der Sache, ist gute Politik; findet es Gegner, so sind diese stumpfsinnig und bethört, von Ehrgeiz und Hafs verblendet, allenfalls durch Englisches Gold bestochen, verkennen oder verrathen ihr eigenes Beste, und verdienen alles Unheil, das ihre schlechte Politik trifft. Demüthigende Friedensverträge, aus welchen der Uebermuth der Waffengewalt gleich von Anfang jede Billigkeit verbannt hat, soll der Ueberwundene, was auch sich ereignen, wie auch Napoleon selbst Alles ändern möge, nie aufheben dürfen, nie den Versuch der Waffen erneuern dürfen, ohne für treu- und rechtlos erklärt zu werden; Napoleon dagegen behält auch hier freie Hand, was ihm nicht mehr ansteht, für seine Zwecke nicht mehr taugt, ist verworfen, gebrochen ohne Scheu, und diese Gewalt selbst will nicht als Gewalt, sie will als Recht gelten. In diesem Sinne, der einst die Sprache der berühmten Bulletins beseelte, und für das kaiserliche Kriegsvolk seinen guten Werth haben mochte, werden hier die Kriege Napoleons gegen Oesterreich und Preufsen durchgängig vorgestellt. Bleibt Oesterreich bei dem stäten Anwachsen der Französischen Macht nicht gleichgültig, rüstet es sich zur eigenen Sicherheit, so ist sein Benehmen treulos, ehrgeizig, ja unbegreiflich; hat Preufsen sich über gewaltsamen Durchmarsch Französischer Truppen durch sein Gebiet, über zweizüngige Verhandlungen und höhnischen Trotz zu beklagen, so soll es einige „manques d'égards et autres bagatelles qui se seraient arrangées avec des tabatières" leicht hingehen lassen, seine eigenen Forderungen aber sind ein „défi choquant", das der Kaiser nicht dulden kann. Das Raisonnement, warum Napoleon beim Frieden von Tilsit die Türken völlig preisgibt, ist ganz in dieser Art aufgebaut; übrigens möchte darin wohl Einiges unwillkürlich aus der heutigen Weltlage in die Ansichten der damaligen Zeit zurückversezt worden seyn. Wie offenherzig der Verf. zu Werke geht, erkennt man staunend, wenn er berichtet, Napoleon habe bei Tilsit den Russen die Schweden und Türken überlassen, ihm der Russische Kaiser dafür die Deutschen und Spanier, allein auf die Türken habe Jener dennoch ein Auge behalten, späterhin sich ihrer kräftigst wieder anzunehmen beschlossen, „trouvant que la Russie avait déja trop acquis par la seule résistance que lui-même éprouvait en Espagne", und darauf ein Bündnifs mit Oesterreich erwählt, „pour reprendre contre la Russie tous les avantages qu'il avait à Friedland." Sind in der Politik solche Beweggründe und Rücksichten nothwendig, lassen sie unter gegebenen Umständen sich durchaus nicht abweisen: nun, so gebe man sie wenigstens für das, was sie sind, als Verfolgung des äufseren Vortheils durch alle zu Gebot stehenden Mittel, aber wolle uns dabei nicht Grundsätze des Rechts und redlichen Verfahrens vorspiegeln. Soll der Sieg, der ihm so lange treu blieb, den Corsischen Feldherrn rechtfertigen: nun wohl, so mag auch das gelten, und gewifs liegt in dieser Ansicht ein wesentliches Geschichtsmoment; aber dann rechtfertigt der Sieg auch die Gegenseite, sobald er auf ihr erscheint, und dann bleibt Napoleon verurtheilt, weil er doch zulezt unterliegt; den Bonapartisten jedoch dünkt es unmöglich, für sich selbst und für Andere ein und dasselbe Mafs anzuwenden.

Von des Verfs. Aufenthalt in St. Petersburg, wohin er gleich nach dem Tilsiter Frieden eine Sendung erhielt, erfahren wir manches Merkwürdige. Was er in freiem Sinne mittheilt, ohne dafs ein unmittelbarer Bezug auf Napoleon störend einwirkt, ist so dankenswerth als anziehend, und läfst erkennen, aus wie vielfachen und guten Quellen ein Mann in seinen Verhältnissen schöpfen konnte. Hier müssen wir eine Bemerkung anfügen. Auch in Ländern, wo die gröfste Prefsfreiheit herrscht, gibt es einen gewissen Theil der Tagesgeschichte, der in die öffent-

Digitized by Google

lichen Schriften nicht übergeht, sondern nur mündlich überliefert wird; gerade diese Ueberlieferung aber, weil sie ganz vertraulich ist, und für keinerlei Erscheinung einer Hülle bedarf, ist in der Regel sicherer und zuverlässiger als irgend eine schriftliche Darstellung, die sich doch immer den Angemessenheiten gewisser Verhältnisse und Personen zu fügen hat, und einen conventionellen Schein, den Jedermann zugesteht, mit dem Thatsächlichen verbindet, worunter dasselbe in der Folge, wenn die Wissenden nach und nach aus dem Leben schwinden, leicht seinen eigenthümlichen Charakter einbüfst. Jene Tradition ist in Ländern, wo der öffentliche Schriftverkehr gering und die Abfassung von Denkwürdigkeiten selten ist, nur um so lebhafter, reicher und nachhaltiger, so dafs die gediegenere Geschichtskunde durch den Mangel an schriftlichen Quellen oft gar wenig verliert, wenn sie nur in den Kreis jener Mittheilungen zu gelangen weifs, dessen sie aber auch in London und Paris, bei aller Fülle dortiger Oeffentlichkeit, nicht entbehren kann. Diese ungeschriebene Geschichte kommt allerdings nach und nach gleichfalls an den Tag; allein in manchen Fällen, wo die zurückhaltenden Bedingungen für gewisse Gegenstände etwa sehr lange dieselben bleiben, läuft sie Gefahr, von Späterlebenden doch nur unvollständig gefafst und zum Theil vergessen zu werden.

Die Darstellung der Ereignisse in Spanien, durch welche die Bourbons eine Zeitlang vom Thron verdrängt waren, ist schon defshalb, weil der Verf. einen äufserst mitthätigen Antheil daran hatte, von grofsem Interesse, in mancher Beziehung neu, wichtig, und, wenn man uns den Ausdruck erlauben will, gewifs auch wahrheitshaltig. Der genauere Forscher wird aus der Zusammenstellung dieser Angaben mit denen von Cevallos, Escoïquiz, Pradt und Anderen, ein neues Licht gewinnen. Schon vor dem Frieden von Tilsit hatte die Stunde Spaniens geschlagen; Napoleon sah es reif, ihm zur Beute zu werden; die Art und Weise war freilich Anfangs anders gemeint, als sie sich nachher bestimmte. Französische Truppen durchzogen das Königreich nach allen Richtungen, Provinzen sollten abgetreten, der Friedensfürst Godoï ein souverainer Herr werden; die ganze Monarchie war der eigennützigen Verabredung eines treulosen Günstlings mit einem arglistigen auswärtigen Herrscher preisgegeben. Der von der traurigen Günstlingsregierung theils wissentlich veranlafste, theils in Verblendung nicht eingesehene, aber dem Volke in untrüglicher Klarheit offene Zustand des Landes war es, der die Auftritte von Aranjuez herbeiführte, in deren Folge Carl IV. der Krone entsagte und Ferdinand VII. sie aufsezte. Zwischen Vater und Sohn stand nun der Französische Kaiser mit seinen Truppen und Bundesverhältnissen mächtig eingedrängt, nicht als Schiedsrichter, um zu begütigen und zu ordnen, sondern als Laurer, um seinen Vortheil zu erspähen, und je nach seinen persönlichen Hoffnungen dem Einen oder dem Anderen den Ausschlag seiner Zustimmung als ein doch nur treuloses Geschenk zu geben, unbekümmert um das Recht selbst, unbekümmert um die Stimme der Nation, vergessend, dafs auch die absoluteste Monarchie nicht in dem Hof allein besteht, sondern auch Volk und Land begreift. Den Sinn einer solchen Vermittelung läfst der Verf. den Französischen Kaiser unumwunden aussprechen: „Si je ne puis m'arranger avec le fils ni avec le père, je ferai maison nette." Die löblichen Absichten, Spanien wieder zu heben, im Geiste der Zeit den Staat neu zu begründen, das Volk aufzuhellen u. s. w., lassen wir dahingestellt; aber dieser Zweck selbst, was wird er bei solchen Mitteln, in welchen er auftritt, bei der Betrachtungsweise, die ihn begleitet? Es heifst hier: „Si Charles IV. et son fils eussent convenus à se grand projet, l'empereur les aurait gardés", freilich nur „pour s'aplanir les difficultés", aber auch dieser Schein konnte nicht beibehalten werden; denn „il ne pouvait rien faire avec eux." Ein Bruder Napoleons mufste das auserwählte Werkzeug seyn, anders war jener Zweck nicht zu erreichen; aber die Rechnung zeigte sich noch falscher, als sie seyn sollte; denn auch sein Bruder mufste als König ein widerstrebendes Verhältnifs gegen den Kaiser annehmen. Dafs Spanien nicht für sich selbst, sondern nur als ein Anhängsel von Frankreich zu ordnen war, davon ist der Verf. so durchdrungen, dafs er naiv genug sagt: „l'Espagne est géographiment la continuation du sol de la France"; hätte er von dem Jagdrecht der Ungarn gewufst, das sich so weit erstreckt als der Himmel blau ist, er hätte, wo der Boden ausgeht, auch über das Meer hinaus eine Fortsetzung des Französischen Himmels geltend machen können! Gewifs waren die Spanischen Verhältnisse innerlich faul und zerfressen, Godoï's Verwaltung hatte den ganzen Staat wie mit verzehrendem Gift erfüllt; diesem Manne sprach noch zu der Zeit, da er in aller seiner Macht lebte, einer unserer politischen Schriftsteller, den wir schon früher einmal wegen seiner Freimüthigkeit anzurühmen hatten, das seitdem durch das Wort der Geschichte laut bestätigte Urtheil: „Sein Ruhm und seine

Digitized by Google

Strafe bleiben ihm gewiſs. Er hat Spanien in den letzten fünfzehn Jahren regiert. So lautet seine Geschichte und sein Urtheil. Mit Allem, was dieſs sinkende Reich in jenem verderblichen Zeitraume an Unglück und an Schmach, an Erschöpfung und an Erniedrigung, an öffentlichen und an häuslichen Leiden erfuhr, unauflöslich und solidarisch verknüpft, steigt sein Name zur Nachwelt herab." Diesen Ausspruch gibt, schon zwei Jahre vor der eigentlichen Katastrophe Spaniens, das durch Scharfsinn, Beredsamkeit und so gründliche als lichtvolle Behandlung unter den Staatsschriften einzig hervorragende Werk: „Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien von Friedrich v. Gentz" (St. Petersburg 1806). Aber trotz alles Verdammenswürdigen, das sich auf dieser Seite kund gibt, erscheint die Hinterlist und Gewaltthätigkeit, welche Napoleon in diesen Verhältnissen zeigt, doch noch hassenswerther. Welche frevelhafte, ja man darf sagen, welche plumpe und klugheitslose Willkür, die Rechtmäſsigkeit des Königthums zwischen Vater und Sohn davon abhängig zu erklären, ob die Convenienz eines fremden Herrschers mit dem Einen oder dem Anderen leichteres Spiel haben werde! So zerstört war der Zusammenhang zwischen Thron und Volk in Spanien doch noch nicht, um diesem argen Spiele freien Raum zu lassen, und Napoleons ganze Macht scheiterte an dem, was er verachtet hatte, an dem Gefühl der Nationalität, an der Unterthanentreue, an der Ueberzeugung von dem Recht. Wie leicht unser Verf. die Sachen in die für Napoleon günstige Ansicht bringt, und wie ihm die ungünstige ganz verschwinden kann, mag man aus den Schluſsworten über die Spanische Veränderung ersehen. Mit Ferdinand, heiſst es, war als mit einem Feinde Napoleons, wofür man ihn erkannt hatte — denn alle Courriere des prinzlichen Gastes waren aufgefangen und ihrer Papiere beraubt worden, und man bereute nur, dieſs nicht gleich Anfangs gethan zu haben — für Frankreich nichts anzufangen; der Vater wollte nicht nach Spanien zurück, am Wenigsten ohne den Friedensfürsten, der aber blutige Rückwirkungen unvermeidlich gemacht haben würde; so blieb denn nichts übrig, als Vater und Sohn auf die Seite zu schieben: „On fut quelques momens indécis; puis enfin le roi Charles demanda un asile en France à l'empereur, et lui céda tous ses droits sur l'Espagne. Le même acte fut donné par les deux infans." Nun wahrhaftig, über eine doppelte Abdankung, von welchen die eine nur aus dem Gefühl der trostlosesten Schwäche und damit noch zuletzt verbundenem Anreiz der Schadenfreude hervorging, die andere von starkem Widerstreben und heftigen Auftritten begleitet war, kann man sanfter und angenehmer nicht dahinschweben! Alle Förmlichkeit und alles Gepränge, deren Mangel bei der Abdankung Carls zu Gunsten Ferdinands so gewaltig angerechnet wird, gelten nun, da es Napoleons Vortheil betrifft, für ganz entbehrlich, und man sorgt nur, die entthronten Fürsten den Augen der herbeiströmenden Spanier eilig zu entrücken, und der auf solche Art geschehenen Erwerbung eines Königreichs in der Nation die Bestätigung und Haltung zu geben, die durch bloſse Waffengewalt nicht zu erlangen ist. Der Verf. beklagt, daſs Napoleon bei diesen Verwickelungen den Beistand Talleyrands entbehrt habe, unter dessen Leitung Alles klüger und erfolgreicher würde gegangen seyn. Der bisher angenommenen Meinung entgegen wird hier behauptet, Talleyrand habe keinesweges den Eingriff in die Spanischen Sachen widerrathen, vielmehr dazu nach Kräften angetrieben, und deſshalb die Verhandlungen in Tilsit beschleunigt, auch sei er gar nicht um dieses Gegenstandes willen von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgetreten; als Beweis wird angeführt, daſs er schon früh in diesem Betreff lebhafte Thätigkeit bewiesen und mancherlei Maſsregeln getroffen habe. Hier wäre vielleicht einzuwenden, daſs Napoleons Minister nach dem Sinn und Befehl seines Herrn Manches ordnen und leiten konnte, dem er in seinem persönlichen Urtheil nicht gerade beistimmte, und daſs die Spanischen Angelegenheiten beim Frieden von Tilsit noch ein ganz anderes Gesicht hatten, als nach den Auftritten in Aranjuez. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, dergleichen kleinere persönliche Beziehungen mögen für die Nahestehenden ihre groſse Wichtigkeit haben, uns Entfernteren erlöschen sie beinahe ganz in dem Anblicke Napoleons, den wir in allen Verhältnissen, wo er selbst auftritt, zu überragend und vorherrschend erkennen, um nicht alles Wesentliche, was auf seiner Seite geschieht, als von ihm ausgehend und seinem Willen und Wirken entsprechend, anzusehen; in dieser Hinsicht denken wir zu groſs von ihm, um seine Rathgeber und Werkzeuge je neben ihn zu stellen; ohne Zweifel war er fremden Meinungen, Ansichten und Einflüssen nicht ganz unzugänglich, aber sie wurden in sein Urtheil und in seinen Willen völlig aufgelöst, und wirkten nur als die seinigen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77. u. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Mémoires du Duc de Rovigo, pour servir è l'histoire de l'empereur Napoléon.

(Beschluſs.)

Ueber die Kriegsbewegungen, welche hierauf in Spanien erfolgten, gibt der Verf. vielfache und wichtige Aufschlüsse. Das Unglück des Generals Dupont wird ausführlich in seinen Ursachen entwickelt. Auffallend aber ist das Bestreben, jeden groſsen Nachtheil, den die Französischen Waffen erfahren, auf irgend einen unglücklichen Zufall oder auf ein Nichtbefolgen gegebener Befehle zurückzuschieben; so hier die Capitulation Duponts und die darauf erfolgte Räumung Madrids auf die gehäuften Fehler eines Ordonnanzofficiers, der in seiner verhängniſsvollen Erscheinung etwas an den unglücklichen Feuerwerker bei Leipzig erinnert, dessen voreiliges Sprengen der Elsterbrücke, dem Bulletin zufolge, fast allein daran Schuld war, daſs die verlorene Schlacht eine schreckliche Niederlage wurde. Unser Verf. selbst gibt indeſs nebenher andere Ursachen der Unfälle von Baylen ausführlich genug an, die eigenen Befehle Napoleons, die geschickten und entschlossenen Bewegungen der Spanier, und nicht als die lezte den kostbaren Raub, welchen die Französischen Generale aus dem geplünderten Lande mitschleppten, und lieber als ihre Truppen und ihre Ehre retten wollten. Einige Beschuldigungen, die auf ihn selbst aus den Angaben des Generals Foy zurückfallen, bestreitet er nachdrücklich, und verneint besonders, was dieser hinsichtlich einer geheimen Policei andeutet, die in dem Heere nachtheilig gewirkt habe; er stöſst den Vorwurf von sich, und versichert, daſs genug Generale dergleichen Berichte dem Kaiser von freien Stücken als Zeichen ihres Eifers zuzusenden gewohnt gewesen, und nach dem, was ihm davon zu Gesicht gekommen, müsse er gestehen, daſs diese Herren einem Anderen in solchem Geschäft nichts mehr zu thun übrig gelassen hätten.

Von der Zusammenkunft der beiden Kaiser, Alexander und Napoleon, gibt der Verf. wenig Thatsächliches; dafür stellt er mancherlei Vermuthungen auf. Zulezt erzählt er von dem groſsen Jagdfeste, das der Herzog von Weimar den beiden Kaisern veranstaltet habe. Jemand, der das Buch vor uns gelesen, berichtete uns, der Verf. sage, das Fest sei als eine völlige Nachahmung der Schlacht von Jena mit Absicht angeordnet gewesen; die Hasen hätten dabei die Besiegten vorgestellt; dem Französischen Kaiser habe man auf so niedrige Art schmeicheln wollen. So arg und ausdrücklich fanden wir indeſs im Buche selbst dieſs nicht angegeben: der Schauplatz, die Stellungen und der Gang der Jagd werden zwar als genau dieselben, wie bei der Schlacht, bezeichnet; allein die Bemerkung: „c'était une seconde bataille d'Jéna contre des perdreaux", macht doch der Verf. in seinem eigenen Namen, und, wenn er sagt, es sei so gewesen, sagt er doch nicht, es sei vorsätzlich so veranstaltet worden; wir aber bezweifeln überhaupt, daſs auch die zufällige Aehnlichkeit so weit gegangen, um den Gedanken einer Nachahmung begründen zu können; vielmehr müssen wir aus naher Kenntniſs des edeln, immer deutschgesinnten und auch in jener Zeit herzlich für Preuſsen mitfühlenden Fürsten, dessen Verlust wir eben betrauern, lieber die Vermuthung gelten lassen, der Verf. habe zu jenem Feste eine schon vorgefaſste Meinung mitgebracht, und die dortige Gegend etwa nur so gelesen, wie sein Freund diese seine Blätter.

Daſs der Krieg von 1809 als ein ungerechter, treuloser, übermüthiger Angriff Oesterreichs gegen Napoleon geschildert wird, versteht sich von selbst; aber dieser Krieg, in Kraftentwickelung und Geist das Vorbild der glücklicheren Unternehmungen späterer Jahre, war so gerecht als nothwendig, da Napoleon in seinen Gewaltschritten und Anmaſsungen keinen Friedensstand respectirte, seine Macht immer weiter ausdehnte, und immer härter ihren Druck fühlen lieſs. Auch war dieser Krieg in Deutschland durchaus populair, selbst in den Rheinbundstaaten,

Digitized by Google

wo das Volk allgemein den Oesterreichern alles Heil wünschte und von ihnen hoffte. Die eigentlichen Kriegsbegebenheiten werden von dem Verf. billiger als von manchen seiner Landsleute erzählt; so läugnet er nicht das völlige Unterliegen Napoleons bei Aspern — dem Erzherzog Carl bleibt der Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, der in offener Schlacht gegen ihn das Feld behauptet —, nicht die Zerstörung der Donaubrücke durch die Anstalten der Oesterreicher, nicht die schreckliche Lage der Franzosen auf der Lobau; aber anderes Wesentliche verschweigt er wieder, z. B. dafs der rechte Flügel Napoleons am fünften Juli Abends bei Wagram völlig zurückgeschlagen worden. Wenn der Verf. behauptet, die Ungarn hätten durch eine Deputation dem Französischen Kaiser den Wunsch eröffnet, unter seinem Schutze unabhängig von dem Oesterreichischen Kaiserhause zu werden, so wissen wir als bestimmtes Gegentheil, dafs Napoleons dahin zielende Anträge bei namhaften Ungarischen Grofsen nur Unwillen und Zurückweisung gefunden haben. Was er ferner von der Stimmung der Deutschen sagt: „Tous les philosophes allemands nous offraient plus d'un moyen de troubler la société", zeigt nur, wie auch ein Mann, der bald als Oberhaupt der kaiserlichen Policei auftreten sollte, über so offenbare und leicht greifliche Thatsachen in so grober Täuschung seyn konnte; denn es ist bekannt genug, wie bei uns damals die Gelehrten, und insbesondere die namhaftesten, dachten und wirkten, und in den Hafs gegen Napoleon grofsentheils sogar die Vorliebe, welche sie den republicanischen Franzosen früher etwa gewidmet haben mochten, willig aufgehen liefsen. Ueber die Verheirathung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise erfahren wir einige Histörchen von ersten Winken, durch welche die Sache zuerst im Stillen von untergeordneten Personen ohne Napoleons Auftrag angeregt und ihm als ein Oesterreichisches Anerbieten fertig zugebracht worden seyn soll, wogegen wir manche starke Zweifel haben, welche hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Das berühmte Schwarzenberg'sche Fest konnte ohne gröfsere Umständlichkeit in genaueren Zügen geschildert werden; die Anstalten waren dieselben, wie damals bei allen Festen solcher Art in Paris; auch folgte demselben kein anderes.

Die Vereinigung von Holland mit Frankreich rechtfertigt der Verf. durch die Nothwendigkeit der strengen Ausführung des Continentalsystems, dieses Systems, das er doch selbst, Lafitte's scharfsinniger Auseinandersetzung gemäfs, verdammen mufs, und das Napoleon durch Bewilligung von Licenzen schon gebrochen hatte; weil ihm aber schon so viele Opfer gebracht worden, meint er, müssen ihm noch immer neue gebracht werden, und Holland soll das „sacrifice insupportable", welches ihm auferlegt ist, als unvermeidliches Verderben tragen, „et encore ne pas le faire de mauvaise grâce". Wenn dabei nebenher immer noch die schmeichelhafte Vorstellung gehegt wird, das Continentalsystem hätte nur noch einige Zeit andauern sollen, um seinen glänzenden Erfolg darzuthun, so erinnert diefs ein wenig an das Geschichtchen vom Pferde, welches hungern lernen soll, und leider im besten Lernen, da es weit darin gekommen, stirbt!

Durch die ferneren Ereignisse, die Zwistigkeiten mit dem Papste, die Geburt des Königs von Rom, und andere Vorgänge hindurch, gelangen wir mit dem Verf. endlich zu dem Kriege gegen Rufsland. Er schildert denselben wiederum als einen treulosen Friedensbruch von russischer Seite, als einen dem französischen Kaiser aufgedrungenen, von ihm auf keine Weise gewünschten Krieg. Möge er es uns verzeihen, aber wir erkennen, gewifs wider seine Absicht, aber darum nur desto beweisender, aus seiner eigenen Darstellung, dafs Napoleon diesen Krieg muthwillig erzwungen, und im Verdrufs über den schlechten Fortgang der Dinge in Spanien, im Drange sich anderwärts schadlos zu halten, und im Uebermuthe seiner verfügbaren Kräfte thöricht übereilt hat. Die Art, wie der Verf. selbst, und sehr zweckmäfsig, die Kriegsereignisse von Spanien mit denen von Rufsland abwechselnd berichtet, führt unwillkürlich die Ueberzeugung herbei, dafs, wie grofs auch Napoleon als Feldherr und Machthaber seyn mochte, er doch den Umständen, in die er sich versezt hatte, den Verhältnissen, die sich in seiner gesteigerten Aufgabe vereinigten, nicht gewachsen war, und dafs die Welt, die er aufgeregt hatte, ihn schon mit fortrifs. Von nun an wird ihm weder in der Ferne noch in der Nähe mehr recht gehorcht, oder, was eben so schlimm ist, *nur* gehorcht, ohne Liebe, ohne Gesinnung, ohne andern Trieb, als den des persönlichen Vortheils. Auch das Feldherrntalent Napoleons verstummt in diesen zu mächtigen Verhältnissen oft, der Verf. ist genöthigt, ihm in Spanien wie in Rufsland grofse Fehler und immer häufiger grofse Versäumnisse Schuld zu geben; er beklagt nur, dafs Niemand sich unterstanden, ihm zu rechter Zeit zu widersprechen, ihn zu warnen, aber führt dabei selbst mehrmals an, wie die Freimüthigkeit keinen offenen Weg mehr gefunden. Wie Napoleon seine Marschälle in Spa-

Digitized by Google

nien von Paris aus lenkt, ist er um nichts besser, als jede andere verwaltende Kriegsbehörde, die für vorhergesehene Fälle, welche nicht eintreten, weise Lehren gibt, für die unerwartet eintretenden aber rathlos läfst, und dennoch lieber Alles schief gehen sieht, als sich der eigenen Eifersucht entschlagen und der Befehlsmacht die nöthige Einheit an Ort und Stelle gönnen mag.

Wie der Feldzug in Rufsland, so sind auch die spätern Kriegsereignisse in Deutschland, die diplomatischen Verhandlungen, die gewaltsamen Mafsregeln im Innern, der Abfall her Bundesgenossen und der Einbruch der Verbündeten in Frankreich stets mit derselben Einseitigkeit geschildert. Immer hat Napoleon das vollste Recht, immer stehen die Andern gegen ihn als Frevler da. Vor Allem häufen sich die Beschuldigungen gegen Oesterreich, besonders während des Congresses zu Prag, wo Napoleon geradezu das Opfer seines zu grofsen Vertrauens geworden seyn soll. Aber gewifs war es dem Oesterreichischen Cabinet zu jener Zeit mit der ausgesprochenen Absicht, den Frieden zu bewirken, der tiefste Ernst, man war zum Kriege nicht einmal vorbereitet, und nur weil sich unwidersprechlich ergab, dafs jede Hoffnung, einen dauerhaften, auf gerechter Grundlage beruhenden Frieden von Napoleon zu erlangen, eitel sei, blieb für Oesterreich keine andere Wahl, als sich nun auch gegen ihn zu wenden; eine authentische Geschichte des genannten Congresses würde den offenen, aber wachsamen und voraussichtigen Gang der Oesterreichischen Politik, die hier eben so nothgedrungen als geschickt und glücklich verfuhr, in das helleste Licht setzen. Sogar bis zulezt, als Napoleon seinem Verderben nicht mehr entgehen wollte, und die Bedingungen von Chatillon verworfen hatte, blieb ihm Ursache genug, die schonende Friedensneigung, die ihm von dieser Seite bewiesen wurde, dankbar anzuerkennen. Aber aus diesen Memoiren selbst, aller Absicht des Verfs. zum Trotz, leuchtet es genug hervor, dafs mit Napoleon kein Heil war, dafs seine Macht eine schwachgegründete, unhaltbare, nur durch die Uebermacht augenblicklicher Kriegserfolge genährte war, und daher eine Alles verschlingende und dennoch nie gesättigte seyn mufste. Auch harrt Niemand bei ihm aus; schon sehr früh, unserem Verf. zufolge, sind die nächsten Umgebungen ihm ungetreu, Murat trachtet ihn zu ersetzen, Soult will sich unabhängig machen, Fouché, Talleyrand, Bernadotte, seine Brüder, sagen sich von ihm los, die Bundesgenossen verlassen ihn, seine Marschälle und Staatsbehörden fallen von ihm ab, und selbst die Truppen, erschöpft, aufgeopfert und mifshandelt, lassen zulezt willig ihr Geschick von dem seinen trennen! Da der Verf. zu allen diesen Erscheinungen nie den Grund in Napoleon sucht, sondern nur immer in der Schlechtigkeit der Andern, so findet er unaufhörlich Anlafs zu bitterem Tadel, zu harten Vorwürfen, und sein polemischer Eifer wendet sich nach so vielen Seiten, dafs man, abgesehen von dem mehr oder wenigern Recht, das Einer oder der Andere hier haben konnte, nur erstaunen mufs, wie viel Hafs und Feindschaft und Verfolgung dieses Napoleonische Reich in sich trug und verarbeitete!

Wiewohl der Verf. in einen grofsen Theil dieser Begebenheiten handelnd mitverflochten ist, so gibt es doch einige Beziehungen, bei welchen ein persönliches Interesse ihn stärker anregt, und denen er daher eine besondere apologetische Sorgfalt widmet. Der für ihn wichtigste Gegenstand in dieser Hinsicht ist ohne Zweifel der Tod des Herzogs von Enghien. Er befehligte die Truppen bei diesem unglückseligen Vorgang; aber ihm war vorgeworfen worden, mehr als seine militairische Schuldigkeit gethan, und sich eine persönliche Einwirkung angemafst zu haben, die seiner amtlichen Erscheinung nicht zukam, und dem Herzoge den lezten Rettungsweg abschnitt. Schon vor fünf Jahren trat er in einer Flugschrift auf, um diese Vorwürfe zu entkräften, wobei er zugleich die gröfsten Beschuldigungen gegen einen Andern vortrug. Talleyrand sollte den Tod Enghiens dringend angerathen und dem Willen Napoleons vorgreifend beschleunigt haben. Bekanntlich entsprach jene Flugschrift ihrem Zwecke keineswegs; sie scheiterte auf allen Seiten, eine Antwort des erblindeten, am Ziel jeder Lebenshoffnung und am Rande des Grabes stehenden Generals Hulin liefs unsern Verf. in der öffentlichen Meinung stärker belastet, als zuvor, ihm wurde der Hof verboten, und die Gegner behaupteten das Feld. Jezt erneuert er diesen Angriff mit verdoppelter Kraft und vermehrten Hülfsmitteln, bestreitet die Aussagen Hulins, und häuft die Beschuldigungen gegen Talleyrand, wie auch gegen den Herzog von Dalberg; unseres Bedünkens nicht glücklicher als damals; die blofse Behauptung reicht hier nicht hin, Beweise fehlen, und die Wahrscheinlichkeit ebenfalls. Die ganze politische Rolle Talleyrands, seine Geistesart, seine Klugheit schon, welche noch Niemand ihm abgesprochen hat, widerstreiten einem solchen gewaltsamen und blutdürstigen Rathschlag, einer so eigenmächtigen und gewagten Aus-

Digitized by Google

führung, als ihm hier Schuld gegeben sind. Zwar in seinen damaligen Verhältnissen hätte sein Rath, den Herzog von Enghien erschiefsen zu lassen, kein Gegenstand eines Vorwurfs von Seite Napoleons seyn können; desto mehr aber hätte es die hinterrücks desselben beschleunigte Hinrichtung seyn müssen. Nun aber hat Napoleon, bei allem gegen Talleyrand späterhin offenbarten Hafs und Grimm, dergleichen seinem Feinde in den nachmaligen Verhältnissen gewifs allerschädlichsten Vorwurf nie ausgesprochen, im Gegentheil, er hat die ganze Sache Enghiens beharrlich auf sich genommen, sie als die seinige nie verläugnet noch bereut. Hiemit stimmt auch der ganze Zusammenhang des Ereignisses vollkommen überein. Napoleon bedurfte da keines fremden Antriebs, wo er wohl fühlen mufste, dafs es sein eigenes Bestehen galt; was ihn auszeichnet, ist gerade diese entschlossene, kühne, scharf auf ihr Ziel gehende Willenskraft, diese Selbstleitung seiner Angelegenheiten. Um einen Bourbonischen Prinzen in Frankreich leben zu haben, dazu hatte er den Herzog wohl nicht aus fremdem Lande holen lassen; dafs er ihn holen liefs, war schon Todesurtheil; er glaubte die Bourbons und ihre Anhänger durch einen entscheidenden Schlag für immer abschrecken zu müssen; in dieser Beziehung konnte die Sache von seiner Seite auch gewifs kein Fehler heifsen. Napoleon war als Obergeneral in Italien mit dem Zusammenhange der Bourbonischen Verbindungen und Anschläge bekannt geworden, und hatte die Sache so behandelt, dafs die Royalisten in ihm allenfalls einen Helfer hoffen durften, er aber in ihnen gelegentlich eine Stütze sicher hatte. In der Meinung, er werde in Frankreich die Rolle übernehmen, welche Monk in England gespielt, hatten die Royalisten in der That zu seiner Erhebung kräftig mitgewirkt, aber dafür waren sie nachher als Enttäuschte auch um so erbitterter, sie führten defshalb ihre Angriffe gegen ihn mit einer Wuth und einem Grimme, wie früher gegen kein anderes Haupt der Revolution gezeigt worden waren. Napoleons höchstes Interesse war hier, die Gegner schleunig zu überbieten, und durch die That zu beweisen, dafs er auch das Aeufserste nicht scheue. Wie schwinden gegen so mächtige, aufgedrungene Beweggründe in den grofsen Verhältnissen Napoleons die kleinen geringfügigen Triebfedern, welche in Andern hiebei angeblich gewirkt haben sollen.

Die Beschuldigung, welche häufig gegen den Verf. gemacht worden, seine berückende Arglist hauptsächlich sey es gewesen, welche den König Ferdinand aus Spanien in sein Verderben nach Bayonne verlockt, wird in diesen Memoiren als völlig grundlos dargestellt. Der Verf. hat lediglich die bestimmten Weisungen Napoleons befolgt, die nur das enthielten, was die unentschiedene Lage, in welcher sich die Dinge damals befanden, erforderte. Sonderbar erscheint es freilich, dafs der Verf., der sich als nur an den König Carl IV. gesandt, als nur bei diesem beglaubigt erklärt, dennoch in Madrid nur den König Ferdinand sieht, nur mit dessen Freunden und Rathgebern sich bespricht, ihn unbedenklich Majestät nennt, ihm günstigste Hoffnungen und dringenden Rath zum Antritte der Reise ertheilt, und ihm sogleich auch als Begleiter auf dieser Reise sich anschliefst, ohne sich um den König Carl weiter noch zu bekümmern. Aber diesen, den König Carl, hielt unterdessen der Grofsherzog von Berg in guter Obhut, und spielte bei ihm die nöthige Rolle mit gleicher Beflissenheit, so dafs dort nichts mehr für einen Dritten zu thun war. Der Verf. erzählt diese Umstände mit solcher unbefangenen Aufrichtigkeit, dafs man anerkennen mufs, er setze das gröfste Zutrauen in den Leser, dem er sogar nicht vorenthält, der Zweck seines Mitreisens mit Ferdinand sei hauptsächlich gewesen, bei dieser Gelegenheit zu Napoleon *fahrend* zurückzukehren, da er sonst, nach der in Spanien gewöhnlichen Weise, so wie her auch wieder zurück höchst unbequem hätte *reiten* müssen. Diese Begleitung indefs wurde für Ferdinand verhängnifsvoll, denn ohne des Verfs. bei aller Zufälligkeit doch stark einwirkende Gegenwart, das geht aus seiner eigenen Erzählung hervor, wäre die Reise wohl nimmermehr bis nach Bayonne fortgesezt worden.

Des Verfs. Verwaltung als kaiserlicher Policeiminister ist, mehr als eine andere vor oder nach ihm, der Gegenstand bitteren und nachhaltigen Hasses im Publicum gewesen. Schon als Adjutant Napoleons galt er im Heere, am Hof, in der Staatsverwaltung, für das Haupt einer geheimen Spähermacht. Er kennt sehr wohl die Mifsurtheile, die in diesem Betreff über ihn ergangen sind, und bemüht sich desto eifriger, seine Amtsführung in ihrer wahren Gestalt darzulegen. Wir sind im Voraus überzeugt, dafs er verläumdet worden, und dafs ihm mitunter Dinge zur Last gelegt sind, an die er nie gedacht haben mag. Aber seine Vertheidigung nimmt gleichwohl nicht für seine Sache ein. Indem er vor Allem die Vortrefflichkeit der Gendarmerie d'élite, die früher unter seinem Befehl gestanden und niemals unwürdige Dienste geleistet habe, die kluge Anordnung und durchgreifende Wirksamkeit

Digitized by Google

seiner Policeimafsregeln gehörig anpreist, und doch zugleich deren Milde und Harmlosigkeit behaupten will, zeigt er unwillkürlich durch alle seine Mittheilungen nur, wie gehässig und abschreckend und wie nutzlos und vergeblich diese Anstalten waren. Die Formen der kaiserlichen Policei bewiesen wahrlich keine Schonung und Milde; nach Gutdünken liefs der Minister Jedermann vorfordern, verhörte, schalt, bedrohte, liefs verhaften und fortbringen, ohne dafs irgend eine richterliche Behörde sich einmischte; die Wohnungen wurden durchsucht, Courriere aufgehoben, alle Briefe eröffnet, Kundschafter jeder Art in allen Kreisen der Gesellschaft unterhalten, ja nicht selten absichtlich Fallstricke gelegt, um Strafwürdiges hervorzulocken. Dabei sagt der Verf. selbst, Napoleon habe ihm immerfort anempfohlen, milde und nicht zu rasch zu verfahren, ja einmal ihm sogar geschrieben, „qu'il y avait deux arbitraires de trop en France, le sien et le mien". Und dennoch, trotz dieser vervielfältigten Aufsichten, Erspähungen und Leitungen aller Art sehen wir unaufhörlich die Policei im Fehle; sie verhindert nicht die royalistischen Umtriebe in dem Faubourg St. Germain, die Widerstrebungen der Handelswelt, die durch das ganze Land organisirte Opposition der katholischen Priester, den Verrath Michels, die Flucht der Frau von Staël, die Reise des Ministers von Stein nach Rufsland, das Unternehmen Mallets u. s. w. So furchtbar auch die kaiserliche Policei wegen ihrer rücksichtslosen Gewalt im Einzelnen erscheinen mufste, so war sie im Ganzen durch ihre Unzulänglichkeit doch oft nur lächerlich. Besonders über das Ausland blieb sie stets im Finstern; die Agenten, welche die genaue Ausübung des Continentalsystems an den Seeküsten bewachen sollten, nahmen selbst am Schleichhandel Theil; die Kundschafter, welche der Verf. in die Böhmischen Bäder sandte, und denen er, mit wenigem Geschmack, zum Vortheil nachrühmt, sie hätten wohl gar von gutmüthigen Reisenden sich mitnehmen, und unterwegs freihalten lassen, oder sich Weibern aufgepackt, so dafs sie nach Paris zurückgekommen wären, „sans avoir délié les cordons de leur bourse, ayant même gagné de l'argent, et d'étant fait chérir de ceux qu'ils avaient ruinés" — das heifst doch wohl ausgehorcht und angegeben? — Diese Kundschafter wurden auch mitunter, das können wir ihm versichern, mit Hohn und Schimpf und anderer Behandlung, deren sie sich nicht gerühmt haben werden, und überdiefs als Mystificirte heimgeschickt, auf deren abenteuerliche Nachrichten irgend einen Werth gelegt zu haben, der Behörde von keinem sonderlichen Vortheil gewesen seyn kann. Der Verf. bekennt, dafs er sein Amt als Oberhaupt der Policei ganz unvorbereitet als Neuling angetreten habe, und erzählt offenherzig, wie er von seinem Vorgänger Fouché gleich im Beginn übel belistet worden, der ihm blofs das geringere Triebwerk übergeben, alle feineren Springfedern aber vorenthalten habe; in der That scheint der Verf. das Geheimnifs der höheren Verbindungen Fouché's nie erlangt zu haben, denn diejenigen, welche er dennoch alsbald durch List erlangt zu haben sich rühmt, möchten schwerlich schon die ganz ächten gewesen seyn. Der Ausspruch über Fouché: „Ce ministre, auquel on prêtait tant de lumières et de finesse, était l'homme le plus mal informé de ce qui se passait, et l'homme qui connaissait le moins les convennances et l'usage du monde; c'était la consequence naturelle de l'état dans lequel il était resté," diesen Ausspruch dürfte man nicht gerade am meisten auf den Mann passend finden, welchen bei solcher Mittelmäfsigkeit dennoch zum Zweitenmale und vorzugsweise vor dem Herzoge von Rovigo zum Minister zu wählen, Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba wohl schwerlich sich entschlossen hätte, und eben so Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr von Gent; vielleicht gewinnt des Herzogs von Otranto sittlicher Werth nichts dabei, so merkwürdige Brauchbarkeit bewährt zu haben, allein immer kann man ihm ausgezeichnete Klugheit, Haltung und Wirkungskraft nicht absprechen, ohne zugleich Napoleon als ganz urtheilberaubt darzustellen.

Eine der wunderbarsten Geschichten, die den Verf. persönlich sehr nahe betrifft, ist die Verschwörung des Generals Mallet. Es gränzt an das Fabelhafte, dafs ein einzelner Staatsgefangener, ohne bedeutenden Namen und Anhang, ohne Mitwisser des einzig in seinem Kopf ausgebrüteten Plans, aus dem Gefängnifs hervor sich an die Spitze der Truppen und die Verwaltung stellt, Befehle ertheilt, welche den politischen Zustand Frankreichs umzuändern drohen, und schon in Ausführung übergehen, bis die Sache zulezt an einigen Zufälligkeiten scheitert, welche der einzelne Führer, dessen Gegenwart auf allen wichtigen Punkten nöthig wäre und nur auf Einem möglich ist, nicht meistern kann. Der Verf., welcher sich bei dieser Geschichte als Policeiminister plötzlich überfallen sieht und ins Gefängnifs wandert, berichtet seinen lächerlichen Unfall, von dem er nicht läugnet, dafs derselbe seinen zahlreichen Feinden gutes Spiel gegeben, mit grofser Freimüthigkeit, und schont sich selbst dabei fast weniger, als

Digitized by Google

Andere, die er entschuldigt und bedauert. Diese Erzählung, welcher hin und wieder allerdings noch manche Züge hinzuzusetzen seyn möchten, ist eine der anziehendsten im ganzen Buche. Wir sehen übrigens dabei aufs Neue die innere Zwistigkeit und Eifersucht enthüllt, welche den Staat Napoleons in seinen höchsten Beamten gefahrvoll zerrüttet; hier stehen der Policeiminister und der Kriegsminister als zwei mächtige Grofse des Reichs einander in bitterster Feindschaft gegenüber, und der Verf. spart keine Anklagen gegen den Herzog von Feltre, der ihn bei Napoleon wegen jener Auftritte arg verlästert haben soll. Der Kaiser kam zwar späterhin von den nachtheiligen Eindrücken, die er in dieser Beziehung empfangen, etwas zurück, und liefs dem Eifer und der Anhänglichkeit seines Policeiministers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber doch müssen die mancherlei unangenehmen Vorgänge, welche sich unter dessen Verwaltung häuften, einiges Bedenken in ihm hinterlassen haben, da er in solch wichtigem Amte den ergebensten seiner Diener nicht wieder anstellte.

Aus dem Bisherigen leuchtet genugsam ein, wie reichhaltigen Stoff diese Memoiren enthalten; sie sind in der That ein schätzbarer Beitrag zur Zeitgeschichte, und dem Verf. gebührt aufrichtiger Dank, dafs er sie geliefert. Die einzelnen Unrichtigkeiten, Anachronismen, Verwechselungen von Namen u. dgl., welche darin vorkommen, sind einem solchen Buche wohl zu verzeihen, doch wäre allerdings zu wünschen, dafs sie bei neuer Durchsicht sämmtlich verbessert würden, welches aber bei Französischen Büchern dieser Art, wenn sie auch wiederholt neue Auflagen erleben, selten geschieht. So gehen eine Menge falscher Angaben, deren Berichtigung uns Gleichzeitigen aus dem Erlebten noch leicht wird, auf eine Folgezeit über, welche diesen Schriften von Augenzeugen ein allgemeines Ansehen zugestehen mufs, und darin das Wahre von dem Falschen nur noch durch Vergleichung aussondern kann. Die Unrichtigkeiten sind am auffallendsten, wenn die Ereignisse in einem näheren Gesichtskreise vorfielen, der ein günstiges Vorurtheil für die richtige Auffassung erweckt. So z. B. sind in Betreff des von Napoleon nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube an die Kaiserin abgefertigten Courriers, an welchen doch so grofse Schicksalswendungen geknüpft waren, fast alle Umstände falsch. Nicht in Meaux durch Zufall, sondern bei Sommesous durch eine der in solcher Absicht vom General von Tettenborn ausgesandten Parteien wurde der Courrier aufgefangen. Der Brief Napoleons enthielt die bestimmte Angabe, er nähere sich seinen Festungen, um die verbündeten Heere von Paris abzulenken, aber keineswegs die Worte: „cette manoeuvre me sauve ou me perd.“ Wir haben diesen Brief gleich zuerst und lange vor Augen gehabt, um aus den fast unlesbaren Schriftzügen den Inhalt zu entziffern.

Die Schreibart unsers Verfs. ist kräftig in kunstloser Natürlichkeit, seine Ausdrücke sind selten gewählt, aber oft bezeichnend; triviale Redensarten und Vergleichungen, zuweilen auch soldateske Scherze, nimmt er sich nicht übel; wo Hafs ihn aufregt, wie gegen Frau von Staël, verschmäht sein Ausdruck die bösartigsten Farben nicht. Ueberhaupt ist in der Sprache des Verfs. etwas von dem, was wir die Napoleonische Redeweise nennen möchten; sie vereint zwei entgegengesezte Bestandtheile, schnell und scharf auf Einen Punkt Treffendes und unbestimmt ins Weite hinaus Abschweifendes; alle Reden Napoleons zeigen diese Eigenart, und in der That für seinen Gebrauch nicht füglich besser zu erdenken, denn jenes hält die Kraft des eigenen Willens bündig vereint, dieses umfängt und ntführt schwächend den fremden. Wo der Verf. eigene Reden und Ausdrücke Napoleons einflicht, dürfte man ihm vielleicht vorzugsweise authentisch glauben; nur von der Rede, mit welcher Napoleon die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers heimschickte, kann diefs nicht gelten, sie ist ungemein gemildert, denn die bekannten stärkeren Lesarten haben die überwiegendsten Gründe für sich.

Für unseren Zweck, diese Memoiren im Allgemeinen nach Gehalt und Farbe zu charakterisiren, kann das, was wir aus den ersten sechs Theilen herausgehoben und in unserer Beleuchtung dem Leser dargelegt haben, genügend scheinen. Nur im nicht wahrscheinlichen Falle, dafs die noch rückständigen Bände einen ganz neuen Charakter entfalteten, und in Form oder Sache unerwartete und wichtige Besonderheiten lieferten, dürfte ein zweiter Artikel für dieses Werk hier nachzufolgen haben.

K. A. Varnhagen von Ense.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII. Th. Berlin bei Reimer. 1821—1825.

Erster Artikel.

Das Publicum ist dem verehrten Hrn. Herausgeber den gröfsten Dank schuldig, dafs es durch dessen Veranstaltung und Ausdauer sich *Hamanns* Werke in die Hände

Digitized by Google

gefördert sieht, nachdem sie früher schwer, und vollständig nur Wenigen zugänglich waren, und nachdem sich so manche Aussichten zu einem gesammten Wiederabdrucke derselben zerschlagen hatten; Hamann leistete (S. X Vorr.) der vielfältigen Aufforderung, eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten, nicht selbst Genüge. Wenige nur besafsen eine vollständige Sammlung derselben; *Goethe* (1. aus meinem Leben XIItes B.) hatte den Gedanken gehabt, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke zu besorgen, aber ihn noch nicht ausgeführt. *Jacobi*, der ernstliche Anstalten dazu machte, hatte es das Schicksal nicht mehr vergönnt, ingleichen ein jüngerer Freund Hamanns, wirkl. Geh. Oberregierungsrath Hr. L. *Nicolovius* in Berlin, diese Besorgung abgelehnt und den jetzigen Hrn. Herausgeber vielmehr dazu aufgefordert, welcher als der in der lezten Lebensperiode Jacobi's mit ihm aufs Innigste vertraute Freund von diesem zum Gehülfen der Herausgabe gewählt worden war; so vollführte denn dieser das Vermächtnifs des ehrwürdigen, theuren Freundes und befriedigte die Wünsche des Publicums, ausnehmend begünstigt zugleich von dem weitern Glücke (S. XII.), von Freunden Hamanns oder deren Erben eine grofse Anzahl von Briefen, und zum Theil in einer mehrjährigen Reihenfolge, zum Abdruck überlassen zu erhalten, und so diese Ausgabe so ausstatten zu können, dafs nur wenige Umstände oder Verwicklungen des Lebens Hamanns seyn werden, über die man nicht Auskunft erhielte. Zu dem in dieser Sammlung Vereinigten ist noch die dritte Abth. des IV. Bandes von *Jacobi's* Werken hinzuzunehmen, worin sich der vorzüglich interessante Briefwechsel Hamanns mit diesem innigen Freunde befindet, deren Verleger nicht eingewilligt hat, dafs ein neuer Abdruck für die gegenwärtige Sammlung gemacht würde. Dem versprochenen *achten* Bande dieser Ausgabe, welcher Erläuterungen, zum Theil von Hamann selbst, vielleicht Nachträge von Briefen und ein Register enthalten soll, haben wir ein Paar Jahre vergebens entgegengesehen; da die Erscheinung desselben sich dem Vernehmen nach leicht noch geraume Zeit verzögern kann, wollen wir diese längst vorgehabte Anzeige nicht länger aufschieben, so wünschenswerth es gewesen wäre, die versprochenen Erläuterungen schon zur Hand zu haben. Man fühlt deren dringendes Bedürfnifs beim Lesen Hamann'scher Schriften; aber die Hoffnung, durch das Versprochene grofse Erleichterung zu erhalten, vermindert sich ohnehin schon sehr, indem man Vorr. S. X zum ersten Th. liest, dafs die von Hamann selbst anerkannte Unmöglichkeit, alles Dunkle in seinen Schriften aufzuhellen, es war, was ihn zurückgehalten hatte, die Ausgabe derselben zu veranstalten. Auch Jacobi wurde durch die Scheu dieser Forderung früher daran verhindert, und der jetzige Hr. Herausgeber sagt S. XIII ebendas., dafs die Erläuterungen, die im achten Bande folgen sollen, nur eine sehr mäfsige Erwartung vielleicht befriedigen werden, und dafs die Zeitfolge der Schriften, hauptsächlich die vielen auf Hamanns Autorschaft bezüglichen Briefe die vornehmlichste Erleichterung des Verständnisses gewähren müssen. Aufserdem findet man bald aus, dafs das Räthselhafte selbst zum Charakteristischen der Schriftstellerei und der Individualität Hamanns gehört und einen wesentlichen Zug derselben ausmacht. Das Hauptdunkel aber, das über Hamann überhaupt lag, ist damit schon verschwunden, dafs dessen Schriften nun vor uns liegen. Die allgemeine Deutsche Bibliothek hatte sich freilich viel mit ihm zu thun gemacht, aber nicht auf eine Weise, die ihm Anerkennung und Eingang beim Publicum verschaffen sollte. *Herder* dagegen und *Jacobi* insbesondere (abgesehen von *Goethe's* einzelner Aeufserung, die Vorr. S. X. angeführt ist, aber durch dessen ausführlichere gründliche Würdigung Hamanns am vorhin angeführten Orte ihre Einschränkung erhält) erwähnten desselben so, dafs sie sich auf ihn wie auf einen zu berufen schienen, der da habe kommen sollen, der im vollen Besitze der Mysterien sei, in deren Abglanz ihre eigenen Offenbarungen nur spielten, wie in den Freimaurerlogen die Mitglieder vornehmlich auf höhere Obere hingewiesen werden sollen, welche sich in dem Mittelpunkte aller Tiefen der Geheimnisse Gottes und der Natur befänden. Ein Nimbus hatte sich so um den *Magus aus Norden*, diefs war eine Art von Titel Hamanns geworden, verbreitet. Dem entsprach, dafs er selbst in seinen Schriften überall nur fragmentarisch und sibyllinisch gesprochen hatte, und die einzelnen Schriften, deren man habhaft werden konnte, auf die übrigen neugierig machten, in denen man sich Aufschlufs versprechen mochte. Durch diese Ausgabe seiner Werke, die nun vor uns liegen, sind wir in Stand gesezt, zu sehen, wer Hamann, was seine Weisheit und Wissenschaft war.

Fassen wir zuerst die allgemeine Stellung auf, in welcher sich Hamann zeigt, so gehört er der Zeit an, in welcher der *denkende* Geist in Deutschland, dem seine Unabhängigkeit zunächst in der Schulphilosophie aufgegangen war, sich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergehen

Digitized by Google

anfing, und was in dieser als fest und wahr galt, in Anspruch zu nehmen und ihr ganzes Gebiet sich zu vindiciren begann. Es ist dem Deutschen Vorwärtsgehen des Geistes zu seiner Freiheit eigenthümlich, dafs das Denken sich in der *Wolfischen Philosophie* eine methodische nüchterne Form verschaffte; nachdem der Verstand nun mit Befassung auch der anderen Wissenschaften, der Mathematik ohnehin, unter diese Form, den allgemeinen Unterricht und die wissenschaftliche Cultur durchdrungen hatte, fing er jezt an, aus der Schule und seiner schulgerechten Form herauszutreten und mit seinen Grundsätzen alle Interessen des Geistes, die positiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populäre Weise zu besprechen. So wenig diese Anwendung des Verstandes etwas Geistreiches an sich hatte, so wenig hatte der Inhalt einheimische Originalität. Man mufs es nicht verhehlen wollen, dafs diefs Aufklären allein darin bestand, die Grundsätze des Deismus, der religiösen Toleranz und der Moralität, welche *Rousseau* und *Voltaire* zur allgemeinen Denkweise der höheren Classen in Frankreich und aufser Frankreich erhoben hatten, auch in Deutschland einzuführen. Während Voltaire in Berlin am Hofe Friedrichs II. selbst sich eine Zeitlang aufgehalten hatte, viele andere regierende Deutsche Fürsten (vielleicht die Mehrzahl) es sich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder seinen Freunden in Bekanntschaft, Verbindung und Correspondenz zu seyn, ging von Berlin der Vertrieb derselben Grundsätze aus in die Sphäre der Mittelclassen, mit Einschlufs des geistlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denselben gerichtet war, vielmehr in Deutschland die Aufklärung ihre thätigsten und wirksamsten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwischen beiden Ländern der Unterschied statt, dafs in Frankreich diesem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles sich anschlofs, was Genie, Geist, Talent, Edelmuth besafs, und diese neue Weise der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Frische eines naiven, geistreichen, energischen, gesunden Menschenverstandes erschien. In Deutschland dagegen spaltete sich jener grofse Impuls in zwei verschiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geistes und Wissens, kleinlichen oder gemeinen Leidenschaften, und wo es am respectabelsten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüths aufthat, in feindselige, tracassirende, verhöhnende Opposition. *Berlin* war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelsohn, Teller, Spalding, Zöllner u. s. f. in ihren Schriften, und die Gesammtperson, die allgemeine Deutsche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verschiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jerusalem, u. s. f. sind als Nachbarn in diesen Mittelpunkt einzurechnen. Aufserhalb desselben befand sich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geist und Vernunft-Tiefe erblühte, und von jener Mitte aus aufs Gehässigste angegriffen und herabgesezt wurde. Gegen Nordost sehen wir in Königsberg *Kant*, *Hippel*, *Hamann*, gegen Süden in Weimar und Jena *Herder*, *Wieland*, *Goethe*, später *Schiller*, *Fichte*, *Schelling* u. a.; weiter hinüber gegen Westen *Jacobi* mit seinen Freunden; *Lessing*, längst gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrsamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geistes, als seine Freunde, die vertraut mit ihm zu seyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten grofsen Männern der Literatur Deutschlands der einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgesezt war. Obgleich beide Seiten im Interesse der Freiheit des Geistes übereinkamen, so verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verstand des Endlichen, mit Hafs das Gefühl oder Bewufstseyn des Unendlichen, was sich auf dieser Seite befand, dessen Tiefe in der Poësie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirksamkeit ist *das Werk* geblieben, von dieser aber auch *die Werke*.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geschäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abstractionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menschlichkeit und Rechtlichkeit ihre geistige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, so war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen ist wohl *Hamann* nicht nur auch originell, sondern mehr noch ein Original, indem er in einer Concentration seiner tiefen Particularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, sowohl der Expansion denkender Vernunft als des Geschmacks, sich unfähig gezeigt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 79. u. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1828.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII. Thl.

(Beschluſs.)

Hamann steht der Berliner Aufklärung zunächst durch den Tiefsinn seiner christlichen Orthodoxie gegenüber, aber so, daſs seine Denkweise nicht das Festhalten der verholzten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist; sein Geist behält die höchste Freiheit, in der nichts ein Positives bleibt, sondern sich zur geistigen Gegenwart und eigenem Besitz versubjectivirt. Mit seinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, steht er in dem Verhältnisse eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen. Von jener Aufklärung ist er ferner nicht nur durch den Inhalt geschieden, sondern auch aus dem Grunde, aus dem er von *Kant* getrennt ist, weil ihm das Bedürfniſs der denkenden Vernunft fremde und unverstanden geblieben ist. *Hippeln* steht er insofern näher, indem er seinen inneren Sinn wie nicht zur Expansion der Erkenntniſs, eben so wenig der Poesie herausführen kann, und nur der humoristischen, blitzenden, desultorischen Aeuſserung fähig ist; aber dieser Humor ist ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Versuch von Gestalten; er bleibt ganz beschränkt subjectiv. Am meisten Uebereinstimmendes hat er mit dem seiner Freunde, mit dem sich das Verhältniſs auch in dem Briefwechsel am innigsten und rückhaltslosesten zeigt, mit *Jacobi*, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu schreiben fähig war; doch sind Jacobi's Briefe in sich klar, sie gehen auf Gedanken, und diese kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, so daſs die Briefe zu einer zusammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzosen sagen: le stile c'est l'homme même; Hamanns Schriften *haben* nicht sowohl einen eigenthümlichen Styl, als daſs sie durch und durch Styl sind. In Allem, was aus Hamanns Feder gekommen, ist die Persönlichkeit so sehr zudringlich und das Ueberwiegende, daſs der Leser durchaus allenthalben mehr noch auf sie als das, was als Inhalt aufzufassen wäre, hingewiesen wird. An den Erzeugnissen, welche sich für Schriften geben und einen Gegenstand abhandeln sollen, fällt sogleich die unbegreifliche Wunderlichkeit ihres Verfs. auf, sie sind eigentlich ein und zwar ermüdendes Räthsel, und man sieht, daſs das Wort der Auflösung die Individualität ihres Verfs. ist; diese erklärt sich aber nicht in ihnen selbst. Dieſs Verständniſs vornehmlich wird uns nun aber in dieser Sammlung durch die Bekanntmachung zweier bisher ungedruckter Aufsätze Hamanns aufgeschlossen; der eine ist die von ihm im J. 1758 und 1759 verfaſste Lebensbeschreibung, welche freilich nur bis zu diesem Zeitpunkt geht, somit nur den Anfang seines Lebens, aber den wichtigsten Wendungspunkt seiner Entwickelung enthält; der andere, am Ende seines Lebens verfaſst, sollte die ganze Absicht seiner Autorschaft enthüllen (B. VII. Vorr. S. VII), und gibt eine Uebersicht über dieselbe. Die reichhaltige bisher ungedruckte Briefsammlung vervollständigt die Materialien zur Anschaulichkeit seiner Persönlichkeit. Es ist jene Lebensbeschreibung, von der wir auszugehen haben, die auch als das vornehmlichste Neue dieser Ausgabe eine ausführlichere Anzeige verdient.

Sie ist im I. B. S. 149—242 enthalten, und führt den Titel: Gedanken über meinen Lebenslauf, Ps. 94, 19. (der Anfang) datirt von *London*, 21. Apr. 1758. Die Stimmung, in der sich Hamann daselbst befand, ist in dem ruhig und sehr gut stylisirten und insofern besser als meist alle seine späteren Schriften geschriebenen Anfange eines anderen Aufsatzes: *Biblische Betrachtungen eines Christen*, auch von *London* d. 19. März am Palmsonntage 1758 datirt, ausgedrückt: „Ich habe heut mit Gott den Anfang gemacht, zum zweiten Mal die heilige Schrift zu lesen. Da mich meine Umstände zu der gröſsten Einöde

Digitized by Google

nöthigen, worin ich wie ein Sperling auf der Spitze des Daches sitze und wache, so finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mifsbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft scheinen gleich Hiobs mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung bluten zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung (es scheint) in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bei Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher. Ich bin zu dem gröfsten Vertrauen auf seine Gnade durch eine Rücksicht auf mein ganzes Leben berechtigt. Es hat weder an meinem bösen Willen gelegen, noch an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als worin ich mich befinde. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, dafs selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden mufs." Die Veranlassung zu dieser bufsfertigen Stimmung so wie zu dem Niederschreiben seines bisherigen Lebenslaufs waren die Verwickelungen, in welche er in dieser Epoche gerathen war, und die hier mit den früheren Hauptmomenten seines Lebens kurz herauszuheben sind.

Hamann ist den 27sten August 1730 in Königsberg in Preufsen geboren; sein Vater war ein Bader, und, wie es scheint, von bemittelten Umständen. Das Andenken seiner Eltern (S. 152) „gehört unter die theuersten Begriffe seiner Seele, und ist mit zärtlicher Bewegung der Liebe und Erkenntlichkeit verknüpft"; ohne weiteres Detail über ihren Charakter ist gesagt, dafs die Kinder (Hamann hatte nur noch einen etwas jüngeren Bruder) „zu Hause eine Schule an der Aufsicht, ja an der strengen Aufsicht und an dem Beispiele der Eltern fanden." Das elterliche Haus war jederzeit eine Zuflucht junger Studirenden, welche die Arbeit sittsam machte; in diesem Umgange trieb Hamann Sprachen, Griechisch, Französisch, Italienisch, Musik, Tanzen, Mahlen; „so schlecht und recht wir in Kleidern und in anderen Thorheiten kurz gehalten wurden, so viel Ausschweifung wurde uns hier verstattet und nachgesehen." In seiner Schulerziehung hatte er sieben Jahre Unterricht bei einem Manne, der ihm das Latein ohne Grammatik beizubringen gesucht hatte; alsdann bei einem mehr methodischen Lehrer, bei dem er dafür nun mit dem Donat anfangen mufste. Die Fortschritte, die er hierin machte, waren so, dafs derselbe sich und Hamann schmeichelte, an diesem einen grofsen Lateiner und Griechen erzogen zu haben; Hamann nennt ihn einen Pedanten, und über die erlangte Fertigkeit im Uebersetzen Griechischer und Lateinischer Autoren, in der Rechenkunst, in der Musik, läfst er sich in den damals sich verbreitenden Ansichten gehen, dafs die Erziehung auf Bildung des Verstandes und Urtheils gerichtet seyn müsse. Der junge Adel und viele Bürgerskinder sollten eher die Lehrbücher des Ackerbaues als das Leben Alexanders u. s. f. zu Lehrbüchern der Römischen Sprache haben und dergleichen; Ansichten, von welchen die Basedow'schen, Campe'schen u. a. Declamationen und Aufschneidereien, wie ihre pomphaften Unternehmungen ausgegangen, und welche auf die Organisation und den Geist des öffentlichen Unterrichts so nachtheilige, noch jezt, so sehr man davon zurückgekommen, in ihren Folgen nicht ganz beseitigte Einwirkungen gehabt haben. Hamann klagt, dafs er in Historie, Geographie ganz zurückgelassen worden und nicht den geringsten Begriff von der *Dichtkunst* erlangt habe, den Mangel der beiden ersten niemals gehörig habe ersetzen können, auch sich in vieler Mühe finde, seine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln und mit Leichtigkeit auszudrücken. Wenn ein Theil dieses Mangels auf den Schulunterricht kommt, so liegt jedoch davon, wie wir weiterhin sehen werden, wohl am meisten in der sonst charakteristischen Temperatur und Stimmung seines Geistes.

Es ist eben so charakteristisch für ihn, obgleich wohl nicht für den Schulunterricht, was er ferner angibt, dafs alle Ordnung, aller Begriff und Faden und Lust an derselben in ihm verdunkelt worden sei. Mit einer Menge Wörter und Sachen überschüttet, deren Verstand, Grund, Zusammenhang, Gebrauch er nicht gekannt, sei er in die Sucht verfallen, immer mehr und mehr ohne Wahl, ohne Untersuchung und Ueberlegung auf einander zu schütten; und diese Seuche habe sich auf alle seine Handlungen

Digitized by Google

ausgebreitet; auch in seinem übrigen Leben ist er hierüber nicht reifer geworden. Als einen weitern Abweg, in den er verfallen, gibt er eine Neugierde und kindischen Vorwitz an, in allen Ketzereien bewandert zu werden; — „so sucht der Feind unserer Seelen und alles Guten den göttlichen Weizen durch sein Unkraut zu ersticken.“ Nach ferneren Schulstudien, worin er die ersten Begriffe von Philosophie und Mathematik, von Theologie und Hebräischem bekam, ein neues Feld von Ausschweifungen: — „das Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren;“ mit diesem Wirbel kam er im Jahre 1746 auf die hohe Schule. Er sollte Theologie studiren, fand aber ein Hindernifs „in seiner Zunge, schwachem Gedächtnisse, viele Heuchelhindernisse in seiner Denkungsart u. s. w. Was ihn vom Geschmacke an derselben und an allen ernsthaften Wissenschaften entfernte, sei eine neue Neigung gewesen, die in ihm aufgegangen, nämlich zu Alterthümern, Kritik, hierauf zu den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie, den Französischen Schriftstellern, und ihrer Gabe zu dichten, zu mahlen, schildern, der Einbildungskraft zu gefallen u. s. w., er bittet Gott inbrünstig um Verzeihung dieses Mifsbrauchs seiner natürlichen Kräfte u. s. f. Er bekannte sich also „zum Schein zur Rechtsgelehrsamkeit, ohne Ernst, ohne Treue, ein Jurist zu werden;“ seine Thorheit, sagt er, liefs ihn eine Art von Grofsmuth und Erhabenheit sehen, nicht für Brod zu studiren, sondern nach Neigung, zum Zeitvertreibe und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst, dafs es besser wäre, ein Märtyrer denn ein Taglöhner und Miethling der Musen zu seyn; „was für Unsinn läfst sich,“ fügt er mit Recht gegen solchen Hochmuth hinzu, „in runden und wohllautenden Worten ausdrücken.“

Er gedachte nun eine Hofmeisterstelle anzunehmen, um Gelegenheit zu finden, in der Welt seine Freiheit zu versuchen; auch weil er im Geld etwas sparsam gehalten wurde; er schiebt die Schuld, mit seinem Gelde nicht besser ausgekommen zu seyn, auf den Mangel des göttlichen Segens, die „Unordnung, den allgemeinen Grundfehler meiner Gemüthsart, eine falsche Grofsmuth, eine zu blinde Liebe und Wohlgefallen für andere Urtheile, und Sorglosigkeit aus Unerfahrenheit;“ — von dem Fehler des Wohlgefallens für anderer Urtheile ist er bald nur zu sehr geheilt worden.

Aus dem Detail der Mifsverhältnisse, in die er in seinen Hofmeisterstellen sich verwickelte, mag hier nur ausgehoben werden, was er davon auf seinen Charakter schiebt; — „seine ungesellige oder wunderliche Lebensart,“ sagt er S. 177, „die theils Schein, theils falsche Klugheit, theils eine Folge einer inneren Unruhe war, an der er sehr lange in seinem Leben siech gewesen; — eine Unzufriedenheit und Unvermögenheit sich selbst zu ertragen, eine Eitelkeit, sich selbige zum Räthsel zu machen — verdarben viel und machten ihn anstöfsig.“ In seiner ersten Stelle schrieb er zwei Briefe an die Mutter, eine Baronin in Liefland, die ihr das Gewissen aufwecken sollten, das Antwortschreiben gab ihm seine Entlassung; es ist S. 255 buchstäblich abgedruckt, der Anfang mag hier stehen: „Herr Hamann, da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechte Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen u. s. f.“ — Für die Demüthigungen seines Stolzes fand er durch die Zärtlichkeit des Kindes, und die Schmeichelei, unschuldig zugleich oder mit Bösem für Gutes vergolten zu seyn, einige Genugthuung; „ich wickelte mich,“ sagte er, „in den Mantel der Religion und Tugend ein, um meine Blöfse zu decken, schnaubte aber vor Wuth, mich zu rächen und mich zu rechtfertigen; doch verrauchte diese Thorheit bald.“ In ähnliche Mifsverhältnisse gerieth er in einem zweiten Hause, und späterhin in noch weitere Mifsstimmungen dadurch, dafs er, nachdem er dasselbe verlassen, sich nicht enthalten konnte, sowohl seinem Nachfolger, einem Freunde, als auch den Zöglingen fernerhin seine brieflichen Belehrungen und Zurechtweisungen aufzudringen; „sein Freund schien diese Aufmerksamkeit für den jungen Baron als Eingriffe oder Vorwürfe anzusehen, und der Leztere bezahlte ihn (Hamann) mit Hafs und Verachtung.“

In Königsberg hatte Hamann die Freundschaft eines der Brüder *Berens* aus Riga gewonnen; — „der die Herzen kennt und prüft und zu brauchen weifs, hat seine weisen Absichten gehabt, uns beide durch einander in Versuchung zu führen.“ In der That sind die Verwickelungen mit diesem Freunde und dessen Familie das Durchgreifendste in Hamanns Schicksal. Er lebte eine Zeitlang in diesem Hause, wo er, wie er sagt, als ein Bruder, ja beinahe als ein älterer Bruder angesehen wurde; aber er gibt zugleich an, dafs er ungeachtet alles Anlasses zufrieden zu seyn, sich der Freude in der Gesellschaft der edelsten, muntersten, gutherzigsten Menschen beides Geschlechts doch nicht überlassen konnte; nichts als Mifstrauen gegen sich selbst und Andere, nichts als Qual, wie er sich ihnen nähern oder entdecken sollte; er sieht diefs als eine Wirkung der Hand Gottes an, die schwer über ihm geworden, dafs er sich selbst *unter allem dem Guten*, was ihm von Menschen geschah, — als deren Bewunderer, Verehrer und Freund er sich zugleich angibt, — *nicht erkennen* sollte. — Hamann beschreibt diesen Zustand seiner inneren Unruhe als ein Gedrücktseyn, das gegen die wohlwollendste Freundschaft, die er auch empfand und anerkannte, nicht zu einem inneren Wohlwollen gegen sie, und damit nicht zur Offenheit und Freimüthigkeit des Verhältnisses mit ihnen gelangen konnte. Die Franzosen haben einen kurzen Ausdruck für einen Menschen von dieser Widerwärtigkeit des Gemüths, welche wohl Bösartigkeit zu nennen ist; sie nennen einen solchen un homme mal élevé, indem sie Wohlwollen und Offenheit mit Recht für die nächsten Folgen einer guten Erziehung ansehen. Auch einen anderen Keim zu einer späteren, höheren Selbst-

Digitized by Google

erziehung von Innen heraus, dessen Zeit ist, in der Jugend zu erwachen, thut in Hamanns Jugend sich nicht hervor — nicht irgend eine Poesie dieser Lebenszeit oder, wenn man will, Phantasterei und Leidenschaft, die ein zwar noch unreifes, ideales, aber festes Interesse für einen Gegenstand geistiger Thätigkeit enthält und für das ganze Leben entscheidend wird. Die Energie seines intelligenten Naturells wird nur zu einem wilden Hunger geistiger Zerstreuung, die keinen Zweck enthält, in den sie sich resumirte. Aber das Uebel seiner Gemüthsart sollte bald in einer Prüfung auf eine schlimmere Weise zum Ausschlag kommen.

Er war auf kurze Zeit in die zweite Hofmeisterstelle zurückgekehrt, die er in Curland bekleidet hatte; jedoch zurückgerufen nach Haus, um seine sterbende Mutter noch einmal zu sehen, und auf das Anerbieten engerer Verbindungen mit dem Berensschen Hause in Riga, verliefs er jene Stelle wieder; „Gott," sagt er S. 189 „gab aufserordentlichen Segen, dafs ich von dem Hause aus Curland, mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit, losgelassen wurde, unter dem Versprechen wieder zu kommen, das eine offenbare Lüge, und wider alle meine Absichten und Neigungen war." Die Verbindung mit den Brüdern Berens war die Aufnahme Hamanns in ihre Dienste, Geschäfte und Familie; er sollte auf ihre Kosten eine Reise thun, „um ihn aufzumuntern und mit mehr Ansehen und Geschick in ihr Haus zurückzukehren." Nachdem er seine Mutter sterben gesehen, wo er bei der unsäglichen Wehmuth und Betrübnifs, die er empfunden, zugleich gesteht, dafs „an ihrem Todtenbette sein Herz weit unter der Zärtlichkeit geblieben, die er ihr schuldig gewesen, und sich im Stande fühlte, ungeachtet der nahen Aussicht sie zu verlieren, sich auf der Welt andern Zerstreuungen zu überlassen," — trat er am 1. Oct. 1756 mit Geld und Vollmacht versehen, die Reise nach *London* an, über *Berlin*, wo er unter Anderm die erste Bekanntschaft mit Moses Mendelssohn machte, über Lübek, wo er bei Blutsverwandten die Wintermonate zubrachte, und Amsterdam. In dieser Stadt, sagt er, dafs er alles Glück, Bekannte und Freunde nach seinem Stande und Gemüthsart zu finden, worauf er sonst so stolz gewesen sei, verloren; so dafs er glaubte, dafs sich Jedermann vor ihm scheute, und er selbst scheute Jeden; von jener einfachen Erfahrung in einer ganz fremden holländischen Stadt weifs er sich keinen andern Grund anzugeben, als dafs Gottes Hand schwer über ihm gewesen, weil er ihn aus den Augen gesezt, ihn mit lauem Herzen nur bekannte u. s. f. Auf der Weiterreise nach London wurde er von einem Engländer um Geld betrogen, den er Morgens auf den Knieen betend gefunden, und daher Zutrauen zu ihm gefafst hatte. In London, wo Hamann den 18. Apr. 1757 ankam, war sein erster Gang, einen Marktschreier aufzusuchen, von dem er gehört hatte, dafs er alle Fehler der Sprache heilen könnte, (schon oben war eines solchen Fehlers erwähnt, der wohl im Stottern bestand). Weil aber die Cur kostbar und langwierig schien, unterzog sich Hamann derselben nicht, und mufste also, wie er sagt, seine Geschäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen anfangen; er entdeckte selbige (wie es scheint Schuldforderungen) denjenigen, an die er gewiesen war. „Man erstaunte über deren Wichtigkeit, noch mehr über die Art der Ausführung, und vielleicht am meisten über die Wahl der Person, der man selbige anvertraut hatte;" man lächelte, und benahm ihm die Hoffnung etwas auszurichten. Hamann aber spiegelte sich nun als das Klügste vor, „so wenig als möglich zu thun, um nicht die Unkosten zu häufen, sich nicht durch übereilte Schritte Blöfsen zu geben und Schande zu machen." Er ging also unterdrückt und taumelnd hin und her, hatte keinen Menschen, dem er sich entdecken, und der ihm rathen oder helfen konnte, war der Verzweiflung nahe und suchte in lauter Zerstreuungen selbige aufzuhalten und zu unterdrücken. „Mein Vorsatz war nichts, als eine Gelegenheit zu finden, und dafür hätte ich Alles angesehen, um meine Schulden zu bezahlen und in einer neuen Tollheit anfangen zu können; die leeren Versuche, in die ich durch Briefe, durch die Vorstellungen der Freundschaft und Erkenntlichkeit aufwachte, waren lauter Schein; nicht als die Einbildung eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldenmuth." So beschreibt er die Rath- und Haltungslosigkeit, in der sich sein Charakter befand. Endlich zog er auf ein Caffeehaus, weil er keine Seele zum Umgang mehr hatte, „einige Aufmunterung in öffentlichen Gesellschaften zu haben, um durch diesen Weg vielleicht eine Brücke zum Glück zu bauen." So ganz heruntergekommen durch den Eigensinn einer herumlungernden, alle Haltung und Rechtlichkeit, wie den Zusammenhang mit seinen Freunden in Riga und mit seinem Vater verschmähenden Thorheit sehen wir ihn nach einem ohne alles Geschäft und Zweck verbrachten Jahre in einem Hause bei einem ehrlichen dürftigen Ehepaar vom 8. Febr. 1758 einquartiert, wo er in drei Monaten höchstens viermal ordentliche Speise gehabt und seine ganze Nahrung Wassergrütze und des Tags einmal Caffee war; Gott, sagt er, hat ihm selbige aufserordentlich gedeihen lassen, denn er befand sich bei dieser Kost in guter Gesundheit; die Noth, fügt er hinzu, war der stärkste Beweggrund zu dieser Diät, diese aber vielleicht das einzige Mittel, seinen Leib von den Folgen der Völlerei wieder herzustellen.

Die innerlich und äufserlich rathlose Lage trieb ihn, eine *Bibel* aufzusuchen; hier beschreibt er die „Zerknirschung, die das Lesen derselben in ihm hervorbrachte, die Erkenntnifs der Tiefe des göttlichen Willens in der Erlösung Christi, seiner eigenen Verbrechen und seines Lebenslaufs in der Geschichte des Jüdischen Volkes; sein Herz ergofs sich in Thränen, er konnte es nicht länger, konnte es nicht länger seinem Gotte verhehlen, dafs er der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war." Wir finden aus der damaligen Zeit häufig Schilderungen von der Angst und Qual, in welche Menschen von einfachem ruhigem Leben geriethen, wenn sie

Digitized by Google

die Forderung zur Bufse und die Bedingung der Gnade, in ihrem Herzen eine abscheuliche Sündhaftigkeit zu finden, bei aller Erforschung ihres Innern nicht erfüllen konnten; aber sie belehrten sich endlich, dafs eben diefs, die Sündhaftigkeit nicht in sich zu entdecken, die ärgste Sünde selbst sei, und waren hiemit auf den Weg, Bufse thun zu können, gediehen. Hamann hatte nach dem, wie er seinen Aufenthalt in London schildert, diese Wendung nicht nöthig. Durch seine Bufse und Reue fühlte er nun sein Herz beruhigter als jemals in seinem Leben; der Trost, den er empfangen, verschlang alle Furcht, alle Traurigkeit, alles Mifstrauen, dafs er keine Spur davon mehr in seinem Herzen finden konnte. Die nächste Anwendung, die er von diesem empfangenen Troste machte, war die Stärkung gegen die Last seiner Schulden; 150 Pfund St. hatte er in London durchgebracht, ebensoviel war er in Curland und Liefland schuldig geblieben; „seine Sünden sind Schulden von unendlich mehr Wichtigkeit und Folgen, als seine zeitlichen; wenn der Christ mit Gott wegen der Hauptsache richtig geworden, wie sollte es diesem auf eine Kleinigkeit ankommen, sie obenein zum Kauf zu geben; die 300 Pf. S. sind *seine* Schulden; er überläfst nun Gott alle Folgen seiner Sünden, da derselbe deren Last auf sich genommen."

In dieser beruhigten Stimmung schrieb er diese höchst charakteristische Schilderung seines Lebenslaufs und seines Innern, bis Ende April 1758, und setzt sie auch von da noch weiter fort.

Auf Briefe von Hause und von Riga, die ein Mann für ihn hatte, der ihn zufällig endlich auf der Strafse traf, kam er zum Entschlufs, nach Riga zurückzukehren, wo er im Juli 1758 wieder eintraf, und in dem Hause des Herrn Berens, wie er sagt, mit aller möglichen Freundschaft und Zärtlichkeit bewillkommt worden. Er bleibt in demselben; seine Geschäfte bestehen blofs in einem Briefwechsel mit dessen Bruder, in dem Unterricht der ältesten Tochter des Hauptes der Familie, und einer kleinen Handreichung eines jüngern Bruders, der auf dem Comptoir war. Er dankt Gott, dafs derselbe bisher diese Arbeit mit sichtbarer Hand gesegnet, und nach einer schlaflosen, in Ueberlegung zugebrachten Nacht stand er am 15. Dec. mit dem Gedanken auf, zu heirathen, nachdem er sich und seine Freundin, eine Schwester seiner Freunde, der Hrn. Berens, der Barmherzigkeit Gottes empfohlen. Nach erhaltener Zustimmung seines Vaters eröffnet er seinen Entschlufs den Brüdern Berens und deren Schwester selbst, die einverstanden scheint; aber der lezte Tag des 1758 Jahrs, schreibt Hamann (S. 230), war voller aufserordentlicher Auftritte zwischen ihm und einem der Brüder, den er wie *Saul unter den Propheten* mit ihm (Hamann) reden hört; das war ein Tag der Noth und Scheltens und Lästerns; erbaulich genug spricht er aber auch dabei von der ungemeinen Rührung über die Sinnesänderung (?) und die Eindrücke der Gnade, die er in jenem wahrzunehmen schien, und geht mit Freudigkeit, die Nacht *zu sterben*, ins Bett, wenn Gott so gnädig seyn sollte, die *Seele dieses Bruders* zu retten. „In einem Briefe an seinen Vater gibt er den Tag jener Auftritte der Saul'schen Prophetensprache, der Noth, des Scheltens u. s. f. für einen Jahresschlufs von vielem *aufserordentlichen Segen* aus, den ihm Gott widerfahren lassen. Mit einem bufsfertigen und salbungsvollen Gebete für alle seine Freunde, vom ersten Tage des Jahrs 1759 schliefst das Tagebuch. Noch in jenem Briefe an seinen Vater vom 9. Jan. schreibt er von den Hoffnungen, die Einwilligung des einen Bruders Berens, der sich zu Petersburg befand, und der Chef der Familie gewesen zu seyn scheint, zu der Heirath mit seiner Schwester zu erhalten. Aber die Sammlung ist hier lückenhaft; der nächste Brief derselben vom 9. März ist aus Königsberg; aus demselben geht hervor, dafs er Riga verlassen hat, und zunächst alle Verhältnisse zwischen ihm und dem Berens'schen Hause abgebrochen sind. Im Verfolg des Briefwechsels zwischen Hamann und dem Rector J. G. *Lindner* in Riga, dem gemeinschaftlichen Freunde Hamanns und der Gebrüder Berens, finden sich jene dunkel gebliebenen Vorfallenheiten nicht weiter aufgehellt, aber man liest genug, um die gänzliche Mifsstimmung der beiden Theile zu sehen, bei den Hrrn. Berens die tiefe Empfindung des Contrasts zwischen Hamanns üblem Betragen in England und der Fortsetzung eines unthätigen Lebens, und zwischen dem breiten Auslegen seiner Frömmigkeit und der von Gott empfangenen Gnade, insbesondere der Prätension seiner Frömmigkeit, durch diese soviel vor seinen Freunden voraus zu haben, und von ihnen als ihr Meister und Apostel anerkannt werden zu wollen. Hamann hatte seinen Lebenslauf, der durch das Angeführte charakterisirt genug ist, dem Hrrn. Berens, wie es scheint, nach dem Heirathsproject und den zur selben Zeit erfolgten Explosionen, in die Hände kommen lassen; es erhellt von selbst, in welcher Absicht und ebenso mit welcher Wirkung; von Berens kommt die Aeufserung vor, dafs er diesen Lebenslauf mit Ekel gelesen, S. 362; um nicht Hunger zu sterben, habe Hamann die Bibel nöthig gehabt, um sich zu überwinden, nach Riga zurückzukommen; S. 355 sogar liest man von der Drohung, Hamann *zu seiner Besserung* in ein Loch stecken zu lassen, wo nicht Sonne noch Mond scheine. Der vorhin genannte *Lindner*, und dann auch *Kant* bei der Anwesenheit eines der Hrrn. Berens in Königsberg, den Geschäfte dahin geführt hatten, bemühten sich als gemeinschaftliche Freunde beider Theile, das Mifsverhältnifs auszugleichen. Die Briefe Hamanns in dieser Angelegenheit, besonders auch einige an Kant sind von dem Lebendigsten, auch Offensten und Verständlichsten, was aus seiner Feder geflossen. Nachdem Hamanns Frömmigkeit die Hauptstimmung der Bufsfertigkeit, der innern Freudigkeit und einer Ergebenheit nicht nur gegen Gott, sondern auch einer äufsern Beruhigung gegen ein Verhältnifs und den Zustand mit Menschen gehabt hatte, so wird jezt in dem Gedränge des Mifsverhältnisses mit seinen Freunden seine ganze Leidenschaftlichkeit und geniale Energie erregt, und diese Leidenschaftlichkeit und Unabhängigkeit seines Naturells

Digitized by Google

in diese Frömmigkeit gelegt. Indem in diesem ein halbes Jahr fortgesezten Kampfe und Zanke die ganze Individualität Hamanns wie seine Darstellungsweise und Styl ihre Entwickelung erlangt, auch seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn hier ihre Veranlassung hat, so verweilen wir bei der Heraushebung der Züge dieses Zanks, die für das Verständnifs dieses Charakters die bedeutendsten werden; sie sind auf einem allgemeinern, wesentlichen und darum überall durchdringenden Gegensatze gegründet.

Beide Theile dringen und arbeiten auf eine Sinnesänderung des andern Theils; an Hamann wird die Anerkennung, der Entschlufs und das wirkliche Eingehen in ein rechtliches, brauchbares und arbeitsames Leben gefordert, und die Prätension seiner Frömmigkeit, insofern diese ihn nicht auch hiezu treibt, nicht geachtet. Hamann dagegen sezt sich in die Stellung seiner innern Zuversicht auch praktisch fest; seine Bufse und der an die göttliche Gnade erlangte Glaube sind die Burg, in der er sich isolirt, und nicht nur gegen die Anforderungen seiner Freunde, mit ihnen über die Verhältnisse der Wirklichkeit zu etwas Gemeinsamem und Festem zu kommen und objective Grundsätze anzuerkennen, sondern auch auf ihre Vorwürfe die Haltung umkehrt, ihnen die Erkenntnifs ihrer selbst zu erwerben aufgibt und Bufse und Bekehrung an sie verlangt. Der gemeinschaftliche Punkt, der sie zusammenhält, ist das, und auch nach allen Differenzen scheinbar wenigstens bei Hamann unerschütterlich gebliebene Band der Freundschaft; aber indem er daraus Rechte und Pflichten gegen sie nimmt, weist er zugleich Alles ab, was sie daraus gegen ihn geltend machen wollen, und läfst sie nicht an ihn kommen. Das Princip, aus dem er seine Dialektik führt, ist das religiöse, welches seine Superiorität gegen die sogenannten weltlichen Pflichten und gegen die Thätigkeit in und für bestehende Verhältnisse abstract behauptet und in diese Superiorität seine zufällige Persönlichkeit einschliefst: — eine Dialektik, die auf diese Weise Sophisterei wird. Als Hauptzüge mögen folgende mit einiger Anführung der eigenthümlichen Weise, in der sich Hamanns Humor dabei ausspricht, ausgehoben werden. — Zunächst kommen die Freunde *Lindner* und *Kant* über ihr Vermittlergeschäft selbst sehr übel weg. Als ihm jener als unparteiisch seynwollender Mittelsmann die Aeufserungen des Freundes Berens mittheilt, fragt Hamann, ob das neutral seyn heifse, wenn man geharnischte Männer unter dem Dache seiner Briefe einnehme, und sein Couvert zum hölzernen Pferde mache;" er sezt diese Gefälligkeit mit der einer Herodias gegen ihre Mutter, das Haupt des Johannes sich auszubitten, parallel; er heifst diefs als ein Heuchler in Schafskleidern zu ihm kommen u. s. f. An *Kant* schreibt er über dessen Bemühungen: „ich mufs über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen; ich sehe die beste Demonstration wie ein vernünftig Mädchen einen Liebesbrief, und eine Baumgarten'sche Erklärung wie eine witzige Fleurette an." Am meisten charakteristisch drückte Hamann seine Stellung in diesem Kampfe so aus, dafs Kant, indem er mit hereingezogen worden, der Gefahr ausgesezt worden sei, „einem Menschen zu nahe zu kommen, dem *die Krankheit seiner Leidenschaft eine Stärke zu* denken und zu empfinden gebe, *die ein Gesunder nicht besitze.*" Diefs ist ein Zug, der für die ganze Eigenthümlichkeit Hamanns treffend ist. — Die Briefe an Kant sind mit besonderer, grofsartiger Leidenschaftlichkeit geschrieben. Wie es scheint hatte Kant nicht mehr auf Hamanns Briefe oder dessen ersten Brief geantwortet und Hamann vernommen, dafs Kant dessen Stolz unerträglich gefunden habe; über diesen seinen Stolz und Kants Stillschweigen entgegnet und fordert ihn Hamann mit weitläufiger Heftigkeit heraus; er fragt ihn: „ob Kant sich zu Hamanns Stolz erheben wolle, oder Hamann sich zu Kants Eitelkeit herablassen solle." — Den Vorwürfen, die ihm wegen seines frühern Benehmens und seiner jetzigen Bestimmungslosigkeit gemacht werden, entgegnet er auf die einfache Weise durch die Parrhesie des Bekenntnisses und Zugeständnisses, dafs „er der vornehmste unter den Sündern sei; eben in dieser Empfindung seiner Schwäche liege der Trost, den er in der Erlösung genossen;" die Demüthigung, die aus jenen Vorwürfen gegen ihn erwüchse, erwiedere er mit „dem Stolze auf die alten Lumpen, welche ihn aus der Grube gerettet, und er prange damit, wie Joseph mit dem bunten Rocke." — Die nähere Besorgtheit seiner Freunde um seine Lage und Zukunft, seine Unbrauchbarkeit und Arbeitslosigkeit beantwortet er damit, dafs seine Bestimmung weder zu einem Staats-, Kauf- noch Weltmann sei; er danke Gott für die Ruhe, die derselbe ihm gebe. — Hamann lebte, nachdem er Riga verlassen, bei seinem alten Vater; dieser gebe ihm Alles reichlich, was ihm zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöre, und wer frei sei und frei seyn könne, solle nicht ein Knecht werden; er gehe seinem alten Vater zur Seite und frage nicht darnach, wie viel Vortheil oder Abbruch er diesem schaffe; *Bibellesen und Beten sei die Arbeit eines Christen*; seine Seele sei in Gottes Hand mit allen ihren moralischen Mängeln und Grundkrümmen. Wenn man ja wissen wolle, was er thue: — er *lutherisire;* es müsse doch etwas gethan seyn. „Dieser ebentheuerliche Mönch sagte zu Augsburg (!): hie bin ich — ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!" — Seine Geldschuld gegen das Berens'sche Haus thut er zunächst (in dem einen Briefe an Kant S. 444) so ab, dafs, wenn davon vielleicht die Rede würde, so soll Kant dem Hrn. Berens sagen, dafs er, Hamann, jezt nichts habe, und selbst von seines Vaters Gnade leben müsse; — wenn er sterben sollte, wolle er seinen Leichnam dem Hrn. Berens vermachen, an dem er sich, wie die Aegyptier, pfänden könne. Ein Jahr später (III. Th. S. 17. f.) schreibt er an jenes Haus, um den Anspruch seiner Schulden auf einen ordentlichen Fufs zu bringen; er erhält die Erledigung in der Antwort, dafs der Abschied, den er aus jenem Hause genommen, die Quittung aller Verbindlichkeiten seyn möge, die je zwischen ihnen gewesen." — Die hauptsächlichste Wendung seines Benehmens aber gegen seine Freunde ist die Umkehrung des Angriffs auf sie, die

Digitized by Google

Anforderung an sie, zunächst an einen der Brüder Berens, dafs er bei allen den gründlichen Entdeckungen, die er über Hamanns Herz gemacht, in *seinen eigenen Busen fühlen*, und sich so gut für einen *Mischmasch von grofsem Geiste* und *elendem Tropf* erkennen soll, als er ihn, Hamann, mit viel Schmeichelei (die Schmeicheleien, die Berens ihm mache, thuen ihm weher als seine beifsenden Einfälle) und Treuherzigkeit erkläre. Dafs er in seiner Privatsache dem *Freund Lindner* wider Gewissen und Pflicht so überlästig geworden, sei gewesen, weil er gewünscht und gehofft, dafs er (Lindner) mehr *Anwendung davon auf sich selbst* machen würde. Wie oft sei er (Hamann) aber an das Leiden unsers Erlösers erinnert worden, da seine Nächsten, seine Tischfreunde der *keines vernahmen*, und nicht wufsten, was *er redete* und was er *ihnen zu verstehen* geben wollte. Man beschuldige ihn hart, dafs er die Mittel verachte; aber so wäre er ein Verächter der göttlichen Ordnung; aber was für ein besser Mittel hätte sich sein Freund von Gott selbst erbitten können als *ihn*, den man für einen alten, wahren Freund ansehe, wenn er in seinem eigenen Namen komme? Weil *man aber den nicht kenne, der ihn gesandt habe*, so sei er (Hamann) auch verworfen, so bald *er in dessen Namen komme;* sie verwerfen den, *den Gott versiegelt habe zum Dienste ihrer Seelen.* Seinen Freunden ekle vor der losen Speise, die sie in seinen Briefen finden; was lese er aber in den ihren? Nichts als die Schlüsse seines eigenen Fleisches und Blutes, das verderbter sei als ihres; nichts als das Murren seines eigenen alten Adams, den er mit seinen eigenen Satyren geifsle, und die Briemen davon eher als sie selbst fühle, länger als sie selbst behalte, und mehr darunter brumme und girre als sie, weil *er mehr Leben, mehr Affect, mehr Leidenschaft besitze*, nach ihrem eigenen Geständnifs.

Den ihm von Gott zugetheilten Beruf, seinen Freunden zur Selbsterkenntnifs zu verhelfen, bestätigt er noch weiter damit, dafs, wie man den Baum an den Früchten erkenne, so wisse er, dafs er ein Prophet sei, — aus dem *Schicksal*, das er *mit allen Zeugen theile*, gelästert, verfolgt und verachtet zu werden; — die gröfste Stufe des *Gottesdienstes*, den *Heuchler Gott bringen*, sagt er seinen Freunden ein andermal, bestehe in der *Verfolgung wahrer Bekenner*. Dieser angemafsten Stellung gemäfs fordert er Kant (S. 505) heraus, ihn „mit eben dem Nachdruck zurückzustofsen und sich seinen Vorurtheilen zu widersetzen, als er (Hamann) ihn und seine Vorurtheile angreife; sonst werde in seinen Augen Kants Liebe zur Wahrheit und Tugend so verächtlich als Buhlerkünste aussehen. Mitunter gibt er auch den ganzen Hader für eine gemeinschaftliche Prüfung ihrer Herzen, seines mit eingeschlossen, an. So an *Lindner* S. 375, er soll *richten*, was er, Hamann, sage, und das Gericht seines Nächsten als eine *Züchtigung des Herrn* ansehen, auf dafs wir nicht sammt der Welt verdammt werden; er, Lindner, soll die Wunden, die Hamann ihm schlagen müsse, den Schmerz, den er ihm machen müsse, als ein Christ vergeben. So erkennt, wie er S. 353 schreibt, Hamann die Heftigkeit nicht, die in des Freundes Berens Zuschriften sich finde; er sehe Alles als eine Wirkung der Freundschaft desselben, und diese sowohl als ein Geschenk wie als eine Prüfung Gottes an. Dafs er, Hamann, S. 393 in so einem harten und seltenen Ton geschrieben, sei nur darum geschehen, „dafs eure Neigung, euer Herz gegen uns offenbar würde vor Gott; Gott wollte versuchen, was in meinem Herzen die Liebe Christi gegen euch für Bewegungen hervorbringen würde, und was die Liebe Christi in euch gegen uns hervorbringen würde.“ — Bei einer Herausforderung an Kant und bei dem Scheine sich mit seinen Freunden in die Gemeinsamkeit der Prüfung zu stellen, ist, wie angeführt, die Zuversicht der eigenen Vollendung in der Bufse und seiner Ueberlegenheit über die Freunde zu stark ausgesprochen, als dafs diese darin nicht Hamanns „Stolz“ vornehmlich hätten empfinden müssen. Bei jenen Voraussetzungen von seiner Seite, sieht man wohl, konnte es zu keinem Verständnisse kommen. Kant scheint, wie erwähnt, schon früher sich mit Hamann über diese Sache nicht weiter eingelassen zu haben; der lezte Brief Hamanns an Kant (S. 504) macht ihm den Vorwurf über sein Stillschweigen und versucht ihn zu Erklärungen zu zwingen; auch fühlt Hamann eben so, dafs er vergebene Mühe aufwendet, den andern Freunden Lindner und Berens (S. 469 „Alle meine Sinnenkünste sind umsonst u. s. f.“) zu imponiren, und macht (S. 405) den Vorschlag, da der Briefwechsel zwischen ihnen immer mehr ausarten möchte, von der Materie abzubrechen und denselben eine Weile ruhen zu lassen. In der That ist die Erfahrung, welche Hamann hiebei gemacht hat, für ihn nicht verloren gegangen; wir sehen ihn von nun an gegen Lindner, mit dem der Briefwechsel nach längerer Zeit sich wieder aufnahm, so wie auch gegen spätere Freunde in einem veränderten, verständigen Benehmen, das sich auf die Gleichheit des Rechts moralischer und religiöser Eigenthümlichkeit gründet, und die Freiheit der Freunde unbeeinträchtigt und unbedrängt läfst.

Allein dieser Verzicht, die Herzen seiner Freunde zu bearbeiten oder sie wenigstens zu Discussionen über den Zustand ihrer Seelen zu drängen, ist mehr ein äufserlicher Schein und erstreckt sich nur auf das directe Benehmen gegen sie. Sein Drang wirft sich jezt, weil er es in der Correspondenz aufgeben mufs, sich als Meister und Prophet anerkannt zu sehen, in das andere Mittel, das Wort zu haben, — in das Mittel von Druckschriften. Wir sehen schon in den lezten Briefen an Lindner, und vornehmlich an Kant, die Keime und dann die nähere Ankündigung der *Sokratischen Denkwürdigkeiten*, des Anfangs seiner Autorschaft, wie Hamann selbst diese Schrift nennt. Er stellt den jungen Berens mit Kant gegen sich in das Verhältnifs von Alcibiades zu Sokrates, und bittet um die Erlaubnifs, als der *Genius* zu reden. In dem ganz charakteristischen, höchst geistreichen Briefe (S. 430) an Kant geht er zu der Wendung über, dafs es ihm (Hamann) „um die Wahrheit so wenig zu thun sei als Kants Freunden“; „ich glaube, wie Sokrates, Alles, was der Andere glaubt — und gehe nur darauf aus, Andere *in ihrem Glauben zu*

Digitized by Google

stören." Im andern öfters angeführten Briefe an Kant (S. 506) wirft er diesem vor, es sei ihm nicht daran gelegen, ihn (Hamann) zu verstehen oder nicht zu verstehen; seine (Hamanns) Anerbietung sei gewesen, die Stelle des Kindes zu vertreten; Kant hätte ihn daher ausfragen sollen; diefs Einlassen ist es, was er auf alle Weise hervorzurufen bestrebt ist, und zwar in dem Zwecke, die Freunde zur Selbsterkenntnifs zu bringen. Die *Sokratischen Denkwürdigkeiten* sind die Ausführung und ausdrückliche Exposition der Stellung, die er sich nehmen will — als Sokrates sich zu verhalten, der unwissend gewesen, und seine Unwissenheit ausgestellt habe, um seine Mitbürger anzulocken und sie zur Selbsterkenntnifs und einer Weisheit zu führen, die im Verborgenen liege. Man sieht im Verfolge, dafs Hamann mit dem eigenthümlichen Zwecke dieser Schrift nicht glücklicher gewesen als mit seinen Schriften; auf Kant hat sie offenbar weiter keine Wirkung gemacht, und ihn nicht zum Einlassen vermocht; von der anderen Seite her, wie es scheint, hat sie ihm Verachtung und selbst Hohn zugezogen. Aber sie drückt sowohl den allgemeinen Grundtrieb der sämmtlichen Schriftstellerei Hamanns aus, als auch aus ihr die Sätze geschöpft worden sind, welche späterhin eine allgemeine Wirkung hervorgebracht haben. Wir verweilen daher bei ihr noch etwas, indem wir nur noch bemerken, dafs Hamann zum Behuf dieser Schrift sich nicht einmal die Mühe gab, den Plato und Xenophon selbst nachzulesen, wie er irgendwo zugesteht.

In der Zueignung — sie ist gedoppelt, an *Niemand*, den Kundbaren (das Publicum) und an *Zween* — charakterisirt er diese (Berens und Kant, II. Bd. S. 7) „der erste arbeite am Stein der Weisen, wie ein Menschenfreund, der ihn für ein Mittel ansieht, den *Fleifs*, die *bürgerlichen Tugenden* und das *Wohl des gemeinen Wesens* zu fördern; der andere möchte einen *so allgemeinen Weltweisen* und *guten Münzwardein* abgeben, als Newton war." (Hamann=) Sokrates selbst sei der Reihe von Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen, die man ihm gegeben, unerachtet *unwissend* geblieben; aber „er übertraf die Anderen an Weisheit, weil er in der Selbsterkenntnifs weiter gekommen war als sie, und *wufste*, dafs er *nichts wufste*. Mit diesem seinem: *Nichts weifs ich!* wies er die gelehrten und neugierigen Athenienser ab, und erleichterte seinen schönen Jünglingen die Verläugnung ihrer Eitelkeit, und suchte ihr Vertrauen durch seine Gleichheit mit ihnen zu gewinnen." „Alle *Einfälle* des Sokrates, die *nichts* als *Auswürfe* und *Absonderungen seiner Unwissenheit* waren, schienen den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, so fürchterlich, als die Haare an dem Haupte Medusens, dem Nabel der Aegide." Von dieser Unwissenheit geht er dazu über, dafs unser *eigen Daseyn* und die *Existenz aller Dinge* aufser uns *geglaubt* und auf keine andere Weise ausgemacht werden müsse. „Der Glaube", sagt er, „ist kein Werk der Vernunft, und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil *Glauben* so wenig durch Gründe geschieht als *Schmecken* und *Sehen*. Für das Sokratische Zeugnifs von seiner Unwissenheit gibt es kein ehrwürdigeres Siegel als I. Kor. VII. „so Jemand sich dünken läfst, er wisse Etwas, der weifs noch Nichts, wie er wissen soll. So aber Jemand Gott liebt, der wird von ihm erkannt." — „Wie aus der Unwissenheit, diesem Tode, diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höheren Erkenntnifs neu geschaffen hervorkeime, so weit reicht die Nase eines Sophisten nicht."

„Aus dieser Unwissenheit des Sokrates fliefsen als leichte Folgen die Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als dafs er sich genöthigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; dafs er leichtgläubig that, jede Meinung für wahr annahm, und lieber die *Probe der Spötterei* und *guten Laune* als eine ernsthafte Untersuchung anstellte; *Einfälle* sagte, weil er *keine Dialektik* verstand; dafs er, wie alle Idioten, oft so *zuversichtlich* und *entscheidend* sprach, als wenn er unter allen Nachteulen seines Vaterlandes die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm säfse." Man sieht, wie auch nach der Seite des Styls Hamann den Sokrates und sich selbst zusammenmengt; die lezteren Züge dieser Zeichnung passen ganz auf ihn selbst, und mehr als auf Sokrates; so auch Folgendes, worin schon oben Angeführtes nicht zu verkennen ist: „Sokrates antwortete auf die gegen ihn gemachte Anklage mit einem Ernst und Muth, mit einem „*Stolz*" und Kaltsinn, dafs man ihn eher für einen Befehlshaber seiner Richter als für einen Beklagten hätte ansehen sollen. Plato macht die *freiwillige Armuth* des Sokrates zu einem Zeichen seiner göttlichen Sendung; ein gröfseres ist seine Gemeinschaft an dem lezten Schicksale der *Propheten* und *Gerechten* (Matth. 23, 29; s. oben: gelästert, verspottet zu werden)."

So ganz persönlich, wie der Sinn, Inhalt und Zweck dieser Schrift ist, während ihr zugleich gegen das Publicum der Schein eines objectiven Inhalts gegeben wird, ist zwar der Sinn anderer Schriften nicht, aber in allen ist mehr oder weniger das Interesse und der Sinn der Persönlichkeit eingemischt. Auch die Sätze über den *Glauben* sind auf ähnliche Weise zunächst vom christlichen Glauben hergenommen, aber zu dem allgemeinen Sinn erweitert, dafs die *sinnliche Gewifsheit* von äufserlichen, zeitlichen Dingen, — „von unserem eigenen Daseyn und von der Existenz aller Dinge", auch ein *Glaube* genannt wird. In dieser Erweiterung ist das Princip des Glaubens von *Jacobi* bekanntlich zu dem Principe einer Philosophie gemacht worden, und man erkennt in den Jacobi'schen Sätzen nahezu wörtlich die Hamann'schen wieder. Der hohe Anspruch, den der religiöse Glaube, und zwar nur in Recht und Kraft seines absoluten Inhaltes hat, ist auf diese Weise auf das subjective Glauben mit der Particularität und Zufälligkeit seines relativen und endlichen Inhaltes ausgedehnt worden. Der Zusammenhang auch dieser Verkehrung mit Hamanns Charakter überhaupt wird sich weiterhin näher ergeben.

Hegel.

Beilage: Umschlag zum October-Heft.

Digitized by Google

Nro. 81. u. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Die Sinne des Menschen in den wechselseitigen Beziehungen ihres psychischen und organischen Lebens. Ein Beitrag zur physiologischen Aesthetik von Dr. C. Th. Tourtual. Münster 1827. 8. 323 S.

Der Verf. hat schon früher in seiner ausgezeichneten Inauguraldissertation (de mentis circa visum efficacia. Berolin. 1823) seinen Beruf zu solchen physiologisch-psychologischen Untersuchungen, als das gegenwärtige Werk behandelt, vollkommen dargethan, und sowohl die Auswahl des Stoffs als die Behandlung desselben zeigt zur Genüge, dafs er in der subjectiven Empirie, in der sich der Gegenstand nahe der Gränze der physiologischen Sinnenlehre bewegt, ganz einheimisch ist, und er hat sich auch, was nicht weniger zu rühmen, aller speculativen Betrachtungsweise, wozu man hier so leicht hingezogen wird, streng enthalten, wie es jede empirische Doctrin nothwendig erfordert. Mit Recht nennt der Verf. seine Arbeit einen Beitrag zur physiologischen Aesthetik, die er der transcendentalen gegenüberstellt.

Als einen Rückblick müssen wir die als Einleitung vorausgeschickten Fragmente zu einer Geschichte der philosophischen Bearbeitung der Aesthetik betrachten. Der Verf. unterscheidet drei Gesichtspunkte, die sich in alter und neuer Zeit in verschiedener Weise hervorgethan haben: den objectiven, den subjectiven und den mittleren oder ausgleichenden. Ungerne vermifsten wir die Erwähnung Berkeley's, den man eigentlich als den Urheber dieses Zweiges der Wissenschaft betrachten sollte, wenn gleich seine Lehre bei der Zerstreutheit der Bemühungen einzelner Forscher nie recht pragmatisch in das Leben der Wissenschaft eingreifen konnte.

Das gegenwärtige Werk zerfällt in zwei von einander in vielen Hinsichten unabhängige Abhandlungen, die jedoch bei näherer Betrachtung innerlich unläugbar den Charakter organischer Entwickelung an sich tragen, indem die zweite als die höhere Ausbildung aus der ersten hervorgegangen zu seyn scheint. Wenn in der ersten der Geist noch in allen Sinnengebieten schweift, um den Orientirungspunkt zu finden, sezt er sich in der zweiten in einem bestimmten Gebiete fest, in der Beziehungseinheit des Gesichts- und des Tastsinnes. Zwar hat die erste Abhandlung eine äufsere Anordnung, wie sie die empirischen Sinne an die Hand geben, doch erst in der zweiten regt sich der lebendige Begriff, der eben so sehr anschaulich und empirisch als ursprünglich allgemein und nothwendig ist.

Die Abhandlung über den Unterschied der niederen und höheren Sinne, welche das Thema des zweiten Capitels bildet, ist hier gründlicher aufgefafst, als man es sonst in den physiologischen und psychologischen Lehrbüchern findet.

Die folgenden Capitel beschäftigen sich mit der Vergleichung der Sinne unter einander. Besonders reichhaltig ist die Vergleichung der höheren Sinne ausgefallen. Der Hauptunterschied des Tast- und Gesichtssinnes beruht auf dem Stoffe, nämlich der Farbe und dem Widerstande. Das Widerstandsgefühl ist kein blofs negatives, wodurch wir blofs die Zwischenräume fester Körper und ihrer Gränzen erkennen würden, sondern es erhält seinen positiven Antheil von dem Gemeingefühl, welches durch den Druck gegen das Tastorgan erregt und mit der Empfindung des Widerstandes combinirt wird. Die Empfindung der Farbe ist dem Gesichtssinne ausschliefslich eigenthümlich, indefs dem Tastsinne noch das Gefühl der Wärme und des Gewichts verbunden ist. Aufserdem, dafs das Gesicht eine gröfsere Mannigfaltigkeit von Empfindungen vor dem Tastsinne voraus hat, nimmt es mit Einemmale einen grofsen Raum auf, indefs der Tastsinn nur einen sehr beschränkten mittelst partieller Erinnerung erfassen kann. (Auch im Gesichtssinn vermittelt wohl die Erinnerung die Totalanschauung, doch ist sie hier wegen der Schnelligkeit weniger wahrnehmbar und präsentirt das Nacheinander als ein Gleichzeitiges.) Die Widerstandsempfindung

Digitized by Google

des Tastsinnes ist aufs Innigste mit den Gesichtsanschauungen associirt, wodurch auch das Sichtbare körperlichen Bestand im Raume erhält, obgleich der Widerstand und die Cohäsion auch als Bewegungsverhältnisse vom Gesichtssinn wahrgenommen werden.

Die Vergleichung des Gesichts- und Gehörsinnes zeigt sich nach ihrer Natur noch fruchtbarer, da diese gerade die höchsten Sinne sind. Sie werden erst nach ihrem Materiale der Farbe und dem Ton, und nach ihrer Form der Zeitlichkeit und Räumlichkeit verglichen, ferner nach dem Mafse und der Art der Thätigkeit der Seele in den Vorstellungen des Gesichts und Gehörs, endlich nach dem Verhältnisse beider im organischen Lebensprocesse. Wenn gleich der leztere Abschnitt manche scharfsinnige Bemerkungen über die Aehnlichkeiten und Unterschiede der Organe beider Sinne enthält, so fehlt es doch auch nicht an gezwungenen Vergleichungen, wie z. B. zwischen der Hornhaut und dem äufseren Gehörgang, zwischen der mittleren Kammer und der Paukenhöhle u. a. m.

Vom siebenten Capitel an beschäftigt sich der Autor mit der Betrachtung der niederen Sinne, mit ihrer Vergleichung unter einander und den höheren, nachdem er sie noch speciell in Hinsicht ihrer Form und ihres Stoffs näher untersucht hatte. Auch diese Abtheilung ist voll feiner, neuer, wichtiger Bemerkungen für die Sinnenlehre, die bei einer specielleren Bearbeitung der einzelnen Sinne, die unserem Autor gewifs im ausgezeichneten Grade gelingen würde, eine weitere Ausführung zu erwarten hätte.

Im eilften Capitel beschliefst der Verf. die erste Abhandlung mit einer kurzen Uebersicht der aus der Vergleichung gewonnenen allgemeinen und besonderen Charaktere der Sinne. Er theilt sie in (A) *mathematische* oder *Quantitätssinne* und (B) *Qualitätssinne;* die ersteren wieder in (Aa) *geometrische* oder *Raumsinne*, welche (Aa 1) den *analytischen* Raumsinn, das Gesicht, und (Aa 2) den *synthetischen* Raumsinn, den Tastsinn, enthalten; ferner (Ab) in den *arithmetischen* oder *Zeitsinn*, der wieder *synthetisch* ist, das Gehör; die Qualitätssinne theilen sich in (Ba) den Sinn des Tropfbaren, Geschmack, und (Bb) den Sinn des elastisch Flüssigen, Geruch.

Besonders treffend fanden wir, was der Autor über die Analysis und Synthesis der Raumsinne (S. 136) sagt: „Das Auge fafst zunächst die allgemeinsten Formverhältnisse seines Gesichtsfeldes auf, wendet sich dann zu den „Partialgruppen desselben, und steigt detaillirend zu den „mehr und mehr untergeordneten Bildern herab, bis es „zulezt in alle, auch die feinsten Beziehungen der Körperwelt eingegangen ist, und eine durch ihre Theile möglichst vollendete Deutlichkeit der Totalvorstellung gewonnen hat. Der Tastsinn hingegen nimmt, von einem „beliebigen Raumpunkt beginnend, den umgekehrten Weg, „indem er sich nach und nach zu den gröfseren und umfassenderen Gruppen erhebt, und durch Zusammensetzung „von Partialformen sich eine im Einzelnen ausgeführte „Totalvorstellung des Tastgebietes bildet."

Nicht so können wir der Behauptung des Verfs. beistimmen, dafs das Verfahren des Gehörs nur ein synthetisches sei: wir finden vielmehr, dafs bei dem vollendetsten Objecte desselben, der musikalischen Harmonie, Synthesis und Analysis in gleichem Grade ihre Anwendung finden.

Die zweite Abhandlung hat vorzüglich die Anschauung des Gesichtssinnes zum Objecte. Was an verschiedenen Orten über den Tastsinn ausführlicher vorkommt, ist nach unserer Ueberzeugung in solch heterogener Form hier weniger wesentlich, was es gewifs geworden wäre, wenn der Autor von der Besonderheit des Tast- und Muskelsinnes zur Allgemeinheit des Bewegungssinnes und der räumlichen Imagination sich erhoben hätte. Dieser Mangel hat ihn in manche Schwierigkeiten verwickelt, die, bei aller Trefflichkeit einzelner Untersuchungen, das Ganze nicht zu vollkommener Harmonie gedeihen liefsen. Doch bleibt ihm immer das Verdienst, in dieser schwierigen Untersuchung vor allen seinen Vorgängern am weitesten vorgedrungen zu seyn, und es wäre ihm gewifs jezt, nachdem er sein eigener Lehrer geworden, ein Leichtes, die lezte Stufe zu ersteigen.

Es würde uns nicht schwer fallen, durch eine Menge Beispiele zu beweisen, dafs der Raum in der Gesichtsanschauung ein imaginärer sei; ferner, dafs dieser imaginäre Raum ursprünglich durch freithätige Bewegungen unseres Leibes und einzelner Leibestheile im wirklichen Raume erworben werde, dafs das Bewufstwerden dieser Bewegungen und ihrer mannigfachen Begränzungen durch Empfindungen bedingt sei, dafs diese Empfindungen bei aller Verschiedenartigkeit nur zur Bestimmung einer und derselben Raumanschauung dienen. Diese Raumanschauung ist nicht an die Sinne verloren, sondern selbstständig in der Einbildungskraft gegründet, geht aus dem ursprünglichen Bewegungstriebe, aus dem praktischen Vermögen hervor, und beginnt mit den ersten instinctartigen Bewegungen sich zu entwickeln; die einzelnen Sinnengebiete

Digitized by Google

sind nur besondere Bestimmtheiten dieser gemeinsamen Anschauung. Diese ist es, die man häufig mit dem Tastsinne verwechselt hat, der gleichfalls nur eine specielle Bestimmung derselben unter der Form des (Haut) Gefühls ist, und nur in so fern mit ihr näher verwandt, als hier die Bewegung das vorwaltende Moment ist.

Hätte Tourtual diesen subjectiven Standpunkt fester ins Auge gefafst, so hätte er wohl Müllers physiologischen Idealismus in seiner Art gelten lassen, da dieser durchaus nicht gegen die Gültigkeit objectiver Realität anzukämpfen gesonnen ist. Und dennoch entschlüpft ihm beinahe unwillkürlich die Aeufserung, dafs das Vermögen der räumlichen Gestaltung in der Sinnlichkeit nur eine nähere Bestimmung der Raumbeziehung im Allgemeinen sei, und dafs die geometrische Beschränkung der Relation im Seh- und Tastsinne auf ein Bilden und Beschränken im Gedanken hinausläuft.

Die im zweiten Capitel vorgenommene Vergleichung des Sehorgans mit dem Tastorgane hätte besser in der ersten Abhandlung ihre Stelle gefunden, wo sich's nicht um eine innere Entwickelung, sondern um eine durchgeführte Vergleichung der Sinne unter einander zu handeln schien. Es findet sich hier mancher wesentliche Beitrag für eine Monographie des Tastsinnes, z. B. das, was über die Bestimmung der Tastwärzchen und Handfalten gesagt wird; ferner die durchgeführte Analogie des Daumens mit der Hand. Der Parallelismus zwischen Hand und Auge scheint uns bei vielem Treffenden im Einzelnen dennoch im Ganzen verfehlt zu seyn; es wäre vielleicht consequenter gewesen, das Auge als ein weiter entwickeltes Hautwärzchen zu betrachten, wie dafür auch die Analogie der Insectenaugen spricht. Dennoch enthält die hier mit grofser Gewandtheit ausgeführte Vergleichung mit der ganzen Hand viel Wahres in sich, was aber anderswoher geholt ist, nicht aus der Betrachtung selbst hervorgeht, z. B. die Vergleichung der Phalangen mit der Krystalllinse. Das Hauptresultat dieser Untersuchung ist, dafs das Gesichtsorgan in der Ordnung seiner Elementartheile nach dem umgekehrten Typus des Tastorgans gebildet sei.

Nothwendig mufste, ehe zur eigentlichen Raumanschauung vorgeschritten wurde, die Empfindung selbst einer näheren Untersuchung unterworfen werden. Das Auge ist beim Empfangen des Eindrucks passiv, die Hand activ, jenes Leiter, diese erster Veranlasser desselben; dem Eindruck geht gewöhnlich erhöhete Perceptibilität als Activität im Seh- und Tastorgane vorher. Der psychische Hauptact des Sinnes ist jedoch die Relation der Empfindung in den Raum. Demnach wird zuvörderst die räumliche Elementarvorstellung, d. i. die Relation des Punktes im Seh- und Tastbilde für sich betrachtet, und darauf der Hergang verfolgt, wie die Seele aus mehreren Punktvorstellungen die Vorstellung der Linien der planimetrischen und stereometrischen Formen im Raume construirt. Diefs ist Object der folgenden Capitel vom vierten bis zum neunten. Aus den im Nerveneindruck gegebenen Elementen (Punkten, Linien, Flächen) construirt die Aufmerksamkeit durch Erinnerung und continuelle psychische Bewegungen im subjectiven Sinnenraume die Anschauung. Die Bewegung erscheint hier fixirt, die Erinnerung als Gegenwart. Dieses erfolgt sowohl im Gesichts- als im Tastsinne, nur im lezteren noch deutlicher. Diese subjective Anschauung wird hier der flächenbeziehende Vorstellungsprocefs genannt. Wenn diese ins Objective versezt werden soll, mufs ihr noch der Vorstellungsprocefs durch Bewegungsmerkmale zu Hülfe kommen. Flächen- und Bewegungsmerkmale müssen nach ihrer Relation identisch seyn, wenn die objective Anschauung zu Stande kommen soll. Nach den Organisationsverhältnissen ist in der Gesichtsvorstellung Flächenbeziehung das vorwaltende und muskulärer Procefs das untergeordnete Element, indefs sich's im Tastsinne umgekehrt verhält. Der Sehsinn hat ein schwächeres Motiv zur Bewegung, wegen Gröfse seines subjectiven Sinngebiets; die Mitte und Peripherie in diesem verhalten sich wie Intension zur Extension unter einander (doch wohl vorzüglich aus organischer Anlage, nicht blofs aus optischen Gründen). In dem Sehen mit dem Achsenpunkte der Retina ist besonders der muskuläre Procefs mit der flächenbeziehenden Anschauung zur Einheit verbunden, so wie beim Tastsinne. Doch ist die Weise des Sehsinnes mehr eine analytische, aufklärende, des in der Flächenbeziehung Totalgegebenen durch Bewegung auf die Theile, die des Tastsinnes synthetisch.

Im sechsten Capitel wird die Entwickelung des flächenhaften Netzhautbildes zur plastischen Darstellung der Körperwelt betrachtet. Die Dimension der Tiefe wird durch die Bewegungen des Ferne- und Nahesehens, welche von der Action der Augenmuskeln abhangen, vermittelt. Die Relation jedes objectiven Punktes wird gleichzeitig durch das Empfindungsmerkmal des Punktes auf der Netzhautfläche und das mit diesem zusammenfallende Merkmal des refractiven Acts bestimmt, und sonach die in der dreifachen Räumlichkeit verfolgte Linie nach Länge, Breite

Digitized by Google

und Tiefe genetisch entwickelt. Doch reicht die Action des Nahe- und Fernesehens für grofse Entfernungen und für die Seitensicht nicht aus; zu ihrer Unterstützung tragen noch bei die Convergenz der Augenachsen, die sich mit der Entfernung verändernde scheinbare Gröfse des Objects und der damit verbundene Wechsel der Erleuchtung. Der Tastsinn entbehrt dieser secundären Relationsgesetze, hat aber mehr stereometrische Extension und Sicherheit.

Um die Zusammenwirkung beider Augen zur Einheit der Gesichtsanschauung zu erklären, führt er dieselben nach Müllers Vorgange auf den Monoculus zurück. Doch wäre ohne diesen Umschweif eine directe Erklärung (z. B. durch die relative Individualität des einzelnen Auges) wünschenswerther gewesen. Unsere beiden Augen bilden wohl einen subjectiven Monoculus vermöge der Einheit des anschauenden Subjects in beiden. Wären die Nervenhäute vollkommen sphärisch, so würde jedes Auge für sich die Gesammtheit des sichtbaren Raumes zur Anschauung bringen, und dennoch beide Sehsphären in der Einheit des Subjects als Eine erscheinen, und diefs würde eben so sehr von zweien als von hundert Augen gelten; es würden dann alle Lichtpunkte, deren senkrechte Beziehungen nach Aufsen parallel wären, auf einen und denselben Gegenstand referirt werden. Die Deduction der Identitätsfläche, d. h. derjenigen Fläche im äufseren Raume, in welcher bei unverändertem Winkel des Horopters die Gegenstände einfach bleiben, ist sehr gelungen, und verdiente wohl eine ausführlichere geometrische Abhandlung; für die physiologische Aesthetik scheint sie weniger wichtig, weil sie gröfstentheils in das Gebiet des indirecten Sehens fällt; doch mufste sie auch einmal ausführlicher besprochen werden.

Wie nothwendig es sei, alle räumliche Anschauung der einzelnen Sinne in einer allgemeinen von der Locomotion abhängigen Raumanschauung zu begründen, und dafs dazu die oben erwähnten Hülfsactionen im Auge durchaus nicht hinreichen, zeigt sich auch gegen die Absicht des Verfs. im achten Capitel, wo von der Bestimmung der absoluten und relativen Lage des Gegenstandes mittelst des Gesichts- und Tastsinnes gehandelt wird. Er kommt hier selbst auf das Resultat, dafs nicht blofs die Augenbewegung, sondern die des gesammten Körpers zur Orientirung im Raume dient.

Die folgenden Capitel vom neunten bis zum vierzehnten sind gleichsam Corollarien oder specielle Anwendungen der bisher entwickelten Lehre von der räumlichen Sinnesanschauung. Es werden zuerst die Täuschungen der beiden geometrischen Sinne, sowohl nach ihrer subjectiven Flächenbeziehung als ihrer Orientirung im äufseren Raume, erörtert; bei der Betrachtung der Analogie in der Anschauungsthätigkeit des Seh- und Tastsinnes wird das Molineux'sche Problem von Neuem vorgenommen, und mit Recht in der auffassenden Muskelthätigkeit den beiden Sinnen gleiche Form zugeschrieben. Interessant ist hier das Experiment mit dem Blinden über die scheinbare Verkleinerung der Gegenstände mit der Entfernung, welches durch Tasten mittelst Stäben von verschiedener Länge bewerkstelligt wurde. Die Entwickelung der flächenbeziehenden und durch Bewegung orientirenden räumlichen Relation auf den niederen Stufen des Gesichtssinnes im Thierreiche ist nach den Ansichten Joh. Müllers sehr gelungen ausgeführt. Die hierauf folgende Betrachtung der unteren Extremität als Organ des Tastsinnes und der Locomotion würde in der ganzen Abhandlung weniger heterogen erscheinen, wenn der Autor ihre Wichtigkeit zur Bestimmung des äufseren Raumes überhaupt und aller sinnlichen Raumanschauung insbesondere schärfer ins Auge gefafst hätte. Gewifs haben wir die empirische Vorstellung der Entfernung und des Raumes mehr den unteren Extremitäten als irgend einem anderen Organe zu verdanken. Der imaginäre Raum, der durch freithätige Bewegung erworben wird, ist die Grundlage aller speciellen sinnlichen Raumanschauung. Wahrscheinlich war es die noch nicht zur vollen Klarheit gediehene Vorstellung dieser Wahrheit, die den Verf. veranlafste, den Tastsinn von der Betrachtung der Gesichtsanschauung nicht ganz auszuschliefsen, und im Kampfe mit ihr fühlt er sich noch zu Ende gedrungen, die alte Streitfrage abermals vorzunehmen, ob die Raumbeziehung des Sehsinnes diesem ursprünglich eigen oder vom Tastsinne entlehnt sei? Dafs er gegen die Alten für den erstern entschieden, war nach dem ganzen Gange seiner Betrachtung nothwendig zu erwarten. Eine noch tiefer eingehende Untersuchung würde ihn gelehrt haben, dafs ein noch höherer Bewegungs- oder Raumsinn festgehalten werden müsse, um die specielle Raumanschauung der einzelnen Sinne zu begreifen.

Das lezte Capitel knüpft die bisherigen Untersuchungen über die Anschauung an die höheren Thätigkeiten des analysirenden und synthesirenden Verstandes, der in die sinnliche Erscheinung die Substanzialität hineinträgt. Die

Digitized by Google

Betrachtung der leblosen Einheiten und Gruppen leitet zur Auffassung der vegetabilischen und thierischen Individuen, und endlich zur Uebertragung der eigenen Subjectivität nach Aufsen auf gleich und ähnlich gebildete Individuen im gesammten Thierreiche, welche durch Association zwischen unserem Inneren und dem Leibe vermittelt ist. Ohne Zweifel liegt hier noch ein reichhaltiger Stoff zu weiterer Bearbeitung, und wir wünschen dem Verf. diejenige heitere Mufse, die zu solchen subjectiven Untersuchungen nöthig ist, wenn sie gedeihen sollen.

Wenn wir die zweite Abhandlung etwas strenger beurtheilt haben, so trifft dieses mehr den Standpunkt des Ganzen als die Ausführung des Einzelnen, welches wir reich an originellen Bemerkungen, an neuen Beobachtungen und gelungenen Ausführungen gefunden haben. Möchte doch die physiologische Aesthetik mehrere solche Bearbeiter gewinnen, um bald anderen Zweigen der Lebenswissenschaft gleichzukommen.

Purkinje.

Albrechts v. Wallenstein, Herzogs von Friedland und Mecklenburg ungedruckte, eigenhändige, vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627—1634 *an Arnim (Arnheim), Altringer, Gallas, Piccolomini und andere Fürsten und Feldherren seiner Zeit, mit einer Charakteristik des Lebens und den Feldzügen Wallensteins. Herausgegeben von F. Förster. Erster Theil mit zwei lithographirten Briefen.* Berlin, 1828, bei Reimer. Vorrede I—XVIII. Text 1—416. 8.

Der dreifsigjährige Krieg, dieser grofse Kampf, aus welchem als Resultat die politische und bürgerliche Ordnung Deutschlands und fast ganz Europa's für beinahe zwei Jahrhunderte hervorgegangen ist, der die Religionsfreiheit begründete, hat noch immer keinen würdigen Geschichtschreiber gefunden *), und diese grofse thatenreiche Zeit erscheint allen denen, welche sich nicht auf ein tieferes Studium der Quellen eingelassen haben, als ein wüstes chaotisches Getreibe, aus dem nur einzelne hellere Punkte auftauchen. — Die Blicke der ganzen gesitteten Welt waren in jener Zeit auf Deutschland gerichtet, die Interessen Frankreichs, Spaniens, Englands, Schwedens, Dänemarks, Italiens, Ungarns, Polens etc. vereinigten sich hier wie in einem Brennpunkte, und diese Interessen waren berechtigt, denn sie unterstüzten nicht einerseits legitime Regenten und andererseits Rebellen, sondern Parteien, welche politisch Rechte gegen einander hatten, und diese verfochten. Die Geschichte aller dieser Staaten spielt abwechselnd mehr oder weniger herein in das grofse Drama, dessen Entwickelung im Westphälischen Frieden hervortrat. Diefs Zusammentreffen vieler so verschiedener Interessen, ihr Durchkreuzen, die verschiedene Nationalität der Völker und die besonderen Charaktere ihrer Regenten, wie ihre Cabinette, bringt die Hauptschwierigkeit in die Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs. Keiner der bisherigen Geschichtschreiber hat diese Schwierigkeit zu überwinden gewufst, jede Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs ist daher bis jezt nur eine mehr oder minder verworrene Zusammenstellung der Facta, und eine Geschichte *der* Zeit, im höheren Sinne des Worts, bleibt ein Wunsch, dessen Erfüllung immer unwahrscheinlicher wird, je weiter die Hoffnung sie hinausschieben mufs.

Ist nun eine Geschichte des dreifsigjährigen Krieges nur dem Wunsche eines wissenschaftlich gebildeten Publicums anheimgestellt, so ist diefs beinahe noch mehr der Fall bei der Betrachtung der Geschichte einzelner Helden jener Zeit. Keine Epoche der Geschichte unseres Vaterlandes erscheint so reich an Heldennaturen, an thatkräftigen Menschen, in keiner ist Deutschland der Schauplatz der Entwickelung so vieler grofser Charaktere gewesen als in dieser; ihre Namen sind noch im Munde des Volks, aber fragen wir weiter nach, so sind nur einzelne Thaten aufser ihrem inneren geistigen Zusammenhang das Criterium des allgemeinen Urtheils über sie. Tilly hat Magdeburg zerstört, er ist defshalb der wüthende blutdürstige Tilly! Wallenstein hat nach der Kaiserkrone getrachtet, er ist Rebell! Gustav Adolph hat die Deutsche Freiheit gerettet, ohne Privatinteressen, der nordische Löwe! Diefs findet sich in allen Geschichtsbüchern, ein Schulmann hörts vom andern, Einer glaubt's dem Andern, und so haben sich irrige Ansichten festgesezt, von denen

*) Wir glauben nicht die Achtung zu verletzen, welche wir den Manen Schillers schuldig sind, wenn wir auch ihn von diesem Urtheile nicht ausnehmen. Er schrieb seine Geschichte des dreifsigjährigen Krieges für Damen und für die Leser eines Taschenkalenders, von diesem Gesichtspunkte ausgehend bleibt sie eine interessante Lectüre, ohne dafs Schiller selbst wohl je ihr einen wissenschaftlichen Werth beigelegt haben mag.

Digitized by Google

nur die sich losmachen, welche eine tiefere Betrachtung der Geschichte widmen. — Gustav Adolph, der für Deutschlands Glaubensfreiheit verblutende König, erscheint als der Heros unter den Gestalten, die in jener Zeit unserem Blicke begegnen, und so hat er das Interesse für Persönlichkeit an sich gerissen und gleichsam verschlungen, er hat Geschichtschreiber gefunden wie Walter Harte, Puffendorf, v. Chemnitz etc., und jede neuere Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs ist wesentlich nur eine Geschichte seines Auftretens und Handelns, mit einem kurzen Vorbericht über die Ursachen und Veranlassungen des Schwedisch-Deutschen Krieges und einem stiefmütterlich behandelten Nachbericht, der bis zum Westphälischen Frieden reicht. Seine Handlungen erscheinen zunächst einem Jeden aus seinem klaren Heldengeist entsprungen, leicht verständlich, er spricht sich so offen aus, dafs selbst leise Zweifel wie Verrath an der Schönheit seines Charakters erscheinen, und so war seine Geschichte ein ruhig fortfliefsender Strom. Anders ist es mit Wallenstein, dem Emporkömmling. Er, der Sohn eines unbekannten Böhmischen Edelmanns, erklimmt durch eigne Kraft, nicht immer auf gebahntem Wege, durch nur von ihm gefundene Jaegersteige die Höhe eines Fürstenstuhls, er steht neben dem Kaiserthrone und endet ohne richterliches Urtheil, auf den dringenden Verdacht, noch höher steigen zu wollen. Es liegt in der Natur der Sache, dafs in einem so bewegten Leben der wahre Charakter des Mannes schwierig zu erkennen ist, wir haben seine Handlungen vor uns, befleckt durch sein Ende, an dessen Rechtmäfsigkeit in politischer Beziehung wir nicht zweifeln, wir sehen immer nur von diesem Ende auf seine früheren Thaten zurück, und glauben daher in jeder, deren tieferer Grund uns verschlossen ist, schon die Leidenschaften, welche ihn zulezt zum Abfall brachten, zu bemerken, seine Herrschsucht, Geldgier, seine Anmafsung und Widersetzlichkeit. Betrachten wir im glücklicheren Fall seine Thaten, indem wir von ihren Motiven abstrahiren, so können wir leicht dahin kommen, ihm die Gröfse streitig zu machen, die ihm in der Meinung der Welt beigelegt wird; wir sehen ihn zaudernd, unentschlossen; Stralsunds vergebliche Belagerung, sein Ausweichen eines Kampfs im Lager von Nürnberg, seine Niederlage bei Lützen etc. könnte uns verleiten, ihm grofse Feldherrntalente, Umsicht und Geisteskraft abzusprechen, wenn nicht immer noch ein dunkler Glaube an seine Gröfse uns davon abhielte, der wie eine Tradition auf uns gekommen ist. — So bildet sich nach beiden Seiten hin ein falsches Urtheil, und nur indem wir seine Totalität zusammenfassen, den ganzen Menschen betrachten, dürfen wir hoffen, ein treues Bild des hochbegabten Mannes in unsere Brust aufzunehmen.

Hier treten uns jedoch wesentliche Schwierigkeiten entgegen. Wallenstein starb als Verbrecher, Mémoires hat er nie geschrieben, und er hatte, so schreibelustig er auch sonst war, hierzu wohl keine Zeit; die Regierung, der er als Opfer fiel, deckte einen Schleier über ihn, seine Geschichtschreiber sind gröfstentheils befangen, huldigen seinen Gegnern, und haben zu einer Zeit gelebt, wo man mehr Interesse an den Thaten selbst als an der Art ihrer Entstehung und ihrem inneren geistigen Zusammenhange hatte, so Herchenhahn, Khevenhiller etc. Trotz dem aber ist zu behaupten, dafs Wallenstein selbst das Material seiner Geschichte geliefert hat, er hat unendlich viel correspondirt, und diese Briefe würden den besten Leitfaden zu seiner Charakteristik abgeben, insofern sie noch vorhanden und zugänglich wären, und durch sie würden wir, wie durch Franklins Briefe, in den Stand gesezt seyn, uns ein wahres Urtheil über ihn zu bilden. Der neueren Zeit, die so reich durch das Aufgeben kleinlicher persönlicher Rücksichten ist, ist es überlassen geblieben, auch in dieser Beziehung die Bahn zu brechen, und so erscheinen hier im vorliegenden Werke zum ersten Male Originalbriefe Wallensteins in nicht unbedeutender Anzahl, denn einzelne sind als Proben seiner Schrift wohl schon bekannt geworden, z. B. in der Oesterreichischen Militair-Zeitschrift.

Dem Argwohn dürfte sich zunächst die Frage aufdringen, ob die hier mitgetheilten Briefe in der That von Wallenstein sind. Für ihre Aechtheit spricht erstens die Form, zweitens der Inhalt. Sie sind beinahe sämmtlich an den Obersten, späterhin Feldmarschal v. Arnim gerichtet, und fangen mit dem Januar 1627 an. Arnim war im Jahre 1626 aus Polnischem in kaiserliche Dienste gekommen, und hatte, ehe er in Polnische Dienste getreten war, Gustav Adolph gedient, der ihn aufser seinen militairischen Verrichtungen auch zu diplomatischen Sendungen gebrauchte, und, wie es scheint, mit grofsem Vertrauen behandelt hatte. Er war namentlich Schwedischer Gesandter in Berlin, um um die Hand der Prinzessin Marie Eleonore zu werben. Ueber seinen Austritt aus Schwedischen Diensten schwebt noch ein Dunkel, welches uns seine Gründe nicht erkennen läfst. Die Briefe

Digitized by Google

fanden sich in dem Archiv zu Boitzenburg, dem Stammhause der Grafen v. Arnim, Nachkommen jenes Feldmarschals v. Arnim. Wir müssen uns hierbei einigermafsen auf die Redlichkeit des Herausgebers verlassen; um indessen so viel wie möglich die Aechtheit der Briefe darzuthun, hat derselbe zwei Facsimile beigefügt, das eine ein eigenhändiger Brief Wallensteins, das zweite ein Schreiben, welches er nur unterzeichnet und mit einer Bemerkung begleitet hat. Die Art der Unterschrift Wallensteins, Albrecht Herzog zu Friedland, späterhin als er zum Herzog von Mecklenburg erhoben war, Albrecht Herzog zu Mecklenburg, ist aus officiellen Actenstücken hinreichend bekannt. Auch liefert v. Murr in seinen Beiträgen zur Geschichte des dreifsigjährigen Krieges (Nürnberg 1790) ein Facsimile von Wallensteins Hand und Unterschrift, dessen Züge mit den vorliegenden völlig übereinstimmen. Endlich findet sich in Grundmanns Versuch einer Uckermärkischen Adelshistorie (Prenzlau 1744) Seite 158 der 244. Brief der vorliegenden Sammlung wörtlich eben so abgedruckt, von welchem Grundmann angibt, ihn aus dem Archive zu Boitzenburg entlehnt zu haben. Alles diefs würde beinahe jeden Zweifel heben können, wenn nicht noch aufserdem der Inhalt durchgehends dafür spräche, dafs die hier mitgetheilten Briefe aus Wallensteins Feder geflossen sind. Man lese sie, und man wird bald davon durchdrungen seyn, dafs nur der Mann, der mit beinahe unumschränkter Vollmacht an der Spitze der kaiserlichen Armee stand, der mit seinem Heldengeiste die Politik ganz Europa's umfafste, der Auctor ist *).

Der Herausgeber hat die Sprache und die Rechtschreibung Wallensteins in den Briefen durchaus beibehalten, und diefs ist nur zu billigen. Der Styl ist durchaus einfach, nie gesucht, höchst energisch, verständlich und klar, wenn auch mit einer Menge oft corrumpirter, Lateinischer, Italienischer und Französischer Worte und Redensarten durchwebt; eine Krankheit der Zeit, die erst im neunzehnten Jahrhundert verschwinden zu wollen scheint. Merkwürdig ist, dafs Wallenstein stets ohne Interpunction und meist die Hauptwörter klein schrieb.

*) Der Unterzeichnete hat späterhin Gelegenheit gehabt, sich durch eigene Ansicht der Originale davon zu überzeugen, dafs in allen die Handschrift mit den gegebenen Facsimile's vollkommen übereinstimmt, so dafs weder ein äufserer noch innerer Grund vorhanden bleibt, an der Aechtheit zu zweifeln.

Die Briefsammlung hat der Herausgeber mit einer Einleitung begleitet, welche im ersten, zweiten, siebenten und achten Capitel die Hauptzüge aus Wallensteins Leben und im dritten bis sechsten die Hauptmomente der Geschichte Deutschlands von 1608 bis 1626 behandelt. Das Publicum wird ihm dafür Dank wissen, indem es dadurch ohne weitere Bemühung in den geschichtlichen Zusammenhang gestellt wird, aufser welchem die Briefe Wallensteins nicht ohne Nachtheil für ihre Verständlichkeit betrachtet werden dürfen. Das neunte Capitel enthält einen Umrifs der Kriegsereignisse des Jahres 1627, auf welche sich die hierauf folgenden Briefe aus diesem Jahre speciell beziehen. Ein gleiches Verfahren ist für die Briefe aus dem Jahre 1628 beobachtet, denen ein ähnlicher Umrifs vorangeht, und mit denen dieser erste Band der Sammlung schliefst.

Es sei uns gestattet, den Inhalt dieses ersten Bandes etwas näher zu betrachten, wobei wir jedoch um so weniger auf eine kritische Beleuchtung eingehen können, als es sich hier nicht um Meinungen handelt, sondern nur um mitgetheilte Facta und Urkunden.

Das Jahr 1627 war wenig reich an kriegerischen Ereignissen. Wallenstein befand sich bis zum Juni in Böhmen, stellte sich sodann an die Spitze der Armee in Schlesien, und vertrieb von dort die Dänischen und die Weimarischen Truppen, welche Mansfeld auf seinem Zuge daselbst zurückgelassen hatte. Er eroberte Jägerndorff, Leobschütz, Troppaw und Kosel, und vernichtete diefs kleine Heer, welches der am 4. December 1626 verstorbene Herzog Ernst von Weimar gebildet hatte. Die Reste flohen durch Polen und die Neumark, und unterlagen den Verfolgern auf dieser Flucht. Kein hervorleuchtendes Talent hatte die widerstrebenden Bestandtheile zu einigen gewufst, ihnen mangelte ein umsichtiger und entschlossener Führer, sie unterlagen in einzelnen Gefechten, für Wallenstein ein leichtes Spiel. Bereits im Juni war Arnim mit einem Theil des Heeres nach den Marken entsendet worden, woselbst er sein Hauptquartier in Frankfurt a. d. O. nahm; als im August Wallenstein selbst durch die Lausitz in den Niedersächsischen Kreis und gegen Dänemark zog, erhielt Arnim Befehl, Meklenburg zu besetzen; hier blieb er mit seinem Corps stehen, während Wallenstein vereint mit Tilly Holstein und Jütland ohne grofse Mühe eroberte. Im November ging Wallenstein für seine Person nach Frankfurt, und im December nach Böhmen auf seine Güter zurück, während das Heer in Jütland, Holstein,

Digitized by Google

Mecklenburg, Pommern und den Marken Winterquartiere bezog, und Arnim gleichsam militairischer Statthalter Mecklenburgs, Pommerns und der Marken blieb. Arnim hatte hiernach im Jahre 1627 keinen Feind gegen sich, seine Beschäftigung war gröfstentheils auf den inneren Dienst, die Disciplin, Formation, den Unterhalt und die Unterbringung der Truppen beschränkt, und hierauf beziehen sich denn auch hauptsächlich die Schreiben Wallensteins aus diesem Jahre, während ein kleiner Theil auch Bezug nimmt auf die Begebenheiten in Schlesien, auf die Unterhandlung mit den Herzogen von Mecklenburg und auf die allgemeinen politischen Verhältnisse.

Von den 117 Briefen aus dem Jahre 1627 sind 52 eigenhändig von Wallenstein, und die Zahl der eigenhändigen nimmt zu, jemehr Arnim in Wallensteins Vertrauen wächst, so dafs die Mehrzahl derselben in die zweite Hälfte des Jahres fällt. Zugleich enthüllt sich uns Wallensteins Charakter in demselben Verhältnisse; wenn er Anfangs nur rein dienstliche Umstände berührt, so sehen wir in den späteren Briefen auch politische Beziehungen und Privatangelegenheiten, erstere besonders in Rücksicht auf die Unterhandlungen mit Dänemark und Schweden, leztere in Bezug auf die Vergleichung Mecklenburgs an ihn selbst, hervortreten. Vielfach schärft er Mannszucht ein, gibt Bestimmungen über die Verlegung der Truppen, Einlegung derselben in alle Städte und Schlösser Mecklenburgs, vor Allem aber dringt er auf Besetzung und Befestigung der Küsten und Hafenstädte, namentlich Wismars, Rostocks, der Insel Pöll etc., theils um sich gegen Einfälle der Dänen zu sichern, theils aus einer Ahnung, von Schweden her möge dem Kaiser ein neuer und furchtbarer Feind erwachsen, dem man diefseits keinen Fufs breit Land überlassen müsse. Er sagt Nro. 46: „Bitt den Herrn habe fleifsig acht auf den Schweden, denn er ist ein gefährlicher gast ich vermeine wird er ansetzen so wird ers am frischen Haf thun und an der Oder gehen.“ Der Erfolg der Geschichte hat seine militairische Ansicht gerechtfertigt.

Mit Gustav Adolph ist er unablässig bemüht zu tractiren, denn, wie er sagt, „den Schweden will ich gern zum freindt haben aber dafs er nicht zu mächtig ist denn amor et dominium non patitur socium doch die tractation mufs auf alle weis gehen.“ So lange aber der Tractat nicht geschlossen, sucht er diesen Besorgnifs erregenden Feind zu schwächen, und so läfst er die Schwedischen Schiffe in den Mecklenburgischen und Pommerschen Häfen verbrennen. Er sagt im 56sten Brief: „Was die schwedischen „schief anbelangt bitt der Herr wolle keine Zeit verlieren „sondern dieselben Fort abbrennen lassen denn bis dato „haben wir noch kein verbündnifs mit ihm gemacht und „menniglich sagt das er die leit gern bei der Nasen herumb „führt nun bedarf er keiner schief wenn er allein sein Kö„nigreich defendiren will will er aber zu uns deswegen „sollen sie ihm abgebrannt werden denn wir bedürfen sei„ner bei uns nicht, drum bitt der Herr verliehre keine „Zeit und spare kein Geld wie auch lasse ihm der Herr „angelegen sein lassen, wie er weiter Tractation mitt uns „anstelt alsdann wirdt sich alles zu erkennen geben was „einer oder der ander im Schilde führt.“

Nächstdem beschäftigen ihn besonders die Rüstungen für das folgende Jahr. Der König von Dänemark hatte sich nach Fünen und Seeland zurückgezogen, seine Seemacht verhinderte jeden Angriff auf die Inseln und bedrohte zugleich die ganze Mecklenburgische und Pommersche Küste mit Landungen. Einerseits, um weiterhin offensiv zu Werke gehen zu können, anderseits um sich gegen solche Angriffe zu sichern, bemühte sich Wallenstein eine kaiserliche Flotte auf der Ostsee zu Stande zu bringen. Wir finden mehrere hierauf Bezug habende Aeufserungen in den Briefen; in Nro. 61. sagt er: „die „Stätt aber müssen auch vor sich Orloch schief ausrüsten „denn ich wollte gern auf's jahr stark auf der See mich „befinden;“ und in Nro. 84: „Zudeme der Herr halte „alle Schief an denn eintheils wollen wir armiren und ein„theils zum übersetzen gebrauchen.“ Die Besetzung der Küsten und Hafenstädte schärft er wiederholentlich ein, befiehlt Citadellen zu bauen und ohne sich in dem Detail der Anordnungen zu verlieren, ohne einen Augenblick die grofsen politischen Verhältnisse aufser Acht zu lassen, bleibt er stets, obgleich entfernt vom Schauplatz des Kriegs, im engsten Zusammenhange mit allen Einrichtungen, Vorkehrungen, Veränderungen etc., welche im Heere, wie in den eroberten Ländern ausgeführt werden sollen. Das Detail überläfst er weislich Arnim, auf dessen Einsicht er sich verlassen kann, und diefs thut er vollkommen bewufst, so dafs er sich selbst mehrmals darüber ausspricht, wie er ihm die weitere Anordnung anheimstelle. Er sagt z. B. in Nro. 82: „Ich hab zwar dem Herrn ge„schrieben das ich will von meinem Regiment 5 von dem „alt Sächsischen 5 undt vom Tiefenbachschen 5 fändle in „Polen schicken etc. jetzt sehe ich allerlei intrigi drinn „vorm ersten hatten sie keinen capo denn den Stamer lasse „ich nicht weck zum andern so seindt meine Kompagnie „meistentheils neugeworbene und nur 2 alte darunter de„rowegen habe ich solches alles dem Herrn remittiren „wollen er soll es darmitt disponiren wie er's am besten „warnimmt id est er solle schicken was er von Volk und „von was vor Regiment er will undt soll ihnen ein Capo „geben wer ihm gefellt.“

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 83. u. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Albrechts v. Wallenstein, Herzogs von Friedland und Mecklenburg ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627 — 1643 *an Arnim (Arnheim), Altringer, Gallas, Piccolomini und andere Fürsten und Feldherren seiner Zeit, mit einer Charakteristik des Lebens und den Feldzügen Wallensteins. Herausgegeben von F. Förster. Erster Theil mit zwei lithographirten Briefen.*

(Beschluſs.)

Häufig werden wir jedoch bemerken, daſs er über die Verwendung, Dislocirung oder Detachirung von einzelnen Regimentern etc. bestimmt, aber dieſs wird uns nur dann als zu tieſes Eingehen in das Einzelne erscheinen, wenn wir uns ein falsches Bild über die Formation der damaligen Heere machen. Die Heere Wallensteins waren noch keineswegs so organische Ganze wie die Heere neuerer Zeit, die gröſsten Abtheilungen in denselben waren die Regimenter, welche wieder nur in Compagnien oder Fähnlein zerfielen, die Eintheilung in Armeecorps, Divisionen, Brigaden, Bataillone etc. war noch unbekannt, erst Gustav Adolph bildete Brigaden, die aber eigentlich auch nur in mehrere Haufen getheilte Regimenter waren. Die nächste auf den Feldmarschal folgende Charge war die der Obersten und Regimentschefs; sie commandirten für gewöhnlich ihr Regiment und erhielten nur zur Ausführung besonderer Aufträge, oft erst am Tage der Schlacht, ein gröſseres zusammengesezteres Commando. Selbst Arnim, der in Mecklenburg und Pommern commandirender General war, hatte nur die Charge eines Obersten und wurde erst im April 1628 zum Feldmarschal erhoben, wobei er einen Gehalt von 18,000 Gulden erhielt. Die Titel Generallieutenant, Generalmajor, Generalwachtmeister etc. kommen gleichwohl, jedoch nur sehr selten vor, und beziehen sich mehr auf die besonderen Dienstverrichtungen und Commando's; der General wachtmeister, deren zwei bei der Armee vorhanden waren, Schaumburg für die Infanterie und del Maestro für die Cavallerie, hatte so z. B. alle Quartier- und Lagerangelegenheiten vorzugsweise zu besorgen. Wenn daher Wallenstein über Regimenter disponirt oder einzelnen Obersten besondere Befehle ertheilen läſst, so bestimmt er über die wesentlichsten Abtheilungen des Heeres und über die höchsten Befehlshaber nach dem commandirenden General und geht damit keineswegs in ein kleinliches Detail.

Geschichtlich merkwürdig ist es, daſs das kaiserliche Ministerium im Jahre 1627 damit umging, den Kaiser oder Wallenstein zum König von Dänemark wählen zu lassen, eine Intrigue, von der bisher noch keine geschichtliche Nachricht vorhanden war. Wallenstein läſst uns, indem er dieselbe mehrmals berührt, einen tieſen Blick in die Politik des Wiener Hofes thun, deren Haupthebel Vergröſserungssucht war. Er trägt Arnim mehrmals auf, und nach dem Schreiben vom 20. December im Auftrage des Kaisers Ferdinand, mit den Reichsräthen dahin zu tractiren, daſs sie den Kaiser zu ihrem König wählen, wobei er auf seine Ehre verspricht, daſs sie „bei ihren Freiheiten und exercitio religionis werden manutenirt werden," Arnim aber „von Sr. Majestät ein ansehnliches „Recompens erhalten werde." Späterhin scheint man kaiserlicher Seits wieder davon abgegangen zu seyn, um Wallenstein selbst, dem bereits Mecklenburg versprochen war, mit Dänemark abzufinden, vielleicht um Mecklenburg als sicheren Besitz für den Kaiser zu acquiriren. Wallenstein sah aber die Unsicherheit des Besitzes von Dänemark für sich ein und hat einen deſsfallsigen Antrag abgelehnt, denn er schreibt unterm 3. Januar (Nro. 119): „Bitt „der Herr sehe wie wir's practiciren kündten das die Dä„nen unsern Kaiser zum König wählen thäten man hatte „mir's bei hofe wol vergönnt und Ihr Majestät selbst aber „ich hab mich gar schön bedankt denn ich kündte mich

Digitized by Google

„nicht darmitt mainteniren will unterdessen mit dem an-
„dern (Mecklenburg) führlieb nehmen, denn diefs ist si-
„cherer auf das andere Monat wirdt was davon gehört wer-
„den.“ Eine neue Wahl in Dänemark unterblieb, und so zerschlug sich eine Angelegenheit, die von den wichtigsten Folgen für die später eintretenden Begebenheiten hätte seyn können, insofern besonders jede offensive Bewegung Schwedens auf diese Weise gelähmt worden wäre. Die Nachricht davon aber bleibt höchst wichtig für die Charakteristik Ferdinands und die Tendenz der Politik des Oesterreichischen Ministeriums, dessen eifriges Streben war, auf jede Weise das Kaiserreich zu vergröfsern, und so die heterogensten Bestandtheile, wenn auch nur durch ein lockeres äufserliches Band, aneinander zu ketten. —

Wichtiger als das Jahr 1627 in politischer wie in militairischer Beziehung ist das folgende Jahr 1628. Die Hauptereignisse in Rücksicht auf Wallenstein sind seine Erhebung zum Herzog von Mecklenburg, die Belagerung Stralsunds, durch welche zunächst Schweden in den deutschen Krieg verwickelt wurde, die Landung König Christians von Dänemark in Wolgast und die Belagerung Krempe's und Glückstadts durch Wallenstein.

Den Briefen aus dem Jahre 1628 hat der Herausgeber, wie schon bemerkt, eine Uebersicht der Ereignisse dieses Jahres vorausgeschickt, welche hauptsächlich die Belehnung Wallensteins mit Mecklenburg und die fruchtlose Belagerung Stralsunds näher darlegt. Mit besonderer Vorliebe ist diese Belagerung behandelt, es sind ihr 50 Seiten gewidmet, aber wir müssen einräumen, dafs Alles, was sich in Wallensteins Briefen in Bezug auf Stralsund findet, vom höchsten Interesse ist, ganz besonders zu seiner Charakteristik beiträgt, und dazu dient, so manches durchaus falsche Urtheil über ihn zu berichtigen. Wir werden hierauf späterhin nochmals zurückkommen. Was den Entscheidungskampf vor Stralsund selbst anbetrifft, so war Wallenstein dabei zugegen, und sein Briefwechsel mit Arnim, der mit der besonderen Leitung der Belagerung beauftragt war, hört hier natürlich beinahe ganz auf. Diese Lücke ersezt uns die Darstellung des Herausgebers, und es mag auch diefs für ihn ein Grund gewesen seyn, etwas specieller zu werden.

Die Anzahl der aus diesem Jahre mitgetheilten Briefe beläuft sich auf 152, unter denen sich 90 von Wallenstein eigenhändig geschriebene vorfinden, welche unstreitig die wichtigsten und interessantesten sind. Wallenstein war, wie oben angeführt, im December 1627 nach Böhmen auf seine Güter gegangen, und blieb hier, sich abwechselnd in Prag, Gitschin und Brandeis aufhaltend, bis zum 1. Juni 1628. In dieser Periode erreichte er ein Ziel, welches er bereits einige Zeit vorher ins Auge gefafst hatte; der Kaiser Ferdinand II, in Böhmen anwesend, erklärte am 19. Januar 1627 die Gebrüder Herzöge Adolph Friedrich und Johann Albrecht von Mecklenburg für Rebellen, nach dem jure retentionis ihre Länder und Herrschaften ihm verfallen, und belehnte damit zu Brandeis an demselben Tage den Herzog von Friedland. — Dafs Wallenstein schon früher und gleich nach dem glücklichen Erfolg seiner Waffenthaten 1627, die die kaiserlichen Heere bis an die Küsten der Ost- und Nordsee führten, damit umgegangen ist, Mecklenburg für sich zu acquiriren, geht aus dem Schreiben vom 2. November aus Frankfurt a. d. O. (Nro. 45) hervor, indem er in demselben sagt: „Hab dem Herrn „auch berichten wollen es möchte sich schicken das in „kurzen in landt zu Mecklenburg ein mutation möchte führ-„genommen werden dahero denn das Landt von Kriegs-„volk müste liberirt werden der Herr sehe wie er die „quartir restringiren wird denn es bliebe nacher kein volk „mehr drin als was zur Besetzung der Mehrhäfen vonnö-„then wehre.“ Hiermit deutet er auf eine Mafsregel hin, auf welche er öfter wieder zurückkommt und die er gleich nach der Belehnung in Ausführung brachte, nämlich die möglichste Befreiung seines Herzogthums von der Last der Einquartierung. Er schreibt am 22. November (Nro. 77): „Bitt der Herr mache seine disposicion als balden so baldt es „eine enderung mit Machelebung sollte vorgenommen wer-„den das der Herr alsbalden das Volk nach Pommern losiren „kann denn ich werde nicht mehr in Machelebung als 10—12 „fändle Knecht (Fufsvolk) leiden und 3 Kompagnien rei-„ter.“ Dasselbe äufsert er im Schreiben Nro. 92. vom 13. December 1627. — Die Huldigung erfolgte in Güstrow den 29. April, und Wallenstein hätte hierbei gern etwas mehr Widerstand von Seiten der Stände erfahren; er schreibt in diesem Sinne am 1. April (179): „Aus des „Herrn schreiben vernehme ich das etwa difficulteten bei „der Huldigung in dem landt zu Mecklenburg kündte ab-„geben nun sehete ich solches von grundt meines Herzens „gern denn dadurch verliehreten sie alle ihr privilegia „wolle der Herr sobaldt etwas solches geschehn viel Volks „ins land rücken lassen dem Sant Julian (der von Wal-„lenstein verordnete Statthalter Mecklenburgs, ein Ober-„ster) befehlen allen denen so sich opponiren werden „ihr gütter einzuziehen.“ Die ihm erwünschten Unruhen

Digitized by Google

erfolgten indessen, wie eben bemerkt, nicht, die Stände unterwerfen sich seufzend, und Wallenstein hatte jezt die Sonnennähe seines Glücks erreicht; er war vom Rittmeister zum Generalissimus in 9 Jahren von 1617 — 1626, vom Böhmischen Edelmann zum souverainen Herzog von Mecklenburg und Sagan in sechs Jahren von 1622 — 28 gestiegen. — Noch immer verweilte er in Böhmen; erst nachdem die Angelegenheiten in Mecklenburg durch seine Abgeordneten Sant Julian und den Dr. juris Justus Lüder und Heinr. Niemann einigermafsen geordnet waren und die kriegerischen Angelegenheiten seine Gegenwart nöthig machten, begab er sich im Juni durch Schlesien zur Armee, welche indessen unter Arnims Leitung vor Stralsund gerückt war.

Was die Belagerung dieser Stadt und die Unterhandlung mit dem Magistrat derselben, die bereits im November 1627 mit der Besetzung Pommerns durch kaiserliche Truppen begonnen hatten, anbetrifft, so mufs hier auf das Werk selbst verwiesen werden; überdiefs sind die näheren Umstände davon bekannt und vielfach erzählt. Hier sei uns nur ein Blick auf Wallensteins Benehmen in dieser Angelegenheit gestattet, der ihn uns in einem ganz anderen Lichte zeigt, als wir gewohnt sind, ihn zu sehen. Von allen Schriftstellern gleicher wie späterer Zeit wird der Grund zu Stralsunds Belagerung mehr oder weniger in Wallensteins Persönlichkeit gesezt, in seine Leidenschaft, seine Vergröfserungssucht, seine Herrschbegier, seine Rache bei erfahrener Widersetzlichkeit gegen seine Befehle. So sagt zum Beispiel das Theatrum europaeum Thl. I. Seite 1065:

„Unterdessen hat der Herzog von Friedland, welcher „wegen der grofsen Favor und Gnaden, so ihm von Ih„rer kaiserlichen Majestät erzeiget, je länger, je hoch„müthiger geworden, darnach getrachtet, wie er einen „Meerhafen nach dem andern in Pommern unter seine „Gewalt bringen mögte. Zu welchem Ende er sich „erstlich an Stralsund gemacht und um Ursach an die „Stadt zu haben oder aber vielmehr sie selbsten gar zu „gewinnen ihr durch seinen Feldmarschalk Arnheimb „erstlich die Einquartirung anmuthen lassen etc. Weil „nun dieser Anschlag dem Friedländer mislung etc.“

Puffendorf in seiner Schwedisch - Deutschen Kriegsgeschichte sagt Seite 35:

„Nachdem der Friedländer Mecklenburg unter sich „gebracht und Pommern gleichsam mit Soldaten über„schwemmt, gedachte er bei sich, dafs ihm zur Be„stätigung der Jurisdiction über die Ostsee, nach wel„cher er damals trachtete, absonderlich die Besitzung „der Stadt Stralsund vonnöthen. Da er nun bei sich „beschlossen hatte, solche Stadt auf alle Mittel und „Weise in seine Gewalt zu bringen, so konnte es „ihm an einigem Vorwande nicht fehlen etc.“

Später heifst es, indem von einem Tumult die Rede ist, der sich bei der Abführung zweier Kanonen durch die Kaiserlichen in Stralsund ereignete:

„Welches dem Friedländer schon genug war, sich „zu entschliefsen die Stadt mit Gewalt zu bezwingen, „dessen Hochmuth zur selbigen Zeit so grofs war, „dafs er mit den Zähnen gleichsam knirschte und ge„sagt: „„Wenn gleich die Stadt Stralsund mit Ketten „„am Himmel gebunden wäre, wollte er sie doch „„herunter reifsen.““ In Ludolph Schaubühne der Welt Thl. I. Buch 28. Seite 438 etc. wird von Wallensteins unerträglichem Hochmuth und eigenmächtiger Gewalt gesprochen, und angegeben, diese hätten diesen *bösen Mann* bewogen, Stralsund anzugreifen.

Aehnliche Aeufserungen finden wir bei Khevenhiller, Hortleder, Herchenhahn etc., und sie sind in alle neueren Geschichtswerke übergegangen. Betrachten wir dagegen Wallensteins Benehmen, wie es aus seinen Briefen hervorgeht, und prüfen wir es vorurtheilfrei nach den Regeln der Kriegsführung, in die allerdings keiner jener Geschichtschreiber ein Einsehen hatte, so können wir es nicht anders als der Sache gemäfs finden. Von hochmüthigem Jähzorn, blinder Wuth etc. findet sich keine Spur. — Der Kaiser führte Krieg mit Dänemark, dem ein grofser Theil der protestantischen Fürsten Deutschlands Vorschub geleistet hatte, und erst durch die Gewalt der Waffen gezwungen worden war, zu verlassen. Christian von Dänemark im Besitz einer bedeutenden Seemacht, die noch verstärkt wurde durch die Holländer, drohte mit einer Landung, Schweden hatte sich noch nicht erklärt, aber es war Grund genug vorhanden, ihm nicht zu vertrauen. Brandenburg und Pommern unterwarfen sich nur der Gewalt, eine feindliche Landung in Pommern, namentlich wenn Schweden der Feind war, mufste um so verderblicher für die kaiserlichen Waffen werden, wenn der Feind sogleich in den Besitz fester Hafenstädte kam, die ihm eine gesicherte Basis zu ferneren Operationen darboten, während die schiffbare Oder sein weiteres Vordringen erleichterte. Ferner müssen wir dabei noch berücksichtigen, dafs Wallenstein zwar den Frieden mit

Digitized by Google

Dänemark zu schliefsen und mit Schweden zu unterhalten wünschte, wie diefs aus mehreren Schreiben hervorgeht, dafs er aber auch sich als Herzog von Mecklenburg und zugleich das kaiserliche Heer gegen jenen zähen Feind und diesen unzuverlässigen Nachbar sichern mufste, wenn er, wie es sein Lieblingswunsch gewesen zu seyn scheint, das Heer gegen die Türken führen wollte. Er schreibt in dieser Beziehung unterm 27. Febr. (Nro. 163):

„Aus des Herrn schreiben vernimb ich wie sich die „von Stralsund widerwärtig und rebellisch erzeigen „die schlimme Kerls werden was mögen Ursach ge„ben das kein Friedt erfolgen undt ich wie im willens „bin den Krieg gegen die Türken nicht werde trans„feriren können denn an unserer seiten auch nicht an „leit mangelt die gern den Krieg im Reich a la longa „sehen theten aber ich bin ihnen mit Gottes hülf durch „den sinn gefahren undt Ihr Majestät dahin gebracht „dafs sie darin bewilligt auch habe ich deswegen dem „Herzog zu Gottorp zugeschrieben auf das die trac„tation sobald ich ins landt zu Holstein anlangen „werde soll angefangen werden."

Diese Unterhandlungen fanden in der That statt. Unterm 20. März schreibt Wallenstein als Arnim hierüber wahrscheinlich einigen Zweifel geäufsert hatte:

„Aus des Herrn Schreiben vernimb ich was er mir „wegen des friedens im Reich und des Reich-Krieges „wieder den Türken schreiben thut, nun versichere „ich dem Herrn dafs ich mir diefs Werk so hoch an„gelegen sein lasse als einige Sach in der welt und „ob zwar nicht alle bei hof solches gern gesehen, so „bin ich doch mit Gottes hülf spuntirt und Ihr Maje„stät und alle Ministros dahin gebracht dafs sie mei„nen vorschlägen nicht allein ihnen gefallen lassen, „sondern auch mit allen kräften secundiren."

Bei dieser Ansicht bleibt er selbst nach der vergeblichen Belagerung Stralsunds, indem er noch am 26. November 1628 (Nro. 25) äufsert:

„Gott gebe dafs wir dahier frieden machen und dem „Türken auf den Hals ziehen."

Erst im Februar, nachdem bereits der Dänholm von kaiserlichen Völkern besezt worden war, scheint Wallenstein bestimmte Nachrichten über die fortgesezte Weigerung Stralsunds, Besatzung einzunehmen, erhalten zu haben, denn erst der angeführte Brief vom 27. Februar spricht sich bestimmt darüber aus, mit Stralsund Ernst zu machen. Bis dahin wird Stralsunds in seinen Briefen nur beiläufig Erwähnung gethan. Wallenstein, der jene militairischen und politischen Verhältnisse vollkommen übersah, und dessen Scharfsinn hierin seine Bewährung im ferneren Verlauf der Geschichte findet, beschliefst nun als umsichtiger Feldherr das, was für ihn das Rechte war, Stralsunds Bezwingung durch Gewalt der Waffen. Dieser politischen Berechtigung Wallensteins tritt allerdings das Recht Stralsunds entgegen, gestüzt auf seine Privilegien die Einnahme von Garnison zu verweigern. — Dafs Wallensteins Benehmen nicht durch kleinliche Privatrücksichten bestimmt wurde, sieht man aus den ferneren Ergebnissen, indem er immer noch geneigt ist nachzugeben, wenn Stralsund ihm nur *die* Sicherheit gewährt, dafs es nicht bei der ersten Gelegenheit in feindliche Hände falle. So schlägt er im Schreiben vom 25. Juni vor (Nro. 209):

„Wenn sie wollen guarnizon hinein nehmen, die „dem Kaiser, dem Herzog (dem Herzog von Pommern, Bogislaw) undt der Stadt soll geschworen „sein, so werde ich von der Belagerung abstehen."

Eine ähnliche Sprache wiederholt sich öfter.

Die Belagerung begann bekanntlich den 13ten Mai. Wallenstein traf jedoch bei derselben erst am 7ten Juli ein, und verliefs sie schon wieder den 20sten, Arnim die weitere Leitung übergebend, der am 4ten August die Belagerung aufhob.

Auf die Landung der Dänen in Wolgast und die weitere Führung des Kriegs in Holstein beziehen sich die hier mitgetheilten Schreiben weniger. — Ehe wir schliefsen, sei es uns jedoch gestattet, noch zwei Verhältnisse hervorzuheben, welche durch die Briefsammlung aus beiden Jahren hindurch gehen und von grofsem Interesse sind; das eine ist Wallensteins fortwährende Geldnoth, das zweite sein Einwirken auf die Disciplin der Truppen.

Wallenstein soll von 1624 — 1630 dem nördlichen Deutschland 600 Millionen Thaler durch Contributionen etc. abgenommen haben, so erzählt ein Geschichtschreiber dem anderen nach; dem Inhalte der vorliegenden Briefe zufolge scheint diefs jedoch eine Bulletinsnachricht. Wir stofsen nämlich überall auf Klagen Wallensteins, dafs es ihm an Geld gebricht, dafs er seinen Credit verliere etc., und die Summe, um die es sich dann handelt, sind nicht Millionen, sondern immer nur einige tausend Gulden. Die Summen, welche Wallenstein für seine Person aus den eroberten Ländern zog, scheinen ebenfalls nicht so bedeutend gewesen zu seyn, als sie angegeben werden;

Digitized by Google

denn unter Anderem schreibt er am 3ten Januar 1628, nachdem er im Anfange Decembers 1627 die Armee verlassen hatte:

„zu dem so bitt ich der Herr wolle von meiner Con-
„tribution was auf meine Person kommt 30,000 Rthlr.
„zusammen bringen und solches auch einen gewis-
„sen Kaufmann in Hamburg erlegen, auf das er
„darvon wegen meiner particular Schuld dem Hans
„de Wite zahlt, undt dieweil mein interteniment
„noch nicht soweit sich erstrecken thut bitt ich der
„Herr anticipirs unterdessen und nachher zahlt ers
„ab denn ich bedarf in der Wahrheit gar höchlich und
„der Herr wirdt mich darmitt obligiren nur das es
„bald geschieht."

Wallenstein ist hier so in Verlegenheit, dafs er bei Arnim Schulden macht, die dieser von den späterhin eingehenden Contributionen erst decken soll, und auch hier ist der Gegenstand nur 30,000 Rthlr. Wie sehr übrigens Wallenstein den bösen Ruf in Geldangelegenheiten scheute, geht aus dem Schreiben vom 6ten Januar 1628 (Nro. 126) hervor; Arnim hatte die Einrichtung getroffen, dafs von jeder Compagnie 30 Gulden zum Unterhalt der Dienerschaft etc. Wallensteins während des Winters sollten eingezogen werden; er hatte ihm diefs gemeldet, und bekommt hierauf folgende Antwort:

„das er befohlen hat dafs von jeder Compagnie 30 Gul-
„den sollen vor Unterhaltung meiner leit gereicht
„werden das sehe ich sehr ungern und dieweils den
„herr schon angestellt so mufs man auf diese weifs
„angreifen der herr nehme die 30 Fl. ein weg als den
„andern ein und verschaffe davor requisita zu der
„Artollerie oder Schiefrüstung doch das jeder män-
„licklich wüssen soll das es darauf angesehen denn
„wenns der herr schon in der still wolte halten das
„solche 30 Fl. vor meine Leit sein sollten so würdte
„mans doch merken und mir und den herrn ein bösen
„credit machen etc. die 30 Fl. auf solche weis will
„ich durchaus nicht haben."

Was die Disciplin Wallensteins anbetrifft, so finden wir in allen Geschichtswerken Klagen über die Unordnungen und Bedrückungen, welche sich sein Heer zu Schulden kommen liefs; wir dürfen nicht daran zweifeln, dafs dergleichen vorgefallen sind, und Wallenstein zeigt diefs selbst durch die Mafsregeln, welche er dagegen ergreift; aber sie sind die stäten Begleiter des Krieges, und die civilisirteste grofse Nation hat uns in der neuesten Zeit noch viele Beispiele hiervon an die Hand gegeben. Dafs indessen jede dergleichen Unordnungen gegen Wallensteins Willen und Absicht geschehen, zeigt die Strenge, mit der er ohne Ansehen der Person dagegen eifert. Er läfst Obersten und Oberstlieutenants, z. B. die Obersten Hufsmann und Marquis de Boysi arretiren und „ohne einzigen Respect dem Kriegsgebrauch nach" gegen sie verfahren; den Oberst Farensbach suspendirt er von seinem Regiment; ein Rittmeister Rauschendorf, dessen Cornett zu Löckenitz 100 Schafe und neun Stück Rindvieh genommen hatte, wird sofort cassirt, der Oberstlieutenant Cicogna arretirt und nach Prag zur Untersuchung gesandt; der Oberst Heliron, der sonst sehr in Wallensteins Gnade stand, wird zur Untersuchung gezogen auf eine Klage der Stadt Wismar „wegen unbilligen Geldexcusionen und sonsten begangenen Insolenzen" u. dergl. m. Vorzugsweise merkwürdig ist in dieser Beziehung der Tagsbefehl vom 26sten Decbr. 1627 (Nro. 115), der alle die Mifsbräuche und Unordnungen erwähnt, die sich in das Heer eingeschlichen hatten. — Wir sind jedoch bereits zu weitläuftig gewesen, um hiervon noch mehr Detail anzuführen, und glauben überhaupt dessen überhoben zu seyn, da es wohl nichts weiter bedarf, um das wissenschaftlich gebildete Publicum auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches von der höchsten Wichtigkeit für das Studium der Geschichte jener Zeit ist. Schliefslich aber erlauben wir uns noch den Wunsch auszudrücken, dafs diese Sammlung fortgesezt werde; besonderes Interesse dürften Wallensteins Briefe aus der späteren Zeit gewähren, in der er sich Gustav Adolph gegenüber befand, so wie endlich aus der Katastrophe, die mit seinem Tode schliefst. Leider steht jedoch zu befürchten, dafs vertrauliche Briefe, wie die vorliegenden, aus dieser Epoche selten und nicht zugänglich sind; denn aufser den in seinen Fall verwickelten Personen, deren Nachlafs der Oesterreichische Fiscus verschlungen hat, stand damals Niemand neben ihm, dem er ein Vertrauen gewähren konnte, wie hier Arnim, der bereits 1629 den kaiserlichen Dienst mit Sächsischem vertauschte.

von Griesheim.

Digitized by Google

Actenmäfsige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, von Anselm Ritter von Feuerbach, Staatsrath und Präsidenten. **Giefsen, bei Friedrich Heyer. XVI. und 603. gr. 8.**

Die Bearbeitung von Criminalfällen, auf welche schon so Viele mit sehr verschiedenen Absichten und Erfolg ihre Thätigkeit verwendet haben, mufs von einem mehrfachen Standpunkte aus Interesse darbieten, wenn sie von einem Manne vom Fach herrührt, der als Schriftsteller und Praktiker, beides im Gebiete des Lehrfaches und der Rechtspflege, allgemein anerkannt, dazu recht eigentlich berufen ist, und der sich selbst und Andere so bestimmte Rechenschaft über Beruf und Zweck zu geben vermag. Wer die früher im Druck erschienenen Criminal-Rechtsfälle des Verfs. und diesen selbst, den Schöpfer der neuern wissenschaftlichen Behandlung, nach *einer* Richtung der Gegenstand grofser Anerkennung aber auch vielfacher Anfechtung, kennt, der wird, auch ohne ein Rechtsgelehrter zu seyn, es wissen, dafs ihm hier ein reicher Genufs geboten werde, dessen Charakteristisches, wie bei anderen trefflichen Leistungen, unter Anderem auch darin besteht, dafs er für den, der desselben fähig ist, um so gröfser ist, je mehr er selbst durch eigene Geistesthätigkeit sich zu demselben befähigt. Nicht als ob dadurch die objective Seite des Werthes herabgesezt werden sollte; aber die andere darf nicht fehlen, bei der geforderten Wirkung auf die Subjectivität, von der doch wiederum das Ganze, der behandelte Stoff, ausgegangen ist. Es gehört doch selbst eine eigene Uebung dazu, ein Kunstwerk anderer Art, Gemählde oder Tonstück, zu verstehen, und mehr als Uebung — Studium sogar, um das Mahlerische einer Gegend zu entdecken. Wir machen in dieser Bemerkung also mehr eine Anforderung an *uns* selbst, die *Leser* der gelungenen Darstellung, als an den Verf., dessen Leistung also weniger einer Kritik unterworfen als zur erfreulichen Veranlassung gebraucht werden soll, über den Gegenstand von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus Betrachtungen anzustellen, wozu uns jener selbst einlädt, die Vorrede des Verfs. berechtigt, der Zweck dieser Jahrbücher bestimmt. Ohne diesen Gang der Untersuchung würde dieselbe geringes Interesse darbieten; denn eine Beurtheilung vom blofs criminalistischen Standpunkte aus, ob die Inquisition gehörig geführt, ob den Gesetzen und Rechten gemäfs gesprochen worden, ist theils nach der Art der gegebenen Darstellung nicht überall möglich, theils würde sie, wenn sie überhaupt hier passend wäre, es mit den Arbeiten Anderer, der *Richter* in jenen Sachen, nicht des Verfs. zu thun haben, dem hier vorzüglich das Verdienst der kunstgemäfsen Behandlung des oft rohen Stoffs gebührt. Eben so wenig kann es Aufgabe einer wissenschaftlichen Kritik seyn, durch ausführliche Auszüge aus interessanten Criminalgeschichten die Wifs- oder Neubegierde zu *befriedigen*, oder durch minder vollständige Andeutung des Factischen dieselbe zu *reizen*, und wenn jedem Gebildeten nach seiner Theilnahme an einem so allgemein ansprechenden Gegenstande ein Genufs verheifsen wird, so ist es ein höherer als der einer blofsen Unterhaltung. Jedoch auch diese wird unter Anderem nicht vermifst werden, und der Verf. erwähnt von den früheren Rechtsfällen in der Vorrede zu den jezt vorliegenden, dafs sie auch bei der eleganten Lesewelt Theilnahme gefunden, und es mag hier gleich als ein Vorzug der meisterhaften Bearbeitung bemerkt werden, dafs auf eine seltene Weise die Ansprüche der verschiedensten Classen von Lesern (der Verf. nennt selbst p. XIII. Rechtsgelehrte im weitesten Sinne, Seelenforscher und Gerichtsärzte, Moralisten und Pädagogen, und solche, die nur geistige Untersuchung suchen) in Verbindung berücksichtigt und möglichst befriedigt sind. Was den Werth solcher Behandlung erhöht, ist, dafs man ihr jenes Bestreben, die *Bemühung* im wörtlichsten Verstande, nicht ansieht, sondern dafs sie nur im Resultat sich demjenigen zeigt, der sie zu erkennen vermag. So erhalten hie und da einzelne Züge, kurze Bemerkungen, selbst Art und Ordnung der Erzählung eine Bedeutung, die sie der Zufälligkeit enthebt und dem Bilde einen Charakter verleiht, der wichtiger ist als der unmittelbare nächste einer Criminal-Relation. Die Vorrede spricht sich näher über den Zweck der Arbeit aus. Nicht eine Schilderung von Rechtsfällen, um den Gang des Verfahrens kennen zu lernen nicht um dem Defensor ein Material darzubieten, nicht Relationen zur Schöpfung des Urtheils, nicht die Erörterung schwieriger Rechtsfragen und Controversen erwarte man, obschon man für jene Zwecke fast überall etwas, und oft sehr Erhebliches findet; sondern, wenn man für den nächsten praktischen Zweck einen Anhaltspunkt bedarf, so ist zu erinnern, dafs die Mehrzahl der Fälle, die aus den früher gedruckten hier wieder aufgenommen sind, in einer Form dargestellt wurde, wie sie passend ist, um einem gerechten Fürsten vorgelegt zu werden, der von dem schönen Recht der Begnadigung den Gebrauch machen will, der diesen Act selbst zu einer Ausübung und Huldi-

Digitized by Google

gung der Gerechtigkeit im höheren Sinne macht, daher einer Ausdehnung und Beschränkung fähig ist, welche auf tiefern, im Majestätsrecht liegenden, Gründen beruhen, als die sind, die man gewöhnlich angibt. Abgesehen davon, dafs die Fällung des Strafurtheils, wenn sie aus Liebe der Gerechtigkeit geschieht und als Pflichterfüllung, dem Criminalisten auch neben dem wissenschaftlichen Theile seiner Arbeit eine Befriedigung gewähre, so wird man leicht zugestehen, dafs es eine schöne (und nicht blofs dem subjectiven Interesse anheimfallende) Genugthuung sei, zu dem Zwecke der Begnadigung oder landesherrlicher Bestätigung solche Fälle vortragen zu dürfen, und die hieraus entstehende Liebe zur Sache ist wiederum, wie sie zuerst Grund war, auch als Folge der Arbeit selbst zu Gute gekommen. Damit steht denn nun nicht im Widerspruche, dafs in den zur öffentlichen Mittheilung ausgewählten Fällen öfters der Weg der Gnade *verschlossen* seyn mufste; man mifsversteht häufig deren Bestimmung, so wie die der rechtlichen Vertheidigung, indem man bei beiden ein aus falscher Billigkeit und angeblicher Humanität gefordertes Ergebnifs erwartet, das der Gerechtigkeit oft entgegen ist, und nach jenem diese leztere beurtheilt. Wenn nun, wie der Herausgeber erinnert, die ursprüngliche Bestimmung seiner Vorträge bei dem Könige ihm eine zweifache Beschränkung auferlegte, die eine, dafs von vielen wichtigen Fällen nur solche aufgenommen werden durften, wo entweder, wie bei Todesurtheilen, stets die lezte königliche Entschliefsung erforderlich war, oder wo bei geringer zuerkannten Strafen die Verurtheilten um Milderung und Nachlafs gebeten hatten; die andere, dafs die Darstellung nicht so streng wissenschaftlich, man könnte hier sagen, technisch seyn durfte, als wenn für ein blofs juristisches Publicum geschrieben worden wäre, so darf man doch nicht verkennen, dafs eben hierin wieder ein Grund eines erhöhten allgemeineren Interesses enthalten sei. Es sind nämlich dadurch wirklich die wichtigsten und lehrreichsten Fälle hervorgehoben, und sie sind dieses nicht, wie man oft glaubt, defshalb, weil sie die schwereren, meist todeswürdigen waren — eine Meinung, welche derjenigen vergleichbar ist, die juridische Wichtigkeit eines Civilprocefsfalles, statt nach der eigenthümlichen Gestaltung desselben und den eingreifenden rechtlichen Gesichtspunkten und Principien, vielmehr nach dem Betrag des Streitgegenstandes und dem particulären Vermögensinteresse zu bestimmen — sondern weil hier die Rede meist von Verbrechen aus Triebfedern ist, die, wenn auch nicht höher, doch dem Forscher interessanter sind als die Gemeinheit der minder strafbaren, mehr der Niederträchtigkeit angehörenden Vergehen des Diebstahls, Betrugs oder unbeherrschter Sinnlichkeit. Hiezu kommt aber, dafs die Entfernung des rein Technischen, so weit diese unbeschadet der erforderlichen Verständlichkeit stattfinden durfte, dennoch, zumal unter der Bearbeitung dieses geistreichen Referenten, nicht dem eigentlichen wissenschaftlichen Gehalt Eintrag thun konnte, im Gegentheil den allgemeineren höheren Standpunkt gestattete, auf welchen wir weiter unten uns zu dem Verf. zu versetzen bemüht seyn werden. Bei einigen war es dem Verf. auch später möglich, noch eine wissenschaftlich praktische Behandlung im Sinne der *Rechts*gelehrten mittelst Umarbeitung für eine andere als die ursprüngliche Bestimmung eintreten zu lassen. Diefs gilt hauptsächlich von denen, welche in diesem neuen Werk (es soll keine neue Auflage des frühern seyn) aus dem ältern aufgenommen sind; bei anderen ganz neu hinzugekommenen, die dem Verf. als Chef eines Obergerichts einer volkreichen Provinz seine reiche Erfahrung darbot, ist gleich Anfangs die Bearbeitung aus einem anderen Gesichtspunkte erfolgt. Diefs ist nämlich, nach der Vorrede und der Art der Leistung, der sogenannte *psychologische*, und indem wir also auch diesen hier vorzugsweise ins Auge fassen werden, möge es erlaubt seyn, zur Vermeidung späterer Unterbrechungen des Zusammenhangs hier noch einige der wichtigsten *criminalistischen* Rücksichten, die sich dem Betrachter in grofser Menge darstellen, als solche hervorzuheben, die von allgemeinem Interesse für alle gebildeten Leser sind. Sie verdienen dieses um so mehr, als wir in solchen Darstellungen wenigstens insofern ein Surrogat der Oeffentlichkeit der Rechtspflege haben, als sie fast das einzige gründliche Organ sind, vermittelst welches die herrschenden Grundsätze der Wissenschaft und Praxis dem nichtjuristischen Publicum bekannt, das Urtheil desselben bestimmend, leitend, und dadurch wiederum die eigene Geistesthätigkeit anregend eine beachtenswerthe Quelle neuer Ansichten werden, die sich, wenn sie selbst gediegen und wahrhaft praktisch sind, früher oder später nothwendig geltend machen, auf den Grund einer Verbindung und Wechselwirkung, welche auch bei uns, wenn gleich weniger lebendig als z. B. in Frankreich auch wohl in England hervortritt, worüber der Unterzeichnete sich an anderen Orten ausgesprochen hat.

Digitized by Google

Zu interessanten Vergleichungen gibt zunächst der Umstand Veranlassung, dafs ein nicht kleiner Theil der hier vorgelegten Fälle sich in jener Periode schnell auf einander folgender politischer Gestaltungen, der Trennung einzelner Landestheile von den alten Herrscherhäusern, der Verbindung verschiedener zum Theil heterogener Stämme zu neuen Staaten und der hiermit in Verbindung stehenden, durch die Zeitansicht begünstigten Thätigkeit der Regierungen in sogenannten neuen Organisationen, zugetragen hat. Aufser dem ehemaligen Französischen Kaiserreiche, welches nicht nur Deutsche Länder, sondern gegen das Ende seines vorübergehenden Bestehens in den Illyrischen Provinzen, Holland etc. ganz fremdartige Bestandtheile sich einverleibte, ist vielleicht kein Staat in dieser Hinsicht auf eine interessantere Weise zusammengesezt gewesen als das Königreich *Bayern*, welches neben den verschiedenen *Deutschen* Stämmen, *Bayern*, *Franken*, *Oberpfälzern*, *Schwaben*, ehemaligen *Reichsstädten*, *Salzburgern*, auch *Tyrol* und Landestheile von *Welschland* beherrschte. Oesterreich kann man nicht hierher rechnen, weil es weniger neue Erwerbungen machte, und weil überhaupt in den durch ihre Nationalität getrennten Ländern, die dem Kaiserhause gehorchen, stets für jedes eigene Grundsätze auch rücksichtlich der Rechtsverwaltung befolgt wurden. In *Bayern* aber herrschte das damals allgemeine Bestreben, eine Einheit der Verfassung und Verwaltung in allen Zweigen hervorzubringen, und wenn sich in vieler Hinsicht gegen ein solches Princip Manches mit Grund einwenden läfst, und bei dem Zusammenhange des Rechts mit den nationalen und sittlichen Elementen erhebliche Bedenken gegen das plötzliche Abschaffen alter hergebrachter Rechte darbieten, so wird es doch meist zugegeben, dafs eine nothwendige Ausnahme in dem Gebiet der Criminalrechtspflege eintrete, wo die neueren besseren Einsichten, als Höheres über jenen Particularitäten stehend, sich geltend machen müssen. Und warum sollte das vielleicht weniger Passende für eine *Provinz* beibehalten werden, das in dem ehemaligen *Mutterlande* selbst als solches anerkannt und durch Zweckmäfsigeres ersezt war? Es mag jene Zeit und ihre Methode mancher Vorwurf treffen; in *Bayern* ist man rücksichtlich der Rechtsorganisation und der Art, dieselbe zu bewirken mit einer Umsicht und Schonung verfahren, welche anderen Ländern zum Muster gedient hat. Neben dem Bayerischen (auf gemeinrechtlichen Grundlagen beruhenden) Criminalrechte gelten in den einzelnen Provinzen gemeines Oesterreichisches, Preufsisches Recht, um nur der vorzüglichsten zu gedenken *) — alle, wenn gleich in nothwendiger innerer Verwandtschaft, doch vielfach von einander abweichend. Einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt bot die bessere wissenschaftliche Erkenntnifs und deren vortheilhafter Einflufs auf die Praxis dar, ein Einflufs, den die Gesetzgebung festzuhalten bemüht war. Das Bedürfnifs vieler Verbesserungen war anerkannt, ein Entwurf und dessen Kritik durch *Feuerbach*, später ein anderer, von eben diesem gefertigter Entwurf lag mit vielen andern guten Materialien vor; einige der Rechtsfälle sind schon nach dem neuen Strafgesetzbuch entschieden. *Aeufserlich* war dieser Mittelpunkt sichtbar in den Erkenntnissen eines für das ganze Reich gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts, und so wie da, wo gemeines Recht galt, die neuere Fortbildung der Wissenschaft und Praxis unmittelbar der Rechtspflege zu Gute kommen konnte, so kam es darauf an, auch bei den Particularrechten dieses möglich zu machen, ohne sie selbst unzeitig aufzuheben. Welcher Bayer, welcher Deutsche denkt hier nicht dankbar der Verdienste *Feuerbachs*, wodurch z. B. schon vor der Einführung des neuen Strafgesetzbuchs die Folter, die qualificirten Todesstrafen, leztere wenigstens im Wege der *Gnade* abgeschafft wurden? Während man mit umsichtiger Schonung im Privatrecht die zum Theil noch jezt geltenden Verschiedenheiten fortbestehen liefs, und die von Frankreich gewünschte Einführung des *Code Napoléon* nicht genehmigte, nur im Civilverfahren den *Codex judiciarius* allgemein und gewifs nicht ohne guten Grund einführte, verband man im Strafrecht passend bis zu der neuen Gesetzgebung mit dem Princip der Beibehaltung hergebrachter Gesetze das einer zeitgemäfsen theilweisen Nachhülfe durch die erwähnten Mittel, und wenn dadurch den richterlichen Beamten, zumal den höheren, ihre Arbeit schwerer wurde, weil sie mit sehr verschiedenen Gesetzgebungen und ihren Grundsätzen vertraut seyn mufsten, so ist doch der Sache selbst dadurch ihr Recht widerfahren, und die Richtigkeit und Gerechtigkeit dieses Verfahrens bewährt sich unter Anderem auch wieder durch das, was *Preufsen* und *Bayern* im Verhältnifs zu ihren Rheinprovinzen, welche einst Bestandtheile des Französischen Reichs und seines Rechts theilhaftig waren, beobachten, bis hier (wie damals durch das neue Bayerische Strafgesetzbuch) sich eine zweckmäfsige Einheit hervorbringen lassen wird.

*) Der Verf. sagt S. 217 Not. *): „In der Schwäbischen Provinz des Königreichs galten vor Einführung des allg. St. G. B. drei verschiedene Criminalgesetzgebungen; in einigen Districten das gemeine Recht, in anderen der Bayerische Criminalcodex, in den neu erworbenen vormals Oesterreichischen Gebietstheilen das neue Strafgesetzbuch Franz II.“

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85. u. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Actenmäſsige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, von Anselm Ritter v. Feuerbach, Staatsrath und Präsidenten.

(Beschluſs.)

Jene Vielgestaltigkeit zeigt sich nun, wenn wir die vorliegenden Fälle von Verbrechen durchgehen, weniger darin, daſs bei den verschiedenen Stämmen eigenthümliche Uebertretungen gleichsam aus Nationalfehlern hervorgegangen, oder daſs politische Vergehen zahlreich vorkämen, die bei dem Wechsel der Herrschaft und den politischen Neigungen der Unterthanen im Verhältniſs zu dem neuen Vaterland leichter möglich waren, sondern mehr in der durch die verschiedenen neben einander geltenden Gesetzgebungen veranlaſsten besonderen Beurtheilung und der Zuerkennung der Strafen, worüber die höchste Instanz und die königliche Gnade als ein Lichtpunkt höherer Intelligenz erschien, und eine nothwendige Harmonie hervorbrachte. Dieſs ist es, was hier auf gleiche Weise das Interesse der Criminalisten und die Theilnahme aller Menschenfreunde in Anspruch nimmt. Beispiele liefern gleich der *erste* Fall S. 52, der *zweite* S. 89, der *dritte* S. 109 und 119. „Es wurde," heiſst es hier, „die in Gemäſsheit damals noch geltender Gesetze richterlich erkannte Strafe des Rades von Unten in die einfache Strafe der Enthauptung verwandelt, nicht aus Schonung des Verbrechers, dessen schweres Verschulden das äuſserste Maſs aller Strafbarkeit erreichte, aber aus Rücksicht auf die *sittliche Würde des Staats*, welcher es nicht gemäſs ist, durch Grausamkeit der Strafen mit der Grausamkeit und Abscheulichkeit eines Missethäters gleichsam wetteifern zu wollen." Auf gleiche Weise bei dem siebenten Falle S. 199. „Hinsichtlich der Ausübung des Begnadigungsrechtes war der Antrag des Hofgerichts auf Milderung der Strafe des Radbrechens von Unten auf ohne Gnadenstoſs in die einfache Todesstrafe des Schwerts unbedenklich verwandelt. Die in dem Bericht des königlichen Hofgerichts für diesen Antrag dargelegten Gründe sind dieselben, durch welche bereits in ähnlichen Fällen der König sich bewogen hatte, solche zwecklose, den Staat und die Justiz selbst entwürdigende, in neueren Zeiten nicht mehr gebräuchliche Todesarten aus Gnade nachzulassen." — Diese Strafe kommt jezt noch und ganz allein in *dem* Staate zur Anwendung, der andern in so vieler Hinsicht durch den Grad seiner Cultur Muster war, das ist — in *Preuſsen*, und selbst gegen Personen *weiblichen* Geschlechts, welche die P. G. O. Carls V. schon hievon aus sittlichen Rücksichten ausnimmt, indem sie für diese einfache Enthauptung oder das Ertränken substituirt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob die, doch nur nach der Gerechtigkeit in Betracht kommende Politik gerade für dieses Land nach dem Stand der Bildung seiner Bewohner es nothwendig gemacht habe, diese Strafart nicht nur im Gesetze, sondern auch in der Anwendung bisher bestehen zu lassen; erfreulicher ist es, daſs man erfährt, bei der bevorstehenden Revision der Strafgesetze sei der Grundsatz angenommen, künftig nur *einfache* Todesstrafen zuzulassen *). Eben so der *sechste* und *achte* Fall S. 184 und 217, der *neunte* S. 227, wo rücksichtlich der nachgelassenen Schärfung durch Aufstecken des Kopfs auf einen Pfahl und durch Flechten des Körpers auf das Rad gesagt wird: „sie sei als ein mehr widerliches als abschreckendes, der Würde des Staats wie den Sitten der Zeit unangemessenes Spiel nicht genehmigt, sondern aus Gnade erlassen worden." Deſsgleichen der *zehnte* S. 244. Der *achtzehnte* S. 501, Note *). — Die dargestellten Rechtsfälle sind mit Ausnahme des *neunzehnten* S. 541 sämmtlich Verbrechen des Mordes; also nicht in der *Art* der Handlungen, sondern in der *rechtlichen Beurtheilung* derselben sehen wir das Bild jener verschiedenen Nationalitäten, die *ein* Staat vereinigte,

*) So auch der neue Entwurf für Hannover. Art. 8, 9 und die Anmerkungen, und für Sachsen. Th. I. §. 65.

Digitized by Google

und *ein* Princip, ausgehend von der Anerkennung der sittlichen Würde des Staats und der Justiz, beherrschte.

Das *Andere*, was dem Criminalisten lehrreich ist, sind die musterhaften Relationen, sowohl in Betreff der factischen Verhältnisse als insbesondere der rechtlichen Würdigung derselben und ihrer Unterstellung unter das Gesetz. Dafs sie in einer auch durch die *Form* ansprechenden Weise dargestellt seien, liefs sich von dem Ref., und dem Zwecke, dem *König* selbst dieselben vorzulegen, erwarten; aber es mufs ausdrücklich bemerkt werden, dafs durch dieses Bestreben, das sogenannte Trockne rechtlicher Vorträge möglichst zu vermeiden, die Gründlichkeit der Sache nichts entbehrt, und auch der ernste Praktiker seine strengen Forderungen erfüllt sieht. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Relationen über die von mehreren Theilnehmern verübten Verbrechen, wo das Gemeinschaftliche zweckmäfsig zusammengestellt, dasjenige, was zur gerechten Beurtheilung der Strafbarkeit jedes einzelnen Mitschuldigen gehört, sorgfältig gesondert ist; eben so umgekehrt, wo mehrere verbrecherische Handlungen eines und desselben Individuums zum Zweck eines Gesammterkenntnisses den Gegenstand der Darstellung ausmachen. Hieher gehören der *fünfzehnte, siebenzehnte, zwanzigste* Rechtsfall (p. 358, 585, 566) und der *erste* (p. 1 etc.). Wir übergehen andere, nicht minder wichtige criminalistische Momente, die sich dem Leser eröffnen, z. B. über die Beweisführung, das Verfahren etc., um zu einer anderen und der von dem Verf. selbst als der wichtigsten geschilderten Betrachtung Raum zu gewinnen.

Man mufs die trefflich geschriebene Vorrede sich vergegenwärtigen, und die belehrenden Ausführungen studiren, um den Standpunkt zu erlangen, von welchem aus der berühmte Verf. arbeitete und der Beurtheiler zu verfahren hat. Wäre es passend, erstere hier ganz den Lesern mitzutheilen, so würde es der sich daran knüpfenden Betrachtung sehr zu Statten kommen; denn jeder Satz ist wichtig und gibt Gelegenheit zu Erörterungen, die hier, obgleich die Gränzen einer wissenschaftlichen Kritik nicht überschritten werden dürfen, doch nicht abzuweisen sind. Der Verfasser bemerkt: „es gingen fast alle Begriffe und Sätze der Rechtswissenschaft nach und nach in den mannigfaltigsten, anziehendsten Beispielen gleichsam verkörpert an ihm vorüber, und machten ihm aus seinem Gerichtssaal zugleich einen Hörsaal, worin ihm gleichsam die Natur selbst in merkwürdigen Erfahrungen ihre Lehre zu vernehmen gab.“ „Was, nächst der rechtlichen Seite einer Strafsache, seine Forschung, oder, wenn man lieber will, seine Neugier immer am meisten anzog, war oft gerade dasjenige, was gemeiniglich entweder ganz aufserhalb der Gränzen streng richterlicher Beurtheilung liegt, oder höchstens nur nebenbei und in einzelnen Punkten ihren Gesichtskreis berührt: die Beschaffenheit der nicht immer an und für sich verderblichen, zuweilen sogar löblichen Triebfedern, welche unter gegebenen Umständen durch das Zusammenwirken entfernter und naher Veranlassungen den Willen zu verbrecherischen Entschlüssen in Bewegung setzen; das eigenthümliche Gemisch von Gefühlen, Neigungen, Vorstellungen und Gewohnheiten, welche die Bestandtheile eines durch Verbrechen ausgezeichneten Charakters bilden; die Besonderheit des Gemüthszustandes und des Betragens eines Verbrechers vor, während und nach der Begehung seiner Missethat; endlich die in den geheimen Falten der Seele verborgenen Keime der Verbrechen, die oft äufserst zarten und feinen Fäden, aus welchen nicht selten Leidenschaft, Verblendung oder Irrthum das Netz der Lust zusammenweben, das, wenn ihm der Mensch nicht bei Zeiten vorsichtig ausweicht, oder seine höhere Kraft dagegen aufbietet, seinen Willen nur zu bald umstrickt und ihn alsdann mit unwiderstehlicher Gewalt, aber in Folge seiner eigenen Schuld, in den schwarzen Abgrund reifst: diefs öffnet in der Verfolgung und Darstellung des geistigen Entwickelungsprocesses strafwürdiger Handlungen eine reiche Fundgrube der Menschen- und Seelenkenntnifs, und arbeitet dadurch allen jenen Wissenschaften vor, welche entweder den menschlichen Geist unmittelbar zu ihrem Gegenstande oder auf denselben nahe oder fern eine Beziehung haben.“ Es ist also, wie gesagt, die *psychologische* Seite, von welcher diese Fälle betrachtet werden. Gewifs eine höchst wichtige; und nach dem angegebenen Standpunkte verdient auch die Darstellung und Auffassung die vollste Anerkennung. Man kann auch so weit dem Verf. beistimmen, da er richtig bemerkt, dafs solche Rücksichten im Allgemeinen auf die richterliche Beurtheilung keinen oder geringen Einflufs haben; denn das Gesetz bestraft die Handlung nicht nach ihrer blofs *inneren*, nicht nach der blofs *äufseren* Eigenschaft, sondern wie sie *ganz* ist, und es kommt hier selten darauf an, *wie* der Gefallene zum Verbrechen kam, sondern *dafs* er dazu kam. „Du sollst nicht tödten!“ Aber wie Jemand allmälig so weit kommt, dafs er endlich zum Mörder wird — diese mehr oder minder er-

Digitized by Google

kennbare Reihe von Verhältnissen und Progressionen schliefst sich mit dem, was die Veranlassung der richterlichen Untersuchung wird, obschon diese mit Recht auch jenem auf den Grund zu kommen sucht. So findet auch bei dem Verbot der Tödtung und deren Strafe keine Rücksicht auf dergleichen an sich wichtige Momente statt, wofern dadurch nicht etwa der Unterschied von *Mord* und *Todtschlag* oder einem solchen Fall begründet wird, den ältere Rechte, als auf entschuldbaren Gründen beruhend, straflos lassen. So mag auch die an sich löbliche Triebfeder, als das entferntere subjective Moment, nicht zur Entschuldigung dessen dienen, der defshalb sich der Objectivität des Rechts als solcher entgegensezte, welches als ein eigenes System die Anerkennung Aller fordert und hat, und der Zweck darf das Mittel nicht heiligen. Ferner erinnert der Verf. mit Recht, dafs, wie eigenthümlich auch die Umstände seien, welche den Menschen zur *Schuld* bringen, es doch *seine Schuld* sei, deren Folgen ihn treffen müssen, und es ist Pflicht, dieses hervorzuheben, um die Ansicht des Verfs. gehörig zu würdigen, die nämlich von anderen Seiten Entgegnungen Raum gibt. Allerdings dient eine solche Betrachtungsweise als Vorarbeit für Wissenschaften, die den menschlichen Geist unmittelbar zu ihrem Gegenstande oder auf denselben eine Beziehung haben. So unter Anderem dem Criminalrechte; aber eben dieses ist es, aus welchem wieder unter Anderem diese Quelle fliefst, aus der geschöpft wird. Es ist hier ein Cirkel-, oder besser ein Wechselverhältnifs, welches für den Standpunkt der empirischen Psychologie von besonderer Wichtigkeit ist, und es mag noch ferner zugegeben werden, dafs diese Empirie selbst ihre Bedeutung habe; nur ist sie nicht die *Psychologie*, als die Lehre vom *Geist* überhaupt; auch sind Geist, Seele, Gemüth und die mancherlei Triebfedern, Neigungen, Gewohnheiten, in sehr verschiedene Gebiete gehörig, und nicht so leicht gleichbedeutend zu nehmen: eine Gefahr, der man gerade auf diesem Wege der Betrachtung menschlicher Handlungen, zum Theil auch ihrer Zufälligkeiten und Aeufserlichkeit leicht begegnet und schwer ausweicht. Bleiben wir aber auch nur bei der gewifs untergeordneten Aufgabe stehen, den menschlichen Geist aus den Handlungen zu verstehen, d. h. also der in der sterblichen Hülle bestehenden, gebundenen, so müssen wir schon zugeben, dafs wir an den Verbrechen und ihren in die Beobachtung fallenden sogenannten psychologischen Gründen nur die *eine* und zwar die *kleinere* und minder bedeutende Hälfte haben. Die *gute* Handlung, die Befolgung des Gesetzes und die Unterdrückung unserer Subjectivität im Gehorsam sind auch Resultate eines Kampfes und einer Arbeit, und kommen dabei so viele beachtungswerthe Momente vor, dafs man sich billig wundern darf, so selten von deren psychologischem Interesse, überhaupt von deren Erkennen, und der hieraus fliefsenden Quelle für die Wissenschaft der Seele etwas zu hören. Zunächst in der Beurtheilung steht sie, wenn gleich mit abweichenden Resultaten, unter gleichen Grundsätzen, wie die entgegengesezte, wie sie auch ihre nicht in der Absicht des Urhebers gelegenen, aber dennoch entstandenen übeln Folgen in den Kreis ihrer Verantwortlichkeit übernehmen mufs. Aber, dafs von ihr weniger die Rede ist, möchte vielleicht uns zur Ehre gereichen, weil sie das Regelmäfsige, Gewöhnliche, das Verbrechen die seltenere Ausnahme wäre, weil sie nicht, wie lezteres, Gegenstand einer genaueren Untersuchung in einem eigentlichen Verfahren ist, was nicht einmal völlig so weit der Fall ist, als ein neben der Strafgerechtigkeit, jedoch nicht symmetrisch, bestehendes Belohnungssystem hiezu Veranlassung darbieten könnte. Man begnügt sich hier wie dort mit den Resultaten, und überläfst die Ausmittelung des Weges ihrer Begründung der genannten Wissenschaft und Betrachtungsweise; aber es ist nicht zu läugnen, dafs das Aufsergewöhnliche und Schreckliche, ja, man darf sagen, das Empörendste, und die carricaturartige Entfremdung meist ein besonderes Interesse behauptet, dessen Gründe tief im Menschen liegen, und deren Erörterung wieder *dem* Standpunkte anheimfällt, den wir besprochen. Aber, gehen wir noch weiter, die Beobachtung des Guten und Ausgezeichneten in irgend einer Sphäre, die Art der Leistung in Wissenschaft, Kunst, Amt, in Krieg und Frieden, und die höheren Gesetze, sind ein würdigerer Gegenstand für unsere auch selbst nur empirische Kenntnifs der Seele, und aus den Biographien berühmter Edler und Trefflicher aller Zeiten, aller Völker, aller Stände und Verhältnisse ist unendlich mehr zu lernen als aus den meisten Geschichten der Bösewichter. Gute Lebensbeschreibungen sind für ihre Zeit und die Nachwelt von dem gröfsten Werthe. Aber auch darin liegt der Vorzug des Guten, dafs nicht blofs die Entwickelung desselben wie dort die Ausbildung der Keime der Schlechtigkeit ein Interesse darbietet, sondern dafs vorzugsweise das Resultat, die Leistung, als etwas Grofses, Gediegenes, noch eine weit reichere und bleibende Quelle der psychologischen Kenntnisse, und überhaupt auch noch

Digitized by Google

etwas Anderes eröffnet, als die Uebelthat, welche durch die Strafe aufgehoben, deren Andenken vernichtet werden soll. Wie Viele hat das Andenken berühmter Helden, Künstler, Gelehrter begeistert, den Geist befruchtet; wie wichtig ist auch hier das Bibelstudium, und welches höchste Muster liefert nicht unsere Religion, wenn wir auch nur jene specielle Rücksicht hervorheben, anderer zu geschweigen. Nicht als ob durch diese Betrachtungen der Werth jener anderen in den Hintergrund gestellt werden sollte; es ist erlaubt, die anderen Seiten eines Ganzen hervorzuheben, um dadurch einer höheren Wahrheit zu huldigen; aber die Vorrede gibt noch besondere Gelegenheit hiezu, und dieſs scheint zur Berichtigung möglicher Miſsverständnisse nicht ohne Beleuchtung bleiben zu dürfen. Das bisher Erwähnte nämlich könnte man als einen richtigen, wenn gleich einseitigen Gesichtspunkt annehmen, dessen Vervollständigung wir angedeutet haben. Daſs aber der sogenannten Criminalpsychologie noch eine andere Bedeutung beigelegt werde, kann man in der Art, wie es hier geschieht, als eine Ueberschreitung ihrer Gränzen nicht billigen. Es heiſst nämlich (p. X unmittelbar nach der vorhin ausgezogenen Stelle): „Selbst manche kleine und groſse Abschnitte in den Jahrbüchern der Welt- und Staatengeschichte werden erst demjenigen ganz verständlich, welcher für den Charakter und die Triebfedern Manches ihrer *Helden* in den Annalen der Criminalgerichtshöfe den rechten Schlüssel gefunden hat.“ Und dieses Thema wird dann weiter nicht sowohl bewiesen, als mit lebhafter Beredsamkeit besprochen. Nun läſst sich nicht läugnen, daſs der handelnde Mensch, auch auſser dem Criminalgebiet, im gewöhnlichen bürgerlichen und im höheren Staatsleben, auch durch *Menschliches* bestimmt werde; daſs, so wie nicht alle Verbrecher von Grund aus ganz schlecht sind, selbst in ihrer tadelnswerthen Handlung nicht stets nach anderen Rücksichten irgend einer guten Seite entbehren, so auch manches erscheinende Gute es an sich und in seiner Wahrheit *nicht* sei, und daſs Schechtes Mittel und Werkzeug eines höheren Guten seyn könne, so wie es Schlechtigkeiten gibt, die, wenn sie auch als solche erkannt werden, der richtenden *Weltgeschichte,* nicht dem Criminalgerichte unterworfen sind. Aber das wirklich Groſse ist als solches etwas Anderes, als welches mittelst *jenes Schlüssels* eröffnet werden dürfte. Es ist hier nicht die Rede von der *formellen* Tugend, die erst *ihren* Inhalt haben muſs, wonach sie von dem Laster und dem Verbrechen unterschieden werden muſs, bei welchem *formell* gleicher Kampf, gleiche geistige oder körperliche Anstrengung stattfinden kann, sondern von dem *Inhalte* selbst — dem Groſsen — denn der Verf. spricht von den *Helden* der Geschichte. In so fern sie dieses sind, erlangen sie einen objectiven Werth, an welchem ihr subjectives Interesse seine erlaubte Befriedigung findet, und stehen rücksichtlich der Beurtheilung auf einem anderen als dem niedrigen Standpunkte, wonach sie entweder nur als blinde Werkzeuge der Vorsehung, oder als solche betrachtet werden sollten, die ihrem Eigennutz oder anderen selbstsüchtigen Triebfedern und Zwecken fröhnten, so daſs sie vielmehr die *Gemeinen,* nicht die *Helden* waren. Denn sie sind, so weit sie Groſses leisten, mit ihrer Leistung als ihrer Handlung *eins,* was ihnen eben so wohl bei der Zurechnung zu Statten kommen muſs, als dem Verbrecher, bloſs weil er verbrochen hat, dieses zugerechnet wird, wenn er auch früher nicht schlimm war. *Diesen* entschuldigt *das* nicht, *jenen* mag es ihren Werth nicht verringern. Selten ist Jemand ganz, durchaus und in allen Beziehungen ein Verwerflicher; aber auch der da steht, soll zusehen, daſs er nicht falle, und so mag hier gleich erinnert werden, daſs die Ueberschrift des *vierzehnten* Falles: „*Joseph Auermann, tadelloser Mensch und Bürger, und zuletzt doch ein Mörder*“ etwas Schiefes enthalte; eben so mag der Held von menschlichen Schwächen nicht frei seyn; aber sie sind nicht so durchaus sein Ganzes, daſs man sein Heldenthum dadurch herabsetzen kann. Ueberhaupt bestimmt sich der Werth des Menschen nach seinen Leistungen und deren objectivem Gehalte, und er ist gerade so viel und so groſs, als die Summe seiner Handlungen, die freilich so wenig bloſs in ihrer Aeuſserlichkeit erfaſst werden können, als der bloſse gute Wille, etwas zu leisten, die geforderte Thätigkeit das Wollen, das Vollbringen ersetzen kann. Einer philosophischen Betrachtung der Geschichte und der in ihr auftretenden Individuen und Völker muſs ein anderes Princip zu Grunde gelegt werden, dem jene selbst huldigen, als das des gewöhnlichen Treibens der Menschen in der beschränkten Sphäre des niedern Lebens, und so muſs wenigstens die Behauptung des Verfs., die man allerdings oft hört, in ihrer Allgemeinheit und in dieser Anwendung widersprochen werden. „Auf der tragischen Bühne der Verbrechen spielen ganz dieselben Triebfedern, welche nicht nur in vielen groſsen und glänzenden Weltbegebenheiten, sondern auch alltäglich in den engen Kreis des bürgerlichen Lebens und der gemeinen geselligen Verhältnisse eingreifen.“ Nicht

Digitized by Google

als ob jene Triebfedern geradezu abgeläugnet werden sollten, sondern nur weil sie als untergeordnete und zum Theil zufällige Momente keine selbstständige Bedeutung in der Welthandlung haben können, und daher ist die Bezugnahme auf dieselben in die Kategorie *der* geschichtlichen Ansicht zu setzen, welche grofse Begebenheiten und erfolgreiche historische Veränderungen vorzugsweise sogenannten kleinen Ursachen, Zufälligkeiten und Einfällen zuzuschreiben geneigt ist, und darüber das höhere waltende Princip der Nothwendigkeit und den Geist unbeachtet läfst, der ein anderer ist, als der der Einzelnen. Auch die Berufung auf *Schiller* mag jener Behauptung kein gröfseres Gewicht beilegen. „Stände einmal", sagt dieser Dichter, „wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein *Linnäus* auf, welcher nach Trieben und Neigungen classificirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so Manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jezt ersticken mufs, mit dem Ungeheuer Borgia in Einer Ordnung beisammen fände." Man würde sicher dem Dichter sehr Unrecht thun, wenn man eine gelegentlich hingeworfene Aeufserung im strengsten Ernst nehmen wollte, von der eben so wohl nach einer Seite, zumal mit Rücksicht auf den damaligen Standpunkt der Psychologie, ausgesagt werden kann, dafs sie *treffend*, als nach der anderen, dafs sie ganz *grundlos* sei. Die äufseren Merkmale und Kennzeichen, nach denen die Pflanzen in Classen unterschieden werden, und die doch selbst wieder auch nach anderen Systemen bestimmt worden sind, werden als etwas Bleibendes und Specifisches *vorgefunden;* aber so ist es nicht mit Trieben und Neigungen der Menschen; ferner, fände sich, wenn es möglich wäre, dieser *Linnée*, so würde man ihm seine Arbeit wenig danken, die die alleruntergeordnetste Seite des Menschen auffafste, und zu einer selbstständigen Wichtigkeit erhöbe, gegen welche das eigentliche geistige Moment, die Einheit des Geistes und Willens und die Absicht auf das Gute, übersehen würde, die bei denen, welche das Rechte und Vernünftige anerkennen, und ihre Thätigkeit darauf richten, ein ganz anderer, tieferer Bestimmungsgrund ist als die Zufälligkeit ihrer Triebe und Neigungen, aus denen als solchen noch nichts Grofses, aber wohl das Schlechte entsprungen ist, unter Anderem das *Verbrechen;* und es ist auch hier wieder unser Resultat, dafs das Gebiet des Guten an sich und seiner Grundlage ein wesentlich Anderes, quantitativ und qualitativ Verschiedenes von dem Bösen ist. Wenn wir also sowohl jene Möglichkeit, als das Verdienst einer Classification widersprechen, und uns gegen jede solche Gleichstellung des Guten und Schlechten in formeller Hinsicht erklären müssen, so verkennen wir nicht die richtigen Grundgedanken einer Empirie, sondern wollen derselben nur nicht die Berechtigung einräumen, an die Stelle der Lehre vom Geiste (diesen hier auch nur als subjectiven genommen) zu treten. Richtig ist das Princip, das Wahre in der Erfahrung, dem Wirklichen, und nicht irgendwo anders zu suchen; aber es ist nicht minder richtig, dafs auf dem Wege der Empirie nur einzelne Wahrnehmungen, seien ihrer auch unendlich viele, sich darbieten, die darum noch kein Allgemeines, kein Nothwendiges sind, vielmehr entweder auf ein solches hinweisen, oder, wenn sie, statt dieses zu thun, selbst Anspruch machen, als lezte Wahrheit zu gelten, jene höhere Nothwendigkeit nicht als solche, sondern als zufällig erscheinen lassen. Aber die auf dem Wege solcher empirischen Auffassung entstehende Kenntnifs ist als Anthropologie und eine (von mehreren) Bedingungen der Menschenkenntnifs, auch wohl nach dieser Seite hin der Selbsterkenntnifs, noch weit entfernt von der eigentlichen Psychologie, der Lehre vom Geiste, und gegen jene Verwechselung mufs um so dringender gewarnt werden, je leichter sie ist, je plausibler und ansprechender die zum Behufe der sogenannten Erfahrungs-Seelenkunde erzählten Fälle gewöhnlich sind, je bestimmender für Andere berühmte Namen in der Regel sind. Am Ende kommt es freilich darauf an, was sich Dieser oder Jener unter Psychologie und demnach psychologischem Interesse denkt, aber es kann doch nicht dem Belieben die Bestimmung concreter Begriffe anheimfallen. „Das Gebot: Erkenne dich selbst," sagt *Hegel* *), hat weder an sich, noch da, wo es geschichtlich als ausgesprochen vorkommt, die Bedeutung blofs einer Selbsterkenntnifs nach den particularen Fähigkeiten, Charakter, Neigungen und Schwächen des Individuums, sondern die Bedeutung der Erkenntnifs des *Wahrhaften* des *Menschen* wie des *Wahrhaften an und für sich* — des Wesens selbst als *Geistes.*" Auch sind diese, unter Voraussetzung der Erkenntnifs des Allgemeinen, zum Theil nicht unwichtigen Besonderheiten, als Gegenstand der Menschenerkenntnifs, nicht die Psychologie, die den Geist als solchen auch in der Einheit seiner Thätigkeiten u. s. g. Vermögen nimmt, abgesehen von

*) Encyclopaedie etc. zweite Ausgabe. §. 377.

Digitized by Google

dem empirisch vorgefundenen, sehr verschiedenen Inhalt, der dem subjectiven Bewuſstseyn und der individuellen Existenz angehört. Um noch einmal auf *Linnée* zurückzukommen, oder vielmehr auf *Schiller*, so spricht die entgegengesezte und richtige, würdigere Ansicht Niemand schöner aus als *Hegel* *) — „die Lehre von den Tugenden, in so fern sie nicht bloſs Pflichtenlehre ist, somit das Besondere, auf Naturbestimmtheit Gegründete des Charakters umfaſst, wird eine *geistige Naturgeschichte* seyn.“ Wo bleiben aber das Laster und die verwerflichen Neigungen etc., die auch, und zwar in der Besonderheit, recht eigentlich aber doch auch in der Naturbestimmtheit, unter dem Einfluſs des Geistes vorhanden sind? Wir mögen sie, als den Widerspruch, das Unwirkliche, Abnorme betrachten; wie die Krankheiten des Körpers und dessen Miſsbildungen, so mögen geistige Krankheiten, Verirrungen und Verbrechen erscheinen und gewürdigt werden, als Miſsverhältnisse der Theile des Organismus; und so wie der Naturforscher die fehlerhaften Gebilde als Merkwürdigkeit in seiner Sammlung bewahrt, so haben solche Unregelmäſsigkeiten, die der Verfasser mit Recht als „ein Cabinet seltener Delinquentenexemplare“ (p. XIII.) bezeichnet, ihren Werth und ihr Lehrreiches; aber die anderen Seiten sind erfreulicher, wie *Plato* von der Tugend sagt, welche, wenn sie verkörpert und in äuſserer Gestaltung sichtbar wäre, die gröſste Liebe erwecken müſste, wie sie es geistig thut. (Wenn wir diese Gegenbemerkungen gerade hier vorbringen, so geschieht dieses doch in der allgemeinen Beziehung auf die gewöhnliche Betrachtungsweise, und wir haben nur lieber die Gelegenheit ergriffen, sie an das in seiner Art treffliche Werk eines verehrten Mannes anzuknüpfen, welches nach der oben ausgesprochenen Ansicht in seiner Gediegenheit uns noch weit lehrreicher ist, als der Verf. am Ende der Vorrede (p. XVI) mit liebenswürdiger Bescheidenheit hofft. Auch ist sicher der Verf. weit entfernt, die Miſsverständnisse zu begünstigen, welche Andere, durch jene Darstellungen und Vorrede genährt, finden möchten, indem sie ihn, für ihre Meinung praeoccupirt als einen Gleichgesinnten begrüſsen. Seine Worte (p. XII): — „Der Verbrecher muſs über seine Lebensgeschichte, wie über seine That und deren Beweggründe, Rede und Antwort geben, ist genöthigt, gleichsam der eindringenden Sonde des untersuchenden Richters stille zu halten, und was er auch versuchen, wie immer er sich wenden und drehen mag, um diejenige Seite, wobei ihn die strafende Gerechtigkeit fassen könnte, zu verstecken, dennoch wird es ihm, dem rechten Manne gegenüber, nur selten gelingen, so viel von seinem Innern zu verbergen, *als wenigstens der Menschenkenner* bedarf, um über seine innere Natur mit sich in das Reine zu kommen“ — bezeichnen in dem „*wenigstens* etc.“ den anthropologischen Standpunkt, die Interpretation seiner Ansicht des „*nosce te ipsum*,“ ohne daſs dadurch ein anderer geläugnet würde. Auch ist die kritische Philosophie, unter deren Einfluſs derselbe mit Scharfsinn und Erfolg seine früheren Leistungen begann, zwar mit der Empirie darin übereinstimmend, daſs sie von der Erfahrung als einziger Grundlage ihrer Erkenntnisse ausgeht, aber sie unterscheidet sich darin, daſs sie diesen Erkenntnissen nicht den selbstständigen Werth von Wahrheiten, sondern von Erscheinungen derselben beilegt, so daſs die Wahrheit auch *irgendwo* sonst sei, und gesucht, vielleicht auch bis zu einem bestimmten Grade gefunden werde. Nach dieser Beschränkung ist es richtig, was aus Schiller angeführt wird: „Der umständliche Rechtsgang ist fähig, die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die lezten Gründe einer Begebenheit, über die wahren *Motive* der handelnden *Spieler* oft genug unbefriedigt läſst, so enthüllt uns oft ein Criminalproceſs das Innerste der Gedanken und bringt das verstecktesteste Gewebe der Bosheit an den Tag.“ Nur muſs man auch hier wieder zugeben, daſs der Criminalproceſs hiezu weder das einzige, noch stets sichere Mittel sei, und gewiſs hat z. B. der Verf., und mit Recht, aus den ihm vorgelegten Verhandlungen zufolge seines Scharfblicks mehr wahrgenommen als mancher Inquirent; denn es genügen für den Kenner die erheblichsten Umstände, gleichsam als Gerippe, aus denen die unsichtbaren feinen Fäden, die lebendigen Nerven, und Vieles entnommen wird, was der Verbrecher bei dem besten Willen, als auſser seiner Sphäre liegend, zu *gestehen* nicht im Stande ist. Und umgekehrt, ist bei der tiefern Betrachtung der Geschichte jenes nicht minder möglich, obgleich auch hier eine Klippe vermieden werden muſs. In ähnlichem Sinne sagt mit Recht *Savigny*: *) „Durch Entdeckung eines solchen Zusammenhangs ist es

*) Rechtsphilosophie §. 150.

*) Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. I. Band. Vorrede S. XI.

Digitized by Google

Niebuhr möglich geworden in das Geheimnifs Römischer Gröfse tiefere Blicke zu thun, als in der Zeit der gebildeten Römischen Literatur den Römern selbst zu thun vergönnt war." Und man kann hinzufügen, dafs jene Klage Schillers sich auf die von ihm vorausgesezte, der Zeit angehörige irrige Ansicht gründete, überhaupt für die Weltbegebenheiten hauptsächlich *subjective Motive* aufzusuchen, und wie er sich selbst hier ausdrückt, die Handelnden als „*Spieler*" zu betrachten, wobei es freilich kaum anders möglich ist, als dafs eine Forderung unbefriedigt bleibt, die der philosophische Geschichtsforscher gar nicht aufstellt.

Bleiben wir nun bei dem hier befolgten Standpunkt stehen, so müssen wir dessen hohe Wichtigkeit anerkennen, und wenn man sich nur verständigt, worin der sogenannte *psychologische* Werth der Darstellung von Criminalfällen beruhe, so darf man den Wunsch aussprechen, dafs der Verf., der den Beruf so glänzend dargethan hat, recht bald die verheifsene Fortsetzung liefern möge, und dafs überhaupt wichtige Verbrechensfälle, nach der einzigen bei ihnen möglichen Weise, ihnen ein allgemeineres Interesse zu verschaffen, gerade so bearbeitet werden möchten, und stets in die rechten Hände gerathen. Es sei bei dieser Gelegenheit erlaubt, noch auf einen andern Criminalfall, der gleichfalls so gelungen von demselben Verfasser bearbeitet ist, „*Tartüffe als Mörder*" aufmerksam zu machen *). Hiernach ist allerdings für diese Seite der Menschenkenntnifs eine unerschöpfliche Quelle von Beobachtungen und der Methode derselben eröffnet, für den Inquirenten, den Vertheidiger und den urtheilenden Richter, für den Gesetzgeber, den Seelsorger und den Arzt. Auch — wenn man die doch auch nicht ausgeschlossene Bedeutung des früher besprochenen Satzes für die Selbsterkenntnifs hier annimmt — für diese leztere sind diese Betrachtungen sehr erheblich und dürfen nicht fehlen, sei es, um unser Urtheil über Andere im Bewufstseyn eigener Mangelhaftigkeit schonend zu bestimmen und die Klippen kennen zu lernen, an denen auch der Bessere, der sich sicher wähnt, scheitern kann, sei es, um einen desto gerechtern Abscheu gegen das Böse zu nähren, von welchem uns die schonende Gesinnung, das Mitleid mit dem Gesunkenen und andere mehr dem Gefühl als der vernünftigen Einsicht angehörige Rücksichten niemals abhalten sollten.*)

Nach allen jenen Gesichtspunkten nun hat der Verf. nicht nur jeden einzelnen Rechtsfall mit trefflichen Bemerkungen und Untersuchungen ausgestattet, sondern verschiedentlich auch die Gelegenheit wahrgenommen, durch Vergleichung und Entgegenstellung verschiedener und ähnlicher Verbrecher dem Leser ein Bild mit scharfen und feinen Zügen treffend vor die Seele zu stellen, und gewährt dadurch oft nur in entfernteren Andeutungen und Hinweisungen einen dankbaren Stoff, um den Gedankengang weiter zu verfolgen. Es ist gleich Anfangs erinnert worden, dafs der Leser, um den rechten Vortheil zu haben, hier, wie bei jedem guten Buche, das gleich einer andern trefflichen Leistung mehr ist, als es unmittelbar ausspricht, und bei wiederholter Betrachtung stets mehr bietet, je mehr man fordert, sich nicht blofs empfangend, sondern auch selbstthätig verhalten müsse; es ist gleichfalls bemerkt worden, dafs unsere Betrachtung den Standpunkt des Lesers mehr als den einer Recension der Arbeit annehmen solle, und der Unterzeichnete würde sich glücklich schätzen, wenn er dadurch zu einem gründlicheren Studium des Werks auch andere als die sogenannten Leute vom Fache veranlafste, als es durch ein blofses Lob geschieht, dessen der Verf. nicht bedarf. Es wäre aber auch hier nicht weiter am Orte, innerhalb des zugestandenen Gebietes empirischer Auffassung weitere Discussionen zu liefern, und eben so wenig soll dem Urtheile der Leser hierin vorgegriffen, oder durch Mittheilung des Inhalts der musterhaft dargestellten Rechtsfälle der Genufs alterirt werden, den die unmittelbar eigene Anschauung in seltener Fülle gewährt.

J. F. H. Abegg.

---

1. *Astronomische Hülfstafeln für* 1820 — 1828, *von H. C. Schumacher, neuntes Heft.* Kopenhagen, gedruckt bei Schultz.
2. *Berliner astronomisches Jahrbuch, von J. F. Encke.* Berlin, in der Druckerei der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Die einzelnen Theile unserer Kenntnifs der Himmelskörper und ihrer Bewegungen, welche unter der allge-

*) Dieses steht in Hitzigs Annalen der Deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. 3. Heft. N. I.

*) Vgl. des Unterzeichneten Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses, vor dessen Grundrifs etc. P. XIX — XXI.

Digitized by Google

meinen Benennung *Astronomie* begriffen sind, sind jeder von so grofsem Umfange, dafs es schwer ist, das Ganze gründlich zu durchblicken, unmöglich aber für Einen, alle Theile zusammen mit solchem Erfolge zu bearbeiten, dafs die Wissenschaft dadurch fortschreitet. Wir wollen dieses weiter verfolgen, um dadurch auf den Standpunkt zu gelangen, von welchem die Werke, die wir anzuzeigen beabsichtigen, angesehen werden müssen.

Die erste Stelle unter den einzelnen Theilen der Astronomie, mit welchen die Astronomen sich beschäftigen, nimmt die Beobachtung der Bewegungen der Himmelskugel selbst, und sowohl der festen als der beweglichen, daran sichtbaren Gestirne ein. Denn die Beobachtung ist die Quelle, aus welcher unser astronomisches Wissen geschöpft ist und ferner geschöpft werden wird. Die Astronomie hat den Ruhm, nichts als wahr aufgenommen zu haben, als was entweder unmittelbar beobachtet, oder durch mathematische Folgerungen aus der Beobachtung abgeleitet worden ist. Es folgt hieraus nicht, dafs nie etwas Unwahres in der Astronomie gewesen wäre, aber man hat nie gezögert, es daraus zu entfernen, sobald die Beobachtungen seine Unwahrheit zeigten; Meinungen aufzunehmen, welche gar nicht durch Beobachtungen geprüft werden können, hat man sich nicht berechtigt gefunden.

Der zweite Theil ist die sogenannte sphärische Astronomie, die sich mit der Bewegung der Himmelskugel selbst beschäftigt und daraus Vorschriften, sowohl für die zweckmäfsige Anstellung als für die Berechnung der Beobachtungen ableitet. Hieher kann man auch die Kunst, die Instrumente ihrer wahren Natur gemäfs anzuwenden, rechnen.

Ein dritter Theil — die physische Astronomie, welche durch *Newton* entstanden ist — beschäftigt sich mit der Anwendung der Lehrsätze der Mechanik auf die Bewegung der Erde und der Himmelskörper. Er legt dieser Anwendung eine Hypothese zum Grunde — seit *Newton* das Gesetz der Schwere — und entwickelt die Folgen derselben, so wie sie sich in der Bewegung der Himmelskörper zeigen müssen, wenn die Hypothese wahr ist. Er erlangt den Namen *Mechanik des Himmels*, den *Laplace* ihm auf dem Titel seines unsterblichen Werks gegeben hat, wenn die Hypothese sich, durch Uebereinstimmung aller ihrer Folgen mit den Beobachtungen, rechtfertigt.

Ein vierter Theil gründet sich auf die Verbindung des ersten und dritten; er hält das, was der dritte gegeben hat, mit dem aus dem ersten hervorgegangenen zusammen, prüft also die Hypothese und bestimmt die jedem Himmelskörper eigenthümlichen, in der allgemeinen mathematischen Untersuchung willkürlich erscheinenden Elemente. Er liefert uns daher die Theorien der Bewegungen der Sonne, des Mondes, der Planeten und Kometen, und aus ihm fliefst jede Anwendung der Astronomie auf Zeitrechnung, Erdkunde und Schifffahrt.

Ein fünfter Theil endlich ist die Erforschung der Himmelskörper ohne Rücksicht auf ihre Bewegung, und daher mehr getrennt von den übrigen Theilen, als diese unter sich. Dieses ist der Theil der Wissenschaft, den *Herschel* durch seine grofsartigen Beobachtungen und Ansichten bereichert hat.

Alle diese Theile und selbst ihre Unterabtheilungen sind so ausgedehnt, dafs sie wirklich unbegrenzt sind. Dafs gerade die Männer, welchen die Wissenschaft das Meiste verdankt, Einem derselben ihre Kräfte gewidmet haben, ist nicht zu verwundern; und wenn es auch nothwendig ist, dafs ein Astronom den Umfang des Ganzen kenne, damit er genau wisse, was die Wissenschaft schon besizt, was ihr noch fehlt, und durch welche Untersuchungen er sie bereichern kann, so kann weder gefordert werden, dafs er alle Theile zugleich bearbeite, noch würde dieses erfolgreich seyn. *Bradley* hätte weniger geleistet, wenn er die Hälfte seiner Zeit auf die Mechanik des Himmels gewandt hätte, *Laplace* weniger, wenn er die seinige zwischen den Beobachtungen und dem Calcul getheilt hätte; auch die Summe der Leistungen Beider wäre dann kleiner gewesen, als sie ist; denn mit ernster Beschäftigung wächst die Kraft. — Es ist daher zu hoffen, dafs sich eine stillschweigende Uebereinkunft der Astronomen immer mehr ausbilde, nach welcher ein jeder sich in einem Kreise beschäftigt, welcher sowohl durch das Bedürfnifs der Wissenschaft als durch Anlage und Neigung bestimmt wird. Wollten die zahlreich vorhandenen Sternwarten alle thätig seyn, so würden wir zwar schnell einen Reichthum von Beobachtungen sammeln, allein das Ganze der Astronomie würde nicht so fest und sicher fortschreiten, als wenn die anderen Untersuchungen gewachsenen Astronomen ihre Zeit *diesen* widmeten. Was das jetzige Bedürfnifs der Wissenschaft anlangt, so ist unsere Meinung, dafs, nachdem seit *Bradleys* Tode die Beobachtungen, mehr ihrer inneren Güte als ihrer Anzahl nach, beträchtlich zurücktraten, jezt für dieselben mehr geschieht, als für daraus abzuleitende andere Theile der Astronomie. Es scheint daher nützlicher und wenigstens eben so ehrenvoll, die Bewegung eines Himmelskörpers nicht oberflächlich, sondern gründlich aus den vorhandenen Beobachtungen zu untersuchen, oder eine andere Rechnung, deren Resultat der Wissenschaft nothwendig ist, zu verfolgen, als den vorhandenen und fortschreitenden Beobachtungsreihen auf geebnetem Wege eine neue zuzugesellen. Wer die Wissenschaft ganz kennt und alle inneren Mittel besizt, sie durch eigene Untersuchungen zu vermehren, der wird die äufseren gegenwärtig nicht leicht entbehren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87. u. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

1. *Astronomische Hülfstafeln für* 1820—1828, *von C. H. Schumacher. Neuntes Heft.*
2. *Berliner Astronomisches Jahrbuch, von C. F. Encke.*

(Beschluſs.)

Auf diese Art *müssen* die Beschäftigungen verschiedener Astronomen sehr verschiedenartig seyn, und es ist zu hoffen, daſs dieses immer mehr der Fall werde. Vorzüglich erfreulich ist es uns, durch die vorliegenden Werke ein Feld mit Vorliebe bearbeitet zu sehen, welches zu den vernachlässigten gehörte, und welches, abgesehen von seinem unmittelbaren Nutzen, das Interesse gewährt, genau zu bezeichnen, bis zu welchem Punkte die Astronomie jedesmal gelangt ist.

Was für einen Zweig der Astronomie man aber auch verfolgen mag, so fühlt man das Bedürfniſs von Ephemeriden der Bewegungen der Himmelskörper, und zwar solcher Ephemeriden, die nicht etwa eine genäherte Uebersicht der Oerter der Gestirne, sondern dieselben so genau angeben als die Tafeln selbst, aus welchen sie berechnet worden sind. Denn nur wenn dieses der Fall ist, wird es unnöthig, jeden Augenblick den Zeitaufwand zu machen, welchen die Anwendung der Tafeln kostet. Der, der die Ephemeriden berechnet hat, hat dann für Alle gearbeitet, und jeder Einzelne darf nur hinzufügen, was sich auf seinen eigenen Ort bezieht.

Ephemeriden, welche von diesem Gesichtspunkte ausgegangen wären, hatten wir bisher nicht. Die Connaissance des Tems und der Nautical Almanac sind ursprünglich mehr für den Seefahrer als für den Astronomen bestimmt, und erfüllen die erste Bestimmung vollständig; die andere hat sich, namentlich bei dem Nautical Almanac, in den lezten Jahren geltender gemacht; allein vielleicht hätte diese Ephemeride sich zu sehr von ihrem ursprünglicen Zwecke entfernt, wenn man sie dem Bedürfnisse der Astronomen *ganz* angeeignet hätte. Die früheren 54 Bände des astronomischen Jahrbuchs sind gleichfalls von einem anderen Gesichtspunkte ausgegangen. Nur die Mailänder Ephemeriden enthalten seit mehreren Jahren eine so genaue Angabe der Längen der Sonne, daſs diese statt der Tafeln selbst angewendet werden kann; die Breite der Sonne geben sie nicht, die Entfernung von der Erde, die gerade Aufsteigung, Abweichung u. s. w. mit geringerer Annäherung.

Eine dem Bedürfnisse der Astronomen vollkommen entsprechende Ephemeride soll für jedes Jahr alles Astronomische enthalten, was ein für allemal voraus berechnet werden kann. Leistet sie dieses mit der Genauigkeit der zum Grunde gelegten Tafeln selbst, so gewährt sie groſse Vortheile: nicht nur liefert sie eine Arbeit fertig, welche ohne sie von Jedem, der ihr Resultat gebraucht, also mit öfterer Wiederholung gemacht werden muſs, sondern sie gibt auch der Berechnung der Beobachtungen eine auf keine andere Weise zu erlangende, nichts desto weniger aber zur genauen Vergleichung der Resultate nothwendige Gleichförmigkeit. Endlich ist ihr Nutzen nicht mit dem Jahre geschlossen, sondern noch in späterer Zeit wird dem, der über die Bewegung eines Himmelskörpers Untersuchungen anstellen wird, durch eine solche Ephemeride ein groſser Theil der Arbeit abgenommen.

Der Erste, der die Idee von Ephemeriden dieser Art zur Ausführung brachte, ist *Schumacher*. Seine Hülfstafeln sind eine unentbehrliche Hülfe für die Sternwarten geworden. Sie enthalten eine vollständige Sonnenephemeride, nach der Carlini'schen Umformung der Delambre'schen Tafeln, mit aller möglichen Genauigkeit berechnet, im lezten Jahre verbessert durch neue, seitdem bekannt gewordene Tafeln; die scheinbaren Oerter der beiden Polarsterne α und δ Ursae minoris, für jede Culmination derselben; die Oerter von 45 Hauptsternen (unter diesen die 36 Fundamentalsterne) für jede zehnte Culmination; eine genaue Ephemeride des Mercurs für jeden Tag; eine ähnliche des Uranus; die Oerter, wo die Jupi-

Digitized by Google

tersmonde in den Schatten oder aus demselben treten; eine allgemeine Tafel zur Berechnung der scheinbaren Oerter der Fixsterne; endlich die Schiefe der Ekliptik und die Längennutation für jeden zehnten Tag. Für die übrigen älteren Planeten hat derselbe hochverdiente Astronom Ephemeriden, denen für Mercur und Uranus ganz ähnlich, in einer anderen Sammlung, nämlich den *Distances of the Moons Center from Venus, Mars, Jupiter and Saturn*, welche seit 1822 erscheint und sich dem Nautical Almanac anschliefst, bekannt gemacht. Wenn man sich an diese Hülfstafeln gewöhnt hat, so begreift man kaum, wie man ähnliche Erleichterungen der Arbeit früher hat entbehren können.

Durch den Tod von *J. E. Bode* wurde das Erscheinen der von ihm 54 Jahre lang mit bewunderungswürdiger Ausdauer berechneten, der Astronomie in Deutschland sehr förderlich gewesenen Jahrbücher mit dem Bande für 1829 unterbrochen, und nun wurde zwischen *Schumacher* und *Encke* eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher der Leztere die Bekanntmachung Alles dessen ferner übernimmt, was der Erstere in den Hülfstafeln bisher gegeben hat und noch für 1829 geben wird. Diese Uebereinkunft erfüllt *Encke* in dem vorliegenden Bande des Jahrbuchs für 1830 zum ersten Male. Allein das Jahrbuch enthält noch beträchtlich mehr: nämlich die Ephemeride des Mondes, mit aller wünschenswerthen Vollständigkeit und Genauigkeit berechnet; die der neuen Planeten für jeden vierten Tag des Jahres, und um die Zeit der Opposition von Tag zu Tag. Auch enthält es die Sterne, mit welchen der Mond in gerader Aufsteigung zu vergleichen ist; endlich eine sehr vollständige Ephemeride der im Laufe des Jahrs vorfallenden Sternbedeckungen. Es enthält, mit Einem Worte, Alles, was der Astronom in einer Ephemeride suchen kann.

Auf Näheres über die einzelnen Artikel können wir uns hier nicht einlassen, weil dieses auf ein Urtheil über die Güte der Tafeln, welche zum Grunde gelegt worden sind, hinauslaufen würde, welches dem Ref. aus mehreren Gründen nicht zusteht; nach seinem Geschmacke ist aber die sowohl von *Schumacher* als von *Encke* getroffene Wahl der Tafeln. Was die Genauigkeit der Rechnung betrifft, könnte eher hier beurtheilt werden; allein dazu wäre nöthig, dafs man nachrechnete, wozu, bei Rechnungen, welche von solchen Männern gemacht oder angeordnet und controllirt sind, auch die Neigung fehlt. Dankbar nennen müssen wir die Namen der Gehülfen Beider: *Claussen, Hansen, Nissen, Petersen; Dannemann, Deinhardt, Herter, Wolfers.*

Die Berechnung von Ephemeriden kostet immer viele Zeit; sie wird abschreckend, wenn sie nicht mit der Ueberzeugung gemacht werden kann, dadurch mehr Nutzen zu stiften, als durch eine andere Anwendung derselben Zeit. Wenn die Ephemeriden die Ausdehnung und Genauigkeit der vorliegenden haben, so ist der Zeitaufwand *sehr* grofs, aber abschreckend ist er nicht mehr; denn die Zeit ist *sehr* nützlich angewandt. Die Berechnung selbst ist eine mechanische Arbeit; man könnte wünschen, dafs sie nur von einem Astronomen unternommen würde, der sonst nicht grofsen Nutzen aus seiner Zeit zu ziehen wüfste. Allein es müfste doch einer seyn, der das Ganze der Wissenschaft kennt und selbst ihre Bedürfnisse fühlt; ein solcher ist aber nicht unter denen zu finden, deren Zeit keine andere Anwendung hat. Ueberdiefs ist der Astronom an weitläuftige mechanische Arbeiten gewöhnt, oder sollte daran gewöhnt seyn. Man darf also nicht *mehr* wünschen, als dafs der Herausgeber der Ephemeride immer kräftige Gehülfen finden möge, welche ihm die Arbeit erleichtern.

Ernstlich zu wünschen ist, dafs Alles angewandt werden möge, eine Arbeit von solcher Beschaffenheit sowohl *allgemein* als *bleibend* nutzbar zu machen. Das Erstere würde erreicht seyn, wenn keine anderen Ephemeriden von Grund aus berechnet, sondern die Artikel, welche sie eigenthümlich enthalten sollen, z. B. die Entfernungen des Mondes von anderen Gestirnen, auf die Angaben des Jahrbuchs gegründet würden. Wenn die Rechnungen der anderen Ephemeriden *neu* gemacht werden, so müssen sie entweder dasselbe geben oder etwas Schlechteres; die Mühe ist also wenigstens verloren. Doch stehen hier Hindernisse im Wege. Die seefahrenden Nationen müssen den nautischen Theil ihrer Ephemeriden früh bekannt machen, damit er lange abwesenden Schiffen nicht fehle; sollte seine Grundlage aus dem Jahrbuche genommen werden können, so müfste dieses wenigstens vier Jahre voraus erscheinen. Ein anderes Hindernifs ist die Verschiedenheit der Meridiane, worauf die Ephemeriden sich beziehen: der Nautical Almanac zählt von Greenwich, die Connaissance des Tems von Paris, die Hülfstafeln von Altona, das Jahrbuch von Berlin u. s. w.; alle Seecharten der Engländer sind von Greenwich aus graduirt, die der Franzosen von Paris. Es ist viel, aber bis jezt ohne Erfolg, über diese nutzlose Verschiedenheit gesprochen worden. Käme es auf die Astronomen allein an, so würde

Digitized by Google

eine Vereinigung eher gelingen, und dadurch manche Unbequemlichkeit entfernt, die Hoffnung Eine Ephemeride allgemein zu machen aber genähert werden; und hieran müfste den Astronomen doch gelegen seyn, wegen der genauen Vergleichbarkeit aller darauf gegründeten Rechnungen. Ref. würde, wenn er den Meridian des Jahrbuchs zu bestimmen gehabt hätte, kaum der Versuchung haben widerstehen können, den von Paris vorzuziehen; denn die Vereinigung mehrerer für diesen ist wahrscheinlicher als für den Berliner.

Eine Angabe *müssen* alle Ephemeriden aus Einer entlehnen, wenn ihr Zweck nicht verfehlt werden soll: dieses ist das Verzeichnifs der mit dem Monde zu vergleichenden Sterne. Als die hierauf beruhende Methode der Bestimmung der geographischen Längen zuerst in Gebrauch kam, enthielten *Schumachers* astronomische Nachrichten diese Verzeichnisse; das für 1828 anzuwendende ist als Supplement des Nautical Almanacs gedruckt worden, aber nicht früh genug, um in entlegenen Theilen der Erde benuzt werden zu können. Für 1830 ist das Verzeichnifs im Jahrbuche, und es ist zu hoffen, dafs dasselbe Verzeichnifs in andere Ephemeriden übergehen werde. Auf jeden Fall mufs zwischen den verschiedenen Ephemeriden, welche ein solches Verzeichnifs mittheilen wollen, eine Uebereinkunft getroffen werden. Das frühe Erscheinen einer Normalephemeride wäre auch hier wünschenswerth.

Für das Verzeichnifs der Sternbedeckungen, welches bis auf alle Piazzi'schen Sterne der siebenten Gröfse ausgedehnt, aber mit Recht hierauf beschränkt ist, könnte, durch Hinzufügung noch einiger Angaben, erlangt werden, dafs Jeder die Erscheinung für seinen Beobachtungsort leicht berechnen könnte. Seine Ansicht hievon an einem anderen Orte näher anzugeben, behält Ref. sich vor.

In Beziehung auf die *allgemeine* Anwendung Einer Normalephemeride, kann nichts Anderes geschehen, als dafs man sie *möglich* macht; der Ueberzeugung vom Vortheile dieser Allgemeinheit mufs das Uebrige überlassen werden. Für den *bleibenden* Nutzen des Jahrbuchs könnte vielleicht noch Etwas geschehen durch Angabe einiger Zahlen, durch deren Hülfe die Momente und Oerter der Planetengegenscheine unmittelbar aus den zu beobachtenden Abweichungen der Rectascensionen und Declinationen gefunden werden können.

Die von *Bode* herausgegebenen Bände des Jahrbuchs enthielten als Anhang eine Sammlung von Beobachtungen und Nachrichten, so wie sie von astronomischen Freunden des Herausgebers mitgetheilt wurden. Die neue Folge der Jahrbücher von *Encke* wird diesen Anhang auf eigene Aufsätze des Herausgebers beschränken, welche entweder den Gebrauch des Jahrbuchs erleichtern, oder eine geschichtliche Darstellung des in der Wissenschaft neu geleisteten enthalten sollen. Auch dieses hat unsern Beifall, weil die nicht an bestimmte Zwischenzeiten gebundenen, sondern so wie die vorhandene Materie zur Füllung eines Bogens hinreicht erscheinenden astronomischen Nachrichten zur Erhaltung eines lebhaften Verkehrs unter den Astronomen geeigneter sind als eine Schrift in jährlichen Zwischenzeiten, und weil bei der Vertheilung der Aufsätze in zwei Zeitschriften nichts gewonnen wird. Wir wünschen hier eben so lebhaft eine Einheit als bei den Ephemeriden. — In dem Anhange dieses Bandes sind vier Abhandlungen von Werth, über die Vorausberechnung der Sternbedeckungen, über Interpolation, über den Spiegelsextanten und über das Mittagsfernrohr.

F. W. Bessel.

---

1. *Papiri greco-egizi ed altri greci monumenti dell' I. R. Museo di corte tradotti ed illustrati da Giovanni Petrettini Corcirese.* Wien, bei Straufs. 1826. 76. 4. Mit drei lithograph. Taf.
2. *Papyri graeci regii Taurinensis musei aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron; pars prima.* Turin, in der königl. Druckerei. 1826. 180. 4. Mit einer lithograph. Taf.
3. *Die Aegyptischen Papyrus der Vaticanischen Bibliothek. Aus dem Italienischen des Angelo Mai, von Ludwig Bachmann.* Leipzig, bei Hinrichs. 1827. 30. 4. Mit drei lithogr. Tafeln.
4. *De prisca Aegyptiorum literatura commentatio prima; quam scripsit J. G. C. Kosegarten.* Weimar, beim Landesindustriecomptoir. 1828. 71. 4. Mit neunzehn lithograph. Taf.

Der Zweck dieses Artikels ist, zu beurtheilen, wie weit durch die angeführten Schriften die Erklärung der enchorisch geschriebenen Aegyptischen Papyrusrollen gefördert worden sei; in Beziehung auf Nro. 4. aber mufs

Digitized by Google

Rec. als Verfasser dieser Schrift natürlich auf ein Urtheil verzichten, und sich auf eine Anzeige beschränken; er wird dabei nachzuweisen suchen, in welchem Zusammenhange das in seiner Schrift Vorgetragene mit dem in den übrigen Schriften Mitgetheilten stehe. Rec. gebraucht hier den Ausdruck *enchorische* Schrift für diejenige Art der Aegyptischen Schrift, welche man in der Rosette'schen Inschrift unter dem hieroglyphischen Texte findet, und in welcher eine grofse Anzahl unserer Papyrusrollen geschrieben sind, z. B. der Berliner Papyrus Nro. 36, dessen Griechische Beischrift durch Buttmann erklärt und bekannt gemacht worden ist. Der Engländer Young, welcher sich zuerst anhaltender mit dieser Schriftart beschäftigte, nannte sie *enchorial character;* und allerdings führt sie diesen Namen auf den Denkmälern selbst, so dafs über die Richtigkeit der Benennung kein Zweifel obwalten kann. In der Rosette'schen Inschrift heifst es, die zweite Abtheilung sei geschrieben *ἐγχωρίοις γράμμασιν.* Zu Turin befindet sich eine Stele, die auch hieroglyphische, enchorische und Griechische Inschriften führt, und der Griechische Theil bezeichnet die zweite Art der Inschriften wiederum mit dem Ausdrucke: *ἐγχωρίοις γράμμασιν.* Dagegen hat später Champollion diese Schriftart *demotische* Schrift genannt, weil Herodot sagt, die Aegyptier hätten heilige Schrift und demotische oder gemeine Schrift. Obgleich es nun sehr wahrscheinlich ist, dafs Herodots demotische Schrift die nämliche ist, welche die Denkmäler enchorische nennen, so bleibt doch gewifs, dafs diese leztere Benennung durch ihr ausdrückliches Vorkommen auf den Denkmälern eine noch gröfsere Autorität für sich hat als der Ausdruck: demotische Schrift. Young beschwert sich in seinem Account darüber, dafs dem von ihm bereits eingeführten und gehörig begründeten Ausdrucke: *enchorisch,* nachher als ein überflüssiges und nicht völlig sicheres Synonymum von Champollion der Ausdruck: *demotisch,* substituirt worden sei. Young ist sehr eifersüchtig auf das, was er über die Aegyptischen Schriftarten entdeckt hat, und jeder Unparteiische wird einräumen müssen, dafs Young für die enchorische Schrift mehr geleistet hatte als Champollion, welcher dagegen mit der hieroglyphischen und hieratischen Schrift mehr umgegangen und zu einer genaueren Kenntnifs der Natur dieser beiden lezteren gelangt war. Die unter Nro. 1 u. 2 aufgeführten Schriften enthalten ihrem gröfseren Theile nach solche Untersuchungen und Gegenstände, deren Beurtheilung der Griechischen Philologie anheim fällt; ich kann nur auf den Theil ihres Inhaltes Rücksicht nehmen, welcher zur Erläuterung der Aegyptisch geschriebenen Urkunden beiträgt.

Eine beträchtliche Anzahl von Papyrusrollen mit enchorischer Schrift war seit einigen Jahren nach Europa gebracht worden; die meisten derselben besafs noch im Jahre 1823 die Berliner Bibliothek, welche sie aus den Sammlungen des Hrn. v. Minutoli erhalten hatte. Welches der Inhalt dieser Rollen seyn möge, war gänzlich unbekannt. Young war der Erste, welcher über diesen Inhalt eine richtige Aufklärung gab. Nachdem nämlich Boeckh gezeigt hatte, dafs ein Griechischer Papyrus zu Berlin einen *Kaufcontract* und eine *Stempelregistratur* enthalte, und Young nun wahrnahm, dafs auch einige enchorische Papyrus eine Griechische Stempelregistratur am Rande führten, so mufste er bald den Gedanken fassen, dafs auch solche enchorische Papyrus Kaufcontracte enthielten. Dieser Gedanke erhielt für ihn sehr schnell völlige Bestätigung dadurch, dafs er den enchorischen Papyrus Casati zu Paris mit einem in England befindlichen Griechischen Papyrus verglich, und sich überzeugte, dafs der Griechische Papyrus die Uebersetzung des enchorischen Papyrus Casati sei. Der Griechische Papyrus aber enthielt einen Kaufcontract. Beide Papyrus führten dieselbe wörtlich übereinstimmende Griechische Stempelregistratur; diese gibt den Betrag des von dem Kaufe an den Staat zu erlegenden Stempels an. Die Stempelregistratur führt in dem Griechischen Papyrus die Benennung *πτῶμα,* ein Gefäll oder eine Zahlung; diese Erklärung scheint gerechtfertigt zu werden durch die in einem der von Petrettini herausgegebenen Papyrus vorkommenden Worte: *ἔτους λά φαρμοῦθι ϛ' πέπτωκεν ἐπὶ τὴν ἐν μέμφει βασιλικὴν τράπεζαν — — — τάλαντα δύο* d. i. „im Jahr 31, Pharmuthi 6 wurden gezahlt an die in Memphis befindliche königliche Casse — — — zwei Talente." Jene glückliche Auffindung der Griechischen Uebersetzung eines enchorischen Papyrus sezte Young natürlich in den Stand, viele Nomina propria im Aegyptischen Texte zu lesen, den Werth ihrer einzelnen Buchstaben, die Bedeutung vieler Schriftgruppen zu bestimmen, wenn gleich die Geltung ihrer einzelnen Bestandtheile noch nicht ausgemittelt werden konnte; endlich einige enchorische Zahlen zu entziffern. Grofse Hülfe leistete hiebei dem Untersucher Alles das, was er schon früher von dem enchorischen Theile der Rosette'schen Inschrift entziffert hatte. Er fand in England noch einige enchorische Papy-

Digitized by Google

rus, die auch Griechische Stempelregistraturen führten; aus diesen Stempelregistraturen konnte er Manches aus dem Inhalte der enchorischen Texte erklären; denn die Hauptpersonen und Hauptgegenstände des Kaufes, bisweilen auch das Datum, werden in der Stempelregistratur wiederholt. So sonderbar es auf den ersten Anblick erscheinen mag, dafs in Paris ein enchorischer Kaufcontract und in England die Griechische Uebersetzung desselben Contractes gefunden worden, und dafs nachher in England, Berlin und Turin wiederum mehrere sich auf einander beziehende Aegyptische Urkunden entdeckt worden, so leicht erklärlich ist diefs doch bei einigem Nachdenken. Die Sache hängt wahrscheinlich so zusammen. Suchende Araber fanden einen Haufen Papyrus, die zu den Papieren einer und derselben Familie gehörten. Von diesen Papyrus wurden einige durch den Englischen Consul in Aegypten, andere durch den Französischen Consul, andere durch noch andere Personen aufgekauft und nach verschiedenen Orten Europa's gesendet. Young machte darauf die Resultate seiner Entdeckungen über die enchorischen Rollen bekannt in seinem: Account of some recent discoveries in hieroglyphical litterature and egyptian antiquities. London. 1823. Diefs Buch enthält jedoch blofs einen Abdruck der von Young gefundenen Griechischen Uebersetzung, hingegen keine Abbildung des zu Paris befindlichen enchorischen Textes des Papyrus Casati.

Bald nachdem ich Youngs Account gelesen, kam ich im Jahre 1824 nach Berlin, und untersuchte die dortigen enchorischen Rollen. Der Papyrus Nro. 36 zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, durch seine Länge und die Sauberkeit seiner enchorischen Schriftzüge. Manche in seinem enchorischen Texte vorkommende Namen und Titel, Ptolemäus, Kleopatra, Arsinoe, Berenike, Philometor, Philopator, Philadelphus, Eupator, Epiphanes, konnte ich lesen, da sie mit denselben alphabetischen Zeichen geschrieben sind, welche auch in den Namen der Rosette'schen Inschrift vorkommen, mit welcher ich mich seit einiger Zeit beschäftigt hatte; eben so konnte ich manche Schriftgruppen, deren *Bedeutung* mir aus der Rosette'schen Inschrift bekannt war, wieder erkennen, wie die Gruppen: Gott, Götter, Priester, Priesterin, Athlophore, Kanephore. Nach und nach bemerkte ich, dafs dieser Berliner Papyrus in seinem enchorischen Texte wörtlich übereinzustimmen schien mit der von Young herausgegebenen Griechischen Uebersetzung, oder mit anderen Worten, dafs er ein Duplicat des Papyrus Casati zu Paris sei. Hätte ich damals eine Abbildung des Papyrus Casati gehabt, so wäre natürlich die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Vermuthung gleich entschieden gewesen; aber eine solche Abbildung besafs ich nicht. Indefs erhielt meine Vermuthung schon dadurch eine grofse Bestätigung, dafs eben damals Buttmann die Griechische Stempelregistratur des Berliner Papyrus Nro. 36 herausgab, welche völlig übereinstimmte mit der Griechischen Stempelregistratur des Papyrus. Ich mufste also nur annehmen, dafs von einem und demselben Kaufcontracte, welcher den Verkauf gewisser Priesterhebungen von einem Priester an den anderen im Jahre 36 des Ptolemäus Evergetes II. betrifft, drei Exemplare gefunden seien, nämlich:

a) zu Paris, ein enchorisches mit Griechischer Stempelregistratur; genannt Papyrus Casati.

b) zu Berlin, ein enchorisches mit Griechischer Stempelregistratur; Papyrus Nro. 36.

c) in England, ein Griechisches mit Griechischer Stempelregistratur; genannt Antigraphum Greyianum.

Die Stempelregistraturen stimmen bei allen dreien überein. Ich konnte darauf nur flüchtig noch einige andere der enchorischen Rollen zu Berlin betrachten. Auch diese mufste ich für Kaufcontracte halten, nach dem Einzelnen, was ich darin lesen konnte, und nach der ganzen Einrichtung derselben. Doch sind hievon zwei Rollen auszunehmen, Nro. 49, 50; diese schienen mir Listen von Namen zu enthalten. Wir kennen schon dergleichen Namenlisten in Griechischer Sprache aus Aegypten; Schow hat bekanntlich zu Rom 1788 solche Listen von Schanzarbeitern, die an gewissen Tagen ihr Pensum abgearbeitet hatten, herausgegeben; St. Martin hat im Journal des Savans 1822 Bruchstücke eines Kaufcontractes des Osoroeris über einen Gutsverkauf bekannt gemacht, welchem Contracte eine lange Liste der Namen von 486 Personen angehängt ist, die vielleicht zu dem Gute gehörten. Meine Vermuthung über den Inhalt des Berliner Papyrus Nro. 36 machte ich dann bekannt in meinen: Bemerkungen über den Aegyptischen Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung, Greifswald, 1824; eine ausführlichere Darlegung des Gegenstandes, zu welcher es lithographirter Tafeln und vieler Holzschnitte bedurfte, mir vorbehaltend.

Um diese ausführlichere Darlegung zu geben, begann ich sodann die hier mit Nro. 4 bezeichnete Commentatio.

Digitized by Google

Da mir aber nun durch die Untersuchungen von Young und durch die Berliner Papyrusrollen manches *Einzelne* über die Natur und Einrichtung der enchorischen Schrift bekannt geworden war, so schien es mir zweckmäfsig, zuvörderst eine geordnete Uebersicht alles von der enchorischen Schrift glaubwürdig bekannt Gewordenen mit den erforderlichen Beweisen aus den Griechischen Uebersetzungen voranzusenden, um hernach von ganzen enchorischen Papyrusrollen insbesondere zu handeln. Diese Ueberschrift der enchorischen Schrift ist demnach in der commentatio begonnen worden; überall habe ich die Beweisstellen hinzugefügt; die enchorischen Gruppen sind überall unmittelbar im Texte durch Holzschnitte da vorgestellt, wo der Leser ihrer bedarf; welches für den Beurtheiler eine sehr grofse Erleichterung ist. Sonst wird der Leser gewöhnlich auf Tafeln verwiesen; bei welcher Einrichtung der Drucker freilich viel geringere Hindernisse zu überwinden hat. Wiewohl ich nun hier den Ausdruck „Uebersicht der enchorischen Schrift" gebraucht habe, so ist diefs doch nicht so zu verstehen, als wenn ich eine vollständige Erklärung aller Bestandtheile der enchorischen Schrift hätte geben können; ich bin weit davon entfernt, alles Enchorische, wie man sagt vor der Hand, weglesen, und sogar übersetzen zu können. Meine Uebersicht der enchorischen Schrift ist nur eine Uebersicht der mir bekannten Bestandtheile derselben; diese mir bekannten Bestandtheile habe ich etwa zur Hälfte in der commentatio prima aufgeführt. Mancher mag sich wundern, dafs ich hier von mancherlei Bestandtheilen der enchorischen Schrift rede; denn in unseren Schriftarten gibt es nicht viele verschiedene Bestandtheile; wenn man die 30 oder 40 Buchstaben einer Schrift kennt, so ist man ziemlich fertig mit der Schrift, einige Abbreviaturen oder Verschlingungen etwa abgerechnet. Aber ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit den Aegyptischen Schriftarten; diese sind viel complicirter. Wir kennen vierzig enchorische Buchstaben; aber das führt uns noch nicht weit; es bleiben noch neun Zehntheile der Schrift zurück, bei denen wir mit jenen vierzig Buchstaben wenig ausrichten können. Sehr oft geben uns die Griechischen Uebersetzungen die *Bedeutung* einer enchorischen Schriftgruppe vollkommen sicher und genau an; aber wir sind noch nicht im Stande, den einzelnen Elementen der enchorischen Gruppe die ihnen zukommende alphabetische oder symbolische Geltung zuzuweisen. Während der Ausarbeitung der Commentatio erhielt ich einige neue Hülfsmittel, vorzüglich durch das von Young herausgegebene zweite Heft der Hieroglyphics, welches die Abbildungen des Papyrus Casati, einiger anderer enchorischer Papyrus, Papyri Greyiani und des antigraphum Greyianum enthält; ferner durch einige gelegentliche Mittheilungen der Herren Peyron und Champollion.

Das *erste* Capitel der Commentatio beschäftigt sich mit der Nachweisung von ungefähr vierzig enchorischen Schriftzeichen, welche als Buchstaben gebraucht werden, theils für Vocale, theils für Consonanten. Der alphabetische Werth derselben ergibt sich aus den Eigennamen, die damit geschrieben sind, und deren Aussprache durch die Griechischen Uebersetzungen, vorzüglich der Rosette'schen Inschrift und des Papyrus Casati hinlänglich bestimmt ist. Diese Eigennamen sind vorzüglich Griechische, wie Antimachus, Antigenes, Philinus, Alexander, Kleopatra, Berenike. Wo Aegyptische Eigennamen vorkommen, wie Oros, Osoroeris, Senpoëris, Nechtmonthes, Arsiesis, da bemerkt man in den enchorischen Schriftgruppen derselben auch wohl einzelne jener vierzig alphabetischen Zeichen, aber aufserdem noch manche andere Schriftzüge, deren Bedeutung zweifelhafter ist, und die häufig so compendiös erscheinen, dafs man sie leichter für Siglen halten kann denn für Buchstaben. Woher diefs komme, darüber wird weiter unten etwas gesagt werden. Es ergibt sich hieraus, dafs die Aegyptischen Eigennamen im Ganzen schwieriger zu entziffern und zu lesen sind als die Griechischen. Für jeden der von mir angeführten vierzig Buchstaben habe ich Beweisstellen angeführt, nämlich enchorische Schriftgruppen aus verschiedenen Papyrus, in welchen die Aussprache der Eigennamen durch Griechische Uebersetzungen hinlänglich gesichert ist. Einzelne Laute unseres Alphabetes, wie *k, t, s,* haben in der enchorischen Schrift mehrere Bezeichnungen, die theils unter sich verwandt sind, theils mehr abgesondert von einander stehen; diefs kann gerade nicht sehr auffallen, da wir auch für einen einzelnen Deutschen Buchstaben sehr mannigfaltige Züge aufstellen könnten, wenn wir alle die für ihn vorkommenden Formen aus den Handschriften verschiedener Personen sammeln wollten. Die Koptische Sprache kennt in ihren ächt Koptischen Worten kein *d* und kein *g*; dieselbe Erscheinung finden wir in der enchorischen Schrift; sie hat keine Zeichen für *d* und *g*; wo sie bei Griechischen Eigennamen diese Buchstaben ausdrücken soll, nimmt sie dafür *t* und *k*,

Digitized by Google

und schreibt für *Diogenes* daher *Tiokns*. Der Laut der Vocalzeichen der enchorischen Schrift erscheint oft schwankend zwischen *o* und *u*, zwischen *a, e, i, ei*; diefs ist leicht zu erklären aus der schwankenden Art, in welcher die Griechen die Aegyptische Aussprache auffafsten; die Griechen schreiben defswegen auch bald *ἀϑὺρ*, bald *ἀϑῶρ*, bald *ὄσιρ*, bald *ὄσορ*. Ein ähnliches Schwanken der Aegyptischen Aussprache oder der Griechischen Auffassung zeigt sich auch bei einigen Consonanten, wie *k, ch, dsch, sch*. Einige enchorische Buchstaben, wie *a, l, r*, haben Aehnlichkeit mit den Figuren dieser Buchstaben im Zendalphabet; allein hieraus möchte ich zur Zeit gar nichts folgern über irgend eine Verwandtschaft oder Abstammung der enchorischen Buchstaben. Denn solche Aehnlichkeiten zwischen einzelnen Schriftzügen können ganz zufällig kommen; davon lassen sich Beispiele in allen Schriftarten nachweisen. Eben so hat auch die enchorische Schrift eine Figur für *k*, welche unserem gedruckten Lateinischen *K* vollkommen gleich ist. Obgleich ich in diesem Capitel nur von vierzig alphabetischen Zeichen der enchorischen Schrift gesprochen habe, so will ich doch damit keinesweges behaupten, dafs es nicht noch mehr solcher alphabetischer Zeichen in jener Schrift gebe; im Gegentheil ist mir diefs wahrscheinlich. Nur glaubte ich nicht bis jezt von mehr als vierzig solcher Zeichen den alphabetischen Werth mit Sicherheit aus Griechischen Uebersetzungen angeben zu können.

Wenn wir nun von diesen vierzig enchorischen Buchstaben weiter schreiten, so erblicken wir vor uns noch eine grofse Masse unerklärter enchorischer Schriftzüge. Es entsteht die Frage: wofür haben wir diese Schriftzüge zu halten? Zuvörderst können darunter, wie bereits erwähnt, noch manche alphabetische Zeichen sich befinden, deren Bedeutung wir nur noch nicht ausgemittelt haben. Ferner aber scheinen auch manche Schriftzüge darunter zu seyn, welche nicht aus einzelnen Buchstaben bestehen, sondern welche *Siglen* oder symbolische Zeichen sind. Mit einigen solcher Siglen beschäftigt sich das *zweite* Capitel. Wir bemerken sie zuvörderst in denjenigen Schriftgruppen, welche die Aegyptischen Benennungen der Götter bezeichnen. Der Name des Gottes *Amun* wird bezeichnet durch folgende Gruppe:

Es ist, nach dem was uns von den alphabetischen Zeichen bekannt geworden, sehr unwahrscheinlich, dafs diese zwei Zeichen hier Buchstaben oder Sylben seyn können, welche den Laut *amun* unmittelbar angeben. Nichts desto weniger dürfen wir nicht in Zweifel ziehen, dafs diese zwei Zeichen wirklich *amun* ausgesprochen worden. Denn wir haben im Aegyptischen den Eigennamen Psenamun, *ψενάμουν*, welcher z. B. in einer Griechischen Stempelregistratur, Hieroglyphics. cab. 2. tab. 35. vorkommt; dieser Name bedeutet: der Sohn des Amun; *p* ist der männliche Artikel, *sen* bedeutet: Kind, oder: Kind des. Enchorisch finden wir nun diesen Namen in dem zu jener Stempelregistratur gehörenden Kaufcontracte folgendergestalt geschrieben:

Der kleine Halbkreis zur Rechten ist ein alphabetisches Zeichen, welches *p* gilt; das dann folgende längliche Kreuz bezeichnet den Begriff: Kind, wie aus vielen Stellen, die ich in der commentatio angeführt habe, deutlich ist; die dann noch übrigen zwei Zeichen sind die Gruppe, welche den Namen des Gottes Amun bezeichnen, und die hier stattfindende Aussprache dieser Gruppe ist uns durch die Griechische Schreibung des Namens *ψενάμουν* deutlich gegeben. Eben so finden wir auch die weibliche Form desselben Namens, nämlich Tsenamun, d. i. die Tochter des Amun; *t* ist im Aegyptischen der weibliche Artikel. Diese weibliche Form Tsenamun sehen wir in einem papyrus Greyianus folgendermafsen geschrieben:

Hier ist das Zeichen: Kind, von einer gebrochenen Linie und einem Winkelhaken eingeschlossen; diese beiden Zeichen deuten das weibliche Geschlecht an, z. B. bei den Gruppen: Königin, Priesterin; durch sie erhält hier das Zeichen: Kind, die weibliche Bedeutung: Tochter oder tsen; dann folgt wieder die Gruppe, welche Amun ausgesprochen wird. So bildet die ganze Gruppe den Namen: tsenamun. Dieselbe Gruppe amun finden wir auch wieder in den Namen *amonrasonther, amonorytius, amenothes*, welche wir in den Griechischen Uebersetzungen *ἀμονρασόνϑηρ, ἀμονορύτιος, ἀμενώϑης* geschrieben sehen. Auf ähnliche Weise lassen sich nun auch die Siglen anderer Götter ausfinden, indem die Namen der Götter theils für sich allein in der Rosette'schen Inschrift vorkommen, theils aber auch in anderen Papyrusrollen als Bestandtheile von Personennamen. Der Name der

Digitized by Google

Sonne war re, und mit dem Artikel pre; dieser Name erscheint auch als Bestandtheil des Männernamens Petearpres, *πετεάρπρης*. Der Name Osiris kommt auch vor als Bestandtheil des Männernamens Petosiris. Eben so scheinen die Zeichen, welche die Begriffe: Jahr, Monat, Tag, bezeichnen, blofse Siglen zu seyn. Hiezu sind wahrscheinlich auch die Bezeichnungen der zwölf einzelnen Monate des Jahres zu zählen, deren Entdeckung wir Hrn. Champollion verdanken. Diese zwölf Bezeichnungen der einzelnen Monate bestehen nämlich aus drei Zeichen, deren jedes einen Jahresabschnitt oder eine Jahreszeit darstellt; jedem der drei Jahreszeitzeichen werden dann die Zahlzeichen 1, 2, 3, 4, beigefügt, und so erhalten wir folgende Ausdrücke: erster Frühling, zweiter Frühling, dritter Frühling, vierter Frühling, erster Sommer, zweiter Sommer u. s. w. Diese Einrichtung der schriftlichen Bezeichnung stimmt genau überein mit dem, was die Griechen uns berichten über die Eintheilung des Aegyptischen Jahres in drei Abschnitte; z. B. Diodorus lib. I. cap. 26 sagt: *κατ' ἐκείνους γὰρ τοὺς χρόνους τὸν ἐνιαυτὸν ἀπαρτίζεσθαι τέτταρσι μησὶ, τοῖς γινομένοις κατὰ τὰς ἑκάστων τῶν χρόνων ὥρας, οἷον ἔαρος, θέρους, χειμῶνος.* Frägt man nun, woher solche Siglen genommen, ob sie in der enchorischen Schrift ganz willkürlich ersonnen worden, so scheint sich bei manchen dieser Siglen die Antwort aufzudringen: sie seien zuvörderst nur einfachere Zeichnungen der dasselbe bedeutenden hieroglyphischen Zeichen. Vergleichen wir z. B. die hieroglyphischen Zeichen für: *Sonne, Ewiglebend αἰωνοβιος,* mit den enchorischen Bezeichnungen dieser Begriffe, so erscheinen diese lezteren ziemlich deutlich nur als rohere, einfachere Umrisse der hieroglyphischen Zeichen. Ich habe daher auf einer Tafel dergleichen hieroglyphische und enchorische Zeichen gegen einander gestellt. Gibt es in der enchorischen Schrift viele Siglen, so werden sie die vollständige Erklärung dieser Schrift sehr erschweren; nur hauptsächlich ein glückliches Auffinden noch mehrerer Griechischer Uebersetzungen uns bekannter enchorischer Texte wird uns in der Erklärung dieser Siglen weiter führen. Doch kann auch die Verwandtschaft zwischen den hieroglyphischen und enchorischen Schriftzeichen günstig hiezu mitwirken. Als Siglen kann man auch die *abgekürzten Wörter* betrachten, die sich in den enchorischen Papyrus mit Sicherheit nachweisen lassen. Ich habe als Beispiel davon die enchorische Gruppe für Epiphanes angeführt. Diese Gruppe finden wir in den Eingängen der enchorischen Kaufcontracte sehr häufig als ein längeres Wort mit fünf bis sechs Schriftzeichen geschrieben; dagegen erscheint sie im Eingange des Berliner Papyrus Nro. 38 blofs durch das mittelste und am meisten auffallende jener sechs Schriftzeichen dargestellt Oft bemerkt man auch dieselben Wörter bald mit mehreren, bald mit wenigeren Schriftzügen geschrieben. *Verschlungene Buchstaben,* und nur flüchtig angedeutete Buchstaben kommen gleichfalls nicht selten vor. In der Regel sind in dem Namen Arsinoe die Buchstaben *s, i, n* durch eben so viele enchorische Buchstaben deutlich ausgedrückt; aber in dem Berliner Papyrus Nro. 41 a. stehen statt der gewöhnlichen drei Buchstaben fast nur zwei Spirallinien, die einander ganz gleich sind. Eben so findet man den so häufig vorkommenden Namen Ptolemaeus in dem Berliner Papyrus Nro. 47 nach seinem Ende zu sehr verkürzt geschrieben.

Die enchorischen Zahlzeichen, so weit sie mir bekannt geworden, beschreibt das *dritte* Capitel. Einzelne derselben entdeckte man besonders aus den Eingängen der enchorischen Kaufcontracte, verglichen mit den Eingängen der beigeschriebenen Griechischen Stempelregistraturen. Denn in der Regel ward in demselben Jahre, von welchem der Kaufcontract datirt ist, auch die Stempelregistratur geschrieben, obgleich bisweilen einige Monate zwischen diesen beiden Terminen liegen. Da nun nicht blofs die Jahreszahl, sondern auch der Monatstag in beiden Acten angeführt wird, so würde man aus der Vergleichung der Zahlen der Monatstage die Kenntnifs einiger enchorischen Zahlzeichen haben schöpfen können. Aber hier tritt, wie leicht zu erachten ist, der hindernde Umstand ein, dafs der Monatstag des Kaufcontractes fast immer ein anderer ist als der Monatstag der Stempelregistratur. So beginnt der enchorische Contract des Berliner Papyrus Nro. 36 mit den Worten:

„im Jahr 36 am 18. Athyr"

hingegen die beigeschriebene Griechische Stempelregistratur beginnt:

„im Jahr 36 am 9. Choiach"

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 89. u. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

1. *Papiri greco-egizi ed altri greci monumenti dell' I. R. Museo di corte tradotti ed illustrati da Giovanni Petrettini Corcirese.*
2. *Papyri graeci regii Taurinensis musei aegyptii editi atque illustrati ab Amedeo Peyron; pars prima.*
3. *Die Aegyptischen Papyrus der Vaticanischen Bibliothek. Aus dem Italienischen des Angelo Mai, von Ludwig Bachmann.*
4. *De prisca Aegyptiorum literatura commentatio prima; quam scripsit J. G. C. Kosegarten.*

(Beschluſs.)

Die Kenntniſs der enchorischen Zahlzeichen, welche man aus den Eingängen der Contracte schöpfen konnte, blieb deſshalb noch immer sehr mangelhaft, bis es Champollion gelang, aus einer Anzahl Zeichnungen, welche er aus Aegypten geschickt erhielt, die Reihe der enchorischen Zahlen viel vollständiger aufzustellen. Bald nachher machte zu Turin Hr. St. Quintino diese Zahlzeichen bekannt, obgleich auf eine etwas unrichtige und verworrene Weise, und gab die Sache für seine Entdeckung aus, in der Schrift: Saggio sopra il sistema de' numeri presso gli antichi egiziani. Turino. 1825. Champollion erklärte darauf im Bulletin universel, Mai, 1825, das von St. Quintino Vorgetragene sei ein bloſses Plagiat; er, Champollion, habe die Zahlzeichen entdeckt, und dann dem Hrn. St. Quintino mitgetheilt. Merkwürdig ist in dieser enchorischen Zahlenreihe, daſs sie in zwei Arten Zahlen zerfällt. Die *erste* Art könnte man die gewöhnlichen Zahlen nennen; sie werden bei der Angabe von Jahren, Personen und anderen Dingen gebraucht. Sie werden nach dem Decimalsystem geschrieben; jedoch von der Rechten zur Linken, wie alle enchorische Schrift. Daher kommt es, daſs unsere Zahlen 13 und 52 nach dem enchorischen Systeme geschrieben werden 31 und 25. Die *zweite* Art der Zahlen ist bis jezt bloſs bei den Monatstagen im Datum der Acten gefunden worden. Man kennt diese Zahlen daher auch nur bis zur Figur, welche dreiſsig oder den dreiſsigsten Monatstag bezeichnet. Die Gestalt der meisten dieser Zahlen ist verschieden von der Gestalt der Zahlen der ersten Art. Auch werden die Zahlen dieser zweiten Art nicht nach dem Decimalsystem geschrieben. Ich setze zur Vergleichung die sechs ersten Zahlen beider Arten hieher:

1. 4. 4. 4. 7. 2.
1. 2. 3. 3 .2 2 3 2.

Man bemerkt leicht, daſs unter den Zahlen der Monatstage die Zahl 5 zusammengesezt ist aus den Zeichen 2 und 3; und die Zahl 6 aus den Zeichen 3 und 3. Zu den von Champollion mitgetheilten enchorischen Zahlzeichen konnte ich aus den Berliner Papyrus noch einige Zeichen für die Zahlen 3, 4, 20 hinzufügen; wahrscheinlich wird sich die Anzahl dieser Zahlzeichen durch fortgesezte Untersuchungen vermehren. Auch ein Beispiel der enchorischen Bezeichnungen der Brüche läſst sich anführen. Unter den Papyrus des Hrn. Grey, welche Young in den Hieroglyphics hat abbilden lassen, befindet sich ein enchorischer Kaufcontract über eine Hausfläche; demselben ist die Griechische Stempelregistratur beigefügt, und in den von Peyron zu Turin aufgefundenen Griechischen Proceſsacten kommt ein Auszug aus diesem Kaufcontracte vor, in welchem ein Maſs dieser Fläche folgendergestalt angegeben ist:

πηχεῖς οἰκοπεδικοὺς ἑπτά ἥμισυ

Dieselbe Maſsangabe finden wir nun auch in dem enchorischen Kaufcontracte, und das über die 7 noch hinzugefügte ½ ist so geschrieben:

—.2

In einem anderen enchorischen Kaufcontracte kommt das

Digitized by Google

Mafs 2 ½ vor, und das ½ ist wieder auf dieselbe Weise bezeichnet. In dem Berliner Papyrus Nro. 37 ist das Jahr der Griechischen Stempelregistratur etwas undeutlich geschrieben, aber doch schon von Hrn. Ideler, in dessen Handbuche der Chronologie, als 52 aufgeführt. Diese Zahl wird vollkommen bestätiget durch den enchorischen Text des Kaufcontractes, welcher die enchorischen Zeichen für 52 in der Jahreszahl enthält.

Das *vierte* Capitel enthält die wichtigsten bisher aufgefundenen Griechischen Texte, welche zur Erklärung der enchorischen Schrift dienen können, und die das eigentliche Fundament dieser ganzen Untersuchung bilden, nämlich die Rosette'sche Inschrift, deren enchorischer Text mit der muthmafslichen Interlinearversion von Young beigefügt worden, den Kaufcontract des Nechutes, den Anfang des Kaufcontractes des Osoroeris, von St. Martin im Journal des Savans beschrieben, das Antigraphum Greyianum, und den ersten Papyrus der Zois, von Petrettini herausgegeben. Durch die vereinigten Bemühungen mehrerer Gelehrten sind diese Griechischen Schriften nach und nach immer vollständiger gelesen worden. Im Kaufcontracte des Nechutes waren z. B. Anfangs hinter den Namen der Personen noch unerklärt stehen geblieben die Worte:

ωσημεμες
ωσηκμεσος
ωσηκβμετηϊ
ωσηρμετηϊ

Diese Ausdrücke enthalten die Angabe des Alters der Personen, und es kommt in ihnen allen das Winkelzeichen ⌊ vor, welches in diesen Griechischen Urkunden: *Jahr* bedeutet. Jene Ausdrücke sind nun so zu lesen:

ὡς ⌊ *με' μέσου*
ὡς ⌊ *κ' μέσου*
ὡς ⌊ *κβ' μέσου*
ὡς ⌊ *λ' μέσου*

Der Ausdruck *ἄσωτος* im Kaufcontracte des Nechutes ist wahrscheinlich der Genitiv des Männernamens *ἄσως*, welcher auch im Antigraphum Greyianum vorkommt. Die beigefügten lithographirten Tafeln enthalten in den vier ersten die Hälfte des enchorischen Textes der Rosette'schen Inschrift, mit der Interlinearversion von Young, welche ihr Urheber natürlich nicht als eine in allen Worten richtige aufgestellt hat. Ich würde in der Erklärung mehrerer Worte von Young abweichen; aber da er mir bis jezt unter Allen sich am meisten um die Erklärung dieses enchorischen Textes verdient gemacht zu haben scheint, so habe ich an diesem Orte die von ihm vorgeschlagene Uebersetzung unverändert wiedergeben wollen. Dann folgt auf drei Tafeln der Berliner Papyrus Nro. 36; dem enchorischen Texte habe ich die Interlinearversion, so weit ich sie jezt geben konnte, untergesezt. Ein grofser Theil dieser Erklärung ist nach dem bisher über die enchorische Schrift Ausgemittelten für vollkommen sicher zu halten; ein anderer Theil dagegen bleibt noch hypothetisch; es läfst sich zwar im Allgemeinen der Sinn einiger Reihen von Schriftgruppen angeben; aber der Sinn einzelner Theile dieser Gruppen läfst sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Diefs ist z. B. der Fall bei den Gruppen, welche das Signalement der Person enthalten, im Griechischen:

ὡς ⌊ *μ' εὐπετέσιος, μέγας, μελίχρως,*
κοιλόφθαλμος, ἀναφάλαντος.

Eben so ist diefs der Fall bei der gegen den Schlufs des Contractes hin vorkommenden Versprechung der Evictionsleistung; defsgleichen bei den Gruppen, welche den Titel:

χολχύτης τῶν διοσπόλεως τῆς μεγάλης

enthalten. Sehr nützlich wäre es, wenn man hierunter die enchorische Bezeichnung der *grofsen Diospolis* mit Sicherheit ausmittelte. Der Berliner Papyrus Nro. 36 scheint im Ganzen besser geschrieben zu seyn als der gleichlautende Papyrus Casati, wenn ich nämlich urtheilen darf nach dem Facsimile des Papyrus Casati, welches in den Hieroglyphics steht. Im Papyrus Casati heifsen die Eltern des regierenden Königes:

dei dei epiphanes.

Vielleicht ist hier die Wiederholung des „dei", welche ich sonst nirgends bemerkt habe, nur ein Schreibfehler des Copisten. Der Berliner Papyrus Nro. 36 hat vollkommen deutlich blofs das gewöhnliche:

dei epiphanes.

Auf den drei folgenden Tafeln habe ich die Eingänge der sämmtlichen zu Berlin befindlichen enchorischen Rollen mitgetheilt, und zwar bis zu den in fast allen vorkommenden Worten:

„und des Priesters des Alexander
und der rettenden Götter."

Denn dieser vordere Theil der Eingänge enthält die Jahreszahl, den Monatstag und den Namen des regierenden Ptolemäers, unter welchen die Acte ausgestellt ward. Es ergibt sich also aus diesem Theile der Eingänge das

Digitized by Google

Alter jeder einzelnen dieser Urkunden. Den vollständigen Text dieser Urkunden denke ich in den nächsten Heften folgen zu lassen. Sehr merkwürdig ist der Eingang des Berliner Papyrus Nro. 51 in Bezug auf eine mit vollem Recht von Boeckh in seiner Erklärung des Kaufcontractes des Nechutes S. 9, 10 gegebene Auseinandersetzung. Die Kleopatra Cocce hatte einen älteren Sohn Ptolemäus Soter; dieser führte, nach Pausanias, auch noch den Beinamen Philometor. Pausanias fügt hinzu, dieser Beiname sei ihm *aus Spott* gegeben worden; Boeckh sucht darzuthun, dafs es keineswegs ein blofser Spottname gewesen sei. Diefs wird durch den Eingang jenes enchorischen Papyrus Nro. 51 als vollkommen richtig bestätigt. Denn hier lesen wir deutlich Folgendes:

„Im Jahr 4. Thoth. 1. der Königin Kleopatra
und des Königes Ptolemäus Soter Philometor."

Hier erscheint also der Beiname Philometor unter den *officiellen Titeln* dieses Fürsten. Die Spottnamen der Ptolemäer habe ich in den enchorischen Urkunden bisher noch nirgends gebraucht gefunden. Der Name Soter ist hier eben so geschrieben, wie er immer in dem Ausdrucke *Ptolemäus Soter* erscheint, in der *zweiten* Reihe der Fürsten, deren Priester in den ausführlichen Eingängen der enchorischen Urkunden angegeben werden. Dahingegen hat das Wort σωτήρ in dem Ausdruck: *die rettenden Götter,* welcher in der *ersten* Reihe der Fürsten, deren Priester aufgeführt werden, vorkommt, eine andere Bezeichnung, die man in den von mir mitgetheilten Eingängen überall findet. Ueber diese zwei Reihen der Fürsten, die in den Eingängen vorkommen, bemerke ich nur Folgendes:

Die *erste* Reihe ist diese, dafs es heifst: zu Alexandria unter dem Priester des Alexander, der rettenden Götter, der Götter Brüder, der Götter Wohlthäter, der Götter Vaterfreunde u. s. w.

Die *zweite* Reihe ist diese, dafs dann fortgefahren wird: zu Ptolemai aber unter dem Priester des Ptolemäus Soter, und dem Priester des Königes Ptolemäus Philometor, und dem Priester des Ptolemäus Philadelphus, und dem Priester des Ptolemäus Evergetes u. s. w.

Es werden hier zwei verschiedene Priesterschaften bezeichnet, die eine in Unterägypten, die andere in Oberägypten, und die Formeln sind bei diesen beiden Priesterschaften etwas verschieden.

Der jüngere Sohn der Kleopatra Cocce hiefs Ptolemäus Alexander. Dieser kommt wahrscheinlich vor in den Berliner Papyrus Nro. 39, 40; denn hier lesen wir Nro. 39:

„Im Jahr 11. Mechir ..... der Königin Kleopatra und des Königes Ptolemäus ..... Alexander und des Priesters des Alexander, der rettenden Götter."

Und Nro. 40:

„Im Jahr 14. oder im Jahr 11. Psamenoth 18. der Königin Kleopatra ..... Evergetes und des Königes Ptolemäus ..... Alexander."

Die doppelte Jahrsrechnung kommt daher, dafs die Mutter Kleopatra schon das vierzehnte Jahr ihrer Regierung zählte, der Sohn Alexander aber erst das eilfte Jahr, nämlich von der Zeit an, da er in Cypern geherrscht hatte.

Die Schrift von Petrettini, Nro. 1, hat auf die Erklärung der enchorischen Papyrus nur einen entfernteren Einflufs. Sie enthält vorzüglich Griechische Zahlungsbescheinigungen für eine Frau Zoïs, welche ein königliches Grundstück bei Memphis gekauft hatte, und in verschiedenen Terminen die Zahlung leistete. Den Zusammenhang der Sache hat besonders Ottfried Müller in seiner Beurtheilung der Schrift in den Göttingischen Anzeigen genauer entwickelt, und die Siglen der Geldsummen richtiger erklärt. Doch bleibt noch Manches in diesen Urkunden zu entziffern übrig. Wir erhalten aus diesen Zahlungsbescheinigungen einige Aufklärungen über die Verhältnisse der Aegyptischen Kammererhebungen; die Gränzen des gekauften Grundstückes werden auf dieselbe Weise angegeben, wie in den enchorischen Kaufcontracten. Petrettini führt S. 57 eine an Ptolemäus Evergetes II. gerichtete Griechische Supplik an, welche für die Erklärung einiger Eingänge enchorischer Papyrus interessant ist. Ptolemäus Evergetes II. hatte zwei Kleopatren nach einander zu Frauen. Die erste war seine Schwester, und war schon früher Gemahlin des Ptolemäus Philometor gewesen; diese verabschiedete hernach Evergetes. Dann heirathete er die zweite oder Kleopatra Cocce, seine Nichte, eine Tochter des Philometor. In jener Griechischen Supplik werden diese beiden Kleopatren mit dem Titel *Königin* angeredet:

βασιλεῖ πτολεμαίῳ καὶ βασιλίσσῃ κλεοπάτρᾳ
τῇ ἀδελφῇ καὶ βασιλίσσῃ κλεοπάτρᾳ
τῇ γυναικὶ, θεοῖς εὐεργέταις, χαίρειν.

Eben so finden wir diese beiden Kleopatren mit dem Titel *Königin* auch in den enchorischen Papyrus. Der Berliner Papyrus Nro. 37 beginnt also:

„Im Jahr 52. Pachon 3. des Königes Ptolemäus, des

Digitized by Google

wohlthätigen Gottes, Sohnes des Ptolemäus und der Königin Kleopatra, seiner Schwester, und der Königin Kleopatra, seiner Gattin, der wohlthätigen Götter."

Dafs hier das enchorische Prädicat der zweiten Kleopatra *Gattin* bedeute, wird aus jener Griechischen Formel wahrscheinlich. Ueber die Bedeutung des Prädicats der ersten Kleopatra *Schwester*, ist kein Zweifel mehr.

Das Werk von Peyron, Nro. 2, enthält bekanntlich den merkwürdigen Turiner Papyrus, welcher eine summarische Darstellung des Processes zwischen dem Hauptmann Hermias und einer Cholchytenfamilie über den Besitz eines zu Diospolis belegenen Hauses liefert. Dieser Papyrus berührt eine Menge rechtlicher und bürgerlicher Verhältnisse, welche unter den Ptolemäern in Aegypten stattfanden, und wird dadurch eine reichhaltige Quelle von Aufschlüssen über diese Gegenstände. Zur Erklärung der enchorischen Urkunden trägt er Mehreres bei. Das Gewerbe der in den enchorischen Urkunden vorkommenden Cholchyten und ihr Verhältnifs zu den Paraschisten und Taricheuten, welche alle mit der Besorgung der Leichname zu thun hatten, wird durch ihn etwas näher bestimmt. Die Wichtigkeit der Aegyptischen Kaufcontracte, zumal der mit der Stempelregistratur versehenen, ergibt sich aus dieser gerichtlichen Verhandlung deutlich. Die Cholchytenfamilie bleibt im Besitz des bestrittenen Hauses, weil sie sich durch solche Kaufcontracte als rechtmäfsigen Besitzer legitimirt. Der Titel *χολχύτης τῶν διοσπόλεως τῆς μεγάλης*, welcher sowohl im Berliner Papyrus Nro. 36, wie in manchen anderen gebraucht ist, wird durch Peyron aufser Zweifel gesezt; im Antigraphum Greyianum ist dieser Titel nicht mehr deutlich zu lesen, und Young hatte daher Anfangs die Lücke durch *χολχύτης τῶν δούλων ἴσιδος τῆς μεγάλης* nach Muthmafsung ergänzt. In dem Turiner Papyrus wird der summarische Inhalt mehrerer Kaufcontracte angeführt, welche auf den Ankauf des bestrittenen Hauses sich beziehen. Zwei dieser angeführten Kaufcontracte befinden sich im enchorischen Original unter den Papyris Greyianis, welche Young in den Hieroglyphics herausgegeben hat. Man sieht leicht ein, dafs dadurch jene Stellen des Turiner Papyrus wichtige Hülfsmittel zur Erklärung dieser Papyri Greyiani werden. Wären jene Kaufcontracte im Turiner Papyrus nicht blofs summarisch, sondern vollständig eingerückt, so würde der Turiner Papyrus uns noch ausgedehntere Materialien zur Erklärung enchorischer Texte liefern. Die von mir in der Commentatio angegebene enchorische Gruppe für die cubita aedificialia oder *πηχεῖς οἰκοπεδικοὺς*, wie der Griechische Text sich ausdrückt, habe ich mit Hülfe des Turiner Papyrus entdeckt. Uebrigens besafs ich, als ich die Commentatio schrieb, nur eine kleine Stelle des Turiner Papyrus durch die gütige Mittheilung Peyrons. Hätte ich schon das Ganze, oder diese Schrift Peyrons gehabt, so würde ich aus dem Turiner Papyrus mehr Nutzen haben ziehen können. Peyron sagt in den Anmerkungen S. 87, er habe durch Buttmann ein lithographirtes Facsimile zweier Berliner enchorischer Papyrus erhalten, datirt von ao. 46. Payni 20. Ptolemaei Evergetis. Ich habe das Datum dieser Rollen auf dieselbe Weise übersezt in den meiner Commentatio beigefügten Tafeln. Peyron gibt auch die Uebersetzung eines Stückes des Textes dieser Rollen; diese Uebersetzung stimmt mit meinen Ansichten von dem Sinne jener enchorischen Stelle ganz überein. Nur bedauert auch Peyron, die enchorische Gruppe für den *χολχύτης* noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt zu haben. Er glaubt ferner, dafs die enchorische Gruppe, welche gewöhnlich *Priester* bedeutet, auch in dem Sinne *Leichen*, oder *Mumien*, in diesen Urkunden vorkomme; er erklärt sich diefs daraus, dafs das Aegyptische Wort für diese Gruppe *ouab* gewesen sei, welches eigentlich einen *Reinen* bedeute, und defshalb nicht blofs zur Bezeichnung des Priesters, sondern auch zur Bezeichnung der durch die Taricheuten oder Balsamirer gereinigten Leiche habe gebraucht werden können. Ich halte die Richtigkeit dieser Vermuthung für möglich; aber als gesichert kann sie erst bei weiteren Fortschritten in der Erklärung der enchorischen Texte erscheinen. Die Paraschisten schnitten eine Spalte in den Leichnam, und entfernten sich dann. Hierauf erschienen die Taricheuten, nahmen die Eingeweide heraus und balsamirten den Körper. Nun galt der Leichnam für rein. Dann kamen die Cholchyten und wickelten den Leichnam in die langen Binden ein. Darum sagen die Cholchyten in der Procefsverhandlung, sie seien reine Leute, und dürften daher innerhalb der Stadt wohnen; denn sie hätten nur mit reinen Leichnamen zu thun. Denn ihr Gegner hatte gesagt, Leute von ihrer Profession dürften den Gesetzen nach gar nicht innerhalb der Stadt und in der Nähe von Tempeln wohnhaft seyn.

Das Verzeichnifs des Vaticanischen Papyrus, Nro. 3, welches von Champollion Französisch verfafst, darauf von Angelo Mai ins Italienische übersezt, und durch Bachmann aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen wor-

Digitized by Google

den, beschreibt kurz sowohl hieroglyphische und hieratische wie enchorische Rollen. Für diese lezteren enthält die Schrift einige interessante Angaben; doch würde sie noch viel nützlicher seyn, wenn mehr Aegyptische Schriftproben aus den Texten jener Papyrus beigefügt wären. Etwas Wichtiges, welches wir aus diesem Verzeichnifs erfahren, ist zuvörderst diefs, dafs die enchorische Schrift nicht blofs unter den *Griechischen Fürsten* Aegyptens, sondern auch schon unter den *einheimischen Königen* des Landes gebräuchlich gewesen. Champollion beschreibt nämlich einen enchorischen Papyrus im Vatican, welcher eine unter Psammetichus I. geschriebene Acte enthält, und also beginnt:

„ao. 12. mechir 12. des Psammetich."

Champollion fügt hinzu, es müsse hier Psammetichus I. aus der 26sten Dynastie verstanden werden, weil sein Enkel, Psammetichus II., nur wenige Jahre in Vergleich mit seinem Grofsvater regiert habe. Die mitgetheilte Probe der Schrift dieses merkwürdigen Papyrus scheint sich der hieratischen zu nähern. Es ist sehr zu bedauern, dafs nicht mehr enchorischer Text aus diesem Papyrus abgebildet worden. Es sind nun seitdem auch ähnliche Urkunden aus der Zeit der Persischen Könige Aegyptens aufgefunden worden, welche also den Raum zwischen dem Psammetich und den Ptolemäern ausfüllen. Neun Contracte, welche sich theils zu Paris, theils zu Turin befinden, sind ausgefertigt unter dem Könige Tariusch oder Darius Hystaspes (Bulletin univers. 1827. p. 471); ob sie aber enchorisch oder hieratisch geschrieben, ist aus dieser Notiz nicht deutlich zu ersehen. In einem anderen Contracte zu Paris glaubt Champollion auch den Namen des Alexander, Sohnes Alexanders des Grofsen und der Roxane, gefunden zu haben, welcher junge Fürst kurze Zeit den Königstitel führte. Unter den Ptolemäischen Urkunden des Vaticans ist die älteste datirt:

„ao. 3. Tybi 7. des Königes Ptolemäus, Sohnes des Ptolemäus und der Berenike, der wohlthätigen Götter."

Sie ist also von Ptolemäus Philopator. Eine noch ältere Ptolemäische befindet sich in der Saltschen Sammlung, welche nun nach Paris gekommen ist, nämlich vom J. 12. des Ptolemäus Philadelphus (Bulletin univers. 1826. p. 376). Hr. Bachmann bemerkt: Hr. Seyffarth habe zu Berlin eine noch ältere Ptolemäische Urkunde aufgefunden, nämlich in dem Berliner Papyrus Nro. 48, welcher nach Seyffarths Vermuthung von Ptolemäus Soter sei. Aber diese Vermuthung ist wohl ungegründet. Ich habe auf der Tafel 13. meiner Commentatio den Eingang des Berliner Papyrus Nro. 48 abgebildet. Dieser Papyrus hat nicht den gewöhnlichen vollständigen Eingang der Contracte, sondern einen verkürzten Eingang, so wie man ihn ähnlich auch in dem Papyrus Greyianus B. findet, welcher von Evergetes II. ist. Es beginnt nämlich der Berliner Papyrus Nro. 48 also:

„ao. 53. des Königes Ptolemäus, des ewiglebenden. Orus der Sohn des Orus, von der Mutter Senpoëris erklärte."

Der Monatstag ist nachher noch über die erste Zeile geschrieben, also vielleicht nachgetragen worden. In diesem Eingange findet man nun nichts, was auf den Ptolemäus Soter schliefsen liefse. Im Gegentheil weiset uns die hohe Zahl 53. in die Regierung des Evergetes II., welcher seine gezählten Regierungsjahre bis auf 54. brachte. Kein anderer Ptolemäer kam ihm hierin gleich. Die Gruppe, welche ich durch *ewiglebend* übersetze, kommt in der Rosette'schen Inschrift und im Papyrus Casati vor, und wird dort in der Griechischen Uebertragung immer durch *αἰωνοβίον* gegeben. Auch im Papyrus Greyianus B. führt der König dieses Prädicat.

Sollen wir nun noch in wenige Worte zusammenfassen, wie viel bisher von der enchorischen Schrift entziffert worden, so würden wir etwa Folgendes sagen: Es sind gegen vierzig alphabetische Zeichen und deren Geltung entdeckt; ferner ist von ungefähr 200 anderen Gruppen die Bedeutung entdeckt, aber die Aussprache der meisten dieser Gruppen ist noch zweifelhaft. Von den Zahlzeichen sind die Einer sämmtlich, die Zehner bis 50 bekannt; die Hunderte und Tausende scheinen so bezeichnet zu werden, wie in der hieratischen Schrift.

J. G. L. Kosegarten.

Programm zur dritten Secularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs, am 29sten September 1828, verfafst von J. M. Lappenberg, Dr. und Archivar. **Hamburg. 67 S. in Fol. mit Steindrücken.**

Das Erinnerungsfest der für Hamburg hochwichtigen und folgereichen Begebenheit, welche vor dreihundert Jahren den Grund seiner noch bestehenden Verfassung gelegt, ist daselbst, wie öffentliche Blätter verkündet haben, mit allgemeiner, lebhafter Theilnahme, ernst und

Digitized by Google

schön begangen worden. Es war der Sache angemessen, ihr gleichsam von Amts wegen einen Wortführer zu geben, der den Rückblick aus der Gegenwart auf vergangene Zeit mit sinnvoller Kunde beider für das Allgemeine deutend leitete. Der geehrte Verf., mit gründlichen und umfassenden Geschichtskenntnissen ausgestattet, besonders mit den Quellen seiner vaterstädtischen Dinge vertraut, und durch anschliefsenden Aufenthalt und fruchtbare Erfahrung in ausheimischen Lebenskreisen zu freiem, vergleichendem Ueberblick erhöht, war vor Andern würdig, einen solchen Auftrag zu empfangen. In wenigen Grundzügen, sicher und getreu, zu leichtem Verständnifs und klarer Einsicht, legt er den wesentlichen Inhalt der Hamburgischen Verfassungsgeschichte dar. Seine schlichte Erzählung ist von Gedankenlicht und Herzenswärme durchdrungen. Gleich zu Anfange freuen wir uns der Anschaulichkeit, mit welcher er das Oertliche selbst als den ersten, unzerstörbaren Grund der fort und fort entwickelten Bedeutung erkennen läfst, indem er „die eigenthümliche Lage Hamburgs an den Flüssen Alster und Bille, so wie an demjenigen Punkte der Elbe, wo die Fluth aufhört Schiffe aus der See hinaufzutreiben", als „dasjenige Handelsprivilegium" nennt, „welches die Vorsehung dieser Stadt ertheilt hat, und wefshalb sie, wenn je es sich als wahr erwiesen, dafs kein Handelsstaat lediglich durch künstliche Anlagen und Mafsregeln sich erhalten kann, ein hochbegünstigtes Naturproduct genannt werden darf." Die frühe Ausbreitung des Handels und der Gewerbe — schon ums Jahr 1150 ist Hamburg den Arabern bekannt —, die politischen Verbindungen und das einflufsreiche Ansehen der Stadt werden jedoch nur in Kürze berührt; die Veränderungen im Innern, die Bildung des Gemeinwesens, die Stellung des Rathes, die Entwickelung der Bürgercollegien und besonders der Oberalten, dieser trefflichen, dem gesammten Bürgerwesen eingepflanzten Mafshaltung, sind des Verfs. näheres Augenmerk. Die Gründung der bürgerschaftlichen Ordnungen fällt in Hamburg mit den kirchlichen, welche die Reformation hervorrief, nicht nur der Zeit nach zusammen, sondern beide sind auch wechselseitig mit einander verflochten, und durch einander bedingt. In welcher Weise die Reformation in Hamburg gesiegt und ihre Wirkungen auf das Gemeinwesen ausgeübt hat, stellt der Verf. in den wesentlichen Thatsachen bündig vor Augen, und verknüpft damit die beziehungsreiche, eingreifende Betrachtung: „Wohl mögen wir staunen, die wir Zeugen gewesen sind, wie in unseren Tagen Staatsumwälzungen nur mit dem gröfsten und beklagenswerthesten Verluste von Blut und Kräften gemacht worden sind, wovon eine jede Stadt, ein jedes Dorf in einem grofsen Theile Europa's in seinen Jahrbüchern zu berichten hat, und bemerkt haben, wie diese beklagenswerthen Begebenheiten häufig zu dem verkehrtesten Zwecke und zu keinem Erfolge veranlafst sind; wenn wir ferner uns ähnlicher Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, mit Betrübnifs erinnern, und daran denken, wie selbst die Kirchenreformation anderen Staaten und Städten so vielfache Opfer an Bürgern und Gute gekostet hat: wohl mögen wir staunen, wenn wir hier sehen, dafs diese wichtigste Staats- und Kirchenveränderung, welche im Innern unseres Freistaates sich begeben hat, von unsern Altvordern mit so grofser Weisheit, staatskluger Umsicht und heiliger Ehrfurcht vor bestehendem Rechte ausgeführt ist, dafs in der nicht ganz kurzen Zeit, in welcher sie sich gestaltete, die Verweisung von fünf Geistlichen, unter einem ihnen von den Bürgern selbst gegebenen sicheren Geleite, der einzige Schritt ist, wodurch der Staat eine aus wohlbegründeten Befugnissen hervorgehende Selbsthülfe, auf welche der Vorwurf einer Gewaltthätigkeit kaum von den Gegnern geworfen worden ist, hat ausüben müssen." Nachdem weiterhin erwähnt worden, wie durch die weisen Institutionen in Staat, Kirchen und Schulen, von Gemeingeist und Frömmigkeit beseelt, mehr noch als selbst der äufsere Wohlstand, das sittliche und geistige Leben der Stadt gefördert worden, darf der Verf. in wahrem, befriedigtem Gefühl so schliessen: „Mit Stolz und Freude dürfen unsere Mitbürger sich erinnern, wie die unseligen Religionsfehden des sechszehnten Jahrhunderts und die heftigen Zwistigkeiten, welche dieselben im Innern der meisten Städte begleiteten, die Hamburgische Verfassung nicht haben erschüttern können; wie hernach der unselige Krieg, welcher dreifsig Jahre hindurch Deutschlands schönste Länder verheerte und auch in unserer Nähe verderblich hauste, weder religiöse noch politische Aenderungen bei uns veranlafste; wie weder die in Folge der Reformation gestiegene Cultur der unbegüterten Volksclasse noch die veränderten Handelszüge auf dem Weltmarkte beider Hemisphären und der dadurch veränderte Werth des Grundbesitzes und der edlen Metalle, bei uns nicht, wie in manchen anderen europäischen Staaten, Verfassung und Verwaltung völlig umgewandelt haben; wie auch die Ausbildung des Begriffes der Landeshoheit und anderer staats-

Digitized by Google

rechtlichen Lehren, welche die alten Formen der meisten Staaten umgestaltete, den Grundbegriff der freien Republik nicht verwirrt hat; wie endlich der ungeheure Kampf, in welchem die Welt vor vierzig Jahren zu entbrennen begann, in seinen convulsivischen Zuckungen unser Hamburg nur auf sehr kurze Zeit erschütterte, und wie der gewaltige Strom der Zeiten, welcher alle jene Erscheinungen bei uns vorüberführte, nur einzelne Aenderungen in der Verwaltung bei uns verfassungsmäfsig eingeführt erblickt, aber keine der Grundfesten der Verfassung hat erschüttern können."

Wir fügen unsererseits von einem allgemeineren Standpunkte, als der Verf. zu nehmen Anlafs hatte, hier einige Betrachtungen bei. Was die freien Reichsstädte einst für das Deutsche Vaterland, wie überhaupt das Städtewesen einst für den gröfsten Theil Europa's, gewesen, darf als unbestritten und bekannt gelten. Allein schon lange vor ihrer Auflösung hatten diese Freistaaten in Deutschland ihr früheres Verhältnifs eingebüfst. Freiheit, Bürgerbildung, Gewerbfleifs und Handel, sonst der Vorzug derselben, blühten längst in königlichen und fürstlichen Ländern, und waren in noch gröfserem Mafse aus den meisten Reichsstädten entwichen, wo unleidliche Aristokratien in schreienden Mifsbräuchen längst alles Gemeinwesen aufgezehrt, und die Herrschaft der Rohheit und des Vorurtheils auch allmälig den früheren Wohlstand vernichtet hatte. Wie waren Cöln, Nürnberg und Augsburg gesunken, und wie sehr sogar Frankfurt am Main wenigstens in seiner Verfassung verderbt! Wie kräftig blühten dagegen bürgerliche Einrichtungen und Thätigkeiten in monarchischen Staaten auf, in Oesterreich, in Sachsen, in den Braunschweigischen Staaten, in Preufsen, welches doch damals das tiefgedachte und in seinen Wirkungen gewifs einst allgemein gesegnete Institut der Städteordnung nicht hatte. Die Reichsstädte waren offenbar gegen dergleichen neues Leben verblichen, in ihrem Beruf abgelöst, und die Geschichte liefs sie mit gleichem Rechte, mit welchem sie einst sie hervorgerufen hatte, verschwinden. Nur die herrlichen Hansestädte machten eine Ausnahme; sie blühten fort in altvererbter, doch jugendlicher Kraft, in Freiheit, in Staatsklugheit nach Aufsen, in Gerechtigkeit nach Innen, in glücklichen Verfassungen, in steigendem Wohlergehen. In ihnen lebt noch für unsere Zeit der Geist und die Bedeutung, welche ihre zahlreichen Schwestern nur für eine längst vergangene hatten; sie haben Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwickelung, und können ihren Beruf, mag nun ihre Lage oder ihre Bildung, oder Beides vereint, sie so vorzugsweise begünstigen, noch immer in erster Reihe und durch die Thatsache darthun.

Wirklich sind diese Freistaaten — diese Handelsniederlassungen Deutschlands, welche, statt auf jenseitigen Meeresküsten und Inseln, noch auf diefsseitigen im eigenen Lande sich festgesezt haben — für das Deutsche Vaterland in seiner jetzigen Beschaffenheit von unschätzbarem Werthe. Als sichere, von Aufsen her kaum angreifbare, zu neutralen Vermittelungen am längsten eröffnete, grofsartige Pflanzstätten des Deutschen Verkehrs vertreten in der That hauptsächlich sie die Deutsche Nation bei den grofsen Weltgeschäften, hegen und tragen sie die Verhältnisse und Verbindungen, welche dem binnenländischen Lebensbedürfnifs unentbehrlich sind, Deutschen Fleifs und Deutsches Streben mit allen Welttheilen in Zusammenhang erhalten, und, mit Einem Worte, dafür sorgen, dafs in unseren heimischen Schranken ein weltbürgerliches Element, ein Stück England und Holland, ein Zusatz America, ja ein Antheil Ost- und Westindien, so viel Eingang habe, als unseren Verhältnissen wünschenswerth seyn kann. Wie viele geistige Athemzüge würden nicht gleichzeitig mit jenen gröberen Pulsen des eigentlichen Handels stocken, wie viele Wunden würden bluten, wenn diese tief in das Leben des Ganzen verflochtenen Beziehungen sollten abgeschnitten werden! Wir haben die traurige Erfahrung nur zu sehr gemacht, als jene Städte dem Französischen Reich eine Zeitlang einverleibt und ihr Verkehr von tödtlichen Verordnungen getroffen war.

Lebhaft wurde bei der Herstellung Deutschlands der Werth und das Verdienst der Hansestädte gefühlt, die auch an tapfern Anstrengungen und grofsen Opfern für die neue Deutsche Freiheit es nicht fehlen liefsen. Ihre eigene Freiheit wurde als eine nicht selbstsüchtige, sondern allen Deutschen gemeinsame erkannt; in der Bremischen Verfassung wird ausdrücklich allen Deutschen Landsleuten der Gebrauch und die Aneignung dortiger Bürgerfreiheit vorbehalten. Wie Preufsens Kriegsverfassung für ganz Deutschland schützend, wie jede blühende Universität für die Gesammtheit fruchtbar, so auch sind diese Handelsfreistaaten dem Ganzen angehörig und erspriefslich. Auch erneuert sich in der That der wichtigste Theil der Bewohner immerfort aus den Binnenländern, und bringt auf hundert Wegen Wohlstand, Kenntnifs und Verbindungen

Digitized by Google

dahin zurück. Dieses Verhältnifs hat sich bisher auch allgemeiner Anerkennung erfreut; nur einmal hat eine zwar geistreiche und gewandte, aber durch ihre Zwecke befangene und auf schwierigen Wegen wandelnde Schrift — das Manuscript aus Süddeutschland — gegen die Hansestädte bitteren Unglimpf ausgestofsen, allein gerade hierin auch wohl am wenigsten Zustimmung erworben.

Das edle Hamburg ragt in allen gerühmten Eigenschaften besonders empor. Ein rüstiger Volkscharakter mit thätiger Frömmigkeit und uneigennützigem Gemeinsinn, kräftige Bürgertugend jeder Art, Redlichkeit, Fleifs und Grofsmuth bewegen sich dort in behaglicher Lebensfülle und eigengearteter Tüchtigkeit; daneben blüht die stattlichste Bildung, und, neben gründlicher Gelehrsamkeit, das umfassendste praktische Wissen. Einzelne Häuser haben, nicht durch Reichthum und eitle Gönnerschaft, aber durch edle Geselligkeit und menschenfreundliche Gastfreiheit, nicht nur eine Deutsche, sondern eine Europäische Namhaftigkeit erworben. Viele der Männer, welche Deutschland zu seinen gröfsten Zierden rechnet, haben in Hamburg Wohnstätte, erwünschte Lage, glückliche Verhältnisse gefunden. Die bürgerschaftliche Verfassung aber, eines der gelungensten Werke der Staatskunst, ist auch von fremden Nationen als ein bewundernswerthes Muster seiner Art vielfältig beachtet und gepriesen worden.

Die vorliegende Schrift, zu der wir schliefslich zurückkehren, ist ihres Gegenstandes in jedem Betracht würdig. Der eigentlichen Abhandlung sind Urkunden und gelehrte Anmerkungen beigefügt. Auch die äufsere Ausstattung ist lobenswerth; Druck und Papier ausgezeichnet schön; das Bildnifs Bugenhagens nach Lukas Cranach in Steindruck vortrefflich ausgeführt; der Plan und die Ansicht des alten Hamburgs, für den Kundigen sehr anziehend, gleichfalls in guten Steindrücken. Möge der wackere Verf., der uns diese Feierschrift geliefert, neben seiner sonstigen Thätigkeit auch ferner solchen Antheil des Historikers dem frischblühenden, lebenskräftigen Vaterlande zu widmen keine Gelegenheit versäumen!

K. A. Varnhagen von Ense.

Ueber die Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen und Einflufs auf das Leben. Vorlesungen von Dr. W. M. L. de Wette. Berlin 1827. 8vo.

Die Wissenschaft ist das Leben in die Vernunft aufgenommen, und das Leben gibt den Inhalt der Wissenschaft in der Form unmittelbarer Vorstellungen und Bestrebungen. Jene verklärt dieses, und dieses offenbart jene. Beide stehen zu einander in der innigsten Beziehung, und wo das Eine zu seiner vollen Kraft und Tüchtigkeit gelangt ist, da tritt das Andere ergänzend hinzu. Wer die Entwickelungsgeschichte des Geistes nicht nach vorübergehenden Erscheinungen, sondern in ihrer Wahrheit und Tiefe aufzufassen gewohnt ist, wird um so weniger Anstand nehmen, diesen Sätzen beizustimmen, als ihm die verschiedenen Perioden dieser Geschichte zahlreiche Belege für die Richtigkeit derselben an die Hand geben.

Unsere Zeit insbesondere ist nach der Seite hin, von welcher sie jezt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ganz vorzüglich geeignet, die ausgesprochene Wahrheit factisch zu begründen. Rec. will diesen Gedanken in einigen Andeutungen näher erläutern.

Zu den universellen Richtungen, in welchen sich die Entwickelung des Geistes entfaltet, gehört unstreitig die *Religion*. In ihr und durch sie prägt er eine Seite seines Seyns im Leben auf das Bestimmteste aus, und es kann keinen Abschnitt in seiner Entwickelungsgeschichte geben, in welchem das religiöse Moment ganz unterdrückt und ausgetilgt wäre. Geschähe diefs, so wäre der Geist selbst in seinem innersten Kern vernichtet. Indessen stehen in dem geistigen Leben und seiner Entfaltung neben der religiösen Richtung noch andere, nicht minder bedeutungsvolle. Wendet nun der Geist diesen und ihrer Ausbildung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit vorzugsweise zu, so mufs nothwendig jene in dieser Periode eben so sehr in den Hintergrund treten, als diese ihr weichen müssen, wenn der Geist seine Zwecke hauptsächlich in ihr zu realisiren durch das ihm einwohnende Gesetz genöthigt ist. Dieses Vorherrschen der einen Richtung über die andere liegt in der Natur der Entwickelung selbst; denn, wenn diese auch an und für sich das Ewige, das Absolute offenbart, so geschieht diefs doch in der Zeit und hiermit auf eine endliche Weise. Nie aber wird es dem Endlichen gelingen, das Unendliche mit *Einem* Male in seiner ganzen Fülle darzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91. u. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Ueber die Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen und Einfluſs auf das Leben. Vorlesungen von Dr. W. M. L. de Wette.

(Fortsetzung.)

Die Richtung, welche auf dem Entwickelungsgange des Geistes *vorzüglich* mit der des religiösen Lebens in dem angedeuteten Sinne um die Herrschaft ringt, ist die des *öffentlichen* Lebens (res publica), die Richtung, die den Staat und seine immer vollständigere Verwirklichung zum Centralpunkte hat. Mit anderen Worten: Glaube und Sittlichkeit auf der einen, und Gesetz und Recht auf der anderen Seite kämpfen unausgesezt um den Principat im Gebiete des Geistes. Sie versöhnen sich zuvörderst nur, um aufs Neue in Trennung und Streit überzugehen. Die Geschichte legt hierüber das vollgültigste Zeugniſs ab.

Vor drei Jahrhunderten, als der Geist im edeln Zorne über seine Dränger sich erhob, in kühnem Muthe die entehrenden Fesseln abwarf, in welche ein fürchterlicher Despotismus ihn geknechtet hatte, und frei und kräftig die ununterbrochene Ausübung seiner ewigen und unverletzlichen Rechte begehrte: da war es das religiöse Moment, das sich vor allen übrigen zu seiner ganzen Würde und Tüchtigkeit emporrang. Frisch und froh durchströmte es Einzelne und ganze Gemeinschaften, und in seiner Freudigkeit und Begeisterung ordnete es alle übrigen Lebensgebiete dem *Glauben* unter, und bezog sie auf denselben. Nicht immer strahlte es in diesem Glanze, nicht immer dauerte seine Herrschaft. Formen fesselten es, Formen entmannten es, und eine nur zu seichte Aufklärung raubte ihm Kraft und Lebendigkeit. Leicht war es hierdurch dem Staatsleben geworden, die Bestrebungen des Geistes vorzugsweise auf sich zu lenken. Mit jener von Frankreich ausgehenden, Europa mehr oder weniger berührenden Erschütterung war der Umschwung, den der Geist am Schlusse des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts kund gab, eingetreten. Die Interessen des Staates hatten in dieser Zeit beinahe die der Religion und Kirche verschlungen. Kaum aber hatte durch den groſsen Befreiungskrieg, und was sich unmittelbar an denselben anschloſs und durch ihn bedingt war, die staatliche Richtung, die ihr jezt zuträgliche Entwickelung in Deutschland erlangt, als das lang niedergehaltene religiöse Leben aufs Neue und mit der entschiedensten Kraft zu weiterer Fortbildung sich erhob. Es läſst sich nicht läugnen, daſs es seit zehn bis zwölf Jahren eine sehr bedeutende, ja die bedeutendste Stelle im Gebiete des Geistes einnimmt. Mit einer Regsamkeit, die sich nach allen Beziehungen hin ausspricht, und die sich offenbar täglich vermehrt, macht es von der wiedererrungenen höhern Geltung den bestimmtesten Gebrauch, und sein Einfluſs auf die Gestaltung der einzelnen Momente des Daseyns wird fortwährend sichtbarer.

Bei dieser Bestimmtheit des Lebens ist, mit Rücksicht auf das nothwendige Verhältniſs, in welchem dasselbe zu der Wissenschaft steht, im Voraus anzunehmen, daſs diese jezt vorzugsweise die religiöse Seite zu *begreifen* als ihre Aufgabe erachten wird. Und wirklich wurde von Seite der Wissenschaft vielleicht nie der religiösen Entwickelung und ihrem Begriffe gröſsere Aufmerksamkeit zugewendet als gerade jezt. Die Untersuchungen über die Principien der Religion, über ihre Stellung und Bedeutung und ihre wichtigsten Momente vervielfältigen sich. Von allen Seiten den Gegenstand zu betrachten und bis in das Einzelnste zu erschöpfen, gehört mit zu den bedeutendsten Unternehmungen der jetzigen wissenschaftlichen Thätigkeit. Und, um ihr Werk zu vollenden, erhebt sie sich zu dem Versuche, den Kreis des religiösen Lebens vollständig zu beschreiben, und seinen Inhalt in seinem ganzen Umfange zu entwickeln. Von diesem allgemeinen Streben ergriffen hat sich sogar in dem Lande, das wenigstens nicht immer diesem Gegenstande eine angestrengte Aufmerksamkeit zuzuwenden gewohnt ist, ein geistreicher Forscher gefunden, der nicht ohne allen Er-

Digitized by Google

folg den bezeichneten Versuch theilweise gemacht hat. Jedermann sieht ein, dafs wir Frankreich und in ihm den denkenden und gewandten *Benjamin Constant* im Auge haben. Es ist nicht an seinem Orte, auch nur im Vorübergehen seine Schrift über Religion*) zu beurtheilen, und die Vorzüge und Mängel derselben bemerklich zu machen. Wichtiger ist es für uns zu erkennen, dafs vorzüglich Deutschland die Lösung der Aufgabe, die Religion in ihrem Wesen und in ihren Erscheinungen wissenschaftlich darzustellen übernommen zu haben scheint. Der Geist, wie er sich im Deutschen Volke gestaltet und entfaltet hat, fordert hierzu auf, und seine freieste Thätigkeit unterstüzt das Unternehmen. Unverkennbar ist die Philosophie als Deutsche ganz vorzüglich geeignet dasselbe zu leiten und zu verklären.

In die Reihe der Deutschen Denker, die an die Lösung der genannten Aufgabe ihre Kraft sezten, stellt sich ein Mann, der schon oft und mit Ehren auf dem Gebiete der Wissenschaft aufgetreten ist. Es ist der, mehre Seiten der Theologie mit Auszeichnung bearbeitende *de Wette*. Schon in einer früheren Schrift**) sprach er im Allgemeinen seine Ansicht über den Begriff und den Umfang der Religion aus. Sein Beruf als Lehrer der Hochschule in Basel gab ihm Veranlassung diese weiter zu entwickeln, und sie in der Form von Vorlesungen seinen Zuhörern darzulegen. Der Wunsch, „diese Vorlesungen auch der grofsen Lesewelt als einen nicht unpassenden Beitrag zur Verständigung über die grofsen Streitfragen, welche unsere Zeit bewegen, darzubieten (Vorr. III.)", bereicherte unsere Literatur mit einem sehr beachtenswerthen Werke, dessen unbefangene Beurtheilung uns nun beschäftigen soll.

Der äufseren Form nach zerfällt dasselbe in 21 Vorlesungen, die an seinem Inhalte folgender Weise Antheil nehmen. Die *erste* Vorlesung bildet die Einleitung zu den übrigen. Die Aufgabe dieser wird bestimmt, die Wichtigkeit und Schwierigkeit derselben hervorgehoben, und die Art ihrer Lösung ausgesprochen. Die *zweite*, *dritte* und *vierte* Vorlesung beschäftigt sich mit der Entstehung der Religion und ihrem ursprünglichen Gehalte; die *fünfte* bestimmt das Verhältnifs der Religion zur Wissenschaft, zur Sittlichkeit und Sittenlehre, zur Kunst und zum Staatsleben. In der *sechsten* und *siebenten* wird eine concrete Nachweise des Wesens der Religion in dem Bilde des religiösen Lebens, nach seinen verschiedenen Abstufungen und Beziehungen, im Gemüthe eines ganz entwickelten und ausgebildeten Menschen unternommen. Von der *achten* bis zur *zwanzigsten* Vorlesung versucht es der Hr. Verf., das nachgewiesene Wesen der Religion in den verschiedenen Erscheinungsformen aufzuzeigen. Er verbreitet sich über den Fetischismus, über die Naturreligion der alten Völker und ihr Verhältnifs zum Fetischismus, über den sittlichen Einflufs derselben auf das Leben, über die Vielgötterei der Griechen, die Religion der Israeliten, das Christenthum in seiner ersten Erscheinung, den Katholicismus und Protestantismus oder den neueren Entwickelungsgang des Christenthums, und die Aufgaben, welche der christlichen Kirche für die Zukunft gestellt sind. Als Zugabe entwickelt die 21ste oder lezte Vorlesung das Verhältnifs der Kirche zum Staate.

Der erste Blick auf die Wanderung, welche der Herr Verfasser unternahm, lehrt, dafs sich seiner Beobachtung und Untersuchung des Wichtigen viel darbot. Von einem so anerkannten Forscher, wie Hr. de Wette, dem neben einer geübten Denkkraft eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine genaue Bekanntschaft mit dem, was Andere auf dem Gebiete, das er auszumessen und zu bestimmen sich vorsezte, schon leisteten, zu Gebote steht, läfst sich erwarten, dafs er die mühsame Reise nicht ohne reiche Ausbeute zurückgelegt haben werde. Und er hat in der That diese Erwartung auf eine ihn ehrende Weise gerechtfertigt; denn es läfst sich nicht läugnen, geistreiche Ansichten, werthvolle Gedanken, originelle Blicke auf einzelne Partien, geschickte Verarbeitung des Vorhandenen — diese und andere Vorzüge schmücken mit einer klaren und besonnenen Darstellung das de Wette'sche Werk, und es mufs von dem Unbefangenen anerkannt werden, dafs dasselbe als eine Bereicherung unserer philosophisch-theologischen Literatur zu betrachten ist. Rec. will nun einzelne Partien desselben hervorheben, und hiedurch den Leser mit seinen Licht- und Schattenseiten bekannt machen.

S. 1 erklärt sich der Hr. Verf. über den Gegenstand der zu prüfenden Vorlesungen folgendermafsen: „Ich will zeigen, was die Religion an sich, ihrem ursprünglichen Wesen nach ist, in welchen Formen sie sich in der Geschichte darstellt, und welche Wirkung sie auf das Leben, auf die Sittlichkeit, das Staatswesen, die Wissenschaft und Kunst ausübt. Es ist nicht davon die Rede, die Wahrheiten der Religion, der wir angehören, prüfend zu be-

*) De la Religion.

**) Religion und Theologie.

Digitized by Google

trachten, oder in ihrer Vollständigkeit und in ihrem Zusammenhange vorzutragen; wir haben es mit der Religion überhaupt zu thun, mit keiner besonderen Gestalt und Ausbildung derselben, sondern mit allen den Gestalten, in welchen sie vorkommt und vorgekommen ist." Aus dieser Erklärung des Hrn. Verfs., so wie aus dem ganzen Zwecke der Schrift, ist zu entnehmen, dafs er sich zur Aufgabe gemacht hat, durch dieselbe vor Allem die Frage: Was ist die Religion an und für sich? zu beantworten. Es ist klar, dafs dieses Unternehmen von der höchsten Wichtigkeit, und, im Falle des Gelingens, gerade jezt von dem bedeutendsten Erfolge seyn müsse; denn es ist den nur einigermafsen Eingeweihten bekannt, dafs die erwähnte Frage nie verschiedener und auf eine sich widersprechendere Weise beantwortet wurde als in unseren Tagen. Alle Bestimmungen und Richtungen des Geistes werden dabei zu Grunde gelegt. Es gibt demgemäfs Solche, die die Religion in eine zahllose Menge verständiger Reflexionen über Gott und göttliche Dinge auflösen, und überhaupt ihr ganzes Wesen in die engen Gränzen des Verstandes einzwängen; Andere wollen in ihr nur die Thätigkeit der Vernunft anerkennen, und halten ihren Fortschritt für um so bedeutender, je mehr das speculative Moment in und an ihr sichtbar wird. Keine geringe Zahl hat sie in eine abstracte Sittlichkeit umgewandelt, und nach ihnen geht ihr Gebiet nicht weiter, als die Kraft des in seiner Einzelheit beharrenden Willens reicht.

Es ist von Interesse zu sehen, ob ein Forscher, wie Hr. de Wette, aus dem Kreise dieser einseitigen, in der Subjectivität befangenen Ansichten herausgetreten ist, und das Wesen der Religion tiefer aufgefafst hat. Hören wir, was er über dasselbe ausspricht: „Dafs der Mensch einen *Trieb*, eine *Anlage*, ein *Vermögen* in sich trägt, Gefühle und Begriffe von Gott und göttlichen Dingen in sich zu erzeugen: dafür liefert die Erfahrung einen Beweis, welcher wenigstens vorläufig gelten und unsere Aufmerksamkeit auf die genauere Untersuchung der Sache leiten kann. (S. 25.) Diese Anlage zur Religion ist ein Vermögen, das *Unsichtbare* und *Verborgene*, wo nicht zu erkennen, so doch zu ahnen, vorauszusetzen, zu glauben. (S. 29.) Die Anlage zur Religion besteht ferner in dem Vermögen, an etwas *Ewiges, Unsterbliches, Unvergängliches* zu glauben. (S. 30.) Mit der Idee der Ewigkeit und Unsterblichkeit liegt im Menschen ursprünglich auch die des *Unbedingten* und *Allmächtigen*, und einer höchsten *Ursache*, von welcher Alles abhängig ist. (S. 31.) Endlich liegt auch im Menschen als Bestandtheil des Glaubens ein ursprüngliches Gefühl eines höheren *Gesetzes* und einer *Zweckmäfsigkeit* der Dinge, die Ahnung einer *heiligen Weltordnung*, eines *höchsten heiligen Willens*, einer *heiligen Vollkommenheit*. (S. 32.) Die Religionsanlage ist nicht die Erkenntnifs dessen, was die Erfahrung lehrt, was gesehen und gehört wird, sondern es ist ein *Glaube*, ein Fürwahrhalten ohne äufsere Gründe. Glaube ist so viel als *Vertrauen*. (S. 34.) Dieses Vertrauen, dieser Glaube ist die Seele aller Religionen, der feste Kern, den Alle, in welcher Schale es seyn mag, einschliefsen. (S. 35.) Wenn wir nun fragen, welchem Vermögen des menschlichen Geistes der religiöse Glaube seinen sittlichen Bestandtheilen nach angehört, so ist es hier deutlicher als bei den anderen Ideen, dafs er im *Gefühle* seine Quellen hat. (S. 66 f.) Des Verstandes, der Einbildungskraft bedienen wir uns nur dazu, ihn uns zum Bewufstseyn zu bringen, und in Begriffen und Bildern fafslich zu machen. (S. 69 f.) Was ist aber dieses Gefühl, in welches wir die Quelle des Edelsten und Göttlichsten, was das Menschenleben kennt, setzen? Gefühl nennen wir im eigentlichen Verstande des Wortes den Sinn des Betastens, mit welchem wir die Gegenstände in ihrer körperlichen Beschaffenheit und Gestalt wahrnehmen. Wir brauchen aber das Wort Gefühl auch für das, was wir sonst *Empfindung* nennen, weil diese oft durch den Sinn des Gefühls gewonnen wird. Manche nehmen nun das Wort Gefühl, aufser jenem ersten eigentlichen Sinne, blofs in der Bedeutung *Empfindung*, und verstehen darunter immer etwas Sinnliches. Wir hingegen, wenn wir von dem Gefühle sprechen, in welchem die Quelle der Religion liegt, verstehen darunter durchaus nichts Sinnliches, sondern ein geistiges Vermögen, das für das Innere des Gemüthes ungefähr das ist, was der Sinn des Gefühls oder Betastens für die äufsere Erkenntnifs ist. Dieser Sinn gibt uns von den Gegenständen zwar unmittelbare, aber dunkle Vorstellungen, welche uns erst das Auge anschaulich macht. Erst durch das Auge gewinnen wir von dem Baume, den wir betastet haben, eine klare Anschauung. Das Gefühl sagt uns, dafs er vorhanden, dafs sein Stamm rauh oder glatt, stark oder schwach ist, aber es gibt uns kein klares Bild aller seiner Theile, wie wir es durch den Sinn des Gesichts erhalten. So gibt uns auch das innere geistige Gefühl zwar unmittelbare und gewisse, aber dunkle Erkenntnisse. Wie das äufsere Gefühl sich zum Auge verhält, so das innere zum Verstande. Wie das Auge zu den Wahrnehmungen des äufseren Gefühls die klare An-

Digitized by Google

schaulichkeit hinzubringt, so macht auch der Verstand die Erkenntnisse des Gefühls klar, oder bringt sie zum Bewufstseyn, nur dafs er freilich nicht, wie das Auge, den Gegenstand ebenfalls unmittelbar anschaut und neue Seiten an ihm auffafst; er thut nichts, als dafs er die Erkenntnisse des Gefühls betrachtet und aufklärt; auch bildet er keine anschaulichen Vorstellungen, sondern blofs Begriffe, welche mittelst des Nachdenkens gefafst werden. (S. 70 f.) Das Gefühl ist der Keim aller Erkenntnifs im Menschen, das, woraus sich alles Wahre, Gute und Schöne entwickelt. Im Kinde, im Naturmenschen ist anfänglich Alles Sache des Gefühls, bis das Bewufstseyn und die Bildung die klare Entfaltung und Gliederung der verschiedenen Seelenthätigkeiten hervorbringt." (S. 72 f.)

Wir haben die Ansicht des Hrn. Verfs. über den Ursprung der Religion absichtlich mit seinen eigenen Worten und so ausführlich dargelegt, dafs der Leser theils selbst in den Stand gesezt ist, ein begründetes Urtheil über dieselbe zu fällen, theils aber auch demjenigen, was wir über sie abgeben werden, mit Sachkenntnifs zu folgen. Wir werden bei der Kritik dieser Lehre um so umsichtiger verfahren müssen, da Hr. de Wette und mit ihm einige andere angesehene Theologen einen ungemein hohen Werth auf dieselben legen. Erklärt doch Jener S. 98: „Es ist daher zu hoffen, dafs, wenn unsere Ansicht herrschend wird, die ganze Theologie einen neuen, höheren Schwung nehmen, und besonders der religiöse Jugendunterricht und die Kanzelberedsamkeit ein wärmeres, kräftigeres Leben gewinnen wird." In dieser Ueberzeugung tritt er auf das Bestimmteste gegen die Gegner derselben auf. Er nimmt zwei Parteien von Theologen an, welche ihr aus verschiedenen Gründen widersprechen: die Partei der strengen, ängstlichen Offenbarungsgläubigen oder Supranaturalisten, und die der Vernunfttheologen oder Rationalisten. (S. 82.) Hr. de Wette sucht im Vorübergehen die Einwürfe, welche beide Parteien gegen die vermeintlich neue Lehre vorbringen, abzuweisen. Rec. hält sich überzeugt, dafs diefs auf keine befriedigende Weise geschehen ist; denn wie viel läfst sich z. B. ohne alle Anstrengung gegen folgende (S. 82) gegen die Einwürfe der Offenbarungsgläubigen gerichtete Stelle einwenden: Allerdings ist die geschichtliche Erkenntnifs von Christo für den Christen die nothwendige Veranlassung und Einleitung zum Glauben an ihn; aber die geschichtliche Erkenntnifs ist noch nicht Glaube; dieser entsteht erst dadurch, dafs jene mit Gefühl, mit Vertrauen und Liebe aufgefafst wird, dafs *man in Christo die höchste Wahrheit und die Gnade Gottes erkennt*, was nur mit dem Gefühle möglich ist. Wer wird hier nicht fragen: Wie kann das Gefühl die *höchste* Wahrheit auffassen? Ist die *höchste* Wahrheit nicht wesentlich auch die *höchste* Klarheit? Und nennt nicht Hr. de Wette das Gefühl selbst S. 73 das heilige Dunkel? In solchem Dunkel mag der Inhalt der Wahrheit geahnet werden; aber auf der Höhe und in der Offenbarung, in welcher sie in und an Christus erschien, ist sie nicht erkannt. Das Gefühl hat nicht die höchste, sondern gerade die niederste Wahrheit, oder vielmehr die Wahrheit auf ihrer niedersten Stufe. Bei dieser Stelle ist dem Rec. ganz besonders klar geworden, dafs Hr. de Wette hier, wie im ganzen Buche, den Geist auf seiner freiesten und bestimmtesten Bildungsstufe, den Geist als Vernunft zu sehr in den Hintergrund treten läfst; denn gerade hier war zu erwarten, dafs er es ausspreche, in ihrer *höchsten* Erscheinung könne die Wahrheit nur durch die Vernunft erkannt werden: eine Erklärung, wozu ihn der Gedanke, dafs er S. 29 Z. 1 und 2 dem Gefühle eigentlich die *Erkenntnifskraft* selbst abspricht, und an vielen Stellen ihm die Wahrheit nur, in sofern sie noch in der Dunkelheit, Unbestimmtheit und Unmittelbarkeit des Anfangs aufgenommen wird, also die Wahrheit nicht in ihrer höchsten, sondern in ihrer *untergeordnetsten* Erscheinung, nicht in Christo, sondern höchstens in der Symbolik und Mythologie des Heidenthums zuweist, hätte führen müssen; allein Hr. de Wette scheint, wie gesagt, die Vernunft zu wenig in ihrer Selbstständigkeit und in ihrer Würde als freieste Erscheinung des Geistes gelten zu lassen. Uebrigens ist nicht zu übersehen, dafs die eben angeführte Stelle mit einigen früheren Erklärungen des Hrn. Verfs. nicht übereinstimmt. Nach S. 80 liegt der Glaube *ursprünglich* im Gefühl; nach dem citirten Ausspruche aber kommt der Inhalt desselben, in sofern er sich auf Christus bezieht, von Aufsen, und das Gefühl ist blofs das Auffassende, Formgebende. Wo bleibt hier das Moment der *Ursprünglichkeit?* Ist hiermit das Gefühl nicht zu etwas sehr Untergeordnetem, höchst Dürftigem herabgekommen, und damit die ganze Ansicht in ihrem Grunde erschüttert? Diefs wird S. 83 noch auffallender, wo Hr. de Wette sagt: „Wir wollen ihr (der Offenbarung) auch nicht ihre Sicherheit und Gewifsheit rauben, vielmehr erkennen wir sie als dasjenige an, was unserm oft *schwankenden* und *wandelbaren* Gefühle festen Bestand gibt; aber ohne dafs sie in unser Gefühl eingeht und in demselben lebendig wird,

Digitized by Google

bleibt sie ohne Wirkung." Niemand wird unbemerkt lassen, dafs der Hr. Verf. durch diese Sätze seine Ansicht in ihrer Wurzel verlezt hat. Ein Gefühl, das schwankt und wandelbar ist, ein Gefühl, das wenigstens in dem berührten Falle in sich selbst keine Fülle und keinen Inhalt hat, und erst von Aufsen her diesen in sich *eingehen* lassen mufs, kann die Stellung im geistigen Organismus und die Bedeutung im religiösen Leben nicht haben, die ihr Hr. de Wette zuweist, und es liegt am Tage, dafs die Offenbarungsgläubigen die Wahrheit so lange für sich haben, als keine tiefer eingehenden Argumente gegen sie aufgebracht werden können.

Nicht minder unbefriedigend erscheint dem Rec., was Hr. de Wette zur Vertheidigung seiner Ansicht gegen die Rationalisten vorbringt; denn hier kommt der Uebelstand vor, dafs er in diesen nur solche Theologen erblickt, die Alles in der Religion aus dem *Verstande* ableiten und nach *Verstandes*wahrheiten beurtheilen. (S. 84.) Bei dieser Ansicht können sich aber die eigentlichen und wahren Rationalisten um so weniger beruhigen, als sie es gerade sind, die den Primat des Verstandes in religiösen Dingen mit dem gröfsesten Ernste und dem glücklichsten Erfolge bestreiten, und dafür dem Geiste auf der Entwickelungsstufe, der sie ihren Namen verdanken, dem Geiste als *Vernunft*, die ihm im Gebiete des religiösen Lebens zustehenden Rechte zuweisen. Je wichtiger der Unterschied zwischen Verstand und Vernunft ist, und je mehr es anerkannt werden mufs, dafs nur diejenigen Denker, welche vermittelst der lezteren die religiösen Momente *begreifen*, d. i. in ihrer *Vernünftigkeit* erfassen wollen, die wirklichen Rationalisten sind: desto klarer ist es, dafs Hr. de Wette mit demjenigen, was er S. 84 ff. vorgebracht hat, seine Gegner nicht berührt, noch weniger widerlegt.

Es ist gerade in unsern Tagen, in welchen das Denken innerhalb der Religion und der freie, wissenschaftliche Begriff derselben wieder von Manchen verhöhnt und als eine Verderben bringende Erscheinung dargestellt wird, von der höchsten Wichtigkeit, dafs der Rationalismus in sich selbst die berührte Scheidung vornehme, und somit sein ächtes, unvergängliches Moment von dem trenne und aussondere, was die Oberflächlichkeit des blofs verständigen Thuns im theologischen Leben ihm aufgedrungen hat. Von denen aber, die sich in irgend eine Beziehung zu demselben gesezt haben, ist zu begehren und zu erwarten, dafs sie diese Scheidung anerkennen und sich zu dem Bewufstseyn erheben, nicht in der trennenden, negirenden Thätigkeit des Verstandes, sondern in der einigenden, die Wahrheit im Begriffe setzenden der Vernunft liege das eigentliche Wesen des Rationalismus. Wer diese billige Forderung nicht ehrt, wer demnach die eigentliche Stellung und Bedeutung dieser Denkweise gänzlich übersieht, dem mufs recht nachdrücklich zugerufen werden, dafs er auf seinem Wege die grofse Angelegenheit der Religion nicht fördern, sondern nur verwirren könne.

Was nun die Lehre des Hrn. Verfs. selbst betrifft, so ist vor allen Dingen zu bemerken, dafs sie nichts weniger als *neu* ist, und es hat den Rec. allerdings gewundert, dafs ein so ausgezeichneter, mit der Entwickelung der Wissenschaft so wohl bekannter Gelehrter, wie Hr. de W., S. 80 folgende Worte niederschreiben konnte: „Aber die Ansicht, dafs jede religiöse Vorstellung aus einem Grundgefühle hervorgehe, dafs der Glaube ursprünglich im Gefühle liege, und nichts als ein zum Bewufstseyn gekommenes Gefühl sei, ist bei Weitem noch nicht allgemein anerkannt. Es ist noch nicht gar lange, dafs *Jacobi, Fries* und *Schleiermacher* diese Wahrheiten gefunden haben. Sie waren die Ersten, die im menschlichen Gemüthe etwas Ursprüngliches, welches aller Verständeserkenntnifs vorhergeht, den Glauben oder das religiöse Gefühl aufzeigten, und somit jener Erkenntnifs eine blofs untergeordnete Stelle zuerkannten. Nur der tiefsinnige Hamann hatte schon früher darauf hingedeutet." Denn wie man auch den Mysticismus der früheren Zeit begreifen möge, so viel mufs von Jedem zugegeben werden, dafs *eine* seiner Hauptrichtungen in der Ueberzeugung, in der Unmittelbarkeit des Gefühls sei zuvörderst die religiöse Wahrheit festzuhalten, bezeichnet wird. Die vermeintliche neue Lehre hätte also nur noch den Gedanken hinzugefügt, dafs zu diesem Gefühlsinhalte der Verstand treten und ihn ordnen und aufklären, d. i. zum bestimmteren Bewufstseyn bringen müsse. Allein auch dieser Gedanke ist nicht neu, und es ist wirklich in dieser Hinsicht von Interesse, eine Stelle, welche Rixner in seiner Geschichte der Philosophie, Bd. 3 S. 85, als *Kernspruch* des *Blaise Pascal* angeführt hat, hier zur Vergleichung zu wiederholen. „Die Anschauung — läfst Rixner in der angeführten Stelle Pascal sagen — die Anschauung des Göttlichen geht aus dem Gemüthe, dem sie Gott eingepflanzt hat, in den Geist über, d. h. sie entspringt aus dem Gefühle, und wird nachher durch den Verstand zum Begriff erhoben; denn das Göttliche mufs man ursprünglich fühlen und lieben, um es begreiflich zu

Digitized by Google

finden." Ist das nicht, bis auf die geringsten Bestimmungen herab, ganz dieselbe Lehre, welche die erwähnten Männer zuerst gefunden haben sollen? Liegt es also nicht am Tage, dafs ihnen höchstens das Verdienst bleibt, sie wieder hervorgesucht und zur bestimmteren Anwendung und Durchführung gebracht zu haben?

Nein, sie ist nicht neu. Aber wird sie wahr seyn? Wird sie der Religion und Theologie die grofsen Vortheile wirklich bringen, welche man sich von ihr verheifst? Wir wollen sie in der Weise, in welcher sie ein so umsichtiger Forscher, wie Hr. de Wette, darstellt, einer näheren Prüfung unterwerfen. Und hierbei kommt dem Rec. gleich von Vorne herein der Gedanke, dafs dieser so wenig wie die angeführten Denker entschieden und fest innerhalb dieser Ansicht stehen blieb, sondern theils von einem unbestimmten Gefühle ihrer Dürftigkeit, theils von seinem regen Geistesleben getrieben, nicht selten über sie hinausging, und aus anderen geistigen Gebieten und Richtungen herbeiholte, was dem bezeichneten Träger des religiösen Lebens Kraft, Haltung und Sicherheit gewähren kann. Bekanntlich ist diefs schon von einem namhaften Theologen mit Beziehung auf *Schleiermacher* ausgesprochen worden. Und wer könnte sich auch dieses Gedankens erwehren? Zum Theil aus den schon angeführten Stellen des Hrn. Verfs., zum Theil aus anderen Erklärungen desselben, ist zu entnehmen, dafs es seine Grundüberzeugung sei, in dem Gefühle seien die religiösen Momente als unmittelbar *gewisse* enthalten, und der Verstand komme nur hinzu, um das noch Dunkle zur Klarheit zu bringen. Folgerichtig kann also bei einer solchen Ueberzeugung gar nicht nach Wahrheit und Gewifsheit der in dem Gefühle gegebenen religiösen Erkenntnifs gefragt werden, da jede Frage der Art schon ein Hinausgehen über die *Unmittelbarkeit*, d. i. über das Gefühl, und folglich auch ein Geständnifs seiner Unzulänglichkeit ist. Dessen ungeachtet spricht sich Hr. de Wette S. 39 also aus: „Es fragt sich nämlich, was den Menschen dazu bestimmt, an die Wahrhaftigkeit der in ihm (d. i. in seinem Gefühle) wohnenden religiösen Erkenntnifs zu glauben? Es ist diefs nichts Anderes als ein Gefühl der inneren Nothwendigkeit, ein Gefühl, dafs es nicht anders seyn könne, als dafs jene Erkenntnifs wahr sei; ein Gefühl der inneren Uebereinstimmung." So weit bleibt Hr. de Wette seiner Ansicht getreu; aber was soll der Zusatz: „Da jene Erkenntnifs in der Vernunft wohnt, gesetzmäfsig in ihr gegründet ist, mit der ganzen übrigen Erkenntnifs zusammenhängt: so können wir sagen, dafs der Mensch hierin seiner Vernunft glaubt." Da der Hr. Verf. die Vernunft von dem Gefühle unterscheidet, so folgt aus der angeführten Erklärung 1) dafs das Gefühl wohl Wahrhaftigkeit habe, aber keine wahrhaftige; und 2) dafs es wohl Gewifsheit habe, dafs aber, bevor diese gewifs wird, erst eine Controlle der Vernunft eintreten müsse. Nehmen wir die in den folgenden Zeilen gegebene Erläuterung des Inhalts: „Es hat mit dem Vertrauen, das wir in die Richtigkeit unserer Sinneserkenntnifs setzen, eine ähnliche Bewandtnifs. Wir trauen auch unmittelbar unserm Auge, unserm Ohre in dem, was es uns darstellt, und erst, wenn wir durch *einzelne Täuschungen* irre geworden sind, berichtigen und bestätigen wir unsere Erfahrungen durch die Wahrnehmungen Anderer" — hinzu, so folgt 3) das Gefühl kann in einzelnen Fällen irren, in anderen hat es einen wahren Inhalt; aber wie kann dann „von einem Gefühl der inneren Nothwendigkeit, von einem Gefühle, dafs es nicht anders seyn könne, als dafs jene Erkenntnifs wahr sei", gesprochen werden? Mufs dann nicht immer so lange vorausgesezt werden, das Gefühl täusche sich in dem vorliegenden Falle, bis die Vernunft seinen speciellen Inhalt geprüft und als wahr erfunden hat? Und ist hiermit die Unzulänglichkeit und Dürftigkeit des Gefühls als Religionsquelle von dem Hrn. Verf. nicht selbst anerkannt? Mufs nicht der Unbefangene zugeben, dafs es gar nicht möglich sei, innerhalb des von dem Hrn. Verf. beschriebenen Kreises die Religion entstehen zu lassen, und dafs Hr. de Wette ihn aus diesem Grunde selbst stillschweigend übertreten hat? Nein, es kann nicht geläugnet werden, der Hr. Verf. ist an sehr vielen Stellen seiner Schrift über sein eigenes Princip hinausgegangen. Was er Gefühl nennt, hat mit dieser Geistesbestimmtheit sehr oft nichts gemein als den Namen, ist aber in der That der Verstand mit einem Anfluge von Vernunft. Wer sich recht lebhaft von der Wahrheit dieser Ansicht überzeugen will, der lese, was Hr. de Wette von S. 50 bis 66 über die Ideen der Ewigkeit, Allmacht u. s. w. und ihre Entstehung bemerkt; er rufe sich besonders ins Gedächtnifs, dafs der Hr. Verf. S. 40 ausdrücklich sagt: „Man hat die ursprüngliche religiöse Erkenntnifs Vernunftglauben genannt, man kann aber diesen ursprünglichen Vernunftglauben mit mehr Recht eine Offenbarung Gottes in der menschlichen Vernunft nennen"; besonders aber vergleiche er die S. 73 ausgesprochene Erklärung: „Wer das Gefühl läugnet, der läugnet das Erhabenste im Menschen, was ihn zum Eben-

Digitized by Google

bilde Gottes macht und seine Gemeinschaft mit der übersinnlichen Welt begründet"; denn wenn Hr. de Wette hier mit dem Ausdrucke Gefühl wirklich nichts weiter bezeichnet hätte, als den Geist auf seiner untersten und unvollkommensten Bildungsstufe, wenn ihm bei diesem Ausrufe nicht die freiere durchgebildete Intelligenz der Geist als Verstand und Vernunft vorgeschwebt hätte, so müfste doch wohl gefragt werden: Wie kann das, was Hr. de W. selbst S. 72 als den Keim, als das Anfängliche, Unbestimmte, Unentwickelte bezeichnet, das Erhabenste, d. i. der Geist in seiner höchsten Durchbildung und Entwickelung seyn? Wie kann das, was der Hr. Verf. selbst als das Dunkle anführt, als Ebenbild des Gottes im *Lichte* und in der *vollen Klarheit* und Wahrheit betrachtet werden?

Wenn aber die höhere Intelligenz von dem Hrn. Verf. stillschweigend mit in den Begriff des Gefühls aufgenommen ist, so mufs freilich bedauert werden, dafs sie in der Stellung, welche er ihr gegeben hat, seine Ansicht nicht zu fördern vermag; denn nach seiner Erklärung (S. 44) „ist es die gröfste Entdeckung der neueren Philosophie, dafs die höchsten Wahrheiten nicht *bewiesen*, sondern allein geglaubt werden können, und dafs alle Weisheit von schlechthin angenommenen Grundsätzen ausgehen mufs. Das einzige Geschäft der Philosophie in Ansehung der höchsten Wahrheiten ist die Beweisführung, dafs man sie glauben mufs, so wahr man vernünftig ist, dafs sie als unmittelbare Thatsachen im menschlichen Geiste liegen, und die Gründe aller Erkenntnifs enthalten."

Man könnte sich wundern, dafs Hr. de Wette eine Gestaltung der neueren Philosophie und gerade die, welche am meisten innerhalb der Philosophie an und für sich vorangeschritten ist, gänzlich ignorirt, und eine Denkweise, die auf das Denken über die höchsten Wahrheiten, d. i. über die Wahrheit selbst, verzichtet, als das neuere philosophische Denken bezeichnet. Es ist schon anerkannt und wird noch mehr anerkannt werden, dafs diese Erscheinung nur in ihrer Opposition gegen das kritische Verfahren Kants, also nur als Gegensatz, nicht als Satz und wesentliche Bestimmtheit der Philosophie als solcher, Werth hat; eben so ist es unbestritten, dafs sie gar nicht als neu gelten kann, sondern in allen Perioden eingetreten ist, in welchen eine die Idee zersplitternde Reflexionsphilosophie die Herrschaft an sich zu reifsen strebte. Uebrigens kann Rec. nicht umhin, auch hier auf den Mangel an Folgerichtigkeit in der Erklärung des Hrn. Verfs. aufmerksam zu machen. Die höchsten Wahrheiten sollen nicht bewiesen werden können, und doch wird der Philosophie in Ansehung ihrer die Beweisführung zugemuthet, dafs man sie *glauben*, also als wirklich seiende anerkennen müsse, so *wahr* man *vernünftig* ist. Hier haben wir allerdings einen Beweis; freilich nicht e consensu populorum, e contingentia mundi oder e nexu rerum finali eodemque sapientissimo, sondern den allein für die Philosophie geltenden *e rationis veritate*. Weit entfernt demnach, den Beweis für die höchsten Wahrheiten consequent abgewiesen zu haben, hat des Hrn. Verfs. tüchtige Geistigkeit ihn gerade zu der Art des Beweises geführt, die, wenn er sie in ihrer Tiefe verfolgt, d. i. die Vernunft in ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit erfafst hätte, ihn mit der Gestaltung der Philosophie befreunden müfste, der er abgeneigt zu seyn scheint. Dafs er freilich der Vernunft diese Stellung und Bedeutung nicht zuwies, lernen wir aus dem Schlufssatze, „dafs sie als unmittelbare Thatsachen im menschlichen Geiste liegen;" denn es ergibt sich aus dem Zusammenhange, dafs dieser aus der Unmittelbarkeit sogenannter Thatsachen hergeleitete Beweis ganz mit dem auf die Vernünftigkeit gegründeten identisch ist. Wie der Hr. Verf. bei keinem rechten Gefühle stehen bleibt, sondern, während er von demselben redet, immer über dasselbe hinausgeht: so kommt er hiermit auch zu keiner wahren Vernunft, und er sinkt wirklich unter sie herunter, wie sehr er sie auch zum Subjecte seiner Rede macht. Es ist hierdurch ein drittes entstanden, für das die Sprache keinen rechten Namen hat, und das nur uneigentlich durch den Ausdruck „Gefühle" bezeichnet werden kann.

Auffallend war es dem Rec., dafs Hr. de Wette sich auf unmittelbare Thatsachen im menschlichen Geiste (d. i. im Gefühle) beruft, und von dieser Unmittelbarkeit den Beweis der Gewifsheit der höchsten Wahrheiten herleiten will, da er doch an mehreren Stellen seines Werks zu verstehen gibt, und S. 83 geradezu ausspricht, dafs das Gefühl oft schwankend und wandelbar sei. Wenn aber das Gefühl, d. i. die Unmittelbarkeit des Geistes selbst, schwankend und wandelbar ist, mufs es dann nicht auch das Unmittelbare, d. i. die als Thatsachen in ihm gegebenen höchsten Wahrheiten seyn? Und wenn sie diefs sind, wie kann bei solchem Schwanken und in solcher Wandelbarkeit von unmittelbarer Wahrheit und Gewifsheit die Rede seyn? Hätte Hr. de Wette hier nicht lebhaft erkennen sollen, dafs nichts Unmittelbares als solches wahr und

Digitized by Google

gewiſs sei? Stand er nicht auch hier einer Philosophie sehr nahe, die überall von dem Gedanken ausgeht, „es müsse sich bei dem denkenden Betrachten bald kund geben, daſs dasselbe die Forderung in sich schlieſst, die *Nothwendigkeit* seines Inhalts zu zeigen, sowohl das Seyn schon, als die Bestimmungen seiner Gegenstände zu *beweisen.*“ *)

Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Geschäfte zurück. Uebersehen wir die gerügten Inconsequenzen; nehmen wir an, Hr. de Wette sei wirklich immer und überall in seiner Ansicht stehen geblieben, und habe bei jeder Gelegenheit den Gedanken festgehalten, daſs nur das Gefühl die einzige und ausschlieſsende Quelle der Religion seyn könne. Hierbei wäre vor Allem zu fragen: gilt dieses Gefühl als ein leeres, oder als ein mit Inhalt begabtes? Der Hr. Verf. erklärt sich hierüber so, daſs man, je nachdem man die eine oder die andere Stelle seiner Schrift ins Auge faſst, beide Theile der Frage bejahend beantworten kann. (Vergl. z. B. die schon angeführten Stellen S. 83 und 39 nebst anderen). Im Falle es nun als ein leeres betrachtet wird, ist klar, daſs es unmöglich die Quelle der Religion, und höchstens nur ihre Form seyn könne. Und als ein leeres, inhaltsloses hat es der Verf. mit Beziehung auf Offenbarung (S. 83) selbst anerkannt. Wollten wir aber auch zugeben, daſs manche Seiten und Richtungen der Offenbarung der Anlage nach in dem Gefühle nachgewiesen werden können, so müſsten wir doch mit Beziehung auf das *wesentlichste* Moment im Christenthum, die *Versöhnung in Christo,* behaupten, daſs es dem Gefühle als solchem nothwendig ganz unbekannt sei; denn Versöhnung sezt Trennung voraus; ehe diese eingetreten ist, ist nicht einmal die Ahnung jener möglich. Ist aber diese eingetreten, dann ist nach dem nothwendigen Entwickelungsgange des Geistes das Gefühl überwunden, und eine höhere Erkenntniſsstufe errungen. Es ist demnach, von dieser Seite betrachtet, der Miſsstand vorhanden, daſs das Gefühl Princip der Religion ist, und auch nicht. Wird aber das Gefühl als erfülltes begriffen, wie Hr. de Wette im Allgemeinen annimmt, so entsteht die Frage, ob es den Inhalt der Religion als *religiösen,* d. i. in seiner Eigenthümlichkeit und Unterscheidung von allem übrigen, ihm Verwandten in sich hat oder nicht. Das Lezte scheint nach Hrn. de Wette's Ansicht der Fall zu seyn; denn er sagt ganz deutlich in der schon angeführten Stelle (S. 72): „Das Gefühl ist der Keim *aller* Erkenntniſs im Menschen, das, woraus sich alles *Wahre, Gute* und *Schöne* entwickelt.“ Ist aber das Gefühl der unmittelbare Inhalt *aller* geistigen Richtungen, hat es demnach noch keine derselben als *besondere,* so folgt, daſs es für keine derselben ein *charakteristisches* Moment abgeben könne, es folgt, daſs es zu allen *) in der *nämlichen* Beziehung stehe, und *daſs das Eigenthümliche der einzelnen durch etwas dem Gefühle nicht Angehöriges bedingt sei.* Hieraus ziehen wir mit Recht den für unsern Fall höchst wichtigen Schluſs, daſs der *religiöse* Inhalt nicht als *religiöser,* sondern nur als noch ganz allgemeiner und unbestimmter dem Gefühle angehört, der erst auſserhalb dem Gefühle, d. i. auſserhalb der Unbestimmtheit und der bloſsen Anlage zu der Eigenthümlichkeit, religiös zu seyn, gelangt, und behaupten ihm gemäſs, daſs, da das Gefühl keinen *religiösen* Inhalt als solchen hat, es auch nicht das Princip und der Träger der *Religion* seyn könne; denn Niemand gibt, was er nicht hat.

Indessen nehmen wir einmal an, Hr. de Wette hätte dem Gefühle die Stellung angewiesen, die es fähig machte, das religiöse Moment als ein besonderes in sich zu haben, so müſste doch zugegeben werden, daſs jedenfalls auch das in solcher Weise gefaſste Gefühl die unterste Stufe des Geistes ausmache, über welcher Verstand und Vernunft als die höheren ständen. Muſs dieſs aber zugegeben werden, so muſs auch einleuchten, daſs das Gefühl die Religion nur so lange und in so weit erzeugen könne, als sie in ihrer Entwickelung auf jener Geistesstufe steht, und daſs das Princip ihrer höheren Fortbildung oder das Princip der Religion selbst in ihren freieren, vollendeteren Erscheinungen in den über dem Gefühle stehenden Geistesrichtungen gesucht werden müsse. Es wäre hiermit auch klar, daſs das Gefühl, weit entfernt das alleinige Princip der Religion zu seyn, vielmehr nur ihre unvollkommenste, trübste Quelle sei, die sie um so mehr verläſst, als sie sich in sich selbst entwickelt und aufklärt.

*) Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften v. Hegel. Zweite Ausgabe, S. 1 f.

*) In der That könnte in dieser Hinsicht das Gefühl eben so sehr als Quelle der Philosophie erklärt werden; denn es sollte ja damit nichts weiter gesagt werden, als es habe ihren Inhalt in seiner Unbestimmtheit und Unmittelbarkeit in sich.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 93. u. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Ueber die Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen und Einfluſs auf das Leben. Vorlesungen von Dr. W. M. L. de Wette.

(Beschluſs.)

An diese Betrachtung und auf sie gestüzt schlieſst sich folgende sehr berücksichtigenswerthe. Es wird nämlich allgemein anerkannt, daſs das, was die Wissenschaft über irgend ein Seyn prädicirt, den Charakter der *Allgemeinheit* an sich tragen müsse. Wird demnach auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Satz ausgesprochen, die Religion habe als Quelle das Gefühl und nur das Gefühl, so muſs er nothwendig für die Religion aller Geister gelten. In welche Verlegenheit muſs er aber seine Verehrer bringen, sobald etwa von der Religion der durch Bibel und Vernunft anerkannten höheren Geister, oder, um einen bestimmteren Fall zu bezeichnen, von der Religion, wie sie in Christo war, die Rede ist? Soll auch auf dieser Stufe geistiger Hoheit und Herrlichkeit das Gefühl das Princip und sogar das alleinige Princip der Religion seyn? — In *Kindern* und *Naturmenschen* (S. 72) mag sich solches Princip des religiösen Lebens vorfinden; in höher gestellten Geistern ist es in dieser Ausdehnung und Bestimmtheit verschwunden, und gewiſs gebührt ihm hier nur eine sehr untergeordnete Stelle.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergeht Rec., was er hier schon angedeutet und anderwärts *) ausführlicher dargestellt hat, daſs nämlich, wenn das Gefühl, besonders in seiner Subjectivität, als ausschlieſsendes Princip der Religion anerkannt wird, diese um ihre Wahrheit und Gewiſsheit gebracht werde, während, wenn anders Folgerichtigkeit stattfindet, das ganze religiöse Leben auf keinen Fall über das Heidenthum, die Religion des Gefühls, hinauskommt u. s. w. Nicht eine Bildungsstufe des Geistes allein, am wenigsten die unterste, kann als Basis und Quelle der Religion aufgestellt werden, sondern der Geist selbst in seiner Totalität. Von der Entwickelung des Individuums, des Volkes, der Menschheit hängt es dann ab, ob er als Gefühl, oder als Verstand, oder endlich als Vernunft die Wahrheiten erzeuge und aufnehme, und ihnen durch ihre Durchbildung in Gesinnung und Leben den Charakter der *religiösen* aufdrücke. Erst dann, wenn diese Sätze allgemeineres Anerkenntniſs finden, wird es möglich seyn, den innern und nothwendigen Zusammenhang der Religion mit den ihr verwandten Erscheinungen zu bestimmen, und zugleich ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit festzusetzen.

Hr. de Wette wird freilich nach dem Standpunkte, den er eingenommen, diese Ansicht nicht leicht mit dem Rec. theilen; denn gerade das, was wir als die *eigenthümliche* Seite der Religion betrachten, die Darstellung nämlich der universellen und ewigen Wahrheit in Gesinnung und Leben, wird von ihm nicht sowohl als Moment, als vielmehr als Folge des religiösen Lebens betrachtet. Indessen dürfen wir hier nur zu dem allgemein geltenden Gedanken zurückkehren, daſs jedes wahrhafte und lebendige *Innere* sein *Aeuſseres*, d. i. seine Offenbarung, haben müsse: und die weitere Betrachtung liegt ganz nahe, daſs die Sittlichkeit wesentlich nichts Anderes seyn werde als der äuſserlich gewordene Glaube, so daſs beide nur eins und dasselbe darstellen, nämlich die Religion. Da nun aber erst bei der Offenbarung eines Seyns durch dieselbe die Bestimmtheit desselben und sein Unterschied erkannt werden mag: so ist klar, daſs durch die Sittlichkeit der Glaube zum Glauben gestaltet werde, und daſs gerade in sie, nicht in das Gefühl, der *Charakter* des religiösen Lebens zu setzen sei. Es kann deſswegen auch keine Glaubenswahrheiten geben, die nicht in der Sittlichkeit *erscheinen*. Selbst die Idee der Ewigkeit, Gottheit u. s. w. geht in dieselbe ein; sie ist eine Verklärung derselben.

*) Commentatio de nonnullis, quae in theologia nostrae aetatis dogmatica desiderantur. Erlangae, 1828.

Digitized by Google

Was der Hr. Verf. über das Verhältnifs der Religion zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Staatsleben u. s. w. bemerkt, hat den Rec. im Ganzen vollkommen befriedigt und mit wahrer Freude ist er hier beinahe überall dem freisinnigen Forscher, dem regen Denker begegnet. Insbesondere verdient Auszeichnung, was er S. 235, durch die Betrachtung des Fetischismus veranlafst, über die Beziehung der Religion zum Staatsleben und zur Wissenschaft sagt. „Ist das Staatsleben in Despotismus, Schlaffheit und Feigheit versunken, so wird das Christenthum schwerlich den Geist evangelischer Freiheit entwickeln können; und fehlt es im wissenschaftlichen Gebiete an Licht und Leben, so wird auch in der Religion der Geist der Wahrheit sich nicht lebendig regen. Die Beispiele aus der Geschichte, welche diese Beobachtung bestätigen, sind nicht fern zu suchen; wir brauchen nur nach dem Süden und Osten Europa's zu blicken. Wie sehr haben daher diejenigen Frommen Unrecht, welche für das Staatsleben und die Geistesbildung kalt und gleichgültig sind; ja vielleicht sogar behaupten, der Fromme müsse dafür gleichgültig seyn. Ein Christenthum ohne Vaterlandsliebe und bürgerliche Freiheit, ohne Wissenschaft und übrige Geistesbildung, wird bald in sich selbst kraftlos zusammensinken, und ein geistloses, jämmerliches Daseyn behaupten.“ Welch' wahre, beherzigenswerthe Worte!

In Ansehung der geschichtlichen Materialien macht der Hr. Verf. nach seiner eigenen Erklärung (Vorr. IV) keinen Anspruch auf eigenthümliche Forschung und Ausmittelung. Er hat dabei *Benjamin Constants* Schrift über Religion, ferner *Meiners* kritische Geschichte der Religionen, *Creuzers* und *Bauers* symbolische Werke, *Kleukers* Zendavesta und *Heerens* Ideen fleifsig benuzt. Rec. hat darum auch nicht nöthig, diesen Theil der zu beurtheilenden Schrift einer Kritik zu unterwerfen. Die Ansichten dieser ausgezeichneten Männer sind im Allgemeinen bekannt und beurtheilt. Aber das darf er nicht übergehen, dafs Hr. de Wette seine Quellen mit Fleifs, Umsicht und nicht ohne Selbstständigkeit benuzt hat, so dafs diejenigen, welche besonders eine wohlgeordnete, geistreiche Zusammenstellung der verschiedenen Richtungen des Heidenthums und seiner Ansichten und Lehren wünschen, sich hier befriedigt finden werden.

In Einzelnem kann übrigens Rec. nicht immer mit dem Hrn. Verf. einverstanden seyn. So wird offenbar zu viel behauptet, wenn S. 282 gesagt wird, der bei den Aegyptern geltende Gedanke einer Rückkehr des Menschen in die Sonne sei so rein und erhaben, dafs er unserem Glauben an ein seliges Leben im Himmel wenig nachgebe; denn es ist klar, dafs, wie das Heidenthum überhaupt, so hier das Aegyptische, noch gänzlich in der Sphäre des natürlichen Lebens, in welchem das Göttliche versenkt ist, befangen bleibt, während das Christenthum ganz und gar nur in dem geistigen leben und weben möchte. Der Unterschied zwischen der christlichen und der Aegyptischen Ansicht in diesem Punkte ist so grofs, wie der zwischen Gott und der Sonne, dem Schöpfer und dem Geschöpfe; denn in jenen im Denken und Wollen immer mehr einzugehen und zu ihm zurückzukehren, hält der Christ für seliges Leben. Eben so möchte die S. 305 vorkommende Behauptung: „Alles Gute und alles Böse, was die alten Religionen hatten, mufs ihnen (den Priestern) zugeschrieben werden,“ als eine unhaltbare erscheinen, da es auf den ersten Blick einleuchtet, dafs die Priesterschaft als eine besondere Erscheinung des Heidenthums innerhalb dieses steht; und statt es zu schaffen und zu gestalten, vielmehr von diesem hervorgerufen und gebildet wurde. Die Wechselwirkung zwischen diesem und jener wollen wir hiermit nicht läugnen; allein ihre Annahme begründet nicht die ausgesprochene Behauptung.

In der Beurtheilung des Griechischen Heidenthums, wie solche an mehreren Stellen besonders aber S. 372 vorkommt, scheint Hr. de Wette, der übrigens auch hier mit vieler Einsicht zu Werke gegangen ist, ein Moment einigermafsen übersehen zu haben, was auf seine Ansicht einen um so nachtheiligern Einflufs ausüben mufste, als dasselbe von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Die Griechen haben nämlich nach der inneren, durch die Völker vermittelten Fortentwickelung des religiösen Lebens die Aufgabe, den Inhalt desselben, den das Morgenland noch in seiner verschlossenen Substantialität und Totalität gibt, zu individualisiren, und somit die Idee im Einzelnen durchzuführen. Dieser Gedanke hätte, nach des Rec. Dafürhalten, schärfer ins Auge gefafst werden müssen; denn nur indem es ihn verwirklichte, hat das Griechische Volk seine Bedeutung im europäischen Leben, die, dem asiatischen gegenüber, keine andere ist, als die Allgemeinheit des lezteren nach allen Richtungen zu besondern, und die Masse in einzelnen, concreten Bildungen zu erklären. Wie man aber wohl nicht leicht behaupten wird, dafs der *allgemeine* Gedanke (der metaphysische im gewöhnlichen Sinne des Wortes), der im asiatischen Geistesleben, wenn auch getrübt, vorherrscht, im europäischen untergegan-

Digitized by Google

gen sei, weil eine ruhigere Betrachtung bald lehrt, dafs er nach seiner Wesenheit in den concreten Gestaltungen des europäischen Denkens und Lebens vorhanden ist: so kann man auch schwerlich mit Recht, wie S. 372 Hr. de Wette, sagen, „dafs die Religion der Griechen der metaphysischen Grundlage entbehre," denn diese Grundlage ist im Griechischen Heidenthum allerdings nachzuweisen; nur ist sie weniger als *Princip*, wie im Morgenlande, als vielmehr als Verwirklichung und Erscheinung des Princips in concreten Formen herausgetreten, so dafs der Forscher jezt wohl die Mühe hat, diese zu durchdringen und ihren universellen und ewigen Gehalt zu eruiren. Weit entfernt aber, diese Verwirklichung des Princips als Rückschritt (S. 362) zu betrachten, müssen wir sie eben so gewifs als wahrhafte Fortentwickelung erklären, als diefs immer geschehen mufs, so oft das Allgemeine, Gränzenlose und Unbestimmte *in sich selbst* zum Besonderen und Bestimmten voranschreitet. Man wird diefs klar einsehen, wenn die gewöhnliche Betrachtungsweise des Griechisch-religiösen Lebens, nach welcher man das Kunstmoment in ihm als den Zweck desselben auffafst, in den Hintergrund tritt, und dafür erkannt wird, dafs die artistische Seite des Griechenthums nicht sowohl als Zweck, als vielmehr als nothwendige Folge seiner eigenthümlichen Stellung zu denken sei. Das Griechische Volk *konnte* den allgemeinen Gedanken des orientalischen Geistes nicht besondern, ohne zur Kunst zu kommen; denn die Kunst ist, von einer Seite betrachtet, Metaphysik im Bild, Form, Bewegung u. s. w.

Die Religion der Israeliten hat durch Hrn. de Wette eine eben so gewandte als beherzigenswerthe Darstellung gefunden. Gerne folgt der Leser dem Hrn. Verf., und oft sieht er sich durch die reichsten Blicke überrascht, welche dieser ihn in die Welt des Judenthums thun läfst. Nur hat Rec. eine *genaue* Erörterung des Verhältnisses desselben zum Heidenthume vermifst, und es ist nicht aus inneren, im Fortschritte des Geistes liegenden Gründen nachgewiesen, dafs sich jenes nothwendig an dieses anschliefsen und es verklären mufste. Und doch hätte gerade diese Auseinandersetzung ein sehr erfreuliches Licht auf die ganze Entwickelung werfen müssen; denn es würde klar geworden seyn, wie aus der unmittelbaren, trüben Einheit, in welcher im heidnischen Leben Göttliches, Menschliches und Natürliches beschlossen ist, der Geist im Judenthum nothwendig zu der grofsen Trennung dieser Momente sich erheben mufste, um in ihr dieselben zum klaren, bestimmten, wenn auch noch blofs verständigen Begriffe zu führen, und dadurch die höhere, verklärte Einheit im Christenthume vorzubereiten.

Diese Einheit des Göttlichen und Menschlichen ist der Grundcharakter des Christenthums, und die Versöhnung in diesem eben so vernünftigen als evangelischen Sinne bildet sein eigentlichstes, unterscheidendes Moment. Jene Einheit und diese Versöhnung hat Christus in und an sich in voller Klarheit und Bestimmtheit dargestellt. Er bildet darum nicht nur den Mittelpunkt des Christenthums, sondern ist dieses selbst in seiner persönlich-concreten Erscheinung. Diese Gedanken treten zwar in der Entwickelung, welche Hr. de Wette von dem Christenthume gegeben hat, heraus, allein nicht in der Bestimmtheit und mit der Macht, die vielleicht gerade unsere Zeit fordert. Denn gerade jezt, wo zwei unversöhnte Parteien (die sogenannten Supranaturalisten und Pseudorationalisten) in ihrer Einseitigkeit entweder das objective oder das subjective, das übernatürliche oder natürliche, das göttliche oder menschliche Moment festhalten und vertheidigen, ist es von der höchsten Wichtigkeit, jene Einheit und Versöhnung der Gegensätze recht bestimmt herauszuheben und nachzuweisen, dafs sie das wahrhaft Christliche im Christenthume ausmache, und dafs demnach diejenigen, welche nicht anerkennen, dafs es nach allen Richtungen und Beziehungen in seiner Göttlichkeit menschlich, in seiner Uebernatürlichkeit natürlich, und in seiner Objectivität subjectiv sei, also die Supranaturalisten und Pseudorationalisten (denn der wahre Rationalist erkennt diefs an) noch gar nicht an das Christenthum gekommen sind, sondern, während sie weitläufig von ihm reden, noch aufser und unter ihm, nämlich auf dem Gebiete der religiösen Gegensätze, im Judenthume, stehen. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," verlangt das Christenthum schon von jedem Christen, gewifs also auch von dem Forscher über das Christenthum. In Gott und in seinem Denken aber ist das Subjective und Objective in ewiger Einheit verbunden; warum wirft der Forscher diese Momente oft so sehr auseinander, und das auf der Religionsstufe, auf welcher sich Gott vollkommen geoffenbaret hat? Uebrigens verdient Beherzigung, was Hr. de Wette S. 450 und 451 mit Scharfsinn über Supranaturalismus und Rationalismus bemerkt hat, und es wäre sehr zu wünschen, dafs sich Alle, welche sich über beide Denkweisen aussprechen, zuvörderst wenigstens auf diesen Standpunkt der Ansicht erhöben.

Digitized by Google

Auch über das Verhältnifs des Christenthums zur Wissenschaft finden sich in der vorliegenden Schrift S. 453 sehr beachtenswerthe Winke. „Im Evangelium lag der Keim zu der tiefsinnigsten Weisheit, welche nur auf eine Einwickelung wartete.“ Der Apostel Paulus deutet hie und da die Ergebnisse, welche die Philosophie in unserer Zeit nach langer Forschung gefunden hat, mit wenigen Worten in ahnungsvoller Begeisterung an; seine Religionslehre berührte die höchsten Sätze der Wissenschaft,“ bemerkt Hr. de Wette. Es kann nicht anders seyn, die Wissenschaft, als freies Erzeugnifs der Vernunft (die Philosophie), mufs mit dem Christenthume, der historisch-concret gewordenen Vernunft, zusammentreffen, und die *wesentliche* Einheit, welche zwischen beiden stattfindet, mufs im ganzen Gebiete des Geistes, in den grofsen Richtungen desselben wenigstens, in die Augen springen. Die Dunkelfrommen, welche die Vernunftbildung höhnen und als etwas dem religiösen Leben Nachtheiliges darstellen, haben dennoch sehr Unrecht. Nicht Vernunftverachtung in religiösen Dingen will unsere Zeit erzeugen, sondern das Streben hervorrufen, über das blofs verständige, negirende Verhältnifs des Geistes zur Religion hinauszugehen und die Vernünftigkeit des Evangeliums zu *begreifen*. Freilich wird dieses Streben von den *Beschränkteren* dieser Partei geradezu als Resultat natürlicher Blindheit erklärt, und in ihrem gehaltlosen Meinen beharren sie in dem Wahne, das Christenthum werde durch diese Unternehmung herabgewürdigt und verunreinigt. Sie mafsen sich an, die Orthodoxen zu seyn. Haben sie denn nie gehört, dafs die Geistreicheren unter ihren Ahnherren schon den Satz aussprachen: Nichts, was zum Christenthume gehört, könne gegen die Vernunft (an und für sich), nur über die Vernunft (die individuelle) könnten einzelne seiner Sätze seyn? Merken sie denn nicht, dafs *diese* Orthodoxen hiermit das Christenthum für durch und durch vernünftig erklärten, jedoch mit der Ueberzeugung, dafs diese Vernunft der einzelnen und beschränkten auf einem *bestimmten* Standpunkte noch nicht vollständig erscheine? Wer wird aber so beschränkt seyn, zu wähnen, wenn die wahrhaft Rationalen von der Vernünftigkeit des Evangeliums reden, sie meinen hiermit nur die Vernünftigkeit dieses oder jenes Individuums? Wenn demnach die ächten Rationalisten mit den wirklich Supranaturalisten auch hier in einer höheren Einheit zusammenkommen, ist denn nicht auch durch diese Betrachtung klar, dafs nur die Versöhnung beider Gegensätze zum Ziele führe, dafs aber dieses Ziel nicht durch Vernunftunterdrückung, sondern durch immer gesteigerte, wahrhafte Vernunftbildung erreicht werde? Erfreulich ist es, dafs die Denkenderen unter den Supranaturalisten allmälig sich dieser Ansicht nähern. Einer derselben sagt: „Das Evangelium kann nach *allen* seinen Theilen mit einer wahrhaft gebildeten Vernunft in keinem wirklichen oder bleibenden Widerspruche stehen*). Freilich mufs bedauert werden, dafs er in der Ausführung seines Systems diesem grofsen Gedanken nicht überall treu geblieben ist, und somit die Hülle der kirchlichen Lehrbestimmungen um so mehr nach allen Beziehungen überwunden hat, als er selbst (Vorr. des cit. Buches X) erklärt, eine *falsche Orthodoxie* sei es gewesen, die nur *eine*, wenn auch sehr bedeutsame und achtbare, durch grofse Geister ausgeprägte und geheiligte, aber doch immer menschliche und beschränkte Form der Auffassung und Darstellung der evangelischen *Wahrheit* gelten lassen wollte.

Doch da wir keine Kritik der Hahn'schen Glaubenslehre zu liefern haben; so kehren wir von dieser Ausbeugung zurück. In Betreff des Ursprungs des Katholicismus bleibt Hr. de Wette S. 461 zu sehr bei den *äufseren* Momenten stehen. Heidenthum und Judenthum soll auf die Bildung des christlichen Lebens eingewirkt haben, weil der christliche Geist jenes und dieses nicht ganz überwinden konnte. Die Frage, warum diefs nicht möglich gewesen, hätte tiefer in das Innere des Gegenstandes eingeführt; denn die Antwort kann keine andere seyn als die: Weil der Geist, dessen Träger bei dem Eintritte des Christenthums im Ganzen heidnische Völker waren, in religiöser Hinsicht bei der Masse noch auf der Stufe des Gefühls stand; eine Wahrheit, die noch klarer wird, wenn wir uns die später hinzugetretene Völkerwanderung ins Gedächtnifs rufen. Ganz ist dem umsichtigen Hrn. Verf. dieser Gedanke nicht entgangen. Nur gibt er ihn mehr in einzelnen Andeutungen (z. B. 479), während er, wie gesagt, auf jene äufseren Momente, die ebenfalls aus diesem Inneren erst erklärt werden müssen, zu viel Gewicht legt. Dieses vorherrschende Gefühlsleben des Geistes erklärt alle Erscheinungen des Katholicismus, seine die Lehre überwiegende Symbolik, sein Priesterthum, die Unfreiheit der Kirchenglieder, den Kampf desselben gegen die Wissenschaft u. s. w.

*) Hahn in seinem Lehrbuche des christlichen Glaubens. Vorr. XIII.

Digitized by Google

Ueber dem Katholicismus und als Erzeugnifs des in die Kirche eingegangenen *Verstandes* erscheint zunächst der Protestantismus. Diese Superordination anzuerkennen ist schon an und für sich wichtiger als die Darlegung seines Gegensatzes gegen jenen; allein in unseren Tagen kommt noch der äufsere Grund hinzu, dafs die katholische Kirche sich fortwährend als die über die protestantische gestellte gebärdet. Es mufs demnach bei jeder Gelegenheit nachgewiesen werden, wie der Protestantismus zwar aus dem Katholicismus hervorging, aber sich auch in der Weise über ihn stellte, dafs er das Wahre und Ewige desselben in sich aufnahm und freier entwickelte. Rec. hätte sehr gewünscht, dafs Hr. de Wette mehr von diesem Gedanken der Superordination und höheren Entwickelung als der Contrarietät ausgegangen wäre (S. 486).

Uebrigens ist die kirchlich religiöse Fortbildung durch den Protestantismus nicht abgeschlossen. Er repräsentirt nur die *verständige* Seite derselben. Daher die Kritik, die Negation und feste Bestimmtheit in ihm. Nothwendig mufste diese in ihn eingehen; denn ohne sie ist kein Fortschritt möglich. Aber eben so nothwendig mufs der Geist über diese Verstandesstufe im kirchlich-religiösen Leben hinaus, um sich auf die Stufe der Vernunft, d. i. der Versöhnung der bisher getrennten Gegensätze, der Verklärung dieses Lebens in wahrhafter Tiefe und Fülle zu erheben. Der Protestantismus *mufs* in den *Evangelismus* übergehen. Diefs ist die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft. Die Streitigkeiten, welche sich über das Dogma und die religiösen Principien in unseren Tagen erhoben haben, sind Mittel zu diesem grofsen Zwecke. Nur mufs alles Ernstes in die protestantische Welt gerufen werden: Kämpfet bieder, nie aus kleinlicher Rücksicht, sondern für den erhabenen Zweck unserer Kirche. Meidet Verketzerungs- und Verdammungssucht und allerlei lose Künste, womit ihr die Unbefangenen zu berücken sucht. Wähnet nicht, dafs der Evangelismus, den die protestantische Kirche erstrebt, im *Bibelbuchstaben* bestehe und durch *Vernunfthafs* errungen werde. Weiset darum die Ultra's in die Schranken, die da glauben, das *Evangelium* stehe um so fester, je mehr die geängsteten Gemüther den Teufel mit allen seinen Teufeleien an allen Orten und Enden erblicken und sich selbst ursprünglich für Bestien und Sündencloaken halten. So lange Evangelium und Vernunft sich nicht versöhnen, kommt der Evangelismus nicht zu Stande, der im grofsen Gange des Geistes auch in der Kirche hervortreten mufs.

Fühlte Rec. nicht, dafs er die Gränzen, die einer Kritik zugemessen sind, beinahe schon überschritten habe, so würde er theils abweichend, theils zustimmend noch Manches aus der beurtheilten Schrift berühren. So hätte z. B. was S. 471 über die Zeugung des Sohnes Gottes ausgesprochen wurde, auch in dieser Andeutung tiefer aufgefafst werden müssen. Zu S. 494 hätte Rec. die Bemerkung zu machen, dafs die Trennung der lutherischen und reformirten Kirche gar nicht auf Rechnung der Reformatoren und ihrer besonderen Ansichten zu setzen sei, sondern dafs sie als eine durchaus nothwendige, unabweisbare Erscheinung aus der Stellung, welche der Geist damals in der protestantischen Kirche eingenommen hat, begriffen werden müsse. Solche grofse Erscheinungen gehen immer über das Individuum und seine Zwecke hinaus u. s. w.

Aber auch der ausgezeichneten Stellen wären aus der sehr beachtenswerthen Schrift viele noch herauszuheben. Besonders befriedigend ist, was Hr. de Wette über das das Ziel der neueren Theologie bemerkt. „Was die neuere Theologie", sagt er S. 497, „in Bewegung sezt, ist Folgendes: Bei dem allgemeinen Erwachtseyn des Geistes in allen Gebieten des Lebens, in der Wissenschaft, im Gewerb- und Staatswesen, ist es eine unabweisliche Aufgabe geworden, das Christenthum mit der Vernunft in Einklang zu bringen." Nur wurde Rec. beim Ueberdenken dieses sehr beherzigenswerthen Satzes wiederholt sehr schmerzlich durch die Betrachtung berührt, dafs Hr. de Wette sich dieses Geschäft so sehr durch die Ansicht erschwert, dafs *nur* das Gefühl, das wandelbare, dürftige Gefühl, Quelle der Religion sei und seyn könne.

Doch genug. Rec. scheidet von Hrn. de Wette mit der Versicherung der innigen Hochachtung, mit welcher seine ausgezeichneten literarischen Verdienste ihn erfüllt haben, und ist der Ueberzeugung, dafs die beurtheilte Schrift, ungeachtet aller Ausstellungen, die gemacht werden mufsten, eine sehr berücksichtigenswerthe Erscheinung unserer Zeit sei.

D. J. Rust.

Digitized by Google

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΤΗΝ ΔΗΜΗΤΡΑΝ. *Hymne an Demeter. Uebersezt und erläutert von Johann Heinrich Voſs.* Heidelberg, bei Winter, 1826. X S. Vorrede, 53 S. Text und Uebersetzung, und 160 S. Erläuterungen, in gr. 8.

Es ergreift Einen ein seltsames Gefühl, ungefähr wie es die Dichter der Anthologie in ihren Grabschriften auf Archilochus und Hipponax aussprechen, wenn man in dem Nachlasse des verewigten Voſs den gewaltigen Greis in dem schroffen und herben Tone fortreden hört, welcher dessen Schriften im Leben schärfte. Denn im Familienkreise durch einfache Sitte und patriarchalische Treuherzigkeit liebenswürdig, hatte er in der schriftlichen Darstellung sich jener nackten Derbheit nicht entwöhnen mögen, die den zurückgezogenen Sohn der Natur vor dem abgeschliffenen Weltmanne bezeichnet. Die leidenschaftliche Empfindlichkeit gegen Heyne spizte diesen Styl zu einer Art demokratischer Bitterkeit, welche sich im Invidiosen gefällt; welche die Blüthen gewandter und gefälliger Rede als aristokratische Trugspeise zu fliehen scheint. Allerdings war die vornehme Fahrlässigkeit, mit welcher der übrigens doch seelengute und in seiner Wirksamkeit unschätzbare Lehrer das Aufstreben des kernhaft selbstständigen und gelehrten Schülers behandelte, geeignet zu verlezen; Voſs begriff nur nicht, daſs der Fehler menschlich, dem überbeschäftigten, und sich einer gewohnten Huldigung gern erfreuenden Manne in dem vorliegenden Falle natürlich war. Er lieſs sich durch diesen Anlaſs mit rauhem Argwohn gegen die Glätte des feineren Lebens erfüllen, und in seiner Seele kam damals jener angeborene Muth, sich jeder scheinbaren oder wirklichen Usurpation rüstig entgegenzustellen, zur Reife. So ist seine Sprache zum kampfschnaubenden Streitrosse geworden, knochenstark, muskelfest, mit straffen, gewaltigen Sehnen; umschient und beblecht mit groſsen Stahlplatten und Panzerdecken; und der Zorn und das Alter haben sie nur noch fehdelustiger gemacht und mit schwerfälligerem Geräthe belastet.

Aber den rastlosen Kämpfer deckt nun das Grab; und ist es gleich nach dem Laufe, den die Dinge genommen haben, ein vergeblicher Wunsch, daſs der Sänger der Louise mit friedlicheren Schwanenliedern möchte geschieden seyn, als er gethan hat, so darf doch die Anerkennung dessen, was er wahrhaft Bedeutendes geleistet, nicht blind machen über das, was er verfehlt hat. Und so müssen wir von vorn herein bekennen, daſs wir jene Sprache der Verstimmung, der Erbitterung, der Erbosung, welche von den *mythologischen Briefen* an in Vossens abhandelnden und Streitschriften, und zulezt selbst in seinen gelehrten Commentaren zu Hause gewesen, in unserer Literatur nie wieder weder selbstständig wiederkehrend, noch, was leichter eintreten könnte, nachgeahmt sehen möchten. Wir können das Beispiel *Lessings,* auf welches der Eutinische Streiter sich gerne beruft, zu seinen Gunsten keineswegs hinlänglich passend finden. Wie die Gegenstände ihrer Polemik nur entfernte Verwandtschaft zeigen, so sind die Verhältnisse, die Charaktere, die Methode des Streites durchaus verschieden. Lessing muſste zunächst noch sich und der Wissenschaft das Recht einer freien Discussion erkämpfen, welches Voſs vorfand als ein unbestrittenes Erbe. Jener erhielt durch die Beschränktheit, den bösen Willen, den Klopffechter- und Pfaffenton seiner Gegner, zahlreiche Aufforderungen an sein lebhaftes Temperament, mit der heroischen Entrüstung eines zürnenden Achilles zu fechten: Voſs hatte weder schlechte, noch alberne, noch grobe, noch ungelehrte, noch überhaupt in irgend einer Art verächtliche Gegner. Lessing suchte auf eigenthümlichem Wege die Wahrheit, und *gab* Anstoſs, den er durch die siegreiche Kraft seines Genius vertrat, beschämte, niederschlug oder zerstörte, je nachdem die Widersacher ihn entweder miſsverstanden, oder heuchlerisch ins Böse gedeutet, oder gladiatorisch angerannt, oder die Seichtigkeit hergebrachter Halbwahrheiten gegen ihn geltend gemacht: Voſs *nahm* Anstoſs, weil die Anderen nicht *seinen* Weg einschlugen; er fand unbedingt falsch, was *seinem* Verfahren widersprach. Der Bibliothekar von Wolfenbüttel, wie er sich selbst dem gravitätischen Hamburger Hauptpastor gegenüber in guter Laune nannte, ging von einem heiteren Ernste des Forschens aus; ihm war das Liebste der eigenen Meinung nicht zu theuer, um es der Untersuchung entziehen zu wollen; er liebte darinne die *heuristische* Methode; es galt ihm die Sache, und nur diese. Aber kann man es mit Unbefangenheit noch läugnen, daſs Voſs von einer mürrischen Rechthaberei umstrickt war? daſs er von vorgefaſsten Ansichten sich nicht losmachen *wollte?* daſs er die Sache der Wissenschaft zu leicht mit persönlichen Richtungen vermengte? Endlich jene Proteïsche Geistig-

Digitized by Google

keit der Lessing'schen Streitweise, jener anziehende und lehrreiche Wechsel zwischen dem Tone harmloser Gutmüthigkeit, schalkhafter Ironie, schlagendes, phantasiereiches Witzes, gewaltiger Treff- und Beweiskraft aus der Fülle gründlichster Gelehrsamkeit, nachdrücklichstes Ernstes aus den heiligen Tiefen einer ahnungsreichen, wissensdurstigen Seele; wir denken, gegen diese glänzende Ausstattung von Gaben steht die bei unläugbarer Kraft und Fülle eintönige, nur zu leicht in das Poltern und Schelten, sogar in das Toben und Schimpfen fallende Kampfsprache Vossens entschieden zurück.

Dagegen sey es ferne von uns, den Werth seiner *Untersuchungen*, innerhalb der Gränze, welche sein Naturel, und mehr noch als dieses, sein ungemein beharrlicher, ja hartnäckiger Wille ihnen gesteckt hatten, bestreiten zu wollen. Voſs war eine geistig regsame, auf realem Boden sich mit Klaräugigkeit und Scharfsinn bewegende, durch eine ruhige Belesenheit mit höchst achtungswerthen Mitteln ausgestattete Natur. Was auf den Feldern, denen seine emsigen und gründlichen Studien sich zuwandten, analytisch zu erfassen, empirisch zu abstrahiren war, da hat er mit einem Fleiſse und einem Ernste, den ihm kein Neid bemäckeln soll, trefflich aufgeräumt, gesichtet, erforscht, erläutert und sicher gestellt. Sein *Commentar zu Virgils ländlichen Gedichten* wird in dieser Hinsicht ihm ein unsterbliches Denkmal, ein Muster gediegener Behandlung für alle Zeiten bleiben. Aber in der Wissenschaft ist die Analysis nur der Vorläufer Johannes; das eigentliche Messiasamt gehört der Synthese. Diese ist auf dem bloſsen philologischen Wege nicht möglich, sie ist eine philosophische Function. Als Philosophen aber hatte sich Voſs schon mit der Grundlage, die er in seinen Erörterungen über den ältesten Cultur- und Religionszustand Griechenlands angenommen, wenig legitimirt. Wer deſs Glaubens seyn konnte, daſs alle Gesittigung von einem Verhältniſs roher Thierheit ausgegangen; daſs hinter den Mythen der Hellenischen Urzeit nichts stecke, als die unbehülflichen Versinnlichungen eines bestialischen Familienlebens, wo der Hausvater das Weib mit an die Beine gehangenen Klötzen züchtigt: der durfte am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts nicht darauf rechnen, ein System der Mythologie auf die Dauer zu bauen. Aber auſser diesem nothwendigen Ingrediens eines tiefen Eindringens in die verwickelte Ideenwelt alt-Hellenischer Religionsbegriffe, der philosophischen Auffassungsgabe, entbehrte Voſs auch mancher Vorbereitung, welche selbst die gehörige Behandlung des Historischen der Sache unerläſslich macht. Die Anschauung sowohl als das Studium der alten Kunstwelt war ihm verschlossen. In Bezug auf grammatische Erkenntniſs der Griechischen Sprache, in Bezug auf die Kritik der Stellen lieſs sein Wissen gar Manches zu wünschen übrig. Er ist in diesen beiden Stücken jederzeit mit einer gewissen Achtlosigkeit, oft mit der unbedenklichsten Willkür verfahren. Wenn nun in Hinsicht auf die Principien der Wissenschaft selbst Voſs bei der Mythologie durch sein ganzes Leben auf der Stufe geblieben, wohin die Instruction von *Martin Herrmanns* Handbuche in den mythologischen Briefen ihn gestellt hatte; wenn seine Grundansichten: Kein Licht und kein Heil in Griechischer Mythologie, dessen Quell nicht *Homer* sey; kein Griechenthum, das sich nicht ohne fremde Zuthat aus Barbarei und Brutalität zu menschlicher Geselligung emporgearbeitet; alle Tradition von orientalischen Vorsprüngen Griechischer Humanität, alle tiefere Deutung religiöser Sagen, als wie sie die Willkür einer dichterisch veredelnden Phantasie gestattete, eitel Pfaffentrug und Mystikertraum, wenn diese Grundansichten im Verlaufe der Jahre bei den tiefer gehenden Untersuchungen anderer Forscher nothwendig veralteten: so läſst sich eben so wenig verkennen, daſs an dem sachlichen Theile der mythologischen Briefe, welcher seiner Zeit durch die Nüchternheit der Erörterung und die Zeugnisse reicher Belesenheit Beifall verdiente, sehr Vieles sich überlebt hat, und hauptsächlich nur dasjenige feststeht, was sich auf untergeordnete Specialien, wie z. B. das Capitel von den Opfergebräuchen, bezieht. Voſs war am scharfsichtigsten, wo er Fehler der Gegner zu handhaben bekam: als Correctiv zu den Fehlschüssen und Fehlschlüssen des symbolischen Verfahrens wird sein historisches immer einen Werth behalten. Sobald er aber Veranlassung fühlte, auf der Basis seiner oben erwähnten Grundansichten selbstständige Folgerungen zu machen, traf es ihn so gut als die, denen er dieſs zur Todsünde anrechnet, *zwischen den Zeilen zu lesen;* welches diejenigen keineswegs hinlänglich beherzigen, die ihm eine unbedingte Auctorität gegen Männer wie *Heyne* und *Creuzer* zugestehen.

Kommen wir von diesen allgemeinen Dingen auf die vor uns liegende Ausgabe des Demeterhymnus! Hier sind wir durchaus nicht gesonnen, jene Eigenthümlichkeiten der Voſs'schen Behandlungsweise ausführlich zu

Digitized by Google

rügen, welche als Folge persönlicher Stimmung dem Studium dieses nachgelassenen Werkes eine unangenehme Empfindung beimischen; denn die Persönlichkeit seines Urhebers ist ja jezt aller irdischen Kritik entzogen. Aber einigermaſsen haben wir uns darüber zu rechtfertigen, warum wir den Eingang dieser Anzeige gerade einem Tadel des Tones gewidmet haben, in welchem sich Voſs über seine Ansichten Andersgesinnten gegenüber vernehmen lassen. Wie hart, sagen wir nun, klingt es, wenn S. 97 der Erläuterungen Heyne *vierzehn* Jahre nach seinem Tode noch hören muſs: „Die den Griechen eigene Fügung, ἔφασκεν ἐπιβήσεσθαι, *dicebat esse conscensura*, anstatt *se esse conscensuram*, ist wohl endlich auch jener Schule bekannt, wo man jüngst" (vor *fünfundzwanzig* Jahren) „Il. I, 78 οἴομαι ἀνδρα χολώσεμεν, durch οἴομαι (ἐμὲ) χολώσειν ἄνδρα dolmetschte, und Apollod. I, 3, 6, ἔλεγε γεννήσειν παῖδα, *dixit* (*Metis*) *se pariturum esse filium*, für verdorben ausgab." Worauf es weiter heiſst: „So wolle die Schule denn noch ein Weniges nachlernen." Wir wollen nicht untersuchen, ob wirklich Heyne damit, daſs er in obiger Stelle der Ilias, wohlverstanden bei der *brevis annotatio*, dem Anfänger ἐμὲ einschob, um ihn vor einer verkehrten Auffassung des Sinnes zu warnen, und daſs er bei Apollodor eine übereilte Conjectur machte, durch die er seinen Schriftsteller mit Hesiodus in Uebereinstimmung zu bringen wünschte, Unkenntniſs der wahren Natur jener Construction verrathen; aber die so hochtrabend angekündigte Belehrung ist wahrlich nicht so viel werth, um einen höchst inhumanen Ausfall übersehen zu machen. Denn was ist denn eigentlich damit gesagt, wenn wir zu lesen bekommen: „Wenn der beleidigte Odysseus vor den Phäaken sich rühmt, Od. VIII, 221, τῶν δ' ἄλλων ἐμέ φημι πολὺ προφερέστερον εἶναι, so hat der Urtheilende sich selbst unter die Mitbeurtheilten gestellt, um sich selbst wie einem Fremden den Preis zu geben —"? Steht er etwa in der Redeform: τῶν δ' ἄλλων ἐγώ φημι πολὺ προφερέστερος εἶναι, nicht unter den Mitbeurtheilten? Wie könnte denn sonst Vergleichung stattfinden? Solche vage *logische* Unterscheidungen machen in grammatischen Dingen keinen Winter und keinen Sommer. Daſs die Construction des *nom. c. inf.* bei den *verbis* der Sinnen- und Denkfunctionen, sobald das Subject im regierenden und regierten Satze dasselbe ist; auf Attraction, also einem *grammatischen* Gesetze beruht, lehren die Lateinischen Gräcismen: *sensit medios delapsus in hostes; uxor invicti Jovis esse nescis.* Die ursprüngliche Construction müſste nach der Natur der Rede auch in Sätzen dieser Kategorie der *acc. c. inf.* gewesen seyn, insofern der *acc.* Bezeichnung des Objects zu dem regierenden *verbum*, der *inf.* aber seine Apposition ist. Wer weiſs aber, ob nicht der abkürzende Sprachgebrauch als eben so ursprünglich zu betrachten ist? Bei kunstmäſsiger Ausbildung der Rede ward sodann in einfachen Behauptungen für jene Sätze der *inf.* mit ausgelassenem *nom.* festgehalten; für betonte Behauptungen führte die Supposition eines Entgegengesezten nach Gelegenheit bald den *nom.* bald den *acc. c. inf.* herbei. Denn dem ἐγώ φημι προφερέστερος εἶναι steht ein οὐκ ἄλλος φησι, dem ἐμέ φημι προφερέστερον εἶναι ein οὐκ ἄλλον (nämlich φημί) entgegen. Es ist aber aus der Natur der Sache klar, daſs Heraushebungen der lezteren Art, also solche Sätze mit dem *acc. c. inf.*, viel häufiger seyn müssen, als solche mit hervorgehobenem *nom.*

Aus der Vorrede, welche selbst mit dem Datum *Heidelberg am 27. Mai* 1816 dem *Morgenblatte* jenes Jahres entnommen worden, ist die Schluſstirade über Einheit Homers, und Wolfs ausgebliebenen Commentar, vermuthlich auf Veranstaltung des den Nachlaſs anordnenden Herausgebers hinweggelassen. Der Unmuth gegen den alten Verbündeten indeſs kommt S. 43, 60, 63, 115 und sonst in den Erläuterungen sattsam zum Vorschein; wo es denn nicht minder sonderbar als bei der Ausscheltung des todten Heyne lautet, wenn von dem Todten der Todte angeschnaubt wird: „Ob einen neuen Satz anzuknüpfen auch ἠδὲ vermögend sey, beweise Wolf u. s. w." Welche im eigentlichen Sinne kategorische Imperativen, die in diesen Anmerkungen gegen abweichende Ansichten häufig ausgetheilt werden, ein wesentliches Stück jenes hausbackenen Vortrags bilden, der so manchen muthwilligen Scherz über sich ergehen lassen muſste; und der denn auch hier in Redensarten, wie: „Merkte die Ankostende selbst Unrath" (S. 117); „Herrmann empfahl das rauhratternde ἐς δ' ἄρα Ῥάριον" (S. 130); und in einem unbillig häufigen Gebrauche des ekelhaften Wortes *schofel* sich nicht verläugnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 95. u. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΤΗΝ ΔΗΜΗΤΡΑΝ. *Hymne an Demeter. Uebersezt und erläutert von Johann Heinrich Vofs.*

(Fortsetzung.)

Wir haben jezt die wissenschaftlichen Seiten vorliegender Ausgabe zu betrachten. Hier können wir uns, was die Uebersetzung als rhythmische Kunstleistung anbelangt, kurz fassen. Die Vofs'sche Behandlungsweise des Hexameters ist bekannt; sie war für die Zeit, da der Verewigte die Uebersetzung der Odyssee und Ilias in ihr unternahm, ein mächtiger Schritt zur vollkommeneren Einbürgerung dieser Versart; ja durch diese Arbeiten wurde Vofs unbestreitbar des ächten Deutschen Hexameters Vater und Schöpfer. Seitdem hat ihm *August Wilhelm von Schlegel* sowohl die vollendete Richtigkeit, als die nachdrücklichste Stärke und beweglichste Zierlichkeit mitgetheilt, und so ist es freilich allmälig auch dahin gekommen, dafs von dieser Seite uns der Vofs'sche Homer nicht länger genügen kann. Die Freunde desselben dürfen dabei nicht sauer sehen, er hat sich an fünfzig Jahre ehrenvoll behauptet, und sogar schnell möchte wohl sich ein würdiger Suppleant desselben keinesweges einstellen. Denn zu ermahnen sind gewifs die achtbaren Nacheiferer Vossens aufs Dringendste, dafs sie nicht blofs in der metrischen Trefflichkeit ihn überbieten, was nach der Reife der Sache so schwer nicht seyn kann; sondern vornämlich auch, dafs sie in Homerischem Tone und Färbung sich nicht von ihm beschämen lassen; von welcher Seite er, so mancher begründete Tadel auch seine Leistung im Einzelnen trifft, im Allgemeinen doch fortwährend bewunderungswürdig, ja classisch bleibt. Man kann auch Vofs den Vorwurf nicht machen, dafs er bei den Fortschritten, welcher der Deutsche Hexameter durch Anderer Bemühungen sich erfreute, den seines Homer nicht zu verbessern gesucht; allein mit Recht scheute er sich, um einer Renovation des Verses willen, die ursprüngliche Anlage seiner Uebersetzung allzusehr zu verändern; und von gewissen Vorurtheilen, namentlich der Zulässigkeit des Trochäus, scheint er nie abgegangen zu seyn. Schwache und nach jetziger Lage des Urtheils uncorrecte Hexameter finden sich daher auch in diesem verdeutschten Hymnus wieder. Doch mufs man sich, auch die einzelnen Laxitäten, welche sich Vofs erlaubte, zugestanden, über Verse wie folgende bei ihm wundern:

Auch Narkissos, den zeugte zum Trug dem rosigen Mägdlein

(V. 8), wo der verkürzte *articulus postpositivus den*, und der verlängte *praepositivus dem* eine metrische Perversion bildet, welche die Nothwendigkeit entschiedener und naturgemäfser Grundsätze in solcher Sache recht *ex contra posito* anschaulich macht;

Sey's Dir gesagt, denn traun dich ehr' ich mit Scheu und Erbarmung

(V. 76), wo die gehäuften Monosyllaben und der amphibrachische Tonfall des Schlufstheiles gleich ungraziös sind;

Ihr im festen Gemach wird ein Sohn des höheren Alters

(V. 164) mit dem ungethümlichen Dactylus *mach wird ein;*

Eile dann, und nicht lass' unerfüllt mir das Wort von Kronion

(V. 324), wo man ungewifs bleibt, ob nach den unbestimmten Gesetzen des Verses selbst und der Prosodik, die sich in dieser Uebersetzung zeigen, zu scandiren sey:

Eile | dann und nicht | lass' uner | füllt u. s. w.

oder:

Eile dann | und nicht | lass' uner | füllt u. s. w.

Der V. 364

Kein unwürdiger Gatte dir unter den Ewigen werd' ich

wird durch die zu *Gatte* gehörige Enklitika *Dir* zu einem fehlerhaften Verse jener Gattung, wo die Cäsur am Schlusse des dritten Fufses den Vers in zwei Hälften

Digitized by Google

theilt. Ein solcher kann nur erträglich werden, wenn schon eine andere Cäsur vorausgegangen, was hier nicht der Fall ist. Vergl. *Voſs* selbst zu *Virgil. Georg.* I, 357.

Sieht man nun auf Treue der Wiedergabe, auf Nachbildung des Originals in Hinsicht auf Ton und Ausdruck, so weiſs man schon, daſs man bei Voſs immer auf einige Ueberladung und allzustarken Farbenauftrag zu rechnen hat; welches im Einzelnen darzuthun weiter nicht vonnöthen ist. Gleichwohl kann man die Uebersetzung nicht anders als gut und lesbar finden, wenn sie auch in der Leichtigkeit und einer gewissen sich Griechischer Naivität annähernden Anmuth gegen die neuste *Schwenck'sche* entschieden zurücksteht; die denn auch den Vorzug gröſserer rhythmischer Feile vor ihr voraus hat. Eine Anzahl Stellen, wo Voſs den Charakter des Originals nicht bloſs übertrieben, sondern geradezu verfehlt hat, müssen wir hier nachweisen. Vers 28 wird *πολυλλίστῳ ἐνὶ νηῷ* gegeben: *in des Anflehns wimmelndem Tempel* (Schwenck: *in gebetdurchhalletem Tempel*). Da man freilich unbedenklich sagen kann: *das Haus des Gebets*, so läſst sprachlich wider einen *Tempel des Anflehns* sich keine Einwendung machen. Aber wie schwülstig, ja unverständlich gegen den einfachen Ton der Urschrift! V. 30: *Διὸς ἐννεσίῃσιν, nach Zeus des Kroniden Berathung* (*S. auf Zeus Eingebung*). In activer Bedeutung für: *auf Zeus Rath*, ist diese Wendung gegen den Sprachgebrauch; in passiver für: *nachdem er sich mit Zeus berathen*, gegen den Sinn des Griechischen; in jedem Falle aber zweideutig, und folglich zu verwerfen. V. 63: *Ἠέλι', αἴδεσσαί με θέας ὕπερ, Helios, bei dem Gesicht, gib Ehre mir!* (Schwenck: *Achte, beim Auge, du mein, o Helios*). Die *θέα* ist entweder die *Kraft des Sehens*, in welchem Falle Schwenck, abgesehen von der prosodischen Härte seiner Uebersetzung, sich sehr zweckmäſsig ausgedrückt hat; oder sie bezeichnet passivisch *das Gesehene*, den Anblick des Weltalls, der ihm vor anderen Göttern vergönnt ist (*ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει*), was wohl das Wahrere seyn möchte. Lege man aber die Stelle aus, wie man wolle, so bleibt Vossens Ausdruck wunderlich, da er die wahre Bedeutung des Wortes *Gesicht* in beiden Fällen räthselhaft läſst, und im zweiten den Leser nöthigt, sich erst zu erinnern, daſs *Gesicht* aus Luther zu Bezeichnung des Begriffs *ἰδέα* hergeholt ist. V. 66 steht: *die ich als Tochter gebar, mein Trautestes*, was von Rechts wegen heiſsen müſste: *das ich als Tochter gebar;* V. 67: *davon hört' ich ein ängstlich Geschrei*, statt: *von der* (oder *deren*) *hörte ich ein Geschrei;* V. 68: *wie wenn Gewalt sie ertrug*, statt: *als wenn sie Gewalt ertrüge.* Solchen Zwang an der Sprache aber hätte am wenigsten ein so geübter Forscher seiner Muttersprache sich erlauben sollen. V. 81: *μεγάλα ἰάχουσαν, die ein lautes Io hob* (Schwenck: *die lautaufschreiende*). Das *Io* haben wir doch höchstens nur als Lustausruf, und *heben* für *erheben*, was Voſs öfters braucht, ist abermals gegen den Sprachgebrauch, wenigstens in der uneigentlichen Bedeutung. V. 83: *μάψ αὔτως ἄπλητον ἔχειν χόλον, fort zu tragen den Groll ins Unendliche* (Schw.: *rastlos Groll zu bewahren umsonst*). Die Voſs'sche Uebertragung streift durch den Gebrauch von *fort* statt *fort und fort* oder *für und für* an das Parodische. V. 94: *εἶδος ἀμαλδύνουσα πολὺν χρόνον, ihre Gestalt lang hüllend in Schwächlichkeit* (Schw.: *lange die göttliche Bildung verheimlichend*). Wird man nicht gedrungen, sich eine langgestaltete Schwächlichkeit vorzustellen? V. 131: *ὄφρα κε μή με ἀπριάτην περάσαντες, damit nicht, wenn sie umsonst mich Weggehaschte verkauften;* wo dieſs *umsonst* der Natur Deutscher Construction gemäſs zu *verkauften* gezogen wird, während man sich eine *umsonst Weggehaschte* denken soll. V. 158 steht der *Hauseingang* gegen den Sprachgebrauch, wo er die Thüre bedeutet, statt des *Eingangs ins Haus.* V. 184: umwallt der Peplos *die ründlichen Füſse der Göttin, ῥαδινοῖσι θεᾶς ἐλελίζετο ποσσίν.* Aber diese *ründlichen Füſse* würden in der That an einem derben Bauermädchen der Voſs'schen Idyllen sich gehöriger ausnehmen, als an der Eleusischen Göttin in ihrer Preishymne! Wie viel würdiger und Griechischem Geiste gemäſser sagt Schwenck: *wallte herab bis rings um die herrlichen Füſse der Göttin.* V. 203 u. 440 wird das Beiwort *ἁγνή* von Demeter und ihrer Tochter gebraucht, durch *die Lautere* übertragen, was wir nicht von Keuschheit, sondern von Aufrichtigkeit der Gesinnung zu brauchen gewohnt sind. V. 265: *ὥρῃσιν δ' ἄρα τῷγε, ihm in dem Zeitmaſs aber*, für: *in abgemessener Zeit*, höchst schwerfällig und unverständlich, zugleich aber gegen den richtigen Sinn der Stelle, welche bedeutet: *in seinen Jahren aber, zu seinen Lebzeiten.* V. 287: *πόσσ' ἁπαλοῖσιν*, mit *niedlichen Füſsen*, von einer der Töchter des Keleos, weniger unpassend als die ründlichen Füſse Demeters; aber doch ebenfalls ungenau für *zarte Füſse.* V. 413: *ἔμβαλέ μοι ῥοιῆς κόκκον, fügete jener mir ein den Granathern* (Schwenck: *brachte mir heimlich bei den Granathern*). *Einfügen* für *in den Mund stecken* ist eine äuſserst gespreizte Redensart, höchstens passend, wenn etwa von

Digitized by Google

dem Riesenrachen eines Polyphemos die Frage wäre, und einem Bissen, der den Dimensionen eines solchen Mundes entspräche. V. 415: *Κρονίδεω πυκινὴν διὰ μῆτιν, nach Zeus weisem Entwurf.* Persephone kann den Anschlag, durch den sie ihrer Mutter geraubt worden, nicht *weise* nennen. Der Charakter der Stelle erforderte: *schlauem Entwurf.* V. 453: *ἔκευθε δ' ἄρα κρῖ λευκὸν, denn es hüllte die gelbliche Gerst' ein* (Schwenck: *und hielt das Getreide verborgen*). Die Zweideutigkeit des Sinnes ist nicht zu verkennen, und dergleichen widerstrebt der Genauigkeit des Ausdrucks, welcher man sich als Uebersetzer noch mehr zu befleiſsigen hat denn als Originalschriftsteller, da man hier nicht eigene, sondern fremde Gedanken zu entstellen Gefahr läuft. Der Uebersetzer ist der Depositär seines Autors, und muſs mit dem anvertrauten Gute nicht unvorsichtig walten. V. 497: *βίοτον θυμήρε' ὀπάζειν, anmuthiges Leben gewähret* (Schwenck: *schenkt ein gemüthliches Leben*). Das Wort *βίοτος* bezeichnet die *Habe zum Leben*, von welcher auch allein der Ausdruck *θυμήρης* paſst. Besser wäre darum *ein genügliches Leben.*

In den Erläuterungen hat Voſs Kritisches, Grammatisches und Sächliches unter einander gegeben; und um unsere Relation nicht allzusehr in Stücke zu fällen, halten wir es am gerathensten, ihm in dieser Behandlungsweise zu folgen. Was die beiden ersten Punkte betrifft, so war der Verf. hauptsächlich bemüht, den seither nicht hinlänglich erkannten oder beachteten Atticismus des Gedichtes heraus zu stellen, welche Aufmerksamkeit nicht anders als löblich und erfolgsam genannt werden kann. Es ergibt sich hiernach von selbst die Ansicht, daſs der Hymnus einen Attischen Mysterienverwandten zum Urheber habe, wie denn der Ton einer gewissen separatistischen Andacht sich dem bedachtsamen Leser allerdings nicht verbirgt. In wie weit nun aber derselbe als eigentliche heilige Urkunde zu betrachten sei, darüber läſst sich natürlich etwas Besonderes nicht ausmachen, und Voſs hat ebenfalls weiter nichts zu Tage zu fördern vermocht. Wir möchten das Werk doch nicht anders ansehen, denn als einen profanen Festhymnus, der, das Unverhüllte in gewöhnlicher epischen Weise aus einander setzend, in einzelnen Winken den Ungeweihten zur Aufnahme in die Weihen Lust zu machen gedichtet worden. Wenn im Ganzen Voſs einen so unverhältniſsmäſsig hohen Werth auf die Ergebnisse des Gedichtes für die Mysteriengeschichte legt, so wollen wir die Wichtigkeit des Denkmales an sich selbst zwar keinesweges bestreiten; es ist dem Herausgeber aber doch begegnet, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt: sein Steckenpferd, der Mysterienhaſs, hat ihm die Resultate glänzender erscheinen lassen, als sie der That nach genannt werden können. Indeſs natürlich: wer alle bildliche Bedeutung religiöser Namen und Sagen in Abrede stellt, weil Homer davon scheinbar nichts ahnen läſst; wem der Demeter- und der Dionysusdienst neu ist, weil diese Gottheiten in der Ilias und Odyssee keine Rolle spielen, der mag allerdings sich froh überreden, in unserem Hymnus den eigentlichen Angelpunkt vor sich zu haben, in welchem sich die Vorstellungen über die wahre Beschaffenheit der Demeterweihen umdrehen. Wo das Gedicht in prägnanter Sprache Verhülltes andeutet, da hat er die Keime der erst sich bildenden Geheimlehre; wo es über einzelne von sonst her überlieferte Umstände schweigt, da ist die späte Gaukelei nach-Hesiodischer Trugpfaffen mit ihrem Aegyptisch-Phrygischen Mythenspuck durch einen stummen Zeugen unwiderleglich beschämt. Wer dagegen sich bescheidet, daſs, bei durchaus unabgethaner Vorfrage über Homers Verhältniſs zu Europäischem Griechenthum die dichterische Vermenschlichung der Götterwelt, welche sich, dem epischen Zwecke gemäſs, bei dem Vater der Poesie findet, weder einen ursprünglich symbolischen Grundbegriff, noch eine neben jener profanen Behandlungsweise fortbestehende mystische Auffassung derselben ausschlieſse, der wird nur sagen können: wir besitzen in diesem Hymnus ein interessantes Document, welches den Faden des Demeter- und Persephonemythus, wie derselbe auch wohl in der Geheimlehre überliefert wurde, im Zusammenhange jedoch keineswegs nach allem und jedem Detail mittheilt, während die anderweitigen Quellen das Nämliche nur abgerissen zu unserer Kunde gebracht haben. Ueber Neuheit der Mysterien selbst läſst sich aus dem Hymnus durchaus nichts folgern. Denn erst müſste aus dem vorherrschenden Atticismus dargethan werden, daſs das Werk selber verhältniſsmäſsig nicht alt sei. Wie kann man das aber, da, vorausgesezt, wie das Voſs ja thut, daſs der Verfasser ein Attiker war, dieser doch wohl schon in ältester Zeit sich der Sprache seines Stammes bedienen durfte, da doch gewiſs kein heiliges Gesetz vorhanden war, welches ihn genöthigt hätte, den reinen Jonismus beizubehalten. Wer will es aber auf sich nehmen, uns das Aufkommen des Attischen Dialektes im Verhältniſs zu dem Jonischen chronologisch zu bestimmen? Wenn wir in den wenigen Resten *Solons* den Jonismus mehr vorherrschend finden als

Digitized by Google

in unserer Hymne, so kann man nicht auch sagen, daſs die Rücksichten, welche den Athenischen Gesetzgeber und den Verfasser dieser Hymne bei der Wahl seiner Sprache bestimmen mochten, die nämlichen gewesen. Und wäre der Hymnus neuer, als zu Beglaubigung des Alterthums der Mysterien erforderlich wäre, so könnte ihn Voſs zwar immerhin, wie er in der Vorrede gethan hat, das älteste Denkmal geweihter Verbindungen nennen, in so fern wir kein älteres in der geretteten Literatur besitzen; ob er aber deſswegen geradezu das älteste gewesen sei, das die Griechische Literatur einst aufzuzeigen hatte, das stände auf einem anderen Blatte geschrieben. Mag *Pamphos* älter oder jünger gewesen seyn als Homer; sein Hymnus vom Raube Persephone's war sicherlich älter als der unsrige. Was Voſs S. 6 ff. der Erläuterungen gegen das Alter dieses Sängers und des Lykiers *Olen* vorbringt, leidet an der gewöhnlichen Einseitigkeit seiner Suppositionen. *Pamphos*, heiſst es, hatte in seinem Hymnus eingeschärft, *nicht durch Violen sei Persephone verlockt worden, sondern durch Narcissen.* Das deutet auf Widerspruch gegen eine auswärtige Priesterschaft; die Violenflur von Enna eignete sich ebenfalls die Ehre zu, Persephone's Jugendland gewesen zu seyn. Aber Pamphos hatte doch gewiſs so wenig selbst *geschrieben* als Homer; der ohne Zweifel in priesterlicher Verwahrung aufbehaltene Hymnus konnte so leicht Interpolationen erleiden als die Ilias und Odyssee; eine eifernde Hand konnte jenen polemischen Vers einschieben, als es einmal galt, der Sicilischen Nebenbuhlerschaft entgegen zu treten, *so wenig wir übrigens von Eifersucht zwischen Eleusischem und Sicilischem Demeterdienst vernehmen.* Denn das Ansehen des Attischen Instituts war zu wohl begründet, als daſs nicht Alles dessen Superiorität anerkannt hätte. Sodann ist noch keineswegs jene Hindeutung erwiesen, welche Voſs jenem Verse beilegt. Auch Attica war reich an Violen, aus denen man die Kränze bei den Dionysien wand, und Athen heiſst die *Violengekränzte.* (S. *Boeckh* zu Pindars Fragmenten S. 577 u. 579.) Wenn der Voſs'schen Kritik jener Popanz *Onomakritos* mit seinen ruchtbaren Verfälschungen gar sehr zu Statten kam, um alle ächten Denkmale Orpheisches, Eumolpisches und Musäisches Gesanges abzuläugnen, so entging ihr doch unbegreiflicher Weise, daſs, da ja der Betrug noch bei Lebzeiten jenes literarischen Falschmünzers entdeckt, ja geahndet worden, in dieser Notorietät selbst ein Mittel zu Sichtung des Wahren und des Untergeschobenen gefunden war; und wenn sie auch des Pausanias kritisches Urtheil zurückweist (was bei genauer Betrachtung der Stelle I. 22, 7. sehr kühn erscheint), doch Herodot nicht eben so leicht als ein ungültiger Zeuge beseitigt werden kann. Ueber des *Musäus* Demeterhymnus für die Lykomedische Familie, welcher S. 131 der Erläuterungen mit derselben Verdammniſs belegt wird, begnügen wir uns auf die gründliche Erörterung der Beziehungen, in welchen dieses Geschlecht zum Ceresdienst offenbar gestanden, in *Passows* Musäus S. 52 fg. hinzuweisen. Da übrigens das Schlimmste, was den Mysterien in unserer Ausgabe zur Last gelegt wird, daſs sie nämlich den Geweihten Vorzüge einer Seligkeit zusicherten, an denen der Ungeweihte keinen Theil haben konnte, worüber sich die Erläuterungen vornehmlich S. 144 fg. verbreiten, ein Vurwurf ist, welcher jede religiöse Absonderung treffen muſs, so sieht man keineswegs, worauf eigentlich Voſs seine Voraussetzung von der Verwerflichkeit dieser Institution gründete. Dieselbe hat, wie die Orakel, einen Einfluſs auf die Civilisation Griechenlands gehabt, welcher sich mit oberflächlichen Stoſsseufzern gegen Pfaffenschelmerei nicht abthun läſst, und die Anschauungskraft eines tieferen Gemüthes erfordert, um in seinem wahren Wesen erkannt zu werden.

Die Erläuterungen selbst beginnen mit einer äuſserst kahlen Definition. „*Demeter*", heiſst es, „von Kronos mit der Rhea erzeugt, war bei Homer Obwalterin des Getreides, bis in Hesiods Alter ihre Gewalt sich erweiterte. Das meint auch ihr Name *Mutterflur*, nährender Erdboden." Auch eine Mythologie, welche keine das geschichtliche Gebiet verlassenden Combinationen gut zu heiſsen gesonnen wäre, hätte einräumen dürfen: *Demeter* ist nichts Anderes als die vielnamige *Mutter Erde* selber, von der sich nicht abläugnen läſst, daſs sie in den urheimischen Religionen Griechenlands eine sehr wichtige Rolle gespielt, und als alt-Pelasgische Landesgöttin auf Kreta, in Arkadien, Argos, Attica, Böotien, Phocis lange vor Hesiodus eine sehr ausgedehnte Göttergewalt besessen. Im Verlaufe der Zeit, da bei so manchen Ideenrevolutionen, die durch stäte Völkerbeweglichkeit in Griechenland herbeigeführt wurden, die Vorstellungen sich umbildeten oder vereinzelten, trat diese göttliche Altmutter in der bestimmten Beziehung ihrer gröſsten Gabe, des Getreides, hervor. Will man auch darauf nichts geben, daſs an die Momente des eingeführten Ackerbaues sich ein zu entschiedenes Verdienst knüpfte, als daſs nicht so frühzeitig als nur immer an die Künste des Feuers, der Metallbearbeitung, der Seefahrt, sich priesterliche Ordensverbindun-

Digitized by Google

gen hätten anreihen sollen, um der Wohlthat Segen zu sichern und zu verewigen: so läſst doch die beharrliche Verbindung der Eleusinischen Stiftungen mit Namen, wie Orpheus, Musäus, die kein Ruhiger aus der Reihe alt-Griechischer Culturväter reiſsen kann, um sie lediglich zu späten Priesterfictionen zu machen; vorzüglich aber mit Eumolpus, der Personification jenes uralten, in den Weihen obenan stehenden Thracisch-Attischen Geschlechtes; endlich die Angabe der Parischen Chronik, welche die Einführung derselben gleich nach Erechtheus sezt (die Zahl selbst ist bekanntlich unlesbar), an der vor-Homerischen Existenz der Demetrischen Mysterien nicht zweifeln. Schon die Herleitung aus Thracien ist dabei bedeutsam; denn zu Homers Zeiten war dieses Land bereits in Barbarei versunken, und konnte nicht mehr als ein Mutterland Griechischer Cultur gelten. Waren sie, wie man aus *Euripides,* Supl. 175, schlieſsen will, von anderen Griechenstaaten beschickt, so hatten sie etwas Amphiktyonisches, das abermals auf sehr frühen Ursprung hinweist. Sie konnten zu Homers Zeit gestört, verdunkelt, vernachlässigt seyn, wie es die Olympischen Spiele, wie es andere Griechische Institutionen von Zeit zu Zeit waren, um später in neuem Glanze zu erstehen. Aber Homer, dem Jonen, lagen jene älteren Culte überhaupt fern. Er bezeichnet nicht den Anfang der Mythologie, sondern eine Epoche der Verdunkelung jener ältesten bedeutsamen Sagen, die schon in Hesiodus wieder voll mystischer Prägnanz auftauchen, und der späteren Zeit einen so weiten Spielraum zu Auslegungen aller Art gegeben haben. Bei so vielen Quellen, welche uns jezt herkömmlichermaſsen als gesammt-Griechisch gelten, muſs noch ausgemacht werden, wie weit der Einfluſs besonderer Stammbeziehungen in ihnen geht, natürlich am allermeisten bei Homer.

So einseitig wie über Demeter wird auch über ihre Tochter *Persephone* geurtheilt. Sie ist dem Herausgeber was, seinem Ausdrucke nach, ihr Name *Hinwegtödtende* sagt, Todesgöttin; zufolge welcher Auslegung denn ihre mystische Verherrlichung (S. 104) und ihre Wiederkehr nach der Oberwelt im Pflanzenwuchs (S. 114) als die Frucht späterer Deutungen dargestellt wird. Allein, vom Namen abgesehen, den Voſs nach einer sehr einseitigen und unsicheren Etymologie ableitet (s. *Creuzers* Symbolik IV. S. 315 fg. und 319 Anm. 535; *Schwencks* Anm. zu seiner Uebers. S. 279 fg.), so ist ja der bedeutende Zug, daſs Persephone nur unwillig bei den Schatten verweilt, doch in Anschlag zu bringen, welcher nicht zuläſst, sich Persephone schon der ursprünglichen Idee nach als Todesgöttin vorzustellen. Auch wird sich nicht finden, daſs ihr an sich selbst, und wo nicht ihr Name metonymisch für das Todtenreich steht, ein unmittelbarer Einfluſs auf das Sterben zugeschrieben würde, daſs sie etwa, wie *Hades,* die Sterblichen hinabrisse, oder, wie *Artemis,* sie mit Geschossen hinwegraffte, oder, gleich der Römischen Libitina, eine verhaſste Göttin wäre; denn hier, wie anderwärts, muſs man die allmäligen Mischungen der Ideen, und bei gepaarten Gottheiten die Uebertragungen der Eigenschaften des Gemahls auf die Gattin nicht aus der Acht lassen. In dieser Beziehung ist die scharfsinnige Bemerkung *Buttmanns* (Lexilogus II. 115), daſs Persephone die Bezeichnung ἐναινή nur in ihrer Verbindung mit Hades führt, während sie sonst ἀχαινή genannt wird, höchst wichtig. *Aides* selbst wird von Voſs für den *Unsichtbarmachenden* erklärt, welche transitive Auslegung ihr Urheber vielleicht einem Gegner als mystisch zurückgegeben hätte. Wir haben nicht nöthig, uns bei der Grundlosigkeit derselben aufzuhalten.

Bei Vers 4 wird die Bezeichnung χρυσαόρου bei *Demeter* auf die Königssitte, ein Schwert an der Seite zu tragen, zurückgeführt. Das könnte aber doch höchstens nur für Amazoninnen gelten; denn für die königlichen Frauen anderer Völker finden wir weder Schwert oder Lanze, noch Scepter als königliches Abzeichen angeführt. Will man sich nicht mit der Auslegung von einer *goldenen Sichel* beruhigen, so bescheide man sich lieber einer Unwissenheit über den geheimniſsvollen Beinamen, als einer scheinbar historischen und doch so ungründlichen Deutung. Bei Apollo und Artemis geht dieſs Beiwort, wie leicht zu errathen, auf die Sonnen- und Mondstrahlen; könnte es bei Demeter nicht auf die emporstarrenden reifen, goldglänzenden Aehren zu beziehen seyn? Die Demeter ἐιφηφόρος dagegen möchte tiefere Beziehung haben, worüber wir auf *Creuzer* (Symb. IV. S. 190) verweisen. V. 12 wird sich jezt wohl Jedermann bei der überlieferten Pluralform κάρα beruhigt halten. Die Voſs'sche Emendation, welche in ἑκατόν γε κάρην' ἐπεφύκει einen eben so unlieblichen, als durch das eingeflickte γε sinnlahmen Vers liefert, ist wenigstens durchaus nicht so beschaffen, um durch sie den alten Text verdrängen zu lassen. Daſs Voſs γε für eine Verstärkungspartikel halten konnte, zeigt an, wie wenig genau er dergleichen Dinge untersucht hatte. Eine ähnliche Unklarheit über die wahre Natur solcher Partikeln zeigt sich bei V. 456: βρισέμεν

Digitized by Google

ἀσταχύων, τὰ δ' ἐν ἐλλεδανοῖσι δεδέσθαι, wo eben so willkürlich εὐστάχυσίν τ' ἄρ' ἐν ἐλλεδανοῖσι zusammengekünstelt wird, und das eingeschobene τ' ἄρ', *von Neuem anstaunen* soll *die Wunderähren der segnenden Demeter.* Zu bemerken ist, daſs Voſs dergleichen grundlose Emendationen überall sogleich in den Text genommen hat. Bei V. 19 wird über den Ort, wo der Beherrscher der Unterwelt, nachdem er seinen Zweck erreicht, mit der Geraubten in seinen Bezirk zurückgekehrt seyn möchte, weitläuftig gehandelt, und der Eingang am westlichen Oceanos, der aus der Homerischen Welttafel bekannt ist, festgehalten. Der Hymnus selbst, ächt dichterischer Willkürlichkeit angemessen, gibt nichts Näheres an, so daſs das Natürlichste zu denken bliebe, die Rückkehr habe durch dieselbe Stelle stattgefunden, wo die Nysische Flur aufgebrochen, und den König der Todten hervorgelassen. Daſs nachher erwähnt wird, so lange Persephone noch Erd' und Himmel und Meer und Sonne gesehen, habe sie Hoffnung gehegt, ihre Mutter werde ihr zu Hülfe kommen, will nicht auf geographische Wahrscheinlichkeit zurückgeführt seyn. In Fällen, wo sie etwas der Art beabsichtigen, geben die Dichter eine bestimmte Reiseroute an, wie wir im ersten *Hymnus auf Apollon* und im *Prometheus des Aeschylus* gethan haben. Die Auslegungsweise, welche alle dergleichen Dinge auf eine prosaische nüchterne Verständlichkeit und Demonstrirbarkeit zurückführen will, verfängt sich in ihren eigenen Fäden. Bedachte sie denn nicht, daſs es für des Aides Zweck, seine Beute baldmöglichst in Sicherheit zu bringen, höchst unvortheilhaft seyn muſste, erst eine lange Spazierfahrt von dem Böotischen Nysagefilde, wie es Voſs bei V. 17 annimmt, bis zu dem westlichen Ende der Erde zu machen? Sodann ist es ja natürlich, daſs man den Eingang in die Unterwelt überall da fand, wo die Phantasie jene Bilder, die sie sich von den Schrecken eines solchen Aufenthaltes entworfen hatte, verwirklicht sah; daher jene Acheronten, Cocyte, Aornosseen und Höhlen in so verschiedenen Gegenden, wohin Griechen gekommen waren. Wo aber kein Localinteresse gebot, auf eine so bestimmte Oertlichkeit hinzudeuten, begnügte sich die Dichtkunst, im Allgemeinen einen fernen Raum zu bezeichnen. Hiezu waren die Gegenden, wo die Sonne untergeht, und die Nacht, der Schattenwelt Symbol, sich heraufhebt, so wie der Oceanos, bequeme Anhaltspunkte; damit nun ein für allemal auch eine geographische Bestimmtheit zu vereinigen, und den Ort auf einer Landcharte zu fixiren, dazu hatte weder Homer noch Hesiodus eine Berechtigung gegeben. Mit der Geographie des Aeschylus ist es wieder eine andere Sache, indem zu dessen Zeit sich die geographischen Kenntnisse bereits gar sehr erweitert hatten, und man, je mehr das Reich der positiven Erdkunde sich ausdehnte, das der Phantasie beschränken muſste, um durch die Erfahrung nicht Lügen gestraft zu werden. Da verschwanden einige Fictionen ganz aus dem Gebiete des Poetischen, andere wurden an bestimmte und wirkliche Verhältnisse geknüpft, was hier zu verfolgen zu weitläuftig wäre. Nach V. 37 hat *Hermann* das Zeichen einer Lücke gesezt, und wer mit epischer Darstellungsweise vertraut ist, ja wer nur Sinn für zweckmäſsige Anordnung der Rede überhaupt hat, wird sie nicht abläugnen können. Voſs hat es gleichwohl gethan, geleitet, wie es scheint, von seinem Oppositionssinne gegen jede Anzweifelung der Einheit Homers, die ihn dunkel auch gegen die Annahme solcher Lücken bei den Leistungen der Hymnensänger einnehmen mochte. Wenigstens spricht er sich einigemale wider Wolf und Hermann in dem Geiste aus, daſs er dergleichen als einen Pruritus willkürlicher Anordnungen verwirft. Unter V. 40 ist die Rede von der Demeter Ἀχαιΐη, wobei *Creuzer,* ohne genannt zu werden, die Zurechtweisung erhält, daſs unter diesem Namen Niemand eine Achäische verstehe. Gleichwohl bleibt gewiſs, daſs man hiebei eines jener oft wiederholten Namenspiele vor sich hat, die zugleich eine Local- und eine Eigenschaftsbeziehung in sich schlieſsen, wie dieſs bei der Themis Ἰχναίη, der Pallas Ἀλαλκομενηΐς, und Anderen der Fall ist. V. 51 heiſst es: „*Eos,* die Lichtgöttin, heiſst auch bei Sappho φαινολίς, *Erleuchterin des Ganzen,* nach der Form φαινομηρίς. Nach dem Hesiodus ist ὅλος fremd.“ Das heiſst in der That etymologisch sophistisirt, um die Sprachneuheit des Gedichtes herauszustellen. Wer wird im Ernst jenes Epitheton aus ὅλος componirt halten, und gar φαινομηρίς daneben setzen? Die Auslegung aber ist doch selbst mystischer als je die mystischen Gegner des Herausgebers eine gewagt haben! V. 58 wird abermals eine neue Deutungsweise, nicht ohne gewaltsame Emendation, versucht, um die Vermuthung eines Versausfalles zu beseitigen. Es steht im Texte: ὅστις ἔην· σοὶ δ' ὦκα λέγοι νημερτέα πάντα, was *Hermann* verständig ergänzte durch: Ἥλιος, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει. Voſs will nun bloſs einen einzigen Vers haben, und liest: ὅστις ἔην· σοὶ δ' ὅς κε λέγοι νημερτέα πάντα. Die Partikel ὦκα, *vielleicht,* für das gewöhnliche τάχα, hat er nicht verstanden;

Digitized by Google

sein ὅς aber, *jener, der,* soll mit einer hindeutenden Gebärde den Helios bezeichnen und ersetzen. Daſs er durch diesen Einfall an dem Gedichte eine wahre ästhetische Deturpation vornahm, hat sich dem Eifer des Kritikers hiebei verborgen. V. 108 bis 110, wo in unserem Hymnus *vier* Töchter des Keleos namentlich angeführt werden, wird bekanntlich für ein Einschiebsel gehalten, weil *Pausanias* I. 38, 3. bemerkt, Pamphos und Homer, unter welchem lezteren Namen hier eben der Demeterhymnus zu verstehen ist, nennen die Töchter des Keleos gleich: Diogeneia, Pammerope und Säsara; also drei. Voſs übernimmt es, diese Angabe mit der Ueberlieferung unseres Textes zu vereinigen, und statuirt *sieben* Töchter des Eleusischen Fürsten; drei ältere verheirathete, welche denn hernachmals zum Demeterdienst bestimmt worden, und jene vier, die als ledige und jüngere noch im Hause der Eltern gewesen. Abermals eine Auskunft, welche mehr Inconvenienz als Nutzen hat. Denn nun bleibt immer das ästhetische Problem, wie es kommt, daſs unser Gedicht V. 284 fg. doch nur *drei* Töchter kennt. Denn dort heiſst es: *τοῦ δὲ κασίγνηται φωνὴν ἐσάκουσαν ἐλειήν· κὰδ δ' ἄρ' ἀπ' εὐστρώτων λεχέων θόρον· ἡ μὲν ἔπειτα παῖδ' ἀνὰ χερσὶν ἑλοῦσα ἑῷ ἐγκάθετο κόλπῳ· ἡ δ' ἄρα πῦρ ἀνέκαι· ἡ δ' ἔσσυτο πόσσ' ἁπαλοῖσιν μητέρ' ἀναστήσουσα θυωδέος ἐκ θαλάμοιο.* Wir sehen hier deutlich nur ihrer *drei* beschäftigt; die Lage aber war zu bedeutungsvoll, als daſs man glauben dürfte, die vierte würde der Dichter als müſsige Zuschauerin übrig gelassen haben. Bei V. 123 übersah Voſs die stehende Sitte des altepischen Tones, welche alle Fremden ihre fingirte Heimath nach *Kreta* verlegen läſst. Ob dabei Anspielung auf Kretischen Ursprung des Demeterdienstes obwalte, läſst sich bezweifeln. Wenigstens würde dann die Beziehung, daſs die Göttin sagt, sie sei wider ihren Willen und durch Seeräuber entführt gekommen, höchst auffallenderweise eingeflochten erscheinen. Zu V. 138 wird die alte Vexirfrage über ἕως und τέως erörtert, und zulezt entschieden, daſs man eine Form εἴω, und nach dieser Analogie also auch τείω und αὔτω (in dem bekannten Vers *αὔτως ἀποπέμψει, δώσει δέ τι ἔν γε φέρεσθαι*), gleich οὕτω, ἄφνω, προτέρω u. s. w. anzunehmen habe. Auf dieſs Resultat sollten doch wohl die alten Grammatiker auch gekommen seyn, wenn die Sache damit abgethan wäre. Indeſs ist wenigstens so viel zuzugeben, daſs diese Schreibart eben so viel Verdienst als εἷος und τεῖος haben würde, wenn uns nicht die Erfahrung, wie manche Inconsequenz, gerade aus dem Streben nach möglichster Consequenz in solchen Dingen zu entstehen pflegt, die Warnung ertheilte, daſs es immer sicherer sei, lieber eine hartnäckig überlieferte räthselhafte Schreibung beizubehalten, als eine scheinbar evidente Analogie zuzulassen. V. 153 fg. haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht, wegen der rectionslosen Genitive *ἠμὲν Τριπτολέμου πυκιμήδεος ἠδὲ Διόκλου* u. s. w. Schneider schlägt eine Umstellung der Verse vor; Hermann erklärt die Stelle aus einer vernachlässigten Construction; Voſs corrigirt: *ἡ μὲν Τριπτολέμου πυκινὴ ἷς ἠδὲ Διόκλου, ἡ δὲ* (nämlich ἷς) *Πολυξείνου;* welche Aenderung er, was wir schon im Allgemeinen bemerkten, sogleich in den Text genommen hat. Aber gewiſs ist sie die unglücklichste Manier, der Stelle zu einer Auslegung zu helfen. *Πυκινὴ ἷς* kann durch *ἱερὴ ἷς* so wenig beglaubigt werden, daſs man die Ausdrucksweise vielmehr insipid finden muſs: *die gescheite Kraft des Triptolemos!* Die Stelle ist gesund wie eine, und Hermann hat sie in so fern richtig beurtheilt, als er eine Vernachlässigung der Construction annahm. Jene Genitive sind aber nicht auf die Worte *οἷσιν ἔπεστι μέγα κράτος ἐνθάδε τιμῆς* zu beziehen. Es sei uns erlaubt, die Stelle in ihrem vollen Zusammenhange, von V. 147 an, herzusetzen:

Μαῖα, θεῶν μὲν δῶρα καὶ ἀχνύμενοί περ ἀνάγκῃ
τέτλαμεν ἄνθρωποι· δὴ γὰρ πολὺ φέρτεροί εἰσιν.
ταῦτα δέ τοι σαφέως ὑποθήσομαι, ἠδ' ὀνομήνω
ἄνερας, οἷσιν ἔπεστι μέγα κράτος ἐνθάδε τιμῆς,
δήμου τε προὔχουσιν, ἠδὲ κρήδεμνα πόληος
εἰρύαται βουλῇσι καὶ ἰθείῃσι δίκῃσιν,
ἠμὲν Τριπτολέμου πυκιμήδεος, ἠδὲ Διόκλου,
ἠδὲ Πολυξείνου, καὶ ἀμύμονος Εὐμόλποιο,
καὶ Δολίχου, καὶ πατρὸς ἀμύμονος ἡμετέροιο,
τῶν πάντων ἄλοχοι κατὰ δώματα πορσαίνουσιν,
τάων οὐκ ἄν τίς σε κατὰ πρώτιστον ὀπωπήν,
εἶδος ἀτιμήσασα, δόμων ἀπονοσφίσσειεν,
ἀλλά σε δέξονται· δὴ γὰρ θεοείκελός ἐσσι.

Demeter, in Gestalt einer Greisin, hat sich gegen die Töchter des Keleos erboten, bei irgend einer der Eleusinischen Familien in Dienst einzugehen, und namentlich Amme zu werden. Dieses leztere Anerbieten fassen die Mädchen in Betreff ihres Bruders Demophoon sogleich ins Auge, und, indem sie ihr verkünden, sie wollen die fürstlichen Häuser von Eleusis hernennen, zieht sich die Hauptidee des Gedankens auf die Gattinnen der genannten Herrscher. Nachdem das Verbum *ὀνομήνω* sein Object

Digitized by Google

ἄνερας im regelrechten Casus zu sich genommen hat, schwebt dem Dichter bei dem Verse ἠμὲν Τριπτολέμου u. s. w. aus jenem Objecte nun der Genitiv ἀνέρων vor, und der Satz würde prosaisch so zu umschreiben seyn: ἀνδρῶν, οἷς ἔπεστιν ἐνθάδε τὸ κράτος τῆς βασιλείας (ὡς Τριπτολέμου καὶ Διόκλου u. s. w.), ὧν τε ἀνδρῶν ἄλοχοί εἰσι, τούτων τῶν ἀνδρῶν οὐκ ἄν τις ἄλοχός σε ἀπονοσφίσειεν. Hiernach wird nach ἰθείῃσι δίκῃσιν eine gröſsere Interpunction zu setzen seyn, damit man jene Genitive nicht ferner zu den vorhergehenden Worten ziehe; das Punctum nach ἡμετέροιο aber ist in ein Comma zu verwandeln. Τῶν πάντων u. s. w. ist relativisch zu nehmen, wo denn freilich nach dem von Voſs zu V. 66 aufgestellten Kanon ὧν πάντων zu schreiben wäre. Wir zweifeln nicht, daſs hiemit die Stelle gegen weitere falsche Auslegungen oder Emendationen gerechtfertigt sei.

Triptolemos, dessen Name so vielfältiger Deutung fähig und vielleicht auch in der Geheimlehre vieldeutig behandelt worden ist, gilt unserem Herausgeber bei V. 153, 262, 308 und 451 als ein rechter Matador der mystischen Truglehre. Naiv zu lesen ist es, wenn er S. 78 äuſsert: „Auch diese verminderte Ehre (des Halbgottes statt eines vollen Gottes) blieb dem Pfleglinge der Göttin (Demophoon) nicht für beständig. Ihre eigenen Priester in nachfolgenden Verhältnissen, die zu durchschauen anziehend seyn möchte (hört!), fanden es erspriefslich, Demophoons Gnadengeschenk mit glänzender Zulage auf seinen ihm angefabelten Bruder Triptolemos zu übertragen.“ Insofern *Demophoon*, was nicht glaublich ist, als eine historische Person zu betrachten wäre, ist unseres Bedünkens das Erlöschen seiner Herrschaft oder seines Geschlechtes in dem Mythus seiner gestörten Durchglühung selbst versinnbildet. Auch Achilleus ungefeite Ferse bedeutet ja Verderben durch Feindes Tücke. Wie aber in allen Mythen, so ist insbesondere in dem so hochwichtigen und vielgefeierten der Demeter eine Fülle allegorischer Namen vorhanden, welche die Beziehungen der Grundidee, nämlich der Einführung des Ackerbaues, auf das Mannigfaltigste versinnlichen; und so hat auch sicherlich der Name Demophoon seine agrarische Bedeutung, wenn schon sie verschiedentlich unbefriedigend gelöst worden. Der Begriff δῆμος, *Volk*, nicht δημός, *Fett*, ist dabei wohl festzuhalten; denn die Griechische Wortbildung verfährt in solcherlei Compositionen, wenigstens für den Hauptbegriff, mit einem Streben nach Deutlichkeit, daſs sich von δημός, *Fett*, keine Composita finden; und liebt auch die allegorische Einkleidung Amphibolie der Bedeutungen, so ist diese doch viel häufiger phonetisch, enallaktisch und dergl. als etymologisch, sobald ein so geläufiger Begriff wie δῆμος, Volk, in einem Worte sich einstellt. Der zweite Theil der Zusammensetzung, als der untergeordnete, läſst schon eher die Vieldeutigkeit zu, und man wird sicherer gehen, wenn man an ein bedeutsames Schwanken zwischen φένω, φαίνω, φημὶ, welcher Verba Stämme alle auf φα zurückgehen, denkt, als wenn man die Bildung nur auf Eines dieser drei beziehen, oder sie ganz und gar für gewichtlos halten will. Denn dieſs Leztere anzunehmen, dazu nöthigen Namen, wie Ξενοφῶν, Κλεοφῶν, Ἀγλαοφῶν, Ἀντιφῶν, noch keineswegs. Für die Mitbedeutung von φένω zeugen die V. 265 fg. prophezeihten Kämpfe und Schlachten, welche zu Demophoons Zeiten stattfinden sollen. Dieſs ist ohne Zweifel eine Weissagung auf die Vergangenheit, wie so manche dieser Art in Dichterstellen, und bezieht sich vermuthlich auf Ueberlieferung von Eleusinischen Bürgerfehden in den Zeiten der ersten Entwilderung, wie dieſs ja so sehr gedenkbar ist. Hernach hielt ein heiliger Ritus das Andenken dieser ursprünglichen Entzweiungen, unter denen sich die bürgerliche Ordnung durch den Ackerbau begründet, in Scherzkämpfen fest; welchen Hergang man aus der Entstehungsweise ähnlicher Festspiele zu schlieſsen berechtigt ist. Bezeichnet nun Demophoon die auf solche Art entstandene friedliche Volksordnung, wie *Schwenck* S. 292 und 299 seiner Uebersetzung den Namen auslegt, so wird jene Läuterung durch die Flamme im Mythus von ihm zu einem zufälligen Anhängsel, dergleichen sich oft genug vorfinden. In dem Namen Triptolemos ist der Begriff τρίπολος mit demselben Uebersetzer S. 293 gewiſs entschieden festzuhalten, da, wie gesagt, die Mysterien jeden einzelnen Moment des Ackerbaues als etwas Wesentliches und der symbolischen Verherrlichung Würdiges ansahen, wie denn auch die Zeit der Verborgenheit des Samens in der Erde mit Persephone's Aufenthaltszeit in der Unterwelt so deutlich ausgesprochen hervortritt. In wie fern nun daneben ihn die spielende und deutende Prägnanz der Priestersagen zugleich als eine weltordnende Macht, vielleicht als einen segnenden *Genius des Friedens* (τρίβων i. e. conficiens, finiens τοὺς πολέμους) auslegt, und in so fern in eine bedeutsame Verbindung mit Demophoon gesezt habe, den er nur in der Voſs'schen Phantasie durch Pfaffenränke verdrängt hat, dieses halten wir, als allzu vagen Conjecturen einen Spielraum gebend, einer weiteren Erörterung nicht angemessen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 97. u. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΤΗΝ ΔΗΜΗΤΡΑΝ. *Hymne an Demeter. Uebersezt und erläutert von Johann Heinrich Vofs.*

(Beschlufs.)

V. 157 hat Vofs an der Leseart *κατὰ πρώτιστον ὀπωπὴν* Anstofs genommen, und Ignarra's übrigens elegante Conjectur *κατὰ πρώτιστον ὀπωπῆς* gebilligt. Was *Jacobs* Anthol. Vol. XI, S. 191 und *Boeckh* zu Pindar. Expl. p. 155 über solche Genusformen von Adjectiven bemerkt hatten, dürfte wohl gegen eine willkürliche Aenderung der überlieferten Leseart in unserer Stelle warnen; jezt genügt es, auf die neue Ausgabe von *Matthiäs* Grammatik §. 117, 11 Anmerkung V. 237 hinzuweisen. Aber die Untersuchungen unserer Koryphäen in Sachen der Grammatik werden in der vorliegenden Ausgabe, wie in früheren Arbeiten des Verfassers, gröfstentheils mit Stillschweigen übergangen, wie leicht auch sehr oft eine Hinweisung ihm Raum und Zeit bei eigenen Erörterungen erspart hätte. Nur die Grammatik von *Thiersch* finden wir ein Paarmal angeführt. Selbst an Vernachlässigung ganz gewöhnlicher Dinge fehlt es nicht, und während uns manche grammatische Neuerungen von dem strengen Manne nicht ohne dringliche Anmuthung vorgetragen werden, schreibt er beharrlich *κᾷγώ, κᾷμοί, κἀκεῖνος, κἀκεῖσε, γελᾷν, κομᾷν, νωμᾷν* und Aehnliches. — V. 205, in den gewöhnlichen Ausgaben lautend: *ἦ δὴ οἱ καὶ ἔπειτα μεθύστερον εὕαδεν ὀργαῖς,* wird von Vofs corrigirt, und sogleich danach im Texte gegeben: *ἦ δὴ οἱ καὶ ἔτεια μεθύστερον εὕαδ' ἑορταῖς;* weil erstlich *ὀργαὶ* nicht *Laune, Lustigkeit* bedeuten zu können scheine, und dann, weil durch jenes *ἔπειτα μεθύστερον* vier Tacte hindurch eine unerträgliche Leere in den Vers komme. Diefs Alles mufs man höchst willkürlich nennen. *Ὀργαὶ* braucht ja hier nicht *Laune* bedeuten zu sollen; es bezeichnet die Bemühungen, der Göttin angenehm zu seyn, in welchem Sinne es durch die Thucydideische Redensart *ὀργὰς ἐπιφέρειν τινὶ* sattsam gerechtfertigt scheint. Jenes unerhörte Adverbium *ἔτεια* übergehen wir als einen ganz in sich selbst verfallenden Gedanken. Die vermeintliche Leere des Verses aber wird wohl durch ähnliche Ausfüllungen bei Attischen Dichtern, Landsleuten des Hymnussängers, mit *αὖθις αὖ, αὖθις πάλιν,* ja *αὖθις αὖ πάλιν* ebenfalls entschuldigt werden. Gleichwohl gibt Vofs auf die Unfehlbarkeit seines Geschmackes bei solchen rhythmischen Obdormiscenzen des Dichters so viel, dafs er ihm die Verse häufig genug corrigirt, und dabei selbst die kühnsten Umstellungen wagt, wie V. 242 *καί κεν ἀγήρων μιν ποιήσατο, ἀθάνατόν τε,* statt *καί κέν μιν ποίησεν ἀγήρων τ' ἀθάνατόν τε.* Wenn man in solchen Dingen nur sein Gefühl fragen soll, so könnte sogleich wieder ein solches an dieser Vofs'schen Umstellung Anstofs nehmen, weil sie das tonlose *μιν* an eine viel zu bedeutende Stelle bringt; was im Originalverse durch die zweite vorausgehende Enklitika weniger bemerkbar wird; und ein rüstig fortbessernder Verskünstler würde nun von Neuem vorschlagen dürfen: *καί κεν ἀγήραον αὐτὸν ἐποίησ' ἀθάνατόν τε:* aber wo hätte dann diese in den Text der Alten grassirende Emendationslust ein Ende? Bei V. 248 fg. zeigt sich der Verbesserungseifer wiederum zum Nachtheile der Sprache und des Gedankens. *Τέκνον, Δημοφόων, ξείνη σε πυρὶ ἐνὶ πολλῷ κρύπτει* u. s. w. sagt Metanira, da sie ihren Sohn in den Flammen erblickt. Dieser Vers mifsfiel Hermannen wegen der falschen Cäsur des vierten Fufses und des verlängerten *ι* in *πυρί;* er schlug also vor: *ξείνη σ' ἥδ' ἐν πυρὶ πολλῷ,* liefs aber die überlieferte Leseart als nüchterner Kritiker im Texte. Vofs will weniger *ξείνη* herausgehoben haben als *σέ,* und emendirt nun abermals gleich in den Text hinein: *ξείνη σὲ μὲν ἐν πυρὶ πολλῷ κρύπτει, ἐμοὶ δὲ γόον καὶ κήδεα λυγρὰ τίθησιν.* Aber welchen Sinn gibt dieses *μέν*? *Dich zwar birgt die Fremde in vielem Feuer, aber mir gibt sie Klage und herben Kummer.* Das heifst ja: Du hast es gut, du bist im Feuer

Digitized by Google

tüchtig verwahrt, aber ich habe nun Klag' und Kummer. Denn μὲν und δὲ sind nicht so in Bausch und Bogen Partikeln eines Gegensatzes, sondern sie bringen zwei aus einander liegende Begriffe so unter Einen Gesichtspunkt, daſs sie einander ergänzen, und entweder ein allgemeines Zugeständniſs mit μὲν eingeleitet, durch δὲ aber bald in einem Besonderen beschränkt, bald auch gesteigert und herausgehoben wird; oder auch geradezu zwei gesonderte Begriffe durch diese Partikeln zu einer befreundeten Gleichstellung unter einem Höheren gebracht werden. Das Einzelne s. bei *Matthiä* Gramm. §. 622, V. 1261 ff. In obiger Stelle könnte nun μὲν vor dem δὲ nur dann statt haben, wenn der erste Gedanke etwas Erfreuliches enthielte, gegen das nun dessen ungeachtet die Trauer der Mutter einen Abstich bilden müſste. Wie aber der Dichter seine Sentenz beabsichtigt hat, soll der Gedanke als ein Causal-, nicht als ein Adversativsatz aufgefaſst werden: *weil die Fremde dich in Feuer birgt, erregt sie mir Klage und Leid,* und δὲ trennt hier nicht Entgegengestelltes, sondern sezt Zusammenhängendes fort. — V. 265 wird die durch *Fonteins* τοῦ γε verdrängte Leseart ὥρησιν δ' ἄρα τῷ γε wieder zu Ehren gebracht; aber nicht glücklich. Denn wenn bei Homer und Pindar der Dativ eines Pronomens zur Umschreibung des Possessivpronomens gebraucht wird, so geschieht dieſs hauptsächlich, weil πατὴρ οἱ der dichterischen Sprache sich bequemer fügte als πατὴρ αὐτοῦ. Eine solche Rücksicht tritt hier nicht ein. Aber τῷγε wäre auch zweideutig, da man es viel natürlicher als Dativus commodi oder honoris zu ξυνάξουσι zieht, denn als Possessivumschreibung zu ὥρησιν. Voſs drückt sich zwar in seiner Erklärung so aus, als solle es zu beiden Begriffen in Verhältniſs stehen: „Wenn ihm die vom Schicksal bestimmte Zeit, des Vaters Würde zu verwalten, gereift seyn wird, dann wird ihm sein Volk immer in einheimischen Kriege gegen einander aufstehen;" allein dieſs gestattet die Griechische Stelle nicht, welche eine bestimmte Beziehung des Pronominalbegriffes erfordert. — Zu V. 308 ff. wird bemerkt, der Dichter setze die *Gerste* als ein schon vor Einsetzung der Eleusinien verbreitetes Geschenk Demeters voraus, weil es heiſst, bei dem Grame der Göttin sei keine Frucht mehr gewachsen, und die Gerste sei vergeblich gesäet worden. Daſs gerade die Gerste hier vorzugsweise genannt wird, liegt in ihrer mystischen Heiligkeit bei dem Opfer, was freilich auch wieder sie als das älteste Getreide stempelt. Aber jene Schilderung, wie alle Saatfrucht ausgeblieben, während doch eben erst Demeter die Erfindung des Getreides an die Menschen gebracht, darf Niemanden irren; dieſs ist eine dichterische Anticipation, welche neben der dogmatischen Einschärfung: Demeter, auf ihrer Irrfahrt, während sie mit den Göttern haderte, hat den Menschen das Getreide gebracht, recht gut und ohne die Gemüther der Gläubigen in Zweifel zu setzen, neben her ging. Die Annahme dagegen, Demeter habe uranfänglich die Gerste, gewissermaſsen als ein Futter, das für alle gut genug war, ohne weitere Veranlassung gespendet, hernachmals aber zum Danke für die Theilnahme an ihren Leiden den Eleusischen Lieblingen den Weizen noch insbesondere gegeben, ist durchaus unpoetisch zu nennen, und konnte auch dem Verfasser des Hymnus in dogmatischem Sinne nicht einkommen. — Bei V. 318 wird gegen Hermann behauptet, μεσηγὺ könne auch ohne Artikel als Substantiv gefaſst werden. Aber dieſs würde aller Vorstellung von deutlicher Rede widerstreben. Dagegen läſst sich nicht läugnen, daſs, wenn die Partikel vom Raume, und nicht von der Zeit gefaſst werden soll, Ilgens τὸ μεσηγὺ unbedingt erforderlich wird. In der Zeitbedeutung, *unterdeſs,* aber ist die Partikel auch bei Apollonius in den beiden von Hermann angeführten Stellen zu nehmen. — V. 348 wird eine Leseart Ἅδη ohne jota subscr. in Schutz genommen, und Hermanns Ἀΐδη mit den entschuldigenden Belegen durch die Bemerkung abgefertigt: Hier erkenne die Metrik nicht Anapäste, sondern Spondeen. Voſs wuſste wohl recht gut, daſs Hermann einer solchen Belehrung nicht bedurfte; aber die verhaltene Nachwirkung der Bemerkungen am Ende der Epistola critica an Ilgen hat den Ton der Anerkennung gegen den Leipziger Philologen durch das ganze Buch gekältet. An unserer Stelle entging nur dem Zurechtweiser, daſs ein Ἅδης vom alten ἅδω, *ich fasse,* welchen er sich aus einer beiläufigen Bemerkung des Eustathius auf eigene Hand abstrahirte, nothwendig ein kurzes Ἀ haben müſste, und nun gar statt des Hermann'schen Anapästspondeus einen Jambus in den Vers bringen würde. — V. 363 wird περιώσιον ἄλλων, welches Hermann aus Homerischem Sprachgebrauche sattsam erklärt hat, auf eine neue Weise aufgefaſst, daſs ἄλλων Foemininum sei, und ἀλλέων geschrieben werden müsse: *mehr als andere Weiber, die sich bald mit dem liebenden Entführer aussöhnen.* Der Scharfsinn dieser Auslegung kann nicht verkannt werden, aber sie würde eine nähere Auseinandersetzung durch einen eigenen Satz erfordern. So wie die Stelle überliefert ist, sagt sie: *zürne nicht*

Digitized by Google

mehr als andere Zürnende, wobei die Versöhnlichkeit eines Zürnenden überhaupt vorausgesezt wird; und dieſs muſs genügen, um voreilige Aenderungen abzuwehren. — Bei V. 365 lassen sich die beiden Voſs'schen Vorschläge δεσπόσσοις und σχήσοισθα nicht miſsbilligen, wenn schon der Hermann'sche τιμὰς δ' αἰὲν ἔχῃσθα nach δεσπόσσοις gewiſs eleganter ist. Aber was Voſs in den Text genommen hat, τιμὰς δὲ σχήσεις θάμ' ἐν ἀθανάτοισι μεγίστας, hat wieder eine solche Aushülfe, welche im Sprachgebräuchlichen Anstoſs findet. Denn τιμὰς ἐν ἀθανάτοισι μεγίστας auf die Opfer der Sterblichen zu beziehen, statt auf die Ehre unter den Himmlischen, ist ganz willkürlich und nicht zu begründen; es müſste denn ausdrücklich ἀπ' ἀνθρώπων beigesezt seyn. Nun aber welcher Gedanke: Du wirst *manchmal* unter den Unsterblichen die gröſsten Ehren haben! — Bei V. 373 gibt das ἀμφὶ ἑ νωμήσας, von dem Hades, wie er die Gemahlin zum Essen des Granatkerns vor ihrer Rückkehr zur Oberwelt bringt, dem Herausgeber Veranlassung zu einer weitläuftigen Erörterung. Wenn man hier zugeben muſs, daſs er den Gebrauch des verbi νωμᾶν genügend entwickelt hat, so ist er in seinen Folgerungen daraus desto weniger glücklich zu nennen. Die Stelle des Herodot IV, 128 νωμῶντες ὦν (οἱ (κύθαι) σῖτα ἀναιρεομένους τοὺς Δαρείου könnte nicht ärger entstellt werden als durch die Emendation νωμῶντος ὦν σῖτα ἀναιρεομένους τοῦ Δαρείου. Voſs übersah, daſs er im Vorhergehenden bloſs bewiesen hatte, νωμᾶν heiſse *bewegen,* und zwar unmittelbar mit den eigenen Organen des Leibes oder der Seele: wie mochte er sich nun einen Dareios vorstellen, der Speiseraubende bewege? Hier wird es wohl bei der gewöhnlichen Auslegung der Stelle bleiben müssen, und wer mit den Eigenheiten Herodotischer Sprache vertraut ist, wird auch keinen Anstoſs weiter dabei nehmen. Eben so abenteuerlich ist indeſs die Auslegung der Hymnusstelle selbst: ἀμφὶ ἑ νωμήσας soll heiſsen: sie, die Persephone, *abwärts nach sich herwenden!* Hier ist schon das Bild lächerlich, wie Hades die widerwillige Göttin ohne Zweifel doch beim Kopfe packen muſs, um ihr den verhängniſsvollen Granatkern in den Hals zu bringen; welche Einzelheit auszumahlen sich gewiſs kein ächt dichterischer Sinn einlassen könnte; auſserdem aber hätte sich der Autor des Hymnus sehr undeutlich ausgedrückt, da er eine Bezeichnung des Objects, αὐτήν, unterlieſs; denn nun könnte man auch κόκκον als dieses denken. Wie endlich konnte Voſs zu seiner Vorstellung von der Sache die ausdrücklich herausgehobene und V. 413 von Persephone wiederholte Bemerkung, die Sache sei λάθρῃ geschehen, noch zusammenreimen? Hermanns Anmerkung bringt uns an dieser Stelle freilich auch nicht weiter, so scharfsinnig anderswo seine kurzen Worte die Zweifel aufhellen und das Verständniſs zurechtrücken. Wir behalten den adverbialen Sinn von ἀμφὶ für ἀμφίς, worüber Voſs S. 29 gute Bemerkungen macht, ebenfalls bei, ziehen aber ἑ auf den κόκκος, und verstehen: *ihn auf der Seite bewegend,* bei Seite suchend, ihn der Göttin unvermerkt in den Mund zu stecken. — V. 408 fg. tadelt Voſs die Verbindung εὖτέ μοι Ἑρμῆς ἦλθε — ἦγε δέ μ' ἐξ ἐρέβευς· αὐτὰρ ἐγὼν ἀνόρουσ' ὑπὸ χάρματος u. s. w., und corrigirt wieder εἶπέ μοι Ἑρμείας — ἐλθεῖν ἐξ Ἐρέβευς — αὐτίκ' ἐγὼν u. s. w. Allein an der Verbindung einer Zeitpartikel mit einer adversativen in emphatischer Rede läſst sich nicht zweifeln, und leztere kommt dann auf unser: ei, *da,* heraus. Das imperfectum ἦγε aber drückt hier den conatus aus, wie so oft: *und als er mich aus dem Erebos führen wollte, ja da sprang ich vor Freuden auf.* — V. 481 fg. sucht Voſs die überlieferten Züge der Handschrift beizubehalten, und schreibt mit einer einzigen Hermann'schen und einer eigenen Correctur: σεμνά, τά τ' (es stand ehedem γε; τε ist von Hermann) οὔπως ἐστὶ παρεξέμεν, οὔτε πυθέσθαι, οὔτ' ἀχέειν· μέγα γάρ τε (so Voſs; gewöhnlich τι) θεῶν ἄχος ἰσχάνει αὐδήν. Der gute Grund, welcher Ilgen und Hermann für οὔτε χανεῖν geneigt machte, entging ihm; der durchaus zu den beiden vorhergehenden sich heterogen verhaltende Begriff ἀχέειν würde οὐδὲ verlangen. Jezt, welche Verbindung: *welche Mysterien man nicht vernachlässigen, und auch nicht erforschen, und auch nicht beseufzen darf!* Wo hat sich Jemand je so ausgedrückt? Und wirklich? Diese Mysterien hätte man nicht vernachlässigen dürfen? Also hätte sich Jedermann müssen aufnehmen lassen? Wir dächten, der Dichter hätte sich begnügen dürfen zu sagen, *es sei gut,* oder *klug,* sie nicht zu vernachlässigen; aber nicht erlaubt, wo steht das geschrieben? Παρεξέμεν wird doch aber wohl nicht heiſsen sollen: *geringschätzen, verächtlich behandeln?* Das könnte es nicht heiſsen, oder unser Dichter hätte geradezu eine besondere Glosse zufügen müssen, daſs er das Wort so gefaſst wissen wolle. Man wird also Hermanns παρεξέμεν wohl gelten lassen müssen. Dann den Gegensatz οὔτε πυθέσθαι — οὔτε χανεῖν bedarf es nicht erst zu rechtfertigen; οὔτε πυθέσθαι allein wäre sehr kindisch. Denn das konnte

Digitized by Google

nur verboten seyn in Bezug auf die Erwiederung. Der Gefragte konnte sich entschuldigen: *Darüber dürfen wir gar keine Frage annehmen!* Dagegen ἀχέειν τὰ ὄργια: wie das? Wenn in den Mysterien die Trauer Demeters über ihre verlorne Tochter durch Stillschweigen geehrt wurde, kann man das ausdrücken: *Diese Mysterien darf man nicht beseufzen?* Keinem Menschen wird das einfallen. Ist nun auch χανεῖν nicht das unzweifelhaft Gewisse, so ist doch wenigstens ἀχέειν das gewiſs Falsche. Valkenaers ἄγος wird nun wohl zum Schlusse von selbst wieder zu Ehren kommen, und das Voſs'sche γάρ τε an dieser Stelle zu den oben gerügten voreiligen Einfügungen nicht hinlänglich erwogener Partikeln fallen. V. 484 fg. ὄλβιος, ὃς τάδ' ὄπωπεν u. s. w. werden wieder gegen Hermanns Obelen in Schutz genommen. Auch hier wird dem Aufmerksamen das Gefühl für flieſsenden Ausdruck sogleich sagen, woran er sich zu halten hat; ob an Vossens zäher Vertheidigung dessen, was die Handschrift überlieferte, und Philologen ihm entgegengesezter Ansicht anfochten, oder an des Leipziger Kritikers auf Erfahrung und Geschmack beruhendem Tacte. Die willkürliche Subtilität in Unterscheidung der Begriffe ἀτελής und ἄμμορος bedarf keiner näheren Beleuchtung.

Indem wir nun hiemit die Reihe unserer Ausstellungen an vorliegendem Werke beschlieſsen, sind wir durchaus nicht gemeint, den Werth so mancher anderweitigen fruchtbaren und scharfsichtigen Erörterung, die es enthält, über jenen in Abrede zu stellen. Nur daſs die Methode der sachlichen Erörterungen für unsere Zeit nicht mehr genügen könne, die der kritischen und grammatischen mindestens sehr ungleich sei, waren wir zu belegen bedacht. Bei einem solchen Verfahren des Herausgebers that es uns weh, so manches fremde, ehrenwerthe Verdienst durch ihn in einem kalten, oft schneidenden Tone abgefertigt zu sehen, und dieſs glaubten wir hauptsächlich des Beispieles willen rügen zu müssen. Unsere jüngere Generation hängt mit gerechter Bewunderung an gefeierten Namen; aber auch die blinde Bewunderung, welche dem Gelehrten miſsziemt, nimmt neuerdings überhand, und auch bei den Würdigsten ist es gut, daſs ein falscher Einfluſs, den sie durch die Gewalt des an Namen hängenden Aberglaubens manchmal gegen ihr Wissen und Wollen ausüben, aufgedeckt und beseitigt werde. Das, worin Voſs für seine Nation von geschichtlicher Bedeutung bleiben wird, sein gewaltiges Eingreifen in die Bildung der Muttersprache, seine Verdienste um Verbreitung eines einfachen und edlen Geschmackes durch seine Uebersetzungen der Alten, seine vielseitige und nicht urtheilslose Realgelehrsamkeit kann Niemand aufrichtiger hochschätzen als wir. Und so säumen wir auch nicht, zum Schlusse dieser Beurtheilung den Leser auf eine Reihe glücklicher Bemerkungen und Emendationen in dem Demeterhymnus aufmerksam zu machen, damit wir, unseres Herzens Bedürfnisse nach, mit etwas Freundlichem enden. Zu V. 66 und 87 wird mit seiner Beobachtungsgabe der Gebrauch der Demonstrativform für das Relativum bei den Jonen erörtert, und der Kanon aufgestellt, daſs jene nie als dem Hauptworte vorangehendes Relativ stehen könne. Wir müssen die Consequenz dieser Durchführung vollkommen anerkennen; nur scheinen uns die S. 31 besprochenen beiden Homerischen Stellen: ἀλλὰ τὰ μὲν πολίων ἐξεπράθομεν, τὰ δέδασται, und ἀλλὰ τὰ μέν μοι ἔειπε γέρων ἅλιος νημερτής, τῶν οὐδέν τοι ἐγὼ κρύψω ἔπος, durch ἀλλ' ἃ τὰ μὲν sehr unglücklich corrigirt. Wir glauben, daſs, so richtig Vossens Folgerungen erscheinen, im Einzelnen der Sprachgebrauch dennoch hin und wieder habe schwanken können. Denn auf die Auslegungsweise etwa möchten wir nicht gerathen, daſs man erklärte: ἀλλὰ τὰ μὲν πολίων ἐξεπράθομεν, *sondern Manches haben wir aus den Städten geplündert;* τὰ δέδασται, *das ist vertheilt* u. s. w. Die Conjecturen V. 127 δεῖπνον δ' ἐντύνοντο für δεῖπνον ἐπηρτύνοντο, V. 258 νήκεστον ἀάσθης für μήκιστον ἀάσθης, V. 439 τῇσι δ' ἐπ' ἐγγύθεν ἦλθ' anstatt τῇσι δ' ἐγγύθεν, verdienen unbedingten Beifall; andere, wie V. 269 ὄνειαρ statt ὄνειαρ, V. 337 ὅς κ' Ἀΐδην — παραιφάμενος, statt ὄφρ' Ἀΐδην, V. 414 πάρος ἠνάγκασσε für προσηνάγκασε; und die Aenderungen in den holprigen V. 446 fg. wenigstens weitere Erwägung. Die Rechtfertigung von τέτλαμεν V. 147 ist durchaus zu billigen; V. 315 ist das stumpfe Abbrechen der Rede sehr richtig herausgefühlt, und der Vorschlag, ihm abzuhelfen, kann nur zweckmäſsig genannt werden.

Der Verleger hat dem Werke das Bildniſs des Verewigten, nach einem Gemählde von *Roux* durch *Carl Barth* trefflich gestochen, vorgesezt.

Weber in Frankfurt am Main.

Digitized by Google

Les conflits ou Empiétement de l'autorité administrative sur le pouvoir judiciaire. Par F. N. Bavoux, Magistrat. Tome I. XVI. 408 S. Tome II. V. 541 S. in 4to. Paris. J. P. Aillaud. 1828.

Herr Bavoux, Deputirter von Paris in der Kammer von 1828, hat seine Erwählung gröfstentheils dem hier anzuzeigenden Werke zu verdanken. Wenn sich somit dasselbe theilweise als eine Partei- und Gelegenheitsschrift angekündigt, so gehören doch die darin zur Sprache gebrachten Gegenstände zu den wichtigsten des Staatsrechts überhaupt. Dafs sie jezt gerade in Frankreich zu heftiger Besprechung Veranlassung geben, kann ihre Wichtigkeit nicht schmälern, sondern nur eine Aufforderung mehr zu desto ruhigerer Discussion seyn.

Wir wollen in gedrängter Darstellung den Gedankengang des Hrn. Bavoux angeben. In jedem civilisirten Staate, sagt er, gebe es drei Gewalten, die gesetzgebende, richterliche und ausübende. Der Grad der gröfseren oder geringeren Civilisation hänge von der gröfseren oder geringeren Scheidungslinie derselben ab; wo sie gar nicht geschieden seien, da herrsche Absolutismus, wo sie am meisten geschieden seien, die bürgerliche Freiheit. Da jede dieser Gewalten ihre eigenthümliche Souverainetät hat, welcher indessen leicht zu erkennende Gränzen gesteckt sind, so liege schon in dem Worte Conflict, welches eigentlich Streit bedeutet, eine Absurdität, indem ja der Kampf und die Desorganisation mit dessen Anerkennung als das Eigentliche gesezt sind. Indem dem Minister oder seinem Agenten, dem Präfecten, unter dem Vorgeben, dafs die Sache administrativ sei, freistehe, jede Klage zu hindern, und zwar, weil es für den Conflict keine Fristen gebe, bis ins Unendliche zu hindern, indem er selbst die Execution des schon ergangenen Urtheils unter demselben Vorwande ins Unendliche aufhalten kann, sei die richterliche Gewalt vollständig zerstört und nur noch dem Namen nach vorhanden. Diese Conflicte, welche schon Urtheile des Cassationshofes umgestofsen haben (I. S. 16—20), erstrecken sich auch auf Criminalprocesse, welche doch am wenigsten den ministeriellen Angriffen ausgesezt seyn sollten. Nachdem Hr. Bavoux so das unrechtmäfsige und dem Begriffe des Staats widersprechende Vorhandenseyn der Conflicte durch mehrere, zum Theil ihn selbst betreffende Beispiele festgestellt hat, läfst er sich in die Untersuchung der Unrechtmäfsigkeit ein. Die Conflicte wären aus der Revolution hervorgegangen, in der es mehr auf Erhalten der Regierung als auf das Recht angekommen sei; der grofse Feind der öffentlichen Freiheiten, Napoleon, habe diese verderbliche Lehre utiliter acceptirt und noch weiter entwickelt; man müsse aber erstaunen, ihr unter der Herrschaft der Charte zu begegnen; denn die Charte sage im Artikel 62: Keiner könne seinen natürlichen Richtern entzogen werden (nul ne peut être distrait de ses juges naturels). Unter Richtern seien aber nach dem Artikel 57 der Charte nur inamovible Richter gemeint, nicht die Mitglieder des Staatsraths, die absetzbare Beamte seien. Mit Unrecht behaupte Locré (Legislation et jurisprudence française, Tome I. p. 166), dafs solche Conflicte oft defswegen nöthig seien, weil die Tribunale sich nur auf das abstracte Entwickeln aus gegebenen Rechtssätzen einlassen könnten, die Interessen des Staats aber vielseitiger und reicher seien, um sich immer von diesen Entscheidungen abhängig zu machen; denn die Tribunale, meint Hr. Bavoux, seien wenigstens immer so gescheit als die administrativen Behörden, die ja doch meist mit solchen besezt werden, welche einmal Richter gewesen sind. Man könne, um solchen Mifsbräuchen ein für allemal abzuhelfen, nur zwei Systeme befolgen: entweder müsse man, wie in der alten Monarchie, ein administratives Tribunal (Cour des aides) erschaffen und den Mitgliedern Inamovibilität verleihen, oder alle streitigen Fragen vor die Tribunäle schicken; dieses zweite System sei das weit vortheilhaftere; denn ein administratives Tribunal würde sich bald zur Dienstbarkeit und Parteilichkeit eines Staatsraths herabbringen. Ueberdiefs würde, weil immer noch zu entscheiden bleibe, was vor die administrativen und die juristischen Tribunale gehöre, die Lehre von den Conflicten noch gar nicht abgethan seyn, was durchaus stattfinde, wenn nur die gewöhnlichen Tribunale immer entschieden. In Ermangelung einer so durchgreifenden Veränderung möge man einstweilen dem Cassationshofe die lezte Entscheidung über die Conflicte zuweisen.

Herr Bavoux geht nun zum historischen Theile über, und beweist, dafs man im Ancien régime nichts von Conflicten gewufst habe. Nur darum habe es sich gehandelt, ob dieses oder jenes Gericht competent sei, und diefs sei der Zweck der Evocationen oder der Committimus des alten Processes gewesen. Aber auch gegen diese Evocationen, die doch immer nur den Conflict der Jurisdiction, niemals den der Attribution zu ihrem Inhalte gehabt hätten, sei häufig wegen der Mifsbräuche Protestation eingelegt worden. Das Gesetz vom 16ten August 1790 sprach

Digitized by Google

aber die völlige Trennung der Justiz von der Administration aus, so wie der dritte Titel der Constitution von 1791 alle fora privilegiata aufhob. Aber indem diese scharfe Demarcationslinie zugleich mit der Bestimmung gegeben ist, dafs auch die administrativen Behörden wegen ihrer Amtspflichten niemals vor die Tribunale sollten gezogen werden können, ist dann doch ein Conflict nothwendig vorhanden, dessen Entscheidung die Constituante dem König, und, in Ermangelung einer gesetzmäfsigen Lösung, dem gesetzgebenden Körper zulegt. Nachdem aber die Convention alle Gewalten in sich vereinigte, die die constituirende Versammlung sorgsam hatte trennen wollen, konnte natürlich von Conflicten gar nicht die Rede seyn, wo Alles auf revolutionairem Wege entschieden wurde. Der Unterschied zwischen Gerichten und Verwaltung war hier de facto aufgehoben. Die Constitution des Jahres III., indem sie es mit einer geregelten Republik zu thun hatte, handelt auch sogleich wieder von Conflicten; sie bestimmte, dafs das Directorium darüber entscheiden, oder auch im Nothfall an den gesetzgebenden Körper berichten solle. Endlich richtet die Verfassung des Jahrs VIII. den Staatsrath ein, den der erste Consul nach seinem Willen besezte, indem der Artikel 41 demselben dieses Recht einräumt. Am 28sten Pluviose des Jahrs VIII. machten die Localadministrationen den Präfecten und Unterpräfecten Platz, die ebenfalls vom ersten Consul ernannt wurden. Von nun an sind die Conflicte ordentlich organisirt, und treten überall gegen die Tribunale ein. Die kaiserliche Gesetzgebung hat nur nöthig, in dieser Laufbahn fortzuschreiten. Am 28sten August 1813 werden durch ein Senatusconsult Angeklagte, welche von den Geschwornen freigesprochen worden, vor eine neue Assise gestellt. Aber die Restauration behält den Staatsrath, die Präfecte, Unterpräfecte, die Conflicte bei, und macht sich so, nach Hrn. Bavoux, zur Mitschuldigen, da doch die Regierung nach der Charte ganz andere Einrichtungen erheischt.

Der übrige Theil des Werks des Hrn. Bavoux ist nun eine Sammlung von Fällen, in welchen die Präfecten oder der Staatsrath ungerecht oder ungebührlich entschieden haben. Zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes war, wie Hr. Bavoux sagt, das Frankreich unterdrückende Triumvirat verschwunden; Hr. Bavoux glaubt, dafs er, um sein Vaterland auf immer davor zu bewahren, gleichsam ein Monument der Ungerechtigkeiten, die das Ministerium Villele begangen habe, setzen müsse. So ist der zweite Theil lediglich den Conflicten gewidmet, die seit 1822 stattgefunden haben. Da diese Einzelheiten unmöglich ein Interesse, namentlich in Beziehung auf diese Blätter, gewähren können, so wollen wir zu allgemeineren Betrachtungen übergehen, die sowohl dieses Buch als die Materie selbst darbietet.

So sehr die Schrift des Hrn. Bavoux auch als zeitgemäfs betrachtet werden mufste, so wenig entspricht sie dennoch den Anforderungen, die an eine wissenschaftliche Abhandlung des Thema's gestellt werden dürften. Das Aufsehen, das die Schrift gemacht hat, mufs daher lediglich dem Parteigeist zugeschrieben werden, der sich auch oft noch an geringere Stützen hält. Die philosophische Betrachtung der Natur der Lehre selbst ist von der dürftigsten Art. Schon die Abtheilung der Gewalten in die gesetzgebende, richterliche und ausübende gehört einem vergangenen Standpunkte an, der in der Kant'schen Philosophie sein wissenschaftliches, und in der constituirenden Versammlung sein praktisches Organ hatte. Wir möchten uns hier beiläufig nicht allein gegen die Abtheilung, sondern auch vernehmlich gegen den Ausdruck Gewalten erklären, der anscheinend gewaltig substantiell klingt, aber beim Lichte besehen nur ein höchst Negatives enthält. In der Gewalt liegt eben die Bedeutung der Gewalt *gegen* ein Anderes, das blofse *Ausschliefsen* des Anderen; nicht auch das, worin es mit dem Anderen im *Zusammenhang* ist. In diesem Sinne gebrauchen die Franzosen den Ausdruck *pouvoir*, welcher die abstracte Macht der Regierer gegen die Regierten andeutet. Die gesetzgebende Gewalt ist so gefafst, die Gewalt, die *nicht* dem Fürsten allein zukommt, die ausübende, die, welche *nicht* den Bürgern gebührt, die richterliche, welche darin liegt, dafs man die Richter *nicht* entfernen kann (Inamovibilität). In diesem ausschliefsenden Sinne wird dann jeder dieser sogenannten Gewalten Souverainetät zugeschrieben, welches, da jede souverain ist, wieder auch nichts heifsen will, als dafs keine über die andere Macht hat. Geht man bei der Betrachtung des Staats von dieser Theilung der Gewalten, wie man sie gern nennt, aus, so ist gerade eben die Spaltung, und was daraus folgt, der *Conflict* zum Princip erhoben; die Conflicte statt ein Gegenstand der Unruhe und der Betrübnifs zu seyn, wären vielmehr das Rechte; denn keiner Gewalt kann es alsdann verargt werden, sich in ihrer Souverainetät zu erhalten, ja dieselbe zu vermehren. Einige Publicisten, ja sogar Verfassungen, haben diefs eingesehen, und sind mit einem Mechanismus dazwischen gefahren, den sie pouvoir mode-

Digitized by Google

rateur genannt haben. Diese neue Axe, auf die sich die Erfinder gar viel eingebildet haben, hat nur leider, wie alle anderen Schraubenfedern Ketten oder sonstiges Mechanisches den Fehler, eben defswegen dem Zerbrechen ausgesezt zu seyn. Ueberhaupt wenn man nur einmal aufgehört hätte, die Lehre vom Staat stets mit mechanischen Bildern und Beispielen erklären zu wollen, würden jene fehlerhaften Theorien mit Einemmale verschwinden. Nichts kann dem lebendigen Staate mehr zuwider seyn, als wenn er beständig auf Gleichgewicht, Wagschale oder sonst sich auf Zahl, Mafs und Gewicht Beziehendes zurückgebracht wird. Wer denkt sich etwa bei der Sensibilität, Irritabilität und Reproduction blofs getheilte Gewalten, deren Eifersucht und negative Haltung gegen einander den animalischen Organismus ausmachte? Eben so wenig kann aber ein Staat in der *Theilung* der Gewalten sein Princip haben; die blofse *Theilung* läfst vielmehr den Staat nur gleich Null erscheinen; der Staat ist nun, mit anderen Worten zu sprechen, nicht das blofs in Gewalten *Getheilte*, sondern das sich in Gewalten *Gliedernde*. Als das sich in Gewalten Gliedernde sind diese nunmehr keine Gewalten *über* ihm, sondern lediglich Gewalten *in* ihm; dem Staate in seiner Individualität und Ichheit, das heifst dem *Fürsten* kommt allein die Souverainetät zu; dagegen die sogenannten anderen Gewalten nur Glieder sind, deren Selbstständigkeit zwar anerkannt werden soll, aber die eben sowohl in krankhaftem Zustande sich befinden, wenn sie zu schwach sind, als wenn sie in ihrer Besonderheit gegen den Organismus sich geltend machen. Mufs so der Ausdruck Gewalten wegen seiner negativen Bedeutung getadelt werden, so ist die gewöhnliche Abtheilung in gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt eben so fehlerhaft. Denn die Regierung zu einem so blofs Mechanischen, wie das Ausüben ist, herabsetzen, heifst sie im Grunde mit der Bezeichnung einer Gewalt in Widerspruch bringen; oder wenn wirklich eine Gewalt dabei gedacht wird, so mufs nothwendig der Ausübung eine so inhaltsvolle Wichtigkeit beigelegt seyn, dafs dieselbe wohl sogleich mehr als blofse Ausübung wird. Der Fehler liegt darin, dafs man hierbei nicht den bestimmten vernünftigen Staat, das heifst die constitutionelle Monarchie ins Auge fafst, sondern einen Staat *überhaupt*, abgesehen von seinen nur blofs möglichen Formen betrachtet. Denn da der Staat dadurch nicht zu der einfachen Beziehung auf sich selbst, zur Darstellung durch eine bestimmte Person, kommt, so ist nothwendig das, was nicht Gesetzgebung ist, *nur* Ausübung, das heifst ein äufserliches Thun des in der Gesetzgebung Vorgeschriebenen. Indem der Fürst als blofser *Theil* der gesetzgebenden Gewalt betrachtet wird, hat er schon dadurch seine wahre Stellung verloren, die er durch das blofse Recht der Ausübung nicht wieder erhält. Denn gerade diese Ausübung, oder, wie wir besser sagen, die Regierung ist im vernünftigen Staate als ein von ihm Verschiedenes gesezt; der Fürst ist nicht dafür verantwortlich; wofür er aber nicht verantwortlich ist, das ist nicht er selbst. Der Fürst und die von ihm gesezte, aber eben so wieder unterschiedene Regierung treten somit als die zwei sich von selbst ergebenden Glieder der inneren Verfassung hervor. Was noch als Moment der Verfassung aufser ihnen liegt, ist die Beistimmung zur Regierung und Gesetzgebung. Man könnte die Stände, wenn man den Ausdruck Gewalt durchaus gebrauchen will, die *beistimmende Gewalt* nennen; denn wiewohl sie vorzugsweise gern von den Publicisten als gesetzgebende Gewalt (Corps legislatif) betrachtet werden, so sind sie es einerseits nicht, die die Gesetze zu Gesetzen machen, sie promulgiren, und ihnen das lezte Gepräge der Gültigkeit verleihen; andererseits haben sie mehr Bedeutung als das blofse Gesetzgeben; indem ihre Beistimmung auch die Regierung trifft, die auf die Zufriedenheit der Kammern ein beständiges Augenmerk haben mufs, und sich mit ihrer Veränderung verändert.

In die Regierung fällt nun die Unterscheidung zwischen richterlichen und administrativen Behörden, welche dazu Veranlassung gibt, dem richterlichen Amte eine eigene Art von Gewalt beizulegen, ja diese sogenannte richterliche Gewalt der gesetzgebenden und ausübenden als ein Drittes an die Seite zu stellen. Es fällt aber hier beim ersten Blicke auf, dafs die Richter wie alle anderen Beamten Staatsdiener sind, dafs die Befolgung und Anwendung der Gesetze nicht die Pflicht der Richter allein, sondern auch aller Beamten ist, dafs somit das Unterscheidende der Richter lediglich in ihrer Unabsetzbarkeit liegt, und dafs diese Inamovibilität das Einzige ist, woran man bei der richterlichen Gewalt als an das sie Ausmachende denkt. Diese Unabsetzbarkeit folgt allerdings aus dem Begriff des richterlichen Amtes. Denn da die Gesetze eine in sich feste und stätige Natur haben (in perpetuum valiturae), so sollen diejenigen, welche sie auszusprechen und anzuwenden haben, die Stätigkeit des Gesetzes in sich selber enthalten. Aber eben weil die Richter nur die Gewalt haben, die das Gesetz selber hat, sind sie weit davon entfernt eine eigene Gewalt auszumachen; sie sind Beamte, deren Ansetzung zwar in die Willkür des Fürsten fällt, die aber nur durch Anwendung der Gesetze von ihrem Amt entfernt werden können. Ueberall nun, wo die Eifersucht *gegen* Fürst und Regierung, die mögliche Haltung *gegen* Beide und ihre *Folgen* als das Princip des Staates selbst betrachtet werden, wird man dazu kommen, das richterliche Amt wegen seiner Festigkeit für eine wahre Gewalt zu halten. Da hingegen, wo man den Staat für das, was diese Gewalten in sich enthält, ansehen dürfte, möchte der Richterlichkeit kaum die Qualität eines von der Regierung unterschiedenen Gliedes beigelegt werden. Hier nun hat die Lehre von

Digitized by Google

den Conflicten ihren Sitz. Es gibt Sachen, bei denen es dem Zweifel nicht unterworfen seyn kann, ob sie der richterlichen oder administrativen Cognition zukommen; andere bei denen wegen ihrer Mischung allerdings ein Anspruch von beiden Seiten eintreten dürfte. Da die Regierung nun auch die richterlichen Behörden in sich begreift, so ist es natürlich, dafs sie in einem solchen Conflict den Ausspruch sich vorbehält, ob eine Sache sich eigne, vor die Gerichtshöfe oder die Administrativbehörden gebracht zu werden. Insofern sie sich aber diese Entscheidungen vorbehält, kann sie auch Mifsbrauch mit denselben treiben. Die Conflicte gelten nun immer für ein Hauptunrecht, für einen Abbruch, welcher der Gerechtigkeit geschieht, und wo man kein Vertrauen zur Regierung hat, für einen *Machtspruch*, der eigentlich niemals vorkommen sollte. Man kommt dann, wie Hr. Bavoux, auf den Gedanken, alle Streitigkeiten von Justizbehörden entscheiden zu lassen, die Administration somit beständig vor die Schranke der Gerichtshöfe zu laden, und so gleichsam an und festzunageln. Dieses consequent durchgeführt gibt alsdann die vortreffliche Institution der Parlamente, die die Steuereintragung verweigern, und führt noch weiter zu Einrichtungen des Mittelalters, in dem jedes öffentliche Recht ein Privatrecht ist; aber die Anhänger dieser Erweiterung der Justiz haben unendlich wenig damit gewonnen. Denn die Gerichtshöfe werden durch solche Erweiterung selbst Administrativbehörden. Das blofse und strenge Anwenden des Gesetzes, das man von ihnen erwartet, verliert sich, sobald sie mitten in die Bewegung der Administration eingelassen werden, und sie verwandeln sich aus Spruchcollegien in kleine Stände (états à petit pied), die zu Allem ihre Beistimmung geben wollen, und mehr eine politische als juristische Richtung nehmen. Auf der anderen Seite aber kann man der Regierung schwerlich das Recht zuschreiben, nach eigenem Gutdünken jede Sache von den Justizbehörden weg vor die Regierungsbehörden zu bringen. Denn die Gerichte als Aussprecher des Gesetzes und dessen Vertreter sind immer im Allgemeinen; es kann von keinem Gericht angenommen werden, dafs es ein besonderes Interesse habe; seine Aussprüche sind ihm selbst *gleichgültig*. Die Regierung dagegen, als mit dem *Wohl* des Ganzen beschäftigt, hat ein Interesse an diesem Wohl; sie ist in Beziehung auf dasselbe *Partei*, und würde in eigner Sache richten, was dem Princip der Gerechtigkeit selbst dann widerspricht, wenn die Regierung mit aller Unparteilichkeit eines Gerichts zu Werke ginge. Gesetze würden aber schwerlich bestimmen können, was vor die Gerichte und was vor die Regierung gehöre, da es eben die ganz besonderen Fälle sind, die diese Conflicte veranlassen. Freilich würden diese Conflicte seltener, wenn es gesetzlich feststände, dafs die Regierung wie jedes andere Individuum in allen *privatrechtlichen* Ansprüchen vor die Gerichte gerufen werden dürfe, dafs jede Erhebung eines Conflicts und jeder Machtspruch dagegen wirkungslos sei; aber es würde selbst dann die Entscheidung zweifelhaft bleiben, was als privatrechtlich zu betrachten sei, indem Alles im Grunde so genannt werden kann, was Jemand als ein ihm nützliches Recht verfolgt. Die Errichtung eines Gerichtshofes, der nichts Anderes zu thun hätte, als bei Conflicten zwischen Justiz und Administration über die Competenz einen Ausspruch zu thun, bleibt somit der einzige und beste Ausweg. Es darf dieser Gerichtshof weder aus Richtern eines sonst anderweitig beschäftigten Hofes noch aus sonst in der Administration angestellten Staatsbeamten bestehen; es darf somit weder der Cassationshof noch der Staatsrath seyn; denn wenn auch Richter oben als die immer an sich Unparteiischen betrachtet worden sind, so werden sie, sobald ein Conflict erhoben ist, nothwendig Partei, da nunmehr die Frage entsteht, ob etwas vor sie kommen soll, sie also entweder als berechtigt oder unberechtigt erscheinen. In Frankreich besteht allerdings im Staatsrath ein oberster administrativer Gerichtshof, aber da die Staatsräthe mit noch anderen Dingen als mit Conflicten beschäftigt sind, so müssen sie als Partei gelten; selbst wenn sie unabsetzbar wären, dürfte ihren Aussprüchen kein Vertrauen entgegenkommen. Indem einem obersten Gerichtshof nichts als die Entscheidung über Conflicte zukäme, würde die Wichtigkeit, die derselbe durch diese Stellung erhält, zugleich wiederum in der dürren Beschäftigung vernichtet seyn, die ihm ertheilt ist, und er würde bald zur Unparteilichkeit blofser Schiedsrichter herabgesezt.

Die Schrift des Herrn Bavoux ist weit davon entfernt eine Mitte zu halten, die eben so sehr das Interesse der Administration als der Gerechtigkeit im Auge behält; ihm ist die Verwaltung überhaupt eine durchgängige Feindin, deren Fortschritte überall untergraben werden müssen. Dafs das *„beklagenswerthe Ministerium“* zu solchem Mifstrauen mehr als gegründete Veranlassung gegeben hat, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber da die Materie in ihrer Allgemeinheit und inneren Natur abzuhandeln war, so hätte die Befangenheit einer besonderen Lage nicht auf die Betrachtung des Gegenstandes einwirken sollen. Die Napoleon'sche Zeit ist in Beziehung auf ihr ganz nothwendiges Staatsrecht ungemein schlecht gewürdigt; man hätte von einem Französischen Staatsmann mehr unparteiliche Einsicht in diese so wichtige Durchgangsperiode vermuthet. Leidenschaftliche Aeufserungen, wie sie etwa bei einem Deutschen Tugendbündner im Jahre 1814 verzeihlich sind, erscheinen bei einem Deputirten von 1828 um so seichter, je stärker sie erklingen. Aufser Allem diesem mufs dem Buche noch ein Vorwurf gemacht werden, der bei Französischen Werken selten ist; es ist schlecht redigirt und nur mittelmäfsig geschrieben. Als Materialiensammlung behält es eine nicht zu bestreitende Wichtigkeit.

Eduard Gans.

Digitized by Google

Nro. 99. u. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1828.

Wilhelm Traugott Krugs, Professors der Philosophie zu Leipzig, Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie. — *Δος μοι που στῳ* [στω]. — Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1827. Verlag von Leopold Vofs. 8. XXXVI. und 299 S.

Erster Artikel.

Es sind 25 Jahre verflossen, seitdem Hr. Prof. *Krug* dieses Kind seines Geistes, wie er es in der Vorrede zur zweiten Auflage nennt, das Licht der Welt zuerst erblicken liefs, was im Jahr 1803 geschah; neu ausgestattet (S. XXV.) erschien es im Jahr 1819; in seiner dritten rechtmäfsigen Ausstattung vom vorigen Jahre (denn nach S. XXVII. sind auch zwei Nachdrücke davon erschienen) liegt es vor uns. Wenn ein Philosoph, wie Hr. Krug, der ein vollständiges philosophisches System in sieben oder mehr Bänden aufgeführt, der seinen Namen auch sonst auf vielfältige Weise und bei verschiedenen Veranlassungen der Mitwelt als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht und im Angedenken erhalten, und der auch seinen Ansichten über philosophische und andere wichtige Gegenstände wohl bei einem nicht geringen Theile seiner Zeitgenossen und Landsleute, schon als vieljähriger akademischer Lehrer, Ansehen und Eingang zu verschaffen gewufst hat, — wenn ein solcher Philosoph spätere Ausgaben eines Werkes, zumal eines Werkes wie das vorliegende ist, welches seine Philosophie in ihrem *Fundamente* enthält, nur *einzelner* Verbesserungen und Zusätze bedürftig erachtet, *im Ganzen* aber (nach S. XXIV ff.) Principien und Methode seines Philosophirens nach so vielen Jahren noch immer für gültig, für wahr und gut hält, da er „Grundsätze, durch langes und angestrengtes Nachdenken gefunden und durch stätig fortschreitende Anwendung bewährt, nicht wie Kleider wechseln oder wie Einfälle des Augenblicks zurücknehmen kann, weil sie Diesem oder Jenem mifsfallen", so ist dieses ohne Zweifel schon zum Voraus ein günstiges Urtheil für denselben zu erwecken geeignet; und je weniger in etwa noch ferner erscheinenden neuen Auflagen eine bedeutende Umänderung des so lange bewährten und gültig befundenen Hauptinhaltes zu erwarten steht, um so mehr scheint es für ein Deutsches wissenschaftliches Publicum, welches etwa von den philosophischen Bestrebungen und Leistungen des Hrn. Krug noch keine besondere Kenntnifs genommen hätte, von Interesse zu seyn, schon jezt, gleichsam wie im Abschlusse, etwas näher und umständlicher zu erfahren, wie weit durch ihn die Philosophie unter Deutschen gebracht worden sei, und was sie insbesondere bei ihm „dem Gange der vorsichtig philosophirenden Vernunft" (S. 32), welche den einmal gefundenen „absoluten Gränzpunkt des Philosophirens", das (nach S. 15) doch gewissermafsen ein auf gut Glück unternommenes Wagstück ist, nie übersteigt oder überfliegt, vielleicht als ein sicheres, für immer erworbenes Besizthum zu verdanken habe. Zur Befestigung in diesen günstigen Erwartungen will Ref. sogleich noch Einiges schon aus der ersten Vorrede von den rechtlichen und bescheidenen Gesinnungen und von den löblichen Bestrebungen und Vorsätzen des Hrn. Verfs. anführen, theils über das Verhältnifs, in welches er sein Unternehmen zur Philosophie überhaupt stellt, theils in Beziehung auf die Verhaltungsweise, welche er gegen das lesende Publicum und zu Gunsten desselben sich als Schriftsteller zur Pflicht machen zu müssen glaubt. „Es gibt — eigentlich nur Eine Philosophie und kann nur Eine geben, weil es nur Eine Wahrheit gibt." S. VIII. (Um uns jedoch diese Behauptung durch eine andere der dritten Vorrede, S. XXVII., wornach eine *absolute* Philosophie gar nicht möglich ist, und demnach Hr. Krug auch die seinige nicht für die absolute hält, nicht sogleich wieder aufheben zu lassen, hoffen wir diesen anscheinenden Widerspruch, indem nämlich

Digitized by Google

die Eine Philosophie, die es gibt und eigentlich nur geben kann, doch wohl die absolute seyn muſs, glücklich durch die Vermuthung beseitigen zu können, daſs unbeschadet dieser Einen und *objectiven* Philosophie die spätere Behauptung nur von der *subjectiven* Philosophie, d. h. von den Versuchen der philosophirenden Subjecte verstanden werden solle, welche wohl, gleich der gesammten theoretischen und praktischen Thätigkeit des Menschen selbst, nach S. 188 f., nur einer unendlichen d. h. ihr Ziel nie erreichenden Perfectibilität fähig sind, da ja „das Absolute, was die Vernunft sich zum Ziel ihrer Thätigkeit sezt, für den Menschen als ein beschränktes Wesen in einer unabsehlichen Ferne liegt, so daſs er sich demselben zwar immer fortschreitend annähern, aber es nie erreichen kann.") Gleich den von andern, älteren und neueren Philosophen auf verschiedenen Wegen angestellten Versuchen bestimmt nun der Verf. auch das von ihm aufgestellte System (S. XIII.) nur als „einen neuen Versuch, der Einen Philosophie, welche die ächte ist, sich möglichst anzunähern, und sie durch Worte darzustellen." — „Ist es auch nicht die Eine Philosophie selbst, so gewinnt doch dadurch die philosophirende Vernunft vielleicht einen bedeutenden Vorschritt zu derselben, so zeigt sich doch dadurch dieselbe vielleicht von einer neuen interessanten Seite. Und selbst im schlimmsten Falle (den der Hr. Verf., nachdem sein Versuch, wie gesagt, sich ihm schon seit 25 Jahren bewährt hat, nun wohl nicht mehr befürchten wird), wenn der Versuch, wie viele andre, gänzlich verunglückt wäre, hätte man doch wenigstens einen *neuen Irrweg* kennen gelernt, den Niemand in der Folge wieder zu betreten brauchte." Die Achtung, welche diejenigen, welche mit dergleichen Versuchen hervortreten, dem gelehrten Publicum und besonders ihren Mitarbeitern an derselben Wissenschaft schuldig seyen, wird S. XI besonders erwähnt, und hiebei bemerkt: „Das Fehltreten auf dem schlüpfrigen Wege der Speculation ist so leicht möglich, daſs derjenige, welcher mit der Miene der Untrüglichkeit auftritt u. s. w., sich nur lächerlich und seinen Eifer für das Wahre und Gute — verdächtig macht." Solche und ähnliche beifallswerthe Aeuſserungen erhalten dadurch eine Beglaubigung, daſs Hr. Krug sogleich selbst davon spricht, daſs es auch eine verstellte, der Verbreitung des Guten und Wahren mehr hinderliche als förderliche und eben darum des geraden und offenen Mannes unwürdige Bescheidenheit und Humanität gebe. Aber „wer durch das gewissenhafteste Nachdenken über das Wahre und Gute zu einer festen Ueberzeugung gelangt ist, der darf diese auch mit Freimüthigkeit bekennen und sagen: *Ich glaube gefunden zu haben, was Andre bisher vergeblich suchten.*" — Bei der Darstellung selbst sind (nach S. XIII.) „Wahrheit in der Sache (ob die Eine mögliche oder nur die Annäherung an dieselbe, ist hier nicht besonders angegeben) und Deutlichkeit im Ausdrucke" das einzige Augenmerk des Verfs. gewesen. „Er wollte nicht durch paradoxe Neuheit und den Schein des Tiefsinns affectirende Dunkelheit den Ruhm einer zweideutigen Originalität erringen u. s. w." Was die Deutlichkeit betrifft, so „ist oft ein langes Nachdenken bloſs darauf verwandt worden, die passendsten Worte und zweckmäſsigsten Formeln zu finden, durch welche dem Leser die Gedanken und Ueberzeugungen des Verfs. mit möglichster Klarheit vorgehalten werden könnten." Den Vortheil, „daſs der Leser hinter dem mystischen Dunkel des Ausdrucks mehr ahnet als sieht," und der auf Fehlern ertappte Verf. „über unendliche Miſsverständnisse klagen und in der beliebigen Deutung seiner Worte noch einige Ausflüchte finden kann," „diesen armseligen Vortheil" wollte Hr. Krug „lieber freiwillig aufgeben, als wirkliche Miſsverständnisse veranlassen." Auch wollte er nicht, daſs der Leser dieſs Buch erst ein Dutzendmal durchzulesen genöthigt seyn sollte, ehe ihm ein Licht darüber aufginge." — „Es gibt der lesenswerthen Bücher so viele, daſs es viel Eigendünkel verräth, wenn man Andern zumuthet, über seinem Buche ewig zu brüten." —

Solche Zeugnisse von den Gesinnungen und Grundsätzen des Hrn. Verfs., welche noch um viele aus dem Buche selbst vermehrt werden könnten, glaubte Ref. zur würdigen Charakterisirung desselben schon zum Voraus besonders denjenigen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, welche Hrn. Krug und seine philosophische Denkweise entweder noch gar nicht oder nur sehr wenig kennen. Und da Ref. sich selbst in dem Falle befand, daſs er vor dem Auftrage zur Anzeige des vorliegenden Werkes von Hrn. Krug, von seinen Grundsätzen und Philosophemen nur mehr zufällig als absichtlich Notiz genommen hatte, so fügt er jezt bei einiger näherer Kenntniſs gerne das Geständniſs bei, daſs er Vieles gefunden habe, was er nicht vermuthet hätte, und darunter vieles Erfreuliche. Erfreulich, um sogleich etwas in nächster Beziehung zur gegenwärtigen Anzeige Stehendes anzugeben, waren ihm beson-

Digitized by Google

ders die (S. XIII ff,) über „Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Recensenten, der sein übernommenes Richteramt mit Gewissenhaftigkeit verwalten will," ausgesprochenen Grundsätze und gestellten Anforderungen, dafs er nämlich „vor allen Dingen die Acten zum Spruche gehörig zu instruiren, mithin ohne alle Parteinahme und Einmischung fremdartiger Dinge den Hauptinhalt eines literarischen Werkes, welches eine Wissenschaft auf eine neue Art zu bearbeiten vorgibt, darzulegen und vorzüglich dasjenige, was in Ansehung des neuen Systems oder der neuen Methode wesentlich ist, (als den allerwesentlichsten Punkt, worauf es bei seinem Systeme ankomme, gibt Hr. Krug selbst „die *transcendentale Synthesis des Seyns und des Wissens* oder die *ursprüngliche Verknüpfung des Realen und des Idealen im Bewufstseyn*" an) zu bemerken" nicht unterlasse, „damit die Leser der Recension — den *Geist* der Schrift kennen lernen und in Stand gesezt werden, ein eignes Urtheil zu fällen" u. s. w. — Seitdem Ref. besonders die Rüge der nicht selten auch jezt noch vorkommenden Recensenten-Unart gelesen hat, „aus einem systematischen Werke nur einzelne Behauptungen herauszuheben, und dagegen einzelne Bemerkungen hinzuwerfen", und, kann man hinzusetzen, fremde Philosopheme nur aus den eignen vorgefafsten eines vielleicht eben so einseitigen Systems beurtheilen und widerlegen zu wollen, und dabei über die abweichenden und entgegengesezten Ansichten und Resultate, wie über unerhörte Wunderdinge, in Geschrei und Ausrufungen auszubrechen, gleich als ob von andern vernünftigen Leuten nicht auch noch etwas Anderes gedacht, und wenn man es beim ersten Anblick auch nicht meinen sollte, dennoch wahr und gültig befunden werden könnte: seitdem hat Ref. aufgehört, Hrn. Krug für den Verfasser einiger Recensionen von diesem Schlage zu halten, da dieser, der gegen ein solches Verfahren mit vollem Rechte protestiren zu dürfen glaubt, selbst wohl seinen Grundsätzen am ersten treu geblieben seyn wird; und er glaubt mit demselben darüber einverstanden zu seyn, dafs ein jedes philosophische System dasjenige, wodurch es für eine gründliche Beurtheilung steht oder fällt, in ihm selbst enthalten müsse.

Gleichwohl mufs Ref., indem er nun selbst eine Beurtheilung des vorliegenden Werkes liefern soll, einige Verlegenheit bekennen, in welche er sich dabei gesezt findet. Denn so sehr er auch den von Hrn. Krug über Recensenten-Pflicht aufgestellten Grundsätzen und Anforderungen selbst huldigt, und keineswegs sich den Vorwurf einer „so flüchtigen Recension" zuziehen möchte, durch welche „kein Mensch in der Welt eine *Idee* vom Ganzen und dem *darin herrschenden Geiste* bekommt": so fürchtet er doch gar sehr und aus zureichenden Gründen, weder der hierin ausgedrückten Forderung noch einigen andern gehörig genügen zu können. Hr. Krug sagt (ebendas. S. XVII): „es kann der Verfasser einer Schrift in einzelnen Behauptungen gefehlt oder sich falsch ausgedrückt, und im Ganzen dennoch Recht haben." Allein da Ref. auch eine Philosophie und von den „mehren Philosophirmethoden", die es nach S. 262 geben mufs, eine schon vorher hatte, und zwar eine von der Krug'schen ziemlich abweichende und durch sie, wie er glaubt, auch noch keineswegs wankend gemachte: so sieht er sich gerade umgekehrt in dem Verhältnifs zu Hrn. Krug stehen, dafs er einzelnen Behauptungen desselben gar wohl seine Beistimmung geben kann, im Ganzen aber auch gänzlich verschiedner Ansicht ist; ja, was dieses betrifft, wohl sich so weit könnte verleiten lassen, zu behaupten, dafs, wenn etwas Tüchtiges und Erkleckliches beim Philosophiren herauskommen solle, man es ganz anders als Hr. Krug anfangen und handhaben müsse. Da dieses indessen leicht zu weit führen und in unangenehme Streitigkeiten verwickeln könnte, auch Ref. durch die Hrn. Krug schuldige Achtung und die oben erwähnten Recensenten-Grundsätze sich zu sehr gebunden fühlt: so hat er lieber den Entschlufs gefafst, für das Nächste mit Verläugnung aller eignen Ansichten, welche die Philosophie und das Philosophiren im Ganzen betreffen, und mit Verzichtleistung auf alle unfreundliche Polemik, sich vielmehr ganz auf die Seite des Hrn. Krug selbst zu stellen, in Philosophie und Methode desselben möglichst einzugehen, das Wichtige und Wesentliche des Systems überall hervorzuheben, Gang, Verbindung und Zusammenhalt der Gedanken nachzuweisen, und bei schwierigeren Verknüpfungen selbst noch mehr zu verdeutlichen, und hiebei sich nur solche Bedenken und Bemerkungen zu erlauben, welche im eignen Sinn und Interesse dieser Philosophie angestellt, theils von jedem anderen, mit dem allgemeinen Menschenverstande und einem unbefangenen Urtheile begabten Kritiker eben so gut herrühren, theils sogar den Weg zu einigen geschickten Verbesserungen bahnen könnten, deren der Hr. Verf. sein System, welches er selbst nur einen Versuch nennt, nach der oben erwähnten Perfectibilität alles Menschlichen ohne Zweifel allenfalls noch fähig halten wird, — Alles, so weit es dem Ref. seine eigene Einsicht und die in diesen Jahrb.

Digitized by Google

einer Anzeige gesteckten Gränzen gestatten. Und so hofft derselbe mit einer solchen Selbstverläugnung, bei aller sonstigen Verschiedenheit seines eignen Philosophirens, sich vielmehr noch den Dank des Hrn. Krug verdienen zu können. —

Obgleich nach S. 4 „der *richtige* Begriff von der Philosophie, d. h. derjenige, welcher von allen Philosophirenden als gültig anerkannt werden *soll*, erst *in* und *durch* die Philosophie selbst ausgemittelt werden kann", und daher auch eine „*genaue Bestimmung* und *vollständige Entwicklung*" desselben dem *Beschlusse* der Fundamentalphilosophie vorbehalten wird, „indem der *bestimmte* und *vollständige Begriff* von der *Philosophie überhaupt* eben das *lezte Resultat* der *Fundamentalphilosophie* seyn muſs": so kann und soll doch derselbe in der Einleitung (S. 3—27) „*in so weit erörtert* werden, als es Anfangs möglich und nöthig ist, um den Leser mit dem Verfasser — *vorläufig zu verständigen*." Da indessen für unsere Leser es nicht ohne Interesse seyn wird, dieses lezte Resultat gleich Anfangs zu erfahren, so theilt es Ref. hier sogleich mit aus dem „vom Begriffe der Philosophie" überschriebenen ersten Hauptstücke der philosophischen Architektonik, wo (§. 126, S. 280) die Philosophie als „die *Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäſsigkeit der gesammten Thätigkeit unsers Geistes* — oder — *von der Urform des Ichs* — also *die Urwissenschaft*" angegeben wird. Es kann hiemit wenigstens, da es ferner (S. 5) heiſst: „Die Philosophie als Wissenschaft sezt also ebenfalls (nämlich wie jede andere Wissenschaft) voraus ein erkennendes Subject und ein zu erkennendes Object", und der wesentliche Unterschied derselben von andern Wissenschaften nur in das leztere gesezt wird, schon etwas bestimmter erkannt werden, warum später, noch in der Einleitung (S. 14), gesagt wird: „Das erkennende Subject macht *sich selbst* sammt Allem, was in und an ihm ist, beim Philosophiren *zum Objecte*", und (S. 23.) „daſs das erkennende Subject und das zu erkennende Object *eines* und *dasselbe* sey." Daſs dieses Subject-Object jedoch keineswegs das mystisch-vernünftige der verrufenen Identitäts-Philosophie sey, sondern von Hrn. Krug sehr vorsichtig gefaſst und sehr verständlich genommen werde, wird sich an seinem Orte zeigen. Das Angeführte hängt aber überhaupt mit den vorläufigen Erörterungen der Einleitung, insbesondere mit der Erklärung, welche (S. 7 ff.) vom *Philosophiren* gegeben wird, zusammen, welches, als diejenige geistige Thätigkeit, wodurch der menschliche Geist die Philosophie aus sich selbst erzeugt, nichts Anderes ist als: „Ein Einkehren in sich selbst und ein Aufmerken auf sich selbst, um sich selbst zu erkennen und sich selbst zu verstehen, und dadurch zum Frieden in und mit sich selbst zu gelangen." Es ist uns hiebei nur Ein Bedenken aufgestiegen, daſs diese Definition nämlich etwas *mystisch* klingt, zumal da auch das *Denken* in derselben nicht enthalten oder besonders ausgedrückt ist. Und so sehr auch die weiter folgende Auslegung derselben das Gegentheil darthut, scheint doch Hr. Krug das Verdächtige der Sache selbst gefühlt zu haben, indem er (S. 8) die Frage aufwirft: „Ist jenes Einkehren und Aufmerken nicht vielmehr ein *mystisches Beschauen seiner selbst?*" und weiterhin (S. 12), wo es herauskommt, daſs „das Philosophiren in der That eine Art von *Beschauung seiner selbst* ist, — die bis in die tiefsten Tiefen des menschlichen Geistes, wo ein *geheimniſsvoller Schleier* den Blick zu hemmen scheint, einzudringen sucht", doch sich viele Mühe gibt, das Verfahren des *Philosophen* von dem des *Mystikers* zu unterscheiden: „*Jener* handelt nämlich *mit kalter Besonnenheit* und *nach Gesetzen* u. s. w., während *dieser* bei seiner Selbstbeschauung über das, was er in sich fühlt und empfindet, *mit erhizter und regelloser Einbildungskraft brütet und grübelt*, und, indem er seine Gedanken (also doch *Gedanken?*) in ein undurchdringliches Dunkel hüllt, weiter nichts als ein apokalyptischer Träumer ist, der sich nur sympathetisch (gleichsam durch geistige Contagion) Andern mittheilen kann." (Indem Ref. sich wundert, daſs Hr. Krug eine solche Sympathie und *geistige* Contagion, über die er wohl noch keine Erfahrung im eignen Bewuſstseyn gemacht hat, gleichsam wie eine ausgemachte Thatsache nur zugeben mag, bemerkt er im Vorbeigehen, daſs ihm diese Vorstellung und Beschreibung vom Verfahren der Mystiker auch anderwärts schon, besonders bei einigen Theologen und Geistlichen, vorgekommen ist, und daſs er jezt sich sehr geneigt findet, Hrn. Krug für die Quelle derselben zu halten. Da er aber nach dem, was er von Andern gehört, noch einigen Zweifel hegt, ob die Sache sich wirklich so verhält, darüber aber ins Reine zu kommen doch von Wichtigkeit ist: so glaubt er einige tüchtige und anerkannte Mystiker (denn an solche, nicht an den gemeinen Haufen, wird man sich wohl wenden müssen) hiemit öffentlich um Auskunft darüber ersuchen zu dürfen, ob sie die *Thatsachen* und Vorgänge, welche Hr. Krug ihnen zuschreibt, auch wirklich alle in ihrem Bewuſstseyn finden; da sie doch

Digitized by Google

wohl selbst am besten darüber Bescheid wissen müssen. „Uebrigens ist hier nur vom Mysticismus in der *Wissenschaft* die Rede, der aber freilich mit dem Mysticismus in der *Religion* sehr nahe verwandt ist.") Da nun Hr. Krug ein so capitaler Feind der „ganz im Gefühle lebenden und webenden Mystik" (S. 51) ist, und die Ueberzeugung hegt, dafs, „wenn auch dieser Schleichhandel", der „leere Träumereien oder bilderreiche Worte für hohe Weisheit verkauft, eine Zeit lang geduldet oder gar begünstigt wird, die Urheber und Beförderer desselben am Ende doch zu Schanden werden müssen" (nach S. 13 Anmerk.): so ist es wohl etwas anstöfsig, von ihm selbst eine Definition des Philosophirens aufgestellt zu sehen, welche, nach des Ref. Dafürhalten wenigstens, der Mystiker eben so gut für sein Thun und Treiben unterschreiben kann; und wir würden ihm daher anrathen, von den unterscheidenden Merkmalen, welche später dargethan werden, das Nöthige auch schon in die Definition aufzunehmen, und das *Denken* dabei nicht zu vergessen. — Von der Auslegung der einzelnen Sätze und Ausdrücke dieser Definition aber ist noch Folgendes für die Folge zu merken und im Gedächtnifs zu behalten wichtig und nothwendig: „Man *kehrt in sich selbst ein*, wenn man von dem, was man als nicht zu sich selbst gehörig und als nicht in sich selbst antreffend betrachten mufs, *abstrahirt* — das Aeufsere mit seinen Gedanken verläfst und in das Innere sich zurückzieht. Man *merkt auf sich selbst auf*, wenn man auf eben dieses Innere absichtlich *reflectirt*. — Man *erkennt sich selbst*, wenn man sein ganzes *Vermögen*, thätig zu seyn, richtig zu schätzen weifs — die *Gesetze*, die *Schranken* und das *Ziel* seiner gesammten Thätigkeit kennt (was sich als besonders wichtig erweisen wird.) Man *versteht sich selbst*, wenn man im Stande ist, sich von Allem, was man denkt und thut, eine *vernünftige Rechenschaft* zu geben. — Man hat endlich *Frieden in und mit sich selbst*, wenn man sich der durchgängigen *Zusammenstimmung* seiner Thätigkeit — der Beziehung derselben auf seine ganze Bestimmung bewufst ist. *Abstraction* und *Reflexion* ist also das erste, *Selbsterkennung* und *Selbstverständigung* das zweite, *Selbstbefriedigung* das dritte Moment, worauf es beim Philosophiren ankommt. Das erste verhält sich zum zweiten und dritten wie das *Mittel* zum *Zwecke* und zwar sowohl zum *nächsten* (der Selbsterkenntnifs) als zum *entfernten* (höchsten und lezten) Zwecke" (nämlich dem Frieden in und mit sich selbst, der nach S. 21 das lezte Ziel der Vernunft überhaupt, mithin auch der philosophirenden ist). Ref. war zwar hier schon im Begriffe, sich etwas polemisch auszulassen und dem Hrn. Verf. zu Gemüthe zu führen, wie *blofse Abstraction* und *Reflexion* von einigen Denkern als gar *unzureichende Mittel* zum *Zwecke* einer tüchtigen *philosophischen*, besonders einer *wirklich denkenden* und *speculativen Erkenntnifs* nachgewiesen worden sind; allein er hält, seiner obigen Zusage gemäfs, sich zurück, und besinnt sich auch, dafs eine Reflexion auf das *Innere*, welche zu einer in die tiefsten Tiefen des Geistes eindringenden Selbsterkenntnifs zu führen verspricht, etwas sehr Achtungswerthes sey. Auch wird man es dem Hrn. Verf. nicht mifsdeuten, dafs seine Einleitung, wie es häufig auch bei Andern zu gehen pflegt, schon ziemlich in dem Sinne und Interesse seiner eigenthümlichen, erst nachher sich erzeugenden Philosophie geschrieben und gehalten ist; es wird sich wohl finden, dafs das Erforderliche und Beabsichtigte auch ohne diefs an seinem Orte richtig herauskäme. Im Gegentheil wünschten wir schon hier den Leser einen tiefen Blick in den bewundernswürdigen Bau und künstlichen Zusammenhang dieses Systems thun zu lassen, indem wir zeigen könnten, wie den einzelnen Theilen, aus denen zusammengenommen die Definition besteht, fast ebenso wieder einzelne Theile der Fundamentalphilosophie genau entsprechen, in deren einem abstrahirt, einem andern reflectirt, dann in der Selbsterkenntnifs die Gränzen gehörig abgesteckt und die verschiedenen Vermögen, thätig zu seyn, namhaft gemacht, und zulezt das gesuchte Ziel glücklich erreicht wird; allein wir versparen dieses bis auf die wichtigen vier Hauptfragen, aus deren treffender Beantwortung die nämlichen Theile sich noch bestimmter ergeben. — Etwas aber, was uns sehr Wunder genommen hat, können wir hier nicht verhehlen, dafs nach Hrn. Krug nämlich (S. 9 ff.) „über das *Wie* des Philosophirens selbst sich schlechterdings keine Anweisung geben läfst," und dafs „das *Philosophiren* eine Art von *Kunst* ist, die sich durch blofse Regeln oder blofses Nachmachen weder lehren noch lernen läfst." (Man sollte doch meinen, dafs, wenn man nach Anleitung der Definition vom Philosophiren Alles, was dazu gehört, gleichsam als eine Vorschrift, ebenso wie Hr. Krug selbst, und durch seine Schriften hindurch genau beobachtet und befolgt, und zwar in einem „selbthätigen Erzeugen," man damit in den Stand gesezt würde, wenigstens, um nicht weiter zu gehen, fast eben so gut wie Hr. Krug zu philosophi-

Digitized by Google

ren.) — Ferner dafs „zur glücklichen Ausübung jener Kunst theils *natürliches Talent* gehört, d. h. eine *angeborne eigenthümliche* Anlage zum Philosophiren, theils *guter Wille*, d. h. reine Liebe zur Wahrheit.“ Hr. Krug stellt es (nach S. 21) zwar nicht in Abrede, dafs *Friede in und mit sich selbst* für den Menschen, auch ohne Speculation, unter der Leitung der *Natur*, als welches der *eine* mögliche Weg ist, erreichbar sei, wo „sein Führer im Denken und Thun blofs der sogenannte *gemeine* oder *natürliche Verstand* ist, der, sobald er nur *gesund*, d. h. wirklich natürlich, nicht verkünstelt ist, den Menschen gewifs zum Frieden in und mit sich selbst leitet.“ (Eine Frage dazwischen: Da es nach Hrn. Krug *nur* eine *doppelte* Weise, zu diesem Frieden, dem höchsten Ziele, zu gelangen, gibt: zu welcher von beiden rechnet er die *Religion* und zwar die *christliche*, die dem Menschen doch ganz gewifs auch zu jenem Frieden und zur *Seligkeit* verhilft? Zur Natur? Aber der *natürliche* Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, wie die Schrift ausdrücklich sagt, und kann mithin auch nicht auf christliche Weise zu jenem Frieden gelangen. Also zur Speculation? Allein ich fürchte, dafs wir da Beide, Hr. Krug und ich, wenn ich es mit ihm halte, schlimm ankommen, indem man die Erkenntnifs im „Geiste, der da zeuget, dafs Geist Wahrheit ist,“ nicht wird mit dieser Art Speculation vermengen lassen wollen, und vielleicht im Stande ist, sie nach Col. 2, 8 als eine „*Philosophie* und *lose Verführung* nach der Menschen Lehre,“ oder nach 1. Cor. 3, 19 als eine „*Weisheit dieser Welt*, die bei Gott *Thorheit* ist,“ uns gänzlich zurückzuweisen.) „Aber (sagt Hr. Krug weiter) es ist in dem Menschen ein *Princip der Selbthätigkeit* verborgen, wodurch er auch sein eigener Führer mit Bewufstseyn werden kann; es ist in ihm ein Trieb verborgen, wodurch er für *unendliche Entwickelung seiner natürlichen Anlagen* empfänglich wird. Sobald dieser *Unendlichkeitstrieb* in ihm erwacht, wird auch jenes *Selbthätigkeitsprincip* rege; denn beide sind im Grunde einerlei.“ Und sehr anschaulich, fast mahlerisch, wird hierauf die Folge dieses Erwachens für den armen Menschen geschildert: „— er thut einen Fehlgriff nach dem andern. Ein unruhiges Sehnen und Streben nach etwas Absolutem treibt ihn, wie der Wind ein wankendes Rohr, bald hierhin bald dorthin. Seine Kräfte verlieren ihr Gleichgewicht und gerathen in Widerstreit. Er wird sich selbst unbegreiflich u. s. w. Aus dieser peinlichen und gefahrvollen Lage gibt es kein anderes Rettungsmittel, als —: Er *mufs philosophiren*.“ Aber wie? dürfen wir wohl zum Besten der armen Menschheit mit Recht fragen, wenn nun derjenige, der durch ein Erwachen seines Unendlichkeitstriebes in diese peinliche und gefahrvolle Lage geräth, aus welcher nur das Philosophiren ihn erretten kann, unglücklicher Weise *kein natürliches Talent*, keine *angeborne eigenthümliche Anlage zum Philosophiren* hat? — Da das Philosophiren nach Hrn. Krug eine durchaus so praktische Tendenz hat, dafs sein letztes Ziel der allein seligmachende Friede in und mit sich selbst ist, und, um dazu den erwachten Menschen mit Bewufstseyn zu führen, das Philosophiren allein angestellt wird: so geben wir ihm recht sehr zu bedenken, was denn aus den vielen Unglücklichen werden solle, welche, ohne Talent zum Philosophiren *geboren*, doch das Erwachen ihres Unendlichkeitstriebes in einem unbewachten Augenblicke nicht wohl zu verhüten und mit aller Stärke zurückzuhalten vermochten. Denn wenn auch Hr. Krug seine Stimme erheben und so weit als möglich erschallen lassen wollte: Wehe euch, ihr ohne Talent zum Philosophiren Gebornen, wenn ihr euren Unendlichkeitstrieb nicht hütet und bewachet, und euer Selbthätigkeitsprincip rege werden lasset! Ihr werdet (nach S. 22) euch immerdar unbegreiflich und in Widerstreit mit euch selbst bleiben, ihr werdet, wie ihr auch in euch selbst einkehret und auf euch selbst aufmerket, wenn ihr anders dieses nur vermöget, *nie* euch selbst erkennen und verstehen lernen, ihr werdet *nie* die Bedingungen und Schranken eurer gesammten Thätigkeit, *nie* eure ganze Bestimmung kennen lernen, *nie* Harmonie in eure Thätigkeit bringen und *nie* den Frieden in und mit euch selbst herstellen können! — Wenn Hr. Krug also so auch warnen wollte: zu wie vielen der nicht zum Philosophiren Gebornen wird doch diese warnende Stimme *nicht* gelangen, und wie viele Hörende selbst werden es glauben, dafs sie keine angeborne Fähigkeit zum Philosophiren besitzen? — Ferner müssen wir zum Voraus bemerken, dafs Hr. Krug auch von Gott weder irgend ein natürliches oder angebornes Wissen, noch ein Wissen aus Erfahrung, noch überhaupt ein *Wissen* gelten läfst, sondern nur einen *Glauben*, nicht denjenigen, welcher in der christlichen Kirche und Gemeinde vorhanden ist, und der das schon offenbar gewordene Wesen Gottes zum Inhalt und zur Basis hat sondern einen anderen, der überhaupt erst das Daseyn eines Gottes als etwas Glaubliches und zu glauben Nothwendiges annimmt, dessen Nothwendigkeit, dessen

Digitized by Google

Zweckmäfsigkeit und gute Raison aber nur dann gehörig einleuchten kann, wenn man so weit als Hr. Krug im Philosophiren schon vorgeschritten ist. Kann nun wohl ein Philosoph, der doch so sehr das praktische Heil der Menschen im Auge hat, und auf dieses als das lezte Ziel all sein Philosophiren richtet, so unbarmherzig seyn, dafs er, nicht zufrieden damit, allen Menschen überhaupt die Idee Gottes als etwas, was sie in ihrem Geiste schon angeboren und ursprünglich besäfsen, geradezu wegzuläugnen, obendrein auch dem wohl bei Weitem gröfsten Theile der Menschen die angeborne Fähigkeit zum Philosophiren und damit die Möglichkeit, auch nur zu jenem *Glauben* an Gott auf eine sichere und nachhaltende Weise zu gelangen, ebenfalls abspricht? Und mufs man sich darüber nicht mit Recht verwundern? — Es haben doch andere und nicht unbedeutende Philosophen das Philosophiren nicht wie eine von einem besonderen und eigenthümlichen natürlichen Talente abhängige *Kunst* betrachtet, sondern gerade darin einen Unterschied zwischen Kunst und Philosophie oder Wissenschaft überhaupt gefunden, dafs die leztere nichts weiter als was jedem Menschen verliehen sei, nämlich Vernunft und Verstand, erfordere und voraussetze. Wir finden uns daher aus allen diesen Gründen bewogen, Hrn. Krug sehr dringend zu bitten, dafs er nochmals, was er geschrieben, reiflich überlegen, und wo möglich sich zu einer Aenderung entschliefsen möge.

Da bei einer Fundamentalphilosophie schon Alles von Vorne herein und aus dem Fundamente kennen zu lernen wichtig ist, glaubte auch Ref. etwas länger, als sonst etwa nöthig scheinen dürfte, schon bei der Einleitung verweilen zu müssen. Er führt jezt aus derselben über die Entstehung und Bedeutung dieser Grundlehre selbst nur noch Folgendes an. Nach vorausgeschickter Frage: „Könnte man nicht diesen beiden Haupttheilen der Philosophie (nämlich der *theoretischen* und *praktischen*, in welche man *bekanntlich* sie theile) noch eine anderweite Wissenschaft vorausschicken, welche über die *philosophische Erkenntnifs überhaupt* Untersuchungen anstellte und dadurch die *ersten Bedingungen* und *Bestandtheile der Philosophie als Wissenschaft* auszumitteln suchte?" — wird diese neue Wissenschaft, deren Schöpfer Hr. Krug ist, zuerst nur problematisch eingeführt, indem es heifst: „Diese Wissenschaft *könnte* mit Recht *urwissenschaftliche Grundlehre* heifsen, und *müfste* die *gemeinschaftliche Basis* der theoretischen und der praktischen Philosophie, mithin an und für sich selbst weder blofs theoretisch noch blofs praktisch, sondern Beides zugleich seyn —." Es „*stände* ihr die theoretische *und* die praktische Philosophie als *abgeleitete Philosophie* entgegen, weil die Lehrsätze dieser als Folgesätze jener anzusehen *wären*. In dieser Rücksicht *wäre* die Fundamentalphilosophie — das eigentliche oder wahre *Organon* der Philosophie, weil durch sie erst die Philosophie als ein in sich selbst geschlossenes systematisches Ganzes möglich *würde*." Eben so problematisch wird auch die Eintheilung derselben in die *philosophische Elementarlehre*, welcher die Aufsuchung und Darlegung der Principien und Elemente der philosophischen Erkenntnifs —, und in die *philosophische Methodenlehre*, welcher die Ausmittelung der Methode für das Zu-Stande-bringen einer solchen Wissenschaft, als die Philosophie seyn soll, zufallen würde, von dem Hrn. Verf. hingestellt. Da, was die Hauptsache ist, das Vorhandenseyn einer theoretischen und praktischen Philosophie, ferner von Principien, Elementen, Methode, hier, wie von andern Ingredienzien der Philosophie in der Folge, als etwas schon anderswoher *Bekanntes* vorausgesezt, und nicht als etwas durch seinen Begriff Nothwendiges und in dieser Nothwendigkeit erst zu Deducirendes behandelt wird: so können wir bei dieser urwissenschaftlichen Grundlehre, welche, wenn sie wirklich leistet, was sie nach dem angegebenen Begriffe verspricht, wohl keiner weiteren Rechtfertigung für ihr Daseyn bedarf, ihre problematische Einführung und die Bedenklichkeit des Hrn. Verfs. uns kaum anders erklären, als dafs das *Unbekannte* derselben *vor* ihrer wirklichen Erscheinung ihn wegen des Rechts auf ihr Daseyn, wenigstens in den Augen Anderer, noch etwas zweifelhaft machte und ihn abhielt, gleich beherzt und geradezu, wie er es in den späteren Werken gethan, von ihr zu sprechen, — es sei denn etwa, dafs ihm der an ihm erzeugte Gedanke der Möglichkeit dieser Wissenschaft noch keineswegs ihre Wirklichkeit zu involviren schien, und aus seinem Begriffe derselben auch ihr Seyn herausklauben, oder noch *vor* dem wirklichen Anfange des Philosophirens mit *apodiktischen* Behauptungen (vergl. S. 31 f.) hervortreten zu wollen, ihm wie ein Salto mortale vorkam. Dem sei wie ihm wolle, da das Geschenk, welches uns der Hr. Verf. mit der Verwirklichung dieser Wissenschaft schon vor so langer Zeit gemacht hat, jeden Anstofs und Zweifel für uns beseitigt, so fangen wir nach Anleitung der *Elementarlehre* (S. 28 ff.) auch sogleich wirklich an zu philosophiren, und versetzen uns mit dem geneigten Leser, den der Verf. unter seinem Ich mitversteht, in §. 1 in den Zustand des *Nichtwissens* oder der *Agnosie*, und zwar freiwillig (Anm.). — In den Zustand des *Nichtwissens?* — Ja; denn ein *Wissen*, und zwar ein *gewisses* und *zuverlässiges*, wollen wir erst in uns erzeugen. Auch vor dem Verluste seines bisherigen, *schon vorhandenen Wissens*, das doch jeder in sich findet (§. 2), wolle ja Niemand erschrecken! Denn dieser Verlust ist, gleichsam wie ein Taschenspiel, nur etwas Vorübergehendes, und eigentlich nur eine Verwandlung, da das bisherige Wissen blofs *suspendirt* (§. 3), d. h. einstweilen als ein *ungewisses* betrachtet, übrigens aber ganz so, wie es vorher war, nur unter dem Namen eines *problematischen*, alsbald wieder zurückgegeben wird. Es wird aber damit eine neue wichtige *Eintheilung* gewonnen (§. 4), des Wissens nämlich in das ebengenannte *problematische* und in das *apodiktische* oder *gewisse*, welches erst erzeugt werden soll: wornach die philosophische

Digitized by Google

Elementarlehre selbst wieder in zwei Abschnitte, einen *problematischen* und einen *apodiktischen*, zerfallen mufs. „Das *Apodiktische* aber bedeutet hier nicht das *Demonstrable*, ob es gleich von *αποδειξις*, *demonstratio*, seinen Namen hat, sondern das *Gewisse* oder *Zuverlässige* in der Erkenntnifs überhaupt, es mag auf Demonstration beruhen oder nicht, mittelbar oder unmittelbar gewifs seyn.“ (Anm. 1.) — In dem ersten Abschnitte (§§. 5—22), welcher auch *philosophische Problematik* heifst, erfolgt nun zunächst die Zurückerstattung des schon vorhandenen Wissens damit, dafs Alles oder wenigstens ein grofser Theil desjenigen, was bisher schon ein Jeder in und aufser sich zu unterscheiden gewohnt war, als z. B. Mensch und Welt, Vorstellendes und Vorgestelltes; an mir selbst etwas Inneres, Geist oder Seele genannt, und etwas Aeufseres, Körper oder Leib genannt, gewisse Thätigkeiten, auf dieses oder auf jenes bezogen, um deren willen ich mir gewisse Vermögen, Fähigkeiten oder Kräfte beilege, und diese als die Quellen von jenen Thätigkeiten betrachte; mancherlei Einzeldinge und einen Inbegriff aller dieser Dinge, Namens Natur („ich — betrachte mich selbst, wiefern ich zu diesen Dingen mit gehöre, als einen Theil der Natur); Seyn und Nichtseyn, Raum und Zeit u. s. w, — von Neuem unterschieden und hergenannt wird. Um der Kürze wegen nicht alles Unterschiedene eben so, wie das Inhaltsverzeichnifs diesen Dienst leistet, hier namentlich anzuführen, begnügt sich Ref. mit der Versicherung, dafs es einen guten Theil desjenigen enthält, was man sonst etwa in der theoretischen und praktischen Philosophie als wichtig und wesentlich zu betrachten pflegt, und auch Hr. Krug dort weiter abhandelt, und er führt nur noch einen Unterschied aus §. 17 an: „Ich unterscheide sogar überhaupt das, *was wahrgenommen werden kann*, von demjenigen, *was gar nicht in die Sinne fallen kann*, was ich aber doch als etwas *Höheres* — über die Sinne weit Erhabenes, jenseit der Schranken der Endlichkeit und Hinfälligkeit Liegendes — durch meine *Vernunft zu vernehmen* glaube (das lezte Wort hätte wohl auch noch vom Hrn. Verf. selbst unterstrichen, so wie die Vernunft schon vorher besonders unterschieden zu werden verdient); und betrachte mich daher selbst nicht blofs als ein *sinnliches*, sondern auch als ein *vernünftiges* Wesen.“

(Der Beschlufs folgt.)

Fünfter Bericht.

Der Societät für wissenschaftliche Kritik sind als Mitglieder beigetreten:

Herr Dr. Schefer in Muskau; Herr Prof. Jacob in Posen; Herr Landbaumeister Krüger in Quedlinburg.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Classe (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Cousin, Oeuvres de Platon — Michelet.
Troxler, Metaphysik — Daub.
Hinrichs, Grundlinien der Philosophie der Logik — Schmidt.
Ortlott, Grundrifs des Deutschen Rechts — Falk.
Pardessus, Collection de loix maritimes — Lappenberg.
Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer — Homeyer.

II. In der naturwissenschaftlichen Classe (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Burdach, Physiologie. Zweiter Band — Purkinje.
Malte-Brun, Précis de géographie. Tom. VI — Schnitzler.
Rabbé, Géographie de l'empire de Russie — Schnitzler.
Ehrenberg, Reise nach Aegypten — Link.
v. Baehr, de ovi mammalium genesi — Purkinje.
Treviranus, Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Sinnenwerkzeuge — Schultz.
de Blainville, Mémoire sur les bélemnites.

III. In der historisch-philologischen Classe (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Goethe's Werke. Neue Ausgabe. Erster bis fünfzehnter Band — Weber.
Gerhard, Serbische Volkslieder — Wagner.
Zumpt, Lateinische Grammatik — Ellendt.
Strahl, Gelehrtes Rufsland — Schnitzler.
Jean Paul, Sämmtliche Werke — Schefer.
Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen — Marheineke.
v. Lancizolle, Geschichte der Bildung des Preufsischen Staats — Schubert.
Lappenberg, Programm zur Hamburger Jubelfeier — Varnhagen v. Ense.
v. Staegemann, Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten — Gans.

Die Societät hat beschlossen, schon in der monatlichen Voranzeige der zu beurtheilenden Schriften diejenigen Mitarbeiter, welche die Recensionen übernommen, zu nennen, ausgenommen wenn der Recensent im bestimmten Fall diese vorläufige Anzeige nicht wünschen sollte.

Beilage: Umschlag zum November-Heft.

Digitized by Google

Nro. 101. u. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Wilhelm Traugott Krugs, Professors der Philosophie zu Leipzig, Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie.

(Beschlufs.)

Wichtiger dagegen, ja höchstwichtig sind die hierauf (§. 19) folgenden *Fragen*. „Wenn man nämlich (heifst es schon früher, §. 4, Anm. 1) von der einen Art des Wissens (dem ungewissen) zur anderen (dem gewissen) übergehen will, so mufs man sich zuvörderst sein problematisches Wissen selbst vorlegen, um die *Aufgaben* kennen zu lernen, die man in und durch die Wissenschaft zu lösen hat, sodann aber diejenigen Bedingungen aufsuchen, von welchen die *Auflösung* jener Aufgaben abhangen, und wodurch man zu einem *apodiktischen* Wissen zu gelangen im Stande seyn möchte.“ Ohne Zweifel wird der geneigte Leser das Nähere von diesem Mittel und Verfahren, sich eines apodiktischen Wissens zu versichern, mit gespannter Aufmerksamkeit erwarten, und einen solchen Veteran in der Philosophie, der seine durch langes und angestrengtes Nachdenken gefundenen und so lange bewährten Grundsätze nicht wie Kleider zu wechseln gewohnt ist, dabei in dem innersten Geheimnifs seiner Methode mit dem Ref. zu belauschen begierig seyn. — Es werden also nach Vorlegung des problematischen Wissens, welches, wie wir gesehen haben, in den vielen gemachten Unterschieden enthalten ist, zuerst folgende Fragen aufgeworfen: „Worauf gründen sich nun alle diese Unterschiede? Ist auch Alles so, wie ich mir's vorstelle oder nicht? Bin ich selbst und ist Etwas aufser mir wirklich, oder ist Alles nur leere Vorstellung, Einbildung, Schein? — Wozu bin ich aber, wenn ich bin, und wozu ist Alles, was ich um mich her wahrnehme, wenn es ist? — Ist all mein Seyn und Wissen und Thun etwas durchaus Zweckloses, oder hat es einen bestimmten Zweck, den ich mir selbst setzen soll, und welches mag dieser Zweck seyn?“ Und die Anmerk. fügt hinzu: „So fragt der Philosophirende sich selbst, und auf diese Fragen sucht er durch sein Philosophiren die für ihn und für Alle, die mit ihm philosophiren wollen, gültigen Antworten zu finden.“ Wohlan also — sagt er gleichsam (warum nur gleichsam?) zu sich selbst — ich will tiefer in mich selbst hinein, ich will Alles, was mich betrifft, so weit ich nur immer kann, zu erforschen und zu ergründen suchen u. s. w.!“ (Bei so schönen, glänzenden Stellen, wie die hier angeführte ist, wünschte Ref. nur immer sie ganz abschreiben und mittheilen zu dürfen; aus Mangel an Raum begnügt er sich, darauf aufmerksam zu machen, dafs er, wie hier, so auch anderwärts schon in der Fundamentalphilosophie, und zwar in den Anmerkungen, da, wo das Praktische berührt wird, solche Stellen und wenigstens Bruchstücke gefunden habe, welche von einer schönen Beredsamkeit zeugen, und, gleichwie sie die beste Predigt, zumal eine rationalistische, zieren würden, so gewifs auch schon von jungen Predigern nicht ungenüzt gelassen worden sind.) Indessen, obgleich Hr. Krug und der mit ihm Philosophirende tiefer in sich selbst hinein will, sieht man doch auf die Frage: „Worauf gründen sich nun alle diese Unterschiede?“ nicht etwa die Antwort erfolgen: Sie gründen sich darauf, dafs du sie machst, und folglich wohl auch ein Vermögen, sie zu machen, in dir hast, welches du näher kennen zu lernen suchen mufst, um doch demjenigen, was in dir nach „ursprünglicher Gesetzmäfsigkeit“ unterscheidet, und welches, wenn es anders dein eigenes Ich ist, doch selbst sonderbarer Weise nur Eines zu seyn scheint, etwas näher auf die Spur zu kommen; — eine solche oder ähnliche Antwort also findet man nicht, vielleicht weil sie nur ein Ausspruch des *gesunden Menschenverstandes* wäre, auf den man sich, der *philosophirenden Vernunft* gegenüber (nach S. 144), nicht berufen darf; eben so wenig die Antwort, die, wenn das Unterschiedene als Object

Digitized by Google

betrachtet wird, dem gesunden Menschenverstande etwa auch beifallen könnte: Du mufst untersuchen, ob das Unterschiedene auch wirklich ein solches ist, ob es schon *vor* deiner Unterscheidung und ursprünglich unterschieden war, ob es irgendwo vielleicht nicht unterschieden ist u. s. w. —: sondern es wird vielmehr auf jene Frage zunächst — *gar keine* Antwort gegeben, was uns in der Folge vielleicht weniger Wunder nehmen wird. Betrachten und erwägen wir die folgenden Fragen nun einstweilen für uns, um durch diese Vorbereitung uns von Hrn. Krugs geschickter Behandlung desto mehr Gewinn und Genufs zu verschaffen: so kommt es dem gemeinen Menschenverstande so vor, als ob aufser diesen Fragen auch noch einige andere, nicht weniger wichtige, hätten gethan werden können, z. B. Was ist nun an allen diesen Unterschieden Wahres? Ist es auch genug, dafs ich so vieles Mannigfaltige blofs unterscheide, und ohne nähere Beziehung und Vereinigung Alles in seiner bunten Zerstreuung, wie es hier aufser und unter einander liegt, eben so in meinem Bewufstseyn als ein todtes Gut mit mir herumtrage? Ist schon das ein gründliches Wissen, wenn ich blofs weifs, dafs das Eine etwas Anderes als das Andere ist, und dabei von Jedem nur die Vorstellung und Meinung behalte, die mein gemeines Bewufstseyn bisher davon auch hatte? Und mufs ich nicht vielmehr auf das Bestimmteste zu ergründen suchen, worin, in welcher Beziehung das von einander Unterschiedene sich auch wirklich unterscheidet, und hiemit das Eine wie das Andere in seiner inwendigen Art und Beschaffenheit kennen zu lernen trachten u. s. w.? Doch wir lassen unsere eigenen Fragen, und wenden uns vielmehr zur eigenen vorläufigen und versuchsweisen Beantwortung der wichtigen Probleme unseres Hrn. Verfs. „Ist auch Alles so, wie ich mir's vorstelle, oder nicht?" — Alles? Wir glauben, *nein;* denn wie es sich z. B. mit der Sonne verhält, dafs diese für unsere *Vorstellung* thatsächlich sich täglich von Morgen gegen Abend um die Erde bewegt, für unser *Wissen* aber und *in Wahrheit* die wirkliche Sache *nicht so* ist, sondern die Sonne still steht, und die Erde vielmehr sich um sie bewegt: eben so mag es sich wohl auch wenigstens mit vielen Dingen unserer Vorstellung verhalten, und das *Wissen* des Philosophen wohl etwas sehr Verschiedenes von diesen *Vorstellungen* seyn. — „Bin ich selbst und ist Etwas aufser mir wirklich, (daran ist doch wohl gar nicht zu zweifeln) — oder ist Alles nur leere Vorstellung, Einbildung, Schein? — Alles? Das wohl nicht; aber da wir aus der Naturkunde lernen, dafs es mit vielen Dingen sich eben so verhält, wie mit der Sonne, und dafs, wenn wir es zu einem eigentlichen *Wissen* von ihnen bringen, sie oft da in *Wahrheit* ganz anders beschaffen sind, als sie sich uns geben für die *Vorstellung:* so wird es wohl dem Gange der vorsichtig philosophirenden Vernunft angemessen seyn, sehr auf der Hut zu seyn, dafs uns nicht, wie bei der Sonne und vielen anderen Dingen, ein Schein statt der Wirklichkeit vorgemacht werde, und unsere Vorstellung, wenn sie auch noch so unmittelbar gewifs ist, doch nur einer blofsen Einbildung gleiche. — „Wozu bin ich aber, wenn ich bin, und wozu ist Alles, was ich um mich her wahrnehme, wenn es ist?" — Hat denn schon Jemand an dem Daseyn des Hrn. Krug, oder wir am eigenen Daseyn gezweifelt? Eben so wenig als an etwas Wirklichem aufser uns. *Wozu* aber ich, wir, Alles? Hr. Krug ohne Zweifel, schon nach seiner angebornen eigenthümlichen Anlage, um zu philosophiren; wir aber, um uns von ihm belehren und zu dem lezten Ziele führen zu lassen, welches uns den Frieden in und mit uns selbst und die Seligkeit verspricht. Wozu aber alles Andere dasei, das wünschen wir freilich erst von unserem Lehrer zu erfahren; vor der Hand haben wir guten Grund zu glauben, es sei dazu da, damit es sei, wie es ist. — „Ist all mein Seyn und Wissen und Thun etwas durchaus Zweckloses, oder hat es einen bestimmten Zweck, den ich mir selbst setzen soll, und welches mag dieser Zweck seyn?" — Diese Frage, glauben wir, ist schon grofsentheils bei der vorigen mit beantwortet worden. Uebrigens aber ist uns zwar durch einen Theil der Frage die Antwort schon in den Mund gelegt, und in so weit auch die Beantwortung leicht, dafs wir uns nämlich *selbst* einen Zweck setzen *sollen;* doch finden wir uns dabei noch in einiger Schüchternheit befangen durch die Bedenklichkeit, ob denn solche Suggestivfragen, welche dem Criminalrichter verboten sind, in der Philosophie erlaubt seien, und ob daher nicht etwas Anderes dahinter stecke. Allein im Vertrauen auf unseren Meister, der niemals undeutlich spricht, und die Sache besser verstehen mufs, nehmen wir Suggestivfragen hier als erlaubt an, wenn wir auch den Grund davon nicht einsehen, vielleicht weil in der Philosophie wenigstens oft kein anderes Mittel zur Ausmittelung der Wahrheit übrig bleibt. Auch wissen wir zwar, was man im gemeinen Leben unter diesem und jenem einzelnen Zwecke, den man sich sezt, versteht; bei einem so allge-

Digitized by Google

meinen und umfassenden Zwecke aber, der unser ganzes Leben und Daseyn und alle anderen Zwecke in sich schliefsen soll, hätten wir doch zuvor über Wesen, Begriff und Angemessenheit eines solchen Zweckes und über die Wahrheit der Annahme, welche all unserem Seyn und Wissen und Thun nur Einen bestimmten Zweck ohne Weiteres unterschiebt, eine philosophische Belehrung gewünscht. Da wir jedoch glauben, dafs jedenfalls etwas erreicht werden solle, so dürfen wir annehmen, dafs das, wozu wir geschaffen sind, auch dasjenige sei, was wir zu erreichen suchen sollen, wenn wir von dieser unserer Bestimmung oder von dem, was wir ursprünglich und an sich sind, zuvor eine deutliche und gewisse *Erkenntnifs* erlangt haben werden. Und wenn uns von Hrn. Krug erlaubt würde, etwas, was die vorsichtig philosophirende Vernunft später doch nicht ganz umgehen und beseitigen kann, sogleich jezt schon als etwas unumstöfslich Gewisses zum Grundstein des Ganzen zu machen, nämlich das Seyn oder Daseyn Gottes als des höchsten Wesens: so möchten wir gerne noch hinzufügen, dafs, weil die Erkenntnifs des höchsten Wesens, aus welchem Alles ist und zu welchem mit seinen Zwecken Alles zurück soll, auch die höchste Erkenntnifs ist, diese aber und das ihr gemäfse Handeln auch die höchste Seligkeit mit sich führen mufs, auch die Erwerbung *dieser* Seligkeit der bestimmte Zweck seyn werde, nach welchem gefragt wird. — Wir sind nun begierig, unsere Antworten mit denen des Hrn. Krug zu vergleichen; allein ganz anders, als unser gemeiner Verstand, verfährt die philosophirende Vernunft eines solchen Meisters. Er gibt auch hier zunächst noch *gar keine Antwort*, sondern sagt (§. 20): „Um in Ansehung der wichtigen Probleme, die ich mir selbst vorgelegt habe, zu einer festen und gewissen Ueberzeugung zu gelangen, mufs ich zuvörderst wohl jene Probleme *vereinfachen*, d. h. auf einige *Hauptfragen* zurückführen, von deren Entscheidung die Entscheidung aller übrigen abhangen dürfte." — Wir haben einmal irgendwo vernommen, dafs das Fragen auch eine Kunst sei, und in der Philosophie besonders schon etwas dazu gehöre, nur ordentliche Fragen stellen zu können, wenn man sie nicht als ungeschickt sich zurückgewiesen sehen wolle. Wir sehen hier also einem glänzenden Beispiele von der Kunst, geschickt zu fragen, entgegen. Dieses wird uns damit gegeben, dafs die vorigen Fragen, welche nach der Zahl der Fragzeichen *fünf*, nach den absondernden Gedankenstrichen, welche das auf Eine Beziehung hin Gefragte zu erkennen geben, *drei* sind, durch *Vereinfachung* auf folgende *vier* Hauptfragen zurückgeführt werden (§. 21): „1) Wovon soll ich bei meinen Nachforschungen ausgehen, oder worauf mag sich die Erkenntnifs, nach der ich strebe, stützen? 2) Wie weit kann ich in meinen Nachforschungen fortgehen, oder wo mufs ich meinen Nachforschungen ein Ziel setzen? 3) Wie vielfach ist meine Thätigkeit, oder auf wie mancherlei Art kann ich überhaupt wirksam seyn? 4) Worauf bezieht sich meine gesammte Thätigkeit, oder wohin soll sie zulezt gerichtet seyn?" — Wir gestehen, dafs wir uns hier etwas betroffen und überrascht finden, und bei einer Vergleichung dieser vereinfachten Fragen mit den vorigen um ihren Zusammenhang verlegen sind, indem theils die Mittelglieder sich unseren Blicken entziehen, theils sich unserer der Verdacht bemächtigen will, als ob Einiges vom Vorigen nicht vereinfacht, sondern ganz unberücksichtigt gelassen, und dagegen völlig Neues gefragt worden sei. Gar nicht vertreten in der vereinfachten Gestalt der Fragen finden wir z. B. die Frage: „Wozu ist Alles, was ich um mich her wahrnehme?" Und halten wir die *erste* vorige Frage mit der *ersten* vereinfachten zusammen, so war dort von den *gemachten* Unterschieden des problematischen Wissens die Rede, und wurde gefragt, worauf sich diese Unterschiede gründen; hier aber heifst es: „Worauf mag sich die Erkenntnifs, nach der ich strebe, (also noch etwas Ungemachtes, in Ferne und Zukunft Liegendes, wornach Hr. Krug und der mit ihm Philosophirende strebt) stützen?" — und dieses scheint uns zweierlei zu seyn. Auch können wir auf diese Frage keineswegs, wie auf die vorigen, schon zum Voraus eine Antwort geben, da uns von der Erkenntnifs, nach welcher erst gestrebt wird, noch gar nichts bekannt ist, und noch weniger davon, was sie für Stützen haben wird; doch errathen wir so viel, dafs diese Erkenntnifs das apodiktische Wissen seyn mufs, und dafs diese Frage auf das eigentliche und gesuchte Fundament geht. Ueber die *zweite* Frage geht uns einiges Licht auf aus der vorhin belobten schönen Stelle der Anmerkung zu §. 19, wo es unter Anderm heifst: „Sollte mir auch Manches noch *räthselhaft* bleiben, sollt' ich auch auf *gewisse unübersteigliche Schranken meiner Erkenntnifs* stofsen u. s. w.;" — denn diese vermuthungsweise hingeworfenen Andeutungen scheinen mit der zweiten Frage in naher Verwandtschaft zu stehen. Auch bei der *dritten* Frage, welche sogleich bestimmt darnach fragt, „*wie vielfach* meine Thätigkeit" sei, bleibt

Digitized by Google

es uns dunkel, wie dieses durch die Vereinfachung herbeigeführt werde, da in den früheren Fragen von einer vielfachen Thätigkeit noch gar nichts *vorkommt*, und im Gegentheil „all unser Thun," von dem dort die Rede ist, eher der einfache Ausdruck zu seyn scheint. Da wir nun nur bei der *vierten* Frage etwas deutlicher sehen, woher sie kommt und wohin sie zielt, nämlich auf den „bestimmten Zweck, den ich mir selbst setzen soll," übrigens uns aber so viele unüberwindliche Schwierigkeiten übrig bleiben, welche der Meister doch nicht für uns so lassen wird: so eilen wir weiter zu §. 22, welcher uns zwar, wie wir finden, noch keine Beantwortung der vorgelegten Fragen (denn damit müssen wir uns schon gedulden bis zum wichtigsten Theile des Buches selbst, welcher sich damit beschäftigen will), aber doch einstweilen eine Antwort liefert. Er lautet also: „Ich werde *also* zuerst die *obersten Principien der philosophischen Erkenntnifs* aufsuchen, sodann den *absoluten Gränzpunkt des Philosophirens* bestimmen, hernach die *ursprüngliche Form meiner gesammten Thätigkeit* nach ihren Grundzügen darstellen, und endlich den *höchsten* und *lezten Zweck derselben* erforschen müssen." Und die Anmerkung gibt hiezu noch den sehr wichtigen Aufschlufs, dafs die Fundamentalphilosophie, wieferne sie Elementarlehre ist, es *nur mit Auflösung dieser vier Hauptprobleme* zu thun habe; denn hievon hange die Auflösung *aller anderen philosophischen* Probleme ab; die *apodiktische Elementarlehre* zerfalle also *sehr natürlich* wieder in *vier Hauptstücke* (welche nun sehr natürlich auch die *viererlei* ausgezeichneten Worte des §. zu ihren Ueberschriften haben), und was nicht in diesen verhandelt werden könne, das gehöre *anders wohin*, nämlich entweder in die Methodenlehre oder in *andere* philosophische Disciplinen. — Alle bisherigen Räthsel und Schwierigkeiten sind uns hiemit verschwunden; wir erkennen nun ganz genau und deutlich, warum ein Meister, wie Hr. Krug, *nur diese* vier Hauptfragen (dieselben, auf welche schon oben bei der Definition des Philosophirens aufmerksam gemacht wurde) und keine anderen stellen konnte, und wie wichtig dieselben für alles Weitere, für Zusammenhang und innere Einrichtung des Systems sind.

Indessen bemerken wir doch, dafs dieser wichtige Aufschlufs nicht die nächsten und unmittelbar folgenden Antworten enthält, und dafs diese einfacher gegeben werden konnten, wenn Hr. Krug, wie bei den Fragen, so auch bei den vorläufig abgeleiteten Antworten seine *Vereinfachung* hätte eintreten lassen wollen. Es konnte z. B. auf die *erste* Frage: „Wovon soll ich — ausgehen u. s. w.?" — die sehr passende und einfache Antwort ertheilt werden: Von einem *Anfang*, mit dem ich zugleich einen *Grund*, ein *Fundament*, auf welches sich meine Erkenntnifs stüzt, erlangen mufs; — und auf die *zweite* Frage: „Wie weit kann ich — fortgehen u. s. w.?" — die Antwort: Bis dahin, wo ich *nicht mehr weiter* kann, wo ich stehen bleiben *mufs* (oder, wo ich gleichsam einen *Schlagbaum* finde, über den ich ohne einen gewagten Sprung, einen *Salto mortale*, nicht hinüber kann). — Ref. glaubt in der That dem Hrn. Verf. mit dieser Vereinfachung einen wichtigen Vorschlag zu machen, und einen einleuchtenden Vortheil nachzuweisen. Denn damit, dafs jezt so ohne alles Weitere, als ob sich das Alles von selbst verstände, sogleich *oberste Principien* der philosophischen Erkenntnifs (deren Möglichkeit sogar sogleich im ersten Hauptstück, welches von ihnen handelt, §. 25 — 29 als etwas Unbeweisbares noch sehr in Zweifel gestellt wird) angenommen werden, und eben so ein *absoluter Gränzpunkt* des *Philosophirens*, werden mancherlei Bedenklichkeiten herbeigeführt, schon für den gesunden Menschenverstand, wenn wir anders auf ihn noch achten wollen. Denn wenn dieser sich auch *Ein oberstes* Princip gefallen läfst, so wird er doch die Möglichkeit *mehrerer* nicht zugeben, und hartnäckig behaupten, dafs nur *Eines* allein *das oberste* seyn könne, gleichwie es zwar mehrere Oberste verschiedener Regimenter gäbe, diese dann aber unter einem General gleichsam als dem Obersten der Obersten ständen. Eben so wenig wird ihm, eingedenk der Behauptung, dafs eine *absolute* Philosophie gar nicht möglich sei, einleuchten wollen, wie dann doch ein *absoluter* Gränzpunkt des Philosophirens möglich seyn könne; denn diejenige Philosophie, welche diesen ausfindig macht und aufstellt, wird er wohl auch für die *absolute* halten wollen. Es ist aber noch etwas Schlimmeres vorhanden. Wenn man nämlich die hier so unvorbereitet eintretende und, so zu sagen, mit der Thür in das Haus hereinfallende Annahme von obersten Principien und von einem absoluten Gränzpunkte näher betrachtet und mit demjenigen, was bei ihrer späteren wissenschaftlichen Abhandlung und Ausführung dargeboten wird, zusammenhält, wo sich findet, dafs diese Annahmen und die Art und Weise, wie sie behandelt werden, gerade zum Eigenthümlichen der Philosophie des Hrn. Verfs. gehören, wie derselbe ja von dem absoluten Gränzpunkte S. 126 selbst sagt: „— *wissenschaftlich nachgewiesen* und *genau*

Digitized by Google

bestimmt hat jenen Punkt, so viel uns bekannt worden, noch keine (Philosophie). Darum halten wir diefs für ein *eigenthümliches* Verdienst dieser Fundamentalphilosophie." —: so ist nicht allein das zu fürchten, dafs gerade wegen des Mangels einer wissenschaftlichen Nachweisung bei der Art und Weise, wie diese Annahmen und Bestimmungen aus den vorgelegten Problemen so unerwartet hervorgehen, sie von Uneingeweihten geradezu als *dogmatische* und *beliebige* Behauptungen angesehen werden, welche Hr. Krug nach S. 264 „in Ermangelung sicherer Entscheidungsgründe — schlechtweg als wahr und gewifs annehme," und dafs sie überhaupt alles Schlimme sich gefallen lassen müssen, was a. a. O. dem Dogmatismus nachgesagt wird (denn dafs dort unter Voraussetzung jenes Gränzpunktes und für den Fall, wenn man schon bei Aufstellung seiner Principien ihn überfliegt, gesprochen wird, kann wenig schützen, so lange die Annahme desselben selbst noch so dogmatischer Art ist); — sondern es ist noch weit mehr zu fürchten. Denn was werden wir denn, Hr. Krug und ich, entgegnen können, wenn Jemand — und wir fürchten sehr, dafs es Jedermann thun könnte — auftritt und sagt: Da haben wir nun das Geheimnifs! Hr. Krug ist mit demjenigen, was er für das apodiktische Wissen hält, und das Eigenthümliche seines Systems nennt, augenscheinlich schon vorher fertig und im Reinen gewesen; und weil es ihm darum zu thun war, das Seinige als die alleinige Wahrheit um jeden Preis auch bei Anderen einzuführen, so hat er, anstatt dafs die vorgelegten Probleme, wie es den Anschein haben soll, wirklich das nothwendig Erste sind, und aus ihnen das Zweite, die apodiktische Elementarlehre nämlich selbst, mit Nothwendigkeit folgt und natürlich sich entwickelt, vielmehr jene Fragen gewaltsam herbeigezogen und sichtlich nach den schon vorher fertigen Antworten sie angelegt und eingerichtet; er hat mithin eine Art von *anticipatio* oder *petitio principii* („durch welche, sobald sie entdeckt werden, das System in seiner Grundfeste erschüttert wird," S. 32) begangen, und dieses nicht einmal geschickt zu verstecken gewufst. — Ist es doch, was die erste Besorgnifs betrifft, dem Ref. selbst geschehen, dafs er das, was S. 32 gesagt wird: „Fängt man aber gleich mit *apodiktischen* Behauptungen an, so sind die Zuhörer wie aus den Wolken gefallen," — nahe daran war sich selbst begegnen zu sehen, wenn ihn nicht die Versicherung (S. 272): „Alles Philosophiren ist Anfangs *dogmatisch* (vor der Auffindung des Gränzpunktes nämlich)" — und „wenn nun die philosophirende Vernunft sich einige Zeit mit dogmatischen Speculationen beschäftigt, und dadurch einige Stärke im Speculiren gewonnen hat, so fängt sie auch an *skeptisch* zu philosophiren," — diefsmal noch vor einem solchen Falle bewahrt hätte. Was aber die andere gröfsere Besorgnifs anlangt, so getrauen wir uns fast zu behaupten, dafs irgend ein anderer Philosoph, wenn er übrigens auch sein besonderes System schon vorher fertig hatte, ehe er scheinbar es erst findet, doch die Einführung desselben unter dem Scheine des allein wahren und nothwendigen gewifs mit etwas mehr Feinheit behandelt haben würde. Und hier zeigt sich der einleuchtende Vortheil unseres Vorschlages, den wir oben dem Hrn. Verf. machen zu müssen glaubten. Hätte er nämlich zuerst blofs davon gesprochen, dafs man von einem *Anfang* überhaupt ausgehen müsse, und unter geschickter Benützung der Wörter ἀρχή und *principium*, wie es bei §. 25 geschieht, die Sache gehörig fortgeleitet: so würde er unvermerkt den Leser von selbst nicht blofs zum Daseyn oberster Principien, sondern vielleicht auch zur Anerkennung der seinigen fortgeführt haben; und eben so, wenn er zur Beantwortung der zweiten Frage sich begnügt hätte zu sagen, man müsse so lange fortgehen, bis man nicht mehr weiter könne, und auf ein unüberwindliches Hindernifs stofse, würde ebenfalls der absolute Gränzpunkt, ganz gewifs wenigstens ein relativer, sich unvermerkt für den Leser durch die Anerkennung seiner Nothwendigkeit wie von selbst eingefunden haben. Durch die Voreiligkeit aber, womit Hr. Krug sogleich hervorbricht und Alles verräth, ist nun Vieles verdorben, was sich vielleicht nicht so leicht wieder gut machen läfst. Und ob wir gleich der philosophischen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit des Hrn. Krug, welche eine den wahren Zusammenhang der Sache versteckende Feinheit lieber verschmähte, unseren Beifall nicht versagen können, so müssen wir doch gestehen, dafs wir die vorsichtig philosophirende Vernunft hier in etwas vermissen. — Auch bei derjenigen Bestimmung, welche sich auf die *dritte* Frage bezieht, möchten wir erinnern, dafs, wenn die *ursprüngliche Form unserer gesammten Thätigkeit* nach ihren Grundzügen nicht schon *dargestellt*, sondern lieber erst *erforscht* und *aufgesucht* würde, wir das davon handelnde *dritte* Hauptstück dann lieber zum *ersten* gemacht sähen; denn ohne eine solche vorangehende Untersuchung wird sich von dem absoluten Gränzpunkte des Philosophirens schwerlich schon etwas Befriedigendes sagen lassen, und im Gegen-

Digitized by Google

theil würde mit dieser vorangestellten Untersuchung und insbesondere mit der höchstwichtigen Untersuchung über die ursprüngliche Form und Natur des *Denkens*, welche in keiner Fundamentalphilosophie fehlen darf, auch die Natur des Unterscheidens und der Werth der im problematischen Wissen gemachten Unterschiede, welche wir eben wegen dieses problematischen Charakters noch keineswegs für etwas ausgemacht Richtiges und Wahres nehmen dürfen, zunächst in Betracht kommen, und zu sehr wichtigen Betrachtungen und Ergebnissen veranlassen. — Von dem höchsten und lezten Ziele ist vorläufig schon genug gehandelt worden. —

Wir stehen an der Schwelle des apodiktischen Wissens, welches uns nun ganz aufgeschlossen werden soll. Doch ehe wir wirklich in dieses Gebiet eintreten, können wir nicht umhin, noch durch einen Rückblick auf das Bisherige, insbesondere durch gehörige Anwendung von Abstraction und Reflexion, uns der philosophischen Kunst zu versichern, mit welcher ein Meister wie Hr. Krug schon den *Uebergang* vom problematischen zum apodiktischen Wissen zu behandeln versteht. Die Vorschrift, welche wie auf solche Weise uns daraus abgezogen haben, wird nicht weit vom Ziele fallen, wenn sie folgendermafsen lautet: Willst du auf eine sichere Weise von einem blofs problematischen und unzuverlässigen Wissen zu einem apodiktischen und zuverlässigen hinüber gelangen: so mufst du vor allen Dingen mit dem lezteren schon zuvor bei dir im Reinen seyn; sodann zählst du dir aus deinem bisherigen und vermeintlichen Wissen eine Reihe von insgemein angenommenen Unterschieden auf, deren Wahrheit und Richtigkeit jedoch nicht erst untersucht zu werden braucht; vielmehr legst du dir in Beziehung auf diese Unterschiede deines problematischen Wissens einige Fragen vor, nicht alle, welche gethan werden können, sondern nur solche, welche schon in etwas näherer Beziehung zu deinem schon ausgemachten apodiktischen Wissen stehen; diese Fragen werden nicht beantwortet, sondern erst vereinfacht, d. h. auf einige Hauptfragen zurückgeführt, die gerade nicht weniger, weder der Zahl noch dem Ausdrucke nach, zu enthalten brauchen; ein wesentliches Erfordernifs ist es aber bei den vereinfachten Hauptfragen, dafs sie, ohne gerade die vorigen Fragen in sich aufzunehmen oder auch nur zu vertreten, ganz und gar, auch wenn sie etwas völlig Neugefragtes enthalten sollten, so eingerichtet werden, dafs sogleich die Hauptstücke deines apodiktischen Wissens daraus hervorspringen und wenigstens ihren Ueberschriften nach zur Antwort gegeben werden können.

Gabler.

---

1) *Entwurf einer philosophischen Grundlage für die Lehre von den Geisteskrankheiten, von Friedr. Groos.* Heidelberg und Leipzig, 1828. XIII und 96 S.

2) *Die sensitiven Krankheiten, oder die Krankheiten der Nerven und des Geistes, dargestellt von Joh. Heinr. Feuerstein.* Leipzig, 1828. XIV und 358 S.

Beide Werke stimmen darin überein, dafs sie einen besonderen Zweig der gesammten Heilkunde eigentlich wissenschaftlich zu begründen streben. Der seelenvolle Verf. von Nro. 1 sucht der Psychiatrie philosophischen Grund und wissenschaftlichen Charakter zu schaffen durch Beantwortung der Fragen: „ob die Menschenseele etwas selbstständig für sich Bestehendes oder blofs vom Leibe Abhängiges und gar vielleicht ein Product des wunderbaren organischen (körperlichen) Spielwerks sei; oder aber umgekehrt, ob nicht vielmehr der Leib mehr nicht sei als das blofse Werkzeug, wo nicht gar blofs ein Gedanke, ein Traumbild der Seele? Ob die Freiheit des Menschen eine unbedingte oder bedingte, oder gar blofser Schein sei; ob also seine böse That ihm, als absichtlich und freiwillig Bösem, der auch anders hätte handeln können, als er gehandelt hat, zugerechnet, oder aber als vorher bestimmte nothwendige Handlung auf Rechnung eines unerbittlichen Schicksals gesezt werden müsse? Ob endlich die Seele selbst erkranken könne, oder ob vielleicht allemal nur leibliche Fehler die Schuld der verkehrten Schlüsse, Urtheile und Handlungen des Irren tragen?" (S. 2).

Die wesentlichen Resultate der defsfallsigen Untersuchung unseres Verfs., auf die ihn zunächst die Betrachtung des Kindes im Mutterleibe führte, sofern dasselbe etwas in sich verberge, was (jezt noch) nicht an ihm erscheine — ein Verhältnifs, das von der ganzen Natur gelte, obwohl es von den Naturforschern und Philosophen bisher nicht beachtet worden sei (?!) — sind folgende: 1) das Wesenhafte des Menschen, das den beschränkten Sinnen nicht erscheine, zu dem der belebte Leib als das Erscheinende den Gegensatz bilde, und durch das der Mensch schon auf der Erde als freilich mehr noch passiver

Digitized by Google

Bürger des Himmels und der Ewigkeit lebe — wie das Kind im Mutterleibe in Beziehung auf die irdische Wirklichkeit — sei der Trieb zu Gott, als dem höchsten Gute, oder der reine Geist. (S. 18 u. f.) 2) „So wenig als das Wesenhafte oder Seiende das Product des Erscheinenden seyn könne, so wenig sei die Seele das Product des Körpers.“ (S. 29.) 3) Alle wahre Kraft und Thätigkeit stamme ausschliefslich nicht vom Erscheinenden (leiblichen Organismus), sondern vom nicht erscheinbaren reinen Ich ab; so wie denn „das Bewufstseyn eines aufser uns befindlichen Dings absolut nichts Weiteres sei, als das Product unseres eigenen Vorstellungsvermögens.“ (S. 30.) 4) Freiheit des menschlichen Willens sei die von Aufsen her ungestörte Wirkung des angeborenen Triebs zum höchsten Gut, der aber im Anfang durch die „Corporisation“ („Fleisch und Blut“) gebunden sei, und nur durch günstige äufsere Einflüsse und weitere sittliche Bildung des Willens durch Lehre und Beispiel entbunden werden könne. (S. 18, 19, 25.) 5) Das unsichtbare Seyn, der reine Geist, die Seele, könne nicht erkranken (S. 33); dennoch aber sei bei sogenannten Geisteskrankheiten der Leib nicht das allein von der Norm Abgewichene, sondern es sei der belebte und beseelte Organismus, es sei das zur Erscheinung gelangte Naturproduct selbst (der ganze erscheinende Mensch), was krank sei.“ (S. 34.) 6) „Geisteskrankheiten entständen nämlich aus dem unglücklichen Zusammenflusse einer *psychischen Negation* und eines *somatischen Positiven*. Erstere, d. h. die nicht hinreichende Entwickelung des wesenhaften Triebes — nicht aber (nach *Heinroth*) eigentliche Sünde oder Bosheit — sei den psychischen und moralischen Krankheiten (Lastern) gemein; die psychische Krankheit habe aber dazu noch eine organische (physische) Abnormität zum Voraus.“ (S. 35, 36.) 7) Wo die psychische Negation fehle oder also, wo durch Entwickelung und Befreiung des vernünftigen oder intellectuellen Triebes Weisheit bedingt sei, da könnten organische Abnormitäten keine Geisteskrankheiten hervorbringen. (S. 37.) 8) Weisheit (Vernünftigkeit) oder ihr Gegentheil (Leidenschaftlichkeit) beruhe auf Vorstellungen und Begriffen des Verstandes, der das Herz nur mit errege. (S. 42.) 9) Die pathognomonischen Zeichen psychischer Krankheit, Irrwahn, Irrgefühl und Irrtrieb sollen dadurch zu Stande kommen, dafs erst das kranke (nicht auch das gesunde) Seelenorgan von der Seele empfunden werde, wodurch sich nicht blofs, selbst überwiegende, körperliche Motive den geistigen beigesellten, sondern auch Sinnesempfindungen vorgespiegelt würden, die nicht von der Aufsenwelt veranlafst seien. (S. 57, 58.) 10) Als unmittelbares Seelenorgan in Beziehung auf Erkennen, Fühlen und Begehren sei das Gehirn zu betrachten; als mehr mittelbares das Ganglien-Nervensystem, dessen Brust- und Herztheil mehr in Beziehung stehe zum Gefühlsvermögen, wie der Ganglienapparat des Unterleibs zum Begehrungsvermögen. (S. 55.) 11) Die psychischen Ursachen wirken, sofern sie psychische Krankheit erzeugen helfen, blofs physisch. (S. 80.) 12) Die verschiedenartigsten bis jezt gebräuchlichen, häufig, als einzeln allein nur anwendbar, überschäzten Heilmethoden seien nach Verschiedenheit der Krankheitsfälle abwechselnd und verbunden gleich brauchbar — die Classification der psychischen Krankheiten, wie in des Verfs. besonders abgedruckter Recension des Esquirol-Hille-Heinroth'schen Werks. —

Wir enthalten uns jeder beurtheilenden Bemerkung, bis wir auch die Hauptzüge der Nro. 2 unterliegenden Grundansicht in Bezug auf die sogenannten Geisteskrankheiten angedeutet haben werden. Es sind aber die folgenden: 1) „Das sensitive System (Nervensystem) sei das eigentlich Menschliche im Menschen“ (S. 1); das Gehirn insbesondere das höchste der menschlichen Bildung“ (S. 3); nur aus Mifsverstand religiöser Dogmen habe man die Seele als ein besonderes, vom Leibe verschiedenes, immaterielles Wesen angesehen, da sie doch eigentlich nur das Ideelle, Göttliche, Immaterielle, Unendliche des Leibes sei, zu dem sie sich wie Positives zu Negativem (oder umgekehrt) verhalte. Oder die Seele sei die ideale Polarität des organischen Leibes, der Leib die reale Polarität der Psyche; das *Leben* beider Inbegriff (S. 25). Der menschlichen Seele inhärire auch noch eine Pflanzenseele = Willensseite jener oder Naturinstinct und Begehrungsvermögen, Gemüth und Wille, welche Pflanzenseele besondere Beziehung zur Unterleibshöhle, hauptsächlich aber zum Generationsapparat, habe; defsgleichen eine Thierseele = Gefühlsseite oder Anschauung und Einbildungskraft, Gefühl und Phantasie, die zusammen besondere Beziehung zur Brusthöhle hätten; indefs die gesammte Menschenseele, zu der aufser dem Genannten noch gehört Empfindungs- und Vorstellungsvermögen, Verstand und Vernunft, in der Glandula pinealis concentrirt sei. Die menschliche Seele in der Erscheinung dürfe aber nicht mit der Idee von derselben verwechselt werden, namentlich auch in so fern nicht, als jene für ewig und unsterblich gehalten würde, was nur die Idee derselben sei. (S. 27 u. f.) 2) Die einzelnen Seelenkräfte seien Resultat der einzelnen Hirnorgane; welcher und wie? wisse man nicht. 3) Die Geisteskrankheiten seien „abnorm und selbstisch auftretende Seelenkräfte“ oder aber in solchem Zustande befindliche Hirntheile mit entsprechenden Reflexen in Organen der übrigen Leibeshöhlen. (S. 35.) 4) Jene werden nach den genannten Seelenkräften eingetheilt, so zwar, dafs jede

Digitized by Google

derselben entweder im Krankheitsprocesse, im engeren *Kieser*'schen Sinne des Worts, oder im Zustand sogenannter erhöhter Krankheitsanlage, oder in dem des partiellen Absterbens (Lähmung) sich befinden könne. Die zweite Reihe bilden namentlich: „übermenschliches Handeln," „vorzügliche Phantasie," und „*übermäfsige Vernunft*," die — im reinen Gegensatze zum Kerne der Heinroth'schen Psychiatrie — dadurch zu heilen seien, dafs man bei derlei Kranken Sinn für Erdengüter, für leiblichen Genufs u. s. w. errege. 5) Die sogenannten Geisteskrankheiten, deren Pathologie und Therapie übrigens mehr nicht als 79 Seiten gewidmet sind, unterscheiden sich im Grunde von den Nervenkrankheiten in Nichts, als dafs eben diese ihren Sitz in den Nerven, jene im Gehirne haben.

Noch Einiges zur besonderen Charakteristik von Nro. 2 später. Jezt nur gemeinsam für beide Schriften einige hauptsächlichere kritische Bemerkungen, die Rec. unter den vielen sich ihm aufdrängenden auswählt.

1) Auch abgesehen von der Un- und Vorzeitigkeit einer vernunftwissenschaftlichen Grundlegung zur Psychiatrie kann Rec. auch in Beziehung auf defsfallsige Mittel und Art mit den Herren Verff. nicht ganz übereinstimmen, so sehr sie selbst auch darin von einander abweichen. Anstatt nämlich mit Nro. 1 zu sagen: die psychische Medicin müsse zu diesem Behufe „an feinen, fast unsichtbaren Fäden mit der Philosophie zusammenhängen" (S. 3), mufs Rec. vielmehr eine vollständige, innigste Durchdringung beider fordern. Sodann kann derselbe aber auch in dem, was ebendaselbst für Philosophie, für Vernunftwissenschaft ausgegeben wird, nämlich „Nachdenken über die Ergebnisse der Erfahrung und Aufsuchen von obersten und leitenden Principien (aus?) einer Summe von Erfahrungen, welches Alles, obwohl es nur Subjectives sei, dennoch für etwas Objectives genommen werde" — wo nicht ein blofses leidiges Surrogat oder gar das gerade Gegentheil von Vernunftwissenschaft, doch nur eine Vorbedingung, ein besonderes Hülfsmittel oder höchstens ein untergeordnetes Element derselben erkennen. Der Hr. Verf. von Nro. 1 baut auch nach des Rec. Ermessen wirklich selbst auf besseren Grund; nur dafs sich ihm derselbe mehr erst in der Form gläubiger Ahnung darzubieten scheint. — Selbstbewufster und schulgerechter geht dem ersten Anscheine nach Nro. 2 zu Werke. Allein bei näherer Betrachtung ergibt sich, dafs der Gegenstand dieser zweiten Schrift, anstatt auf die gemeinsame Grundwurzel von Natur-, Geistes- und Religionsphilosophie lebendig bezogen und durch diese gestaltet und beseelt zu seyn, gegentheils allzu äufserlich blofs nach einem naturphilosophischen Formalismus geregelt sei, der noch dazu nicht selten hier, wie in des übrigens hochachtbaren *Kiesers* System überhaupt, einer empirisch noch nicht reif gewesenen oder willkürlich flüchtig schief erfafsten Masse oft ziemlich gewagt und unpassend aufgedrückt erscheint, und der, besonders auffallend im Systeme der Medicin selbst, anstatt mit absoluter Fülle, vielmehr mit absoluter Leerheit, als völlig hohle Form, beginnt.

2) Was den Begriff: psychisches Leben überhaupt oder Seele etc. betrifft, so befinden sich Nro. 1 und 2 im Grunde in gerade entgegengesezten Extremen befangen. Wenn freilich je und je mit gesprochenen und geschriebenen Worten nothwendig auch der sachgemäfseste Sinn verbunden würde, so könnte man sich bei dem, was defshalb Nro. 2 aussagt, zur Noth beruhigen. Physisches und Psychisches sollen darnach nicht blofs entgegengesezte Polaritäten seyn, sondern lezteres wird auch das Immaterielle, Ideelle, Unendliche, Göttliche des Menschenleibes genannt. Freilich ist schon dadurch das Psychische mehr als Accidenz des Physischen bezeichnet, als dafs wirklich beide als polar entgegengesezte Ausdrücke Eines gemeinsamen Grundes charakterisirt wären. Dem blofsen Formalismus der Polarität zufolge hätte von diesem Einen gemeinsamen Grunde als von der primären Indifferenz und Identität jener beiden, die zugleich fortwährend ihre lebendige Copula bliebe, die Rede seyn müssen. Dagegen ist aber blofs angesprochen: Leben als *Inbegriff* (nicht als nächste Quelle oder Wurzel) beider. Freilich ferner ist der abstracte Gegensatz von materiell und immateriell nicht gleich dem concreten von physisch und psychisch. Auch weifs man nicht, wie mit lezterem immateriell gleichbedeutend seyn soll, da ja vorher das Hirn eben so gut als Seelenapparat bezeichnet ist, als man Magen etc. den Verdauungsapparat nennen mag. Eben so wenig ernstlich kann es mit dem Worte Unendlichkeit gemeint seyn, da die erscheinende Seele gleich darauf endlich und sterblich genannt wird. Und wie es endlich mit ideell, göttlich etc. gemeint sei, erhellt z. B. daraus, dafs die eigentlichen Arzneistoffe *ideelle* Heilmittel genannt werden (S. 70). Kurz Nro. 2 kommt mit seinem naturphilosophischen Formalismus theils im Ganzen nicht über die Natur im engeren gewöhnlichen Sinne des Worts, nicht über das Physische hinaus, theils geht auch im Einzelnen über die Form der Inhalt unbeachtet verloren. So oft daher auch die Worte Vernunft, Freiheit etc. gebraucht werden, von der Sache, dem Wesen, z. B. der Vernünftigkeit, Sittlichkeit, Religiosität wird man in der Schrift doch nirgends lebendig angesprochen. Höheres Geistiges wird in der That und Wahrheit kaum irgend nur von Aufsen berührt. Und dabei pochen *Kieser* und *Feuerstein*, um sie auch nur auf ihrem eigenen Gebiete zu bekämpfen, fast muthwillig auf noch aufzufindende Hirnorgane des Verstandes, der Vernunft etc.; unerachtet neuerlichst von verschiedenen Seiten auch auf empirischem Wege höchst wahrscheinlich gemacht wurde, dafs alle Hirngebilde für den Dienst der sinnlichen Sphäre unseres Psychischen aufgehen, wohin wir jedoch auch Einbildungskraft und Phantasie rechnen müssen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103. u. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

1) *Entwurf einer philosophischen Grundlage für die Lehre von den Geisteskrankheiten, von Friedr. Groos.*

2) *Die sensitiven Krankheiten, oder die Krankheiten der Nerven und des Geistes, dargestellt von Joh. Heinr. Feuerstein.*

(Beschluſs.)

Nro. 1 geht nun zwar mehr auf das Wesen des Psychischen selbst ein. Allein auf das bloſse Sichtbar- oder Unsichtbarseyn ist der Unterschied des Physischen und Psychischen auch nicht zu gründen; sondern auf rein entgegengesezte, bestimmt zu definirende *Lebens-Tendenzen* Eines gemeinsamen indifferenten und identischen Lebensgrundes, der in jedem Individuum von der Zeugung aus besonders qualificirt ist. Ohne solche lebendige Vermittelung beider wird auch die Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem nie anschaulich. Die psychische Tendenz beginnt allerdings schon im Leben des Nervensystems, aber nur an diesen Beginn und an die unterste Sphäre reicht in der That Nro. 2, indeſs dagegen Nro. 1 das Psychische im entgegengesezten Extreme, so zu sagen, mehr nur in seiner Spitze erfaſst, indem es als Trieb zu Gott definirt ist, in welchem aber nur Eine Beziehung desselben, wenn auch die centralste und höchste, gegeben ist. Indem aber der Hr. Verf. von Nro. 1 das Physische vollends zum Producte des Psychischen machen will, sezt er sich auf eine, bei dem gegenwärtigen Stande der Lebenswissenschaft und nach deſshalb in ihrer früheren Geschichte Verhandeltem, unbegreifliche Weise muthwillig allen unbesiegbaren Einwürfen gegen eine gewisse spiritualistische Physiologie, Pathologie etc. der physischen Organisation aus.

3) Dürftig ist in beiden Schriften die so höchst wichtige Aetiologie der psychischen Abnormitäten. Daſs sie bei Nro. 2 seicht und ärmlich seyn müsse, folgt nothwendig aus dem bezeichneten Mangel eines tieferen Eingehens auf das Psychische überhaupt. Nachlässig ist diese Schrift insbesondere auch noch darin, daſs die einzelnen ursächlichen Momente häufig gar nicht näher auf die angebliche Grundursache des abnormen Zustandes bezogen werden, so wenig zusammenpassend beide auch öfters auf den ersten Blick erscheinen. Nach Nro. 1 aber soll psychische Krankheit das Product eines somatischen Positiven und einer psychischen Negation seyn. Leztere wird in nicht hinreichende Entwickelung des Triebes zu Gott (= psychisches Leben) gesezt. Nun ist Rec. zwar damit einverstanden, daſs das, was jeder eigentlichen psychischen Krankheit äuſserlich beharrende Form und Bestand gibt, gleichzeitig vorhandene beträchtlichere physische Abnormität, und zwar namentlich tiefer in das chemische und selbst mechanische Verhältniſs der physischen Organisation eingreifende, sei. Auch darin stimmt er mit Nro. 1 zusammen: daſs derjenige Mensch, welcher es in der Entwickelung der Vernunft und Sittlichkeit bis auf einen gewissen Grad gebracht hat, psychisch nicht eigentlich und förmlich mehr erkranken könne. Allein völlig klar ist es ihm auch, daſs auch das psychische Leben in seinen niedrigeren Sphären, bei minderer Ausbildung seiner höheren Beziehungen und gleichzeitigem Mangel ächt *religiöser* Richtung und Haltung, die der Hauptsache nach eine beträchtlichere Geistesentwickelung in hohem Grade surrogiren können, auch qualitativ, so wie durch ein einseitiges Zuviel, in sich selber erkranken könne, und daſs dergleichen bei jeder eigentlichen psychischen Krankheit selbst eine Hauptsache ausmache. Dafür geben die alltäglichsten psychischen Zustände, z. B. der Leidenschaftlichkeit, ja der Hergang aller geistigen Bildung und Verbildung, schlagende Beweise. Und erst durch diese Anerkenntniſs kommt Tiefe und Gründlichkeit in die Aetiologie der psychischen Krankheiten, und weiterhin auch in die Therapie derselben. Welch' ein Begriff der moralischen Gebrechen, z. B. der Lasterhaftigkeit, käme auch ohne diese Anerkenntniſs zu Stande? Nach Nro. 1

Digitized by Google

soll die psychische Negation ohne das somatische Positive die moralischen Gebrechen ausmachen. Müfste denn aber demnach nicht jeder Unwissende und Gefühlsarme und Willenslahme ein Lasterhafter seyn, und ist es denn in der Wirklichkeit so?! Nur ein, wenn auch aus noch so fernem Hinterhalte hervorwirkender Rest einer gläubig vorgefafsten Meinung von der Natur der Seele, nach der sie nicht ein Lebendiges eigener Art und Dignität wäre, das aber doch — unbeschadet seines Adels und seiner göttlichen Natur — als ein bedingt Lebendiges unter den allgemeinen Lebensgesetzen steht, macht die Inconsequenz des Verfs. von Nro. 1 erklärlich, in Folge deren er seinen Trieb zu Gott sich zwar in der Zeit entwickeln, nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit gleich beschaffen seyn läfst, ihn aber dann doch gegen andere allgemeine Lebensgesetze, wie z. B. in Beziehung auf die Möglichkeit der Abweichung von der Norm, eximiren möchte. Und diese Inconsequenz nöthigt ihn denn auch zu dem Ausspruche: die psychischen Ursachen wirken blofs physisch, der mehr als blofs paradox ist. Oder wirken des Hrn. Verfs. gewifs geistreiche Vorlesungen auch nur auf den Körper seiner Zuhörer?

Wir bemerken zum Schlusse in Beziehung auf Nro. 1 nur noch, dafs der darin bezeichnete Begriff einer nur allmälig reifenden und überhaupt bedingten menschlichen Freiheit Wesentliches vor anderweitigen defsfallsigen Annahmen voraus habe; zu Nro. 2 aber: dafs es seinen ganzen Gegenstand sehr consequent nach dem Formalismus des *Kieser*'schen Systems darstelle; in Beziehung auf pathologische Synonymc, so wie auf einzelne Heilmittel und von Seite der Literatur ziemlich vollständig sei; seine Sätze nicht immer in dem correctesten Ausdrucke, meistens ohne alles Weitere hinstelle, als müfsten sie sich von selbst verstehen und rechtfertigen, dafs es aber übrigens überhaupt nicht leicht etwas gebe, was nicht auch in jedem besseren Buche über den gleichen Gegenstand gefunden würde. —

In der Zuversicht, dafs die Herren Verff. beider Schriften des Rec. Freimüthigkeit nur in dem ernsten Interesse für die so wichtige und würdige in Frage stehende Sache begründet halten, scheidet er freundlich von ihnen, als von wohlmeinenden Gefährten nicht blofs in der Sphäre der Psychiatrie, sondern auch in Beziehung auf Begründung eigentlicher Heilwissenschaft überhaupt.

Leupoldt.

Reise Seiner Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerica in den Jahren* 1825 *und* 1826. *Herausgegeben von Heinrich Luden. Erster Theil mit 16 Vignetten, 4 Kupfern, 3 Plänen und 2 Charten. XXXII. 317 S. Zweiter Theil mit 9 Vignetten, 2 Charten und 1 Plan. IV. 323 S. Weimar, bei Wilh. Hoffmann. 1828.

„Das folgende Tagebuch ist ursprünglich keineswegs zum Drucke bestimmt gewesen. Ich habe es während der Reise geschrieben, theils zu meiner eigenen Erinnerung, theils um meinen hochverehrten Eltern, meinen Verwandten und Freunden desto bequemer und sicherer Auskunft über Alles geben zu können, was sie etwa zu wissen wünschen möchten.“ So spricht sich Se. Hoheit selbst in einem Vorwort über die Entstehung des Werkes, dessen Titel diesem Aufsatz zur Ueberschrift dient, aus, und in der That läfst sich nicht leicht eine günstigere Entstehung einer Reisebeschreibung denken, sobald der Mann, welcher sie niederschreibt, mit unbefangenem Sinne, mit jener geistigen Beweglichkeit, die sich fremden Weisen des Lebens und Geniefsens anzuschmiegen im Stande ist, und mit einer solchen Kenntnifs der Einrichtungen, Bedürfnisse, Grundlagen und Vorrichtungen des menschlichen und insbesondere gesellschaftlichen Bestehens in dem Grade ausgestattet ist, wie Se. Hoheit. Die natürliche Folge jener nicht nach einem bestimmten Zweck der Publication hin stattfindenden Aufzeichnung ist nämlich die, dafs nirgends weder eine die Sache entstellende Phantasie, noch auf einer einzelnen Stimmung basirte, und doch viele Verhältnisse umfassende Urtheile den Gesichtskreis mit Nebelstreifen durchziehen; jede einzelne Beobachtung bleibt *sachgemäfs;* sie erscheint gewissermafsen individualisirt, indem der Leser in den einzelnen Moment mit hereinversetzt wird, und doch geht sie nicht wie bei humoristischen Reisenden in der Stimmung des Momentes unter, sondern bleibt, indem sie sich an das rein Thatsächliche hält, selbst objectiv.

Eine Recension eines solchen Werkes ist im Grunde unmöglich — ein Auszug eben so; jene wie dieser würde etwa nur rein persönliches Interesse zur Quelle haben können, indem jene die Reihe von Beobachtungen mit einer bestimmten Ansicht mäfse, dieser dieselben nach einer gewissen Richtung hin verfolgte. Ref. verzichtet

Digitized by Google

also auf Beides, und beschränkt sich darauf, theils den Versuch zu machen, aus gewissen der Sache nach zusammenhängenden, im Verlauf der Reisebeschreibung aber der Trennung des Locales zu Folge aus einander gerissenen Bemerkungen Resultate zu ziehen, theils durch die Zugabe einiger gewöhnlich minder beachteter historischer Notizen zu Berichtigung der im Publicum gang und gäben Ansichten Nordamericanischer Staatenbildung beizutragen.

Zuerst scheint ihm hier der Unterschied hervorzuheben, welcher zwischen der Reisebeschreibung Sr. Hoheit und allen anderen neueren, in Deutschland erschienenen, Nordamerica betreffenden, in der Art stattfindet, dass die leztere alle ihre Entstehung Reisen verdanken, denen irgend ein bürgerlicher Betrieb, ein bürgerliches Interesse oder eine politische Ansicht zu Grunde lag, während sich in der Reisebeschreibung Sr. Hoheit nirgends eine andere Absicht der übernommenen Mühen erblicken lässt, als der Wunsch der Belehrung durch eigene Ansicht. Fügen wir zu dieser Freiheit von bürgerlichen Absichten und Interessen noch hinzu, dass nirgends der Mangel an äusseren Mitteln misstimmen oder hindern konnte (was bei gewöhnlichen Reisenden, öfter als man glaubt, das Urtheil trübt), dass die ausgezeichnete Stellung und mehr noch die ausgezeichnete Persönlichkeit Sr. Hoheit an tausend Stellen die Wege zum Ziel bahnte, wo Andere mit den grösten Schwierigkeiten gekämpft haben würden, dass namentlich alle gebildeteren Kreise, deren Nähe der Reisende berührte, sich beeiferten, ein günstiges Andenken zu hinterlassen, so wird von selbst einleuchten, dass schon der Standpunkt, von welchem aus die in der vorliegenden Reisebeschreibung mitgetheilten Beobachtungen gemacht worden sind, ein solcher ist, wie er selten einem Reisenden geboten wird. Freilich erfahren wir aus diesem Grunde von gewissen gemeineren Seiten und Unbequemlichkeiten des Nordamericanischen Lebens so gut wie nichts, weil der Reisende derselben entweder durch seine Stellung überhoben wurde, oder weil er davon zu reden verschmähte; indessen wird sich Jeder leicht über solche Lücken, die zum Theil selbst wieder Belehrungen sind, trösten können. So ist z. B. in dem ganzen Buche nur einmal, so viel sich Ref. erinnert, von *Yankeetricks* die Rede (I, 110), von jenem ganz eigenthümlichen Erzeugniss *frechhafter* Rechtlichkeit des Nordamericanischen gemeineren Volkes; denn es bestehen, wenn wir anders Herrn *Galt*, der in seiner Reisebeschreibung ein ganzes Verzeichniss solcher nichtswürdiger Streiche anführt, die Yankeetricks eben darin, dass der, welcher den Anderen übervortheilt, und auf dessen Unvorsichtigkeit und Nichtkenntniss des Rechts speculirt, sich nach keiner Seite aus *der* Sphäre herausbewegt; innerhalb welcher er gegen die Verfolgung des Gerichts sicher ist. Nach den Berichten mehrerer neuerer Reisenden wäre *Rechtlichkeit* ohne *Rechtschaffenheit* fast der allgemeine Charakter der Bewohner der Nordamericanischen Küstenlandschaften. Dass dieses unmöglich in *dieser* Ausdehnung der Fall seyn kann, geht aus der Reisebeschreibung des Herzogs Bernhard negativ hervor; eine solche Entsittlichung würde, wenn sie allgemein wäre, dem Reisenden aufgefallen und in irgend einer Weise angemerkt worden seyn, wenn gleich er nicht in so vielfältige und auf demselben Punkte in die Länge gezogene Berührungen mit den Landeseinwohnern geringerer Classe kommen konnte, als ein Mann, welcher die Absicht hat, sich anzusiedeln. — Auch von den rohen Begegnungen der Virginier, Kentuckier und der Einwohner anderer Provinzen unter sich, von denen uns Gall, Sidons u. A. unterhalten, erfahren wir wenig und eben nur das, was sich davon bis in die höhere Gesellschaft erstreckt; dass die Herren zum Beispiel in den südlichen Staaten überall Taback kauen, dass sie im Theater während der Vorstellung Nüsse knacken. Am unangenehmsten müssen uns Deutschen für den ersten Augenblick die Bemerkungen seyn, welche das Wesen der Deutschen selbst in Nordamerica betreffen, und in Beziehung auf welche der Reisende trotz aller Innigkeit, mit welcher er von jeder besseren Deutschen Natur, welche ihm auf seinem Wege begegnet, spricht (von Leuten oft aus sehr geringem Stande spricht), nicht verhehlen kann, dass sie im Allgemeinen nächst den Irländern die rohesten und verdorbensten sind. Betrachten wir die Sache näher, so müssen wir es für einen Segen unseres Vaterlandes halten, dass nicht leicht ein ordentlicher Mann gezwungen ist, seine bürgerliche Existenz auf fremdem Boden zu suchen, dass im Ganzen nur die verwahrlosesten Hauswirthe, und religiöse und politische Querköpfe eine Zuflucht in America suchen; dass die übrigen besseren Deutschen Einwanderer grösstentheils nur durch Zufall oder absolutes Unglück dahin verschlagen worden sind. Uebrigens bilden die Deutschen Querköpfe in der Reisebeschreibung vom allbekannten alten Herrn *Rapp* an, durch den einsiedlerischen Griechenfreund *von Schott*, und den sich als Bedienten anbietenden, angeblichen Preussischen Lieutenant *Schmidt* hin-

Digitized by Google

durch bis zu den Deutschen in Pensylvanisch-Hamburg eine schöne Mustercharte, und Ref. kann sich nicht enthalten, die die lezteren betreffende Stelle wörtlich auszuheben: „Ich machte in *Hamburg* Mittag, und traf, da es Sonntag war, eine Menge Müfsiggänger, lauter Deutsche, im Wirthshause versammelt. Von mehreren gebildeten Deutschen in den Vereinten Staaten wurde mir die Bemerkung gemacht, die ich leider richtig gefunden habe, dafs nach den Irländern die Deutschen die rohesten Einwanderer sind. Die Wahrheit dieser Bemerkung drängte sich mir in Hamburg abermals auf, und besonders bei einem jungen Arzte, welcher früherhin auf mehreren Deutschen Universitäten studirt hatte, und seinen seltsamen Schwindelgeist durch einen gemeinen Ton kund gab. Es war das Erstemal in den Vereinten Staaten, dafs mir die *Affectation von republicanischem Wesen auffallend* wurde."

Wenn es nun also die eigenthümliche Stellung des Reisenden mit sich bringt, dafs er von dem Umgange mit Menschen in einem noch mannigfach rohen und in der Anfänglichkeit begriffenen Lande dennoch fast nur Angenehmes und Schönes berichten kann, diefs Angenehme und Schöne aber fast ganz dem Europäischen nachgebildet ist, also weniger interessant für den Dritten, so hält für diese Lücken der Reichthum kriegshistorischer und kriegswissenschaftlicher, staatswirthschaftlicher, die Volkspflege und überhaupt die Administration betreffender, naturwissenschaftlicher, ökonomischer und anderer Bemerkungen mehr als schadlos. Wenige Reisende werden dem Lande, das sie besucht haben, ein so reiches Geschenk hinterlassen haben, als Se. Hoheit den Vereinten Staaten in vorliegender Reisebeschreibung, die den administrativen Behörden wie den Einzelnen eine Menge zweckmäfsiger Unterstützungen, Verbesserungen oder Richtungen der Thätigkeit und der Aufsicht an die Hand geben mufs.

Eine *zweite* Bemerkung, zu welcher sich Referent veranlafst sieht, betrifft das Verhältnifs in der Mischung der Einwohner der südlichen und der nördlichen Staaten. Es hängt diese Bemerkung in so fern mit der vorigen zusammen, als zu jener noch hinzugefügt werden mufs, dafs die von den europäischen mehr abweichenden Lebens- und Gesellschafts-Formen in den südlichen Staaten zu finden sind, dafs demnach auch der Bericht der Reise durch diese eine im Allgemeinen interessantere Haltung gewinnt, als der der Reise durch die nördlichen Staaten, wo es weniger gesellschaftliche Erscheinungen als vielmehr öffentliche Einrichtungen und bestimmte Anlagen sind, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden, wie des Lesers, in Anspruch nehmen.

Dafs die Umgangsformen in den südlichern Staaten mehr von denen der gebildeten europäischen Länder abweichen, beruht vorzüglich auf der heterogeneren Mischung der Einwohner; denn während in den nördlichen Staaten das Germanische Element der Bevölkerung durch dort eingewanderte Engländer, Niederländer, Deutsche und Schweden vorherrscht und nur durch die untergeordnete Masse der irländischen Colonisten einen keltischen Zusatz bekommen hat, hat im Süden noch immer das Romanische Element das Uebergewicht — Spanier weniger, weil nur die unbemittelten zurückblieben, die wohlhabenderen sich bei der Uebergabe der ehemals Spanischen Städte gröfstentheils nach der Havannah zurückzogen — aber vorzüglich Franzosen. Alle Romanischen Völker sind mehr nach Aufsen auf den unmittelbaren Genufs des Lebens und der Wirklichkeit gerichtet, während die Germanen ihre Genüsse entweder in einer eingebildeten Welt suchen, oder ihr Leben in den Anstalten zum Genufs des Lebens, zu welchem sie fast nie kommen, hingehen lassen. Musik und Tanz und Jagd und lustiges Wesen erscheint nun auch in der vorliegenden Reisebeschreibung mehr auf die südlichen; religiöse Pedanterei und Querköpfigkeit, trockene Reflexion und die Sucht „Geld zu machen" (to make money) mehr auf die nördlichen Staaten vertheilt; und trotz der Taback kauenden Herren und der Schlägereien mit Stock und Stilet auf den feinsten Bällen, behauptet doch auch in America die Romanische Natur ihren Charakter, die freudigere und erfreulichere zu seyn, und es wird nicht ausbleiben, dafs dieser Unterschied in Art und Weise sich auch, bei dereinstiger schärferer Gliederung der politischen Massen, in der Geschichte des Nordens und des Südens der Vereinten Staaten ausspricht.

Es ist aber nicht blofs der Unterschied der Romanischen und Germanischen Bevölkerung, der den Norden und Süden der Vereinten Staaten trennt, sondern auch die Sclaverei der Schwarzen. Diese erstreckt sich nördlich weiter herauf als die Romanische Bevölkerung, und herrscht auch noch in einer ganzen Reihe von Staaten mit fast ausschliefslich Germanischer Bevölkerung. Es kann hier nicht der Ort seyn, in eine moralische Untersuchung über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit der Sclave-

Digitized by Google

rei einzugehen; es hängt die Entscheidung einer solchen Untersuchung zulezt immer von dem Standpunkt ab, von welchem aus ein Jeder seine Stellung zu dem Menschengeschlecht mifst, und wie er des lezteren Gliederung auffafst, und Ref. kann hier diesen Standpunkt und diese Auffassung dahin gestellt seyn lassen; es fragt sich nur, was erscheinen factisch für Folgen der Sclaverei, und was ist der Grund, dafs sie unter gegenwärtigen Verhältnissen von den Einwohnern des Südens der Vereinten Staaten für nothwendig ausgegeben wird. Hier gibt uns nun vorliegende Reisebeschreibung zum Theil sehr genügende Auskunft. Die südlichen Gegenden, wo Sumpfreis gebaut wird, haben im Sommer ein mörderisches Klima, und lezteres erstreckt sich mehr oder weniger über alle Küsten- und Uferlandschaften der südlichen Vereinten Staaten. Diesem Klima ist nur die physische Natur des Negers gewachsen, ohne ihn also ist die Bebauung des gröfsten Theiles der südlichen Staaten unmöglich. Freilich, wird Mancher einwenden, ist es zum Bebauen nicht nothwendig, dafs man Sclave sey, man kann auch Herr seyn; mit solchen Consequenzen kömmt man denn in moralischen Dingen ganz ansehnlich weit, nur in der Welt, wo das *historische Recht* oder besser gesagt das *Recht der Weltgeschichte* es noch über Abstractionen davon zu tragen pflegt, nicht von der Stelle. Die Neger haben weder in ihren eigenthümlichen Staaten und Gemeinden in Africa, noch in ihrem modernen, europäisirten Gemeinwesen in Haiti bis jezt irgend ein Werk vollbracht, was ihnen irgend ein selbstständiges Verdienst um die allgemeine Entwickelung des Geistes beilegte; welthistorisch wichtig sind sie bis jezt also nur als Grundlage *Europäischer* Cultur in den Tropenländern geworden; *als Sclaven* haben sie sich *weltgeschichtliche Ehre* erworben, und fürs Erste werden sie dieser Ehre so bald nicht quitt werden, wenn gleich es die Natur weltgeschichtlicher Ehren zu seyn pflegt, dafs der, dem sie zufallen, sie nicht als ein Glück, sondern als ein Unglück geniefst. Auch aussterben werden sie trotz der abscheulichen Härte, mit welcher gegen sie zuweilen verfahren wird, und trotz der strengen Verbote der Einfuhr sobald nicht: (II. 80.) „Da „nämlich die Einfuhr von Negersclaven zur See durch eine „Congrefsacte abgeschafft, und als Seeräuberei erklärt „worden ist, so ist im Inneren America's eine neue Han„delsart entstanden. Viele Eigenthümer von Sclaven in „den Staaten Maryland und Virginien haben wahre — „man verzeihe das häfsliche Wort, ich weifs aber die „häfsliche Sache nicht besser zu bezeichnen! — sie haben „wahre Sclavenstutereien angelegt, aus welchen die Pflan„zer aus Louisiana, Mississipi und anderen südlichen „Staaten ihren Bedarf an diesem Artikel beziehen, der „täglich im Werthe steigt." Es wird also, wenn nicht *Mifs Wright* noch Wunder thut, wohl vor der Hand bei dem Bestehen der Sclaverei sein Verbleiben haben, und das Nächstliegende ist, dafs man sich die Folgen, welche die Aufnahme der Sclaverei in einen Gesellschaftsbestand haben mufs, klar zur Vorstellung bringt.

Dafs das Gemüth durch eine Sclavenumgebung verhärtet wird; dafs man jene weichere Stimmung, die man, wenn sie perpetuirlich ist, in Deutschland ein *gutes Herz* nennt, fast ganz verliert durch das Aufwachsen neben einer Dienerschaft, die mit der Peitsche in Ordnung gehalten werden mufs, und die man fast blofs wie ein sich verzinsendes Capital betrachtet, ist einleuchtend. Auch diefs scheint unvermeidlich, dafs von Hause aus rohere Naturen unter der herrschenden Bevölkerung leicht zu einer solchen Bestialität fortgetrieben werden, wie Se. Hoheit sie oft in New-Orleans mit ansehen mufste, und von welcher ein Beispiel in der That zu dem Empörendsten gehört, was man sich vorstellen kann. (II. 104.) „Fast „täglich sieht man Beispiele von der niederträchtigen Be„handlung, welche die armen Neger erfahren. Ich mag „davon nicht sprechen. Aber einen besonderen Auftritt, „der mich — am 22sten März — auf das Tiefste indig„nirte, kann ich nicht übergehen. In unserem Boarding„hause war eine junge Virginische Sclavin als Hausmäd„chen, eine reinliche, aufmerksame, stille und sehr or„dentliche Person. Ein im Hause wohnender Franzose „rief früh nach Waschwasser; da ihm das Wasser nicht „sogleich gebracht wurde, so ging er die Treppe hinun„ter, und traf dieses arme Mädchen, das gerade eine an„dere Beschäftigung hatte. Alsobald schlug er sie mit „der Faust ins Gesicht, dafs ihr das Blut an der Stirn „herunter lief. Das unglückliche Geschöpf durch diese „unverdiente Mifshandlung empört, sezte sich zur Wehr „und packte den Franzosen bei der Gurgel. Dieser schrie „um Hülfe, aber Niemand wollte sie ihm leisten. Da „lief der Gesell auf sein Zimmer, packte seine Sachen zu„sammen und wollte das Haus verlassen. Als nun unsere „Wirthin Madame Herries dieses erfuhr, da beging sie, „um diesen Gesellen zufrieden zu stellen, die Infamie, „dem armen Mädchen 26 Hiebe mit dem Ochsenziemer „geben zu lassen, und trieb die Grausamkeit so weit, dafs

Digitized by Google

„sie den Geliebten des Mädchens, einen im Hause die„nenden jungen Negersclaven, zwang, seiner Braut die „26 Hiebe aufzuzählen."

Es wird Niemanden in den Sinn kommen können, solchen Infamien selbst das Wort auch nur entfernt reden zu wollen; allein es ist das doch immer nur eine Ausnahme; — infamer Mifsbrauch von Gewalt findet sich aber ausnahmsweise, und hie und da *sehr häufig* ausnahmsweise, mit jedem Zustand verknüpft, so lang und breit die Weltgeschichte ist, und es fragt sich noch, ob es eine zerstörende Infamie ist, einem Mädchen aus einer Classe, bei welcher körperliche Strafen nichts Ehrenrühriges haben können, 26 Hiebe geben zu lassen, oder, was in Europa der Fall schon häufig genug gewesen seyn mag, einen Mann von Kraft, Verdienst und gutem Willen eigennütziger Absichten wegen in eine Reihe körper- und seelenzerstörender Verhältnisse zu verwickeln. Also Infamie gegen Infamie gerechnet, wird es wohl überall in der Welt gleich seyn, nur dafs man anderwärts raffinirt genug ist, das Auge beleidigende Anblicke zu vermeiden. Dadurch wird die Sache nicht gebessert.

Als Recompens aber für die gröfsere Härte des Gemüths wird allezeit das in Anschlag zu bringen seyn, dafs man in einem solchen gesellschaftlichen Zustande unserer nordischen, Seelengesundheit zerstörenden, Empfindelei, Affectation von Gefühl und himmelnden Gemüthlichthuerei im Allgemeinen quitt ist, dafs den Menschen, wenn auch das Herz nicht immer ganz an der rechten Stelle zu sitzen kömmt, dagegen der Kopf richtig zu stehen pflegt. Die Staaten des Alterthums sind dafür Beleg genug. Ob nun das Recompens auch als ein Aequivalent zu betrachten sei, überläfst Ref. jedem Anderen gern zur Entscheidung, nur macht er noch bemerklich, dafs gesellschaftliche Zustände entweder zu beurtheilen sind nach ihrer welthistorischen Stellung (und in dieser Beziehung hat er schon früher einmal in diesen Blättern zu bemerken Gelegenheit gehabt, dafs es dann auf das *Resultat* ankomme und nicht auf die *Masse des Glückes oder Unglückes Einzelner,* deren Leben der Production des bestimmten Resultates gewidmet war), oder dafs sie zu beurtheilen sind als in sich geschlossene organische Ganze, die ihren Zweck und folglich auch ihr Gesetz in ihnen selbst tragen, — auf keinen Fall aber mit Empfindung.

Eine andere, in gesellschaftliche Verhältnisse weit eingreifende Folge einer Sclavenbevölkerung, die ihrer Natur nach einer ganz fremdartigen Menschenrace angehört, wird überall eine gewisse, von der Geburt abhängige, weitere ständische Gliederung seyn. Die Bequemlichkeit des Umgangs allein schon wird eine Anzahl weifser Männer reizen, mit Sclavinnen sich zu vermischen, und es wird so eine Zwischenbevölkerung entstehen, welche man der Väter wegen nicht wohl den Sclaven gleich stellen kann, und welche man doch auch, will man nahe Verwandtschaften zwischen Sclaven und zwischen freien Herren das Mifsverhältnifs nicht noch empörender gestalten lassen, nicht sofort in den ersten Generationen mit den lezteren auf dieselbe Stufe treten lassen darf. Es entstehen so durch die Geburt Adelsclassen, deren Bestand weder an Güter noch Titel, sondern allein an die Physiognomie geknüpft und defshalb ein unaustilgbarer ist. Hört man nun in Europa, wo wegen der längst vollbrachten Mischung aller Volksstämme, aus denen die gebildeteren Nationen erwachsen sind, etwas Analoges gar nicht stattfinden kann, von dem gesellschaftlichen Verhältnifs der Mestizen und Quarteronen, so erscheint diefs wo möglich noch empörender als das der Sclaven, und doch ist es das natürlichste und zumeist unmittelbar aus der Sache sich ergebende. Ref. hebt folgende Stelle aus der Reisebeschreibung, wo besonders von der Stellung der farbigen Freien in New-Orleans gehandelt wird, aus: „Bekanntlich ist ein Quateron das Kind einer Mestize und „eines weifsen Vaters, so wie hinwiederum eine Mestize „das Kind einer Mulattin und eines weifsen Vaters ist. „Die Quarterons sind fast ganz weifs. An ihrer Haut „würde man ihre Abkunft nur selten erkennen. Ja manche „Quarteronne hat eine weifsere Haut als manche stolze „Creolin. Eher werden sie durch ihre schwarzen Haare „und Augen verrathen, und doch gibt es auch ganz blonde „Quarterons und Quarteronnes. Diejenigen Quarteron„nes, welche diesen Ball (es ist von bestimmten Bällen „die Rede, welche Se. Hoheit auch zuweilen besuchten) „besuchen, sind Freie. Und dennoch herrscht gegen sie, „wegen ihrer schwarzen Abkunft, das gröfste Vorurtheil, „und besonders hegen oder affectiren die weifsen Damen „die stärkste Abneigung gegen die Quarteronnes. *Hei„rathen zwischen Weifsen und Farbigen sind nach den Ge„setzen des Staates verboten.* Da nun die Quarteronnes „ihrer Seite auch mit Verachtung auf die Neger und Mu„latten hinabsehen, und sich mit denselben nicht vermi„schen wollen, so bleibt ihnen nichts übrig, als soge„nannte Freundinnen der Weifsen zu werden. Ein sol„ches Engagement betrachten die Quarteronnes als eine

Digitized by Google

„Ehe, und gehen dasselbe nicht anders ein, als durch „einen förmlichen Contract, nach welchem der Freund „eine namhafte Summe an die Mutter oder den Vater der „Quarteronne zahlen muſs. Die Quarteronnes führen „dann auch den Namen ihrer Freunde, und halten, wie „man versicherte, diese Verbindung mit viel mehr Treue, „als manche in der Kirche getraute Dame. Mehrere die„ser Mädchen haben ihre Väter oder Freunde beerbt und „besitzen ein sehr schönes Vermögen. Ihre Lage ist in„deſs immer sehr untergeordnet. Sie dürfen in keinem „Wagen auf der Straſse fahren, und nur im Dunkeln kön„nen ihre Freunde sie in ihrem eigenen Wagen auf den „Ball bringen. Sie dürfen niemals in Gegenwart von wei„ſsen Damen sitzen, und ohne besondere Erlaubniſs der„selben nicht einmal in ein Zimmer kommen. Die Wei„ſsen haben das Recht eine solche Unglückliche wegen ei„ner Beschuldigung, für welche sie zwei Zeugen aufstel„len, wie einen Sclaven peitschen zu lassen. Manche „aber dieser Mädchen haben eine viel sorgfältigere Er„ziehung genossen, als manche der Weiſsen; sie betra„gen sich gewöhnlich mit mehr Anstand und Sittlichkeit „als diese, und machen ihre Freunde oft viel glücklicher „als die weiſsen Damen ihre Eheherren. Und doch spre„chen die weiſsen Damen stets mit der gröſsten Verach„tung und selbst mit Erbitterung von diesen unglückli„chen und unterdrückten Geschöpfen. Die stärkste Spra„che des hohen Adels in monarchischen Staaten der al„ten Welt über seine Nebenmenschen kann nicht stolzer, „anmaſsender und verachtender seyn, als die Sprache „ist, mit welcher man die Creolinnen in einem der viel„gepriesenen freien Staaten der liberalen Union von den „Quarteronnes reden hört. In der That es wird dem den„kenden Menschen bei solchen Vergleichungen wunder„lich zu Muthe!"

Das, was einem bei allen solchen erblichen Standesunterschieden wunderlich zu Muthe macht, ist am Ende doch nur dieſs, daſs man sieht, wie die Menschen mit dem Unterschied der Geburt einen moralischen Unterschied verbunden denken, und zwar in der Art verbunden denken, daſs sie den Unterschied nicht als etwas von Gott Gegebenes, und deſshalb wie schlechtes Wetter gleichgültig Hinzunehmendes betrachten, sondern als ein Merkmal höherer geistiger Bedeutung und geringerer. Ein moralischer Unterschied in gewisser Hinsicht ist freilich an jeden Standesunterschied geknüpft, und es kommt nur darauf an, die Einsicht der Nothwendigkeit des Unterschieds und somit der Gleichgültigkeit des Standes, in welchem man geboren ist, für die eigene Werthschätzung zu gewinnen, um sich über alle solche scheinbare Caricaturen in der Welt zu beruhigen. Allezeit wird ein Volk, dessen Individuen sich in verschiedene Stände gruppiren, ein weit gegliederteres, geistig lebendigeres, mannigfacher gebildetes Ganzes ausmachen, als ein solches, wo alle Geburtsunterschiede rasirt sind. Trotz alles Hohnes und Grolles, der sich in der Seele minder berechtigter Stände gegen solche, die ihre höhere Berechtigung zunächst bloſs der Geburt zu verdanken scheinen, erzeugt, hat jedes Volk, wo wenigstens Ein Stand durch die Natur unmittelbar bevorrechtet erscheint, einen wesentlichen Vorzug darin, indem eine solche Gliederung wie eine Barriere gegen die Keckheit und den Dünkel des Pöbels wirkt. Nichts ist leichter, als daſs gerade die Classen der Gesellschaft, welche ihren Kreis von Kenntnissen und Gewandtheiten am wohlfeilsten erkaufen, am ersten dazu kommen, sich in breiter dünkelhafter Anmaſsung gehen zu lassen, wie ein Jeder erfahren haben muſs, der in solchen Ländern, wo der Erbadel alles Ansehen verloren hat (wie in dem gröſsten Theil von Italien und in Frankreich), sich längere Zeit verweilt und mit Aufmerksamkeit das Benehmen der niederen Volksclassen beobachtet hat; diesen ist in der Gestalt des Erbadels recht eigentlich ein Pfahl ins Fleisch geseczt, dessen Wirkungen dann überhaupt den Gebildeteren zu Gute kommen.

Ref. kann diesen Betrachtungen zu Folge in der physiognomischen Gliederung der Bevölkerung in den Staaten von Nordamerica, wo noch Sclaverei herrscht, nur ein hohes Gut für die Zukunft sehen, so empörend sich auch vor der Hand die Sache ausnehmen mag; die nördlichen Staaten haben nichts Aehnliches, und wenn es bei ihnen einmal zu einer festeren ständischen Gliederung kommt, wird diese von den Wirkungen des Geldvermögens allein ausgehen, und dann moralisch weit üblere Folgen haben, als jezt die Verachtung, womit die farbigen Freien in den südlichen Staaten behandelt werden. Die einzelnen Reste des Feudalwesens in den nördlichen Staaten, wie z. B. in Albany (I. 114), sind mehr als Curiosa zu betrachten, und können schon ihrer Vereinzelung wegen nicht als Grundlagen späterer Bildungen betrachtet werden. Bis es aber auch nur zu *der* Verbesserung des gesellschaftlichen Bestandes kommt, daſs der Reichthum anerkannte gesellschaftliche Vorzüge bringt, wird es trotz der Bemühungen der Reicheren in den nördlichen Staaten, sich gesellschaftlich abzusondern, noch lange Zeit hin haben, und der Dünkel, die Selbstgenügsamkeit und Impertinenz derjenigen Classen der Bevölkerung, welche niederen Arbeiten verschrieben sind, wird bis dahin den

Digitized by Google

Aufenthalt in den nördlichen der Vereinten Staaten für jeden Gebildeten verbittern. Will man Beispiele für diese Impertinenz, so lese man Galls Reisebeschreibung; aus der vorliegenden des Herzogs Bernhard heben wir nur eine Stelle aus, die eben diesen Gegenstand betrifft: „Die „aufwartenden Dienstboten sind (in New-York) meistens „Neger oder Mulatten; hat man weifse Dienstboten, so „sind es gröfstes Theiles Irländer; denn die Americaner „haben eine grofse Abneigung gegen das Dienen. Livréen „sieht man gar nicht; die männlichen Dienstboten sind in „Fracks gekleidet. Alle Herrschaften klagen über die „schlechte Bedienung und die Insolenz ihrer Domestiken, „die sich so viel als ihre Herrschaft dünken. Von diesem „Dünkel sah ich in der That täglich Beispiele.“ Eine wohlthätige ständische Gliederung läfst sich für die Zukunft am ersten noch in Virginien erwarten, von demjenigen Staate, der bei seiner Gründung als Colonie schon die edelsten Elemente unter allen Nordamericanischen Staaten an sich gezogen hat, und wo durch den Bestand der Majorate durch allen politischen Wechsel hindurch eine sehr zweckmäfsige Grundlage eines höheren Standes gegeben ist. In der That sind auch jezt schon die meisten der ausgezeichneten Staatsmänner und Krieger Nordamerica's aus Virginien, und die Virginier wissen das, was sie an den Majoraten haben, recht gut zu schätzen, wie unter andern auch vorliegende Reisebeschreibung (I. S. 289) zeigt: „Im Gespräche mit diesen Herren bemerkte ich mit „Verwunderung den aristokratischen Geist, wegen dessen „die Virginier bekannt sind. Ich erstaunte, diese Herren „den Erbadel und die Majorate preisen zu hören.“ In *den* nördlichen Staaten, wo weder eine bedeutende farbige Bevölkerung noch Majorate sind, wird, wie gesagt, von dem Unterschied im Geldvermögen in Zukunft ein Ständeunterschied ausgehen müssen; allein jener Unterschied kann nicht eher anfangen, diesen zu erzeugen, bis die verschiedenen Arten der Gelderwerbung selbst in engere Schranken gezwängt sind. So lange niedere Handarbeit *so* theuer bezahlt wird, dafs die Gefängnisse, wo Verbrecher arbeiten müssen, dem Staate zu sehr einträglichen Fabriken werden, wird kein eigentlicher Mittelstand, kein Bürgerstand sich bilden können, und der Handwerker unmittelbar zum vornehmen Herrn aufsteigen können: ein Umstand, der selbst da, wo er in Europa häufiger möglich ist, trotz althergebrachter Institute, welche der höheren Classe einen festeren Bestand geben, wie eine moralische Pest wirkt, weil der Bürgerstand dadurch seine alte eigenthümliche, ehrenhafte Stellung verliert, und sich in übermüthige Herren und abhängige Lumpen theilt; die höheren Stände aber, wenn nicht unmittelbar durch das Eintreten reich gewordener Menschen ohne innere Bildung und ohne äufsere Haltung, doch durch die Verheirathung mit deren Kindern, die in der Anschauung geistlosen Genusses des auf gemeinem Wege erworbenen Geldes aufgewachsen sind, inficirt werden. In America mufs bei der völligen Gleichheit der Staatsbürger in den nördlichen Staaten der Mangel der in Europa im Mittelalter gebildeten und in Staaten glücklicherer Bildung bewahrten bürgerlichen Gewerbscorporationen noch weit drückender und zerstörender wirken, bis die Leichtigkeit der Auswanderung nach dem Westen durch Ueberfüllung oder durch politische Verhältnisse aufhört, bis die Menschenmassen sich mehr stauten, die Menge der Arbeit-suchenden gröfser, und folglich die Handarbeit wohlfeiler wird, bis endlich die Holzverschwendung, welche jezt noch stattfindet, zu einem Punkte führt, wo dadurch bei dem rauhen, wechselnden Klima Nordamerica's das Leben der niederen Classen sehr erschwert wird. Dafs diese Zeit nicht so ganz entsetzlich fern liege, läfst sich behaupten, wenn man auch nur die flüchtigen einzelnen Notizen über den Anwachs der Bevölkerung in den westlicheren Staaten und Landschaften in vorliegender Reisebeschreibung zusammenstellt. Einige dieser Notizen heben wir beiläufig aus: I. S. 119. „Im „Jahre 1794 war ein kleines Wirthschaftshaus das einzige „bewohnte Gebäude in dieser Gegend, und jezt steht *Utica* „da als eine der blühendsten Städte des Staates New-York, „und fortwährend werden neue Häuser gebaut. In der „That man fängt hier an, die grofsen Fortschritte, die die„ses junge Land in der Cultur macht, zu bewundern, „und bekommt ganz neue Ideen vom menschlichen Er„schaffungs- und Unternehmungsgeiste.“ I. S. 125. „In „*Waterloo* ist das erste Haus 1816 angelegt; jezt hat die„ser Ort zwei Kirchen und gegen 3000 Einwohner, die „meistens recht wohlhabend zu seyn scheinen.“ I. S. 126. „Von *Rochester* stand 1812 noch kein Haus, und der Acre „Wald ward für 1½ Dollar verkauft. Nun sind da vier „Kirchen, eine Bank, die Gebäude des Tribunals und „der Administration der Grafschaft und gegen 4000 Ein„wohner.“ I. S. 128. „*Lockport* bestand im Mai 1821 „aus zwei Loghäusern; jezt (20. August 1825) enthält er „600 Häuser, unter welchen mehrere von Stein; er hat „ein Post-Office, eine Buchdruckerei, in der wöchent„lich eine Zeitung erscheint, und zwei Kirchen.“ Aus dem zweiten Bande erwähnen wir nur noch, wie *Montgommery* in Alabama in der Zeit, auf welche sich die Notiz Sr. Hoheit bezieht, schon 1200 Einwohner hatte, ungeachtet es erst fünf Jahre früher erbaut war; wie die Bevölkerung im Staate Ohio im Jahre 1800 sich auf 200,000 Einwohner belief; 1810 zwischen 4—500,000 und 1820 gegen 800,000 betrug; endlich wie die Stadt Columbus rasch emporgewachsen ist: II. S. 184. „*Columbus* ist die „Hauptstadt vom Staate Ohio, und enthält gegen 1800 „Einwohner, die drei Kirchen haben, eine presbyteriani„sche, eine lutherische und eine methodistische. Im Jahre „1812 stand hier nur Wald.“ — Hundert andere ähnliche Bemerkungen liefsen sich noch ausheben, und aus anderen neueren Reisebeschreibungen bis in die Tausende vermehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 105. u. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Reise Seiner Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerica in den Jahren 1825 *und* 1826. *Herausgegeben von Heinrich Luden.*

(Fortsetzung.)

Eine *dritte* Bemerkung, welche Ref. durch die vorliegende Reisebeschreibung zu machen veranlaſst wird, betrifft den Zustand der Wissenschaften und Künste in den Vereinten Staaten. Wie es bei den vorhergehenden Betrachtungen über die Mischung der Einwohner aus verschiedenen Menschenracen die südlichen Staaten und die westlichen vorzüglich waren, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so sind es bei der Frage nach wissenschaftlicher Bildung und ihrem Bestand vorzüglich die nordöstlichen. In den südlichen Staaten ist es theils die mehr auf unmittelbaren Lebensgenuſs gewendete Natur der Creolen, theils wie in dem Westen die Rohanfänglichkeit der ganzen Landescultur, welche bisher streng-geistigere Beschäftigungen entfernter gehalten hat. Wie sehr man noch in den später zu den Vereinten Staaten hinzugekommenen Staaten mit der Natur zu ringen hat, wie wenig man noch mit der Befriedigung der ersten Bedürfnisse im Reinen ist, sieht man am besten aus einer Bemerkung über die Sessionen der Legislatur zu Cahawba in Alabama. II. S. 42. „Ein Unterkommen ist hier „so schwer zu finden, daſs die hier versammelten Sena„toren zu drei auf einer auf den Boden gelegten Matratze „schlafen müssen; ihre Nahrung bestand, wie man sagte, „fast ausschlieſslich aus gesalzenem Schweinefleische.“ — Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen an mehreren Orten im Süden und Westen die Anlage projectirter Akademieen so groſse Schwierigkeiten gefunden hat, daſs sie unterbleiben muſste; kein Wunder, wenn Eltern, die ihre Wohnsitze in dessen Gegenden haben, und ihre Kinder sorgfältiger unterrichten lassen möchten, sie entweder nach Europa, oder, was häufiger geschieht, nach den nordöstlichen Staaten zur Erziehung senden.

Im Allgemeinen muſs bemerkt werden, daſs die Anstalten für wissenschaftliche Bildung, in wie fern sie Privatsache sind, weit zahlreicher zu seyn scheinen und weit besser in Flor, als wo sie Staatssache sind. Eine groſse Menge Erziehungs- und Unterrichtsinstitute von Privatleuten angelegt sind im Gange; während von der vor Kurzem erst gegründeten Virginia-University von dem Reisenden bemerkt werden muſste, daſs einige der dazu errichteten Gebäude schon baufällig zu seyn scheinen, und daſs unter den Studirenden ein Insubordinationsgeist störend wirkt. Die Bibliothek einer *Lesegesellschaft* in Boston, des Athenäums, ist gröſser (sie enthält circa 20,000 Bände) als die der benachbarten *Universität* Cambridge, welche nur 18,000 Bände hat. So ist es fast durchaus, und es spricht sich darin dieselbe Erscheinung aus, die sich so vielfältig auch in der Gesetzgebung zeigt, nämlich daſs man von der Majestät eines öffentlichen Wesens eine so geringe Vorstellung hat, daſs man es vielmehr nur betrachtet als eine Anstalt für den *Vortheil* der Einzelnen, und daſs, wo dieser für sich seinen Gang nehmen kann, er weit mehr sich bemerkbar macht, als wo er sich mit dem Interesse des Ganzen zu vereinigen hat. Ref. erinnert sich aus einer früher erschienenen Reisebeschreibung von *Isaac Weld*, welche den Zustand Nordamerica's im Jahre 1796 und 1797 zum Gegenstand hat, der Bemerkung, daſs die längste Gefängniſsstrafe in Pensylvanien auf *Nothzucht* gesezt war, nämlich nie unter 10 und nie über 21 Jahre, während dagegen *Hochverrath* weit geringer bestraft ward, und höchstens mit 12 Jahren Gefängniſs. — Dieses Gesetz, wenn man sich auch unterdeſs vielleicht genugsam geschämt hat, um es aufzuheben, charakterisirt die Nordamericanischen Freistaaten, wo eine der Familie angethane Beleidigung mehr als die Abtrünnigkeit vom gemeinen Wesen bemerkt wird, überhaupt am besten. Es ist natürlich; die *Mehrzahl* ist

Digitized by Google

überall plattes Volk; besonders wenn auch *die* Kreise mit gezählt werden, die durch die erwählte oder überkommene Lebensart in einen bornirten Horizont, an bornirte Interessen und Arbeiten gebannt sind — läfst man diese, gemeinbürgerlichen Interessen hingegebene Mehrzahl in *der* Art vertreten und regieren, wie es in den Vereinten Staaten geschieht, so wird es ganz unmöglich seyn, jenen gemeinbürgerlichen Interessen ihren Einflufs auf alle Theile des öffentlichen Wesens abzuschneiden — wie kann man sich dann wundern, wenn Jeder sich berufen glaubt, über das, was der Geist nur immer als das Höchste gestalten kann, über Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst auch sein Schusterwort mitzusprechen, und wenn das Resultat dieser Art, das Heiligste am verächtlichsten zu behandeln, indem man es Kreisen Preis gibt, die ihrer Natur nach profanum vulgus sind, eine platt verständige, freilich jedem Seifensieder leicht zugängliche, und defshalb von gewissen Blättern in Europa in den Himmel erhobene, wissenschaftliche Bildung ist. Dafs bei einer solchen Richtung des Geistes gewisse Kenntnifsmassen sich sehr erweitern, kann man nicht läugnen; alle ökonomischen, mechanischen, alle auf einfachem Hausverstande basirten Kenntnisse breiten sich in Nordamerica sehr leicht aus. Fast in jedem bedeutenderen Dorfe von Massachussets ist eine Buchdruckerei und eine Feuerspritze, um etwa aufkeimende Flammen des Genie's oder auskommende Brände nach Befinden mit dem Wasser der Zeitungen und platten Raisonnements oder der Creeks gehörigermafsen zu dämpfen. Ein wahrer Trost ist es nur, überall noch die Alten geehrt zu sehen: denn sowohl in der schwimmenden Buchhandlung auf dem Frie-canal, als in den Buchhandlungen in Geneva wurden Sr. Hoheit alte Autoren als die Bücher genannt, von welchen ein vorzüglicher Absatz stattfinde; und hoffentlich ist es überall so und bleibt so.

Die einfache Folge davon, dafs die höchsten Erscheinungen des Lebens so auf einfache Verstandessätze zurückgeführt werden sollen, werden mit der Zeit eine Menge Carricaturen seyn; es hat nämlich mit allen diesen Sätzen *die* Bewandtnifs, dafs sie nur so lange Stich halten, als man sie in Pausch und Bogen anwendet und gelten läfst; so wie man sie scharf ins Auge fafst, und die daraus zu machenden Folgerungen (welche doch vollkommen richtig seyn müfsten, wenn es ihr Ausgangspunkt wäre) geltend machen will, entsteht das phantastischeste Zeug, was sich denken läfst. Alle jene so einfach aussehenden Sätze von Menschenrechten u. s. w. führen zu einer fast beliebigen Anzahl der fürchterlichsten Carricaturen. So lange die Nordamericaner nun noch beschäftigt seyn werden mit der Aufbringung der ersten sinnlichen Bedürfnisse, so lange sich ihr ganzes Dichten und Trachten auf Landwirthschaft und Schifffahrt, auf Handarbeit und Handel und allenfalls auf die zu zweckmäfsiger Leitung dieser Thätigkeiten führenden Wissenschaften beschränkt, werden sie sich bei jenem platten Hinleben nach Sätzen hausbacknen Verstandes, die man selbst in Pausch und Bogen nimmt, und eben so bei Anderen gelten läfst, sehr gut befinden; allein damit kommt der Mensch auch in der Zeitlichkeit keineswegs immer aus, und die Folgen werden sich dann in einer Reihe krankhafter Kämpfe mit dem bestehenden Zustande kund geben; denn sobald man anfangen wird jene einfachen, und Notabene eben ihrer Einfachheit wegen streng abstracten Sätze schärfen durchzuführen, wird man mit dem, was blofs in Pausch und Bogen darauf erbaut ist, in Kampf gerathen. Anfänge dieser Neigung zu phantastischen Gesellschaftsformen, die sich in Zukunft einer geistig-indolenten Vertheidigung des bestehenden Zustandes und der Verzichtung alles Suchens nach höherer Begründung gegenüberstellen wird, sind schon in der Gesellschaft des Herrn *Owen* und in anderen Vereinigungen, welche den Zweck haben, gewisse abstracte Grundsätze der einfachen Natürlichkeit des Lebens zum Trotz in der Schöpfung gesellschaftlicher Formen geltend zu machen, gegeben; jezt sieht dergleichen noch ganz lustig aus, auch ist es gröfstentheils noch nicht einmal auf Americanischem Boden erwachsen; Herr Owen, Herr Rapp und die Shaker sind eingewandert; allein auch das Americanische Leben wird sich einst mehr in sich concentriren und sublimiren, und eine Zeit wie sie bei den Germanischen Nationen kurz nach der Völkerwanderung folgte, und bald die abstractesten Grundsätze, die phantastischesten Lebensformen, bald die brutalste Gewalt erzeugte, wird nothwendig folgen — es gibt eine innere Verzweiflung auch in dem Leben der Völker, durch welche keine liberale Zeitung hindurchhilft. Ref. kann sich übrigens nicht enthalten, zum Beleg, wie jezt das natürliche Leben in Nordamerica hie und da gewissermafsen nur spielend aber doch schon unter Martern einer abstracten Ordnung unterliegt, folgende Stelle aus vorliegender Reisebeschreibung auszuheben: „Abends machte ich einigen Damen (in New-Harmony) Besuche, und „sah die Philosophie und die Liebe der Gleichheit bei

Digitized by Google

„einer derselben auf eine harte Probe gestellt. Sie heifst „Virginia D.... aus Philadelphia, ist sehr jung und hübsch, „sehr fein erzogen, und scheint einer unglücklichen Liebe „wegen sich hieher zurückgezogen zu haben. Sie sang „gerade sehr gut, und spielte Pianoforte, als man ihr „ankündigte, *das Kuhmelken sei an ihr*, und die Kühe „ständen ungemolken. Fast weinend unterzog sie sich „dieser unästhetischen Beschäftigung, und verwünschte „das new social system, nebst der gepriesenen Gleichheit! „Nach dem Kuhmelken, bei welchem das arme Mädchen „von einer Kuh getreten, und von der andern beschmutzt „worden war, machte ich mit den jungen Damen und ei„nigen jungen Philosophen eine Wasserpartie in einem „recht guten Kahn auf die überschwemmten Wiesen des „Wabasch. Der Abend war sehr schön und mondhell, „und die Luft sehr mild; die schöne Miss Virginia ver„gafs ihre Stallleiden, und erfreute uns durch ihren lieb„lichen Gesang.“ Härter wäre dem Leben durch abstracte Regeln mitgespielt worden, wenn es erwiesen werden wäre, was von Hrn. Rapp erzählt wird, dafs er seinen einzigen Sohn, der seine Keuschheitsgebote einmal übertreten, mit eigener Hand castrirt habe.

Fast übler noch als mit den Wissenschaften steht es mit den schönen Künsten. Die Baukunst, während sie nach der Seite hin, wo sie im unmittelbaren Dienst des gewöhnlichen Lebens steht, als Schiffsbaukunst, Maschinenbaukunst, Wasserbaukunst und Kunst zweckmäfsige Wohn- und Wirthschaftsgebäude zu errichten, im Ganzen recht gedeihlich betrieben zu werden scheint, geht als schöne Kunst fast bei allen Nationen betteln. Capitäler aus der description de *l'Egypte* finden sich an den Säulen im Capitol zu Washington (I. 271), *Dorische* Säulen am Rathhaus von Richmond (I. 302), am Bankgebäude zu Boston (I. 79.), *Jonische* Säulen am Staatenhaus von Richmond (I. 301), am Civilhospital zu Boston (I. 90), am Capitol zu Albany (I. 114); nach dem Modell des *Parthenons* von Athen die Bank der Vereinten Staaten zu Philadelphia (I. 218.); nach dem Modell des *Pantheons* mehrere Gebäude — kurz fast von jedem ausgezeichneten Gebäude läfst sich sagen, wie es hier in Aegyptischem, dort in Griechischem, wieder wo anders in Römischem, von Privatanlagen hie und da auch wie sie in Gothischem Styl erbaut sind; aber einen eigenthümlichen Baustyl wie Aegypten, Griechenland, Rom, wie in der neuern Zeit die Deutschen in der schönen Gothischen Bauweise, wie die Neugriechen, wie die Italiener, haben die Nordamericaner nirgends aufzufinden gewufst, ungeachtet kein Staat so viel Veranlassung haben kann, öffentliche und eigenthümlich eingerichtete Gebäude zu haben als eine Republik. Es ist sogar der ästhetischen Verzweiflung der Baumeister in Nordamerica ein so treffendes und naives Denkmal errichtet worden, dafs man ein Modell davon allen Orten ähnlichen Gesellen zum Hohn aufstellen sollte; Ref. führt am liebsten die betreffende Stelle aus der Reisebeschreibung Sr. Hoheit wörtlich an; sie betrifft das Haus des Commissioners im Navy-Yard zu Boston, und ist folgende: „Der Architekt, der „den Plan dazu gemacht hatte, belästigte den damaligen „Commissioner mit ewigen Anfragen wegen der Form des „Hauses, dergestalt, dafs dieser endlich, im höchsten Grad „der Ungeduld, antwortete, er möchte es bauen like his. „Der Architekt nahm ihn beim Worte, und führte sein „Gebäude mit zwei so dicht neben einander stehenden „cylindrischen Aussprüngen auf, dafs man vom Navy-„Yard aus einen ganz sonderbaren Anblick hat.“ Ein anderes Denkmal der Geschmacklosigkeit der Nordamericaner im Bauen ist ihre Hauptstadt Washington über und über. (I. 261.) „Ich hatte mir keine grofse Idee von „Washington gemacht; ich fand aber, was ich sah, unter „meiner Erwartung. Das Capitol steht auf einer Anhöhe, „und soll in die Mitte der Stadt zu stehen kommen; bis „jezt ist es nur von unansehnlichen Häusern und Feldern „umgeben, auf welchen gleichfalls kleine Häuser zer„streut stehen.“ (I. 263.) „Die vier Bureau's (in Washing„ton in der Nähe des Capitols) sind völlig gleich ge„baut, sehr einfach mit hölzernen Treppen; sie haben „im Inneren das Ansehen von Schulgebäuden — — die „Häuser stehen überhaupt so einzeln in Washington, dafs, „wenn man den Plan dieser Stadt ansieht, man mehr „Strafsen als Häuser findet.“

Noch schlimmer als mit der Baukunst ist es mit der Mahlerei bestellt, von welcher aufser Stuben- und Kutschenmahlerei fast kein Zweig geachtet wird als die Porträtmahlerei; schon diefs könnte ein Vorurtheil gegen den Kunstsinn der Nordamericaner erregen, dafs man neben Kunstsachen auch Oesterreichische Tabackspfeifen u. drgl. in Kunstsammlungen wie in dem Museum von Baltimore aufhebt. Indessen spricht sich der Augenzeuge deutlich genug an mehr als Einem Orte über den Mangel an Sinn für mahlerische Darstellungen der Natur sowohl als historischer Begebenheiten aus. Von der Dichtkunst kann auch fast in Nordamerica nicht die Rede seyn; der

Digitized by Google

prosaische Zuschnitt der Anfänge des Lebens in diesem Lande macht viele Gattungen der Poesie unmöglich; Sagen gibt es fast nicht, was davon vorhanden ist, wie die Colonistennovelle I. 302. ist durch Sentimentalität entstellt; so mangelt der eigentliche epische Stoff; dieser Mangel drückt aber nothwendig auch die höhere dramatische Dichtung nieder. Der Roman, die Komödie und die lyrische Dichtung bleiben fast allein übrig. — Allein auch von dem Theaterwesen in Nordamerica bekommt man keine allzu günstige Vorstellung. Bedenkt man nun bei diesem Mangel an poetischem Fond, bei der seichten Aufklärung des Verstandes im Allgemeinen noch die Gleichgültigkeit, mit welcher der Staat religiöse Gemeinden behandelt, so dafs deren in Philadelphia allein nicht weniger als ein und zwanzig verschiedene ihre Kirchen haben; sezt man die mannigfaltigen und von den verschiedensten Ansichten ausgehenden Unterrichtsanstalten, von der High-School in New-York, wo die Jungen auf den Pfiff abgerichtet sind, bis zu den Herrenhuter-Seminarien, und von diesen bis zu dem Northamptoner-Erziehungsinstitut, was nach dem Muster von Schulpforte mit einiger turnerischer Abänderung eingerichtet seyn soll: so sieht man eine so bunte Mannigfaltigkeit der Bildung, dafs man sie in keiner Hinsicht unter einen Hut bringen könnte, fehlte nicht allen diesen Richtungen die tiefere Poesie des Lebens, die mit ihrer goldenen Phantasie allein ein Gegengewicht bildet gegen alle Handwerksmäfsigkeit, und fort und fort den von ihr Ergriffenen zwingt und treibt, über die äufsere Zweckmäfsigkeit des Lebens hinaus noch Etwas im Leben zu gestalten, und selbst Etwas zu seyn, was der Ewigkeit angehört. Der einzige Zug einer Ahnung tieferer Bedeutung der Kunst, der in eigenthümlicher Weise in America (die religiöse Musik der Herrenhuter ist ja nur deutsch) erscheint, sind die gottesdienstlichen Tänze der Shake, die dann aber freilich wie die ganze Colonie *der Mutter Anne mit ihrem Butterhandel* sich spafshaft genug ausnehmen mögen. Sieht doch Alles im nordöstlichen Nordamerica so trocken und langweilig aus, dafs man kaum den jungen Damen (welche beiläufig gesagt Griechisch und Lateinisch lernen) noch einige Phantasie zutrauen würde, hätte nicht glücklicherweise Se. Hoheit deren Ehre durch eine Bemerkung über eine Hochzeitsfeierlichkeit gerettet: „Wir trafen das Zimmer ganz mit Menschen angefüllt. Von diesen nahm ein Jeder beim Weggehen ein „Stück Hochzeitskuchen, in Papier gewickelt, mit sich. „Die jungen Damen, sagt man, legen diesen Kuchen unter das Kopfkissen, und träumen alsdann von ihrem zukünftigen Schatze."

Alles, was sich über den politischen Zustand Nordamerica's abgesehen von den einfachen mechanischen Formen, was sich besonders in Betreff des in allen diesen Formen waltenden Lebensgeistes sagen läfst, erhält einen vollständigen Commentar durch die frühere Geschichte der Englischen Colonien in Nordamerica. Da man die Geschichte der Vereinten Staaten in der Regel mit dem 18ten Jahrhundert erst beginnt, und Notizen über den früheren Zustand nur in allgemeinen Betrachtungen voranschickt, so sei es uns hier vergönnt, ehe wir unser Urtheil über den gegenwärtigen Zustand aussprechen, die erste Gründung und frühere Geschichte der Englisch-Nordamericanischen Colonien kürzlich in Berücksichtigung zu ziehen *).

Der erste, welcher in England ein Patent zu Gründung einer Colonie, und zu deren Einrichtung und Regierung erhielt, war Sir Humphrey Gilbert; er erhielt es vom 11ten Juny 1578. Er landete bei Cap Breton, ward aber nicht unterstüzt, und seine Colonie unterlag auf das Unglückseligste dem widrigen Klima und der Feindschaft der Eingebornen. Ein zweiter Versuch kostete Sir Humphrey selbst das Leben, nachdem er wenig mehr vollbracht, als feierlich in Gegenwart einer Versammlung von Fischern und Kaufleuten Besitz von New-Foundland genommen hatte.

Ein ähnliches Patent erhielt Sir Walter Raleigh am 26ten März 1584. Er liefs durch zwei Capitäne einen Theil der Nordamericanischen Küste recognosciren; und als diese nach einem einträglichen Handel mit den Eingebornen zurückkehrten, das Land als vortheilhaft beschrieben und einige Wilde mitbrachten, war die Königin Elisabeth so erfreut über diese Nachrichten, dafs sie das Land nach ihrer jungfräulichen Majestät Virginia nannte. Sir Walter sandte nun 1585 eine zweite Expedition unter seinem Vetter Sir Richard Grenville nach Nordamerica;

*) Man vergleiche vorzüglich ein in neuerer Zeit erschienenes, sehr empfehlenswerthes Werk, welches Ref. ungeachtet es schon fast zehn Jahre erschienen ist, so viel ihm bekannt, hiemit zuerst zu allgemeinerer Kenntnifs des Deutschen Publicums bringt; es führt den Titel: A history of the united states before the revolution: with some account of the aborigines. By Ezekiel *Sanford*. Philadelphia 1819. — Diefs Buch verdiente wohl eher eine Uebersetzung als so viele neuere Französische Geschichtsschmiralien.

Digitized by Google

sie bestand aus sieben Schiffen und führte alle Bedürfnisse für die vorzunehmende Colonisation mit sich. Die Colonisten vergafsen aber alle anderen nothwendigen Vorkehrungen, um zu subsistiren, und fingen bald nach ihrer Ausschiffung an, blofs nach Gold zu suchen. Die Ansiedelung gerieth in den elendesten Zustand, und völlig entmuthigt kehrten die Ueberbleibsel derselben sammt und sonders nach England zurück.

Sir Walter sandte nun eine dritte Expedition unter Capit. John White aus; dieser mit zwölf andern erhielt eine charter of incorporation unter dem Titel eines governor and assistants of the city of Raleigh in Virginia. Diese Expedition fand 1587 statt, und die weitere Unterstützung derselben hinderte der Krieg mit den Spaniern. Sir Walter selbst scheint am Ende mifsmuthig geworden zu seyn, und 1589 übergab er sein Patent an Thomas Smith und eine Gesellschaft Kaufleute, die im März 1590 drey Schiffe zur Unterstützung der Colonie absandten. Diese gingen ganz verloren; Niemand kennt ihr endliches Schicksal, und zwölf Jahre vergingen nun, ohne dafs das Mindeste zu weiterer Colonisation geschah.

Im J. 1602 segelte Barth. Gosnald mit 32 Mann in einem kleinen Fahrzeuge von Falmouth gerade nach Westen, und traf auf die Americanische Küste unter dem 43sten Grad nördlicher Breite. Er segelte südlich um einen guten Hafen zu suchen, handelte mit den Eingebornen, dann schiffte er wieder zurück, und sah nach nicht ganz vier Monaten England wieder. Die Schnelligkeit seiner Reise, das milde Klima, die fruchtbaren Inseln, die er getroffen, bewogen zur Absendung von zwei Schiffen zu Recognoscirung, welche seine Berichte bestätigten.

Die Colonisation ward nun systematischer betrieben, und Richard Hockluyt, Präbendor von Westminster, soll hauptsächlich diese Unternehmungen gefördert haben, obgleich an der Spitze des Gesuchs um letters patent der Name des Sir Thomas Gates steht. Jacob I. liefs am 10ten April 1606 das grofse Siegel auf das Patent setzen, und während die Unternehmer eine Expedition rüsteten, schrieb der König ein Gesetzbuch für sie. Die Hauptgesetze waren, dafs die Colonisten alles Land zwischen 34° und 45° nördl. Breite haben, dafs sie zwei Compagnien ausmachen sollten, die eine aus Unternehmern (adventurers) von London und solchen, die sich diesen anschlöfsen: diese sollten 34°—41° zur Ansiedelung haben; die andere aus Unternehmern von Bristol, Exeter, Plymouth und solchen, die sich diesen anschlöfsen; diese sollten 38°—45° zur Ansiedelung haben. Jede Compagnie sollte 13 Rathsmänner an ihrer Spitze haben, und eine gleiche Anzahl Räthe sollte ihre Angelegenheiten in England betreiben. Sie sollten Bergwerke eröffnen und Münzen schlagen können; doch behielt sich der König von Gold und Silber den 5ten, von Kupfer den 15ten vor. Man sieht aus Allem, dafs in dieser Zeit die Erwartung, Gold- und Silberminen wie im mittleren und südlichen America zu finden, die Ansiedler vorzüglich lockte, woraus sich ein Schlufs machen läfst auf die Composition der Ansiedlermasse selbst.

Die erste Expedition, welche den 19ten December 1606 aus der Themse auslief, hinterliefs eine Ansiedelung von etwa 100 Personen bei Jamestown. Bullenbeifser und Feuergewehr schützten hinreichend gegen die Indianer; aber feuchtes Wetter, Egoismus der Einzelnen, Unordnung und Rathlosigkeit Aller liefsen auch diese Ansiedelung wieder in den betrübtesten Zustand gerathen. Dafs nicht gleich Anfangs wieder Alles zu Grunde ging, hinderte nur die unermüdete Thätigkeit eines Abenteurers, welcher unter den Colonisten war, eines gewissen Capit. Smith, der in seinem 15ten Jahre der Lehre entlaufen, einen Theil des Europäischen Continents durchzogen, von Pilgern, die seiner Anwesenheit einen heftigen Sturm zuschrieben, bei Nizza in die See geworfen, und nur durch grofse Fertigkeit im Schwimmen gerettet worden war; später hatte er den Oesterreichern gedient, sich im Türkenkrieg ausgezeichnet, wegen toller Streiche die Flucht ergriffen, und war durch Rufsland nach England zurückgekehrt, von wo aus er die Expedition mitmachte und lange Zeit allein durch seine unerschöpfliche Kraft schützte, bis neue Unterstüzungen ankamen. So oft er die Colonie verliefs, um das Land durchzuforschen, gerieth sie in die entsetzlichsten Unordnungen, und auch diefs, und die Art wie Smith Alles regierte, wie er die gemeinsten Laster abwehrte, zeigt genugsam, dafs fast die ganze Ansiedelung aus Leuten bestand, die man als den Auswurf von Europa betrachten kann. Er selbst war in jeder Hinsicht genial. Seine Untersuchungen der Gegenden, welche er aufnahm, waren so genau, dafs seine Zeichnung z. B. der Umgebungen der Chesapeake-Bay allen späteren Charten zur Grundlage gedient hat. Er ward den 10ten Sept. 1608 Präsident der Colonie.

Die Eigenthümer der Colonie in England suchten

Digitized by Google

unterdeſs ihre Berechtigungen zu vergröſsern, und erhielten eine neue Urkunde am 23ten May 1609. Sie werden darin genannt Treasurer and company of adventurers of the city of London for the first colony in Virginia, und erhalten das Eigenthum alles Landes vom Atlantischen bis zu dem groſsen Ocean zwischen zwei Linien von Osten nach Westen gezogen, die eine 100 Meilen nördlich, die andere eben so viel südlich von Point Comfort. Die Colonien in diesem Bereich sollten unter Commissionären stehen, welche von einem Rathscollegium in England ernannt würden, und Lord Delawar ward zum Gouverneur und Generalcapitän auf Lebenszeit ernannt. Fünfnhudert neue Ansiedler schifften nach America; es waren gleich den früheren, wie sich Stith, der Geschichtschreiber von Virginien ausdrückt: „unruhige Spatzen, arme Edelleute, banqueroutte Kaufleute, Taugenichtse, lüderlich Volk, davongelaufene Bediente" — kurz Volk, was eher dazu geeignet war, einen Staat zu ruiniren, als ihn in die Höhe zu bringen. Smith muſste alle Energie aufbieten, um einige Ordnung zu erhalten. Auf der Rückreise von einem Aufenthalt an den Wasserfällen des Jamesriver ward, während er schlief, sein Pulverbeutel entzündet, und er durch die Explosion so verwundet, daſs er nach England schiffen muſste, um sich heilen zu lassen. Anfangs October 1609 ging er ab, und hinterlieſs die Colonie im Besitz dreier Schiffe und von sieben Booten; Provisionen hinterlieſs er auf 10 Wochen; auſserdem besaſs die Colonie 1 Hengst und 6 Stuten, Schweine und Hühner zur Zucht, ebenso Schafe und Ziegen, Ackergeräth und Fischnetze; 100 gut exercirte Kriegsleute und fast überflüssigen Vorrath von Feuergewehr. Kaum aber hatte nach Smith's Abgang Percy die Leitung übernommen, als Alles zu Grunde ging; die Indianer gewannen die Oberhand, die Vorräthe waren bei dem Mangel an Ordnung bald erschöpft, die Colonisten verzehrten bald ihre Pferde, dann die Leichname ihrer erschlagenen Feinde, endlich ihre Kameraden. Von 500 Ansiedlern waren sechs Monate nach Smiths Abgang noch 60 übrig, und wäre nicht Capitän Newport am 24ten Mai 1610 von den Bermuden angekommen, so würden diese 60 keine 10 Tage länger sich erhalten haben. Einmüthig beschlossen sie die Aufhebung der Colonie, und fuhren in Newports Fahrzeuge zurück; glücklicherweise begegneten sie unterwegs Lord Delawar, und sein Einfluſs bewog sie zur Rückkehr nach Jamestown, wo sie am 10ten Juni wieder ankamen. Die Colonie bestand jezt aus ungefähr 200 Mann, und Lord Delawars weise Leitung brachte bald Gedeihen und Ordnung unter sie. Allein als Delawar durch Kränklichkeit zur Abreise genöthigt, Percy wieder an die Spitze gestellt ward, ging wieder Alles rückwärts, bis Sir Thomas Gates bedeutende Verstärkungen aus England brachte und die Leitung der Colonie übernahm. Als fest gegründet aber konnte man die Ansiedelung erst ansehen, als Sir Thomas Dale im Jahre 1613 das bisherige System, die Colonisten alle zu gemeinschaftlichem Vortheil arbeiten zu lassen, aufhob und jedem drei acres Grund und Boden als ächtes Eigenthum überlieſs, während die Unterstützung von England aus noch fortging. Erst im Jahre 1615 wurden Loose von 50 Acres gemacht, und unter die Colonisten vertheilt. Um dieselbe Zeit begann der Tabacksbau, und Taback ward trotz der Gegenbestrebungen des Königs, des Parlaments und der Compagnie bald der Haupthandelsartikel für Virginien. Jacob I. hatte 1605 in Oxford einer Disputation über die Thesis: „utrum frequens suffitus Nicotianae exoticae sit sanis salutaris? präsidirt, und er selbst hatte ein Buch geschrieben: „Counterblost to tabacco."

Sehr wenige Frauen waren Anfangs den Colonisten nach America gefolgt. Die wohlhabenderen Pflanzer sehnten sich deſshalb nach England zurück. Man übersah die natürliche Folge dieses natürlichen Wunsches, und 1620 gingen neunzig Jungfrauen, oder vielmehr unverheirathete Weibspersonen, im Jahre 1621 noch 60 nach der Colonie. In ähnlichen Geschäften hatte vor alten Zeiten auch die heilige Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen von England nach der Bretagne schiffen wollen, und hatten sie unterwegs den Märtyrertod gefunden; — ihre Nachfolgerinnen im siebenzehnten Jahrhunderte waren glücklicher. Die jungen Pflanzer rissen sich um sie, und Alle wurden abgesezt, das Stück für 150 Pfund Taback. Um dieselbe Zeit übergab Jacob I. der Compagnie einen Transport von circa 100 Verbrechern für America. Bis zu dieser Zeit hatte die Compagnie den Alleinhandel nach den neuen Besitzungen gehabt; dieſs hörte auf, und Handel, Industrie und Landbau hoben sich rasch. Die Ansiedelung ward auf eine geordnete, fast republicanische Weise unter dem Gouverneur regiert, und selbst von Neuem ausbrechende, heftige Kriege mit den Indianern konnten nun die Ansiedelung nicht mehr vernichten, obgleich dadurch und durch Hungersnoth die Zahl der gegründeten Ortschaften bald von 80 wieder auf acht zusammenschwand. Die Compagnie war inzwischen in England in sich zerfallen;

Digitized by Google

der König liefs den ganzen Stand der Sache im Jahre 1623 untersuchen, und der Bericht legte das langsame Gedeihen der Colonie in der lezten Zeit der schlechten Leitung der Compagnie zur Last. König Jacob nahm dieser die früher ertheilte Urkunde, ungeachtet sie sich sträubte, und im Juni 1624 ward die Corporation aufgelöst. Sie hatte 150,000 L. St. ausgegeben und 9,000 Menschen nach America geschifft, und doch waren in der Colonie nur 1,800 Menschen vorhanden. Dadurch, dafs die Colonie von Virginien unmittelbar unter den König kam, hörte die republicanische Regierung auf; es entspann sich durch das willkürliche Benehmen Carls I. ein lange fortgesezter Zwist zwischen den Colonisten und der Regierung, bis der Gouverneur Sir William Berkeley, ein Edelmann, der in jeder Weise den Colonisten angenehm war, die General assembly, zu welcher jede Stadt zwei Deputirte sandte, erneuerte. Dieser Umstand nun bestimmte die im Ganzen edlere Haltung, welche die Virginier in der späteren Zeit vor den anderen Nordamericanischen Staaten auszeichnet; sie wurden untadelhaft loyal; Cromwell löste defshalb zur Strafe 1650 ihr Parlament auf, sezte ihren Gouverneur ab, und verbot allen Verkehr mit fremden Nationen. Berkeley leistete Widerstand; zwar unterlagen die Colonisten einige Zeit, aber schon vor Cromwells Tode fielen die Virginier wieder ab von dem Commonwealth, und stellten Sir William wieder an ihre Spitze. Während des Commonwealth waren Alle die, welche Cromwells Regierung zu fürchten hatten, vorzugsweise nach Virginien geflüchtet. Eine grofse Menge Englischer Edelleute, vieler anderer Ehrenmänner und *ihrer Familien*, die mit Pietät an den alten Sitten und Einrichtungen hingen, waren nach Virginien gekommen, so dafs dieser Zuwachs der Bevölkerung den alten aus Abenteurern, Verbrechern und Huren hervorgegangenen Stock bei Weitem überwog. Die Bevölkerung von Virginien war nur allein während des Bürgerkrieges um ein Drittheil gestiegen.

Carl I. hatte noch im Juni 1632 dem Lord Baltimore die Landschaft Maryland verliehen. Im November 1632 liefs sich Calvert, Lord Baltimores Bruder, mit ungefähr 200 Gentlemen, vorzüglich Römisch-katholischen, zu St. Marys nieder. Die Virginier kamen gegen diese Verleihung, welche ihren Rechten zu nahe trat, 1633 umsonst ein. In Maryland bildete sich eine General-Assembly, wie in Virginien. Deren Verhandlungen mifsfielen wahrscheinlich Lord Baltimore, und dieser schickte den Maryländern ein selbst componirtes Gesetzbuch, was aber die Assembly im Januar 1638 verwarf. Maryland wurde Asyl der Englischen Katholiken; überhaupt Aller derer, die von den Puritanern in England vertrieben wurden, und der Puritaner, die von den Virginiern vertrieben wurden. Die Colonie blühte empor, und zwischen dem Obereigenthümer und der Bevölkerung fand die beste Einigkeit statt. Bald aber brach Streit aus zwischen dem Gouvernement und den Ansiedlern; das Gouvernement war royalistisch, und so fand William Clayborne, der zu Gunsten Lord Baltimores von Kent Island bei Annapolis vertrieben worden war, Gelegenheit das Volk aufzuwiegeln, da er Republicaner war. Der Gouverneur Calvert ward 1641 nach Virginien vertrieben, und erst im August 1642 konnte der Aufstand unterdrückt werden. Allein der Obereigenthümer hatte sich dem Parlament unterworfen; von England aus wurden Commissionäre zur Regierung der Colonie gesandt; die Einwohner widersezten sich, der Bürgerkrieg brach aus, und Clayborne sah sich gerächt, als der Gouverneur und die Katholiken unterlagen. Die Unruhen dauerten fort bis zur Restauration, wo die Bevölkerung dieser Colonie etwa aus 12,000 Menschen bestand.

Ganz andere Composition erhielt die Bevölkerung der von der Plymouthcompagnie gegründeten Niederlassungen. Der erste Versuch einer Niederlassung im Jahre 1606 schlug gänzlich fehl. Einige Reisen, welche Pelzhandel und Fischfang an den Küsten zum Zweck hatten, wurden im Auftrag der Compagnie gemacht. Eine davon 1614 unter Capitän John Smith. Dieser untersuchte das Land an der Küste von der Penobscott-Bay bis Cape Cod, und beschenkte den Prinzen von Wales mit einer Charte; Carl nannte das Land Neu-England.

Eine obscure Secte, die Brownisten, hatte England verlassen, und in den Niederlanden Sitze suchen müssen; da sie hier von Niemanden verfolgt wurde, gerieth sie in Gefahr ihre einzelnen Mitglieder in der Masse der übrigen Bevölkerung allmälig wieder untergehen zu sehen; um die Corporation nicht untergehen zu lassen, bewogen die Führer die Uebrigen zur Auswanderung nach America, wo sie sich ganz isoliren konnten. 1618 erbaten sie sich von der London-Compagny ein Geschenk an Land, und von König Jacob die Erlaubnifs, Gott in ihrer Weise dienen zu dürfen. Das Erste erhielten sie. Jacob gab ihnen blofs das Versprechen, ihre abweichenden Gebräuche nicht bemerken zu wollen. Im September 1620

Digitized by Google

gingen 120 Brownisten auf einem einzigen Schiff nach America ab; sie hatten sich am Hudson-River niederlassen wollen; aber ihr Holländischer Pilot war bestochen, sie auf Territorien der Plymouth-Compagnie zu führen, und so landeten sie im November bei New-Plymouth. Sie waren zu höchst ungünstiger Jahreszeit gekommen; waren auf den unglücklichen Gedanken verfallen ins Gemein arbeiten zu wollen. Vor dem Frühling waren schon 50 begraben; die Uebrigen hatten viel gegen die Indianer zu kämpfen, bis unter diesen eine Seuche ausbrach. Die Unbedeutenheit der Colonie liefs sie dann unbemerkt gedeihen bis 1630, in welchem Jahre ihnen die Plymouth-Company diesen Theil Landes, den sie inne hatten, schenkte. Sie bestanden damals wieder aus 300 Mann.

Die Compagnie hatte inzwischen im November 1626 eine neue Urkunde erhalten; der Herzog von Lenox, der Marquis von Buckingham und andere Mitglieder waren namentlich unter dem Titel eines Rathes zur Bevölkerung und Colonisation von Neu-England als absolute Eigenthümer alles Landes zwischen dem 40sten und 48sten Grade nördlicher Breite genannt. Neu-England würde indessen noch lange keine Bewohner erhalten haben, wären die Puritaner nicht in Alt-England verfolgt worden. Sie gingen nach America, und liefsen sich in kleinen Abtheilungen um Massachusets-Bay nieder. Im März 1627 schenkte die Plymouth-Company Sir Henry Boswell und Anderen alles Land zwischen zwei Linien (drei Meilen nördlich vom Merrimack und drei Meilen südlich vom Charles-River) bis zum grofsen Ocean. Im September desselben Jahres legte eine Anzahl Pflanzer und deren Diener unter Endicot den Grund zu Salem. Ohne reichere Theilnehmer hätte die Ansiedelung wieder eingehen müssen. Diese fanden sich, als das Geschenk der Plymouth-Company von einem königlichen Briefe bestätigt ward, am 4. März 1628. Die Gesetzgebung erhielt die Gesammtheit der freien Eigenthümer; die ausführende Gewalt ein Gouverneur, eine gouvernirende Deputation und 18 Beistände. Die oberste Controlle erhielt ein Rechtscollegium in England. Wer 50 L. St. unterschrieb, erhielt als erste Dividende 200 Acres Land. Im Juni 1628 landeten 200 Auswanderer in fünf Schiffen zu Salem, so dafs die Colonie nun in Allem 300 Köpfe stark war. Ein Drittel ging nach Charlestown. Brownismus lag auch dieser Auswanderung zu Grunde, und die Colonisten schufen sich ihrer Theorie gemäfs eine Verfassung. Der nächste Winter brachte die Hälfte ins Grab. Neue Ansiedler kamen nach, und bald nachher hörte die Oberleitung in England auf, und ward Neu-England selbst überlassen. Im Juli 1630 brachten 17 Schiffe 1500 Personen nach Salem. Ein Theil von diesen gründete Boston. Die Brownisten schlossen alle Einwanderer, die sich nicht im strengsten Sinne ihrer Secte anschlossen, von der Theilnahme an öffentlichen Geschäften und Rechten aus, und brachten dadurch König Carl dazu, die weitere Ueberschiffung von Colonisten nach diesen Landschaften zu verbieten. Allein der Befehl ward nicht streng befolgt. 1634 war die Colonie schon so bevölkert, dafs man von einer demokratischen Versammlung, die bisher die gesetzgebende Gewalt geübt hatte, zu der Einrichtung eines Repräsentantencollegiums übergehen mufste; die Englische Regierung ward auf diese störrigen Independenten in religiösen und politischen Dingen aufmerksam, und im April 1635 erhielt der Erzbischof von Canterbury Auftrag, deren Verfassung umzugestalten, „to supporte the clergy with tithes and oblations; to punish the refractory, to revoke charters and depose governors; to pull down and raise up," bis Alles in einem legitimeren Zustande seyn werde. Im Juni desselben Jahres gab die Plymouth-Company dem König ihre Urkunde zurück, und alle Ansiedelungen traten unmittelbar unter den König von England. Der wildeste Sectengeist, der sich mit den ärmlichsten Schematen des öffentlichen Lebens, den kläglichsten, pedantischesten Vorschriften für das tägliche Thun, mit den dümmsten Schwärmereien abquälte, regierte nun eine Zeitlang die Ansiedelungen von Massachusets. Die Colonisten theilten sich in einen „Covenant der Gnade" und in einen „Covenant der Werke;" bürgerliche Interessen versteckten sich hinter religiösen Titeln; kurz es kam dahin, dafs Carl I. im Jahre 1637 die Auswanderung nach Neu-England von Neuem verbot. Pymm, Hampden, Cromwell waren schon eingeschifft, als sie zurückgehalten wurden. Erst im September 1638 wurden die Colonisten zu einer Art Unterwerfung gezwungen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107. u. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Reise Seiner Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerica in den Jahren 1825 *und* 1826. *Herausgegeben von Heinrich Luden.*

(Beschluſs.)

Was die Colonisten von Massachusets aus England getrieben hatte, trieb die von Rhode-Island aus Massachusets. Im Jahre 1634 ward Roger Williams, ein beliebter Prediger zu Salem, verbannt, weil er unter anderen unerhörten Ketzereien auch behauptet hatte, so lange der Friede nicht dadurch gestört werde, dürfe Niemand wegen abweichender Glaubensmeinungen gestraft werden. Seine Schüler folgten ihm in groſser Anzahl. 1635 gründeten sie die Stadt Providence; und als in dem Streite der Covenants in Massachusets der Covenant der Gnade unterlag, schlossen sich die zu ihm haltenden an Williams Colonie an. Auch nach dem Inneren des Landes breiteten sich die Ansiedelungen aus; 1636 ward Hartford gegründet. Bald kam man auf der Westseite des Connecticut mit den Holländern, die hier Niederlassungen gestiftet hatten, in Berührung; doch sie waren hier die schwächeren, und muſsten zunächst zurückweichen, da gerade in diesen unruhigen Zeiten die Auswanderung aus England jährlich zunahm. Auch weiter nördlich waren Versuche zur Colonisation gemacht worden; zuerst einige unglückliche an der Mündung des Piscataqua und längs der Küste, zwischen dem Merrimack und Sagadahock. Dann legte eine kleine Colonie unter Mr. Williams, herübergesandt von Sir Ferdinando Gorges und Mr. John Mason, den Grund von Portsmouth 1632. In der Zeit, wo die Glieder der Plymouth-Company sich trennten, und jedes einen besonderen Theil von Neu-England an sich nahm, bekamen Mason und Gorges New-Hampshire und Maine. Maine schloſs sich in den Jahren 1641 und 1642 ganz an Massachusets an, New-Hampshire ward von einem Theil der Anhänger des Covenant der Gnade gehoben, welche 1637 Exeter gründeten. 1640 bauten neue Ansiedler aus England Dover. Auch diese Colonien wurden dann in die Unruhen, die wegen der Covenants fortdauerten, verwickelt, und es kam zu kriegerischen Auftritten. Endlich folgte New-Hampshire dem Beispiele von Maine, und schloſs sich 1641 im October an Massachusets an.

Massachusets hatte sich schnell gehoben. Zwischen der Gründung und 1639 waren 21200 Emigranten angekommen. Ungeachtet der religiösen Streitigkeiten wurde der Bedarf an Getreide erzeugt, und gegen den Ertrag des Fischfanges und der Pelzthierjagd, so wie gegen Stabholz tauschte man die nöthigen Manufacturwaaren ein. Der Fortgang der Revolution in England hemmte endlich die puritanische Auswanderung. Im Mai 1643 muſste überdieſs Massachusets mit den verbundenen Territorien einen Krieg gegen die Indianer und die Holländer von Manhadoes aufnehmen. Dieser Krieg hatte ein genauer bestimmtes Bündniſs der verschiedenen neu-Englischen Colonien zur Folge und eine Kriegsmatricul; nur Rhode-Island, was dem Bündniſs beitreten wollte, ward nicht zugelassen.

In England war man mit sich beschäftigt; America war fast unabhängig; die Colonisten hatten bald hernach wieder Frieden geschlossen mit den Holländern von Manhadoes, mit den Franzosen von Canada, und während des Protectorates, wo Massachusets frei war von allen Abgaben und Beschränkungen des Handels, ward die Colonie reich, und der Reichthum führte allmälig ein gebildeteres Leben ein; doch herrschte dabei immer die gräſslichste Bigotterie. Religiöser Fanatismus hat Neu-England bevölkert, und die Bevölkerung durch Nachzügler vor dem Untergange geschützt. Die Kahlheit aber dieser Sectenmeinungen, verbunden mit der geistlosen Pedanterie, die sie im Leben erzeugten, sind zugleich als die Quelle des Deismus und Atheismus — ihre Intoleranz als die Quelle der religiösen Gleichgültigkeit von Seite der öffentlichen Institute zu betrachten.

Digitized by Google

Beide Extreme gehen neben einander, und während hie und da noch jezt eingesperrt wird, wer auf der Strafse flucht; während noch hie und da fast aller Verkehr und alle Lustigkeit des Sonntags gehemmt sind und ausgestorben scheinen, können sich anderwärts Gesellschaften auf dem Fundament einer Afterphilosophie constituiren, und die Religion für eine Sache erklären, die ein blofs subjectives Interesse habe, und deren Gestaltung ganz dem Subject heimfalle.

Während des Commonwealth war Virginien royalistisch, Neu-England republicanisch gewesen. Rhode-Island ward bald nach der Restauration durch eine Charte in seinen Verhältnissen geordnet; ebenso Connecticut.

Im März 1664 verlieh König Carl II dem Herzog von York eine Reihe von Landstrichen, welche Manhadoes, den ganzen jetzigen Staat Neu-Jersey und einen grofsen Theil der jetzigen Staaten von Connecticut und New-York umfafsten. Massachusets ordnete defshalb einen Bet- und Fasttag an. Bald darauf wurde das Gouvernement von Massachusets förmlich aufgefordert, zu der Eroberung dieser gröfstentheils von Niederländern besezten und defshalb Neu-Niederlande genannten Landstriche zu helfen. Der Holländische Gouverneur Stuyvesant in Neu-Amsterdam hatte Anfangs Lust, sich tapfer zu vertheidigen; allein die Einwohner wollten sich lieber unterwerfen, und ohne ihren Beistand war die Vertheidigung unmöglich; vom September bis December wurden die Neu-Niederlande ganz erobert; Neu-Amsterdam erhielt den Namen New-York, Fort-Orange den Namen Albany. Die Landschaften, welche den jetzigen Staat New-Jersey ausmachen, ergaben sich an Lord Berkeley und Sir George Carteret, denen sie der Herzog von York überlassen hatte.

Im Jahre 1663 hatte Carl II auch alles Land vom St. Matteo-river bis zu dem 36sten Grad nördlicher Breite unter dem Namen Carolina dem Lord Clarendon und einigen andern als völliges Eigenthum übergeben. Diese Gesellschaft suchte sofort ihre Besitzungen zu bevölkern, und durch eine überaus freie Verfassung Ansiedler zu locken. Die Colonisten sollten sämmtlich concurriren bei der Wahl von 13 Wahlherren; diese 13 sollten den Gouverneur wählen; völlige Glaubensfreiheit ward proclamirt; jeder einwandernde freie Mann sollte hundert, jeder Diener fünfzig Acres Land um den geringen Preis eines Half-Penny für den Acre erhalten. Mehrere Ansiedelungen fanden Statt, und nun erhielt die Company neue gröfsere Zugeständnisse; zugleich sollte jeder Einwanderer fünf Jahre lang gesichert seyn vor Verfolgungen wegen irgend einer auswärts gemachten Schuld. Später wandten sich die Obereigenthümer an den Philosophen Locke, und baten ihn um eine Verfassung für ihr Land — vielleicht das einzige Mal in der neueren Zeit, dafs ein Philosoph aufgefordert worden ist, eine Verfassung schöpferisch hinzustellen, und in höherem Sinn als Gesetzgeber aufzutreten. Man mufs gestehen, dafs Locke sich etwas phantastisch aus der Affäre zog. Einer der Obereigenthümer sollte nämlich, der von ihm ausgearbeiteten Verfassung zufolge, zum Pfalzgrafen auf Lebenszeit erwählt werden, und an der Spitze des Ganzen stehen; als Pfalzgraf sollte er Präsident eines Pfalzgerichtes (palatine court) seyn, und in diesem höchsten Gericht sollten Alle, die mit der Ausführung und Bewahrung der Verfassung beauftragt waren, Sitz haben. Nächst dem Pfalzgrafen war dann ein Adelsstand beliebt worden, der sich in zwei Classen theilte; eine war die Classe der Landgrafen, von diesen sollte jeder vier Baronien, d. h. 4000 Acres Land als Majorat besitzen; die Glieder der zweiten Classe, welche den Titel Kaziken führten, sollten halb so viel haben. Diese Adeligen im Verein mit den Obereigenthümern, oder deren Abgeordneten, und mit den Repräsentanten der freien Eigenthümer in der Colonie sollten das Parlament bilden, welches aber in Ein Haus vereinigt und mit Virilstimmen votiren sollte. Alle hundert Jahre sollten alle alten Gesetze, ohne dafs es eines Widerrufs bedürfte, erloschen seyn, und eine ganz neue Gesetzgebung stattfinden. Der erste Pfalzgraf war der Herzog von Albemarle, und nach seinem bald erfolgten Tode ward es Lord Berkeley. Herr Locke selbst war einer der Landgrafen. Die Verfassung konnte nie ganz durchgeführt werden, und 1693 mufste man ganz auf das Vorhaben resigniren. Die Gründung von Pennsylvanien ist zu bekannt, als dafs hier ihre Geschichte wiederholt werden dürfte.

Carolina ward dann in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in zwei Provinzen getheilt, weil die Sicherheit und Betriebsamkeit im Lande die Bevölkerung sehr gehoben hatte. Seit 1732 ward Georgien gegründet, und besonders für solche arme Engländer als Geschenk in einzelnen Loosen bestimmt, welche dahin auswandern möchten. Auch hier sollte eine Art Feudalsystem eingeführt werden, und zwar sollten es Mannslehen seyn, die unter gewissen Bedingungen heimfielen;

Digitized by Google

auch sollten keine Sclaven eingeführt und mit den Indianern nicht gehandelt werden, um die Bevölkerung reiner zu halten. Die meisten Ansiedler gingen wieder fort nach den Carolina's, und die Colonie konnte zu keinem bürgerlichen Gedeihen kommen.

Bringen wir nun die Geschichte der Gründung der Anglo-Americanischen Colonien unter eine allgemeinere Uebersicht, so ist klar, dafs die Neu-Englands-Staaten besonders religiöser Querköpfigkeit ihre Gründung verdanken; Virginien und die angränzenden Staaten von Maryland und Nord- und Süd-Carolina grofsartigeren Unternehmungen des Adels und der Kaufmannschaft. Diese beiden Staatenmassen aber influiren durch ihre Gesinnung und Bildung wohl zumeist auf die übrigen dazwischen und herumliegenden. Die Neu-Englands-Staaten erscheinen zumeist als Sitz wissenschaftlicher und commercieller Bildung; in den Virginischen Landschaften scheint am meisten Weltverstand, grofsartiger Sinn und kriegerischer Geist zu Hause; der creolische Süden hat seine ganz eigene, und der der Anglo-Americaner durchaus entgegenstrebende Sinnesart und, wie schon erwähnt, eine mehr Romanische Färbung. In den Neu-Englands-Staaten sind alle natürlich im Leben erwachsenen und historisch etwa früher in England erzogenen und von da nach America verpflanzten Grundlagen ständischer Gliederung und innerer, lebendiger Gestaltung der politischen Massen abstracten Ansichten und einer platt-verständigen Weltansicht, die sich bald als schaale Bigotterie, bald als ebenso schaale religiöse Gleichgültigkeit signalisirt, zum Opfer gefallen. Die am meisten für die Zukunft versprechenden Elemente enthält Virginien. Denkt man sich diese geistige Gliederung der Vereinigten Staaten in eine nördliche, mittlere und südliche Masse so, dafs sie mit der Zeit verschwindet, nicht zu einer Trennung führt — und diesen Ausgang kann die Bildung der Vereinigten Staaten, da es noch lange möglich seyn wird, allen Gährungsstoff, alle Ueberfüllung, alles Drängen in der Bevölkerung nach dem Westen abzuleiten, ebenfalls nehmen — so bleibt als allgemeines Resultat übrig, dafs die Vereinigten Staaten eine menschliche Vereinigung darstellen, welche auf durchaus atomistischen Principien ruht der Theorie nach, ihnen ihre Entstehung verdankt, ihre Fortbildung und endliche Ineinsbildung. Denn was ist Auswanderung aus dem Vaterland aus dem Grunde, dafs man subjectiv dessen politische Einrichtungen und religiöse Satzungen nicht länger ertragen will, Anderes als eine atomistische Richtung? — und hat nicht gerade der Theil Nordamerica's, der auf diese Weise bevölkert worden ist, haben nicht gerade die Neu-Englands-Staaten bis jezt, was die Aufstellung der Ansicht betrifft, in den Vereinten Staaten das Uebergewicht behauptet?

Bei einer grofsen Anzahl anfänglicher und späterer Einwanderer nach Nordamerica war Grund der Einwanderung, dafs sie in ihrem Mutterlande bürgerlich ruinirt waren; Abenteurer aller Art, Verbrecher, in bodenloses Unglück gerathene Familienväter, Huren, solche haben zum grofsen Theil die Vereinten Staaten bevölkern helfen, und ihr ganzes Sinnen mufste ein rohes, zum Theil wildegoistisches seyn. In den östlichen Küstenlandschaften ist nun zwar jezt diefs rohe Streben, durch leidenschaftliche Handlungen sich sinnlicher Güter und Genüsse zu bemächtigen, zurückgedrängt; aber da die gebildete Weise, nach sinnlichen Gütern zu streben, vorzüglich in der Erwerbung des Geldes besteht, als des Mediums alles Verkehres, so hat die Unsittlichkeit nur eine andere Wendung genommen, und to make money ist jezt der Ton, aus welchem Alles geht. In wie ferne zum bürgerlichen Verkehre eine gewisse Rechtlichkeit unumgänglich nothwendig ist, ist sie auch in Nordamerica vorhanden, allein von bürgerlicher Rechtlichkeit zu nationaler Sittlichkeit ist noch eine grofse Kluft, und jeng kann sogar dieser schnurstracks entgegen seyn. Wollen wir einmal das, was Gall und Sidons von dem geldsüchtigen Leben in Nordamerica Abschreckendes sagen, ganz dahin gestellt seyn lassen, und selbst Bülow's Nachrichten als aus persönlichem Unmuth zum Theil geflossen annehmen, so bietet doch die Geschichte Nordamerica's selbst eine Begebenheit dar, welche in dem Grade der Unsittlichkeit, der sie begleitet, vielleicht einzig in der Weltgeschichte ist. Ich hebe sie mit Welds eigenen Worten aus:

„Norfolk würde ein noch ungleich wichtigerer Handelsplatz seyn, wenn nicht in Virginien einige höchst unpolitische Gesetze ergangen wären. So ward unter andern während des Krieges verordnet, dafs, wer von den Einwohnern, er sey Kaufmann oder Pflanzer, in England oder an Engländer etwas schuldig sey, es an die Schatzkammer von Virginien abliefern solle, wo das Geld als eine Kriegsbeisteuer angesehen werden und der auswärtige Gläubiger dann weiter keine Forderung an den Schuldner solle machen dürfen.". Anfänglich blieb diefs ziemlich ohne Wirkung für den Schatz. Denn

Digitized by Google

„der Virginische Schuldner hatte, weil er doch die ganze „Summe bezahlen sollte, keinen Vortheil davon, wenn „er sein Geld in die Schatzkammer trug, wohl aber „konnte er ansehnlich dadurch verlieren, weil er nun „in England seinen Credit einbüfste, und nicht hoffen „durfte, den Handel mit diesem Lande *nach* dem „Kriege wieder anknüpfen zu können; als aber späterhin „das Americanische Papiergeld so gewaltig fiel, dafs 100 „Dollars desselben nicht mehr als einen Dollar klingen- „der Münze werth waren, da liefsen sich's von denen, „welche in England *viel* schuldig waren, die *Meisten* ge- „gefallen, anstatt baares Geld nach England zu schicken, „den Betrag ihrer Schuld an die Schatzkammer von Vir- „ginien in Papiergeld zu bezahlen; denn auf diese Weise „gewannen, oder vielmehr ersparten sie neun und neun- „zig Procent."

Es ist seitdem wahrhaftig, wenn man Alles unbefangen zusammen vergleicht, was man über Nordamerica erfährt, nicht viel besser geworden, und eben die eigenthümliche Lage Nordamerica's ist es, welche diese unsittliche, den Privatvortheil über Alles stellende, atomistische Richtung, aus welcher doch im Grunde die ganze Befreiung und Losreifsung der Vereinten Staaten von England hervorgegangen ist, begünstigt. Auf der einen Seite der Vereinten Staaten liegen grofse anbaubare Wildnisse, anbaubar besonders durch die grofsen Wasserverbindungen; auf der anderen Seite das Meer, was zu Schifffahrt und Handel einladet. Anbaubares Land und das Meer sind aber die stärksten Magnete für menschliche Kräfte; so lange sie noch leicht Beschäftigung und freien Raum gewähren, werden sich in keinem andern Kreise des Lebens die Menschen sehr drängen. Diese beiden Richtungen der Thätigkeit sind aber eben so atomistisch wie die Richtung der ganzen Politik in den Vereinten Staaten. Sie verhüten sogar das Drängen, die Nothwendigkeit des Sichfestaneinanderschliefsens in Familien, und heben dadurch die Pietät auf; man lese nur, was Sidons über das Familienleben in Nordamerica berichtet. Sie verhindern das Drängen im Gewerbsleben, machen Handarbeit in vielen Fällen, wo die Concurrenz mit Manufacturwaaren des Auslandes stattfindet, unbezahlbar und geben den Maschinen Raum. Sie heben die Pietät zwischen Herren und Dienern auf, indem sich bei der Leichtigkeit selbstständig zu bestehen Niemand zum Dienen entschliefst, aufser gegen unerhörte Bezahlung und so, dafs er dessen unerachtet fast selbstständig bleibt; das Dienen bleibt frei von aller sittlichen Beziehung, und wird eine Art Handelsspeculation. Eben ihrer atomistischen Natur zufolge geben jene bezeichneten zwei Hauptrichtungen der Thätigkeit, wo sie vereinigt wirken, zu Handelsschwindeleien Veranlassung; endlich bestimmen sie die ganze höhere Bildung; das Leben wird zum grofsen Theile geschmacklos, und Gefühl für und Urtheil über das Schöne werden nicht ausgebildet. Die Wissenschaft hat sich zu allen Zeiten an das Leben angeschlossen. Naturwissenschaften und Mathematik, weil sie dem Ackerbau, der Schifffahrt, dem Maschinenwesen dienen, sind im Flor. Die Arzneiwissenschaft sucht den Einzelnen augenblicklich zufrieden zu stellen, und kann defshalb nur in gröfseren Städten eine vollkommenere Gestalt haben, wird auf dem Lande gröfstentheils zu gewinnsüchtiger Quacksalberei, da sie ohne Controle ist. Die Theologie sucht ebenfalls den einzelnen zu befriedigen, höchstens die Gemeinde, und ihre Wirksamkeit ist defshalb nach den verschiedenen Gemeinden höchst verschieden. Verlaufene Matrosen und die würdigsten Pfarrer concurriren in der Seelsorge. Die Jurisprudenz ist besonders cautelarischer Richtung, und verliert ihren würdigeren Charakter. Die Politik ist einseitig ausgebildet, und unterliegt einer *fürchterlichen, von Menschen bornirten Urtheils ausgeübten Tyrannei der öffentlichen Meinung*. Alles, was eigentlich speculativ ist, erscheint als müfsig, und im Ganzen wird die seichte deistische Ansicht ihrer Bequemlichkeit wegen mehr und mehr vorherrschend.

Diefs sind die Bemerkungen, zu welchen uns die Reisebeschreibung Sr. Hoheit theils unmittelbar veranlafst, theils auch so dazu hingeführt hat, dafs sie Resultat einer Vergleichung dieser Reisebeschreibung mit den Notizen, welche Bülow, Weld, Gall und Sidons früher gegeben haben, und mit dem Inhalt der Schriften Americanischer Historiker, welche die Geschichte der Colonisation und Befreiung ihres Landes geschrieben, und unwillkürlich, oft in dem, was sie für das ihrem Staate Ruhmwürdigste halten, uns Blicke in sein atomistisches Innere eröffnet haben, gewesen sind. Und ist nicht der Mann, welcher uns noch am würdigsten die Nordamericanische Bildung und Gesinnung repräsentirt, ist nicht Franklin selbst ein Beleg für alle unsere Behauptungen? — ist seine so gepriesene Lebensphilosophie etwas Anderes als ein einfacher, auf die äufserlich zweckmäfsigste Benutzung und Sparung von Zeit und Geld und Gesundheit gerichteter Bürgerverstand? — seine Politik etwas Ande-

Digitized by Google

res als ein Raisonnement über öffentliche Verhältnisse, worin diesen nicht für sich selbst ein Werth und Zweck beigemessen wird, sondern sie nur als schützender und haltender Rahmen für das Privatleben betrachtet werden? — Was ist die Freiheitsliebe und Toleranz, die durch alle seine Schriften weht, Anderes als Suffisance eines gewöhnlichen, aber in seiner Entwickelung durch nichts gehemmten Verstandes? — Und dieser würdige Mann, dieser hochgefeierte Republicaner, wie nahm er sich doch selbst, wo er auf die Probe gestellt war, z. B. mit Hutchinsons und Olivers Briefen? — Dafs bei dieser Richtung des Nordamericanischen Lebens im Ganzen das Einzelne und der Einzelne noch sehr viel Ersprieſsliches, Angenehmes und Erweckendes enthalten kann, und enthalten mufs, wer möchte das läugnen — selbst wenn man die Reisebeschreibung des Herzogs Bernhard nicht gelesen hätte. Jeder Coloniestaat ist gewissermafsen eine Geburt, die noch an der Nabelschnur hängt; diese Schnur kann blofs geistig seyn, und ist es gegenwärtig bei den Vereinten Staaten; aber eben dadurch bildet das Nordamericanische Leben eine Art Spiegelbild für das Europäische, doch so, dafs das Europäische Leben in diesem Spiegel nach einzelnen Richtungen hin in das Unbegränzte die ursprüngliche Form überschreitend und in verzerrter Gestalt erscheint.

Indem Referent diese Anzeige schliefst, kann er nicht umhin noch zu bemerken, dafs die vorliegende Reisebeschreibung keinesweges blofs als Reisebeschreibung Werth hat; denn obgleich sie gröfstentheils aus einzelnen, dem Zeitverlauf nach aneinandergereihten Notizen über den factischen Zustand Nordamerica's besteht, wird doch der Verfasser hie und da eben durch diesen factischen Zustand veranlafst, eigene Ansichten über Institute und Lebensformen, abgesehen von America, mitzutheilen, und Referent möchte diesen Partien des Buches, so selten und unabsichtlich sie auch eingewebt sind, einen wenigstens eben so hohen Werth beimessen als den eigentlich beschreibenden. Wie schön und treffend ist z. B. Band I. S. 225 die Stelle über das Gefängnifswesen, veranlafst durch das Penitentiary in Philadelphia:

„Auf die grofse Frage, ob es gut und rathsam sei, „die Todesstrafe ganz abzuschaffen, mag ich mich um „so weniger einlassen, je wichtiger sie ist: aber ich möch„te behaupten, dafs dieses solitary confinement, in wel„chem den Gefangenen aller menschliche Umgang genom„men ist, in welchem sie keine Arbeit haben, keine Be„wegung und fast keine frische Luft, viel härter sei, als „die Todesstrafe. Durch den Mangel an Bewegung wer„den die Menschen gewifs ungesund; durch den Mangel „an Arbeit werden sie der Arbeit entwöhnt, und ihre „vielleicht früher erworbene Geschicklichkeit geht ver„loren, so dafs sie, wenn sie wieder in die Welt kom„men, zu keiner Arbeit mehr zu gebrauchen sind, und „eine elende Existenz hinschleppen. Nun will man ihnen „in Philadelphia auch keine andere Lectüre verstatten als „die Bibel. Es scheint mir daher leicht möglich, dafs „diese gänzliche Isolirung sehr nachtheilig auf die Ver„standeskräfte der Gefangenen wirke, und sie zu Schwär„merei und Ueberspannung treibe. Ich konnte mich nicht „enthalten, Herrn Vaux, als er mich um meine Meinung „fragte, zu antworten, dafs die Einrichtung dieses Ge„fängnisses mich an die der Spanischen Inquisition, so „wie Llorente sie beschreibe, erinnere. Herr Vaux er„wiederte: es sei ein Versuch, ob die Todesstrafe abge„schafft werden könnte. Der Versuch schien mir indefs, „von der Bedenklichkeit dieser Philanthropie hinweggese„hen, auch etwas theuer; denn die Baukosten dieses Ge„fängnisses sind auf 350,000 Dollars angeschlagen, und die „Unterhaltung wird dem Staate Pennsylvanien jährlich zu„verlässig eine namhafte Summe kosten. - *Bei Beförderung „der öffentlichen Wohlfahrt sollte man wohl zuerst auf die „guten Staatsbürger Bedacht nehmen,* und ihnen so viel als „möglich die Lasten, die sie drücken, zu erleichtern su„chen. Zu diesen Lasten gehört unstreitig auch, dafs sie „die schlechten Staatsbürger, die man Anderen zum ab„schreckenden Beispiel, oder um sie unschädlich zu ma„chen, ihrer Freiheit beraubt hat, ernähren müssen. „Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es das Bestreben „der Staatsverwalter seyn zu müssen, die Strafanstalten so „einzurichten, dafs sie sich selbst erhalten. Hat man die„sen Zweck erreicht, so kann man sich auch und desto „förderlicher, mit der moralischen Verbesserung der Ge„fangenen beschäftigen." —

Herr Luden, dessen noch auf dem Titel als Herausgebers dieser Reisebeschreibung gedacht ist, hat dabei, seiner eignen Erklärung in einem Vorworte zufolge, keinen weiteren Antheil als die Abtheilung des Manuscriptes in Abschnitte, welche sehr zweckmäfsig ist; die Weglassung aller der Theile des Manuscripts, welche die persönlichen und Familienverhältnisse Sr. Hoheit ganz allein betrafen („Es ist oft nicht ohne Schmerz geschehen, weil gerade diese Dinge die liebenswürdige Per-

Digitized by Google

„sönlichkeit des Fürsten in dem herrlichsten Lichte „zeigten; aber es ist geschehen, und ich wünsche, dafs „auch hier das rechte Mafs getroffen seyn möge.“); die Besorgung eines sehr schönen und correcten Druckes; die Abänderung des Y in Deutschen Wörtern in ein I; und die Correctur des durch den Sprachgebrauch geforderten Adjectivgenitivs auf en, wo das Adjectiv im Masculino und Neutro ohne Artikel steht, in eine Genitivform auf es, z. B. „gröfstes Theiles“ für „gröfsten Theiles.“

Heinrich Leo.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII Bde. Berlin, bei G. Reimer 1821—1825.

Zweiter Artikel.

Ehe wir die schriftstellerische Laufbahn *Hamanns* weiter verfolgen, ist in Kürze den weitern Umständen seiner äufserlichen Lebensgeschichte nachzugehen. Die reiche Sammlung von hier dem Publicum mitgetheilten Briefen, insbesondere an *J. G. Lindner* und, wo diese abbrechen, an *Herder*, so wie an einige andere Männer, mit denen H. in Verhältnifs kam, zeichnen manche Seiten dieses im Ganzen sehr einfachen Lebens in der ganzen Eigenthümlichkeit, mit der sich H. darin befindet; doch müssen wir uns mehr auf die trockene Reihe der Facten beschränken. — H. lebte, wie schon gesagt, seit er im Jan. 1759 das Behrens'sche Haus in Riga verlassen, ohne Berufsgeschäft oder Bestimmung in dem Hause und auf Kosten seines Vaters; auch der einzige Bruder H's., der in Riga als Gymnasiallehrer angestellt war, mufste in das väterliche Haus zurückgebracht werden, weil er in einen Trübsinn verfallen war, der ihn für sein Amt unfähig machte, und der zulezt in völligen Blödsinn überging; H. hatte sich noch bei achtzehn Jahren mit dessen Pflege und Vormundschaft zu schleppen. Unter den Vorfallenheiten aus dieser Zeit ist durch H. und seine Individualität eine Verbindung, in die er trat, denkwürdig gemacht worden, welche sonst für sich eben kein besonderes Interesse hätte. Er ging im Jahre 1763 mit einem, wie es scheint, sich durch Nichts auszeichnenden Bauermädchen eine zuweilen von ihm sogenannte Gewissensehe ein, die fruchtbar an Kindern war, und in der er sein ganzes Leben blieb. Der Hr. Herausgeber sagt (Vorr. zu Bd. III), dafs Rücksichten ihm untersagt haben, H's. denkwürdige Mittheilungen über das Entstehen dieser Verbindung in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen; es werde aber dafür gesorgt werden, dafs sie nicht untergehen. Doch findet sich schon in gegenwärtiger Sammlung genug, um etwa wohl die Neugierde darüber zu befriedigen. Ganz nach der Analogie dessen, was in H's. Gemüth bei dem früher erzählten Entschlusse, sich um die Hand einer Schwester der Herren Behrens zu bewerben, vorging, läfst sich nicht auf die Empfindungen schliefsen, die ihn zu diesem zweiten Entschlusse brachten. Wo er in seinem Tagebuche (B. I. S. 237) von den Bewegungen, die in ihm bei jener früheren Absicht vorgingen, spricht, dankt er Gott, „von Anfechtungen des Fleisches überhoben zu seyn“, und bat ihn auch darum aufs Künftige. „Soviel“, sagt er in einer Diction, die dem Incohärenten dieses halbträumenden Zustandes entspricht, „ist er sich bewufst, dafs er nicht schlafen konnte;“ er hörte eine Stimme in sich, die ihn über den Entschlufs, ein Weib zu nehmen, frug, „aus Gehorsam gegen ihn, ich redete nicht ein Wort; es kam mir aber vor, als wenn ich mit einem Geschrei aufspränge und schrie: *Wenn ich soll*, so gib mir keine andere.“ — Er fügt hinzu: „Ja, weil Gott mit einer besondern Vorsicht über mich gewacht hatte, dafs ich zu keiner fleischlichen Vermischung hatte sündigen können, gesezt auch, mein Leib sollte erstorben seyn, — Abraham glaubte und wankte nicht; gibt er nicht Einsamen Kinder und kann aus Steinen welche erwecken?“ Ueber Modificationen seiner Empfindung bei der zweiten Verbindung, die, wie gesagt, mit einem reichen Kindersegen begleitet war, und über die Veranlassung derselben macht er an Herder und nachher an Franz v. Buchholz, dessen noch weiter erwähnt werden wird, ganz offene Aeufserungen. In einem Briefe an den lezteren (vom 7. Sept. 1784 Bd. VII S. 162) erzählt er ganz einfach die entstandene Zuneigung zu diesem Landmädchen, die in seines Vaters Haus als Dienstmädchen kam. „Ihre blühende Jugend, eichenstarke Gesundheit, mannfeste Unschuld, Einfalt und Treue brachte in mir eine solche hypochondrische Wuth hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlstand noch Arznei, Fasten, neue Reisen und Zerstreuungen überwältigen konnten.“ — In Ansehung des Ungewöhnlichern in dem aufserehelichen Verhältnisse mit ihr für immer zu bleiben, erklärt er sich über diesen damals ins siebenzehnte Jahr laufenden Roman seines Lebens an Herder in Folgendem (V. S. 193): „Ungeachtet meiner grofsen Zufriedenheit (in der er lebe und die sein ganzes Glück ausmache) fühle ich die Seite des bürgerlichen Uebelstandes (seiner Ge-

Digitized by Google

wissensehe, oder wie man *seinen Fuſs zu leben* nennen wolle) lebhaft. Eben das Bauermädchen, dessen vollblütige, blühende Gesundheit, und eben so vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so viel Eindruck auf mich gemacht, daſs Abwesenheit und die Versuche der höchsten Verzweiflung und kältesten Ueberlegung ihn nicht haben auslöschen können; — diese Magd, die Kindesstelle an meinem alten, unvermögenden, gelähmten Vater vertreten, und die er als leibliche Tochter geliebt, würde *vielleicht als meine Ehefrau ich weiſs nicht was seyn.* — Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Ueberzeugung habe, daſs diese Lage ihre eigene Glückseligkeit mindern, und vielleicht dem Glücke ihrer eigenen Kinder nachtheilig werden könnte." —

Vielleicht trug auch dieſs Verhältniſs H's. im Hause seines Vaters dazu bei, daſs dieser zu Anfang des Jahrs 1763 sich entschloſs, die Abtheilung des mütterlichen Vermögens mit seinen beiden Söhnen vorzunehmen (III. S. 183). H. hatte sich in dieser Zeit mit Abfassung mehrerer kleiner Aufsätze — im Verfolg der Sokratischen Denkwürdigkeiten — und mit Kritiken für die Königsberger Zeitung (welche der Hr. Herausgeber sorgfältig aufgesucht und der Sammlung beigefügt hat; sie sind eben nichts Bedeutendes) und mit der buntesten Lecture beschäftigt. H. ist nun veranlaſst, selbst für sich zu sorgen und sich nach weiterer Arbeit umzusehen als Beten und Bibellesen, was er früher als die Arbeit eines Christen angegeben hatte; Gott gab ihm, wie er sich ausdrückt (S. 184), Anlaſs, an seine eigene Hütte zu denken; „der da war, da ich mir in der Hölle bettete, und mir die *Schande der Muſse* überwinden half, wird mir jezt in der Gefahr der Geschäfte eben so gegenwärtig seyn." In III. S. 207 ist seine Supplik an die königl. Preuſs. Kriegs- und Domänen-Kammer zu Königsberg abgedruckt, vom 29. Juli 1763, worin er angibt, daſs eine schwere Zunge und Unvermögenheit der Aussprache, nebst einer eben so empfindlichen Gemüthsart als Leibesbeschaffenheit ihn zu den meisten öffentlichen Bedienungen untüchtig machen, und er sich weder auf irgend einige Verdienste berufen noch auf andere Bedingungen einlassen könne, als daſs er *zur Noth leserlich schreiben* und *ein wenig rechnen* könne; er bittet, ihn eine Probe seiner freiwilligen Dienste machen zu lassen, daſs es ihm durch diesen Weg gelingen möchte, als ein *Invalide des Apollo* mit einer Zöllnerstelle zu seiner Zeit begnadigt zu werden. Doch nach einem halben Jahre bittet er wieder „in der gänzlichen Verzweiflung an der Möglichkeit, einer Copistenhand und des dazu nöthigen Augenmaſses jemals mächtig zu werden", wieder um seine Entlassung (III. S. 210), und übernimmt die Herausgabe einer gelehrten Zeitung. H. war durch eine Aeuſserung, die er (in den Kreuzzügen des Philologen II. S. 149) über Hrn. *v. Mosers* damals Aufsehen erregende Broschure: Der Herr und der Diener, gemacht hatte, mit diesem in Beziehung gekommen. H. hoffte nun durch dessen Verwendung eine Anstellung (das. S. 205 „mit einem recht ansehnlichen Gehalt als Lehrer der langen Weile") zu erhalten, reiste deſshalb im Juni, wie es scheint, ohne bei Hrn. v. Moser vorher darüber anzufragen oder ihn von seiner Absicht in Kenntniſs zu setzen, nach Frankfurt a. M., von wo dieser jedoch vier Tage vor H's. Ankunft auf eine weite Reise abgegangen war. H., der dessen Rückkunft nicht abwarten konnte, kam ungeschickter und unverrichteter Dinge Ende Sept. nach Königsberg zurück. Im Juni 1767 wurde er als Secrétaire-Interprète bei der Königsberger Provincial-Accise- und Zolldirection zuerst mit 16 Thlrn. monatl. Gehalt angestellt, der später bis auf 30 Thlr. stieg, aber dann wieder auf 25 Thlr. herabfiel. Er sezte in diesem Amte, vornehmlich auch durch den Ankauf vieler Bücher, den gröſsten Theil des durch seines Vaters Tod ihm zugefallenen Vermögens zu; seinen ökonomischen Zustand (von einem Minus von 600 fl.) legt er dem Hrn. v. Moser V. S. 57 f., wahrscheinlich von ihm aufgefordert, vor; nach ebendas. S. 116 f. ist zu schlieſsen, daſs H. Hülfe bei ihm gefunden hat. Später hilft ihm Herder groſsmüthig aus einer Geldverlegenheit, die ihn sonst genöthigt haben würde, seine Bibliothek zu verkaufen. Am Ende des Jahrs 1774 muſs er wieder als „expedirender Copist" arbeiten (V. S. 95), vergl. IV. S. 242, wo er in *einer Schrift an das Publicum* auch des Umstandes erwähnt, seinen Monatsgehalt von 750 Düttchen in Scheidemünze ausgezahlt zu erhalten, die von der Post nicht angenommen werde; das Briefporto machte ihm bedeutende Auslagen. Anfangs des Jahrs 1777 wurde er endlich zum Packhofverwalter ernannt (V. S. 216 f.); sein Gehalt war derselbe, 300 Rthlr., aber überdem hatte er freie Wohnung und Garten, und einen Antheil an den sogenannten Fooigeldern, der über 100 Rthlr. betrug; womit er nun „zufrieden und glücklich zu seyn gedachte, wenn der Neid des Satans nicht die köstliche Salbe der Zufriedenheit verderben werde;" die weitläufigen Verdrieſslichkeiten über den Garten sind in den Briefen an

Digitized by Google

seinen Freund, den Capellmeister Reichardt in Berlin, zu lesen, dessen Verwendung er in seinen Amtsverhältnissen, aber freilich fruchtlos, in Anspruch nahm; auch hatte er den Kummer, jenen Zuschuſs aus den Fooigeldern zu verlieren; so daſs er, nachdem seine Lage zwar durch den Tod seines unglücklichen Bruders, der am Ende des Jahrs 1778 endlich erfolgte, und das ihm dadurch zufallende Vermögen desselben etwas erleichtert wurde, sich bei einer zahlreichen Familie, seinem Hang zum Bücherkaufen und beträchtlichen Verlusten beim Verkauf von Häusern, in die er sein Vermögen gesteckt hatte, immer in bedrängten Umständen befand (V. S. 287 „das Gemüth voller niediger, kriechender, irdischer Nahrungssorgen"), die er jedoch durch die Wirthschaftlichkeit, seinen christlichen Muth und eigenthümlichen Humor mit der Ruhe und Heiterkeit seiner Art standhaft trug, wobei ihm auch von Freunden manche Unterstützung zu Theil wurde. Er bezeugt übrigens öfters, daſs die Packhofverwaltersstelle der einzige Dienst im Lande gewesen, den er sich gewünscht; nach eines ehemaligen kön. Pr. Licent-Packhofmeisters Bonmot hätten alle anderen Beamten Eselsarbeit und Zeisigsfutter; bei ihm aber sei die einzige Ausnahme, Eselsfutter und Zeisigsarbeit zu haben (V. S. 210). Er hatte wenig oder, nach seinen Ausdrücken, gar nichts zu arbeiten, „im Grunde weder Geschäfte noch Verantwortung" (VI. S. 193); „mich verderbt eher zu viel Bequemlichkeit, zu viel Ruhe und Muſse." Die Zeit, die er (VI. S. 218) von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr, und von 2 bis 6 Uhr Abends auf seiner Station zuzubringen hatte, verbrachte er vornehmlich mit Lesen. Diese Lecture ist durchaus bunt; ohne die Richtung auf einen Zweck, Alles nach Zufall durch einander, daher sie mehr eine üble Wirkung als einen bildenden Einfluſs auf seine Schriftstellerei hatte. Eine ungefähre Liste der Bücher, die er vom Sommer 1781 in seinen Briefen als seine Lecture anführt, mag als Beispiel dienen: Am 8ten Apr. die 54 Bde. des Voltaire zu Ende gebracht; nun die 30 ersten Bogen von Kants Kritik der reinen Vernunft; Le procès des trois Rois. Londres, 1780; wieder 18 Bogen von Kant; Des Erreurs et de la Verité, Locke, über den menschlichen Verstand; Histoire privée de Louis XV; Herders theologische Briefe u. s. f.; darauf Buffons Histoire des Oiseaux; die Bibliotheca Fratrum Polonorum; Zeltners Histor. arcani Cryptosocinianismi Altdorfini u. s. f. Diese Lesesucht konnte um so weniger fruchtbar seyn nach dem, was er an Lavater schreibt (im J. 1781, V, S. 280): „Seit langer Zeit genieſse ich einen Schriftsteller bloſs, so lange ich das Buch in der Hand habe; sobald ich es zumache, flieſst Alles in meiner Seele zusammen, als wenn mein Gedächtniſs Löschpapier wäre." — Unterricht im Griechischen, auch Englischen, Italienischen u. s. f., den er seinen Kindern und zum Theil andern Bekannten ertheilte, Umgang mit Freunden in Königsberg, dem dahin versetzten J. G. Lindner, Hippel, Kant, mit welchen beiden er auf einem bald mehr oder weniger entfernten, und obzwar nicht vertraulichen (die Autorschaft der Lebensläufe hatte Hippel Hamann nicht nur nicht anvertraut, sondern abgeläugnet), doch auf gutem Fuſse stand, und mit einigen Andern, Kreuzfeld, Kraus u. s. f., dann der Briefwechsel mit auswärtigen Freunden, und zulezt Schriftstellerei und sonstiges im Leben Gewöhnliches machten seine übrigen Beschäftigungen aus. — Die früher ausführlich erzählte Erfahrung hatte ihn endlich davon abgebracht, sich zum Straf- und Buſsprediger seiner Freunde aufzuwerfen, und ihn gelehrt, sich auch mit Solchen zu vertragen, denen sein Inneres fremd bleiben muſste; wie die Noth ihn dahin gebracht hatte, sich mit einer Stelle und Arbeit zu vertragen, welche gegen seinen Geist und seine Kenntniſs ganz und gar heterogen, aber vielleicht eben dadurch angemessener war als jenes Verhältniſs, in welchem er bei seinen Freunden in Riga hätte verbleiben können, indem ein ganz äuſserliches und stumpfes Geschäft die Hartnäckigkeit seines abstracten Charakters unangefochten lieſs, wo hingegen ein Verhältniſs von sinnigerer Arbeit und concreterer Stellung mit Menschen ihm zugemuthet hätte, seine Isolirung zu verlassen und sich in verständigere Gemeinsamkeit zu setzen. Wir sehen ihn nun sowohl mit alten Jugendfreunden als mit Solchen, welche ihm seine Schriften erwarben, in einem gemüthlichen und ruhigen Verhältniſs bei der gröſsten Verschiedenheit seiner und ihrer Eigenthümlichkeiten; er ist fähig, auch Solche, wie z. B. *Kraus* und vollends der Kriegsrath *Scheffner*, der seine weit gegangene Flachheit in seiner hinterlassenen Biographie noch nach seinem Tode dem Publicum hat wollen vorlegen lassen, im Umgange mit ihm gewähren zu lassen. Es ist dieselbe Erscheinung wie die vorhin bemerkte, daſs ihn die fremdartigste Lecture, deren Inhalt kein Interesse für ihn haben konnte, gegen die Unthätigkeit und Langeweile seines amtlichen Vegetirens beschäftigte und unterhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109. u. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII Bde.

(Fortsetzung.)

Die *Freundschaft* war im Verhältnisse der Gelehrten und Literatoren der damaligen Zeit eine wichtige Angelegenheit, wie wir aus den vielen Briefwechseln, die seitdem in Druck gekommen sind, ersehen. Die Vergleichung der verschiedenen Arten und Schicksale dieser Freundschaften würde wohl eine interessante Reihe von Charakteristiken liefern können, besonders wenn man diese Briefwechsel mit den gleichfalls zahlreichen Bänden von gedruckten Briefen der Französischen Literatoren der damaligen Zeit parallelisiren wollte. Hamanns religiöse Wendung hatte die Gestalt einer abstracten Innerlichkeit genommen, deren hartnäckige Einfachheit objective Bestimmungen, Pflichten, theoretische wie praktische Grundsätze nicht als schlechthin wesentlich anerkennt, noch ein leztes Interesse für dieselben hat. Eine Verschiedenheit hierüber, die hiermit allerdings sehr weit gehen kann, kann defswegen die Freundschaft nicht stören, welche aus demselben Grunde meist durch Zufall und subjective Neigung entstanden ist; ein Hauptzug H's. ist daher auch seine Beständigkeit in derselben. Es ist interessant, ihn über seine Vorstellung von der Freundschaft sich erklären zu hören, was er besonders bei dem geschilderten früheren Hauptzwist mit seinen damaligen Freunden vielfach thut. Nach seinem Sinne gelten die heftigsten Vorwürfe, die leidenschaftlichsten Aeufserungen blofs als Prüfungen (B. I. S. 391); die Freundschaft ist ihm ein göttliches Geschenk, insofern Alles dasjenige, was auf ihre Vernichtung zu zielen scheint, nichts als ihre Läuterung und Bewährung hervorbringt. Sie hat ihm (B. I. S. 474) mit Lehren, Unterrichten, Umkehren und Bekehren nichts zu schaffen. „Was ist denn das Augenmerk der Freundschaft?“ fragt er. „Lieben, Empfinden, Leiden. Was wird Liebe, Empfindung, Leidenschaft aber eingeben und einen Freund lehren? Gesichter, Mienen, Verzuckungen, Figuren, redende Handlungen, Strategeme, Schwärmerei, Eifersucht, Wuth.“ — Ferner: „Ich würde der niederträchtigste und undankbarste Mensch seyn, wenn ich mich durch die Kaltsinnigkeit (des Freundes), durch sein Mifsverständnifs, ja selbst durch *seine offenbare Feindschaft* so bald sollte abschrecken lassen, sein Freund zu bleiben; unter diesen Umständen ist es desto mehr meine Pflicht, Stand zu halten, und darauf zu warten, bis es ihm gefallen wird, mir sein Zutrauen wieder zu schenken.“ So behält H. dieselben warmen Gesinnungen gegen die Brüder Behrens, mit denen er so hart zusammen gekommen, sein ganzes Leben bei. So wachen auch in ihm nach *Mendelssohns* Tod frühere Empfindungen gegen denselben auf, dem „der Antritt von seiner (H's.) literarischen Laufbahn nicht verächtlich geschienen habe;“ er überredet sich nach allen Heftigkeiten, in die er gegen denselben explodirt war, dessen Freund geblieben zu seyn, und dafs er ihn hievon noch hätte überzeugen können. — Mit *Herdern* steht er fortdauernd, wenigstens in dem (oft sehr geschraubt oder auch persifflirend werdenden) Tone vertraulicher Freundschaft. Bei aller dieser Freundschaft erklärt H. einmal Herdern (V. S. 61), was sonst offen genug daliegt, dafs beider Gesichtspunkt und Horizont zu entfernt und verschieden sei, um sich über gewisse Dinge v rgleichen zu können; er „*verdammt*“ eine der Preisschriften Herders (ebend. S. 77), die diesem sonst viel Ruhm erworben hatte; ja von dessen Schrift über die Apokalypse schreibt ihm H. (VI. S. 103) vom 29sten Oct. 1779, dafs diefs Buch das erste sei, welches er (Hamann) aus der Fülle des Herzens und Mundes lieben und loben könne; was um so weniger ist, je ein geringeres Verhältnifs jene Schrift überhaupt zur Fülle des Herzens und Geistes hat. Es ist ein allgemeiner, aber eben kein Zug des Wohlwollens, dafs H. gerade durch die Schriften seiner besten Freunde so aufgeregt wird, dafs er in Aufsätzen über sie herfällt, die zum Drucke bestimmt, nach seiner

Digitized by Google

sonstigen Weise mit leidenschaftlicher Heftigkeit und Muthwillen angefüllt, selbst nicht ohne ein Ingredienz sind, das als bitterer Hohn empfunden werden und kränkend seyn kann. Ueber Herders Preisschrift vom Ursprung der Sprachen hatte Hamann eine kurze Anzeige in der Königsberger Zeitung gemacht, welche sich nur versteckter Weise gegen deren Hauptgedanken erklärt; aber er verfafste auch einen sehr heftigen Aufsatz unter dem Titel: *Philologische Einfälle und Zweifel* u. s. f. (Bd. IV. S. 37 ff.), worin er seine Zweifel in nichts weniger als dahin ausdrückt: „ob es dem Verfasser je ein Ernst gewesen, sein Thema zu beweisen oder auch nur *zu berühren*"; die Merkmale zu diesem Zweifel fänden sich darin, dafs der ganze Beweis (von dem menschlichen Ursprung der Sprache) aus einem runden Cirkel, ewigen Kreisel, und *weder verstecktem noch feinem Unsinn* zusammengesezt, auf verborgenen Kräften willkürlicher Namen und gesellschaftlicher Losungswörter oder Lieblingsideen beruhe u. s. f. Diesen Aufsatz enthielt sich H. jedoch drucken zu lassen, nachdem Herder, der davon gehört, ihm den Wunsch, denselben nicht vor das Publicum zu bringen, geäufsert hatte. Eben so liefs er eine für die Königsberger Zeitung verfertigte Recension über Kants Kritik der reinen Vernunft, und den Aufsatz: Metakritik, auf den wir späterhin zurückkommen werden, wenigstens ungedruckt. Dafs Jacobi's Schriften in Betreff seiner Dissidien mit Mendelssohn, die Briefe über Spinoza u. s. f., auf die sich Jacobi sehr viel zu Gute that, vor H. keine Gnade fanden, wird noch späterhin berührt werden.

An diese besondere Art von Freundschaft schliefst sich das Eigenthümliche seiner Frömmigkeit an, der Grundzug in seiner Schriftstellerei wie in seinem Leben überhaupt, welcher nun näher anzugeben ist. Wir sahen ihn früher in dem religiösen Gefühle seines äufsern und innern Elends, aber auch bald daraus zur Freudigkeit eines versöhnten Herzens übergegangen, so dafs die Qual und Unseligkeit eines Gemüths, das die Entzweiung in die religiösen Forderungen und in das denselben widersprechende Bewufstseyn der Sündhaftigkeit perennirend in sich trägt, überwunden war. Aber in dem, was über jene Periode aus seiner Lebensbeschreibung ausgehoben worden ist, und in dem Aufsatze selbst in der breitesten Fülle, liegt jene frömmelnde Sprache und der widrige Ton schon ganz fertig vor, welcher noch mehr die Sprache der Heuchelei als der Frömmigkeit zu seyn pflegte. Dafs er der erstern verfallen sei, dafür vermehrt sich der Anschein, wenn H., nachdem er sich innerlich von seinen Sünden absolvirt hat, nun gegen seine Freunde auf die Anerkenntnifs, der gröfste Sünder zu seyn, nicht nur pocht, sondern auch über seine hungernde, bestimmungs- und arbeitsscheue Lebensart ihnen mit dem Pantheismus der unächten Religiosität, dafs Alles Gottes Wille sei, entgegnet. „Der Christ," schreibt er an seine Freunde, „thut Alles in Gott: essen und trinken, aus einer Stadt in die andere reisen, sich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln, oder darin stillsitzen und harren (geht auf seinen Aufenthalt in England) sind Alles *göttliche* Geschäfte und Werke." Es würde ihm nicht gefehlt haben, einen vergnüglichen Kreis von neuen Freunden aufzufinden, mit denen er sich gemeinsam in dem Dunste selbstgefälliger Sündhaftigkeit hätte laben und preisen können. *Goethe* in seinem Leben erzählt, wie zu jener Zeit „die Stillen im Lande" zu Frankfurt dem Hamann ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und mit ihm sich in Verhältnifs sezten; wie diese frommen Menschen sich H. nach ihrer Weise fromm gedacht, und ihn als „den Magus aus Norden" mit Ehrfurcht behandelten; aber bald Aergernifs schon an seinen *Wolken* und noch mehr an dem Titelblatt zu den *Kreuzzügen eines Philologen* nahmen, auf welchem das Ziegenprofil eines gehörnten Pans, und dann noch ein weiterer satyrischer Holzschnitt (die auch in dieser Ausg. B. II. S. 103 u. 134 zu finden sind): ein grofser Hahn, tactgebend jungen Hühnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm standen, sich höchst lächerlich zeigte, worauf sie ihm ihr Mifsbehagen zu erkennen gaben, er aber sich von ihnen zurückzog. Hamann würde wohl in seiner Gegend gleichfalls dergleichen neue Freunde haben finden können, und wenn etwa das Naturell seines Bruders, der in Blödsinn endete, eine weitere Wahrscheinlicheit, dafs er die Richtung der Heuchelei verfolgen würde, an die Hand gäbe, so bewahrte ihn hievor die in seinem Gemüthe noch starke und frische Wurzel der Freundschaft, die geniale Lebendigkeit seines Geistes und das edlere Naturell. Jene Wurzel der Freundschaft erlaubte ihm nicht, in ihm selbst unredlich gegen sich und gegen sie zu werden, und das Princip weltlicher Rechtlichkeit zu verschmähen. Es hatte eines streng positiven Elements, eines harten Keils bedurft, der durch sein Herz getrieben werden mufste, um dessen Hartnäckigkeit zu überwinden; aber es wurde damit nicht getödtet, sondern vielmehr dessen energische Lebendigkeit ganz in die Frömmigkeit aufgenommen. H. hat darüber ein bestimmtes Bewufst-

Digitized by Google

seyn, so dafs er auch Gott dafür dankt (I. S. 373), dafs er „wunderlich gemacht ist."

In dem oft angeführten Kampfe mit seinen Freunden spricht er vielfach diese Verknüpfung seiner Frömmigkeit und seiner eigenthümlichen Lebendigkeit aus; so sagt er (I. S. 393): „Wie Paulus an die Korinther in einem so harten und seltsamen Tone geschrieben (was er mit seinem eigenen Benehmen in Parallele sezt), was für ein *Gemisch von Leidenschaften* habe dieses sowohl in dem Gemüthe Pauli als der Korinther zuwege gebracht? Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache; — wenn der natürliche Mensch fünf Sinne habe, so sei der Christ ein Instrument von zehn Saiten, und *ohne Leidenschaften* einem klingenden Erz ähnlicher als einem neuen Menschen." Diese Frömmigkeit, die so das weltliche Element einer eminenten Genialität zugleich in sich trägt, unterschied sich wesentlich eben so sehr von den Arten einer bornirten pietistischen, süfslichen oder fanatischen Frömmigkeit, als auch von der ruhigern, unbefangenern Frömmigkeit eines rechtschaffenen Christen, und gestattete ferner auch Andern, die nicht zu den „Stillen im Lande" gehörten, mit ihm in Gemeinsamkeit und Anerkennung zu seyn.

Der Hr. Herausgeber gibt (Vorr. zu B. III. S. VI ff.) die in Bezug auf Hamann interessante Notiz von einer Schrift, die der vieljährige Freund desselben, G. J. Lindner, noch im Jahre 1817 herausgegeben, worin dieser eine Schilderung von H. macht, und in Beziehung auf seine Religiosität sagt, dafs seine bewundernswürdigen, nicht blofs Eigenheiten, sondern talentvollen Geisteskräfte, die Ursache gewesen, dafs derselbe in seiner moralischen und religiösen Denkart *schwärmte*; er war, ist hinzugefügt, „der *strenge Vertheidiger der crassesten Orthodoxie.*" Mit diesem Namen wurde damals dasjenige bezeichnet, was in der protestantischen Kirche die wesentliche Lehre des Christenthums war. Der Name der Orthodoxie ist nachher zugleich mit dem Namen von Heterodoxie, welcher leztere den Meinungen der Aufklärung gegeben worden war, verschwunden, seitdem diese beinahe aufgehört haben, etwas Abweichendes zu seyn, und eher fast die allgemeine Lehre nicht nur der sogenannten rationalistischen, sondern meist selbst der sogenannten exegetischen und namentlich der Gefühlstheologie geworden sind. H. war in der für sein Gemüth erlangten Versöhnung sich des *objectiven* Zusammenhangs dieser Versöhnung wohl bewufst, welcher Zusammenhang die christliche Lehre von der *Dreieinigkeit Gottes* ist. Mit H's. wie mit dem lutherischen und christlichen Glauben überhaupt contrastirt es auf das Stärkste, wenn heutiges Tages Theologen vom Fache noch der christlichen Versöhnungslehre zugethan seyn wollen, und zugleich läugnen, dafs die Lehre von der Dreieinigkeit die Grundlage derselben sei; ohne diese objective Grundlage kann die Versöhnungslehre nur einen subjectiven Sinn haben. Bei H. steht sie fest; in einem Briefe an *Herder* (V. S. 242) sagt er: „ohne das sogenannte Geheimnifs der h. Dreieinigkeit scheint mir gar kein Unterricht des Christenthums möglich zu seyn; Anfang und Ende fällt weg." Er sagt in diesem Zusammenhange von einer Schrift, mit der er damals umging, dafs das, was man *für die pudenda* der Religion hält (eben das von Andern crasse Orthodoxie Genannte), und dann der Aberglaube selbige zu *beschneiden*, und die Raserei sie gar *auszuschneiden*, der Inhalt dieses Embryons seyn werde. Mit der Orthodoxie aber pflegt die fernere Vorstellung verbunden zu seyn, dafs sie ein Glaube sei, den der Mensch nur als eine todte, dem Geiste oder Herzen äufserliche Formel in sich trage. Hiervon war Niemand entfernter als H., so dafs sein Glaube vielmehr den Contrast in sich hatte, bis zur ganz concentrirten, formlos werdenden Lebendigkeit fortzugehen. Am nachdrücklichsten ist es in dem ausgedrückt, was *Jacobi* (Auserlesener Briefwechsel 2ter B. 1827 S. 142) von H. in einem „Briefe an F. L. Gr. von Stollberg" angibt;" H. sagte mir einmal ins Ohr: Alles Hangen an Worten und buchstäblichen Lehren der Religion wäre *Lama-Dienst.*" Ins Ohr pflegte sonst H. bei seiner Parrhesie eben nicht zu sprechen; allenthalben beweist die geistige Weise seiner Frömmigkeit jene Freiheit von dem Tode der Formeln. Unter vielem Andern mag folgende directere Stelle aus einem Briefe H's. an *Lavater* v. J. 1778 (B. V. S. 276) ausgehoben werden; im Gegensatze gegen Lavaters *innere Unruhe*, *Unsicherheit* und *Durst* und *äufsere Geschäftigkeit*, dessen Anstöfse in derselben und Plage damit, wie mit seinem Innern selbst, fafst H. das Gebot seiner eigenen christlichen Gesinnung so zusammen: „Ifs dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, denn dein Werk gefällt Gott; brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat. Ihre (Lavaters) *Zweifelknoten* sind eben so vergängliche Phänomene, wie unser System von

Digitized by Google

Himmel und Erde, alle leidigen Copier- und Rechnungsmaschinen mit eingeschlossen." — Er fügt hinzu: „Ihnen von Grund meiner Seele zu sagen, ist mein ganzes Christenthum ein Geschmack an *Zeichen*, und an den Elementen des Wassers, des Brodes, des Weins. Hier ist Fülle von Hunger und Durst: eine Fülle, die nicht bloſs, wie das *Gesetz*, einen Schatten der *zukünftigen* Güter hat, sondern *ἀντὴν τὴν εἰκόνα τῶν πραγμάτων*, insofern selbige durch einen Spiegel im Räthsel dargestellt, *gegenwärtig* und *anschaulich* gemacht werden können; das *τέλειον* liegt jenseits." Was H. seinen Geschmack an Zeichen nennt, ist, daſs ihm alles *gegenständlich* Vorhandene, seiner eigenen innern und äuſsern Zustände wie der Geschichte und der Lehrsätze, nur gilt, insofern es vom Geiste gefaſst, zu Geistigem geschaffen wird, so daſs dieser göttliche *Sinn* weder nur Gedanke noch Gebilde einer schwärmenden Phantasie, sondern allein das Wahre ist, das so gegenwärtige Wirklichkeit hat. Es hängt damit zusammen, was der Hr. Herausgeber am angeführten Orte noch aus der angeführten Schrift G. J. *Lindners* aushebt; dieser erzählt dort auch, daſs er einst über H's. Auslegungen ganz gleichgültiger Stellen der Bibel gegen denselben geäuſsert habe, daſs er (L.) mit H's. originellem Talente, seinem Proteuswitze, Erde in Gold und Strohhütten in Feenpaläste verwandeln könnte; so wollte er aus dem Schmutze Crebillon'scher Romane u. s. f. Alles das sublimiren, was H. aus jeder Zeile der Bücher der Chroniken, Ruth, Esther u. s. f. glossire und interpretire; H. habe erwiedert: *darauf sind wir angewiesen.* — Indem H's. Glaube eine positive Grundlage zur Voraussetzung behielt, so war dieselbe für ihn zwar ein Festes aber ein Göttliches, weder als ein äuſserlich vorhandenes Ding (die Hostie der Katholiken), noch eine als buchstäbliches Wort behaltene Lehrformel (wie bei dem Wortglauben der Orthodoxie vorkommt), noch gar ein äuſserlich Historisches der Erinnerung; sondern das Positive ist ihm nur Anfang, und für die Gestaltung, für Ausdruck und Verbildlichung wesentlich zur belebenden Verwendung. H. weiſs, daſs dieſs belebende Princip wesentlich eigener individueller Geist ist, und daſs die Aufklärerei, welche sich mit der Autorität des Buchstabens, welchen sie nur *erkläre*, zu brüsten nicht entblödete, ein falsches Spiel spielte, indem der *Sinn*, den die Exegese gibt, zugleich verstandener, subjectiver Sinn ist; welches Subjective im Sinne, aber damals die Verstandes-Abstractionen der Wolfischen Schule, welche Vernunft genannt wurden, wie nachher anderer Schulen, waren.

So ist H's. Christenthum eine Energie lebendiger individueller Gegenwart; in der Bestimmtheit des positiven Elements bleibt er der freiste, unabhängigste Geist, daher für das am entferntesten und heterogensten Scheinende wenigstens formell offen, wie oben die Beispiele seiner Lecture gezeigt haben. So erzählt Jacobi in dem angeführten Briefe an Gr. Stolberg auch, daſs H. gesagt, wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden kann, den muſs man fragen: „*wer der Propheten Vater sei?* und ob sich unser Gott nicht einen *Gott der Heiden* genannt habe?" — Er wird von *Bahrdts* ausführlichem Lehrgebäude der Religion, wenigstens für ein paar Tage auf's Höchste begeistert, so sehr er ihn als einen „Irrlehrer" kennt, weil „der Mann mit Licht und Leben von der Liebe redet." H's. eigene geistige Tiefe hält sich dabei in vollkommen concentrirter Intensität, und gelangt zu keiner Art von Expansion, es sei der Phantasie oder des Gedankens; Gedanke oder schöne Phantasie, welche einen wahrhaften Gehalt bearbeitet und ihm Entfaltung gibt, ertheilt demselben eine Gemeinsamkeit, und benimmt der Darstellungsweise den Schein derjenigen Absonderlichkeit, welche man sehr häufig allein für Originalität zu nehmen pflegt. Weder Kunstwerke oder etwas der Art, noch wissenschaftliche Werke kann die Singularität hervorbringen.

Der schriftstellerische Charakter H's., zu dem wir nun übergehen, bedarf keiner besondern Darstellung und Beurtheilung, indem er ganz nur der Ausdruck der bisher geschilderten persönlichen Eigenthümlichkeit ist, über welche derselbe kaum zu einem objectiven Inhalte hinausgeht. Der Hr. Herausgeber sagt in seiner treffenden Charakterisirung der Schriften H's. 1. Th. Vorr. S. X, daſs sie zur Zeit ihres Erscheinens nur von einer kleinen Zahl mit Achtung und Bewunderung, von den Meisten als *ungenieſsbar* mit Gleichgültigkeit, oder auch als Werke eines Schwärmers mit Verachtung aufgenommen worden seien. Es mag sich wohl bei uns, als bereits einer Nachwelt, jenes Beides — das Bewuſstseyn der Achtung und der Ungenieſsbarkeit — mit einander verbinden, die Ungenieſsbarkeit aber noch in einem stärkern Grade bei uns vorhanden seyn als bei den Zeitgenossen, für welche die Menge von Particularitäten, mit denen die H'schen Schriften ausgefüllt sind, noch eher ein Interesse und auch mehr Verständlichkeit haben konnte als für

Digitized by Google

uns. — Die Unfähigkeit H's., ein *Buch* zu schreiben, ergibt sich aus dem Bisherigen von selbst. Der Hr. Herausgeber gibt am angeführten Orte (1 Th. Vorr. S. VIII) von den zahlreichen Schriften H's. an, dafs keine über fünf, die meisten nicht über zwei Bogen stark waren. „Ferner: *Alle* waren durch besondere Veranlassungen hervorgerufen, keineswegs aus eigener Bewegung, noch weniger um Erwerbs willen (einige Uebersetzungen aus dem Französischen, Anzeigen für die Königsberger Zeitung und Anderes der gleichen hatte jedoch wohl diesen Zweck) unternommen; wahre Gelegenheitsschriften, voll Persönlichkeit und Oertlichkeit, voll Beziehung auf gleichzeitige Erscheinungen und Erfahrungen, zugleich aber Anspielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte.“ Die Veranlassung und Tendenz ist sämmtlich polemisch; Recensionen gaben seiner Empfindlichkeit die häufigste Anregung dazu. Was ihn zu seiner ersten Schrift, *den Sokratischen Denkwürdigkeiten*, antrieb, ist, wie auch das Doppelgesicht derselben, ein persönlicher und auf etliche Personen gerichteter Zweck, und die andere, hiemit halbe und schiefe Richtung gegen das Publicum ist oben bemerkt worden. Sie hatte auch eine gedoppelte Kritik zur Folge, die eine von der Oeffentlichkeit her in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom Jahre 1760, die andere war, wie es dem Titel und der Kränkung nach, die H. darüber empfand, scheint, eine bittere Erwiederung aus dem Kreise der Bekannten, denen H. mit seinen Denkwürdigkeiten imponiren wollte; diese Angriffe veranlafsten H. zu weiteren Broschüren. — Die *Kreuzzüge des Philologen* von Jahre 1762, eine Sammlung von einer Menge kleiner, unzusammenhängender Aufsätze, deren die meisten sehr unbedeutend, darin doch einige Perlen sind, brachten ihn, in Beziehung zu den Literaturbriefen, zu *Nicolai* und *Mendelssohn*, welche, besonders der Leztere, sein Talent hochachtend, ihn für ihre literarische Wirksamkeit zu gewinnen suchten. Vergeblich! H. hätte in solcher Verbindung eben so wohl der Eigenthümlichkeit seiner Grundsätze als seiner zufälligen und barocken Art schriftstellerischer Composition entsagen müssen. Diese Beziehung wurde vielmehr die nähere Veranlassung zu vielfachen Angriff- und Vertheidigungs-Broschüren, voll particulären Witzes und rächender Bitterkeiten. Andere Aufregungen erhielt er durch andere Zufälligkeiten, z. B. *Klopstocks* Orthographie, des berüchtigten (als Katholik und protestantischer Hofprediger in Darmstadt verstorbenen) *Starks*, mit dem er früher in Verkehr gewesen war (s. den Briefwechsel mit Herder und Andern) Apologie des Freimaurerordens u. s. f. *Eberhards* Apologie des Sokrates u. s. f. Auch sein Accise-Amt verleitete ihn, einige Französische Bogen, unter Andern an *Q. Icilius*, Guischard, in Druck ausgehen zu lassen; sie drücken seinen Unmuth sowohl über seinen kärglichen Gehalt und über seine Noth, wie über das ganze Accisesystem und den Urheber desselben, *Friedrich* II., doch diefs mehr nur verbissen, aus. Keine Wirkung keiner Art, weder bei den Einflufs-habenden Individuen noch beim Publicum, konnten dergleichen Aufsätze hervorbringen; die Particularität des Inseresses, der geschraubte, frostige Humor ist hier vollends zu sehr überwiegend, und weiter sonst kein Gehalt zu ersehen. H. hat sich nicht an die gewöhnliche Bewunderung, die seine Landsleute und seine Mitwelt gegen seinen König, den er spottweise häufig als „Salomon du Nord“ bezeichnet, hegten, angeschlossen, noch weniger aber sich dazu erhoben, ihn zu verstehen und zu würdigen; vielmehr ist er gegen ihn, nicht über die Empfindung eines Deutschen Subalternen im Zollamt, welcher Franzosen zu seinen Vorgesezten und einen allerdings kärglichen, selbst einigemal noch einer Reduction ausgesezten Gehalt hat, und über die Ansicht eines abstracten Hasses gegen die Aufklärung überhaupt hinausgekommen. Es ist auch bereits bemerkt, dafs aufser den Schriften von Solchen, die seine Gegner waren oder wurden, besonders beinahe auch die jedesmaligen Schriften seiner Freunde eine Veranlassung für ihn zu leidenschaftlichen, harten und bittern Aufsätzen wurden; er liefs sie zwar meist nicht drucken; — in der vorliegenden Ausgabe erscheinen mehrere zum ersten Male; — auch enthielt er sich, sie die Freunde, gegen deren Schriften er so losgebrochen war, lesen zu lassen, doch theilte er sie unter der Hand andern Freunden handschriftlich mit. — Die stärkste Aufregung gab H. die berühmte Mendelssohn'sche Schrift: „*Jerusalem* oder über religiöse Macht und Judenthum; H's dagegen gerichtete Broschüre: *Golgatha* und *Scheblimini* ist ohne Zweifel das Bedeutendste, was er geschrieben.

Was nun die nähere Angabe des Inhalts der Schriften H's. und der Form betrifft, in der er denselben ausgedrückt hat, so wird das Folgende darüber Auszuhebende mehr Belege des bereits Geschilderten geben als neue Züge. Von dem Gehalte sahen wir schon, dafs er das Tiefste der religiösen Wahrheit war, aber so concentrirt gehalten, dafs dasselbe dem Umfange nach sehr einge-

Digitized by Google

schränkt bleibt. Das Geistreiche der Form gibt dem gedrungenen Gehalte zugleich seinen Glanz, und zugleich bringt sie statt einer Ausführung nur eine Ausdehnung hervor, die aus subjectiven Particularitäten, selbstgefälligen Einfällen und dunkeln Schraubereien nebst vielem polternden Schimpfen und fratzenhaften und selbst farcenhaften Ingredienzien zusammengesezt ist, mit denen er sich selbst wohl Spafs machen, die aber weder die Freunde noch vielweniger das Publicum vergnügen oder interessiren konnten.

Wie er sich seinen Beruf vorstellte, drückt er in folgendem schönen Bilde aus (I. Bd. S. 397): „Eine Lilie im Thal, und den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften, wird immer der Stolz seyn, der im Grunde des Herzens und in dem inneren Menschen am meisten glühen soll.“ Unmittelbar vorher hatte er sich mit der prophetisirenden Eselin Bileams verglichen. In einem Briefe an Hrn. v. Moser (V. S. 48) führt er das früher angeführte Parallelisiren seines Berufs mit dem des Sokrates weiter so aus: „Der Beruf des Sokrates, die Moral aus dem Olymp auf die Erde zu verpflanzen, und ein Delphisches Orakelsprüchlein (der Selbsterkenntnifs) in praktischen Augenschein zu setzen, kommt mit dem meinigen darin überein, dafs ich ein *höheres Heiligthum* auf eine analogische Art zu entweihen und gemein zu machen gesucht, zum gerechten Aergernifs unserer *Lügen-, Schau-* und *Mautpropheten* (— wohl *Maul*propheten); alle meine Opuscula machen zusammengenommen ein Alcibiadisches *Gehäus* aus — (Anspielung auf die Vergleichung von Sokrates mit den Silenenbildern.) Jeder hat sich über die *Façon* des Satzes oder Plans aufgehalten, und Niemand an die alten Reliquien *des kleinen lutherischen Kathechismus* gedacht, dessen Schmack und Kraft allein dem *Papst-* und *Türkenmord* jedes Aeons gewachsen ist und bleiben wird.“ Dasselbe besagt der Titel seiner Schrift: „*Golgatha* und *Scheblimini*“ (VII. S. 125 ff.), wie er ihn erklärt, jenes der Hügel, auf dem das Holz des Kreuzes, das Panier des Christenthums, gepflanzt worden; was *Scheblimini* heifse, erfährt man dort auch gelegentlich, es sei ein kabbalistischer Name, den „*Luther*, der Deutsche Elias und Erneuerer des durch das Messen- und Maüsimgewand der Babylonischen Baal entstellten Christenthums dem *Schutzgeiste* seiner Reformation gegeben;“ — „reine Schattenbilder des *Christenthums* und *Lutherthums*, welche, wie der Cherubim, zu beiden Enden des Gnadenstuhls das *verborgene* Zeugnifs meiner Autorschaft und ihrer Bundeslade bedeckten vor den Augen der *Samariter*, der *Philister* und des *tollen Pöbels zu Sichem*.“ Dieses Christenthum mit eben so tiefer Innigkeit als glänzender geistreicher Energie auszusprechen und dasselbe gegen die Aufklärer zu behaupten, macht den gediegenen Inhalt der Hamann'schen Schriften aus. In dem Angeführten springen auch die Mängel der „Façon“ hervor, welche seinen Zweck mehr oder weniger „verbargen,“ d. h. nicht zur ausgeführtern und fruchtbringendern Manifestation kommen lassen. Ueber die Eigenthümlichkeit seines Christenthums fafst folgende Stelle (aus Golg. und Schebl. VII. S. 58) aufs Bestimmteste Alles zusammen: *Unglaube* im eigentlichsten *historischen* Wortverstande ist die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, *deren Herz im Himmel*, und *ihr Himmel im Herzen ist*. Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, *die Gott von den Menschen fordert*, besteht das Geheimnifs der christlichen Gottseligkeit, sondern vielmehr in Verheifsungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen *gethan* und *geleistet*. Nicht im *vornehmsten und gröfsten Gebot*, das er *aufgelegt*, sondern im *höchsten Gute*, das er *geschenkt* hat; nicht in *Gesetzgebung und Sittenlehre*, die blofs menschliche Gesinnungen und menschliche Handlungen betreffen; sondern in *Ausführung göttlicher Thaten*, *Werke* und *Anstalten* zum Heil der ganzen Welt. *Dogmatik* und *Kirchenrecht* gehören lediglich zu den öffentlichen Erziehungs- und Verwaltungsanstalten, sind als solche *obrigkeitlicher Willkür* unterworfen; — diese sichtbaren, öffentlichen, gemeinen Anstalten sind weder Religion noch Weisheit, die *von Oben herabkommt*, sondern *irdisch*, *menschlich* und *teufelisch* nach dem Einflufs welscher Cardinäle oder welscher Ciceroni, poetischer Beichtväter oder prosaischer Bauchpfaffen, und nach dem abwechselnden System des statistischen Gleich- und Uebergewichts, oder bewaffneter Toleranz und Neutralität.“ Man sieht, dafs für H. das Christenthum nur eine solche einfache Präsanz hat, dafs ihm weder Moral, das Gebot der Liebe als Gebot, noch Dogmatik, die Lehre und der Glaube an Lehre, noch Kirche, wesentliche Bestimmungen sind; Alles dahin Bezügliche sieht er für *menschlich*, *irdisch* an, so sehr, dafs es nach Befund der Umstände sogar teuflisch seyn könne. H. hat es ganz und gar verkannt, dafs die lebendige Wirklichkeit des göttlichen Geistes sich nicht in dieser Contraction hält, sondern die Ausführung seiner zu einer Welt, und eine Schöpfung und diefs nur ist durch

Digitized by Google

Hervorbringen von Unterscheidungen, deren Beschränkung freilich, aber eben so sehr auch ihr Recht und ihre Nothwendigkeit im Leben des darin endlichen Geistes anerkannt werden muſs. In den Schriften Hamanns können es daher nur einzelne Stellen seyn, welche einen, und zwar jenen angegebenen Gehalt haben; eine Auswahl derselben würde wohl eine schöne Sammlung geben; und vielleicht als das Zweckmäſsigste erscheinen, was dafür geschehen könnte, um dem wirklich Werthvollen Eingang bei einem gröſseren Publicum zu verschaffen. Immer aber würde es Schwierigkeiten haben, Stellen so auszuheben, daſs sie von den übeln Ingredienzien, mit denen die Schreibart H's. allenthalben behaftet ist, gereinigt wären.

Was unter den Gegenständen, auf welche H. zu sprechen kommt, herauszuheben weiteres Interesse hat, ist sein Verhältniſs zur Philosophie und seine Ansicht derselben. Er muſs sich schon deſswegen darauf einlassen, weil das theologische Treiben seiner Zeit ohnehin unmittelbar mit der Philosophie und zunächst mit der Wolfischen zusammenhängt. Jedoch war seine Zeit noch so weit entfernt, in den religiösen Dogmen selbst einen speculativen Inhalt über die historische Gestaltung hinaus im Innern derselben zu ahnen, worauf am frühsten Kirchenväter schon und dann die Doctoren des Mittelalters neben dem abstracten historischen Gesichtspunkte sich gewendet hatten, daſs H. keine Aufregung zu solcher Betrachtung weder von Auſsen noch weniger in sich selbst fand. Die beiden Schriften vornehmlich, die H. veranlaſsten, über philosophische Gegenstände zu sprechen, sind *Mendelssohns Jerusalem und Kants Kritik der reinen Vernunft.* Es ist hier wundervoll zu sehen, wie in H. die concrete Idee gährt und sich gegen die Trennungen der Reflexion kehrt, wie er diesen jene wahrhafte Bestimmung entgegenhält. Mendelssohn schickt die Wolfischen Grundsätze des Naturrechts seiner Abhandlung, um das Verhältniſs der Religion und des Staats zu begründen, voraus. Er trägt die sonst gewöhnlichen Unterscheidungen von vollkommenen und unvollkommenen Pflichten oder Zwangs- und Wohlwollens-Gewissenspflichten von Handlungen und Gesinnungen vor; zu beiden werde der Mensch durch Gründe geleitet, zu jenen durch *Bewegungsgründe*, zu diesen durch *Wahrheitsgründe;* der Staat begnüge sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist; aber auch der Staat könne der Gesinnungen nicht entbehren; daſs Grundsätze in Gesinnungen und Sitten verwandelt werden, dazu soll die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Gesellschaft werden; die Kirche dürfe jedoch keine Regierungsform haben u. s. f. Das tiefer blickende Genie Hamanns ist darin anzuerkennen, daſs er jene Wolfischen Bestimmungen mit Recht nur als einen Aufwand betrachtet (VII. S. 26), „um ein kümmerliches Recht der Natur aufzuführen, das kaum der Rede werth sei, und weder dem Stande der Gesellschaft noch der Sache des Judenthums anpasse!" Ferner urgirt er gegen die angeführten Unterscheidungen sehr richtig (S. 39), daſs Handlungen ohne Gesinnungen und Gesinnungen ohne Handlungen eine Halbirung ganzer und lebendiger Pflichten in zwei todte Hälften sind; alsdann daſs, wenn *Bewegungsgründe* keine *Wahrheitsgründe* mehr seyn dürfen, und *Wahrheitsgründe* zu *Bewegungsgründen* weiter nicht taugen, alle göttliche und menschliche *Einheit* aufhört in Gesinnungen und Handlungen u. s. f. So fruchtbar an sich die wahrhaften Principien sind, an denen H. gegen die Trennungen des Verstandes festhält, so kann es bei ihm nicht zur Entwickelung derselben kommen, noch weniger zu dem Schwereren, was aber das wahre Interesse der Untersuchung wäre, mit der Bewährung der höhern Principien die Sphäre zugleich zu bestimmen und zu rechtfertigen, in welcher die formalen Unterscheidungen von sogenannten Zwangs- und Gewissenspflichten u. s. f. eintreten müssen und ihr Gelten haben. Was H. festhält, macht wohl das *Wesen* des Rechts und der Sittlichkeit, die *Substanz* der Gesellschaft und des Staats aus, und die Bestimmungen von Zwangspflichten, und von unvollkommenen Pflichten, von Handeln ohne Gesinnung, von Gesinnung ohne Handlungen, zu den Principien des Rechts, der Sittlichkeit, des Staats zu machen, bringt nur jenen bekannten Formalismus von vormaligem Naturrecht und die Oberflächlichkeiten eines abstracten Staates hervor; aber eben so wesentlich müssen auch die untergeordneten Kategorien für ihre Stelle anerkannt werden, und so unüberwindlich ist und bleibt die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit und ihrem Werthe; es hat daher keine wahrhafte Wirkung, nur jene Wahrheit zu behaupten, und diese Kategorien überhaupt nur zu verwerfen; solches Verfahren muſs als eine leere Declamation erscheinen. Daſs H. die Trennung der *Wahrheitsgründe* von den *Bewegungsgründen* verwirft, verdient darum besonders ausgezeichnet zu werden, weil dieſs auch die neueren Vorstellungen trifft, nach welchen Sittlichkeit und Religion nicht auf Wahrheit, sondern nur auf Gefühle und subjective Nothwendigkeiten gegründet werden.

Der andere Fall, dessen wir noch erwähnen wollen,

Digitized by Google

wo H. sich auf Gedanken einläfst, ist in dem Aufsatze gegen *Kant, die Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft*, geschehen (im VII. Bd.), nur sieben Blätter aber sehr merkwürdig. Man hat (*Rink* in *Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion* 1800) diesen Aufsatz bereits ans Licht gezogen, um darin die Quelle nachzuweisen, aus welcher *Herder* seine, mit grofsem Dünkel aufgetretene und mit gerechter Herabwürdigung aufgenommene, nun längst vergessene Metakritik geschöpft habe, die, wie die Vergleichung ergibt, mit dem geistreichen Aufsatze H's. nur den Titel gemein hat. Hamann stellt sich in die Mitte des Problems der Vernunft, und trägt die Auflösung desselben vor; er fafst diese aber in der Gestalt der *Sprache*. Wir geben mit dem Gedanken H's. auch ein weiteres Beispiel seines Vortrags. Es beginnt damit, historische Standpunkte der *Reinigung* der Philosophie anzugeben, wovon der erste der theils mifsverstandene, theils mifslungene Versuch gewesen sei, die Vernunft von aller Ueberlieferung, Tradition und Glauben daran unabhängig zu machen; die zweite noch transcendentere Reinigung sei auf nichts weniger hinausgelaufen als eine Unabhängigkeit von der Erfahrung und ihrer alltäglichen Induction. Der *dritte* höchste und gleichsam empirische Purismus betreffe *also* (?!) noch die *Sprache*, das einzige, erste und lezte Organon und Kriterion der Vernunft; S. 7, und nun sagt er: „*Receptivität der Sprache* und *Spontaneität der Begriffe!* Aus dieser doppelten Quelle der Zweideutigkeit schöpft die reine Vernunft alle Elemente ihrer *Rechthaberei, Zweifelsucht* und *Kunstrichterschaft*, erzeugt durch eine eben *so willkürliche* Analysis als Synthesis des dreimal *alten Sauerteigs* neue Phänomene und Meteore des wandelbaren Horizonts, schafft Zeichen und Wunder mit dem Allhervorbringer und Zerstörer, dem *mercurialischen Zauberstabe* ihres Mundes, oder dem gespaltenen *Gänsekiel* zwischen den *drei syllogistischen Schreibefingern* ihrer Herculischen Faust———." H. zieht auf die Metaphysik mit seinen ferneren Versicherungen los (S. 8), dafs „sie alle Wortzeichen und Redefiguren unserer empirischen Erkenntnifs zu lauter Hieroglyphen und Typen mifsbrauche," sie verarbeitet durch diesen gelehrten Unfug die *Biederkeit* der Sprache in ein so *sinnloses, läufiges, unstätes, unbestimmbares* = X, dafs nichts als ein *windiges Sausen*, ein *magisches Schattenspiel*, höchstens, wie der weise (!) *Helvetius* sagt, der Talisman und Rosenkranz eines *transcendentalen Aberglaubens* an *entia rationis*, ihre leeren Schläuche und Losung übrig bleibt." Unter solchen Expectorationen behauptet H. nun weiter, das ganze *Vermögen zu denken* beruhe auf Sprache, wenn sie auch der Mittelpunkt des *Mifsverstands* der Vernunft mit sich selbst sei." „*Laute* und *Buchstaben* sind *also* (!?) *reine Formen* a priori, in denen *nichts*, was *Empfindung* oder zum *Begriff* eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird, und die *wahren ästhetischen Elemente* aller menschlichen Erkenntnifs und Vernunft." Nun erklärt er sich gegen die Kantische Trennung der *Sinnlichkeit* und des *Verstandes*, als welche Stämme der Erkenntnifs aus *Einer* Wurzel entspringen, als gegen eine gewaltthätige, unbefugte, eigensinnige Scheidung dessen, was die Natur zusammengefügt. „Vielleicht," fügt H. hinzu, „gebe es annoch *einen chymischen Baum der Diana* nicht nur zur *Erkenntnifs* der Sinnlichkeit und des Verstandes, sondern auch zur *Erläuterung* und *Erweiterung beiderseitiger Gebiete* und ihrer *Gränzen*;" in der That kann es in dem Sinne der Wissenschaft allein um die eine *entwickelte* Erkenntnifs, was H. den Dianenbaum nennt, zu thun seyn, und zwar so, dafs dieser zugleich selbst der Prüfstein der Grundsätze seyn mufs, welche als *Wurzel* der denkenden Vernunft behauptet werden sollen; weder dem Belieben und der Willkür noch der Inspiration kann die Angabe und die Bestimmung dieser Wurzel anheimgestellt werden; nur ihre Explication macht ihren Gehalt wie ihren Beweis aus. „Einstweilen," fährt H. fort, „ohne auf den Besuch eines neuen Lucifers zu warten, noch sich selbst an dem Feigenbaum der *grofsen Göttin Diana* zu vergreifen, gebe uns die schlechte *Busenschlange* der gemeinen *Volkssprache* das schönste *Gleichnifs* für die *hypostatische Vereinigung* der *sinnlichen* und *verständlichen* Naturen, den gemeinschaftlichen Idiomenwechsel ihrer Kräfte, die *synthetischen* Geheimnisse beider *correspondirenden* und sich *widerstreitenden* Gestalten *a priori* und *a posteriori*, *sammt*" (ist der Uebergang zu der anderen Seite, dafs die Sprache auch der Mittelpunkt des *Mifsverstands* der Vernunft mit ihr selbst sei) „der Transsubstantiation *subjectiver* Bedingungen und Subsumtionen in *objective* Prädicate und Attribute;" und diefs „durch die Copulam eines Macht- oder Flickworts," und zwar zur Verkürzung der langen Weile und Ausfüllung des leeren Raums in periodischen *Galimathias per Thesin* und *Antithesin* (Anspielung auf die Kantischen Antinomien)." Nun ruft er aus: „O um die *Handlung* eines *Demosthenes* (H. selbst war, wie erwähnt, von schwerer Zunge) und seine dreieinige (?) Energie der Beredsamkeit oder die noch kommen sollende *Mimik*, so würde ich dem Leser die Augen öffnen, dafs er vielleicht sähe Heere von *Anschauungen* in die Veste des reinen *Verstandes* hinauf, und Heere von *Begriffen* in den tiefen Abgrund der *fühlbarsten Sinnlichkeit* herabsteigen, auf *einer Leiter*, die kein Schlafender sich träumen läfst, und den Reihentanz dieser Mahanaim oder zweier Vernunftheere, die geheime und ärgerliche Chronik ihrer Buhlschaft und Nothzucht, und die ganze Theogonie aller Riesen- und Heldenformen der Sulamith und Muse, in der Mythologie des Lichts und der Finsternifs, bis auf das *Formenspiel* einer alten Baubo *mit ihr selbst*, in audita specie solamihis, wie der heilige Arnobius sagt, und einer neuen *unbeflechten Jungfrau*, die aber keine *Mutter Gottes* seyn mag, wofür sie der heilige Anselmus hielt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 111. u. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friederich Roth. VII Bde.

(Fortsetzung.)

Nach diesen eben so grofsartigen als höchst barocken Expectorationen seines gründlichen Unwillens gegen die Abstraction, wie gegen die *Vermischung* der beiden Seiten des Gegensatzes und gegen deren Producte geht H. zur näheren Bestimmung dessen über, was für ihn das concrete Princip ist. Mit einem *Also* und *Folglich*, die zum Vorhergehenden eben kein solches Verhältnifs haben, gibt er als die Natur der *Wörter* an, dafs sie als Sichtliches und Lautbares zur *Sinnlichkeit* und Anschauung, aber nach dem *Geiste* ihrer Einsetzung und Bedeutung zum *Verstande* und *Begriffen* gehören, sowohl reine und empirische Anschauungen als auch reine und empirische Begriffe seien. Was er jedoch hieran weiter knüpft, scheint nur etwas gemein Psychologisches zu seyn. Nun ist sein Urtheil über den kritischen Idealismus zulezt diefs, dafs die von demselben behauptete Möglichkeit, die *Form* einer empirischen Anschauung ohne Gegenstand noch Zeichen *aus der reinen* und leeren *Eigenschaft unsers* äufseren und inneren *Gemüths* herauszuschöpfen, das *Δός μοι ποῦ στῶ* und *πρῶτον ψεῦδος*, der ganze Eckstein des kritischen Idealismus und seines Thurm- und Logenbaues der reinen Vernunft sei." Er überlasse dem Leser, wie er im *Gleichnifs der Sprache* die Transcendental-Philosophie vorgestellt, die „*geballte Faust* in eine *flache Hand* zu entfalten." Zu dem Angeführten nehmen wir noch eine Stelle aus einem Briefe an Herder (VI. S. 183); nachdem er gesagt, dafs ihm das transcendentale Geschwätz der Kantischen Kritik am Ende *alles* auf *Schulfüchserei* und *Wortkram* hinaus zu laufen scheine, und dafs ihm nichts leichter vorkomme, als der Sprung von einem Extrem ins andere, wünscht er Jord. Brunus Schrift de Uno aufzutreiben, worin dessen principium coincidentiae erklärt sei, das ihm (H.) Jahre lang im Sinne liege, ohne dafs er es *weder vergessen noch verstehen* könne; diese *Coincidenz* scheine immer der einzige *zureichende Grund* aller *Widersprüche* und der wahre *Procefs* ihrer *Auflösung* und Schlichtung, um aller Fehde der gesunden Vernunft und reinen Unvernunft ein Ende zu machen. Man sieht, dafs die Idee, das *Coincidiren*, welche den Gehalt der Philosophie ausmacht, und oben in Beziehung auf seine Theologie auch auf seinen Charakter schon besprochen worden, und von ihm an der Sprache gleichnifsweise vorstellig gemacht werden sollte, dem Geiste H's. auf eine ganz feste Weise vorsteht; dafs er aber nur die „geballte Faust" gemacht, und das Weitere, für die Wissenschaft allein Verdienstliche, „sie in eine flache Hand zu entfalten," dem Leser überlassen habe. H. hat sich seinerseits die Mühe nicht gegeben, welche, wenn man so sagen könnte, sich Gott, freilich in höherem Sinne, gegeben hat, den geballten Kern der Wahrheit, der er ist (alte Philosophen sagten von Gott, dafs er eine runde Kugel sei), in der Wirklichkeit zu einem Systeme der Natur, zu einem Systeme des Staats, der Rechtlichkeit und Sittlichkeit, zum Systeme der Weltgeschichte zu *entfalten*, zu einer offenen Hand, deren Finger ausgestreckt sind, um des Menschen Geist damit zu erfassen und zu sich zu ziehen, welcher eben so nicht nur eine abstruse Intelligenz, ein dumpfes concentrirtes Weben in sich selbst, nicht nur ein Fühlen und Prakticiren ist, sondern ein entfaltetes System einer intelligenten Organisation, dessen formelle Spitze das Denken ist, das ist, seiner Natur nach die Fähigkeit, über die Oberfläche der göttlichen Entfaltung zuerst hinaus oder vielmehr in sie, durch Nachdenken *über* sie, hinein zu gehen, und dann daselbst die göttliche Entfaltung nachzudenken: eine Mühe, welche die Bestimmung des denkenden Geistes an und für sich und die ausdrückliche Pflicht desselben ist, seitdem *Er* sich selbst seiner geballten Kugelgestalt abgethan und sich zum *offenbaren* Gott gemacht, *was er ist*, diefs und nichts Anderes, und damit auch und nur damit die Beziehung der Natur und des Geistes *geoffenbart* hat.

Digitized by Google

Aus den obigen Urtheilen H's. über die Kantische Kritik und den mannigfaltigsten Aeufserungen seiner Schriften und Begriffe, wie aus seiner ganzen Eigenthümlichkeit geht vielmehr hervor, dafs seinem Geiste das Bedürfnifs der Wissenschaftlichkeit überhaupt, das Bedürfnifs, des Gehaltes sich im Denken bewufst zu werden, und ihn in demselben sich entwickeln zu sehen, und ihn eben so sehr hiemit in dieser Form zu bewähren, als das Denken für sich zu befriedigen, ganz ferne lag. Die Aufklärung, welche H. bekämpft, dieses Aufstreben, das Denken und dessen Freiheit in allen Interessen des Geistes geltend zu machen, wird, so wie die von Kant durchgeführte, wenn zunächst nur formelle Freiheit des Gedankens, ganz nur von ihm übersehen, und ob ihm gleich mit Recht die Gestaltungen, zu welchen es dieses Denken nur brachte, nicht genügen konnten, so poltert er ganz nur so, um das Wort zu sagen, ins Gelag und ins Blaue hinein gegen das Denken und die Vernunft überhaupt, welche allein das wahrhafte Mittel jener gewufsten Entfaltung der Wahrheit und des Erwachsens derselben zum Dianenbaume seyn können. Er mufs so auch noch mehr diefs übersehen, dafs seine, obgleich orthodoxe, Concentration, die bei der intensiven subjectiven Einheit festblieb, in dem negativen Resultate mit dem was er bekämpfte, übereinkam, alle weitere Entfaltung von Lehren der Wahrheit und deren Glauben als Lehren, ja von sittlichen Geboten und rechtlichen Pflichten, für gleichgültig anzusehen.

Es sind nun aber noch die sonstigen Ingredienzien näher zu erwähnen, mit denen der grofse Grundgehalt von H. ausstaffirt, und vielmehr verunziert und verdunkelt, als geschmückt und verdeutlicht wird. Die Unverständlichkeit der Hamann'schen Schriften, insofern sie sich nicht auf den aufgezeigten Gehalt, der freilich überdem für Viele unverständlich bleibt, bezieht, sondern die Formirung desselben betrifft, ist für sich unerfreulich, aber sie wird es noch mehr dadurch, dafs sie sich beim Leser mit dem widrigen Eindrucke der Absichtlichkeit unausweichlich verbindet. Man fühlt seine ursprüngliche Widerborstigkeit hier als eine feindselige Empfindung H's. gegen das Publicum, für das er schreibt; indem er in dem Leser ein tiefes Interesse angesprochen und so sich mit ihm in Gemeinschaft gesezt hat, stöfst er ihn unmittelbar durch eine Fratze, Farce, oder ein Schimpfen, das durch den Gebrauch von biblischen Ausdrücken eben nichts Besseres wird, oder irgend einen Hohn und Mystification wieder von sich, und vernichtet auf eine gehässige Weise die Theilnahme, die er erweckt, oder erschwert sie wenigstens und häufig auf unüberwindliche Weise, indem er barocke, ganz entfernt liegende Ausdrücke hinwirft oder vielmehr zusammenschraubt, und den Leser vollends damit zu mystificiren meint, dafs darunter nur ganz platte Particularitäten verborgen sind, wo er den Schein oder die Erwartung einer tiefsinnigen Bedeutung erweckt hatte. Viele von solchen Anspielungen gesteht H., auf die Anfragen von Freunden, die ihn um Erläuterung ansuchen, nicht mehr zu verstehen. Die damalige Recensirliteratur aus den fünfziger und folgenden Jahren des vorigen Jahrhunderts, Hamburger Nachrichten von gelehrten Sachen, Allg. d. Bibliothek, Literaturbriefe, eine Menge anderer längst vergessener obscurer Blätter und Schriften müfsten durchstudirt werden, um den Sinn vieler Ausdrücke H's. wieder aufzufinden; eine um so mehr undankbare und unfruchtbare Arbeit, als sie in den meisten Fällen auch äufserlich erfolglos seyn würde. Der Hr. Herausgeber selbst, indem er in einem achten Bande Erläuterungen verspricht (I. Bd. Vorr. S. XIII), mufs hinzufügen, dafs sie nur eine sehr mäfsige Erwartung befriedigen werden. Es bedürften die meisten oder sämmtlichen Schriften H's. eines Commentars, der dickleibiger werden könnte als sie selbst. Man mufs hierüber dem beistimmen, was schon Mendelssohn (in den Liter. Briefen XV. Th. von Hamann [II. Bd. S. 479] auf seine farcenhafte Weise commentirt) darüber sagt: „noch überwindet sich Mancher, die düstern Irrwege einer unterirdischen Höhle durchzureisen, wenn er am Ende erhabene und wichtige Geheimnisse erfahren kann; wenn man aber von der Mühe, einen dunkeln Schriftsteller zu enträthseln, nichts als *Einfälle* zur Ausbeute hoffen darf, so bleibt der Schriftsteller wohl ungelesen." Der Briefwechsel gibt Erläuterungen über mehrere ganz particuläre Anspielungen, wovon die Ausbeute oft nur allzufrostige Einfälle sind; wenn man Lust hat, sehe man über Velo Veli Dei (IV. S. 187) die Aufklärung (V. S. 104) nach; oder über *den Mamamuschi* von drei Federn (IV. Th. S. 199). Der Name sei aus dem Gentilhomme bourgeois des Molière genommen, und nicht ein Bassa von drei Rofsschweifen, sondern ein Zeitungsschreiber seines Verlegers und Papiermüllers in Trutenau verstanden; ein anderer Mamamuschi kommt (Bd. IV. S. 132) vor, in dem Zusammenhange, dafs H. auf seine Art seine Angelegenheiten in ein Schriftchen: die Apologie des Buchstabens H. hineinbringt, und

Digitized by Google

hier von sich erzählt, „dafs er (s. oben in seinem Lebenslauf) auf zwei Kanzleien einen Monat und sechs Monate umsonst gedient, und vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe (H's. eigene Befähigung zu einem Amte und seine Amtsführung hat sich aus dem früher Erzählten ergeben) nicht ein ehrlicher Thorschreiber habe werden können, und jezt ein der Jugend wahres Bestes suchender Schulmeister, und diefs venerabler sei, als ein wohlbestallter Landplacker, Stutenmäckler und Jordan *Mamamuschi* von *drei Schlafmützen* ohne Kopf, aufser zur Geldfüchserei, zu seyn;" diese drei Schlafmützen bedeuten — wen? die drei „*königl. Kammern* zu Königsberg, Gumbinnen und Marienwerder!" H. hatte freilich um so mehr Ursache, seine Satyre auf königl. Behörden zu verstecken, als er sich gerade damals bei einer solchen um eine Anstellung bewarb. Noch eine dergleichen Mystification führen wir aus Golgatha und Scheblimini an, einer Schrift, deren Gehalt wohl verdient hätte, reiner von Farcenhaftigkeit gehalten zu werden. Indem H. (VII. S. 31 ff.) die Vorstellung *des gesellschaftlichen Vertrags* betrachtet, die in dem damaligen wie noch jezt in den meisten Theorien des Naturrechts und Staats herrschend ist, und sehr richtig die schlechte Voraussetzung, die daraus für das Staatsleben genommen worden, erkennt, nämlich die der Absolutheit des zufälligen, *particulären* Willens, sezt er diesem Princip den an und für sich allgemeinen göttlichen Willen entgegen, und macht vielmehr das Verpflichtetseyn des particulären Willens und die Unterwürfigkeit desselben unter jene Gesetze der Gerechtigkeit und Weisheit zum wahrhaften Verhältnifs. Vom Ich des particulären Willens führt ihn die Consequenz auf den Gedanken des monarchischen Princips, aber seine gedrückte Accise-Existenz macht ihm dasselbe sogleich zur Farce; „für keinen Salomo, Nebukadnezar, nur für einen Nimrod, im Stande der Natur, würde es sich ziemen, mit dem Nachdruck einer gehornten Stirn auszurufen: *Mir* und *mir allein* kommt das Entscheidungsrecht zu, ob? wie viel und wem? wann? ich zum *Wohlthun* (er hätte selbst hinzusetzen können: *zum Recht*) *verbunden* bin. Ist aber das Ich, selbst im Stande der Natur, so ungerecht und unbescheiden, und hat jeder Mensch ein gleiches Recht zum *Mir!* und *Mir allein!* so lasset uns fröhlich seyn über dem *Wir von Gottes Gnaden*, und dankbar für die Brosamen, die ihre Jagd- und Schooshunde, Windspiele und Bärenbeifser unmündigen Waisen übrig lassen. „Siehe er schluckt in sich den Strom, und acht's nicht grofs, lässet sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Hiob 40, 18. Wer thar (sic!) ihn zwingen, armen Erndtern ein Trinkgeld hinzuwerfen! Wer thar ihm wehren, *die Pfui! Pfui! armer Sünder einzuverleiben!*" Wer wird ausfinden, dafs nach H's. Erläuterung, die er in einem Briefe an Herder machte, unter den Pfui! Pfui! armer Sünder die früher angeführten *Foygelder* der Accisebeamten zu verstehen seien, welche von Friedrich II. zur Accise-Casse eingezogen wurden; und deren für H. sehr empfindlicher Verlust in seinen Briefen sehr häufig erwähnt wird. *Goethe* (aus m. Leben 3r Th. S. 110) spricht von der schriftstellerischen Manier H's.; unter seiner Sammlung, erzählt er, befinden sich einige der gedruckten Bogen H's., wo dieser an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehen; schlägt man sie auf, fügt Goethe hinzu, so gibt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheine, *nur* mufs man durchaus auf das Verzicht thun, was man Verstehen nennt; Goethe führt dort an, dafs er selbst sich zu solchem Sibyllinischen Styl durch Hamann habe verleiten lassen; wir wissen, wie sehr er davon zurückgenommen, und wie er namentlich den noch anzuführenden Gegensatz von *Genie* und *Geschmack*, in dem er eben so mit der ganzen energischen Parrhesie seines Geistes zuerst aufgetreten, überwunden hat.

In der Weise des leztern Gegensatzes, der damals an der Tagesordnung war, fafste *Mendelssohn* in den Literaturbriefen sein Urtheil über Hamann, dessen ganzer schriftstellerischer Charakter zu auffallend ist, um nicht von den Besonnenern seiner Zeitgenossen richtig genommen worden zu seyn. Man anerkennt das *Genie* in H's. Schriften, aber vermifst *Geschmack* in denselben; eine Kategorie, die sonst gültig und erlaubt war, aber heutiges Tages aus der Deutschen Kritik mehr oder weniger verbannt ist; Geschmack von einer Schrift zu verlangen, würde als eine wenigstens befremdende Forderung erscheinen. Hamann selbst erklärt bereits diese Kategorie für „ein *Kalb*, welches das Gemächte eines Originals (wohl Voltaire's) und ehebrecherischen Volks sei." Mendelssohn findet in H. einen Schriftsteller, der eine feine Beurtheilungskraft besitze, viel gelesen und verdaut habe, Funken von Genie zeige, und den Kern und Nachdruck der Deutschen Sprache in seiner Gewalt habe; der so einer unserer besten Schriftsteller hätte werden können,

Digitized by Google

der aber durch die *Begierde*, ein Original zu seyn, verführt, einer der *tadelhaftesten* geworden sei. In particuläre Subjectivität abgeschlossen, in welcher das Genie H's. nicht zur denkenden oder künstlerischen Form gedieh, konnte es nur zum *Humor* werden, und noch unglücklicher zu einem mit zu viel Widrigem versezten Humor. Der Humor für sich ist seiner subjectiven Natur nach zu sehr auf dem Sprunge, in Selbstgefälligkeit, subjective Particularitäten und trivialen Inhalt überzugehen, wenn er nicht von einer gut gearteten und gut gezogenen grofsen Seele beherrscht wird. In Hamanns Mitbürger, Geistesverwandten und vieljährigem Bekannten oder auch Freunde, *Hippel*, der wohl ohne Widerspruch der vorzüglichste Deutsche Humoriste genannt werden darf, erblüht der Humor zur geistreichen Form, zum Talent eines Auszeichnens von höchst individuellen Gestalten, von den feinsten und tiefsten Empfindungen und philosophisch gedachten Gedanken und originellen Charakteren, Situationen und Schicksalen. Von diesem *objectiven* Humor ist der Hamann'sche eher das Gegentheil, und die Ausdehnung, die er durch denselben seiner concentrirt bleibenden Wahrheit gibt, und sich einen Spafs macht, kann nicht dem Geschmack, sondern nur dem zufälligen Gustus zusagen. Man kann über dergleichen Productionen die verschiedensten Aeufserungen vernehmen. H's. Freund, Jacobi z. B., sagte über dessen „Neue Apologie des Buchstabens H" (B. IV. Vorr. VI), er wisse nicht, „ob wir in unserer Sprache Etwas aufzuweisen haben, das an Tiefsinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichthum von eigentlichem Genie, sowohl was Inhalt als Form angeht, diese Schrift überträfe." Es wird der Fall seyn, dafs Andere aufser dem Ref. auf keine Weise von dieser Schrift so angeregt werden. *Goethe* hat H. in ihrer gemeinschaftlichen Zeit empfunden, und an sich selbst eine mächtige Aufregung auch durch denselben gehabt, wie in einem reichen Gemüthe viele solche mächtige Erregungen sich versammelt haben. Was Goethe hin und wieder, wovon Einiges bereits angeführt worden, über H. gesagt, kann alles weitern Einlassens in die Schilderung des schriftstellerischen Charakters desselben überheben. Hamann ist für Viele nicht nur ein Interessantes und Eingreifendes, sondern ein Halt und Stützpunkt in einer Zeit gewesen, in der sie eines solchen, gegen die Verzweiflung an ihr, nöthig hatten. Wir Spätere müssen ihn als ein Original seiner Zeit bewundern, aber können bedauern, dafs er in ihr nicht eine bereits ausgearbeitete geistige Form vorgefunden hat, mit welcher sein Genie sich hätte verschmelzen und wahrhafte Gestalten zur Freude und Befriedigung seiner Mit- wie der Nachwelt hätte produciren können, oder dafs ihm zu solcher objectiven Gestaltung sich selbst herauszuarbeiten das Schicksal den heitern und wohlwollenden Sinn nicht gewährt habe.

Wir verlassen nun aber das Bild seines Daseyns und Wirkens und heben aus den Materialien, welche uns die vorliegende Sammlung liefert, noch das Schliefsen seines Lebens aus. Was seine literarische Laufbahn betrifft, so hatte er sie mit einem „fliegenden Brief" beschliefsen wollen, den wir hier zum Erstenmal gedruckt erhalten. drei Bogen davon hatte er bereits unter dem Ausarbeiten drucken lassen, aber gefühlt, dafs er, wie er an Herder schreibt (VII Bd. S. 312) „auf Einmal in ein so *leidenschaftliches, blindes* und *taubes Geschwätz* gerathen, dafs er den ersten Eindruck seines *Ideals* ganz darüber verloren und keine Spur davon wieder herstellen könne." Die abgedruckte Umarbeitung hat meistentheils die Manier, die er hier angegeben, behalten; die Stellen des ersten Entwurfs, die dem zweiten, der 3½ Bogen ausmacht, fehlen, will der Hr. Herausgeber im 8ten Bande nachliefern. Die nächste Veranlassung zu diesem Absagebriefe war wieder eine Recension im 63. B. der allg. d. Bibl. über sein Golgatha und Schebhimini; „an dem politischen Philister F. (Chiffre des Recens.) mufs ich mich rächen mit einem Eselskinnbacken," schreibt er (VII. S. 299). In diesem Briefe gibt er vollständige literarische Notizen über seine Schriften, bedauert es, seinen alten Freund Mendelssohn vor dessen Tode nicht von der Redlichkeit seiner Gesinnungen überzeugt zu haben, wiederholt vornehmlich die Gedanken seines Golg. und Schebl. und spricht insbesondere auf's Heftigste seinen Unmuth über die „allgemeine Deutsche Jesabel," „die Allemannische Schädelstätte, deren blinden schlafenden Homer und seine Gesellen und Bursche" aus, über „die geschminkte Weltweisheit einer verpesteten Menschenfreundin," „den theologico-politico-hypokritischen Sauerteig eines in den Eingeweiden grundverderbter Natur und Gesellschaft gährenden Macchiavellismus und Jesuitismus, der sein Spiel mit den Susannenbrüdern und Belialskindern unseres erleuchteten Jahrhunderts trieb," u. s. f. Er kommt öfters darauf zu reden, dafs ihm die Art seiner Schriften zuwider sei, und dafs er in Zukunft anders, ruhiger und deutlicher zu schreiben sich bemühen

Digitized by Google

werde, aber er endiget in diesem Aufsatze in derselben geschraubten, eifernden, widerlichen Weise; einige Stellen ausgenommen, in denen er die gehaltvolle Tendenz seines Lebens und seines schriftstellerischen Auftretens mit rührender Empfindung und schöner Phantasie ausspricht. Es ist angeführt worden, wie im Anfang seiner Laufbahn, im Jahre 1759, er sich darüber in dem schönen Bilde einer Lilie im Thale ausdrückte. Im Jahre 1786, am Schlusse seiner Laufbahn, spricht er die Bestimmung derselben so aus (VII B. S. 120): „Diesem Könige (dessen Stadt Jerusalem ist), dessen Name wie sein Ruhm grofs und unbekannt ist, ergofs sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm, und jedes fliegende Blatt meiner Muse; weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königes, der mit der gröfsten Sanftmuth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Hie ist mehr denn Salomo. Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet, und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont, so war das Gedächtnifs des Schönsten unter den Menschenkindern mitten unter den Feinden des Königs eine ausgeschüttete Magdalenen-Salbe, und flofs wie der köstliche Balsam vom Haupt Aarons hinab in seinen ganzen Bart, hinab in sein Kleid. Das Haus Simonis des Aussätzigen in Bethanien ward voll vom Geruche der evangelischen Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter aber waren unwillig über den Unrath und hatten ihre Nase nur vom Leichengeruche voll." H. kann sich nicht enthalten, den hohen Ernst, mit dem diese Schilderung anfängt, und die gefällige, wenn auch selbstgefällige Tändelei, mit der er sie fortsezt, mit einem (wie die meisten übrigen Ausdrücke, aus der Bibel entlehnten) Schlufsbilde des Unraths zu verunzieren.

Unter dieser Beschäftigung mit den Schlüssen des einen Interesses, der feindseligen und kämpfenden Aufregung seines Lebens, sehnte er sich dagegen, seinen lebensmatten Geist im Schoose des andern seiner Lebenspulse, der Freundschaft, zu erfrischen oder ihn wenigstens endlich darin auszuruhen. Das Schicksal dieser Freundschaft ist noch in seinem Verfolg zu entnehmen. Wenn die freundschaftlichen Gesinnungen Hamanns und *Herders*, eines der ältesten seiner Freunde, im Ganzen dieselben geblieben, und ihr Briefwechsel, an dem schon früh ein geschraubter Ton fühlbar wird, sich zwar fortsezt, so hatten die Mittheilungen immer mehr an Lebhaftigkeit der Empfindung verloren, und der Ton war eher in die Langeweile der Klagseligkeit herabverfallen; H. schreibt an Herder von Pempelfort aus am 1. Sept. 1782. „seit einigen Jahren mufs Ihnen mein matter, stumpfer Briefwechsel ein treuer Spiegel meiner traurigen Lage gewesen seyn." Herder, der sich schon gegen H. von je trübselig zu thun gewöhnt hatte (wie er gegen Andere sich mehr mit widriger, auch hochfahrender, vornehmer Trübseligkeit benahm, s. Goethe's m. Leben) antwortet (28. Oct. 1787): „ich erröthe über mein langes Stillschweigen, aber ich kann mir nicht helfen; auch jezt bin so müde und matt von Predigt u. s. f. *Alles ist eitel* (ein häufiger Ausruf in seinen Briefen), Schreiben und Mühen u. s. f.; auch Sie haben des Lebens Ueberdrufs geschmeckt u. s. f." — Ueber Hamanns Verhältnifs zu *Hippel* und *Scheffner*, mit denen er in einem ganz cordaten, häufigen und vieljährigen Umgange war, schreibt er an Jacobi (8. Apr. 1787. Jacobi's Werke 4 B. 3 Abth. S. 330): Der Gang dieser Leute ist eben so sonderbar als ihr Ton; was ich für eine Figur zwischen ihnen vorstelle, weifs ich selbst nicht. *Es scheint*, dafs *wir uns einander lieben und schätzen, ohne uns selbst recht zu trauen.* Sie scheinen *gefunden* zu haben, was *ich noch suche.* Mit allem Kopfbrechen geht es mir wie dem Sancho Pansa, dafs ich mich endlich mit dem Epiphonem beruhigen mufs: *Gott* versteht mich." Insbesondere ist ihm *Hippel* wie Alles ein Wunder und ein Geheimnifs, wie derselbe bei seinen Geschäften an solche Nebendinge (die Fortsetzung seiner Lebensläufe) denken kann, und wo er Augenblicke und Kräfte hernimmt, Alles zu bestreiten; er ist Bürgermeister, Policeydirector, Obercriminalrichter, nimmt an allen Gesellschaften Theil, pflanzt Gärten, hat einen Baugeist, sammelt Kupfer, Gemählde, weifs Luxus und Oekonomie, wie Weisheit und Thorheit, zu vereinigen." — Eine interessante Schilderung eines so genialen lebens- und geistesfrischen Mannes. — Von sich sagt H. ebendas. S. 336, er habe in Königsberg Niemand, mit dem er über sein Thema sprechen könne, nichts als Gleichgültige. Desto inniger war die Freundschaft mit Jacobi, desto lebhafter ihr Briefwechsel geworden, (die Anrede von *Sie* an H. liefs J. bald mit dem *Du* und *Vater* abwechseln, in das sie bald ganz überging; doch H., im

Digitized by Google

Begriffe zu reisen, schreibt an J.: dutzen kann ich mich nur unter vier Augen! H. Briefw. mit J. S. 376). Dazu hatte sich die Freundschaft eines Hrn. Franz *Buchholz*, Baron von Wellbergen bei Münster, angeknüpft, der, ein junger sehr begüterter Mann, die tiefste Verehrung zu H. gefafst und diesen gebeten, ihn zum *Sohn* anzunehmen, ihm bedeutende Geldsummen übermacht und dadurch die Sorge um seine und seiner Familie Subsistenz und Erziehung gemindert hatte, und nun auch die Reise nach Westphalen zu diesen beiden Freunden möglich machte. H. fühlte das Drückende so weit reichender Verbindlichkeiten; er schreibt an Hartknoch, der ihm gleichfalls Geldanerbietungen gemacht hatte, dafs „er unter dem Drucke der Wohlthaten jenes Freundes genug leide, und davon so gebeugt werde, dafs er seinen Schultern keine andere Bürde aufladen könne, wenn er der Last nicht unterliegen solle; er führt dann seine Empfindungen auf ein *Mifstrauen gegen sich selbst* zurück, das ihn um so mehr an die *Vorsehung anschliefse* und zu einem gebundenen Knecht des einzigen Herrn und Vaters der Menschen mache.“ Der Sinn der Freundschaft dieser beiden Männer und Hamanns benahm allerdings dieser Wohlthätigkeit die unter andern Verhältnissen natürliche beiderseitige Verlegenheit oder Schamhaftigkeit. Nicht blofs in der Bizarrerie eines Jean Jacques (auch J. G. Hamann unterschreibt sich zuweilen *Hanns Görgel*), der seine Kinder in das Findelhaus schickte (H. liefs seine Töchter in einer nicht wohlfeilen Pension, welche eine Baronesse hielt, erziehen), und vom Notenschreiben subsistiren wollte, sondern wohl auch allgemeiner ist über den Punkt der Geldverhältnisse (auch des *Dutzens* u. s. f.) die Delicatesse der damaligen Französischen Genie's und Literatoren (man sehe z. B. Marmontels Leben) anders gewesen als die der Deutschen. H. erhielt auf seine Gesuche bei seiner Behörde um Urlaub in dem ersten Jahre eine abschlägige Antwort, in dem zweiten Erlaubnifs zu einer Reise auf einen Monat; im dritten unter dem Nachfolger Friedrichs II endlich, auf seine Eingabe, worin er, wie es nach der Resolution (a. a. O. S. 363) scheint, die Ueberflüssigkeit seines Diensthuns wohl zu stark *) geschildert, doch nicht gedacht hatte, dafs die Wirkung bis zu dieser Länge gehen würde, erfolgte seine Pensionirung (indem seine Stelle mit einer andern combinirt wurde) mit der Hälfte seines Gehaltes (150 Rthlr., die jedoch bald auf 200 vermehrt wurden). Niedergeschlagen über jene Resolution, die Jacobi ein „Tyrannenurtheil“ nennt, in der Aussicht der „Unmöglichkeit sich und seine Kinder lange zu unterhalten, ohne seines Buchholz Wohlthat (ein von diesem zu der Erziehung der Kinder H's. bestimmtes Capital) unverantwortlich zu verschleudern“, machte er eine weitere Vorstellung beim Ministerium und reiste mit sehr angegriffener Gesundheit nach Westphalen ab, und kam den 16. Jul. 1787 in Münster bei Fr. Buchholz an, wo und abwechselnd bei Jacobi zu Pempelfort er im Schoose inniger Freundschaft lebte und von der Hoffnung erfüllt war, dafs die Wiederherstellung seiner Gesundheit und ein freies neues Herz zum Genufs der Freude und des Lebens bald die Ausbeute seiner Wallfahrt, wie er an Reinhardt schreibt, (VII B. S. 362), seyn werden. Er befand sich in der That in einem höchst ausgezeichneten Kreise sehr edler, gebildeter und geistreicher Menschen, von denen er eben so geliebt als hochgeachtet und verehrt war, und eben so sorgfältig gepflegt wurde, — der Gesellschaft seines *Jonathans* Jacobi und dessen edeln Schwestern, seines *Sohnes Alcibiades* Buchholz, der *Diotima*, Fürstin von Gallitzin, und des *Perikles* von Fürstenberg, des eigenen ältesten Sohnes H's., und eines alten Freundes, des Arztes Lindner. So sehr die gegenseitige Achtung und Liebe und die Gleichheit im Grunde der Gesinnung diesen schönen Cirkel umschlofs, so lag es doch in der Art und der Einbildung von der Freundschaft selbst, dafs dieser Kreis zugleich in, wenn nicht Verstimmung, wenigstens in gegenseitige Unverständlichkeit verfiel, und sich darin herummühete; und die Unverständlichkeit ist hierin vielleicht schlimmer als die Verstimmung, indem jene mit dem Mifsverständnifs seiner selbst verknüpft und gequält, diese doch nur gegen Andere gerichtet seyn mag. Es war nicht der Fall bei diesen Freunden H's. wie mit den vorhin angeführten Königsbergern, dafs es ihm vorkommen konnte, als ob sie einander liebten und achteten, ohne sich recht zu trauen; aber wenn H. dort meinte, jene haben schon gefunden, was er noch suche, so galt

*) Berlin, 26. Apr. 1787. „Dafs bei der jetzigen Stelle des Packhofverwalters H. zu Königsberg wenige und theils unnütze Geschäfte zu versehen sind, solches ist hier schon bekannt, und wird in dessen unter dem 16ten anhero eingereichten Vorstellung von ihm selbst bekräftigt. Da nun die überflüssigen Posten bei der jetzigen Accise-Einnahme auf ausdrücklichen Allerh. Befehl eingezogen, die wenig Beschäftigten aber mit Andern verbunden werden sollten, so u. s. w.“

Digitized by Google

er hier vielmehr für den, der das gefunden, was die Andern suchten, und das sie in ihm verehren und geniefsen, für sich selbst gewinnen oder stärken sollten. Sehen wir uns nach dem Grunde um, dafs die Freude, in der so treffliche Individuen sich beisammen fanden, in den unerwarteten Erfolg, sich doch in Nichtbefriedigung zu enden, überging, so liegt er wohl in dem Widerspruche, in welchem sie sich gegenseitig und sich selbst meinten und nahmen. Wenn Gesinnungen, Gedanken, Vorstellungen, Interessen, Grundsätze, Glauben und Empfindungen unter den Menschen mittheilbar sind, so lag *aufser* und *hinter* diesem Concreten der Individualität in der Ansicht dieses Kreises noch die nackte concentrirte Intensität des Gemüths, des Glaubens; dieses hinterste Einfache sollte allein absoluten Werth haben, und nur durch die lebendige Gegenwart einer zutrauensvollen Innigkeit, die nichts zurückbehalte, sich ganz gebe, finden, erkennen, geniefsen lassen. Die sich solche Trennung fest in ihrer Vorstellung gemacht und daran ihren Begriff von Schönheit, ja Herrlichkeit der Seele geknüpft haben, können sich gegenseitig nicht mit Gedanken und Werken, mit dem *Objectiven* der Gesinnung, des Glaubens, der Empfindung begnügen; aber das Innere läfst sich nur in jener Weise der Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Werken u. s. f. offenbaren, zeigen, mittheilen; indem nun in diesem Mittheilen sowohl die Verschiedenheiten und Particularitäten der Ansichten, und zwar zugleich in Unklarheit, hervortreten — denn die ganze Stellung ist die Unklarheit selbst — als auch das Erscheinen als solches jener gesuchten, zu sehen verlangten und *unsagbar* seyn sollenden Innerlichkeit nicht entspricht, die Psyche selbst sich als solche nicht zu greifen gibt: so ist das Resultat indéfinissable, eine Unverständlichkeit und unbefriedigte Sehnsucht; — eine Stimmung, in der die Menschen, ohne eigentlich sagen zu können warum, sich getrennt und einander fremd finden, statt sich, wie sie meinten, dafs es nicht anders möglich sei, gefunden zu haben; — Situationen und Erfolge, wovon Jacobi selbst die bekannten Schilderungen gegeben hat. — Wir stellen die Daten zusammen, wie sich in diesem, wenn man will, Romane der Freundschaft die handelnden Personen schildern.

Von der *Diotima, Fürstin Gallitzin,* schreibt H. immer mit der gröfsten Verehrung; er schildert sie einmal, (VII. S. 367) höchst charakteristisch für sie wie etwa für einen Theil der umgebenden Vortrefflichkeiten, in einem Briefe an eine Freundin in Königsberg: „Wie sehr würden Sie", sagt er, „von dieser einzigen Frau ihres Geschlechts eingenommen seyn, die an der *Leidenschaft* für *Gröfse* und *Güte* des Herzens *siech* ist." Die Fürstin wird ohne Zweifel oder vielmehr durfte den Mann, der schon so viel gefunden, wohl nicht weit hin zu haben scheinen konnte, um den lezten Schritt zu thun, nicht mit ihrer bekannten Proselytenmacherei unangefochten gelassen haben, was freilich bei H. nicht verfangen konnte. Als eine Spur solchen Versuchs mag wohl nicht anzusehen seyn, dafs er nun, wie er sagt, die Vulgata mit Vorliebe citirt; eher diefs, dafs er sich jezt (nach einem Besuch bei der „frommen Fürstin") alle Morgen aus *Sailers Gebetbuche* erbaute, in das er ärger als *Johannes* (d. i. Lavater) verliebt sei, nachdem er es kennen gelernt (H's. Briefwechsel mit Jacobi S. 406). Er sagt über jenes Buch richtig, wenn Luther nicht den Muth gehabt, ein Ketzer zu werden, Sailer nicht im Stande gewesen wäre, ein so schönes Gebetbuch zu schreiben (VII. S. 420). Diefs Gebetbuch war zu jener Zeit des Streits über Krypto-Katholicismus sehr berüchtigt gemacht, als ein Buch, das wenn nicht dazu bestimmt, aber dazu gebraucht worden sei, die Protestanten über die Natur des Katholicismus zu täuschen. Es findet sich (VII. S. 404) ein interessanter Brief H's an die Fürstin vom 11. Dec. 1787, dessen Anfang oder Veranlassung nicht ganz klar ist, worin es aber im Verfolg heifst: „Ohne sich auf die Grundsätze zu *verlassen*, die mehrentheils auf Vorurtheilen unsers Zeitalters beruhen, noch selbige zu *verschmähen*, weil sie *zu den Elementen der gegenwärtigen Welt* und unseres Zusammenhanges mit derselben gehören (ein sehr wichtiges, geistreiches Wort), ist wohl der sicherste Grund aller Ruhe, sich an der *lautern* Milch *des Evangelii* zu begnügen, sich nach der *von Gott*, nicht *von den Menschen* gegebenen Leuchte zu richten u. s. f." Es sind hier Bestimmungen angegeben, welche mehrere Ingredienzien der Religiosität der Fürstin abschneiden.

Mit *Fritz Jonathan*, Jacobi, hatte sich H. in der lezten Zeit seines Briefwechsels in vielfache Aeufserungen und Gegenreden über dessen philosophische und Streitschriften gegen Mendelssohn und die Berliner eingelassen; Jacobi hatte darein das ganze Interesse seines Denkens, Geistes und Gemüths mit seiner im hohen Grade gereizten Persönlichkeit gelegt; beinahe Alles dieses dabei von Jacobi geltend Gemachte machte H. auf seine, d. i. nichts fördernde, nichts entwirrende oder aufklärende Weise zum

Digitized by Google

Theil schnöde herunter. Was Jacobi ganz beinahe mit H's Worten vom Glauben aufgestellt und damit das grofse Aufsehen und Wirkung, wenn hier und da auch nur auf schwache, schon mit dem blofsen Worte Glauben sich begnügende Menschen gemacht hatte, machte H. heftig herunter; so auch die Gegensätze von Idealismus und Realismus, die Jacobi auch in seinem, um dieselbe Zeit herausgegebenen *Hume* und überhaupt beschäftigten, schreibt ihm H. von nur entia rationis, wächserne Nasen, ideal; nur seine Unterscheidungen von Christenthum und Lutherthum seien real, res facti, lebendige Organe und Werkzeuge der Gottheit und Menschheit; so seien ihm (H.) Dogmatismus und Skepticismus die „vollkommenste Identität," wie Natur und Vernunft. Wenn freilich Christenthum und Lutherthum ganz anders concrete Realitäten und Wirklichkeiten sind, als abstracter Idealismus und Realismus, und H's. in der Wahrheit stehender Geist über dem Gegensatze von Natur und Vernunft u. s. f. steht, so ist schon früher ausführlicher bemerkt worden, dafs H. gänzlich unfähig wie unempfänglich für alles Interesse des Denkens und der Gedanken, und damit für die Nothwendigkeit von jenen Unterscheidungen war. Am schlimmsten kommt Jacobi's Werthschätzung des Spinoza, welche doch zugleich nur ganz den negativen Sinn hatte, dafs derselbe die einzig consequente Verstandesphilosophie aufgestellt habe, bei H. weg, der wie gewöhnlich zu weiter nichts als schimpfendem Poltern kommt. Dafs Jacobi den Spinoza, „den armen Schelm von cartesianisch-kaballistischem Somnambulisten, wie einen Stein im Magen herumtrage, das seien alles „Hirngespinnste, Worte und Zeichen, de mauvais (es) plaisanteries mathematischer Erdichtung zu willkürlichen Constructionen philosophischer Fibeln und Bibeln" (H. Briefwechsel mit Jacobi S. 349—357 u. f.). „Verba sind die Götzen Deiner Begriffe," ruft er ihm zu (ebend. S. 349), „wie Spinoza den Buchstaben zum Werkmeister sich einbildete" u. dergl. *Hemsterhuis*, den Jacobi so sehr verehrte, ist H. eben so sehr verdächtig („eine Platonische Mausfalle"); er ahnet in diesem wie in Spinoza nur taube Nüsse, Lügensysteme u. s. f. Er (ebend. S. 341) gesteht Jacobi „aufrichtig, dafs ihm seine eigene Autorschaft näher liege als Jacobi's, und ihm, selbst der Absicht und dem Inhalte nach, wichtiger und nützlicher zu seyn scheine." In derselben Zeit kam Jacobi sehr ins Gedränge mit seiner Vertheidigung des von ihm selbst verachteten Stark, die er gegen die Berliner unternommen hatte; er erfährt von H. keine bessere Aufnahme mit einer solchen *politischen Freundschaft*, wie H. jene Vertheidigung bezeichnet. Jacobi erwiederte diese Mifsbilligungen aller seiner literarischen Benehmungen nur mit der Berufung auf seinen Charakter, dafs wissenschaftliche Verstellung nicht in ihm sei, und es sei ihm nie in den Sinn gekommen, weder dem Publicum noch irgend Jemand Etwas weifs zu machen. Aber gewifs hatte ihm unter diesen vielfachen Verwicklungen, die alle Interessen seines Geistes in Anspruch nahmen, nichts. Empfindlicheres geschehen können als die Alles mifsbilligenden Explosionen H's., die ohnehin so ins Blaue und in die Kreuz und Quere liefen, dafs sie das Verständnifs einzuleiten oder zu fördern wenig geeignet waren. Doch schwächte Alles diefs das innige Vertrauen nicht; in der Gegenwart sollte Jacobi die Seele H's., jenen lezten Grund ihrer Freundschaft, finden, und darin die Auflösung aller Mifsverständnisse, die Erklärung der Räthsel des Geistes erkennen und verstehen lernen. Aber Jacobi schreibt nach dem Aufenthalte H's. bei ihm an Lavater, 14. Nov. 1787 (Fr. H. Jacobi's auserl. Briefw. I. S. 435): „Es hat mich gekostet, ihn zu lassen (von diesem *Lassen* nachher); von einer andern Seite mag es gut seyn, dafs er mir entzogen wurde, damit ich mich wieder sammeln konnte. *Seiner Kunst zu leben und glücklich zu seyn, bin ich nicht auf den Grund gekommen*, wie sehr ich es mir auch habe angelegen seyn lassen" *). An denselben vom 21. Jan. 1788 (ebend. S. 446): „Du sprichst von *Buchholzens* Sonderbarkeiten, der ist, von dieser Seite betrachtet, Nichts, platterdings Nichts gegen *Hamann*; ich kann Dir nicht sagen, wie der H. mich gestimmt hat, *schwere Dinge zu glauben*; ein wahres *πᾶν* ist dieser Mann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsternifs, an Spiritualismus und Materialismus." Das Resultat, dafs Jacobi „der Kunst H's., glücklich zu seyn, nicht auf den Grund gekommen," ist nicht ein Mifsverständnifs, etwa ein Unverständnifs zu nennen; er ist durch dessen Gegenwart an ihm nicht irre geworden, aber irre geblieben.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Lavater (ebend. S. 438) sagt in seiner Antwort über diese Schilderung H's.: „Dieses seltsame Gemisch von Himmel und Erde könnte übrigens für unser Eins als eine *Fundgrube* grofser Gedanken *benuzt* werden." Späterhin, als Rehberg in Hannover gegen Jacobi den Ausdruck gebrauchte, dafs dieser sich „zu so *verwirrten* Köpfen wie Lavater u. And. gesellt habe"; entgegnet Jacobi (ebend. S. 471) auf ähnliche Weise in Ansehung Lavaters, dafs derselbe „ein *lichtvoller* (?) Geist sei, in dessen Schriften sich Vieles finde, was den Mann von Genie charakterisire, und auch von dem abstractesten und tiefsinnigsten Philosophen, und vielleicht von ihm am mehrsten, trefflich *benuzt* werden könne. Von Hamann hat Jacobi nur die zunächst Hume entnommenen Sätze vom Glauben *benuzt*, nicht sein principium coincidentiae, das Concrete seiner Idee. Aber man kann sich wundern, dafs solche innige Freundschaft sich auf das kalte Ende der „Benutzung" reduciren soll.

Digitized by Google

Nro. 113. u. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII Bde.

(Beschluſs.)

Was endlich den andern *Sohn*, den *Alcibiades Buchholz* betrifft, dessen groſsmüthige Geschenke und vertrauensvolles Verhältniſs die Grundlage zu H's. Reise ausmachten, so schreibt Jacobi über denselben auſser dem Angeführten, am 23. Juli 1788, an Lavater nach H's. Tode (a. a. O. S. 482): „Buchholz mit Frau u. s. f. ist abgereist; Gott, was mich dieser Mann gedrückt hat. Ich habe diesen sonderbaren Menschen erst vorigen April, da ich Hamann zu besuchen in Münster war, näher kennen gelernt. Hamann hat ihm das Geschenk, das er von ihm erhielt, *wahrscheinlich mit dem Leben bezahlt.* Und doch hat eben dieser Buchholz Eigenschaften, die Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe einflöſsen. Ich glaube nicht, daſs eine menschliche Seele reiner seyn kann als die seinige. *Aber sein Umgang tödtet.*"

Hamann selbst war zunächst von seinem körperlichen Zustande gedrückt; er hatte sich, wie er (B. VII. S. 411) schreibt, „mit geschwollenen Füſsen und einer zwanzigjährigen Ladung böser Säfte, die er durch eine sitzende grillenfängerische Lebensart, leidenschaftliche Unmäſsigkeit in Nahrungsmitteln des Bauchs und Kopfs gesammelt hatte", auf die Reise gemacht. Von derselben Unmäſsigkeit im Essen und Lesen spricht er während seines Aufenthalts in Westphalen, und die im Lesen gibt sich aus seinen Briefen sattsam zu erkennen. Die Brunnencuren, ärztliche Behandlung und sorgsamste, liebevollste Pflege, die er in seinem Aufenthalte zu Münster, Pempelfort und Wellbergen genoſs, vermochten seinen geschwächten Körper nicht mehr zu erneuen. Er von seiner Seite drückt allenthalben die vollkommenste Befriedigung aus, die er in dem neuen Kreise des Umgangs genoſs; „der *Lobredner* oder *Kunstrichter* seiner wohlthätigen Freunde zu seyn, könne ihm aber nicht einfallen" (VII. B. S. 366). „Ich lebe hier", schreibt er noch am 21. März 1788 von Münster aus, „im Schoose der Freunde von gleichem Schlage, die wie die Hälften zu meinen *Idealen der Seele* passen. Ich habe *gefunden*, und bin meines Fundes so froh wie jener Hirte und das Weib im Evangelio; und wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit" (B. VII. S. 409). Oefters sagt er, „die Liebe und Ehre, die ihm widerfahre, ist unbeschreiblich, und er habe Arbeit gehabt, sie zu erdulden und zu erklären;" er war zunächst von „Allem übertäubt und *verblüfft.*" Immer drückt er sich in diesem Sinne und der Empfindung der Liebe aus, wie auch sonst die Briefe an seine Kinder aus dieser Periode sehr milde, anziehend und rührend sind. Aber H., der das Bewuſstseyn hatte, daſs Jacobi „manche schwere Probe der Geduld mit seinen bösen Launen ausgehalten und deren noch mehr zu erwarten hatte" (B. VII. S. 376); H., der bei seiner innern vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Alles um so mehr selbst auszuhalten fähig war, konnte es doch nicht fortgesezt unter diesen „Idealen der Menschheit", wie er seine Umgebung öfters bezeichnet, aushalten. Daſs so Vieles in seinem Innern vorging, was er nicht beschreibt, und was in der Empfindung „des unbeschreiblich vielen Guten und Wohlthätigen, das er genoſs," nicht ausblieb, wäre schon aus der gezeichneten Umgebung zu schlieſsen; aber es drängen sich bestimmtere Blicke in dasselbe auf. Jacobi erzählt einige Monate nach dessen Tode (Jacobi's auserl. Briefw. S. 486), H. habe sich mit jenem Besessenen verglichen, den ein böser Geist wechselsweise bald ins Feuer bald ins Wasser warf; dieser Vergleich passe gewissermaſsen auch auf ihn (Jacobi). „O daſs mir die Hand erschiene", ruft er aus, „die mich lehren könnte *gehen auf dem Wege menschlichen Daseyns.* „Die Hand, die Hand!" rief ich mehrmals meinem Hamann zu; „vielleicht" war eins der lezten Worte unter einem Strom von Thränen, die ich aus seinem Munde

Digitized by Google

hörte." Man sieht hier zwei Männer so gebrochen in sich, der Belehrung, *auf dem Wege menschlichen Daseyns zu gehen*, noch so bedürftig, einander gegenüber stehen, die schon ein so tief bewegtes Leben des Gemüths durchlaufen hatten. — Nach dem Aufenthalte von etlichen Monaten bei Jacobi zu Pempelfort (vom 12. Aug. an, und zu Düsseldorf vom 1. Oct. — 5. Nov. 1787) verläfst H. das Haus seines Freundes plötzlich, wirft sich, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, bei kläglicher Witterung, einer seiner Meinung nach auflebenden Gesundheit in den Postwagen, und fährt wieder nach Münster zu Buchholz. Der nähere Aufschlufs über diese Flucht, die er „mit Gewalt und List habe ausführen müssen" (einige hieher bezüglich scheinende Billete sind nicht abgedruckt; s. H's. Briefw. mit Jacobi S. 384), liegt gewifs nicht in mifsliebigen Vorfallenheiten oder verletzenden Benehmungen, sondern vielmehr im Gegentheil, das seine Verlegenheit zur Angst gesteigert, aus der er sich nur durch Flucht Luft zu machen wufste. Er explicirt sich (H's. Briefw. mit Jacobi S. 386) nur so darüber: „Du, armer Jonathan, hast sehr übel an Deinen beiden Schwestern und an mir Lazaro gethan, das harte Joch und die schwere Last einer so *männlichen* Freundschaft, einer so *heiligen* Leidenschaft, als unter uns obwaltet, ihrem Geschlecht, das die Natur weicher und zahmer gemacht hat, aufzubürden. Hast Du nicht bemerkt, lieber Jonathan, dafs die beiden *Amazonen* es darauf angelegt hatten, mich alten Mann um die Ehre meiner ganzen Philosophie, um alle Deine günstigen Vorurtheile für selbige zu bringen, und uns beiderseits in solche Verlegenheit zu sezten, dafs wir uns Beide wie ein Paar *philosophische Gespenster* lächerlich vorkommen würden?" H's. Philosophiren, oder wie man das irrlichternde Gespenstige seines Fühlens und Bewufstseyns nennen will, konnte sich leicht gegen geistreiche Frauenzimmer, mit denen nicht durch Poltern und Cruditäten etwa, womit er sich heraushalf, abzukommen war, in Bedrängnifs und Angst gesezt fühlen, wenn es aus seiner Nebulosität zur Klarheit des Gedankens oder der Empfindung herauszutreten sollicitirt wurde. — Im folgenden Briefe von H. heifst es: „Die Liebe, die ich in Deinem Hause genossen, hat kein Verhältnifs zu meinem Verdienst; ich bin *wie ein Engel vom Himmel* darin aufgenommen worden; wenn ich ein *leibhafter Sohn des Zeus* oder *Hermes* gewesen wäre, hätte ich nicht gröfsere Opfer der Gastfreiheit und grofsmüthigen Verläugnung finden können, worin sich Helene (eine der Schwestern Jacobi's), unsterblich hervorgethan. Sollte ich nun diese *Uebertreibung des Mitleids* blofs meinen Bedürfnissen und nicht vielmehr der Freundschaft für mich zuschreiben und mir etwas anmafsen, was Dir mehr als mir selbst gehörte?" Die übergrofse Verehrung und Sorgsamkeit, die er genofs, und die er der Freundschaft für Jacobi und nicht für seine Persönlichkeit zuschrieb, vermehrte noch jene Verlegenheit und Noth seines Zustandes.

In demselben Briefe (vom 17. Nov. 1787, s. Briefw. mit Jacobi S. 383) appellirt H. über seine Flucht an Jacobi's Freundschaft, als des Jonathans seiner Seele, der er seyn und bleiben werde, so lange er (H.) sich seines Daseyns und Lebens bewufst seyn werde, nach so vielen und grofsen Verbindlichkeiten für all das Gute u. s. f. Auf Jacobi's Aeufserung, ob es ihm (H.) in seinem Aufenthalte bei Buchholz in Münster etwa übel gehe, entgegnete H.: „Hier an dem eigentlichen Orte meiner Bestimmung und meines Ausgangs aus meinem Vaterlande? War es nicht mein Franz (Buchholz), der mich rief und ausrüstete zu dieser ganzen Laufbahn, die ich mit Frieden und Freude zu vollenden der besten Hoffnung lebe und des bestens Willens bin? Hier sollte es mir übel gehen, wo ich wie ein Fisch und wie ein Vogel in meinem rechten Elemente bin?" Dieser Empfindung und Meinung unerachtet, hielt es H. nicht lange daselbst aus. Jacobi schreibt vom 21. Jan. 1788 (Auserl. Briefw. B. I. S. 446) an Lavater: „H. ist kaum vierzehn Tage in Münster gewesen, so hat er den Einfall bekommen, ganz allein nach Wellbergen, Buchholzens Rittersitze, zu reisen. Alle Vorstellungen, Bitten und Zürnen halfen nichts; er ging. Und was Jedermann vorausgesehen hatte, geschah, er wurde krank." Nach einem vierteljährigen Aufenthalte während des Winters an diesem, wie es Jacobi nennt, morastigen und feuchten Orte, während dessen der Briefwechsel zwischen Beiden stockte, kehrte H. gegen Ende März nach Münster zurück, von wo er nach der Mitte Juni's noch einmal Jacobi zu besuchen im Begriff war, um von ihm Abschied zu nehmen und nach Preufsen zurückzukehren; aber an dem zur Abreise bestimmten Tage erkrankte er heftig und beschlofs den Tag darauf, am 21. Juni 1788, ruhig und schmerzlos sein so bedrängtes Leben.

Hegel.

Digitized by Google

Augustin Freiherr von Mayerberg und seine Reise nach Rufsland. Nebst einer von ihm auf dieser Reise veranstalteten Sammlung von Ansichten, Gebräuchen, Bildnissen u. s. w. Von Friedrich Adelung, kais. Russ. wirkl. Staatsrath und Ritter. St. Petersburg, gedruckt bei Carl Kray 1827. VIII. 380 S. gr. 8. Atlas in gr. Roy. Fol. von 64 lithographischen Blättern, mit dem Bildnisse des Grafen Rumänzoff.

Wir haben Ursache uns zu freuen, dafs *Mayerberg* und sein Iter in Moschoviam aus der Vergessenheit, aus dem Staube der Bibliotheken wieder hervorgezogen und zu gerechterer Würdigung empfohlen werden. Seine Schrift gehört in der That zu denen, die die richtigsten und genauesten Aufschlüsse über Rufsland enthalten, die uns bis jezt gegeben worden, auch sind die meisten seiner Bemerkungen und Urtheile noch jezt wahr, noch jezt treffend, und Alexanders mächtiges Reich ist, seinem innersten und reellsten Wesen nach, viel weniger, als man glaubt, von dem Rufsland der ersten Romanoff, namentlich des Alexei Michailowitsch, verschieden, unter dessen Regierung Mayerberg den Riesenstaat zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf die Nachfolger dieses gelehrten Reisenden, von der schon 1670 erschienenen Rélation de trois Ambassades de Monseigneur le Comte de Carlisle de la part de Charles II. an bis auf die erst neulich bekannt gemachten Six Mois en Russie, eine Compilation des Hrn. Ancelot, worin die oft seitenweise abgeschriebenen Quellen auch nicht einmal genannt werden: man wird bald finden, dafs in demselben zwar manche Ergänzungen, neue Aufschlüsse, Darstellungen nachfolgender Zeiten und Zufälle, selbst Berichtigungen enthalten sind, dafs aber keines obige Schrift entbehrlich macht, keines eine solche Menge richtiger Thatsachen und wahrer Urtheile enthält, keines ein so genügendes und seiner äufsern Gestaltung nach so lesbares und unterhaltendes Werk als der Mayerberg'sche Reisebericht bildet. Selbst Malte-Brun's vortreffliche Reisebeschreibung Rufslands, in welcher er durch fleifsige geologische Studien, so wie durch eine merkwürdige Bekanntschaft mit der vergleichenden Sprachenkunde gleichsam eine neue Bahn bricht, ergänzt ihn blofs, ersezt ihn aber nicht, so oft er auch, besonders in den historischen Theilen und in der Sittenschilderung, ihn als Quelle vermuthen läfst; und wenn wir zulezt noch Rabbe's etwas leichtfertiger Beschreibung von Rufsland erwähnen, die wir jedoch noch nicht ihrem ganzem Umfange nach würdigen können, da eben erst der erste Theil erschienen ist, so ist es blofs, um durch ein auffallendes Beispiel zu zeigen, wie nöthig es den heutigen Geographen und Historikern wäre, sich, ehe sie über Rufsland ihre Stimme laut werden lassen, erst mit solchen Hauptwerken vertraut zu machen. Hrn. Rabbe wenigstens hätte das Studium Mayerbergs die meisten Irrthümer erspart, von denen sein erstes Bändchen voll ist.

Dazu kommt, dafs das Iter in Moschoviam, so wie mehrere andere Itinerarien abendländischer Reisenden, in eine Zeit fällt, wo die Quellen der Russischen Geschichte nicht, wie früherhin, reichlich fliefsen, wo im Gegentheil, durch das Stillschweigen der monastischen Chronisten, eine fühlbare Lücke entstanden ist, während doch gerade damals das Reich aus der äufsersten Barbarei sich zu erheben und Europen allmälig sich wieder zu nähern und aufzuschwingen beginnt. Schon als eine der Hauptquellen der Russischen Geschichte im 17ten Jahrhundert verdient jenes Buch Aufmerksamkeit; der Geschichte würde, meinen wir, ein wesentlicher Dienst geleistet werden, wenn ihr für jedes Zeitalter so geschickte, ruhige, unbefangene Gewährsmänner geboten werden könnten; und auch Ref. würde sich schmeicheln, um dieselbe einiges Verdienst sich erworben zu haben, wenn es ihm gelänge, das vortreffliche Werk einer unverdienten Vernachlässigung zu entziehen und den hohen Werth desselben einsehen zu lehren.

Ehe wir aber in eine genaue Zergliederung desselben uns einlassen, ist es billig, der merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, die zu gegenwärtigem Artikel Anlafs gegeben hat, und an deren Beurtheilung wir das knüpfen wollen, was wir über den historischen und überhaupt wissenschaftlichen Werth des Iter in Moschoviam, so wie über die Person seines Verfassers, beizubringen haben.

Lezterer hatte sich nicht begnügt, nach Kräften das Land, mit welchem seine Amtspflichten ihn in Berührung gebracht hatten, zu studiren, Alles fleifsig zu beobachten, Menschen und Denkmäler zu befragen, von allen Erscheinungen Rechenschaft zu fordern, über deren Ursachen nachzudenken und zu forschen, in Büchern und Handschriften nachzuschlagen, und zulezt das Resultat aller dieser Arbeiten in einem eigenen Werke niederzulegen; er hatte auch Risse aller Art aufnehmen, mancherlei

Digitized by Google

Zeichnungen fertigen lassen, die die Bilder, welche auf seiner Reise und während seines langen Aufenthalts in Rufsland an ihm vorübergingen, festhalten und bei der Redaction des Berichtes seinem Gedächtnisse aufhelfen sollten, vielleicht auch insonderheit für den Kaiser bestimmt waren, dem eine solche Versinnlichung kennenswerther Gegenstände sehr willkommen seyn mufste. Die Sammlung von Ansichten, welche solchergestalt entstand, hätte dem Reiseberichte selber zur gröfsten Zierde gereicht, wenn nicht, bei dem mangelhaften Zustand der Kupferstecherei zu jener Zeit, ein solches Unternehmen mit allzugrofsen Kosten verbunden gewesen wäre. So nuzte die merkwürdige Sammlung von Landschaften, Städteansichten, Gebäuden, Trachten u. s. w. nur in einem sehr beschränkten Kreise, und fiel dann in eine vollkommene Vergessenheit, aus der sie in unsern Tagen allererst gezogen worden ist. Die erste Erwähnung derselben geschah durch Ebert im 2ten Bande seines so ausgezeichneten *bibliographischen Lexikons*, da wo der verdienstvolle Gelehrte die Ausgabe des Lateinischen Reiseberichts bezeichnet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre aber diese kurze Anführung unbemerkt geblieben, wenn nicht kurz darauf der Hr. wirkliche Staatsrath v. Adelung, im Interesse der Rumänzoff'schen Quellensammlung, sich bei demselben gelehrten Bibliothekare nach Handschriften der Dresdener Bibliothek, die sich auf Rufsland bezögen, erkundigt hätte. Diese Gelegenheit benuzte Hr. Ebert, um den verdienstvollen Biographen Heberstein mit dieser Sammlung bekannt und auf die hohe Wichtigkeit derselben für die Geschichte und Alterthümer Rufslands aufmerksam zu machen. Hr. v. Adelung vermochte den berühmten Beförderer wissenschaftlicher Bestrebungen in Rufsland, den Grafen Rumänzoff, sich der vernachlässigten Sammlung anzunehmen, sie copiren und dann durch den Steindruck vervielfältigen zu lassen; zugleich erhielt er von demselben den Auftrag, dem Gesandten Mayerberg denselben Dienst wie seinem nicht minder beachtenswerthen Vorgänger zu leisten, also dafs er zugleich die Person desselben in ein helleres Licht sezte, und zur Erklärung der Zeichnungen Alles zusammenstellte, was der reiche Schatz seiner Studien über Rufslands Alterthümer, Geschichte, Boden, Sitten u. s. w. ihm darbieten würden. Beide Aufgaben suchte nun der verdiente Gelehrte in vorliegendem Werke zu lösen. Wenn wir bei der Beurtheilung desselben, zu der wir nun schreiten, Manches auszustellen, Mehreres selbst beizufügen finden, so wird das dem Werthe der Arbeit keineswegs Abbruch thun.

Hrn. v. Adelungs Buch, das nicht nur zur Erklärung der Zeichnungen, sondern auch als Commentar zum Lateinischen Werke dienen kann, ist in einer leichten, fliefsenden Sprache geschrieben, in der vielleicht nur einige Längen und Wiederholungen zu vermeiden gewesen wären; der Druck aber ist von der Art, dafs er den Pressen Petersburgs zur wirklichen Ehre gereicht. Auf jede der sechs Abtheilungen, in welche das Ganze zerfällt, folgen zur weitern Erklärung eine Menge Noten und Zusätze, die auch häufig dazu bestimmt sind, den Bericht des Reisenden durch kurze Auszüge aus Herberstein, Prinz von Buchau, Petrejus, Margaret, Olearius, Korb und anderen seiner Vorgänger oder Nachfolger zu ergänzen oder auch nur die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen. Einige dieser Anmerkungen haben uns zwar überflüssig geschienen, einzelne hätten auch wohl ihre Stelle besser im Texte selbst gefunden, im Allgemeinen aber beurkunden sie eine Belesenheit und einen Fleifs, welche nicht gewöhnlich sind; manchmal sind sie sogar zu gelehrten und anziehenden Abhandlungen angewachsen, die man nicht ohne Befriedigung lesen wird.

Indem wir nun dem Hrn. Verf. Schritt für Schritt in seinen Untersuchungen nachgehen wollen, bleiben wir zuerst mit ihm bei der *Person Mayerbergs* stehen, um zu sehen, was sich über diese mit einiger Gewifsheit ausmitteln lasse. Solches läfst sich auf Weniges zurückführen: auch hat Hr. v. A., seiner fleifsigen Forschung und der aus Oestereichischen und Russischen Archiven geschöpften Mittheilungen ungeachtet, diesen Gegenstand auf zehn Seiten abhandeln können. Da indessen der Hr. Verf. nur die Angaben, die auf seine Veranlassung Hr. v. Hormayr im Jahrgange 1826 seines historischen Archivs (NN. 149. 150) einrücken liefs, nicht aber die mehr benutzen konnte, welche auf diese erste Anregung hin von dem Hrn. Archivdirector Megerle v. Mühlfeld in dem folgenden Jahrgange desselben Journals (NN. 61. 62) aus amtlichen Quellen mitgetheilt wurden; da aufserdem durch die Vergleichung zerstreuter, nicht hinlänglich beachteter Angaben noch einiges Licht auf die Frage geworfen werden kann, so mufs sich Ref. einige Zusätze erlauben, die man hoffentlich nicht als überflüssig ansehen wird.

Dafs unseres Diplomaten ursprünglicher Name Augustin v. Mayern gewesen sei, kann keinem Zweifel unterliegen, denn so nennen ihn die aus Oesterreichischen Archi-

Digitized by Google

ven entlehnten Notizen sowohl als auch die, welche der Hr. Verf. aus den Moskowischen zu erhalten Gelegenheit hatte; so heifst er übrigens auch auf dem Titel des Bandes der Originalzeichnungen; so nennt ihn der Gesandtsch ftscaplan Glawinick in dem von ihm herausgegebenen besondern Reiseberichte; so wird sein Name unter mehreren Ansichten, namentlich unter der seine Wohnung im Kreml darstellenden geschrieben, und so unterzeichnet er endlich selber unter dem für den Kaiser aufgesezten diplomatischen Berichte. Seiner Grabschrift zufolge mufs er im Jahre 1588 (?) geboren worden seyn; über den Ort seiner Geburt aber werden wir durch keinerlei Angabe belehrt. Sein Name, das Land, wo er zuerst auftritt, die Stellen, die er im Anfange bekleidete, Alles rechtfertigt die hergebrachte Annahme, dafs Deutschland sein Vaterland gewesen sei; und wir würden dieselbe als unbezweifelt ansehen, wenn nicht eine Stelle im Lateinischen Reiseberichte zu Bedenklichkeiten Anlafs gäbe, die wir durch kein Raisonnement zu entfernen wissen. Da nämlich Mayern krank geworden war, sah er sich genöthigt, nach einem Arzte zu schicken; es gab aber damals in Moskau einen Deutschen, einen Englischen und einen Italienischen Arzt. Man erwartet, dafs der Kranke Ersteren berufen habe, um so mehr, als Dr. Engelhardt wirklich ein geschickter und achtenswerther Mann war; allein weit gefehlt: Italo arrisit Italus, erzählt er im Iter in Moschoviam S. 46. Doch diese Eine Stimme, so bestimmt auch ihr Ausdruck ist, kann uns doch nicht verleiten, Mayern für einen Italiener zu halten. In dem Iter kommen zwar manche Stellen vor, wo von seinen Landsleuten die Rede ist (S. 50, 94. 95), es läfst sich aber nichts ausmitteln, welcher Nation dieselben angehören. Nur an Einem Orte drückt er sich mit mehr Bestimmtheit aus und sagt: In Moschoviam importantur argentei daleri Joachimici et solidi aurei, quos *in Germania* ducatos *appellamus*. S. 92. Damit stimmt auch überein, dafs er zu seinen Vermessungen den Wiener Schuh brauchte; dafs seine Rechtschreibung einen Deutschen verräth; dafs er nie von Italien, oft aber von Deutschland Erwähnung thut; dafs er Deutsch versteht und spricht, auch das weitschichtige Werk von Olearius in Deutscher Sprache eben so gut kennt als die Lateinischen Reisebeschreibungen; dafs seine Besitzungen alle in Deutschland liegen, er selbst aber Mitglied der Niederösterreichischen Stände wird; dafs er endlich, und diefs ist ein Hauptgrund, die Erklärungen zu den Zeichnungen in Deutscher Zunge niederschreiben liefs, und sie in eben derselben, wahrscheinlich mit eigener Hand, verbesserte und ergänzte. Ohne jene schwierige Stelle könnte es dem Leser gar nicht einfallen, Mayern für einen Italiener zu halten, unwillkürlich schleicht sich bei ihm die Meinung ein, er sei ein Deutscher gewesen.

Nach dieser Auseinandersetzung, welche man dem Ref., der sie in dem angekündigten Werke vermifst hat, zu Gute halten wird, geht er zu den weitern Lebensumständen Mayerbergs über. Zuerst finden wir ihn zu Glogau als Assessor bei der Landeshauptmannschaft; diese Stelle behielt er aber nicht lange, da die Assessorstellen schon im folgenden Jahre eingingen. Seine Quiescenz dauerte nur zwei Jahre, während welcher sein Gehalt ihm verblieb, und schon 1658 erinnerte man sich wieder seiner. Er wurde nach Ungarn geschickt, wo er der Verfügung des Feldmarschals Don Anibale Gonzaga überlassen wurde. Er mufs in dem Amte, das ihm zu Theil wurde, so wie gleich darauf auf den Sendungen an die drei geistlichen Churfürsten und an den Erzherzog Ferdinand Carl in Tyrol, Gelegenheit gehabt haben, seine grofsen Talente geltend zu machen und die Aufmerksamkeit der obersten Behörde auf sich zu ziehen, da er 1659 den Rang eines kaiserl. Schlesischen Hofkammerraths erhielt, dann sofort als Internuncius an den Hof Mahomeds IV nach Constantinopel geschickt wurde. Wie viel Zeit er auf diese Reise verwandt haben mag, ist ungewifs; der Grabschrift zufolge wäre er gleich darauf an den jüngern Rakoczy, Fürsten von Siebenbürgen, und an dessen Wittwe Sophia Bathory geschickt worden; allein im Anfange des Jahres 1661 war er zuverlässig in Wien zurück, von wo er am 17. Februar nach Moskau geschickt wurde. Nachdem er gerade zwei Jahre später wieder in Wien bei seinem daselbst lebenden Bruder eingetroffen war, scheint er sich nicht eher als im Jahre 1665 wieder entfernt zu haben, und in diese Zeit fällt, nach des Ref. Ansicht, die Ausarbeitung seiner merkwürdigen Schrift, die eine etwas längere Muse voraussetzen läfst. Den Bericht an den Kaiser hatte er gewifs im Jahre 1664 schon eingereicht, auch dürfen wir wohl die 10,000 fl., womit Leopold I ihn in diesem Jahre begnadigte, als Anerkennung und Belohnung der treu erfüllten Aufträge ansehen. Er wurde noch häufig in Staatsgeschäften versandt, mehrfach und ansehnlich belohnt, unter Anderm auch in den Freiherrenstand erhoben, in Folge dessen er seinen Namen Freiherr Mayern von Mayerberg schrieb, obgleich die mehr erwähnte Grabschrift Meyer-

Digitized by Google

berg und auch Herr v. A. diese Orthographie annimmt. Er verliefs endlich das öffentliche Leben, und lebte zu Wien in ruhiger Zurückgezogenheit, bis er daselbst den 23. März 1688 (?) in einem Alter von 76 Jahren starb.

Bei der *zweiten* Abtheilung: *Mayerbergs Reise und ihr politischer Zweck*, S. 11 — 26, mufste Hr. v. A. sich an das halten, was der Gesandte selbst erzählt, da ihm das Moskauer Archiv nur unbedeutende Beiträge lieferte.

Dafs die Saporozischen Kosaken, welche um die Fälle des Dniepers einen unabhängigen Staat gegründet hatten, durch ihren Wankelmuth, der sie sich erst gegen Polen erheben und unter Russischen Schutz begeben, dann aber unter Polens Landeshoheit zurückkehren liefs, der erste Anlafs dazu wurden, können wir nur berühren. Ein fürchterlicher Krieg war daraus zwischen beiden mächtigen Nachbarn entstanden. Oesterreich sah mit Unruhe diejenigen sich unter einander aufreiben, auf die es allein seine Hoffnung sezte, zu einer Zeit, da die Waffen der Türken es mit jedem Tage mehr bedrohten und Achmet Kiuprili siegreich in Ungarn stand. Nur durch die Zwietracht der Christen konnte die Osmanische Macht solchen Fortgang gewinnen: eine Verbindung der drei Länder zu einem ernstlich gemeinten Kampfe hätte ihr Schranken gesezt, und nie hätte man von den Wällen Wiens aus türkische Turbane gesehen. Defswegen bemühte sich Oesterreich, Polen und Rufsland unter sich zu versöhnen, um sie nachher beide in sein eigenes Interesse zu ziehen. Ehe es aber einen Schritt that, suchte es die Gesinnungen der Kriegführenden zu erforschen: da nun für es Hoffnung war, zum Zwecke zu gelangen, sandte der Kaiser den Schlesischen Kammerrath von Mayern und den Ritter Horatius Wilhelm Calvucci an den Czarischen Hof. Sie führten erst nur den Titel Abgesandte, waren aber ermächtigt als Botschafter aufzutreten, sobald die Vermittlung beiderseits angenommen worden wäre. In diesem Falle wäre Mayern nach Polen gegangen, Calvucci aber in Moskau geblieben, um dem Czaren die Schritte seines Collegen zu erklären, und nach den Briefen desselben, die Schwierigkeiten zu deuten, die er bei den Verhandlungen gefunden hätte. Sie verliefsen Wien den 17. Februar 1661 mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem sich aufser einem Dolmetscher, einem Schreiber und einem Zeichner, der Caplan Glawinick befand, von welchem auch ein kleiner Bericht über die Reise vorhanden ist. Sie war mit vielen Beschwerden verbunden, und nur selten wurden sie in den verheerten Provinzen durch merkwürdige Ansichten oder Erfahrungen entschädigt; nur das Gepränge, mit dem sie allenthalben eingeholt, aufgenommen und behandelt wurden, versüfste zuweilen unserm Gesandten, der nicht ohne Eitelkeit und aufserdem für die Ehre und Majestät seines Herrn ängstlich besorgt war, die schwere Mühe, ob er sich gleich nicht verhehlte, dafs dieser unerhörte Aufwand nur äufserliche Demonstration, keineswegs aber ein Beweis wirklich freundschaftlicher Gesinnungen war. Es kann Ref. Zweck nicht seyn, den Reisenden auf ihrem Wege zu folgen, die Abenteuer, die sie erlebten, zu erzählen, die Schwierigkeiten, die man ihnen in den Weg legte, die Gewahrsam, in der man sie hielt, die Feste, die man ihnen nichts desto weniger gab, zu beschreiben; der wifsbegierige Leser wird darüber in Hrn. v. A's. Buch viele unterhaltende Aufschlüsse finden, auf die wir ihn verweisen müssen.

Noch anziehender und lehrreicher ist die *dritte* Abtheilung: *Aufenthalt und Unterhandlungen in Moskau*, S. 26 — 83; allein auch hier mufs sich Ref. gedrängter Kürze befleifsigen, da er nichts Wesentliches auszustellen oder hinzuzufügen hat.

Nach einem glänzenden Einzuge, der seines Gleichen in Moskau nicht gehabt hatte, wurden unsere Diplomaten in einem besondern Gebäude des Kremels, dem Gesandtenhofe, installirt, wo sie mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versorgt, auch sonst ehrenvoll und gut behandelt wurden, nicht aber eben besonderer Freiheit sich zu rühmen hatten; denn Mayern fand bald, dafs die zahlreiche Ehrenwache von Strelitzen, deren er sich im Anfange als einer besondern Auszeichnung nicht wenig überhoben hatte, mehr zu seiner Beobachtung, als um ihn zu ehren, vor sein Haus gestellt war. Während eines zwölfmonatlichen Aufenthaltes stiefs ihm Manches auf, das seiner Aufmerksamkeit werth war und ihn angenehm beschäftigte, da aber seiner geringen diplomatischen Geschäfte ungeachtet, die sich auf drei oder vier Audienzen, zwei Zusämmenkünfte mit Unterhändlern und einige andere Förmlichkeiten beschränkten, sein Aufenthalt sich so sehr in die Länge zog, er sich dabei immer vor der Falschheit und den Betrügereien der Moskowiten zu hüten hatte, alle seine Briefe aufgefangen, alle seine Couriere angehalten wurden, da man ihn mit tausend Vorsichtsmafsregeln umgab, und weder Russen noch Landsleute zu ihm liefs, er selbst auch nur bisweilen aufser Haus gehen konnte, und daselbst sogar einige

Digitized by Google

Tage krank darnieder lag, endlich da er zulezt seinen Zweck nicht erreichte, und der König von Polen die kaiserliche Vermittlung, welche der Czar von Rufsland angenommen hatte, von sich ablehnte, so begreift man den Aerger, der sich zulezt seiner bemächtigt, die Ungeduld, mit der ihn nach seinem Vaterland zurückverlangt, und die Strenge, mit der er Rufsland beurtheilt, also dafs seine Voreingenommenheit ihn die Gränzlinie des Wahren wohl nicht selten überschreiten läfst.

Man ersieht aus diesem ganzen Abschnitte, wie weit Rufsland, in Folge der langen tatarischen Zwingherrschaft, in Gebräuchen und Sitten hinter Europa zurückgeblieben, wie weit es sich der Art der Morgenländer näherte; in welchem Zustande von Kindheit daselbst die Diplomatie noch war, und wie man Kniffe und Kundschafterei für die Summe derselben ansah. Mayern betrachtet sich, neben den Russischen Fürsten und Okolnitschien (Würdeträgern zweiter Classe), beinahe als ein Wesen höherer Art, und schaut auf die rohen, unwissenden, eben defswegen hochmüthigen und unmoralischen Moskowiten, die aufserdem, nach seiner Ansicht, in religiösen Irrthümern und Ketzereien befangen waren, mit herzlicher Verachtung herab.

Obgleich der Czar die kaiserliche Vermittelung nicht von sich gewiesen hatte, wollte er sie doch auf seinen Streit mit Polen beschränkt wissen; als daher unsere Gesandten auch des Krieges mit Schweden gedachten, liefs ihnen Alexis Michailowitsch erklären, dafs es hier der Einmischung des Kaisers nicht bedürfte, indem beide Mächte auf dem Punkte ständen, einen Friedenstractat zu unterzeichnen. Auch von einem Bündnisse gegen die Ottomannische Pforte wollte er nichts wissen: er habe, meinte er, schon Feinde genug, und dürfte keine neuen gegen sich aufreizen. Da auch die erste Vermittelung, durch die Weigerung des Königs von Polen sie anzunehmen, nicht zu Stande kam, so mufste die Gesandtschaft ohne sonderlichen Erfolg ihrer Bemühungen endlich Moskau wieder verlassen. Sie machten sich den 6. Mai 1662 auf den Weg, kamen über Moshaisk, Wiäsma und und Dorogobush nach Smolensk, wo sie den König von Polen noch umzustimmen hofften, da aber auch die lezte Hoffnung verschwand, reisten sie weiter, und kamen den 22. Februar 1663, nach einigen unangenehmen Auftritten, wohlbehalten in Wien an.

Was Ref. nur angedeutet hat, wird man gern ausführlicher in Hrn. v. A's. Schrift nachlesen, dabei aber auch die Anmerkungen nicht aufser Acht lassen, die ungemein viel Belehrung enthalten. Indem wir nun zur *vierten* Abtheilung übergehen, müssen wir offen gestehen, dafs hier Manches zu berichtigen, Manches nachzutragen ist: indessen verkennen wir auch nicht, dafs der Hr. Verf. in seiner Lage diese oder jene Untersuchung sich untersagen mufste, die zur Vollständigkeit seiner Arbeit erforderlich gewesen wäre. Indem Ref. es unternehmen will, ihn zu ergänzen, bittet er den Hrn. Verf., in seinen Bemerkungen nur einen Beweis des Interesses zu sehen, mit dem er sein Werk gelesen hat, den Leser aber um einige Aufmerksamkeit und Nachsicht, da die Untersuchung nicht ohne Schwierigkeiten seyn wird.

Schon die Kürze dieses Abschnittes: *Mayerbergs Reisebericht*, S. 85—100, hat für den viel Auffallendes, der das vortreffliche Lateinische Buch gelesen hat. In der That ist auch Manches dahingestellt gelassen, was auszumitteln möglich war; mehrere Fragen, die nothwendig waren, fehlen ganz, und andere möchten wohl einer von der gegebenen verschiedenen Lösung fähig seyn.

Schon den 8. April 1663, sieben Wochen nach der Rückkehr der Gesandten in Wien, stattete Mayerberg in seinem eigenen und seines Collegen Namen dem Kaiser Rechenschaft ab über die Art, wie sie sich seines Auftrages entledigt hatten. Der Lateinische, ganz diplomatische, und Alles, was nicht in seinen Geschäftskreis einschlug, entfernende Bericht wird noch auf der kaiserl. Hofbibliothek aufbewahrt, und ist auch in *Wichmanns Sammlung kleiner Schriften über Rufsland*, Berlin, 1820. T. I. p. 201—338, abgedruckt. Sein Titel heifst: *Relatio humillima Augustini de Mayern et Horatii Gulielmi Calvuccii Ablegatorum in Moschoviam ad.* 17. *Febr. An.* 1661, *usque ad diem* 22. *Febr. An.* 1663. Später erschien ein gröfseres Werk, in welchem der hauptsächlichste Inhalt dieses wieder aufgenommen, aber mit vielen Excursen verwebt war, in welchen sich der Verf. über alles Merkwürdige ausliefs, was ihm in Rufsland aufgestofsen war, was er durch eigene Ansicht erfahren oder durch Erkundigungen und Studien sich angeeignet hatte. Dieses Werk hat folgenden Titel: *Iter in Moschoviam Augustini Liberi Baronis de Mayerberg etc. et Horatii Gulielmi Calvuccii etc. ab Aug. Romanorum Imperatore Leopoldo ad Czarem et Magnum Ducem Alexium Mihalowicz, Anno MDCLXI Ablegatorum. Descriptum ab ipso Augustino L. B. de Mayerberg, cum Statutis Moschoviticis ex Russico in Latinum idioma ab eodem translatis.* 236 S. in klein Folio.

Digitized by Google

Der Band hat zwei Abtheilungen, wovon die kleinere, S. 1—110, den Reisebericht selbst, die gröfsere aber, S. 111—236, eine Lateinische Uebersetzung der durch Alexis Michailowitsch veranstalteten Russischen Gesetzsammlung liefert. Von dieser Uloshenie Sakonn, die mit Benutzung Griechischer Quellen und des herkömmlichen Rechtes ein vollständiges Gesetzbuch bildet, hat Ref. das Russische Original in der Orusheinaja Palata, d. h. dem neuen Waffencabinette zu Moskau, wo so viel Sehenswerthes aufbewahrt wird, gesehen. Dem Titel zufolge wäre sie von Mayerberg selbst übersezt, allein der Hr. Verf. nimmt ihn nicht buchstäblich, sondern sagt: „Woher Mayerberg seine Uebersetzung genommen, ist nicht bekannt; wahrscheinlich hat er sie von dem ihn begleitenden Dolmetscher in Moskau verfertigen lassen. Nach dem Urtheile der Kenner ist sie zwar hier und da mangelhaft und nicht immer treu, aber doch auch jezt noch sehr brauchbar, weil manche Ausdrücke des Originals dadurch oft deutlicher werden.“ S. 89. Weiter hält sich der Hr. Verf. bei dieser Uebersetzung nicht auf, auch gibt er die Gründe seiner Ansicht, dafs die Uebersetzung von der Hand eines Anderen sei, nicht an, was doch nicht überflüssig gewesen wäre, da der Titel so bestimmt *ab eodem translatis* sagt. Wenn Ref. auf diese Worte auch keine Rücksicht nimmt, so beruft er sich darauf, dafs Mayerberg nicht Russisch, geschweige Slavonisch, verstand, ob er gleich eine Menge jenen Sprachen angehörender Benennungen richtig aufgefafst hat; dafs der Styl und die Rechtschreibung der Uebersetzung von denen des Reiseberichts durchaus abweichen; dafs beide nicht einmal Hauptnamen, wie Alexis Michailowitsch, Novgorod und dergleichen auf dieselbe Weise schreiben, dafs der Eine Kneesius schreibt, wo bei dem Anderen Dux steht u. s. w.

Was nun das Iter in Moschoviam selbst betrifft, so lag unserem Verf., da es sine anno et consule erschienen war, zuerst die Untersuchung ob, wo und wann es gedruckt worden sei. Er hatte in dem Kataloge der Bibliothek des Grafen Buturlin bei dem Titel des Buches die, wahrscheinlich von Barbier herrührende Anmerkung gefunden: (Coloniae 1663); allein des gewichtigen Gewährsmannes ungeachtet verwirft er diese Annahme, und scheint sich mehr zu einer anderen hinzuneigen, gegen die er indessen auch noch manche Zweifel hegt. Im dritten Bande der Arbeiten der Alterthumsgesellschaft in Moskau wird nämlich S. 72 angegeben, dafs M's. Werk im Jahre 1679 erschienen sei. Je schwieriger die Frage ist, um so bestimmter mufste sie hier ausgedrückt werden; nun aber spricht der Hr. Verf. zugleich von Abfassung und Druck ohne Unterschied. Dafs über die Zeit jener kein Zweifel seyn könne, soll bald gezeigt werden; wann aber dieser stattgefunden hat, ist eine zweite, von der ersten ganz unabhängige Frage, wie Barbier bei seiner Note auch hätte bedenken müssen. Woher er weifs, dafs das Buch zu Köln gedruckt sei, kann Ref. nicht ausmitteln, auf das Jahr 1663 müssen ihn aber die Angaben des Buches selbst geführt haben, obgleich sich diese nur auf die Zeit der Abfassung beziehen. Hr. v. A. hat offenbar Unrecht, wenn er unwahrscheinlich findet, dafs Mayerberg unmittelbar nach seiner Zurückkunft, und nachdem er erst im April 1663 seinen officiellen Bericht dem Kaiser überreicht hatte, noch in demselben Jahre seine Reisebeschreibung, zu welcher er, wie er selbst sagt, noch späterhin Beiträge erhalten hatte, habe *ausarbeiten* und den Druck derselben vollenden können.“ S. 90. Nach mehreren Angaben des Iter, die der Hr. Verf. übersehen haben mufs, kann dasselbe nur in diesem Jahre abgefafst worden seyn. Wenn z. B. M. S. 61 von der Familie des Czaren spricht, kennt er erst sechs Töchter und die zwei Söhne Alexis und Feodor (Dmitri, der älteste, war damals schon todt), deren lezterer während seines Aufenthaltes in Moskau geboren worden war. Allein nach seiner Ankunft in Smolensk erhielt er noch Kunde von der Geburt einer siebenten Gröfsfürstin. Weiter geht seine Kenntnifs nicht, Simeon und Johann Alexeiewitsch waren offenbar noch nicht auf der Welt. Nun aber wurde lezterer den 27. Aug. 1666 geboren, und ersterer ein oder zwei Jahre früher, so dafs M. nicht nach 1665 geschrieben haben kann. Der Hr. Verf. sagt ferner selbst, dafs der Patriarch Nikon im J. 1658 Moskau verliefs, um sich in das von ihm gegründete Kloster Wosskressensk oder Neu-Jerusalem zurückzuziehen; wenn man nun in dem Iter in M. liest, dafs derselbe damals jam a sexennio daselbst lebte, so gibt das wieder die Jahrzahl 1663 oder 1664. Uebrigens steht S. 57 mit ausdrücklichen Worten, dafs der Schreibende im J. 1663 geschrieben habe, also dafs es gar keines anderen Zeugnisses bedürfte. Ein Anderes ist es mit dem Drucke: denn da der Verf. auf dem Titel Frhr. v. Mayerberg genannt wird, das Diplom aber, wodurch Mayer in den Freiherrenstand erhoben wurde, vom Monate August 1666 war, wie uns aus amtlichen Quellen versichert wird, so kann das Buch nicht wohl vor Ende lezteren Jahres das Licht der Welt gesehen haben. Allein viel später möchten wir es auch nicht setzen, weil dann M. noch Manches hätte nachtragen können, was er in der Zeit während seines Aufenthaltes in Polen erfahren hatte, wie er doch nicht gethan hat. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, dafs diese Erscheinung erst nach 1667 erfolgt sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 115. u. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Augustin Freiherr von Mayerberg und seine Reise nach Rufsland. Nebst einer von ihm auf dieser Reise veranstalteten Sammlung von Ansichten Gebräuchen, Bildnissen u. s. w. Von Friedrich Adelung, kais. Russ. wirkl. Staatsrath und Ritter.

(Beschlufs.)

Eine zweite Frage, die der Hr. Verf. uns zu leicht abgefertigt zu haben scheint, ist die, ob M. wirklich als der Verfasser des Iter in Moschoviam anzusehen sei? Wir haben schon oben bemerkt, dafs kein Grund vorhanden wäre, an dem zu zweifeln, was auf dem Titel mit bestimmten Worten ausgedrückt wird, ohne die einzige Stelle S. 46, die wir oben verzeichnet haben. Hier entsteht die Frage, ob das Buch sich denn wirklich als von Mayerberg verfafst ausgibt, ob es nicht vielleicht von dem Italiener Calvucci, der sein College und Begleiter war, herrührt? Im Buche wird zwar der Name Mayerbergs nirgends genannt, aber der des Calvucci kommt wenigstens einmal vor, S. 8 und zwar so, dafs zwischen der schreibenden Person und der des Calvucci ein grofser Unterschied gemacht wird, denn es heifst: mihi itaque et Hor. Gul. Calvuccio. Aufserdem bezieht sich das ego oder mihi des Schreibenden, das eine sehr grofse Rolle spielt, offenbar immer auf den ersten Gesandten, der sogar S. 36 dignior conviva genannt wird. Aufser den schon oben angeführten Belegen dazu finden wir noch folgende: Als die den Gesandten entgegengeschickten Commissarien einige Schwierigkeiten wegen des zu beobachtenden Ceremoniells erhoben, war es der Schreibende, der ihnen mit Stolz erklärte: me in legationibus obeundis tyronem haud esse et perquam optime nosse quid nos, quid illum deceret. S. 18. Als nach seiner Ankunft in Nikolskoi ein glänzender Zug ihm entgegen kam, der ihn in die Hauptstadt einholen sollte, wollte der Schreibende, um der Würde des Kaisers nichts zu vergeben, nicht vor den Russischen Grofsen aussteigen, sondern höchstens zugleich mit ihnen die Erde berühren. Er befahl also seinem Gefolge abzusteigen, wenn die Russische Begleitung ein Gleiches gethan hätte; sein College stand mit den obersten der Russischen Beamten zugleich an der Erde, ego autem post eos omnes, S. 31. wie der Schreibende nicht ohne Triumph und heimliche Freude anzuführen nicht vergifst. Endlich, um andere Beweisstellen zu übergehen, heifst es da, wo von dem ersterwähnten Gastmahle, das beiden Gesandten gegeben wurde, die Rede ist, am Rande: Nomine Czaris exhibetur *Auctori* in ejus aedibus solemne convivium S. 36, und auch in andern Stellen wird am Rande die Ehre einer Demonstration, die beide Gesandte betraf, allein dem Schreibenden gegeben, der sich dessen gewifs nicht hätte unterfangen dürfen, wenn er nicht wirklich bei Weitem die wichtigste Person bei dem ganzen Geschäfte gewesen wäre. Aus Allem dem geht nun deutlich hervor, dafs der erste und oberste Gesandte selbst als den Verfasser des Iter sich angesehen wissen will. Nun aber ist dieser oberste Gesandte kein anderer als Mayern gewesen, wie diefs aus dem Titel unseres Buches, aus der Unterschrift des officiellen Berichts, aus dem Aufsatze Glawinicks, aus den Inschriften der Zeichnungen, aus den Oesterreichischen und Russischen Archiven erweisbar und als unstreitig anzunehmen ist.

Vielleicht hat aber der Italiener Calvucci den ganzen Bericht in seines Collegen Namen abgefafst: er konnte Lezterm um so mehr die Ehre davon gönnen, als er das Haupt der Gesandtschaft gewesen war, und auch alle Materialien gesammelt und vorbereitet hatte, die der Verfasser bei seiner Arbeit gebrauchte. In der Stelle, welche uns so viel zu schaffen gibt, vergafs er sich wohl einen Augenblick: die Anekdote, die er anführt, war aus seiner Erfahrung, aber so charakteristisch, dafs er sie nicht unterdrücken mochte, ob sie gleich den ersten Gesandten nicht betraf; er bemerkte dabei die Störung nicht, die eine

Digitized by Google

zweite eingeführte Person verursachen mufste. Einen Augenblick glaubte Ref. diese Hypothese annehmen zu können, ein neuer Blick auf das Iter überzeugte ihn aber bald von ihrer Unhaltbarkeit. Aus vielen Stellen, besonders aus S. 63 (Turcos vidi etc.) geht hervor, dafs der Verf. in der Türkei gewesen sei: während seiner Arbeit fallen ihm hier und da Vergleichungspunkte auf, die für jeden Andern nicht existirt hätten; um die Fiction so weit zu treiben, hätte der Schreibende dieselben Kenntnisse, dieselbe lebendige Erinnerung haben müssen. Nun war Mayerberg wirklich Oesterreichischer Internuncius in Constantinopel gewesen, auch konnte nur er, der Vielgereiste und mit hundert Erfahrungen Ausgestattete, so bestimmt behaupten, dafs *in der ganzen Welt* nirgends wohlfeiler zu leben sei als in Moskau, S. 65.

So müfsten wir denn Hrn. v. A's. Vermuthung gelten lassen, welche den schwierigen Umstand also zu erklären sucht: „Wer dieses schrieb, sagt er, war also bestimmt ein Italiener, und da diefs nicht von Mayerberg, wohl aber von seinem Reisegefährten Calvucci gelten kann, so mufs man beinahe annehmen, dafs wenigstens die angeführte Erzählung von diesem und nicht von jenem herrühre.“ S. 93. Wenn Ref. aber auch geneigt wäre, sich diese Erklärung genügen zu lassen, so würde sie durch die Annahme des Hrn. Verf., dafs das Buch erst gegen 1679 geschrieben sei, beinahe unzulässlich: um diese Zeit war M. auf Reisen, und es läfst sich überhaupt nicht denken, dafs zwei Geschäftsmänner, beide Diplomaten, die ein Zufall vereinigt hatte, so lange zusammengeblieben seyn sollten. Allein auch abgesehen davon ist das Buch mit viel zu vieler Sorgfalt abgefafst, als dafs ein solcher Verstofs hätte unbemerkt durchschleichen sollen.

Dazu kommt endlich noch, dafs *Richter* in seiner *Geschichte der Medicin in Rufsland*, Th. II. S. 325 der wie Mayerberg S. 46 von dreien Aerzten spricht, die damals in Moskau gelebt hatten, von keinem Italiener weifs, sondern einen Engländer, einen Deutschen und einen Polnischen Juden namentlich anführt. Ja, durch eine seltsame Verwicklung erzählt er nicht nur von Letztern eine Anekdote, die M. bei Gelegenheit des Italieners zum Besten gibt, sondern führt auch dabei das Iter in Moschoviam als seine Autorität an. Aufserdem stimmt, was M. noch weiter von dem Italiener weifs: dafs er gefangen gewesen sei, seine Religion verändert, unter den dreien am wenigsten Ansehen und Credit gehabt habe, ganz mit dem überein, was bei Richter S. 323 von *Van Gaden* angeführt wird. Wo käme auch sonst dieser vom Czar endlich A. 1672 zum Doctor creirte Van Gaden her, da Mayerberg bestimmt sagt: In tota Moschovia nullus est medicus, nullus pharmacopola, et quamvis in aula sua tres, larga satis manu, Czar meo tempore aleret u. s. f. S. 46? Richter aber benuzte die Moskovischen Archive. — Man sieht es, die Schwierigkeit wächst bei jedem Schritte, und wir sehen kein Mittel sie zu heben; jede Hypothese, die wir aufstellen könnten, zeigt sich uns bei näherer Prüfung als unhaltbar. Es bleibt uns nicht einmal der Nothbehelf, an ein Mifsverständnifs beim Druck zu denken, da die Stelle zu lang und zu bestimmt ist, auch übrigens in der schon 1688 gedruckten Französischen Uebersetzung Wort für Wort wiederholt wird. S. 153 — 156. Den Abdruck bei Mizler de Kolof haben wir im Augenblicke nicht zur Hand, er hätte uns aber auch keinen neuen Aufschlufs geben können. Es bleibt uns also weiter nichts übrig, als unsere Unzulänglichkeit offen zu bekennen.

Ueber die Quellen des Mayerberg'schen Reiseberichts hat Herr v. A. keine Untersuchung angestellt, ob er gleich die von Herberstein (in dessen Biographie S. 371) auszumitteln sich bemüht hat. Indem wir diesem Mangel abzuhelfen suchen wollen, müssen wir doch darauf bedacht seyn, den Raum der uns zugemessen werden kann, nicht zu überschreiten.

Vergleicht man diesen Reisebericht mit seines Verfassers Aussage, dafs er beinahe wie ein Gefangener gehalten wurde, mit seinen häufigen Klagen über seine abgesonderte Lebensart in Moskau: so frägt man sich, woher er denn, bei so beschränkter Gelegenheit, solche Menge kleiner Umstände und einzelner Züge kennen gelernt habe, und wie er dazu gekommen, so tiefe Blicke in den Charakter der Russen und das Innere des Moskovischen Staates zu thun? Darauf antwortet Ref., dafs die Klagen wohl nicht buchstäblich genommen werden müssen, und dafs es überhaupt den Gesandten an Mitteln zu beobachten nicht fehlte. Unterwegs hatte er auf einer langen Reise Alles mit eigenen Augen gesehen, und seine Rückreise machte er auf einem andern, für ihn neuen Wege; in Moskau wohnte er, nach des Czaren Willen, allen grofsen Festlichkeiten bei; öfters besuchten ihn Russische Grofse und Commissarien, mit denen er sich zuweilen in Gespräche einliefs; auch umgaben ihn Officiere und Beamte, an die er durch seinen Dolmetscher allerlei Fragen richten konnte; ferner stand jeden Tag unter

Digitized by Google

seinen Fenstern eine Menge Volks, die er zu beobachten Zeit und Lust hatte; die Katholiken konnten der Messe beiwohnen, die täglich in dem Gesandtschaftshofe gelesen wurde; auch erhielten zuweilen Deutsche die Erlaubnifs, ihren Landsmann zu besuchen, und aus den Zeichnungen ersieht man, dafs Lezterer selbst in der Deutschen Slobode nicht ganz unbekannt war; in dem Iter führt er auch selbst an, dafs er über Sibirien einen Deutschen Mann befragt habe, der dahin verwiesen gewesen war. Mit seinem Gefolge und seiner Dienerschaft nahm man es übrigens so genau nicht: S. 52 heifst es, dafs, als der Czar sie einst auf den Strafsen Moskau's antraf, er sich mit ihnen unterhielt, und als den Gesandten die zweite Audienz angesagt wurde, liefs man sie zugleich wissen, quod interim liceret famulis nostris quocunque liberet ire. Endlich, um andere Quellen zu übergehen, machte Mayern die Rückreise mit dem Senator und Kronsschatzmeister des Grofsfürstenthums Litthauen, dem Feldmarschal Vincentius Corvinus Gosiefsky, einem gebornen Slaven, der, nachdem er sich öfters in Schlachten mit den Russen gemessen hatte, in ihre Gefangenschaft gerathen war, und jezt, seiner Kränklichkeit wegen, von ihnen ausgewechselt wurde. Dieser Mann, von dessen tragischem aber für ihn ehrenvollem Ende M. Zeuge war, eignete sich sehr dazu, ihm über viele Punkte die genauesten Aufschlüsse zu geben. — Aufserdem hatte dieser thätige und einsichtsvolle Diplomat eine Menge schriftlicher Quellen vor sich, wie er auch selbst nicht verschweigt; ja er scheint sogar in Russischen Annalen geschöpft zu haben, denn S. 64. spricht er überhaupt von Annales quibus ego usus sum, und S. 26 werden Moschorum Annales ausdrücklich angeführt. Sonst beruft sich noch Mayerberg auf folgende Autoritäten: auf Vapovius, auf Herberstein, Gaguinus, Oderborn, Possevinus, Piasecius und besonders auf Olearius. — Wer Vapovius sei, und was er geschrieben habe, ist Ref. nicht bekannt, auch hat er ihn sonst nirgends angeführt gefunden. Ohne defswegen an der Existenz eines Schriftstellers zu zweifeln, wagt er die Vermuthung, dafs hier die Rechtschreibung durch einen Druckfehler entstellt sei, und dafs im Manuscripte Pa. Jovius gestanden habe, dessen Büchlein *De legatione Basilii Magni Principis Moscoviae ad Clementem VII Pont. Rom.* den Ausgaben Herbersteins angehängt ist. — Das vortreffliche Werk des Leztern, von dem es viele Ausgaben gibt, ist Niemanden unbekannt. — Der Name Gaguinus kommt auch öfter vor, allein von dem Französischen Chronikschreiber kann wohl hier die Rede nicht seyn; einen andern kennt aber Ref. nicht. Er erlaubt sich auch hier wieder eine Vermuthung, und frägt, ob unter Gaguinus nicht Alessandro Guagnino zu verstehen sei, dessen *Sofficiente e vera descrittione de tutte le regioni al Monarca di Moscovia soggette* etc. 1583 in der Sammlung des Ramusio T. II erschien. Bekannter ist *Oderbornii Vita Joannis Basilidis,* die mit in die *Rerum Moscoviticarum Auctores varii*, Francof. 1600, fol. aufgenommen worden ist. Auch über *Antonii Possevini Moscovia*, Antwerpiae 1587 8. darf nichts weiter bemerkt werden; das merkwürdige Buch dieses Jesuiten ist als eine Hauptquelle der Russischen Geschichte jener Zeit bekannt. Anders ist es mit Piasecius, von dem Ref. bekennen mufs, dafs der Name ihm nur hier vorgekommen ist, er daher nichts über ihn beizufügen hat. Nächst Herberstein scheint das vortreffliche Werk von Olearius umserm Diplomaten vom gröfsten Nutzen gewesen zu seyn, auch wird es unter allen am meisten von ihm angeführt.

So glaubwürdig nun im Allgemeinen die meisten dieser Quellen sind, so nimmt sie unser Verf. doch nie ohne eine vorläufige Prüfung an. Ueberhaupt läfst sich in dem ganzen Buche ein denkender Kopf nicht verkennen, der in mehreren Fächern bewandert war. Sein Urtheil ist ruhig und gesund, es stüzt sich meist auf triftige Gründe. Für seine Zeit ist er sogar sehr vorurtheilsfrei, obgleich er derselben auch wieder in Manchem huldigt. — Er ist, seiner Zeit gemäfs, ein grofser Freund von theologischen Streitigkeiten und hängt mit grofser Vorliebe an den Dogmen seiner Kirche, die er mit Witz, Gelehrsamkeit und andern Waffen vertheidigt und der Griechischen gegenüber in ein vortheilhaftes Licht zu stellen sucht; Schade, dafs er dabei oft in Unduldsamkeit verfällt, und auch da von Irrthum und Aberglauben spricht, wo doch seine eigene Kirche nichts Besseres entgegenzusetzen hat; dafs er sich durch den Ausspruch Cyprians verleiten läfst zu behaupten: inexpiabilem esse discordiae ecclesiasticae culpam, und die Griechische Kirche beinahe mit Geringschätzung behandelt. Indessen ist doch auch hier noch sein Urtheil ruhig und ohne Leidenschaft; er drückt sich auch weit glimpflicher aus als die meisten seiner Zeitgenossen; freilich hat aber auch sein Glaube an Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche manche der harten Urtheile erzeugt, die er über die Russen fällt.

Sonst findet man im ganzen Buche kaum etwas Auffallendes: ein Schriftsteller unserer Zeit hätte nicht leicht

Digitized by Google

vernünftiger und besser schreiben können, und leicht hätten sich in seine Arbeit mehr Irrthümer eingeschlichen als in diese, in welcher Ref. eigentlich nur zwei gefunden hat, die wirklich so zu nennen sind. Der Russische Ausdruck *Cherstiani twoi* mufs *Krestianin twoi* gelesen und nicht „dein Christ", sondern dein Bauer übersezt werden, S. 62. Isidorus Bulgarus ist nicht bei der Tridentinischen, sondern bei der Florentinischen Kirchenversammlung gewesen, S. 67.

Was nun des Verf. Kenntnifs von Rufsland, seine Urtheile über das Volk betrifft, so ist erstere höchst genau, leztere meist richtig und treffend zu nennen, und noch jezt sehen wir das Iter in Moschoviam als eines der Hauptwerke über die Russen an. Nirgends sind ihre Sitten, Gebräuche, Lebensart, ihr Charakter u. s. f. besser geschildert als eben da. Nur wäre zu wünschen, dafs Mayern weniger absprechend und schneidend gewesen wäre, und seine Meinung weniger allgemein ausgedrückt hätte. Wie soll man ihm in der That glauben, dafs alle Russen nicht nur schismatisch und ketzerisch, sondern auch betrügerisch und ränkevoll, abergläubisch und unwissend, halsstarrig und zur Empörung geneigt, undankbar und mifstrauisch, geizig und habsüchtig, prahlerisch u. dgl. gewesen seien? Er gesteht ihnen keine andere gute Eigenschaft zu als Ausdauer und Tapferkeit und die Geduld, mit der sie Hunger und Durst, Hitze und Kälte und die schwersten Arbeiten zu ertragen wissen. Allein man vergesse auch nicht, dafs hier von einem Volke die Rede ist, dessen Sitten und Charakter unter dem Joche einer Knechtschaft, die eben erst abgeschüttelt worden war, Noth gelitten hatten, und das zu jener Zeit noch alle Fehler hatte, die gewöhnlich die Folge einer schmählichen Sclaverei sind. Vieles ist unterdessen anders geworden, allein wie Manches erinnert nicht noch denjenigen, der in unsern Tagen Rufsland gesehen hat, an seine eigenen Beobachtungen! Dafs M. die Türken den Russen vorzieht und die Regierung jener humaner findet als die der leztern, nimmt Ref. nicht Wunder; noch jezt findet man bei den Casan'schen Tataren Tugenden, die man unter dem gemeinen Russischen Volke vergebens suchen würde (Malte-Brun Géogr. T. VI), und aufser ihren eigenen Gebrechen hatte die Russische Regierung die meisten Mängel der Türkischen. Ueberhaupt müssen wir M. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er die Thatsachen nie erfindet, noch willkürlich auffafst; nur liefse sich manchmal daraus eine andere Folgerung ziehen, als er selbst zieht, und eine genauere, wohlwollendere Beobachtung hätte ihn wahrscheinlich noch Manches finden lassen, wodurch er dieses allzudunkle Gemählde hier und da hätte lichten können.

Von Mayerbergs Styl ist wenig zu sagen: Zwar ist er weit entfernt classisch zu seyn, aber darum ist er noch nicht schlecht, vielmehr ziemlich rein, immer klar und bestimmt. Das Buch liest sich leicht und angenehm. Die Rechtschreibung der Russischen Namen ist zwar oft fehlerhaft, indessen erkennt man immer ohne Mühe, von wem die Rede sei, und wenig Ausländer würden, selbst in unsern Tagen, die Fehler, die er macht, zu vermeiden wissen.

Das Iter in Moschoviam ist nur in Einer Ausgabe besonders gedruckt worden, und daher, wie Herr v. A. bemerkt, ziemlich selten; indessen ist diesem Gelehrten entgangen, dafs sich ein Abdruck desselben in *Mizler de Kolof Historiarum Poloniae et Lithuaniae Collectio magna*, Varsaviae 1761, 4 vol. in fol. im zweiten Bande findet, den jedoch Ref. bis jezt leider nicht vergleichen konnte. Die Französische Uebersetzung, die er anführt, ist durch viele Druckfehler entstellt, denen auch ein Theil von dem beizuzählen ist, was der Herr Verf. als grobe Irrthümer ansieht.

Ref. hat sich durch den hohen Werth des Lateinischen Werkes verleiten lassen, länger als er sollte sich bei demselben aufzuhalten; es ist Zeit, nun zu dem Theile der neuen Bekanntmachung überzugehen, durch den sie eigentlich veranlafst worden ist.

Die *Erläuterungen der Zeichnungen zu Mayerbergs Reise in Rufsland*, die den gröfsten Theil des angekündigten Bandes (S. 101 — 328) einnehmen, bilden auch seinen wichtigsten Inhalt, und verpflichten uns zum Danke gegen den gelehrten Hrn. Verf., der es hier an interessanten Untersuchungen, an Anführungen und Zusätzen nicht hat fehlen lassen. Seine Erläuterungen werfen ein helles Licht auf mehrere Theile der Russischen Geschichte im 17ten Jahrhundert. Man wird sie nicht ohne grofse Belehrung aus der Hand legen. Schade, dafs uns der Raum nicht vergönnt, ihm in einige seiner Untersuchungen zu folgen; so angenehm es Ref. wäre, das Vorzügliche seiner Arbeit hervorzuheben, so mufs er sich doch darauf beschränken, auf das aufmerksam zu machen, was weniger befriedigen kann, und das Mangelhafte zu ergänzen.

Von der Entstehung dieser merkwürdigen Sammlung

Digitized by Google

von Ansichten und Abbildungen ist schon die Rede gewesen, allein es bleibt noch übrig, das Jahr und den wirklichen Urheber desselben auszumitteln. Beide Fragen werden von Herrn v. A. nur flüchtig behandelt; Ref. kann es um so dreister übernehmen, das Fehlende nachzuliefern, als er das Original der Zeichnungen selbst auf der Dresdener Bibliothek verglichen hat. — „Ueber die Geschichte dieser Sammlung ist weiter gar nichts bekannt, als was aus ihrem eben angeführten gleichzeitigen Titel hervorgeht, dafs die Zeichnungen nämlich auf Veranlassung des Barons von Mayerberg (Herrn v. Mayern?) verfertigt und zusammengetragen sind, und er sich dazu eines Hofmahlers bedient habe. *Uebrigens befindet sich bei den Zeichnungen durchaus keine Nachweisung auf die im Drucke erschienene Beschreibung des Barons von Mayerberg,* und auch kein anderer Text als die längere oder kürzere, jeder Zeichnung in Deutscher Sprache, wahrscheinlich aus Mayerbergs Feder beigefügte Erklärung, die hier jedesmal wörtlich angeführt werden soll," S. 103. Das ist Alles, was Herr v. A. auf obige Fragen antwortet; der Titel aber, auf den er sich bezieht, und den wir gern an der Spitze der Zeichnungen mit den Verzierungen des Originals abgedruckt gefunden hätten, lautet also: *Pictura Itineris Legatorum S. C. M. Leopoldi M. Augustini de Mayern et Wilhelmi Calvucci ad Russorum Imperatorem Alexium Michaëlowitz, Jussu Dn. de Mayern a pictore aulico studio confecta. Unicum in orbe exemplar.* Er steht auf einem an einer Säule aufgehängten Schilde, an dessen rechter Seite M. zu sehen ist, ein Diplom in der Hand haltend, und gleich hinter ihm steht ein Russischer Hofmarschal; links hält sich der Mahler selbst mit seinem Farbenbrett; hinter ihm ein Strelitz in seinem wilden Aufzuge. — Ueber den Zeichner kann, laut obiger Inschrift, kein Zweifel stattfinden, auch ist das Zeichen desselben J. R. S. (Johann Rudolph Storno) auf vielen Blättern, und besonders auf allen bessern, wiederholt; auf der Ansicht von Pleskau ist sein Name sogar beinahe ausgeschrieben, mit dem Zusatze: deli. Indessen liefse sich aus der Verschiedenheit der Arbeit und aus dem Umstande, dafs eben so viele Blätter also bezeichnet sind, schliefsen, dafs er einen Gehülfen hatte, wo man dann an Johann Pümann denken könnte, der den Moskovischen Archivnachrichten zufolge auch in Mayerns Gefolge war.

Allerdings beziehen sich die Zeichnungen nirgends auf das Lateinische Buch; allein erklären sie nicht auch zugleich hinlänglich die Ursache dieses Schweigens? Gibt nicht Herr v. A. selbst S. 206 die Aufschrift der grofsen Ansicht von Moskau, und steht nicht in derselben, sogar mit Buchstaben, die Jahrzahl 1661? Fehlt es übrigens an sonstigen Andeutungen? Keineswegs; Ref. hat viele gefunden, aus denen er deutlich sah, dafs die Zeichnungen vor dem Lateinischen Texte vorhanden, und dafs sie im Jahre 1662 fertig waren. Wenn z. B. auf dem Bl. 20 (vergl. S. 129) steht „in währendem Kriege" so können diese Worte nicht nach 1661 geschrieben worden seyn, da der Krieg mit Schweden in demselben Jahre durch den Frieden zu Kardis beendigt wurde. Auf andere Stellen sich namentlich zu berufen, möchte jezt unnütz seyn, da die Vergleichung des Dresdener Originals die früher geäufserte Vermuthung vollkommen gerechtfertigt hat.

Die Inschriften betreffend, vermuthet der Herr Herausgeber, dafs sie von Mayerbergs Hand seien, ohne jedoch diese Annahme weiter zu rechtfertigen. Ref. war erst sehr geneigt, dieselbe zu billigen, allein die Bemerkung, dafs im Originale verschiedene Handschriften vorkommen, deren eine, sorgfältigere, öfters durch eine andere nur hingeworfene, nachlässigere verbessert oder ergänzt ist, hat ihn auf andere Gedanken gebracht. Es lassen sich leicht drei unter einander ganz verschiedene Handschriften unterscheiden, unter denen nur die des Verbesserers oder Ergänzers Mayerns eigene zu seyn scheint. Die gewöhnliche bessere Schrift möchte vom Secretär Michael Hamer, die Uebersetzungen aus dem Russischen aber, so wie die Russischen Stellen selbst, vom Interpreten Jacob Wiber herrühren. Mayern selbst hätte wenigstens weder Alphabetum Rhutenicum noch Characteres linguae Rhutenicae geschrieben, sondern Russicae (vergl. Iter in M. S. 22 russicum idioma. 24 27 32) oder Moschoviticae (vergl. Ibid. 21, 22, 24, 25). Er schreibt überall Iwan Wasilowitz (Iter in M. S. 59, 70), und so kommt es auch in der schlechtern Schrift unter dem Wappen von Novgorod vor; in der ersten Kanzleischrift aber, gleich unter dem Wappen, steht Wasiliwitz u. s. f.

Die Zeichnungen scheinen uns im Originale gelungener als in den lithographischen Nachbildungen; leztere sind nicht, wie jene, mit allerlei Farben leicht angemahlt, auch fehlen in ihnen die Namen der Gewässer auf dem Bette derselben. Ferner ist das Zeichen des Mahlers, das im Original wohl zehnmal vorkommt, überall weggeblieben. Von den 250 Zeichnungen des Dresdener Origi-

Digitized by Google

nals hat der Hr. Herausgeber übrigens nur 128 lithographiren und auf 64 grofse Blätter vereinigen lassen, indem er, vielleicht nicht mit Unrecht, Alles entfernt hat, was sich nicht auf die Reise durch Rufsland selber bezog. Man glaube aber defswegen nicht, dafs leztere Ansichten unbedeutend oder unnütz seien; sie sind im Gegentheil ganz besonders hübsch und treu, wie man aus der Ansicht von Breslau, von Bromberg, von Schöneck in Pomerellen, von Pillau, vom Festungsplane dieser Stadt u. a. leicht ersehen könnte. Mit merkwürdiger Genauigkeit hat der Mahler die verschiedenen Charaktere der Baukunst in Polen, Preufsen und Rufsland wiedergegeben; eben so erkennt man leicht die Russischen Landschaften, die Einrichtung der Dörfer, die Darstellungen von Trachten, Gebräuchen und Festlichkeiten. Diese mit der Feder leicht hingeworfenen und angetuschten Skizzen haben übrigens auch kein anderes Verdienst als das der Treue und Wahrheit.

Zu einer vorzüglichen Zierde gereicht dem Hefte das wohlgetroffene Porträt des Grafen Rumänzoff, dem man diese, wie so viele andere auf Rufsland sich beziehende Unternehmung verdankt. Dieser Russische Mäcen hat es durch die Opfer, die er brachte, und durch seine rastlosen Bemühungen verdient, genannt zu werden, so lange gründliche Studien Anerkennung und Liebhaber finden. Unter seinem Wappen auf dem schön gestochenen Titelblatte liest man die Worte: Non solum armis, die Jedermann wahr und passend finden wird. Die 32 ersten Blätter sind der Reise von Polangen nach Nikolskoie, einem Dorfe unweit Moskau, gewidmet, wo die Gesandten so lange verweilten, bis man mit den Zurüstungen zu ihrem feierlichen Empfange fertig war. Sie enthalten an 60 Ansichten von Kurischen, Liefländischen und Russischen Städten, Schlössern und ländlichen Gegenden, welche zwar durch Treue ausgezeichnet, aber nicht insgesammt von grofser Wichtigkeit sind. Zur Ersparnifs des Papiers hätte man öfter, als es geschehen ist, vier kleine Ansichten auf Einem Blatte vereinigen können. Alle Aufmerksamkeit verdienen unter ihnen: die Ansicht des Petscherskischen Klosters in der Nähe von Pskov oder Pleskau, die dieser Stadt selber, die des Dreifaltigkeitsklosters am Ilmensee, die von Novgorod, von dem Punkt aus genommen, wo der Wolchov, den See verlassend, nach der Stadt fliefst, die von Torshok und die von Twer. Die nachfolgenden Blätter beziehen sich auf die alte Czarenstadt selbst, die noch jezt den Kern des ganzen unermefslichen Reiches bildet. Auf dem 51. Blatte übersieht man sie in ihrer ganzen Ausdehnung und selbst mit ihrer nächsten Umgebung. Die Blätter 35 und 36 zeigen den Kreml von zwei verschiedenen Seiten, und sind von hoher Wichtigkeit. Beim Anschauen des erstern fällt sogleich die in wunderlichem Style erbaute Wassili Blashennoi Kirche in die Augen, die, noch jezt in demselben Zustande dastehend, durch das Gemisch von Byzantinischer und Tatarischer Bauart den Beschauenden in ein Erstaunen sezt. In der Umgebung dieser Kirche ist heut zu Tage Vieles verändert, wodurch dieses Blatt nur um so anziehender wird. Auf dem 52. Blatte ist die Deutsche Vorstadt oder Slobode dargestellt, deren hölzerne Häuser jezt grofsentheils durch schöne steinerne ersezt sind. Die Blätter 33, 34, 41 und 54 beschäftigen sich mit den Gesandten selber, deren prachtvollen Einzug, Wohnung und feierliche Audienzen beim Czar man darauf abgebildet sieht. Auf dem lezten zeigt sich der Mahler dem Betrachtenden selber in seinem stattlichen Anzuge. Auf Blatt 37, 38, 39 und 61 sind Russen von allen Classen dargestellt, nach ihren Trachten und Unterscheidungen; dahin gehört auch noch das 47. Blatt, auf dem man den grofsen Schlitten einer auf der Strafse sich zeigenden Bojarin sieht. Dem Czaren, der Czarin und dem Hofe beider sind die Blätter 57, 58, 48, 49, 55 und 56 gewidmet; man wird unter ihnen die zwei schönen Porträte beider regierenden Majestäten nicht übersehen; das der Maria Iljineschna ist das einzige, das man von ihr kennt. Die kirchlichen Feierlichkeiten und die Diener des Altares sind auch nicht vergessen; unter den ihnen zugestandenen Blättern (37, 45, 46, 50, 59, 60 und 62) zeichnet sich besonders die Palmsonntagsprocession (Bl. 50) aus, wo das Maulthier auf dem der Patriarch, oder diefsmal dessen Stellvertreter, sizt, von Alexei Michailowitsch selbst, in seinem ganzen Czarischen Schmucke, am Zaume geführt wird. Der Hr. Herausgeber macht auch auf diesen Gegenstand, bei dem er sich etwas länger aufhält, besonders aufmerksam; sein Artikel darüber kann als eine höchst belehrende Ergänzung des Lateinischen Werkes angesehen werden. Auch bei Gelegenheit des vierzigsten Blattes, auf dem viele Russische Münzen abgezeichnet sind, läfst er sich in eine ausführliche Untersuchung ein, für welche der Leser ihm Dank wissen wird. Die noch übrigen Blätter sind verschiedenen Merkwürdigkeiten oder Gegenständen der Kunst gewidmet, von denen wir einige namentlich bezeichnen. — Bl. 42 die grofse Glocke von Moskau, ehe

Digitized by Google

sie im Jahre 1734 wieder umgegossen wurde: ein Riesenwerk und Wunderwerk zugleich, das die gröfsten Erwartungen des Ref. übertroffen hat. Die Erläuterungen, die Hr. v. A. darüber gibt, sind sehr lesenswerth. — Bl. 53 zwei Kretschete oder Falken des Czaren Alexei Michailowitsch, eines grofsen Liebhabers der Falkenjagd. Da Calvucci den Wunsch geäufsert hatte, einige der grofsfürstlichen Falken zu sehen, wurden ihm zulezt, als er schon nicht mehr daran dachte, zwei derselben mit vielem Gepränge und einer lächerlichen Förmlichkeit ins Haus gebracht. Dieselben, die die Excellenzen in tiefer Unterthänigkeit bewundern mufsten, stehen hier abgebildet, und man wird sich wundern, dafs gerade dieses Blatt dem gelehrten Hrn. Herausgeber zu der längsten Abhandlung Anlafs gegeben hat, da doch der Gegenstand so unbedeutend scheint. Man lese aber nur diesen Aufsatz, so wird man finden, dafs er zur genauern Kenntnifs und Beurtheilung der Epoche nicht wenig beiträgt. — Das 63ste Blatt, das uns von allen am merkwürdigsten schien, haben wir auf das Ende erspart: es ist ein genauer Plan von Moskau, wie es unser Gesandter gefunden hatte, nicht nach Linien und Strafsen, sondern nach Häusern, und so deutlich, dafs man sich leicht zurecht findet. Es ist, als ob man eine Abbildung der Stadt in erhabener Arbeit vor sich hätte, und jedes Haus und jede Kirche besonders da stände. Zwar hat seit der Zeit Moskau zum Theil eine andere Gestalt gewonnen: die Ringmauer der „weifsen Stadt" mit ihren Thürmen und Zinnen steht eben so wenig mehr, als der äufserste Wall; ein schönes Boulevard befindet sich an der Stelle, wo jene sich erhoben hatte, der Umfang ist jezt gröfser, die Gebäude sind ansehnlicher und prachtvoller, der Flufs Neglinnaïa ist heut zu Tage verschüttet, und sein Bett bildet jezt zum Theil den herrlichen Alexandergarten am Fufse des Kremels, die steinerne Brücke war damals noch nicht erbaut u. s. f.; aber diese Veränderungen erhöhen eben den Werth unseres Blattes, indem sie ihm eine hohe historische Wichtigkeit verleihen. Es zeigt Moskau, wie es war, als Tataren und Polen sich nach der Reihe darum mit den Russen stritten, als der furchtbare Iwan Wassiliewitsch darin thronte, und mit Vergnügen wird man damit das heutige Moskau vergleichen.

Schliefslich müssen wir noch bemerken, dafs mehrere Abbildungen des Originals in den Lithographieen, wir wissen nicht warum, weggeblieben sind. So fehlt vor dem ersten Blatte das Wappen des Herzogthums Samogitien, und vor dem zweiten das Wappen des Herzogthums Kurland. Auch das Liefländische Wappen ist weggeblieben, eben so das Pleskau'sche. Bei Novgorod sind im Originale zwei Wappen, wovon wir hier nur das erste, den reitenden Mann, finden; das zweite zeigt auf einem Schilde den Grofsfürsten auf seinem Throne sitzend, zu dem drei Stufen führen, ein Russe bückt sich vor ihm in tiefer Unterthänigkeit. Die Inschrift lautet also: *Des Fürstenthumbs Grofs-Naugarten andere Wappen*, und darunter steht: *Dieses Wappen nachdem das der Grofsfürst Iwan Wasiliwitz Grofs-Naugarten eingenommen hat hat er solches in ihrer Münz zu führen ihnen bewilligt und das alte, wie vorgesaget worden, den reitenden Mann in den S. Jürgen mit dem Drachen verkehret und vor sich behalten.* — Auch die Ansicht von Kusenka (soll wahrscheinlich Krushenka heifsen) haben wir nach Indrowo (Blatt 21) nicht gefunden, zugleich fehlt das nachfolgende Blatt, auf dem man im Originale einen grofsen Stein mitten im Walde sieht mit folgender Inschrift: *Diefsen aufsgearbeiteten Leichenstein im Walde* 13 *Schuh lang, acht breitt und einen Schuh dick hat der Grofsfürst Iwan Wasilowitz aus Liefflandt nacher Muscau wollen bringen lafsen, alfs aber die bauren gehöret das der Grofsfürst gestorben haben Sie den stein daselbst abgeworffen und liegen lafsen.* Auch einiges Andere ist weggeblieben, wovon der Grund nicht einleuchtet.

Auf das Begräbnifs Blatt 62 folgt eine Stammtafel der Russischen Regenten von Rurik bis auf Alexei Michailowitsch. Die Aufschrift lautet also: *Der Anhang und die succession der Grofsfürsten und Zaaren in der Moscau von Anno Christi* 761 *bis* 1662. Die Figur Wladimirs, welche in dieser Ausgabe auf Blatt 44 gesezt worden, steht im Original auf diesem Blatte. — Endlich auf der lezten Seite der Originalsammlung steht ein Lateinischer *Brief Alexanders des Grofsen an die Slavo-Russen, A. M.* 3727. *A. C.* 323 *geschrieben, von Racarta oder Alexandria aus.*

Es bleibt uns nun nichts übrig, als einige Worte über den *Anhang* zu sagen, der den *Auszug aus Engelberti Kaempferi Diarium Itineris ad aulam Moscoviticam indeque Astracanum suscepti* S. 329 — 380 in sich fafst. Nachdem der gelehrte Verfasser der Amoenitates Exoticae im Jahre 1681 zum Secretär einer Schwedischen Gesandtschaft, die an die Höfe von Moskau und Ispahan geschickt wurde, ernannt worden, bereiste er, ehe er sich in den Orient vertiefte, wo er nachher bis 1694 sich aufhielt,

Digitized by Google

das Europäische Rufsland. Sein Reisebericht, der die Jahrzahl 1683 trägt, befindet sich zu London im Britannischen Museum mit vielen andern Schriften dieses merkwürdigen Gelehrten, ist aber nie zum Drucke befördert worden, ob er gleich viel Belehrendes enthält. Ein grofser Uebelstand ist die Sprache, in der er abgefafst ist, ein buntes Gemisch von Deutschen und Lateinischen Sätzen oder Wörtern sogar, wie es gerade dem Verfasser bei jedem Gedanken bequemer war sich auszudrücken. Es ist zu vermuthen, dafs er in dieser Gestalt nicht für Andere bestimmt war, sondern nur eine Art von Tagebuch bildete, in welchem sich der Verfasser, für den es allein bestimmt war, in möglichster Kürze, überhaupt ohne sich einen Zwang aufzulegen, ausdrückte. Der Auszug, den uns Herr v. A. mittheilt, ist der interessanteste Theil des ganzen Berichts, von dem derselbe eine vollständige Abschrift besizt, dessen Durchsicht er dem Ref. gütigst erlaubt hat; es wäre vielleicht zu wünschen, dafs er das ganze Werk öffentlich bekannt machte, da aber Kämpfer dem Moskovischen Volke und dessen Fürsten nicht sehr hold und im Ausdruck seines Tadels nicht glimpflich ist, so möchte wohl dazu nicht viel Hoffnung vorhanden seyn. Um so dankenswerther ist gegenwärtige Mittheilung des hauptsächlichsten Inhaltes: der Auszug liefert die Reise von Torshok nach Moskau und den Aufenthalt in lezterer Hauptstadt; man findet darin neue Aufklärung über verschiedene Gegenstände, die in den andern Abtheilungen unseres angekündigten Buches schon zur Sprache gekommen waren. So viel sich übrigens Kämpfer auf seinen Witz zu gut hält, so darf man defswegen seinen Urtheilen doch nicht unbedingten Glauben schenken, er findet Manches sonderbar und lächerlich, was, in seinem wahren Lichte betrachtet, es heineswegs ist.

Man sieht, wie viel Belehrung aus der Bildersammlung und aus dem Texte des Herrn v. Adelung zu schöpfen ist, wie sehr beide das Studium der Geographie und Geschichte Rufslands erleichtern, wie viele falsche Begriffe sie berichtigen können, und welches Licht sie überhaupt auf die mannigfachsten Gegenstände werfen. Ref. hat nicht immer einerlei Meinung mit dem Verf. seyn können, allein er glaubte der Freundschaft und Güte, deren derselbe ihn würdigt, Wahrheit schuldig zu seyn, und schmeichelt sich übrigens, seine Zweifel und entgegengesezten Ansichten, die dem Werthe der neuen Bekanntmachung nichts nehmen, sie vielmehr vervollständigen sollten, ohne Anmafsung und mit der Achtung vorgetragen zu haben, die er dem trefflichen Hrn. Verf. aus vollem Herzen zollt.

Es würde vielleicht *der Wissenschaft ein grofser Dienst* geleistet, wenn man eine neue Ausgabe der Reiseberichte von Herberstein, Mayerberg und Korb d. h. des Gemähldes von Rufsland in drei auf einander folgenden Jahrhunderten veranstaltete. Sie müfste mit Prolegomenen über die Verfasser und deren verschiedene Werke und mit Noten begleitet seyn, die die Erzählung derselben aus den Reisen des Jovius, Fabri, Possewin, Margaret, Petrejus, Olearius, Weber u. A., so wie aus den eigenen neuesten Erfahrungen des Herausgebers ergänzten. Ref. wäre einer solchen Arbeit, wenn sie sich Aufmunterung und freundliche Aufnahme versprechen dürfte, nicht abgeneigt; sein langer Aufenthalt in Rufsland und die Materialien, die er während desselben gesammelt hat, würden ihm vielleicht eine Art von Beruf dazu beurkunden, dessen sich ehrenvoll zu entledigen er nach Kräften streben würde.

J. H. Schnitzler.

Digitized by Google

Nro. 117. u. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1828.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von Carl Adolph Menzel, königlich Preufsischem Consistorial- und Schul-Rath. Zweiter Band. Vom Nürnberger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges. Breslau. 1828. 8.

Das Verhältnifs des Geschichtschreibers zu seinem Gegenstande ist eins von denen, welche bis jezt noch sehr wenig erörtert sind; es ist an sich ganz speculativer Art. Der Historiker geht in dasselbe ein, ohne ein bestimmtes Bewufstseyn zu haben von der Art und Weise, wie es damit zugeht, welches die Sache der Philosophie ist. Der Geschichtschreiber hat gegen den Philosophen den bekannten Vortheil, dafs er sagen kann, er mache die Geschichte nicht; sie habe sich selbst gemacht und so, wie sie an sich sei, wiederhole sie sich auch nur in seiner Darstellung. Diefs begründet denn gewöhnlicherweise einen Glauben an die Historiographie, dessen die Philosophie sich nicht erfreut. Verschuldet hat diefs die leztere allerdings in den Gestalten, in welchen sie nur das leere, abstracte Denken und es damit auf jene Wahrheitsmacherei abgesehen war, welche das gerade Gegentheil der Wahrheit selber, und mit dem heimlichen Bewufstseyn der Macht des Denkens über sie die Sophisterei ist. Die Philosophie hat vielmehr mit der Historie einen gemeinschaftlichen Gegenstand; sie hat es wie diese nur mit dem Wirklichen, nur mit demjenigen, *was an sich ist*, zu thun; so ist ihr Gegenstand selbst ein vernünftiger. Es kommt aber nun auf die Bewegung des Gegenstandes durch das Bewufstseyn an: denn wie er an sich ist, kann und soll er auch in der Geschichtsbeschreibung nicht bleiben; das Seyn kommt zum Denken, das Object zum Subject und dieses zu jenem, und in diesem Gange geschieht es denn in der Historiographie nicht minder als in der Philosophie, dafs, indem das Denken das Seyn in seine Gewalt bringt (was es mufs) es ihm zugleich seine Gewalt anthut (was es nicht mufs), und hieraus erwächst nun jenes ungesunde Verhältnifs, in welchem die Objectivität sich mit der Subjectivität, als mit einer Krankheit behaftet zeigt, welches der Irrthum ist, indem der Historiker und Philosoph, statt die Sache selbst in sich und ihm gewähren zu lassen, sich vor derselben nicht zu verläugnen und zu vergessen weifs. Beide können nun auch wohl noch *sagen*, sie machten die Wahrheit nicht; in der That aber ist sie jezt nur noch blofs *ihre* Vorstellung.

„Und was die Herren (Historiker) den Geist der Zeiten nennen,
Es ist doch nur der Herren eigner Geist."

Es ist die reine Willkür, welche nach Belieben mit dem Gegenstande umgeht und ihn nach Gefallen zurecht macht. Auf diesem Wege fliefst das subjective Denken mit allen seinen ungerechtfertigten Gedanken, Meinungen, Einfällen, Vorurtheilen, Liebhabereien und Schwachheiten so gut in die Historie als in die Philosophie hinein, und ist das entschiedene Verderben beider, so wie, indem das blofs Subjective unter dem Siegel und Gepräge des Objectiven in Curs gesezt wird, die Falschmünzerei, die Verfälschung der endlichen Wahrheit sowohl, welches die geschichtliche Thatsache ist, als der unendlichen, welches der Gegenstand der Philosophie ist.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes erklärt sich auf der ersten Seite der Vorrede folgendermafsen: „Die argwöhnische Stimmung, welche sich seit einiger Zeit nicht wenige Mitglieder der evangelischen Kirche haben einreden lassen, ist dem Urtheil über den ersten Band dieses Werkes nicht überall günstig gewesen. Nach den Erwartung, die Männer und Verhältnisse der Reformation bei jeder neuen Darstellung in dem Schimmer, in welchen die Begeisterung sie gehüllt hat, stets nur verklärter wieder zu finden, haben Viele, unter ihnen auch Wohlwollende, ein Mifsbehagen gefühlt, solche, welche sie einmal gewohnt sind, sich stets als Heroen

Digitized by Google

und halbe Heilige vorzustellen, als Menschen, wenn auch als ausgezeichnete und achtungswerthe, doch mit Eigenschaften zu erblicken, welche oft genug theils an die allgemeine Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, theils an gewisse besondere Untugenden des Gelehrtenstandes erinnern." Hiemit erklärt er einerseits die Begeisterung und Verklärung, worin man bisher die Häupter der Reformation als Heroen und halbe Heilige erblickt habe, für ein falsches Licht; andererseits will er sie vielmehr in einem solchen Lichte zeigen, dafs sie stark genug an die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und an die Untugenden des Gelehrtenstandes erinnern. Läfst jene übertriebene Begeisterung und Verklärung allerdings auf eine subjective Ueberspannung schliefsen, so ist sie doch wenigstens in ihrer Quelle edel und findet in der objectiven Geschichte dieser grofsen Begebenheit wenigstens in vielen Beziehungen ihre Bewährung und Berechtigung; hingegen im Gegensatz und Widerspruch damit die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur und die Untugenden des Gelehrtenstandes hervorheben wollen, welche an den Urhebern der Reformation zu finden und nie verkannt oder verschwiegen, obwohl viel höheren Gesichtspunkten untergeordnet worden sind, und in solchem Sinne die Geschichte derselben schreiben, ist nicht nur, nach diesem eigenen Bekenntnifs, parteiisch, indem der Verf. hiemit schon dafür sorgen zu wollen verspricht, dafs die Begeisterung und Verklärung, die doch auch ihr Recht hat, wegfalle und vielmehr das Gegentheil davon überall hervortrete, sondern auch, seiner Form nach, ein so ganz willkürlicher Vorsatz, der es gar kein Hehl hat, was *er* aus dieser Geschichte *machen* will, und, seinem Inhalt nach, ein so dürftiger Gedanke und Gegenstand, dafs jeder wahre Geschichtschreiber wohl Bedenken tragen möchte, sich dessen zu rühmen. Denn ist das der Geist der Reformation, dafs die Urheber derselben Menschen waren und die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur und die Untugenden des Gelehrtenstandes theilten? ist das ein grofses Verdienst, diese hauptsächlich hervorzuheben, welche, obwohl keine Rechtfertigung, doch auch zum Theil wenigstens ihre Entschuldigung finden in dem Geist und Geschmack jener Zeit? ist das noch etwas Neues und Nothwendiges, da doch in diesem Fach längst das Nöthige geleistet und der Satz: dafs die Reformatoren Diener der Leidenschaft gewesen, nicht nur in allen Vorstellungen der Reformation, wie wir dergleichen in Menge aus der Römischen Kirche von Jesuiten und sonstigen Polemikern haben, der Hauptgesichtspunkt und ein im 17ten Jahrhundert sogenannter locus communis war, sondern noch über Gebühr sein Recht in protestantisch-historischen Werken längst erhalten hat, in deren Geschichte der Theologie dem christlichen Leser nicht anders zu Muthe ist, als ob er sich in einer Gesellschaft von Spitzbuben befände? In solcher Behandlung wird das Substantielle (die Religion als Motiv) gegen das Subjective bei Seite gestellt, das subjective Mögliche (die Leidenschaft, die Rechthabung, Ehrsucht etc.) zum objectiven Wirklichen gestempelt. Es ist, wie ein Philosoph unserer Zeit sagt, die Ansicht „der psychologischen Kammerdiener, für welche es keine Helden gibt, nicht weil diese keine Helden, sondern weil jene nur die Kammerdiener sind." Auf etwas so Geringes und Beschränktes ist nun auch bei dem Verfasser dieser Reformationsgeschichte das Interesse an dieser welthistorischen Begebenheit zusammengeschrumpft. Das Merkwürdigste aber bleibt immer dabei noch diefs, dafs er dergleichen nicht nur für edel und verdienstlich, sondern sogar für einen höhern Standpunkt hält, der zur Versöhnung der entzweiten Kirchen führen soll.

Es ist wohl unbedenklich zuzugeben, dafs es einen höhern Standpunkt gibt, auf welchem der Gegensatz und Widerspruch der Römischen und evangelischen Kirche aufgehoben, und die Geschichte derselben nur die dialektische Bewegung des Streites und Gegensatzes ist. Aber nicht jede Weise dieser Aufhebung und Bewegung ist schon die wahre und richtige. Versucht worden ist sie zunächst in der neuern Zeit durch das fromme Gefühl. Von dem darin sich haltenden und abschliefsenden, in der Römischen und evangelischen Kirche Deutschlands, in hohen und niedern Häuptern weit verbreiteten Pietismus hat man die Erwartung gefafst, er könne und werde früher oder später, wie zur Vereinigung beider Kirchen führen, so schon vorläufig ein gerechtes und unparteiisches historisches Urtheil einleiten und allgemeiner machen. Was dadurch wirklich zu diesem Zwecke geleistet werden kann, ist, dafs die Innerlichkeit der Empfindung sich gegen alle Aeufserlichkeit der Erscheinung und der Gebräuche geltend macht, dafs der Blick von beiden Seiten sich auf das Substantielle und Wesentliche richtet, und man, wo nicht erkennt, doch fühlt, es müsse die Veränderung ins Bessere von Innen heraus erfolgen und die christliche Religion, der gemeinschaftliche Inhalt beider Kirchen, zunächst mit Eifer, Lebendigkeit

Digitized by Google

und Wärme erfaſst und festgehalten werden. Das Falsche daran ist nur, daſs man jenen groſsen Erfolg an die Lebendigkeit des in sich selbst verworrenen, unklaren und unfreien Gefühls geknüpft und über der Behauptung des Substantiellen und Unmittelbaren den Gegensatz selbst aus den Augen gelassen, desselben Wirklichkeit selbst geläugnet, somit ihn auch wahrhaft nicht aufgehoben hat, ja vom Gefühl aus dazu nicht die mindeste Anstalt machen *kann*. Denn in diesem, worin sich noch nichts gesondert oder in den Gegensatz übergegangen, ist er gar nicht vorhanden, sondern allein in der Reflexion und dem Verstande; dadurch aber, daſs man vor einem vorhandenen Gegensatze die Augen zumacht, ist er selbst nicht beseitigt. Der Pietismus kann wohl der Gleichgültigkeit und dem Unglauben entgegenwirken; er selbst ist aber in seinem Mangel an Einsicht der Gefahr des Aberglaubens, der Schwärmerei u. s. f. ausgesezt und mit der Blindheit behaftet. Diese in ihrer Eitelkeit eben so sehr mit sich selbst als mit dem Gegenstande beschäftigte geistige Schwelgerei und Liederlichkeit ist ganz auſser Stande so Groſses, als die Heilung dieser seit Jahrhunderten blutenden Wunde ist, zu vollbringen; es kann vielmehr nur durch die verständige Einsicht und Betrachtung geschehen. So fällt nun die Aufgabe dem Verstande anheim. Er, von dem der Gegensatz hergekommen, soll ihn auch wieder beseitigen. Er allein kann sich kritisch und dialektisch von der einen Seite zur andern bewegen und das Wahre und Falsche daran aufzeigen, und dadurch kann erreicht werden, daſs beide Kirchen in ihren Historien, wie in ihrem Verhalten gegen einander gerechter und billiger werden. Allein so lange dieſs Unternehmen lediglich das des Verstandes und die Bewegung selbst nur *sein* Denken ist, bleibt, wie der Frömmelei der Gegen*satz*, so ihm der Gegen*stand* fremd und äuſserlich; er bewegt sich wohl frei *an* ihm herum, aber diese seine Freiheit selbst ist nur die negative: statt sich in ihn und seinen Gehalt positiv einzulassen, erhebt er sich nur über ihn, und dieses sein Sich-erheben über ihn ist die reine Gleichgültigkeit gegen ihn, worin er auch die beiden Formen des Gegensatzes gleichgültig gegen einander macht und nur ihr ruhiges, friedfertiges Bestehen neben einander fordert. Sie, die im Streit sind und nur im Widerspruch mit einander existiren, sollen sich, wo nicht vertragen, doch wenigstens einander tragen und dulden, weil die Materie des Streites gar nicht von solcher Bedeutung und Wichtigkeit ist, um deſshalb im Unfrieden zu leben. Es ist dieſs der politische Gesichtspunkt, worin von der Sache selbst ganz abstrahirt ist. Weil aber dieser sogenannte höhere Standpunkt in der That das Schweben im Leeren und Abstracten ist, so fällt die Betrachtung, um einen Inhalt zu haben, immer an die eine Seite willkürlich zurück und die höchste Unparteilichkeit wird nun darin gefunden, daſs der Römische und evangelische Geschichtschreiber ihre Standpunkte mit einander vertauschen. Dieſs ist nun auch der sogenannte höhere Standpunkt unseres Verfassers. Dadurch aber ist weder ein höherer Standpunkt erreicht, noch auch nur der mindeste Schritt oder Beitrag zur Versöhnung beider Kirchen geschehen, daſs man von der einen Seite des Gegensatzes weg und zu dem andern hinfällt; dadurch, daſs ich, der evangelischen Kirche angehörend, eine Geschichte der Reformation aus Römischen Gesichtspunkten verfasse, ist so wenig geschehen, als dadurch, daſs ich, der Römischen Kirche angehörend, die Geschichte der Glaubensverbesserung oder, wie Sarpi, die Geschichte des Trienter Conciliums aus protestantischen Gesichtspunkten schreibe. Wer, sei er ein Katholischer oder Evangelischer, die Geschichte der Reformation recht behandeln will, muſs sich nicht unter die Hierarchie der Römischen Kirche, sondern allein unter die Hierarchie der freien Wissenschaft stellen, welche das logische, vernünftige Wissen der Wahrheit ist. Die Einheit der christlichen Kirche Deutschlands ist weder auf pietistischem, noch auf politischem Wege zu erreichen. Nicht das Fühlen, nicht das Denken nur, sondern das concrete Wissen der Vernunft allein ist, wie die Aufhebung aller vorhandenen Gegensätze, so auch die wahre Hierarchie, die wir vertheidigen und der wir gehorchen. Auch zu solchem Irenischen Zweck ist von der wahren Kirche die Wissenschaft unzertrennlich. Dazu aber gehört, daſs man unter allen Widersprüchen den Glauben an die Wahrheit und den Muth zur Wahrheit behalten hat, und dessen hat der Geschichtschreiber nicht weniger als der Philosophirende sich zu versichern, zumal wenn jener einen solchen Stoff, als die Glaubensverbesserung ist, vor sich hat.

In der Beurtheilung des ersten Bandes dieser Reformationsgeschichte ist es durch die einzelnen Aeuſserungen des Verfassers selbst einem jeden unbefangenen Leser erwiesen worden, wie der Verf. in seiner Behandlung dieses Gegenstandes sich von Vorurtheil und Vor-

Digitized by Google

liebe leiten lassen. Dasselbige ist denn auch in diesem Bande der Fall; nur, dafs er sparsamer hier seine subjectiven Vorstellungen eingeflochten und in einzelnen Capiteln, wo er einfach dem Gange der objectiven Geschichte folgt, oder wo er die Macht des Gegenstandes und Glaubensinhaltes erfährt, eine edle und würdevolle Darstellung geliefert hat, wie z. B. im 4ten Capitel, wo er jedoch auch am Ende wieder in seine verfälschenden Raisonnements verfällt. Diese lassen sich überhaupt in diesem Bande unter die nachfolgenden drei Gesichtspunkte bringen.

1) Hr. M. will das Alte an sich, nichts Neues, keine Veränderung in der Gestaltung der Welt. Hier ist ein Historiker so sehr im Widerspruch mit sich selbst und seiner Wissenschaft, welche nur das Veränderliche und die Veränderung selbst zu ihrem Inhalte hat, dafs er, seinem Princip gemäfs, wohl gar den Stillstand der Weltgeschichte wünschen könnte, auf dafs nur sicher und wohlbehalten Alles beim Alten bliebe! Er erkennt nicht an den Geist, der alte, nutzlose Formen, die zwar nützlich für ihre Zeit, aber eben so schädlich für eine andere waren und sich selbst bereits überlebt hatten, ohne Schonung zerbricht, um eben dadurch die Menschheit auf neue, höhere Bahnen zu führen. Dieser Geist, der nur in seiner eigenen, ewigen Bewegung wirklich ist und bis in jede Aeufserlichkeit hinein bewegend dringt, jedes Erstarren hasset, keine Stagnation der Gedanken duldet und von jeher Völker genug zu depensiren hatte, um seinen ewigen Gedanken auszuführen, soll sich nach den kleinlichen Vorstellungen eines Historikers richten, der seine particularen, engherzigen und beschränkten Interessen dabei im Auge hat. Dieser die Welt beherrschende und bewegende Geist soll erst bei Hrn. M. anfragen, ob es ihm auch gefällig sei, irgend eine grofse Weltveränderung, mag sie auch schon Jahrhunderte hindurch sich mit dem ganzen Leben der Europäischen Staaten und der Kirche in ihnen verzweigt und sich als eine bestimmte und nothwendige Weltgestalt geltend gemacht haben, anzuerkennen... Denn dafs die Weltgeschichte im Dienste dieses Geistes das Weltgericht selber sei, davon ahnet er nichts. Er kennt auch keinen wesentlichen Unterschied zwischen Revolution und Reformation: denn beide sind freilich sich darin gleich, dafs sie Neues an die Stelle des Alten schaffen. Die Reformation der Kirche durch Luther ist ihm nichts weiter als ein mit Leidenschaftlichkeit geführter Freiheitskrieg (S. VII) und die unbefugte Opposition gegen die Legitimität der Herrschaft über Glauben und Gewissen der Christen. Wie er selbst sich darüber äufsert, ist S. 453 zu lesen, und S. 57 hier, wo er die Gräuel des Münsterischen Hirns beschrieben, sezt er hinzu: „Aber Wenige derer, welche mit Entsetzen vor dem grausen Abgrunde zurückschaudern, wollen begreifen, dafs sehr nahe Wege zum Abgrunde in Vorstellungen und Gesinnungen liegen, mit welchen sie selbst aufs Innigste befreundet sind, und von denen sie Heil und Licht für die Menschheit erwarten. Die Raserei der falschen Verstandesweisheit, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Frankreich mit Trümmern und Blutströmen bedeckt und die von einem trügerischen Glaubenswahn getragene Selbstvermessenheit der Münsterischen Schwärmer zeigen in ihren Wirkungen überraschende Aehnlichkeiten, welche, wie verschieden auch die nächsten Entstehungsarten des Unwesens waren, doch auf die gemeinsame Quelle zurückweisen, dafs die Willkür des eigenen Geistes untrüglich, die geheiligte Form des göttlichen Gesetzes und die geschichtliche des menschlichen nur aus Wahn und Trug entsprungen seyn soll."

2) Hr. M. stellt nicht selten die untrügliche Gesammtheit der Hierarchie der Macht Eines Mannes gegenüber, und legt in diese Stellung hauptsächlich seinen Tadel der ganzen Unternehmung einer Reformation der Kirche durch Luther. Er fällt dabei aus Leidenschaft oft in die gehässigsten Verläumdungen, wie z. B. S. 100, wo er den Zuruf Luthers, womit er aus Schmalkalden hinausfuhr: Gott erfülle euch mit Hafs gegen den Papst, also commentirt: „Es hätte dieses Zurufes für Leute nicht bedurft, denen die Meinung (?) ihres Meisters und der entschiedene Beifall, welchen die Mächtigen derselben zollten, einziges (?) Gesetz ihrer Ueberzeugungen war. Sie rühmten sich der Unabhängigkeit von Menschengeboten; sie wütheten gegen das, was sie Menschensatzungen nannten (?), während sie immer fester in dem engen Kreise von Lehrmeinungen und Kirchenformen sich verstrickten, welche ein Mensch von überlegener Persönlichkeit und eigenthümlicher Geistesrichtung (!) aus dem weiten Gebiet der religiösen Ideen und kirchlichen Symbole abgesteckt und für den Inbegriff alleingültiger Wahrheit, für die einzig mögliche Ausdrucks- und Auffassungsweise des Christenthums erklärt hatte." Dabei ist nicht nur grundfalsch, was er S. 98 von den Gründen des Auftrags an Melanchthon, den Anhang der Schmalk. Art. betreffend, berichtet, sondern auch lächerlich, was

Digitized by Google

er zum „Beweise eines grofsen Starkmuths" von Melanchthon anführt: denn wenn dieser in seiner Unterschrift der Schmalk. Art. dem Papst sein Primat und den Bischöfen ihre Superiorität lassen wollte, aber jure humano, so lag in den leztern Worten die stärkste Kriegserklärung gegen den Papst und die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem evangelischen Princip, wie man denn oft und wiederholt die gröfseste Nachgiebigkeit gegen den Papst und seine Bischöfe bewiesen hatte unter der einzigen Bedingung, dafs sie das Evangelium nur nicht verfolgen wollten. Wie rücksichtsvoll und demüthig dagegen der Verfasser sich über den Papst und die Römische Kirche äufsert, ist an vielen Stellen z. B. S. 71, 300 sehr erbaulich zu lesen, wie er denn auch nicht vergifst, wo er von Hussens Hinrichtung zu Constanz spricht, zu bemerken, dafs dieselbe ohne Theilnahme des Römischen Stuhls, vielmehr während dessen Erledigung geschehen sei. (Ecclesia non sitit sanguinem, allein auch Papa non moritur.) S. 28. Ebendaselbst wird die evangelische Lehre eine solche genannt, welche der Idee (!) der Kirche, als einer untrüglichen Gesammtheit widersprach. „Die Aeufserungen der Untrüglichkeit in Bestimmung der Lehre sind in der Römischen Kirche an gewisse Bedingungen geknüpft, und gehen unter Formen vor sich, an denen sie mit Sicherheit (?) erkannt werden können. Eine dergleichen Form ist ein rechtmäfsig berufenes und versammeltes Concil." S. 406. Als einen Mifsgriff stellt der Verf. fälschlicherweise die Berufung auf ein allgemeines Concil von Seite der Protestanten dar. S. 433. Sie erhoben mit Recht ihren Widerspruch gegen die Gewährung ihrer eigenen Forderung in *solcher* Weise. Dafs die Form richtig war, konnte nicht genügen, wenn der Geist und die Gesinnung nichts taugte. Hr. M. aber spricht von einem Concilium der Römischen Kirche nicht anders, als ob es die substantielle Wahrheit selber wäre. „Der Wittenberg'sche Reformator verlangte, Jedermann sollte seinen und seiner Amtsgenossen Behauptungen und Erklärungen sich unterwerfen, ohne jedoch eine höhere Berechtigung und Erleuchtung nachzuweisen oder für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn die Inhaber der alten Kirchengewalt bei ihren Entscheidungen nur als Werkzeuge angesehen seyn wollten und die Richtigkeit ihrer Aussprüche nicht auf die Wissenschaft und Weisheit der einzelnen Geister (Hört! hört!), sondern auf die Untrüglichkeit des göttlichen Geistes zurückführten, der die Kirche beseele und in ihren rechtmäfsigen Versammlungen die Form seiner Verkündigung finde, so erschienen Luthers Behauptungen als Ergebnisse der Anstrengung und Forschung eines menschlichen Geistes." S. 408. „Wenn aber Rom den Hafs so vieler Völker und Völkerführer, mit welchem es sich in Verfolgung seines Zwecks beladen hatte, in der Stärke eines grofsen Gesammtwesens ruhig ertrug, so brachte Luther, welcher mit der Kraft des einzelnen Geistes und mit dem Gewicht seines persönlichen Ansehens den Glauben der Menge in den Fesseln seiner Ueberzeugung festzuhalten strebte, dieser Aufgabe die Freudigkeit des Herzens zum Opfer." S. 409. Man kann sich vorstellen, wie er vollends bei der Nachgiebigkeit Luthers gegen den Landgrafen und dessen Doppelehe sich äufsert, wie er da die Glorie des Römischen Stuhls hervorhebt und die hohe und unabhängige Stellung desselben vertheidigt. S. 185. „Mit dem Grundsatze der Schriftmäfsigkeit reichten die Reformatoren nicht nur nicht aus, sondern sie sahen ihn sogar gegen sich gewendet, als sie in den Fall kamen, das durch die katholische Kirche geheiligte Eherecht der christlichen Völker gegen die verwegenen Schlufsfolgen eines sinnlichen, aber bibelfesten Anhängers, von dessen Zurücktritt sie die nachtheiligsten Folgen für das Bestehen ihres Kirchenthums fürchteten, aufrecht zu erhalten." S. 185. Von der Kirche hat er überhaupt und durchaus nur die Römische Vorstellung; nur diese erkennt er an als die wahre, und es wäre schwer einzusehen, wie ihm in solcher Ueberzeugung nicht längst bei uns, in dieser frischen und freien Luft des evangelischen Glaubens, unwohl und unheimlich geworden seyn sollte. Man sehe besonders S. 221, wo er den evangelischen Begriff von der Kirche, der auch vor jeder Wissenschaft sich in seiner Wahrheit rechtfertigt, für eine Bestimmung im Cirkel erklärt. Listig übersezt er ebendaselbst in dem bekannten Ausspruch Augustins: ich würde auch dem Evangelio nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bewegte, den stärkeren Ausdruck: Autorität durch den feineren: Haltung. Auch hat er S. 435 seinen Hohn und Spott daran, dafs „der grofse Gedanke, die gesammte Kirche zu reformiren, sich zur Stiftung einer Kirchenpartei verkleinert hatte," da doch eben nur an der Hartnäckigkeit des Römischen Stuhls in seinen Irrthümern und Sünden und an seinem beharrlichen Widerstreben gegen die göttliche Wahrheit des Evangeliums und die Freiheit der Völker dieser grofse Gedanke scheiterte und Deutschland in zwei Hälften zerrifs. Seine entschiedene Anhänglichkeit an die Grundsätze der Hierar-

Digitized by Google

chie und des Papismus legt der Verf. eben da sehr bestimmt zu Tage, wo er die menschlicherweise daran klebenden Flecken zugibt, und er thut das in eben derselben bitter polemischen Weise und mit solchem herzlichen Hafs gegen die evangelische Kirche, wie es nur irgend jemals von dem besten Jesuiten in der Römischen Kirche geschehen ist. „Man hat gemeint, eine Darstellung, welche zeige, dafs die evangelische Kirche unter dem Zuthun irdischer Momente und menschlicher Leidenschaften ins Leben getreten sei, scheinen das Verdammungsurtheil der Gegner über dieselbe bestätigen zu wollen. Eine sonderbare Meinung, welche nur aus Unreife des geschichtlichen Urtheils abgeleitet werden kann. Wenn der rechtmäfsige Bestand einer Kirchenform in der äufsern Erscheinung von der ungetrübten Reinigkeit ihrer menschlichen Urheber und Begründer abhängig wäre, so würde es mit der Römischen Kirche gar übel bestellt seyn (was es aber bei dem rechtmäfsigen Bestand derselben nach unserm Verf. gar nicht ist) und dieselbe keine Ursache haben, sich über die Wittenbergische (nämlich: Kirche) zu erheben (wozu sie doch, nach unserm Verf. sehr gegründete Ursache hat). Denn wenn auch St. Peters Nachfolgern zu viel Uebles (?) nachgesagt worden ist, so stellen doch selbst curialistische Geschichtschreiber, wie Baronius und Raynaldus, nicht in Abrede, dafs ihr Thun und Treiben, von der menschlichen Seite angesehen, nicht selten in starken Schatten fällt.“ S. XI. Luthers Haupt- und Grundüberzeugung sei ja selbst gewesen, dafs kein Mensch etwas Gutes thun könne, er habe vielmehr in Allem, was durch ihn geschah, nur die Wirkung höherer Kräfte verehrt. Aber „das Verhältnifs der leztern zu der in den Thaten der Menschen hervortretenden Erscheinungen sei nicht zu ermitteln, sondern lediglich im Glauben zu fassen.“ S. XI. Mit diesem Glauben geht also der Verf. über die Geschichte hinaus, er ist kein historischer, sondern dogmatischer Glaube, und hängt nicht von der Reife oder „Unreife des geschichtlichen Urtheils“ ab, und mit diesem Glauben hat der Verf. sich für die Römische Kirche und ihren rechtmäfsigen Bestand und gegen die evangelische und ihren unrechtmäfsigen Bestand entschieden. Wie es inzwischen mit des Verfassers nicht historischem, sondern dogmatischem Glauben bestellt ist, ist jezt noch etwas näher zu besehen.

3) Herr M. zeigt sich durchgängig in diesem Buch als einen Mann, der keinen Glauben an die Wahrheit und defshalb auch keinen Muth zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnifs hat. Die Maxime aller ihm Gleichgesinnten ist diese: Es ist doch mit demjenigen, was man sonst Wahrheit, ewig absolute Wahrheit oder das an und für sich Wahre nannte, nichts als subjective Ansicht, menschliche Meinung, reines, leeres Belieben, Ausdrucks- und Auffassungsweise; denn das Ewige, an und für sich Wahre ist nicht zu erkennen; diese Wahrheit ist allein die erkennbare; Gott hingegen und der, welcher spricht: ich bin die Wahrheit und das Leben, ist der Unerkennbare. Dafs nun dieser Grundsatz, diefs grofse Axiom der modernen Theologie, womit sie als einer seidenen Schnur, in völliger Desperation an der Vernunft und Wissenschaft, sich gleichsam selbst strangulirt hat, diefs Vorgeben aller Faulheit von der unerkennbaren Wahrheit — eine erkennbare Unwahrheit sei, diefs einzusehen, so weit ist Hr. M. noch nicht gekommen, sondern als ein Kind der Aufklärung hat er diesen Grundsatz aus der Revolution und Demagogie der Kant'schen Philosophie, welche im Intellectuellen ist, was die Französische im Politischen war, utiliter acceptirt. Man mufs ihm auch das Zeugnifs geben, dafs er, diesen Grundsatz bekennend, weder nach Nro. 1 es mit dem Alten hält (denn ist er nicht etwas ganz Neues, dieser Grundsatz, und in der christlichen Kirche Unerhörtes und *ihr* ewig Fremdes?), noch auch nach Nro. 2 es mit der Römischen Kirche hält: denn diese hat ihn nie anerkannt: sondern er ist allein eine Schmach, welche man in neuern Zeiten der evangelischen Kirche angethan, die ihn eben so wenig jemals anerkannt hat. Er ist also mit diesem Grundsatz weder Römisch noch evangelisch gesinnt. Dafs er aber durch diesen Grundsatz mit Nro. 1 und 2, und folglich mit sich selbst im Widerspruch steht, merkt Hr. M. gar nicht. Aber ist nicht vielleicht eben diefs der höhere Standpunkt, auf welchen er sich in der Vorrede so viel zu Gute thut? Er ist es allerdings in seinem Sinn und seiner Meinung nach. Aber der Standpunkt, sollte er wirklich ein höherer und nicht vielmehr der unterste seyn, so müfste er wenigstens nicht ohne den christlichen Inhalt seyn; dem Christenthum aber unmittelbar widerspricht dieser Grundsatz so stark, dafs vielmehr eben dazu, dafs für uns nicht mehr, wie für die Heiden der *wahre* Gott, oder gar, wie für die Thiere, Gott überhaupt nicht der Unerkennbare sei, es selber die absolute Offenbarung Gottes ist. Doch man mufs auch diefs anerkennen, dafs Hr. M. nicht bei dem berühmten Resultat der Kant'schen Philosophie stehen geblieben, sondern auch zu dem Fortschritt der neuern Zeit gekommen ist, der aber in Wahrheit kein Fortschritt, sondern nur die nothwendige Fort-

Digitized by Google

setzung und völlige Ausbildung des früheren Irrthums ist. Wenn nämlich das Denken über Gott und die göttlichen Dinge, wie es auf der Grundlage des genannten Axioms nicht anders seyn kann, ein ganz leeres und inhaltloses geworden, so bleibt ihm zulezt nichts als die Individualität, die Eigenthümlichkeit, die besondere Denk- und Sinnesart, die subjective Ansicht, das unbestimmte Sehnen und Fühlen übrig, und dahinein wird nun die Religion versenkt, und so fällt sie, als Wahrheit sich in sich auflösend, rein und ganz an die Subjectivität, welche sich nun um so breiter machen und aufspreitzen kann. Es läfst sich nun im Voraus ermessen, was mit solchen Augen angesehen aus der Geschichte der Glaubensverbesserung, der evangelischen Lehre und dem Charakter Luthers werden mufs: denn zu seiner Ehre mufs man es sagen, er hat jene Lehre nicht einmal gekannt, vielweniger anerkannt; Hr. M. aber misset diese grofse Seele mit diesem kleinen Mafs. Luthers christliche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ist nur eine *Ansicht*, nur *seine* Ansicht. S. 156. Seine, wenn auch noch so sehr in Gottes Wort gegründete und aus ihm erwiesene Lehre ist doch nur *seine* Lehre, die Lehre Eines Mannes, und was gilt die gegen die untrügliche Gesammtheit in der Römischen Kirche? „Daher war es ungemein schwer, mit dieser Ansicht durchzukommen und die Bibelstellen, welche die Katholischen für ihre Ansicht der Sache anzuführen im Stande (!) waren, von sich zu weisen." S. 394. „Und mit ihrer Ueberzeugung und Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur steht das Mafs ihrer Selbstwürdigung in keinem folgerechten Verhältnifs, weil sonst ihre Zuversicht zu sich selber viel geringer gewesen seyn würde." S. 185. Wenn Melanchthon in seinem Schreiben an den Kaiser unter Anderm sagt: sein Wunsch wäre, dafs man eine wahre, eigentlich (proprie) erklärte, gewisse, der Kirche diensame Lehre erlangen möchte, so macht der Verf. dazu die klägliche Anmerkung: „diefs sei nach der Vorstellung gesagt, dafs der Mensch die Wahrheit an sich unmittelbar zu erkennen vermöge." S. 227. Dafs diefs aber nicht angehe, weifs Hr. M. aus der Kant'schen Philosophie viel zu gut. Diefs macht er gegen die Römische Kirche eben so geltend als gegen die evangelische. So gegen die Synode zu Trient, doch zugleich mit den nöthigen Kniebeugungen gegen sie und mit gehässigen Seitenblicken auf die Protestanten. „Die Aufgabe, an welcher sich ihrerseits die Protestanten nicht minder versucht hatten, war vollständig nicht zu lösen: denn Gott und die göttlichen Dinge sind nicht vollständig (?) Gegenstände der menschlichen Erkenntnifs geworden und die Formen der Glaubenslehre, in welchen das uns zugemessene Stückwerk dieser Erkenntnifs befafst und an und in den Menschengeist gebracht wird, sind bei Weitem nicht ausschliefsend für den Verstand, sondern auch für andere Seelenkräfte, namentlich für das geistige Anschauungs- und für das Gefühlsvermögen gegeben" u. s. f. S. 439. Die reinsten Darstellungen des evangelischen Geistes in Luther führet er nur als dessen „Sinnesart," wie auch als „Momente ihrer Eigenthümlichkeit, als Eigenthümlichkeit seiner Geistesstimmung" an, wodurch dann über den Inhalt und die Wahrheit derselben nicht das Mindeste gesagt, vielmehr dieselbe gar sehr im Zweifel gelassen ist, wie S. 426 ff. Solche leere, formelle Ausdrücke, die doch etwas zu sagen scheinen, kommen dem Vorurtheil und der Vorliebe sehr zu Statten. Wenn er z. B. von Luther rühmend sagt: er sei ein Mensch von überlegener Persönlichkeit und eigenthümlicher Geistesrichtung gewesen, S. 100, so kann man das eben so gut von jedem Hauptmann einer Räuberbande sagen. Der christliche Inhalt der evangelischen Lehre ist ihm dagegen so gleichgültig, dafs er sie von dieser Seite vielmehr sogar ins Lächerliche zieht, z. B. wenn protestantischerseits den kaiserlichen Gesandten zu Schmalkalden erklärt wird: Gottes Wille kann nimmermehr aus menschlicher Opinion und Meinung erkannt werden, sondern wie St. Johannes sagt: der Sohn Gottes, der in des Vaters Schoos sizt, der hat es uns verkündigt. Kaiserl. Maj. wolle doch befehlen, diesen Doctor, unsern lieben Herrn Jesum Christum, einen Richter zu seyn in diesen streitigen Religionssachen — so räsonnirt der Verf. folgendermafsen darüber: „da nun im Ernst nicht erwartet wurde, dafs Jesus Christus in eigener Person vom Himmel steigen und sich auf den theologischen Richterstuhl setzen werde, so konnte die Berufung auf ihn keinen andern Sinn haben (?), als dafs die Behauptungen und Lehrsätze, welche die protestantischen Theologen nach ihrer Auslegung aus der Schrift gezogen hatten, die unmittelbare, volle und untrügliche Wahrheit selbst seien." S. 194. Dafür aber ist nun auch überall, wo er sich in die Lehre einmischt, sein Mangel an Einsicht so in die Augen fallend und die evangelische Lehre für seine Kurzsichtigkeit so tief liegend, dafs er, wie schon im I. Bande, so auch hier verlangt: der Glaube müsse für die menschliche Schwäche und Zweifelsucht noch auf etwas Anderes als sich selbst begründet seyn. S. 16. Die innere erkannte Wahrheit desselben reicht seiner Meinung nach nicht aus. In der Behandlung der Lehre vom Abendmahl zeigt er, dafs ihm alles Interesse an der inneren Wahrheit und Nothwendigkeit dieses Dogma's und Ritus fehlt, und ihm jede Vorstellung darüber gleichen Werth hat. Die Streitigkeiten beider Kirchen betreffen überhaupt nach ihm mehr die Form als die Materie. S. VI. Als ob die Form, die Vorstellung, der Begriff nur eine Nebensache wäre. Die Verachtung des evangelischen Glaubenswerks der Reformation ist in ihm so grofs, dafs er sogar die Nothwendigkeit derselben läugnet und sie zu einer reinen Zufälligkeit heruntersezt. Ursprung und Ausdehnung des Zwistes, sagt er, sei nach endlicher und natürlicher, hier allein anwendbarer Ansicht, mehr durch zufällige Umstände veranlafst worden, als in nothwendigen Verhältnissen gegründet gewesen. Statt in endlicher und natürlicher Ansicht, hätte er richtiger setzen können: in platter und geistloser Ansicht; denn von dieser Natur ist dieselbe, wie sie hier die seinige ist. Nachdem er den

Digitized by Google

Ausspruch Gamaliels: ist das Werk aus Menschen etc. in sehr lahmer Weise corrigirt hat, sagt er: „Die Freunde des Gamaliel'schen Ausspruchs werden sich daher über den Verlust der darin enthaltenen Beweisführung zufrieden geben müssen, wie einst die Philosophen, welche sich des ontologischen Beweises bedienten, um das Daseyn Gottes zu demonstriren, sich darein finden mufsten, dafs die Unhaltbarkeit des Beweises dargethan ward." X. Von wem? Begibt sich Hr. M. so keck auf das Gebiet der Theologie, so sollte er doch auch wissen, dafs es gerade der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes ist, der trotz aller Demonstrationen dagegen unter allen Beweisen mit vollem und unbestreitbarem Recht den höchsten, wissenschaftlichen Rang behauptet hat und stets behaupten wird. Aus der schlechten Theologie der Aufklärung hat er endlich auch die ausgedroschene Unterscheidung des Christenthums von den Kirchenthümern, wie er sich ausdrückt, von denen er keinem der beiden vorhandenen unbedingte Vollkommenheit, jedem aber eigenthümliche Vorzüge zugesteht, (VII.) ohne doch die Nothwendigkeit der Erscheinung des Christenthums in seiner Kirche und mithin auch die innere Einheit derselben anzuerkennen. Die Gemeinschaftlichkeit der beiden abendländischen Hauptbekenntnisse enthalten das Wesentliche des Christenthums, ihre Verschiedenheit betreffe nur Unwesentliches und Formelles, sagt er. Hier begreift Hr. M. nicht, dafs man das Erstere zugeben kann und mufs ohne das Zweite, und dafs diefs leztere Zugeben lediglich aus seiner Unkenntnifs des wahren Verhältnisses beider Kirchen herkommt. Denn um nichts und wieder nichts ist diese Entzweiung, welche durch wenigstens gleiche Schuld zur Spaltung geworden, nicht erfolgt, und überhaupt so klug, wie Hr. M. jezt, war man dazumal längst, wenn solche (Erasmische) Klugheit sich hätte mit der evangelischen Wahrheit und Freiheit vereinigen lassen.

Marheineke.

Sechster Bericht.

Der Societät für wissenschaftliche Kritik sind als Mitglieder beigetreten:

Herr Prof. Dr. Albrecht in Königsberg in Preufsen;
Herr Premier-Lieutenant v. Griesheim in Berlin;
Herr Prof. Dr. Jacobi in Königsberg in Preufsen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Classe (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Herbart, Metaphysik — Hinrichs.
G—l, Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen } Hegel.
Ueber die Hegelsche Lehre oder absolutes Wissen und modernen Pantheismus } Hegel.
Friedrich von Schlegel, Philosophie der Geschichte — Gans.
Damiron, histoire de la philosophie française du 18me siècle — Michelet.
Fofs, de Gorgia Leontino commentatio — Wendt.
Schubarth, über das Streben der Menschheit zur Einheit — Michelet.
Hahn, Dogmatik — Rust.
Doepke, philologisch-kritischer Commentar zum hohen Lied Salomo's — v. Meyer.
Dieck, Literärgeschichte des Longobardischen Lehenrechts — Albrecht.
Sydow, Erbrecht nach dem Sachsenspiegel — Albrecht.

II. In der naturwissenschaftlichen Classe (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Gaus, disquisitiones generales circa superficies curvas — Dirksen.
Gaus, theoria combinationis und supplementum theoriae combinationis — v. Riese.
Delambre, histoire de l'astronomie — Bessel.
Robert Brown, microscopical observations — Schultz.
Reich, Grundlage der Heilkunde — Bartels.
Desruelles, traité de la coqueluche — Mathaei.

III. In der historisch-philologischen Classe (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Fragmentos de hum cancioneiro inedito etc. — Diez.
Dursch, das zerbrochene Gefäfs oder Ghatakarparam — Rückert.
Tieck, Schriften — Hotho.
J. G. Forster, Briefwechsel — Varnhagen von Ense.
Rückert, Nal und Damajanti — Bopp.
Schefer, Novellen und desselben kleine Gedichte — Wendt.

Druckfehler.

S. 637 Z. 30 lies Striemen statt Briemen.
— 638 — 24 — Sirenen statt Sinnen.
— 639 — 17 — Briefen statt Schriften.
— 750 — 12 — Destruction statt Instruction.
— — — 18 — Ursprüngen statt Vorsprüngen.
— 762 — 35 — ξιφηφόρος statt ἐιφηφ.
S. 763 Z. 24 lies gethan sehen statt gethan haben.
— 768 — 46 — ausgelegt statt auslegt.
— 773 — 23 — ὦν [οἱ Σχύθαι] statt ὧν (οἱ (χύθαι.
— — — 26 — ὦν statt ὧν.
— — — 37 — herwendend statt herwenden.

Beilage: Umschlag zum December-Heft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google